Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Deutsche Roman-Zeitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung

Herausgegeben von Otto Janke
Dreiundfünfzigster Jahrgang 1916

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt

Dritter Band

Verlag von Otto Janke * Berlin SW 11

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STK
JUN 5 51

AP30
D378
V. 53
pt. 3-4

Digitized by Google

Inhalt des dritten Bandes

★

Romane

Zertrümmerte Götzen. Ostpreuß. Zeitroman von Fritz Skowronnek, Seite: 1—10, 25—34, 49—59.

Bulgariens erster Zar. Roman von Detlev Stern, Seite: 11—18, 35—42, 60—66, 82—90, 106—114, 130—138, 154—162, 178—186.

Stärker als Liebe. Roman von Arthur Achleitner, Seite: 73—81, 97—105, 121—129, 145—153, 169—177, 203—210, 227—234, 251—258.

Treibholz. Roman von H. Schobert, Seite: 193—202, 217—226, 241—250, 265—273, 289—297.

Am Möwenstein. Roman von Ludwig Müller-Grimmold, Seite: 274—282, 298—306.

★

Beiblatt

	Seite
Frühling. Gedicht von Reinhold Braun	19
Klein Else. Skizze von Ottfried v. Hanstein	19
Frühlingsgebet. Gedicht von Franz Lüdtke	22
Die alte Mühle im Berlebachtal. Von Hanns Gisbert	22
Unsterblich. Gedicht von Hellmuth Unger	24
Die alte Uhr. Gedicht von Erich Janke	43
Flüchtlinge. Kriegsbild aus Ostpreußen von Tiny von Roeßler	43
Nach einer wahren Begebenheit. Gedicht von Thilo Kieser	46
Konstantinopel. Gedicht von Johanna Weiskirch	67
Der Sammler. Humoreske von Wolfgang Kemter	67
Wieder Kind. Gedicht von K. E. Knodt	70
Der Dichter des „Don Quijote". Von Paul Pasig	70
Ostern. Gedicht von Eugen Stangen	91
Osterblumen. Von A. M. Witte	91
Auferstehung. Gedicht von F. Wagenknecht	93
William Shakespeares letzte Ruhestätte. Von Paul Pasig	93
Mutter Erde. Gedicht von Reinhold Braun	95
Deutsches Frühlingsgebet. Gedicht von Elisabeth Haspelmacher	115
Ein kostbarer Fund. Humoreske von Freiherr von Schlicht	115
Lenzahnen. Gedicht von Johanna Weiskirch	117
Lächeln. Von Rose Raunau	118
Frage. Gedicht von H. Wunderlich	119
Frontfahrt. Gedicht von Reinhold Braun	139
Der Schuldner. Von Hellmuth Unger	139
Gestern. Gedicht von Helene Brauer	141
Die Schiffbrüchigen. Skizze von d. Kurischen Nehrung von Klara Nast	141
Mädchen im Garten Gedicht von Hans Binder	163
Argwohn. Skizze von Ludwig Kapeller	163
Blühende Bäume. Gedicht von Eva Schröter	164
Gute Nacht. Eine heitere Skizze von Rudolf Michael	165
Der Eichbaum. Gedicht von Walter Hahne	166
Um den Hof. Skizze von Wilhelm Lennemann	167
Musik. Gedicht von Franz Lüdtke	187
Frauendenkmäler. Von A. M. Witte	187
Die braune Samtkappe. Humoreske von Wolfgang Kemter	189
Vision. Gedicht von Hellmuth Unger	191
Frühlingsgaben. Gedicht von Florentine Gebhardt	211

Digitized by Google

Seite

Wandernde Läuschens. Von Käthe Damm . . . 211
Rat. Gedicht von Leo Heller 213
Der Narr. Novelle von Rudolf Michael 213
In dunkler Tiefe. Gedicht von Elisabeth Haspelmacher 215
Pfingsten. Gedicht von Hellmuth Unger 235
Deutsche Frühlingsbräuche am Himmelfahrtstage. Von A. M. Witte 235
Das alte Landhaus. Gedicht von Clara Voigt . 236
Geisterspuk. Skizze von Wolfgang Kemter . . . 237
Abschied. Gedicht von Alfred Richard Meyer . . 238
Fülle der Liebe. Gedicht von Bernhard Schäfer . 259
Die alte Uhr. Skizze von Fritz Müller 259
Dämmerung. Gedicht von Helene Brauer . . . 261
Ein Besuch. Skizze von Marie Pego 261
Auf einem Bergsee. Gedicht von Reinhold Braun. 283
Der Handschuh. Erzählung von Florentine Gebhardt 283, 307
Fluch. Gedicht von Ilse Franke 287
Einsame Pflüger. Gedicht von Thilo Kieser . . 307
Kriegsfrauen im Dorf. Gedicht von Johanna Weiskirch 311

Bücherbesprechungen.

Moritz Seebeck. Aus sonniger Kindheit 72
Karl Huber. Landmanns Hausgarten 72
Deutschlands Taten zur See 120
Kriegsbuch für die Jugend und das Volk. Bd. 4 120
Die Kriegsgefangenen in Deutschland 120
Die Schlachten an der Marne 120
Karl Jünger. Deutschlands Frauen und Deutschlands Krieg 191
Erika Riedberg. Lachende Königin 191

Seite

Artur Brausewetter. Meine Fahrten an die West- und Ostfront 239
Artur Brausewetter. Die Alten von Gerschauen . 239
Francesco Chiesa. Historien und Legenden . . . 239
Paul Keller. Ferien vom Ich 239
Paul Keller. Die Insel der Einsamen 239
Walter Rithack-Stahn: Höhengänge 239
Felix Janoske. Der Kompaniehund und andere Feldzugsgeschichten 239
Franz Reuß. Bei Türken und Kroaten 239
Dr. Ernst Schultze, Großborstel. Die Mobilmachung der Seelen. 240
Dr. Heinrich Fränkel. Was können wir zum Siege tun? 240
Waldemar Bonsels. Himmelsvolk 264
Karl Stielers Werke 312
Alfred Maderno. Scirocco 312
Deutscher Heldentod. Anthologie 312
Marie Pego. Lea Hardtmuth 312

Vermischtes.

Die Senussia 47
Der Handschuh und seine Entstehung 119
Kleinasiatische Städtebilder 95, 143
Feierstunden deutscher Geschichte 192
Wie der Name Antwerpen entstand 192
Ein Wort Jakob Grimms über unsere Muttersprache 215
Etwas für jeden 216
Die Angst vor dem Konjunktiv 216
Die Schreibung der Straßennamen 216
Geschosse. 240
Falsch verstanden 240
Anzeigendeutsch 240
Die Geschichte der Seife 288
Briefkasten 24, 120, 144, 288

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 27

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Zertrümmerte Götzen / Ostpreuß. Zeitroman von Fritz Skowronnek

7. Fortsetzung.

Es waren harmlose Nichtigkeiten, die er erzählte, aber in so drolliger Art, daß die Schipper herzlich lachten. Und dann nahm er eine Zeitung raus und rief laut: „Das Neuste .. das Neuste . . . immer ran, meine Herrschaften." . . . Es war wirklich eine Zeitung und die Nachrichten kaum acht Tage alt. . . Als die Mittagspause vorbei war, trollte sich der Gast.

„Wer ist das?" fragte Gerlach seinen Nebenmann.

„Ein Lehrer und Kantor aus der Stadt. Manchmal kommt er mit einem Schock Jungens, und die schippen dann wie besessen." . . .

Am zweiten Abend war Gerlach reichlich müde, aber nun aß er doch schon mit Appetit und schlief wie ein Ratz. Am nächsten Tage fragte ihn sein Nebenmann, der Riese: „Was hast du für eine Profession?"

„Ich habe hier ein Rittergut in der Nähe und mein Vater hat große Fabriken in Barmen."

„Da hast dich auf die richtige Seite gelegt, Kleiner, aber dat soll dir in meinen Augen nichts schaden. Was fabriziert dein Vater?"

„Jetzt Granaten." . . .

„Ei wei, dat wär' 'ne schöne Arbeit for mir, wenn ich meine Finger noch hätt'." Er hob die rechte Hand, an der die ersten Glieder des Zeige- und Mittelfingers fehlten.

„Ich könnte Ihnen aber doch eine Stellung in unserem Betrieb verschaffen."

„Sag du, mein Jungchen; solange wir for dat Vaterland kämpfen oder schippen, gibt es kein „Sie" mang uns. Da ist jeder gleich. Und nun nimm mal den Spaten weg, den Stein zwingst du nicht, den werde ich mal rausschmeißen."

Er packte den zentnerschweren Stein und warf ihn wie einen Ball über die Grabenborte. „So, und wenn du mir mal später ein kleines Steinchen aus dem Weg räumen kannst, dann werde ich dat mit Dank annehmen."

---

17. Kapitel.

Eines Tages kam der die Aufsicht führende Major die Schützenräben entlanggeritten. Er rief den Feldwebel der Schipperabteilung zu sich heran und fragte ihn, ob er unter seinen Leuten einen Mann habe, der mit Pferden umzugehen verstände. Sein Bursche sei ihm krank geworden. . . Der Feldwebel zuckte die Achseln. Er wüßte nicht, er hätte die Leute nicht danach gefragt. „Na dann fragen Sie mal."

In diesem Augenblick stieß der Riese seinen Nebenmann an. „Du Kleiner, das wäre was für dich. Meld dich doch!"

„Ich habe doch in meinem Leben kein Pferd geputzt und gefüttert", erwiderte Gerlach leise.

„Dat is doch egal, dat lernt man doch in einem Tage."

Mit einem plötzlichen Entschluß warf Gerlach seine Schippe weg und sprang aus dem Graben. „Ich Herr Major."

Digitized by Google

„So mein Sohn. . . Was bist du denn?"

„Ich bin Rittergutsbesitzer und Remontenzüchter."

„Wie heißen Sie dann?"

„Erwin von Gerlach, Herr Major."

Ja, Herr von Gerlach, das kann ich Ihnen doch nicht zumuten."

„Ach, Herr Major, ich will es gern übernehmen. . . Es wäre eine bedeutende Verbesserung meiner Lage. Ich bin der körperlichen Arbeit hier nicht gewachsen."

„Wenn Sie es unter diesen Gesichtspunkt betrachten, will ich Sie gern nehmen. Gehen Sie in die Stadt ins Deutsche Haus und fragen Sie nach meinem zweiten Pferd." . . .

Mit seinem Handkoffer bewaffnet marschierte Gerlach ab. Auf der Straße gabelte er sich einen Feldartilleristen auf. „Verstehen Sie mit Pferden umzugehen?"

„Ach du meinst mir. Ja dat versteh ich."

„Haben Sie Zeit? Wollen Sie mit mir kommen und sich einen Taler verdienen?"

Als der Major nach Hause kam, war der Rappe spiegelblank. „Nun reiben Sie noch den Fuchs mit Stroh ab und geben Sie den Pferden Futter. Dann ist Ihr Dienst für heute zu Ende."

Abends saß Gerlach im Gastzimmer des Hotels, aß Rehbraten und trank Rotwein dazu und freute sich über die Verbesserung seines Schicksals. . . Daß er bei seinen Pferden auf der Streu schlafen mußte, nahm er gern in den Kauf. . . Der Dienst war leicht und ließ ihm viel freie Zeit. Ab und zu ritt er ein Stündchen spazieren. . .

Acht Tage später wurde der Major in das Hauptquartier nach Augustowo befohlen. Er hatte einige hundert Ersatzmannschaften an die Front zu führen. Wie staunten die Leute, als sie aus den zerschossenen und verbrannten masurischen Ortschaften über die Grenze kamen. Da war kaum hier und da ein Haus oder Scheune durch Geschützfeuer beschädigt. Überall waren die Bewohner vorhanden. Neugierig traten sie auf die Straße und glotzten stumpfsinnig auf die vorbeimarschierenden Truppen.

Der Major wandte sich zu dem links hinter ihm reitenden Gerlach um: „Da sehen Sie den Unterschied zwischen unserer und der russischen Kriegsführung. Wie sieht's auf Ihrem Gut aus?"

„Es ist stark verwüstet, Herr Major. Von einer elektrischen Kraft- und Beleuchtungsanlage haben sie die Maschinen weggeschleppt."

„Ja, ja, das sind keine Soldaten, das sind Räuberbanden unter Räuberhauptleuten. . . Wir behandeln die Kerle viel zu human."

Mit Mühe hatte der Major in dem von den Truppen aller Art überfüllten Städtchen einen Raum für seine Pferde aufgetrieben. Gleich am nächsten Tage traf Gerlach einen Leutnant, der oft sein Gast in Mallischken gewesen war. Er nahm die Hacken zusammen und legte die Hand an den Mützenschirm. Lachend trat der Leutnant an ihn heran und zog ihm die Hand herunter. „Das ist ein bißchen zu viel Ehrenbezeugung, mein lieber Herr von Gerlach. Nur in der Bewegung grüßt man den Vorgesetzten durch Anlegen der Hand. Aber nun sagen Sie mal, als was wimmeln Sie hier herum?"

„Als Pferdebursche des Herrn Majors von Falkenried."

„Als Pferdebursche? Eine sehr nützliche und angenehme Beschäftigung. Ja, ja, der Krieg krempelt alles um. Geht Ihr Ehrgeiz nicht höher hinaus? Wollen Sie nicht als Freiwilliger eintreten?"

„Ich möchte schon, Herr von Fahrenheid, aber ich bin nicht angenomemn worden."

„Ach das wird wohl nicht so genau genommen. Kommen Sie mal mit. . . Genieren Sie sich nicht."

„Ich müßte mir doch erst bei meinem Major die Erlaubnis holen."

„Die wird er Ihnen nicht verweigern. . . Sie finden mich im Stabsquartier des . . . Regiments . . . Auf Wiedersehen."

Der Major hatte seine Erlaubnis gegeben und auch bald einen Ersatzmann gefunden. Schon am nächsten Tage wurde Gerlach bei einer Abteilung des Feldartillerieregiments . . ., das in den letzten Kämpfen schwere Verluste erlitten hatte, eingekleidet. . . Der Wachtmeister seiner Batterie brachte ihn am zweiten Tage an die Front. Gemächlich ritten sie hinter einem Infanteriebataillon einher. . .

Plötzlich kam Leben in das Bataillon. Die Gewehre wurden geschultert, die Köpfe reckten

Digitized by Google

sich auf. Der Wachtmeister wandte sich im Sattel um. „Da wird vorn wohl ein Baubau stehen. . . Halten Sie sich gerade und sehen Sie den hohen Vorgesetzten frei an."

Richtig da hielt links von der Straße ein General mit mehreren Offizieren. Mit Verwunderung sah Gerlach, daß der Wachtmeister vor ihm an dem General vorbeiritt, ohne die Hand an den Helm zu heben. Er selbst aber hob grüßend die Hand und schaute ihm frei ins Gesicht. Einen Augenblick später erschallte hinter ihm mit scharfer Stimme der Ruf: „Sie Kanonier, kommen Sie mal her."

„Herr Wachtmeister," rief Gerlach halblaut, „der Herr General ruft Sie zurück."

„Nein Sie, Sie sind gemeint."

Gerlach wandte sein Pferd und ritt die wenigen Schritte zurück. Er sah, wie die Offiziere hinter dem General lachten. „Wer sind Sie?"

In diesem Augenblick schoß es ihm durch den Sinn, daß er doch einen militärischen Schwupper begangen haben könnte und antwortete mit Geistesgegenwart: „unausgebildeter Kriegsfreiwilliger von Gerlach."

„Unausgebildeter Kriegsfreiwilliger?" wiederholte der General fragend.

„Zu Befehl Exzellenz, ich bin gestern eingetreten und eingekleidet."

Über das ernste Gesicht des Generals huschte ein Lächeln.

„Was waren Sie denn vorher?"

„Pferdebursche bei Herrn Major von Falkenried."

„Und vorher?"

„Schipper beim Armierungsbataillon. . ."

„Da haben Sie ja schon eine glänzende Karriere hinter sich. Bestellen Sie mal Ihrem Wachtmeister, er möchte Sie schleunigst in die Geheimnisse des Grüßens einweihen."

Er wandte sich kopfschüttelnd und lachend ab. Gerlach wußte in diesem Augenblick auch nicht, wie er sich zu benehmen hatte. Aber als er sah, daß die Offiziere lachend davonritten, wandte er seinen Gaul und ritt hinter dem Wachtmeister her. Bei der Batterie wurde der Vorfall, den der Wachtmeister seinem Abteilungsführer erzählt hatte, gebührend belacht. Aber die Folge davon war, daß Gerlach am nächsten Vormittag von einem Unteroffizier eingehend über das militärische Grüßen belehrt wurde. . .

Schon am Nachmittag wurde er als Meldereiter fortgeschickt. Dabei erhielt er die Feuertaufe. Sein Weg führte ihn über ein Gelände, das die Russen mit schweren Geschützen bestrichen. Er beugte sich über den Hals seines Gaules und gab ihm die Sporen. . .

Plötzlich verhielt der Gaul . . . und tat einen gewaltigen Satz zur Seite, so daß Gerlach sich nur mit Mühe im Sattel hielt. Ein mächtiger Zuckerhut war wenige Meter von ihm in den weichen Boden eingeschlagen. . .

Zum Glück war es ein Blindgänger gewesen, sonst wäre von Roß und Reiter wohl wenig übriggeblieben. Ein eiskaltes Gefühl lief ihm im Rücken herunter. . . Und dann schlug ihm eine Blutwelle heiß zum Herzen zurück. Mit ihr kam das stolze Gefühl, daß er sein Leben für das Vaterland gewagt hatte. . . Eine seltsame Ruhe kam über ihn. . . Er ließ den Gaul, der wie rasend vorwärts preschte, in Trab fallen. . .

Einige Tage später führte ihn sein Weg durch ein polnisches Dorf, das von den schweren Geschützen der Russen in einen Trümmerhaufen verwandelt war. Etwas abseits hinter einem Wäldchen das ihm Deckung gab, lag eine einsame Kate. Ein dünner Rauch stieg aus dem Schornstein. Da lebten und wohnten also noch Menschen. Neugierig ritt er näher, stieg ab, band sein Pferd an den Zaun und trat in die Stube. Vor dem mächtigen Ziegelofen hockte ein altes Weib. Er sprach sie an. Sie schüttelte den Kopf und antwortete auf polnisch: „nje rosumnje po niemienezko" . . . ich verstehe nicht deutsch. . .

Er nahm alle seine Sprachkenntnisse zusammen, deutete mit der Hand nach der deutschen Seite und rief ihr zu: „Pascholl . . Kulki . . . bums!"

Die Alte hatte ihn verstanden. „Nje moge Panje . . . chorego mam . . . Ich kann nicht fort, Herr . . . Ich habe einen Kranken."

Gerlach hatte sie nicht verstanden, aber er folgte ihr, als sie aufstand und ihn in die anstoßende Kammer führte. Da lag auf einem Strohlager in Kleidern ein Mann, das eingefallene Gesicht von einem struppigen grauen Bart bedeckt . . . Er trat näher und strich

Digitized by Google

ein Zündholz an, um dem Mann ins Gesicht zu leuchten. Da schlug der Kranke die Augen auf . . . Ein matter Schimmer glomm in ihnen auf . . . „Gerlach" . . .

„Um Gottes willen, Grot . . . Sie sind es? Ich will jetzt nichts fragen . . . Noch ein paar Stunden müssen Sie aushalten . . . Sowie es dunkel wird, holen wir Sie ab."

Er warf sich auf seinen Gaul. Im Quartier ließ er sich bei seinem Major melden, der ihm schon persönlich näher getreten war und erzählte ihm, daß sein Inspektor verwundet in einem Hause läge, gepflegt von einem alten polnischen Weib . . . Ob er nicht eine Sanitätsabteilung heranholen und den Kranken zurückschaffen lassen könnte?

Mit Einbruch der Dunkelheit zogen vier Sanitäter unter dem Schutz einer starken Patrouille — Gerlach war auch dabei —, mit einer Tragbahre aus, um den kranken Deutschen zu holen. Mit Hilfe eines polnischsprechenden Soldaten ließ er die alte Frau auffordern, sich hinter der deutschen Linie in Sicherheit zu bringen. . .

Sie weigerte sich. Sie sei alt genug, zu sterben, wenn die Reihe an sie käme. Nun bot er ihr Geld zur Belohnung. Auch das lehnte sie ab. Sie habe noch Roggen und Kartoffeln und das Geld könne sie nicht essen. . . Einige Tage später, als Gerlach wieder an dem Gehöft vorbei kam, er wollte der Alten Salz, Kaffee und Zucker bringen, fand er nur noch einen gewaltigen Erdtrichter und ringsum rauchende Trümmerhaufen. . . An die Alte war die Reihe gekommen, zu sterben. . .

Die Sanitäter hatten leise und behutsam dem Kranken eine Zeltbahn untergezogen, um ihn darin zur Tragbahre zu bringen, da verlor er vor Schmerzen das Bewußtsein. . . Sein linker Oberarm war dick geschwollen und eine eiternde Wunde. . . Keinen Tag mehr hätte er ohne ärztliche Hilfe liegen dürfen, ohne den Arm zu verlieren. . . Noch in der Nacht wurde Grot mit einem Auto in das nächste Feldlazarett gebracht, wo die Ärzte ihn in eine sehr energische Behandlung nahmen.

Und noch in derselben Nacht hatte Gerlach einen langen Brief an Tante Auguste geschrieben und ihr die Rettung ihres Bruders ausführlich geschildert, ohne sein Verdienst dabei zu erwähnen . . . Er hatte die Verwundung als leicht hingestellt. . .

Wenn Lena mit Tante Auguste noch in Berlin gewesen wäre, dann wäre es gar nicht so schwierig gewesen, ihr die Nachricht zukommen zu lassen. Ja der Major, der sich lebhaft für den alten Herrn interessierte, hätte es wohl durchgesetzt, der Tochter in einem Dienstteligramm Nachricht zu geben.

Aber nach Mallischken gab es nur eine Verbindung: durch ein Militärauto, das über die Grenze zurückkehrte. . . Sein Major gab ihm gern Urlaub nach Augustowo, um die Nachricht auf diese Weise zu befördern. Zuerst ritt Gerlach zum Feldlazarett, um Grot zu sehen und zu sprechen. Aber die Oberschwester wies ihn ab. Der alte Herr sei nach der Operation völlig erschöpft. Er habe ein Schlafmittel bekommen.

Nun lief Gerlach in dem Städtchen umher. Er hielt jedes Auto an, selbst wenn es von hohen Offizieren besetzt war. Meistens erhielt er einen Anschnauzer, den er klugerweise dadurch parierte, daß er erklärte, Major Hasse wolle durchaus den Brief nach dem Gut Mallischken befördert haben. Er sei beauftragt, ein Auto ausfindig zu machen, das nach Oletzko zurückfahre. Er drang kühn bis in die Schreibstube des Hauptquartiers vor. . . Dort nahm ihm ein Feldwebel endlich den Brief ab mit dem bestimmten Versprechen, ihn bei allernächster Gelegenheit befördern zu lassen.

Drei Tage später erbat er sich wieder Urlaub, um Grot zu besuchen. Diesmal gelang es ihm, bis zu dem Kranken vorzudringen. Er war noch sehr schwach, aber er konnte doch schon erzählen.

Die Russen hatten ihn, als sie zurückgehen mußten, mitgeschleppt. Ohne Essen und Trinken hatte er viele Stunden mit gefesselten Händen an der Fangleine eines Kosaken marschieren müssen, Strecken bis zu einem Kilometer im Trab. . . Das hatte ihm der russische Offizier besorgt, der ihn vor dem Tode des Erschießens rettete. Er hatte gesagt: „Erst laßt ihn drei Tage zwischen euren Pferden laufen . . ." In dem polnischen Dorf, wo Gerlach ihn auffand, hatte ihm der Kosak einen Lanzenstich durch den linken Oberarm versetzt und war dann davon gesprengt, denn hinter

Digitized by Google

ihnen sausten die Granaten der deutschen Artillerie. . .

Er hatte noch so viel Kraft gehabt, sich auf den Knien, denn seine Füße trugen ihn nicht mehr, hinter einen Zaun zu schleppen. Dort war er umgesunken und hatte stundenlang wohl ohne Bewußtsein gelegen . . . Abends in der Dunkelheit rappelte er sich auf, um, wie er glaubte, auf die deutschen Linien zuzugehen . . Stattdessen war er bis zu dem einsamen Gehöft gekommen und dort wieder zusammengebrochen.

Dort hatte ihn die Alte aufgefunden, ihm Schnaps eingeflößt und ihn dann, als er sich mit ihrer Hilfe aufrappelte, auf das Lager gebracht. . . Ihre ganze Heilkunst bestand darin, daß sie ihm warme nasse Umschläge um den verwundeten Oberarm machte. . . Weitaus schlimmer war der Mangel an kräftiger Nahrung.

Die Alte hatte redlich mit ihm geteilt, was sie hatte, aber es war nicht viel: gekochte Kartoffeln und Roggenfladen, ohne Salz und Fett auf der Pfanne mit Wasser geplinzelt. Dabei konnte er sich nicht erholen. . . Nein, er wurde von Tag zu Tag schwächer. Vergebens hatte er die Alte gebeten, zu den deutschen Truppen zu gehen und ihm Hilfe zu holen. Sie hatte sich mit der Begründung geweigert, die Deutschen schnitten allen Russen und Polen den Hals ab oder sie hängten sie auf. . .

Gerlach wollte etwas erzählen, wie es Lena ging und was er inzwischen erlebt, als die Oberschwester eintrat und ihm schleunige Rückkehr zu seiner Truppe anriet. „Das Lazarett muß geräumt werden. . . Die Russen sind weiter südlich mit großer Übermacht durchgebrochen und stoßen schon auf Lyck vor. . .“

In fliegender Hast berichtete Gerlach: „Fräulein Lena war bei Ihrer Schwester, Tante Auguste in Berlin, dann fuhren wir alle nach Mallischken, wo sie noch jetzt sind . . . Wenn irgend möglich, lassen Sie mir Nachricht zukommen, wohin Sie gebracht werden. Ich bin beim Feldartillerie-Regiment . . . . . Abteilung Hasse . . .“

Ein Händedruck, dann warf er sich auf seinen Gaul und sprengte zurück zu seiner Batterie . . .

---

18. Kapitel.

Die Russen begannen wieder mit großer Übermacht gegen die deutschen Linien vorzustoßen. Bei Augustowo wurden sie in einem zweitägigen harten Kampfe zurückgeworfen, wobei wir ihnen dreitausend Gefangene abnahmen. Aber einige Tage später durchstießen sie weiter südlich die schwachen deutschen Linien und nahmen am 8. Oktober Lyck. Sie gingen wieder in die Mausefalle, trotzdem sie schon einmal über ihnen zusammengeschlagen war, weil sie sich dort einen Weg durch die masurische Seenkette zu bahnen hofften.

Im Norden wurden zwar heftige Angriffe der Russen bei Schirwindt abgewiesen, aber es half alles nichts, die Deutschen mußten auf deutschem Boden zurückgehen und den Grenzstrich den Russen preisgeben. Aber diesmal wurde dieser Strich durch die deutschen Militärbehörden von seinen Bewohnern geräumt. Doch so groß war die Anhänglichkeit der ärmeren Bevölkerung an die Heimat oder sagen wir lieber an ihr bißchen Eigentum, daß viele sich vor den deutschen Truppen versteckten, um nach ihrem Abzug in Haus und Hof zu bleiben.

Nach großen Schwierigkeiten hatte Tante Auguste mit Lena Klautken erreicht, gerade zur rechten Zeit, um den Inspektor und die Leute an einer sinnlosen Flucht zu hindern. Der Inspektor, sonst ein ruhiger, verständiger Mann, war ganz aus dem Gleichgewicht. Er sagte Tante Auguste ins Gesicht, sie habe ihm nichts zu befehlen, und erst als sie ihm mit dem Landrat und dem Gendarm drohte, kam er zur Besinnung . . .

Unterwegs hatte Tante Auguste Gebhard aufgegabelt und trotz seines Widerspruches auf einen Wagen gepackt. Er war damals mit ihnen nach Mallischken gefahren und noch an demselben Abend weiter nach Orzechowken gegangen. Seitdem hatten sie nichts mehr von ihm gehört. Erst später erfuhren sie, daß er Tag für Tag allein die Trümmerstätte seines Wohnhauses mit dem Spaten durchwühlt hatte. Nachts schlief er in einer halb zerstörten Chalupp. . .

Er war nicht nur körperlich verfallen, sondern auch geistig völlig verstört. Stumm und teilnahmslos schlich er in Klautken umher. . .

Digitized by Google

Es war, als wenn ihn eine innere Unruhe trieb. . . Die beiden Frauen pflegten ihn liebevoll, denn Tante Auguste meinte, er müsse erst körperlich wieder auf die Beine kommen, dann werde er auch stark genug werden, innerlich zu überwinden . . . und sie vermied jede Frage nach der verflossenen Zeit . . .

Lena schien es nicht in Klautken zu gefallen, denn eines Tages fragte sie, ob sie nicht lieber nach Berlin zurückkehren sollten.

„Was sollen wir in Berlin?" erwiderte Tante Auguste, „hier leben wir wie die Maden im Speck . . . Morgen will ich uns ein fettes Schwein schlachten lassen, wir machen frische Wurst. . ."

„Ich meine nur, in Berlin bekommen wir doch eher eine Nachricht . . ."

„Ach Kind, auf einen Tag oder zwei kommt es doch wirklich nicht an . . . Die Jettchen schickt uns doch alles gleich zu. Aber wenn du solche Sehnsucht nach Berlin hast, können wir ja in drei, vier Tagen fahren."

Mit einem großen Vorrat Fleisch fuhren sie wirklich am vierten Tage nach Berlin. Tante Auguste hatte dem Inspektor das Schwein abgekauft und sich noch zwei andere gesichert, die später für sie geschlachtet werden sollten. Zu der schnellen Abreise hatte sie die Meldung ihrer Freundin bestimmt, daß unter ihren Schützlingen in Berlin Zwistigkeiten ausgebrochen waren, die von dummen Klatschereien herrührten.

Energisch fuhr sie zwischen die Übeltäter, hielt ein strenges Verhör ab und setzte kurzer Hand eine alte Jungfer, die Anstifterin der Klatschereien, an die frische Luft. In den nächsten Tagen fiel es ihr auf, daß Lena förmlich auf den Briefträger lauerte. Sobald die Klingel ertönte, sprang sie auf und eilte hinaus. Tante Auguste schien es nicht zu bemerken. Sie versuchte aber nach ihrer Art, auf den Busch zu klopfen. „Euer Gutsherr könnte auch schreiben, wie ihm das Schippen bekommt. Daß wir wieder in Berlin sind, wird er sich wohl denken können."

„Aber Tantchen, wir haben doch bisher eigentlich nur geschäftliche Mitteilungen gewechselt."

„Ach nee . . ich dachte, daß er dir nicht mehr so fremd gegenüberzustehen brauchte."

Am andern Morgen brachte ihr Lena einen Feldpostbrief in die Küche. „Gerlach hat an dich geschrieben, Tante."

„Willst du denn nicht hören, was er schreibt?" fragte sie Lena, die sofort verschwinden wollte.

„Du wirst es mir ja nachher erzählen," erwiderte sie und ging hinaus. Tante Auguste sah ihr mit einem eigentümlichen Blick nach. „Sie hat auch einen Brief von ihm erhalten, will ihn aber nicht zeigen. Na, meinetwegen, erfahren werde ich es doch . . ."

Dann brach sie den Brief auf und las, daß und wie Gerlach ihren Bruder verwundet aufgefunden und in Sicherheit gebracht hatte. Sie schrie nicht laut auf, sie lief auch nicht hastig ins Zimmer, sondern trat ganz leise ein. Bei ihrem Erscheinen erhob sich Lena und steckte etwas zu schnell einen Brief ein. Ihre Augen funkelten, ihre Wangen glühten . . .

„Du weißt also auch schon", begann Tante Auguste mit hinterlistiger Harmlosigkeit.

„Was soll ich denn wissen?"

„Na, ich dachte, Gerlach hätte dir auch geschrieben."

Lenas Verwirrung war zu auffällig, um übersehen werden zu können. „Nein Tantchen, der Brief war nicht von Gerlach . . . der war von einer . . . Freundin."

„So, so, deshalb brauchst du doch nicht verlegen zu werden, wenn du von einer „Freundin" einen Brief bekommst. Na, laß mein Kind, ich will mich nicht in deine Geheimnisse drängen."

Lena wurde dunkelrot. „Verzeihe mir, Tantchen, ich habe dir nicht die Wahrheit gesagt. Der Brief war von Herrn Sperber."

„Er schrieb auch wohl geschäftlich?" Der Ton war so trocken, daß er seine Wirkung nicht verfehlte. Lena warf sich an ihre Brust und barg das Gesicht an ihrer Schulter.

„Ach so?" sagte Tante Auguste, weiter nichts.

„Ja", erwiderte Lena, richtete sich auf und lächelte unter Tränen. „Es ist mir selbst noch wie ein Traum, daß das so schnell kommen konnte. Schon beim zweiten Mal, als er bei uns in Mallischken zu Mittag blieb, fühlte ich, daß er es mir sagen wollte . . . Aber du warst immer bei uns."

Digitized by Google

„Ich habe nichts gemerkt . . ."

„Er hat es mir ja auch erst beim dritten Mal gesagt . . . Als er zum dritten Mal abends mit seinem Auto ankam, da warst du gerade im Dorf . . ."

„Ich habe dir damals was angesehen, aber darauf verfiel ich nicht. Das ist ja fix mit euch gegangen."

„Wir haben uns ja schon vorher gekannt. Er war in Prostken angestellt und kam gerade auf Urlaub, als ich meinen ersten Ball in der Bürger-Ressource mitmachte. Da hat er so viel mit mir getanzt, daß mich meine Freundinnen gleich mit ihm neckten . . . Schon damals hat er mir sehr gut gefallen . . ."

„Und nun hast du dich im stillen mit ihm verlobt?"

Lena warf sich wieder an ihre Brust. „Ach wenn ich das doch dem Vater erzählen könnte. Mir drückt es das Herz ab . . ."

„Dazu kann schon Rat werden."

„Tante, was sagst du?" Sie löste sich von ihr und starrte sie forschend an . . .

„Na ja . . . Gerlach hat deinen Vater gefunden und gerettet . . . Da lies selbst."

Sie reichte ihr den Brief, den Lena durchflog. Sie wurde abwechselnd blaß und rot dabei . . . Dann setzte sie sich in den nächsten Stuhl und schlug die Hände vor das Gesicht . . .

Tante Auguste trat zu ihr und legte ihren Kopf an ihre Brust. „Nu was granst du denn jetzt, dumme Margell? Nu ist doch alles im Lot; das heißt für dich", fuhr sie nach einer Weile leise fort . . . „Der arme Mensch tut mir leid. Wenn der andere nicht gekommen wäre und hätte dich weggefischt, dann hätte er hoffen dürfen, dich nach Jahr und Tag zu gewinnen. Verdient hätte er es wohl um dich . . . Aber nu gransʼ nicht . . . Du kannst ja doch nichts dafür . . . Das Herz hat auch sein Recht, und wenn es spricht und so laut spricht, wie bei dir, dann schweigen alle anderen Flöten. Und nun setz dich hin und schreib an den Kanonier Gerlach und bedank dich, aber nicht geschäftlich, sondern mit recht herzlichen Worten."

„Und weiter nichts?"

Tante Auguste wiegte den Kopf hin und her. „Da weiß ich mir auch keinen Rat . . . Ich glaube aber, es ist besser, wenn du ihm nichts von deinem Sperber schreibst . . ."

„Ich kann ihn aber durch meinen Brief nicht in der Annahme bestärken, als wenn er . . ."

„Ja, ja, ich weiß, was du meinst, mein Kind. Das will überlegt sein. Schreiben mußt du . . . Das hat er um deinen Vater und dich verdient . . . Na, wollen man zu einer Notlüge greifen. Ich werde ihm schreiben. Ich schreibe ihm, daß du ganz aus der Verfassung geraten bist. Da ist plötzlich ein Jugendfreund aufgetaucht, der dir nicht ganz gleichgültig gewesen ist . . . Na und so weiter . . . Ich werde das schon fein ausquetschen, daß ich ihm mit der Sache nicht so sehr vor den Kopf stoße. Und du bring mal die Nachricht zu Meybuschens und zu Gebhard . . . Alle sollen an den Vater schreiben . . . Er wird sich sehr darüber freuen. Und dann schreibst du selbst sehr ausführlich . . . Bis gegen Abend haben wir ja Zeit . . . Aber von dem Sperber schreib noch nichts . . ."

Einige Minuten später war große Volksversammlung in Tante Augustens Wohnung. Diesmal hatte Pastor Wollschläger Glück, als er ganz schlicht sagte: „Ich sehe die Hand der Vorsehung darin. Ich habe dem Lenker der Welten- und Menschenschicksale bereits gedankt, daß er das Geschick unseres lieben Grot zum Guten gewendet hat."

Nur Meybusch zog die Augenbrauen hoch und warf Gebhard einen vielsagenden Blick zu. Aber er wollte die allgemeine Freude nicht stören und schwieg . . . Daß auf Lenas Gesicht eitel Sonnenschein lag, fand jeder natürlich . . . Aber einige mit Hintergedanken . . . und Jettchen Minde konnte sich nicht enthalten, ihrer Freundin in die Küche zu folgen, nicht bloß, um ihr beim Punschbrauen zu helfen, sondern ihr auch zuzuraunen: „Das ist doch fein, daß der Gerlach der Lena diese Freude bereiten konnte."

„Quetsch dich deutlicher aus, Jette", entgegenete Tante Auguste nicht sehr zart . . .

„Na, ich meine doch, daß nu bald aus den beiden ein Paar wird. Du meinst das doch auch."

„Ach Jette, von so was muß man am besten gar nicht sprechen."

„Aber du hast doch selbst gesagt . . ."

„So? Habe ich das gesagt? Ich weiß nicht

Digitized by Google

mehr. Und weißt du, Jette . . . wir wollen lieber nicht darüber sprechen. Das könnte sonst so aussehen, als wenn die Lena auf ihn lauert. Und das tut sie nicht. Also, wenn du so was hörst, dann bremst' e' bißchen."

Der Brief, den Tante Auguste nachmittags an Gerlach schrieb, war ihrer Ansicht nach ein Meisterstück. Und er war es auch in Wirklichkeit, denn er ließ dem Empfänger keinen Zweifel, daß die eine Triebfeder seines Lebens in all diesen Wochen, die tiefe, innige Liebe zu Lena, zerbrochen war. Wie eine freudige Nachricht hatte es ihm Tante Auguste mitgeteilt, daß in Lenas Herz das große Glück eingezogen sei . . .

Am nächsten Morgen kam der Brief aus Angerburg an, in dem Gerlach meldete, daß Vater Grot glücklich operiert und auf dem Wege der Besserung sei. Mit dem nächsten Lazarettzug, der bis Berlin durchgeführt würde, könnten die Damen ihn erwarten.

„Es ist doch eigentlich traurig," meinte Tante Auguste, „daß der arme Gerlach sich so den Mund abwischen muß."

„Ja, das liegt auch wie ein Schatten auf meinem Glück", erwiderte Lena. „Wir sind ihm jetzt zu großer Dankbarkeit verpflichtet. Aber Tantchen, ich kann wirklich nichts dafür. Ich hatte ihn schon ganz gern und ich hatte mich auch schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß er um meine Hand anhalten würde . . . Er hatte auch schon vor dem Krieg mit dem Vater darüber gesprochen. Aber Vater wollte damals nicht recht ran, und ich auch nicht recht . . . Das heißt, ich habe das bloß durch Zufall vom Vater erfahren . . ."

„Ach mein Kind, mach dir keine Gedanken darüber. Dagegen können wir nichts tun. Das Schicksal spielt mit uns wie die Kinder mit ihrem Ball . . . Es ist besser, daß es so gekommen ist, als wenn du schon mit ihm verlobt oder gar verheiratet gewesen wärest. Ich weiß von einer, der das so ergangen ist. Da taucht plötzlich ein Mann auf, den sie in der Jugend sehr lieb gehabt hat . . . Er hat sie auch nicht vergessen, er sucht sie, und wie sie sich treffen, da brennt's in beiden lichterloh . . . und sie ist verheiratet mit 'nem anderen . . ."

„Tantchen du?" fragte Lena und faßte sie um, als müßte sie ihr noch nachträglich Trost spenden. „Und Onkel Berthold, nicht wahr?" . .

„Stimmt . . . Das war auch so ein Luftikus in der Jugend, aber noch ein bißchen doller wie der Gerlach, und mit einemmal war er spurlos verschwunden. Er hatte sein bißchen Vermögen zusammengerafft und war in die weite Welt gefahren, um Verstand zu suchen. Den hat er auch gefunden, aber das Glück hatte er zuhause gelassen und das war ihm inzwischen abhanden gekommen." Sie lachte bitter auf. „Wer weiß, ob das noch ein Glück für uns geworden wäre, zwei harte Steine mahlen schlecht miteinander."

Am Abend saßen sie in der Schummerstunde vor dem Kamin beisammen. Das war Tante Augustens Leidenschaft, die sie aus dem einsamen Försterhaus mitgenommen. Da hatte ihre Mutter auch so mit den Kindern im Winter jeden Abend vor dem Ofenloch gesessen, in dem die Fichtenscheite prasselten und knisterten und hatte ihnen die alten Märchen erzählt.

Das war Tante Augustens Feierstunde. Und Abend für Abend hatte sie früher allein davor gesessen, bis der Armvoll Holz verbrannt war und über der Glut die blauen Flämmchen wie Irrlichter spielten. Jetzt saß Lena neben ihr und öfter auch Gebhard, den sie ganz in ihr Haus und unter ihre Obhut genommen hatte . . . „Er hatte einen Knacks weg", wie Tante Auguste sich ausdrückte. Und sie nahm ihn in Behandlung. Sie sprach mit ihm von seinen Jungen. Der Älteste hatte sich schon ausgezeichnet und war Unteroffizier geworden. Sein Major wollte ihn zum Offizier machen und zum Kursus nach Döberitz schicken, und der Junge hatte diese Neuigkeit nicht nur voll stolzer Freude dem Vater mitgeteilt, sondern auch hinzugefügt, daß er, wenn er mit dem Leben davonkommen sollte, aktiv bleiben wolle.

„Deine politische Haltung ist, wie mir mein Major versichert hat, kein Hindernis."

Meybusch, dem er die Sache erzählte, gab ihm zur Antwort: „Mensch, freu dich doch."

„Das sagst du so, Berthold. Mir geht die Sache verdammt gegen den Strich. Ihr tut ja alle so, als wenn meine Partei sich plötzlich ganz umgekrempelt hätte, als wenn sie ganz lammfromm und zahm geworden wäre. Das ist

Digitized by Google

durchaus nicht der Fall. Eine ganz bedeutende Minderheit hat sich nur widerwillig der Mehrheit bei der Abstimmung über die Kriegskredite gefügt. Sie sieht in dem Krieg nur einen Streit der herrschenden Klasse um die kapitalistische Ausbeutung der Welt. Dem müssen sich die Arbeiterparteien in allen Ländern entgegenstemmen und die toll gewordene Bourgeoisie zum Frieden zwingen."

„Du siehst doch, wie die französischen und englischen Genossen sich dagegen stemmen."

„Das entbindet uns noch keineswegs von unserer Pflicht, in diesem Sinne zu wirken."

„Gott sei Dank, daß die Mehrheit deiner Partei vernünftiger ist als du und ihre Pflicht darin sieht, das Vaterland mit allen Kräften zu verteidigen. Dadurch erwirbt sie sich das Recht, nach dem Frieden eine anständige innere Politik zu verlangen."

„Glaubst du wirklich daran, daß die herrschenden Parteien und ihre ergebene Dienerschaft, die Regierung, durch den Krieg umlernen werden? Ich nicht . . ."

---

19. Kapitel.

Es vergingen doch noch vierzehn Tage, bis die Nachricht eintraf, daß Grot abends aus dem Lazarettzug vom Schlesischen Bahnhof abgeholt werden sollte. Tante Auguste hatte dazu ein Auto besorgt, das eben so wie sie noch stundenlang warten mußte. Endlich kam der ersehnte Augenblick. Die Räder knirschten an den Bremsen des einfahrenden Zuges. Aus den Fenstern schauten Leichtverwundete und Krankenschwestern.

Vergebens hatten die beiden Frauen ausgespäht. Ihre Hoffnungsfreudigkeit war schon sehr gesunken. Da kam Grot aus dem vordersten Wagen. Ein bischen schmalbackig sah er aus und sein Leib hatte die übermütige Rundung verloren, aber die Augen blitzten schon wieder vergnügt in die Welt. Nach der Begrüßung war sein erstes Wort: „Gerlach läßt vielmals grüßen," dabei blinzelte er vergnügt Tante Auguste zu. Auch Lena hatte das Zeichen gesehen und verstanden, und das Herz wurde ihr schwer. Ihr war vor der Aussprache mit dem Vater bange.

Zu Hause war natürlich großer Empfang durch die Flüchtlinge, die sich um Tante Auguste geschart hatten. Und dann mußte Grot erzählen. Er rühmte den jungen russischen Offizier, der ihm zuerst mit Fragen nach der Stellung der deutschen Truppen hart zu gesetzt hatte und ihm dann mit plötzlichem Wechsel der Stimmung zur Anerkennung die Hand gereicht hatte. Als dann nachts das ganze Nest von den preußischen Dragonern ausgenommen wurde, war Grot bei den Russen in den Verdacht geraten, den Ueberfall angestiftet zu haben. Und das hätte ihn vor dem Kriegsgericht in große Gefahr bringen können. Als jedoch der russische Offizier hörte, daß und weswegen Grot angeklagt war, gab er aus freien Stücken die Erklärung ab, daß der Inspektor nicht das geringste verraten habe.

Nun wurde Grot von verschiedenen Seiten gefragt, weshalb er sich nicht von Lötzen aus in Sicherheit gebracht, sondern wieder nach Mallischken zurückgewandert sei.

„Ich wollte mir den Burschen kaufen, der mich angezeigt hatte. Als ich ankam, war schon wieder russische Besatzung da und die hatte ein sehr scharfes Strafgericht, wie ich wohl in diesem Fall sagen kann, abgehalten, denn die Knechte hatten sich nicht nur betrunken, sondern auch wie die Räuber gehaust. Mit den Russen vertrug ich mich ganz leidlich, obwohl ich mich täglich ein paar Mal mit ihnen herumzanken mußte. Einmal hatten sie mich schon an die Scheune gestellt, weil ich dem Offizier doch zu kräftig meine Meinung gesagt hatte.

„Das schlimmste war wohl der Augenblick, als der russische Major, der mich vor dem Erschießen rettete, den Kosaken zurief: „Bindet ihn ans Pferd und hetzt ihm die Seele aus dem Leibe." Der rohe Patron wußte nicht, daß ich verstand, was er sagte. Na, es wurde nicht so schlimm.

„Ein paar Mal habe ich laufen müssen, daß mir die Puste verging. Mit einemmal . . . es war schon Nachmittags, krachts hinter uns. Ein respektabler Zuckerhut schlägt vor dem Trupp Kosaken ein. Mindestens ein Dutzend Pferde und Menschen wälzten sich um den Geschoßtrichter. Da dreht sich der Kerl, der mich an sein Pferd gebunden hatte, um und sticht nach mir mit der Lanze. Zum Glück traf er mich nicht in die linke Brust, wie er wohl gewollt hatte, sondern in den Arm. Ich falle um, er schneidet den Strick durch und sprengt davon. Ich hatte noch so viel Kraft, daß ich vom Wege hinter den

Digitized by Google

Zaun kroch. Da habe ich ein paar Stunden gelegen und mich wie ein Käfer tot gestellt.

„Na ja, fuhr er lachend fort, das war sehr nötig, denn nicht weit von mir buddelten sich die Russen ein. Es wurde sehr ungemütlich, denn alle Augenblicke schlug bald hier bald dort, nicht weit von mir, eine Granate ein. Dann ist mir das Bewußtsein geschwunden, wohl infolge des Blutverlustes. Aber als es dunkel geworden war, rappelte ich mich wieder auf. Ich wollte auf die deutschen Stellungen zu gehen. Von den nächsten Stunden habe ich nur eine ganze dunkle Erinnerung.

„Ich bin auf einen Lichtschimmer zugewankt, da hat mich das alte Weib unter den rechten Arm genommen und mich in ihre Kammer aufs Bett gebracht. Na, und dann hat sie mich auf ihre Art gepflegt. Herrschaften, das war die schlimmste Zeit. Die Alte hatte selbst nichts weiter als Roggenfladen und Kartoffeln ohne Salz. Aber schönes kaltes Brunnenwasser, und behandelt hatte sie mich auch gut, mit nassen Umschlägen. Aber es war doch höchste Zeit, daß Gerlach mich auffand und abends mit den Sanitätern abholte."

Natürlich behielt Tante Auguste die ganze Gesellschaft zum Abendbrot und jeder mußte von seinen Schicksalen berichten. Aber dann gebot die Hausherrin Schluß. Grot müsse ins Bett und morgen sei auch noch ein Tag. Sie begleitete selbst ihren Bruder, um ihm beim Auskleiden behilflich zu sein. Als sie ihn zu Bett gebracht hatte, schickte sie Lena zu ihm hinein. „Es ist besser, daß du dir reinen Tisch beim Vater schaffst."

Der alte Herr lächelte ihr entgegen und streckte seine Hand nach ihr aus. „Das habe ich mir schon gedacht, daß du noch auf ein Plauderstündchen zu mir kommen wirst."

Lena nahm seine rechte Hand und streichelte sie: „Bedaure mich man nicht zu sehr, es war gar nicht so schlimm. Und ich bin ganz stolz darauf, daß ich auch ein bißchen Blut für das Vaterland vergießen durfte."

„Es hätte auch schlimmer kommen können, lieber Vater."

„Allerdings, mein Kind. Es war allerhöchste Eisenbahn, daß Gerlach mich fand. Ach, Lena, das war ein schnurriger Augenblick, wie das Streichhölzchen vor meinem Gesicht aufblitzte, und ich ihn erkannte. Ich dachte zuerst: Du träumst, aber dann, wie ich in seinen Augen die Freude aufleuchten sah" . . . er hielt ihre Hand . . . „es ist doch ein guter, lieber Mensch und das Leben hat ihn gereift. Ich habe jetzt gar nichts mehr dagegen, wenn er mal seine Absichten auf dich zur Ausführung bringen will. Im Gegenteil, ich würde mich sehr freuen. Ich habe ihn lieb gewonnen, wie einen Sohn, und wie ein liebevoller Sohn hat er für mich gesorgt. Und du, mein Kind, was sagst du dazu?"

Eine tiefe Röte hatte Lenas Gesicht überflutet. „Ich kann nicht, Vater, ich achte Herrn von Gerlach sehr hoch und ich bin ihm von Herzen dafür dankbar, was er an dir getan hat . . . aber . . . mein Herz und meine Hand gehören bereits einem Andern. Ja, lieber Vater," fuhr sie hastig fort, „ich kann wirklich nichts dafür, es ist so schnell und plötzlich gekommen."

Grot hatte die Ueberraschung schon verwunden. Er fragte ruhig: „Weiß Tante Auguste es schon? Was hat sie dazu gesagt?"

„Sie hat es erst nachträglich in Berlin erfahren."

„So? Dann möchte ich doch von dir etwas Näheres darüber hören. Vor allem: Wer und was ist er."

„Du kennst ihn und seine Eltern, Vater. Er ist der Aelteste von den Kurnehner Sperbers."

Der alte Herr richtete sich mit einem Ruck im Bett auf. „Der Walter, Kind, wie bist du mit ihm zusammengetroffen."

„Er kam dreimal durch Mallischken. Er ist Nachrichtenoffizier. Ich weiß nicht, was das für eine Stellung ist, aber er hat zwei Autos zu seiner Verfügung und fährt immer zwischen den Hauptquartieren hin und her."

„Und die drei kurzen Besuche haben genügt, euch zu verlieben und zu verloben? Womöglich seid Ihr schon kriegsgetraut?"

Lena lachte: „Nein, Vater, das geht ohne deine Einwilligung doch nicht. Aber ich will dir das Rätsel lösen. Wir haben uns doch schon als Kinder gekannt. Und dann sah ich ihn auf dem ersten Ball, den ich in der Bürgerressource in Lyck mitmachte, wieder. Er tanzte so oft mit mir, daß es allgemein auffiel. Damals war er in Prostken bei der Eisenbahn. Er kam aber bald weg nach dem Westen. Er hat schon 'ne große Stellung."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bulgariens erster Zar / Roman von Detlev Stern

4. Fortsetzung.

Häuser und Straßen wurden erleuchtet; Versammlungen abgehalten und ein jeder tat den heiligen Schwur, keine Gefahren zu scheuen, um das Einigungswerk zu fördern und fest begründen zu helfen. Er aber, dem nur die Wahl gelassen war, sich von dem Strudel hinwegschwemmen oder, denselben beherrschend, sich von ihm emportragen zu lassen, er wählte mit männlicher Entschlossenheit das letztere: Mit starker Hand griff er in die Wogen der Bewegung und achtete nicht des Gischtes, der ihn von allen Seiten umsprühte. An den Kaiser von Rußland telegraphierte er, zeigte ihm an, was sich ereignet, und bat ihn, der Sache Bulgariens beizustehen; dann fuhr er über Rustschuk nach Tirnova. Dort gab er den Befehl zur Mobilisierung der Armee, berief die Kammer ein und erließ eine Proklamation an sein Volk, worin er die Vereinigung als eine vollzogene Tatsache anerkannte. Am 21. September traf er in Begleitung von Karavelow und Stambulow in Philippopel ein. Seine Reise bis dahin hatte einem Triumphzug geglichen; sein Empfang in der Hauptstadt Rumeliens war ein enthusiastischer. Unter jubelnden Hochrufen begab er sich nach dem Konak, in welchem noch vor wenigen Tagen der türkische Gouverneur gehaust hatte. Dort hatte man die türkische Fahne entfernt und den bulgarischen Löwen aufgezogen. Alexanders scharfes Auge bemerkte es sofort. „Man bringe sogleich die türkischen Fahnen wieder an ihren Platz!" befahl er; „die Revolution ist nicht gegen die Türkei gerichtet," und als Karavelow ihn erstaunt fragend ansah, fügte er hinzu: „Die Erweiterung der Landesgrenze ändert nichts in meinem Verhältnis zum Sultan; ich bleibe nach wie vor sein getreuer Vasall."

Der Minister machte ein Gesicht, wie das Mäuschen, welches in der Falle sitzt und plötzlich ein Loch in derselben entdeckt, durch welches es hinausschlüpfen kann. Dieser Ausspruch auf diplomatischem Wege der Pforte übermittelt, konnte nach türkischer Seite hin Wunder tun. Er hatte dem Fürsten einen so glücklichen, politischen Schachzug nicht zugetraut. Mißtrauisch blickte er auf Stambulow — sollte dieser? — Doch nein —, der war ja erst seit kurzem mit dem Fürsten zusammen und hatte denselben, soweit der Minister wußte, nur in seiner Gegenwart gesehen. Was würde Katinka zu dem allem sagen? —

Alexander war inzwischen in den riesigen Konak eingetreten, dessen große, mit billigen Papiertapeten bekleideten Säle, mit der einfarbig gemalten Holzdecke und der spärlichen Garnitur moderner, seidenüberzogener Möbel, den billigen Vorhängen und den schwarzen Ofenröhren, die sich bis unter die Plafonds hinzogen, einen nichts weniger als wohnlichen und behaglichen Eindruck machten. Es blieb ihm keine Zeit auszuruhen: Deputationen strömten von allen Seiten herbei; alle wollten den Fürsten begrüßen, der sein Leben der nationalen Bewegung hingab. Unter den Eindringenden befand sich auch Olga. Sie hatte zu tätigen Anteil an dem Aufstande genommen, als daß man ihr den Eintritt verweigern konnte. Seit der Nacht, da sie Stambulow befreite, hatte sie die graue Nihilistenbluse und die Männermütze nicht abgelegt; im Gürtel trug sie einen Revolver und ein Kroatenmesser in mattsilberner Scheide. Still, in einen Winkel gedrückt, wartete sie, bis der erste Andrang vorüber und nur noch wenige Getreue um den Fürsten versammelt waren, dann trat sie vor, die Mütze in der Hand und beugte in anmutiger Weise das Knie. „Als ich die Ehre hatte, Ew. Hoheit zum erstenmale zu sehen, sagte ich, daß wir uns das nächste Mal in Philippopel begegnen würden; hatte ich recht?"

Alexander schien sich nicht sogleich der Sprecherin zu besinnen; gütig beugte er sich zu ihr hernieder. „Stehen Sie auf! Haben Sie ein Anliegen an mich?"

Mit einem Satze war das Mädchen auf den Füßen. „Ja, ich habe ein Anliegen, Hoheit, denn, da unser drittes Zusammentreffen auf dem Schlachtfelde stattfinden wird, so möchte ich Ihnen dort als Führerin eines weiblichen Korps begegnen. Wollen Sie mir die Bildung eines solchen gnädigst gestatten?"

„Bist du toll, Olga?" flüsterte ihr Stambulow zu.

Digitized by Google

Der Fürst lächelte: „Ich hoffe, es wird so schlimm nicht werden, daß wir weibliche Soldaten zur Hilfe nehmen müßten."

„Schlimm oder nicht, Hoheit; auch wir Frauen möchten für Bulgarien kämpfen; ich bitte uns gnädigst gewähren zu lassen."

„Es tut mir leid, Ihnen diese Bitte abschlagen zu müssen," entgegnete Alexander ernsten Blickes, „ein Amazonenkorps kann ich zwischen meinen Truppen nicht gebrauchen." Betroffen schaute Olga um sich. Fand sich keiner in der Umgebung des Fürsten, der ihr das Wort redete? Sie begegnete nur spöttischen oder mißbilligenden Mienen und Stambulow sagte verweisend: „Laß genug sein, Olga und gehe nach Hause."

Das Mädchen war völlig niedergeschmettert; sie hatte eine so ganz andere Aufnahme ihres Vorschlages erwartet. „Ungewöhnliche Zeiten erlauben ungewöhnliche Taten," hatte sie gedacht. Wo so viele Grenzen überschritten wurden, konnte auch sie die ihr so enggesteckten wohl überschreiten; und nun gebot man ihr, nach Hause zu gehen. Den Kopf gesenkt, zum erstenmal im Leben mit einer unüberwindlichen Verlegenheit kämpfend, zog sie sich zurück, Stambulow folgte ihr.

„Du tust mir leid, Olga," sagte er, „aber was brachte dich auf diese extravagante Idee?"

„Als ob nicht andere vor mir solche Ideen gehabt hätten, die nachher als Heldinnen gefeiert wurden," entgegnete sie mürrisch.

„Ich wüßte in der neueren Geschichte kein Beispiel, von der Gründung und tätigen Mitwirkung eines Amazonenkorps," spottete Stambulow, es waren immer nur einzelne Frauen, die sich unter Wahrung ihres Inkognitos, als Kämpfer beteiligten."

„Ich habe nie gehört, daß Ranà Giorgieév ihr Inkognito gewahrt hätte, als sie den Insurgenten die Fahne vorantrug."

„Ah, läßt die Erinnerung daran keine Ruhe? Das was damals ein anderer Fall."

„Den du natürlich entschuldigst, ja wohl gar erhaben findest, während alles, was ich für das Vaterland tue, deine allerhöchste Mißbilligung erweckt. Hätte ich dich nur neulich im Gefängnis sitzen lassen!"

„Nun, viel wäre nicht dabei verloren gewesen," lachte der Undankbare; „ein paar Stunden später wäre ich von selbst frei geworden."

„Gut, ich werde dich ein andermal in der Patsche lassen. Beiläufig gefragt: Weißt du nicht, wo die Photographie von Ljuba Burow hingekommen ist? Ich vermisse sie seit dem Abend, wo ich dich bei mir eingesperrt hatte."

Olga lächelte höhnisch und sah ihren Vetter mit einem herausfordernden Blicke an. Stambulows blasses Gesicht überflog eine leise Röte; das Heraustreten des Fürsten aus dem Konak überhob ihn einer Antwort. Olga hatte sofort ihr ganzes Interesse auf das nun Vorkommende gewandt und achtete ihres Begleiters nicht mehr. Sie sah, wie der Fürst seine Schritte nach der griechischen Kirche lenkte; sie folgte ihm dorthin, sich tapfer durch den Menschenstrom Bahn brechend, der gleichfalls mitflutete. Nachdem unter Leitung des Metropoliten ein feierliches Tedeum in dem griechischen Gotteshause abgehalten war, ging der Fürst in die große Moschee und ließ in seiner Gegenwart Gebete für den Sultan sprechen. Der Eindruck, den dieser Akt hervorrief, war ein überwältigender. Olga hörte um sich her das Beifallsgemurmel der türkischen Bevölkerung und nur wenige tadelnde Reden bulgarischer Einwohner. Zwei alte Türken neben ihr tauschten ihre Empfindungen aus.

„Ich bin alt geworden," sagte der eine, indem er seinen weißen Bart strich, „und habe viel erlebt, aber nie etwas Ähnliches. Zwei Gouverneure hat uns der Padischah geschickt; beide haben ihre türkischen Namen mit bulgarischen christlichen vertauscht, und keiner hat je eine Moschee betreten."

„Wie uns auch keiner geschützt hat gegen Druck und Verfolgung," fügte der andere hinzu.

„Wird er es tun, der sich gegen den Padischah auflehnt, der seinen Gouverneur vertrieben hat und dessen erster Gang in die Moschee ist?" fragte der erste wieder.

„Er wird es tun", warf Olga in gutem Türkisch ein, „wißt ihr nicht, daß er in Bulgarien seine mohammedanischen Untertanen ebenso liebt als seine christlichen?"

„Tut er das?" fragten die beiden Alten zugleich und schauten verwundert auf das Mädchen.

Digitized by Google

„Gewiß tut er das, und er wird auch die Türken in Rumelien lieben und ihnen Gerechtigkeit und Duldung verschaffen; glaubt mirs, denn ich kenne ihn!"

Olga sagte das mit enthusiastischer Zuversicht, und die greisen Türken lauschten ihren Worten wie einer Offenbarung.

„Wenn er das tut, so möge Allah ihn segnen", sagten sie mit erhobener Stimme. Sie drängten sich vor, als der Fürst die Moschee verließ; fest hefteten sie ihre Blicke auf das schöne ernste Gesicht desselben und seine melancholische Ruhe schien ihre tiefste Sympathie zu wecken.

„Er ist kein wilder Eroberer", sagte der eine.

„Noch ein unüberlegter Wagehals", meinte der andere.

„Ich glaube, wir dürfen ihm trauen."

„Wer kanns wissen? Allah Kerim."

Daß sie ihm trauen durften, zeigte sich bald. Von allen Seiten kamen Depeschen mit der Bitte um Entwaffnung der Türken in den Dörfern, die von allen kampffähigen Bulgaren verlassen waren. Alexander gab diese Erlaubnis nicht. Er ließ den Mufti von Philippopel vor sich kommen und legte ihm die Depeschen mit den Forderungen der Präfekten vor. Der Mufti erblaßte; er war derselbe Alte, der in der Moschee das „Allah Kerim" ausgesprochen. Seine Blicke fragten: „Was willst du tun, Herr?" „Du siehst, was da von mir verlangt wird", sagte der Fürst; „ich werde diesem Verlangen nicht nachkommen. Ich habe Vertrauen zu meinen türkischen Untertanen; werdet ihr mein Vertrauen täuschen?"

In den klugen, ruhigen Augen des Mufti blitzte es auf; er strich langsam mit den Fingern durch seinen Bart und sagte, noch langsam, jedes Wort wägend: „Effendimis, wir wissen, wie du in Bulgarien gegen unsere Glaubensgenossen gehandelt hast; wir sehen, wie du uns hier entgegenkommst; so lange du in Ost-Rumelien bist, wird kein Mohammedaner gegen dich die Waffen ergreifen."

Das war eine schöne Antwort; und der Fürst wußte, daß keine Lüge dahinter lauere. Seine anfangs gedrückte Stimmung machte einer erhobenen Platz. Alles ließ sich gut an. Die zusammenberufene Kammer bewilligte zehn Millionen für das Einigungswerk; erließ eine Dankadresse an den Fürsten und fügte die Versicherung bei, daß das bulgarische Volk Gut und Blut für die Sache des Vaterlandes einzusetzen entschlossen sei.

Freilich drohte vom Süden her ein Wetterwolke. Türkische Truppen wurden an die Grenze geworfen und man durfte des Einfalles derselben gewärtig sein. Um ihnen entgegentreten zu können, wurde die Mobilmachung aller bulgarischen Streitkräfte befohlen; doch hegte man die Hoffnung, daß die Wetterwolke, nachdem sie eine Weile drohend am Horizont gestanden habe, sich verziehen werde. Da schlug der Blitz von einer anderen Seite ein. Nicht die in ihren Rechten verletzte Türkei, sondern Rußland, das uneigennützige, befreiende Rußland, wandte sich feindlich gegen die Vereinigung. Indem es den Fürsten einen Wortbrüchigen nannte, der versprochen habe, die Vereinigung nicht anzustreben, rief es alle seine Offiziere ab und machte das bulgarische Heer führerlos. Es war ein furchtbarer Schlag. Karevelow begann wankelmütig zu werden, umsomehr, als der russische Generalkonsul Kojander, welcher Zankow bereits ganz auf seine Seite gebracht hatte, auch ihm die weitgehendsten Versprechungen gemacht hatte. Danach wollte Rußland seinen Beistand leihen zur vollsten, unbeschränktesten Vereinigung, aber — der Fürst müsse fallen. Trotzdem der Minister überzeugt war, daß ohne die Hilfe Rußlands nichts zu machen sei, so sträubte sich doch ein besseres Gefühl in ihm gegen den Sturz des Fürsten, und außerdem, was würde Katinka sagen? Mit diesen Gedanken stand er im Konak vor dem jungen Herrscher, der so opferfreudig seine Person einsetzte für ein Volk, dem er, wie Stambulow richtig gesagt hatte, aufgepfropft war, ein fremdes edles Reis. Und jetzt, gerade jetzt, wo der wilde Stamm ihm alle seine Säfte zutrieb, hing die drohende Axt über ihm. Aber sie fiel nicht. Die fröhliche Zuversicht Alexanders, die plötzlich in dieser schwierigsten Lage seiner Regierungszeit über ihn gekommen war, sein rasch entschlossenes Angreifen einer Riesenaufgabe, imponierten dem Minister. Mit Bewunderung bemerkte er die Personenkenntnis, welche Alexander bei der Neubildung der Stäbe und Militärverwaltung

Digitized by Google

entwickelte, wie er überall die rechten Personen an den rechten Platz brachte. „Katinka wird recht haben, es geht am Ende doch", murmelte er in sich hinein. „Auch sagt das Sprichwort: ‚Dem Kühnen gehört die Welt!' Das hat schon David bewiesen, als er die Schleuder gegen den Goliath schwang. Vielleicht ist es uns beschieden, den russischen Goliath, wenn nicht zu werfen, doch zu zähmen." Durch diesen Gedanken ermutigt, beteiligte er sich lebhaft an den Plänen, welche der Fürst vor ihm entwickelte. „Wir können 100 000 Mann zusammenbringen", sagte Alexander, „aber wir haben weder Train, noch eine genügende Anzahl von Ärzten. Das Fehlende wird sich kaum beschaffen lassen, wenn ein baldiger Angriff erfolgt, was ich indes nicht hoffe. Meine Offiziere sind jung und ohne Erfahrung, aber das Bewußtsein, für Herd und Heimat zu kämpfen, ersetzt vieles."

„Ich sehe keinen Fehler in der Jugend", entgegnete der Minister; „sie ist kühn, opferfreudig und voller Begeisterung; sie nimmt im Sturm, was ältere bedächtige Leute nur schrittweise erobern."

„So denke ich auch. Überdies ist die Armee gut geschult; das wenigstens danken wir den Russen. Ein Drittel derselben ist jetzt bei Köstendil konzentriert; die Vorposten dehnen sich bis Widdin aus. Ich lasse Köstendil, Radomir und Dupniza befestigen. Wir müssen nun abwarten, was die Türken beginnen werden."

„Sie werden uns noch in Ruhe lassen; so wenigstens sagt Katinka; die Konferenz in Konstantinopel wird viel Staub aufwirbeln und wenig ausrichten."

Der Fürst lächelte bei Erwähnung der Ministerpräsidentin und sagte: „Ich denke, Ihre Frau wird jetzt mit uns zufrieden sein."

„Sie hat alles erreicht, was sie vorläufig wünschte", entgegnete Karavelow. „Groß-Bulgarien ist fertig, denn ich zweifle nicht an der schließlichen Anerkennung der Mächte, und die Russen sind aus dem Lande."

„Bis auf die, welche noch heimlich herumintriguieren", bemerkte der Fürst. Karavelow zog die Brauen zusammen. War etwas verlautet von den Anträgen, welche Kojander ihm gemacht hatte? Er zeigte nun um so größeren Eifer, auf die Absichten des Fürsten einzugehen. Er billigte den kühnen Plan desselben, alle aufrührerischen Elemente Mazedoniens in seine Armee aufzunehmen, um einen Aufstand in jener Provinz zu verhindern, und beteuerte einmal über das andere, daß nur der Fürst durch die alleinige Macht seiner Persönlichkeit imstande sei, überall Ruhe und Ordnung zu erhalten.

„Dieser Gedanke war es, der mich leitete", entgegnete der junge Herrscher, „ich sah ein, daß ohne mich die Bewegung nie in ruhige Bahnen hätte gezwungen werden können. Der Aufstand wäre in Bürgerkrieg ausgeartet, und während die verschiedenen Rassen sich miteinander gerauft hätten, wäre das Land die leichte Beute einer stärkeren Macht geworden. Ich habe aber, als ich meinem Volk den Eid der Treue schwor, meine Aufgabe ernst genommen. Ich halte ihm, was ich versprach, möge es nun auch zu mir halten."

Während der Fürst diese Worte mit erhobener Stimme sprach, war einer der Adjutanten mit einer Meldung eingetreten. Der Fürst hörte dieselbe an; seine Züge verfinsterten sich. „Ich mag es nicht glauben", sagte er zweifelnd; „Serbien, welches anscheinend gegen die Türkei rüstete, Serbien, auf dessen Beistand ich gehofft hatte, ein Bruderland, uns eng verknüpft, will uns den Krieg erklären."

„Unmöglich!" rief Karavelow aus, „welche Veranlassung hätte es dazu."

Der Adjutant breitete eine serbische Zeitung vor dem Minister aus. In derselben waren die gehässigsten Angriffe auf Bulgarien enthalten, und namentlich die Strömung des Gleichgewichts auf der Balkanhalbinsel, durch die Revolution Philippopels hervorgerufen. Das klang allerdings beunruhigend und erschreckte den furchtsamen Karavelow. Doch beruhigte ihn bald die Zuversicht des Fürsten, der sich auf seine persönliche Freundschaft mit dem König Milan berief und durch einen persönlichen Brief an denselben alles ins Gleichgewicht zu bringen versprach. Während der Fürst sich an die Abfassung dieses Briefes machte, verließ der Minister den Konak mit gemischten Empfindungen. Einesteils hoffte er auf den Einfluß des Fürsten, andernteils fürchtete er, die Serben könnten dennoch ihre Drohung wahr machen. Er wußte ja selbst am besten,

Digitized by Google

wie schlechte Nachbarn die Bulgaren den angrenzenden Brüdern in letzter Zeit gewesen waren, und wenn diese sich rächen wollten, so war der Zeitpunkt gut gewählt, wo Bulgarien alle seine Truppen in Ost-Rumelien stehen hatte. Fielen dann auch noch die Türken ins Land, so war es vernichtet. Was aber wurde dann aus ihm? Er gehörte nicht zu den Opfermutigen, die für alles, alles einsetzen. Er hielt sich gern auf der Seite, wo für ihn etwas abfiel, und es war ihm durchaus nicht gleichgültig, ob er als gebietender Minister weiter lebte oder ob er wieder in das Dunkel einer untergeordneten Stellung zurücksinke. Mit gesenktem Haupte, ganz diesen widerstreitenden Gedanken nachhängend, gelangte er in seine Wohnung. Dort fand er bereits Stambulow, seiner harrend, vor.

„Sie wissen es bereits, ich sehe es Ihnen an;" mit diesen Worten kam Stambulow dem Minister entgegen.

„Sprechen Sie von den feindseligen Absichten Serbiens?"

„Das tue ich! Was denken Sie darüber?"

Karavelow sann eine Weile nach. „Wenn Serbien mit seiner Drohung Ernst macht, so gebe ich lieber Ost-Rumelien auf", entgegnete er dann; „besser von der Vereinigung abstehen, als für dieselbe das Land durch einen Krieg ruinieren."

Stambulow fixierte den Minister mit mißtrauischen Augen. „Das nenne ich Vorsicht", sagte er mit spöttischem Tone; „um das Schaf zu retten, wollen Sie die Kuh verbrennen lassen. Ich hoffe, daß Sie in diesem Punkte mit Ihrer Ansicht allein stehen."

„Der Vorsichtige findet immer Anhänger."

Jetzt brauste Stambulow auf; „es wäre der krasseste Egoismus, wenn die Regierung uns im Stiche ließe. Der Staatsstreich ist auf ihr Anstiften geschehen, so muß sie auch die Folgen tragen helfen."

„Ich wüßte nicht, daß ich —"

„Jawohl, Sie wußten von nichts, oder geben sich doch den Anschein, von nichts gewußt zu haben. Sie sind überrumpelt worden und schwimmen nun mit dem Strom. Ihre Politik ist gänzlich getrennt von der Ihrer Frau Ha, ha, ha! Ich müßte nicht die Briefe Katinkas an meine Kusine gelesen haben."

Der Minister war betroffen. „Es hängt schließlich alles vom Fürsten ab, wenn er den Krieg will —"

„Oh, er wird ihn nicht scheuen, sobald er unvermeidlich ist. Er wird nicht die Ungerechtigkeit begehen, ein Volk preiszugeben, das so viele Opfer für seine Vereinigung gebracht hat. Und ich schwöre es Ihnen: wir wollen lieber mit der Waffe in der Hand sterben, als uns Ihren engherzigen Entschlüssen fügen."

Der Minister zuckte die Achseln. „Das ist die Sache der Ost-Rumelier. Wir müssen schlimmstenfalls Bulgarien zu halten suchen."

„Oh, die Ost-Rumelier werden es aufs äußerste ankommen lassen. Sie sind zu weit gegangen, als daß sie sich wieder in die früheren unhaltbaren Verhältnisse zurückzwängen lassen könnten. Nie mehr werden sie einem anderen Herrscher gehorchen, als dem Fürsten Alexander."

Das war mit Begeisterung gesprochen und imponierte selbst dem berechnenden, egoistischen Minister.

„Beruhigen Sie sich. Noch hat Serbien ja den Krieg nicht erklärt. Der Brief des Fürsten macht möglicherweise die Luft wieder klar, und dann sähe ich vorläufig keinen Grund, die Ost-Rumelier im Stiche zu lassen."

Stambulow kniff die Augen zusammen, um den Blick der Verachtung zu verbergen, der daraus hervorzuschießen drohte. Er berührte die Hand nicht, welche der Minister ihm zum Abschied hinhielt. Mit einer kurzen Verbeugung und den zwischen den Zähnen gemurmelten Worten: „Treuloser Verräter" verließ er ihn.

---

10. Kapitel.

Im Wohngemache des Burowschen Hauses gingen wenige Tage später zwei Männer im eifrigen Gespräche hin und her.

„Ist es sicher, daß König Milan den Brief des Fürsten gar nicht angenommen?" fragte Ljubas Vater.

„Authentisch", nickte Janusch Wieslowitsch.

„So wird es jedenfalls zum Kriege kommen."

„Jedenfalls. So viel ich hörte, will Serbien

Digitized by Google

die Entscheidung der Konferenz nicht abwarten."

„Oh, wenn es so lange warten wollte —" Burow vollendete den Satz nicht; er fuhr sich mit der Hand in sein emporstehendes, graues Haar und blickte nachdenklich vor sich hin. Dann fragte er zögernd: „Was würdest du an meiner Stelle tun, Januschi?"

Der Gefragte richtete die finstern Augen auf den älteren Mann: „In bezug auf das russische Angebot, meinst du?"

Burow nickte: „Ehe ich hierher kam, war ich russischer Beamter, wie du weißt, ich bin immer ein Freund des Landes geblieben, das mich ernährt hat und meine Ansicht war stets, daß wir nur mit Hilfe Rußlands Bulgarien halten können."

„Das ist noch nicht entschieden. Warte ab, was der Krieg bringt. Hält sich der Fürst gegen die Serben, dann steht er fest auch gegen Rußland."

„Glaubst du im Ernst an solche Möglichkeit?"

„Nichts ist unmöglich in dieser Zeit der Überraschungen. Fragst du mich, ob ich auf die Möglichkeit hoffe, so sage ich „nein". Ich hasse den Fürsten!"

„Und willst doch nicht gemeinschaftliche Sache mit den Russen machen? Rätst mir davon ab?"

„Ich darf keine Partei ergreifen; man würde es bald auskundschaften und mich als Spion über die Grenze schaffen, während man dem neutralen Berichterstatter, der sich einzig und allein um seine Zeitung kümmert, nichts anhaben kann."

Hier unterbrach der Eintritt Giorgieévs die Unterhaltung.

„Wissen Sie, daß der Fürst hier ist? Er kam soeben von Philippopel. Die Erdwerke um Sofia sollen schleunigst ausgebessert werden; er wird eine Verteidigungsstellung gegen den ersten Angriff der Serben aussuchen; die Köstendiler Armee wird nach Zaribrod geworfen. Er ist voll Mut und Vertrauen; wenn man ihn nur ansieht, so kommt eine freudige Zuversicht über einen, die auch das Schlimmste nicht mehr fürchtet. Stefans sonniges Gesicht leuchtete bei diesen Worten noch heller auf; verwundert blickte er auf die finstern Züge der beiden andern.

„Sie sehen aus, als hätte ich Ihnen eine Hiobsbotschaft gebracht", sagte er lachend, „gehen Sie hin und sehen Sie den Fürsten an, damit auch Ihnen wohl werde."

„Nicht jeder hat ein so sanguinisches Temperament, wie Sie, Leutnant Giorgieév", entgegnete Burow geärgert. „Uns ist wenig damit genützt, daß der Fürst tollkühn darauf losgeht. Wir fragen uns: wird das Land einen Krieg ertragen? Wie steht es mit der Heereseinrichtung, wie wird es mit der Armeeverpflegung werden? Wie können wir uns behelfen ohne die russischen Führer?"

„Der Fürst wird für alles Sorge tragen."

„Der Fürst, der Fürst! Er ist auch nur ein Mensch. Sie tun, als könne er das alles mit einem Schritt aus der Erde stampfen."

„Das kann er auch!" rief eine helle, fröhliche Stimme, und Ljubas feines Gesichtchen schaute durch die Portieren. „Ach, Leutnant Giorgieév! Ist es wahr, daß der Fürst hier ist? Kann man ihn nicht ein einziges Mal zu sehen bekommen?" — Dem Kopf war die ganze zierliche Gestalt der Sprecherin gefolgt. Sie hielt dem Leutnant die kleine Hand hin und tat dabei, als ob sie Wieslowitsch nicht sähe. Januschi preßte die Lippen aufeinander, und die Furche zwischen den Augenbrauen vertiefte sich. Er sah aus wie der Donnergott in Person. „Ich glaube nicht, daß der Fürst den Damen sichtbar sein wird", antwortete Stefan auf des Mädchens Frage; „Sie müßten sich denn an der Pforte des Palais aufstellen und warten, bis er heraus kommt. Es liegt eine Arbeitslast auf ihm, die seine ganze Zeit und Energie in Anspruch nimmt. Sobald er alles hier in Gang gebracht hat, wird er nach Philippopel zurückfahren."

„Erzählen Sie mir von ihm", schmeichelte Ljuba, indem sie Stefan zu sich auf den Diwan zog.

„Unerträglich", murmelte Januschi. „Wie kannst du es dulden, daß das Mädchen ihre Leidenschaft für den Fürsten so offen zur Schau trägt."

Burow zuckte die Achseln. „Laß sie austoben, mein Sohn; solche unfruchtbaren Mädchenschwärmereien verfliegen, wie sie gekommen sind."

Digitized by Google

„Aber es dauert mir zu lange", brummte der Donnergott. Mit einem bösen Blick auf das junge Mädchen zog er sich hinter dieselben Portieren zurück, durch welches dieses erschienen war. Sie schützten den Eingang in ein hübsch eingerichtetes Boudoir, das gemeinschaftliche Wohngemach der Schwestern. Überrascht blieb Janusch stehen, als er Sonja nicht allein fand. „Sie hier, Leutnant Maximow? Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich störe."

Maximow war von dem niedrigen Sessel aufgesprungen, auf dem er halb zu Sonjas Füßen gesessen hatte. Er verbeugte sich förmlich. Sonja blickte ruhig aus den großen dunklen Augen auf den Eindringling und sagte mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme: „Du störst nicht, Janusch, unsere Unterredung ist zu Ende; eine Unterredung, die übrigens auch vor Zeugen geführt werden konnte. Ljuba hat uns soeben erst verlassen, vielleicht hat sie drinnen schon die Neuigkeit mitgeteilt."

„Die große Neuigkeit, daß sie in den Fürsten nach wie vor vernarrt ist, weiter nichts", grollte Janusch.

„Nun, so bleibt es mir vorbehalten, dich damit bekannt zu machen: ich habe Maximow soeben mein Jawort gegeben."

„Also doch!" Wieslowitsch blickte von Sonja, welche ernst und erhaben da saß, auf den Leutnant, der in korrekter Haltung aufrecht geblieben war und keine Miene verzog, und fragte sich, ob auch nur von einer Seite aufrichtige Zuneigung im Spiele sei. Sein Glückwunsch wurde von Sonja mit einer gewissen Herablassung, von dem Offizier kühl und hochmütig in Empfang genommen.

„Weiß dein Vater —?" fragte Janusch.

„Papa wünscht die Verbindung schon lange, ich komme also nur seinen Wünschen entgegen."

„Gerade jetzt, da der Herr Leutnant abberufen wurde?"

„Der Augenblick des Abschieds hat eine Entscheidung herbeigeführt", antwortete Maximow, der es für geraten fand, gleichfalls ein Wort einzuwerfen. — Wieslowitsch hatte sich von seinem Erstaunen noch nicht erholt, als Ljuba mit Stefan und ihrem Vater eindrang. Auf dem sonnigen Gesicht Giorgiéevs lag ein leiser Schatten, und sein Glückwunsch war nicht so heiter und ungezwungen, wie er seinem Temperament nach hätte sein müssen. Von allen Russen, die er haßte, so weit er zu hassen überhaupt imstande war, erfreute sich Maximow seiner ganz besonderen Abneigung. Er hatte ihm die einst gegen den Fürsten gesprochenen Worte niemals vergeben und ihn seitdem mit einem, ihm sonst fremden Mißtrauen beobachtet. Dasselbe war gewachsen, als er den Leutnant einmal in einer Verkleidung unter dem Fenster seiner Frau getroffen hatte, und dann von dieser hören mußte, daß Maximow sie in der zudringlichsten Weise verfolge, so daß sie es nicht mehr wage, ohne den alten Ivanschkow auszugehen. Seitdem hatte Stefan auf die erste sich bietende Gelegenheit gewartet, den Zudringlichen zur Rede zu stellen. Dann war die Abberufungsordre gekommen, der diese Verlobung auf dem Fuße folgte; einer Auseinandersetzung mit dem Russen war er somit überhoben. Dieser Gedanke trieb den Schatten wieder von seiner Stirn. Eine Einladung Burows, das Abendessen zum Zwecke einer Verlobung mit der Familie zu teilen, lehnte er höflich, aber bestimmt ab. Er blieb auch gegen Ljubas Bitten taub, die ihn beschwor, seine Frau zu holen, und so den Abend zu einem doppelt angenehmen zu machen.

Ein andermal, Fräulein Ljuba," tröstete er, als das junge Mädchen ihn schmollend zur Tür begleitete.

„Ich weiß schon, wenn der Russe nicht mehr hier ist, nicht wahr?"

Stefan nickte und drückte freundschaftlich die kleine Hand, die in der seinen zitterte. Warum zitterte Ljuba? Ihr war plötzlich ein Gedanke durch das überspannte, kleine Hirn geschossen, der sie sofort ganz erfüllte. Sie ließ Giorgiéev gehen und gesellte sich unbefangen zu den übrigen. Die Unterhaltung drehte sich um die baldige Abreise Maximows. Mußte er denn so schnell schon fort? Sein Austritt bedingte doch nicht das sofortige Verlassen der Stadt. Der Leutnant meinte, daß er immerhin noch einige Tage bleiben könne. Er sah dabei seine Braut an, aber keine Miene verriet den Wunsch, daß er bleiben möge. Seine stahlblauen Augen verdunkelten sich und um den Mund glitt ein böses Lächeln. „Ich werde bald zurückkommen", sagte er, indem sein Blick

Digitized by Google

Ljuba streifte, „und zwar, um mich dann häuslich einzurichten. Es muß nun zuvor ein wenig aufgeräumt werden, und das, denke ich, werden die Serben für uns besorgen. —"

Es wunderte ihn, daß Ljuba keine abweisende Antwort für diese herausfordernde Rede bereit hatte. Sie schien dieselbe gar nicht beachtet zu haben. Ihre Augen waren fest auf einen Punkt gerichtet und ihre Gedanken schwebten sicher in anderen Regionen, denn sie fuhr heftig zusammen, als Maximow ihren Namen nannte und lachend fragte: „Was wird meine hübsche Schwägerin sagen, wenn wir ihre schöne Puppe wegnehmen?"

Sie mußte sich offenbar besinnen, was damit gemeint sei; aber als sie den Sinn der Rede erfaßt hatte, da blitzten ihre Augen auf; die schwellenden Lippen zogen sich verächtlich zusammen und sie sagte trotzig: „Versucht es nur; wir wollen einmal sehen, ob es so leicht ist."

Janusch, welcher gerne die Gelegenheit ergriff, Ljuba durch eine Freundlichkeit zu gewinnen, zwang den Ausdruck seiner wahren Gesinnung zurück und bemerkte, daß es in der Tat so leicht nicht sei, den Fürsten zu entfernen. „Gutwillig geben ihn die Bulgaren nicht, darauf mag Rußland gefaßt sein", sagte er; „selbst Karavelow, der doch im Grunde russenfreundlich gesinnt ist, sprach es aus, daß Volk und Fürst jetzt eins sind."

„Als ob dieser Ausdruck etwas zu bedeuten habe", lachte Maximow; „ich kenne noch viel pompösere Reden von ihm: „Wie Fürst Alexander dem vereinigten Bulgarien, so gehört das vereinigte Bulgarien dem Fürsten Alexander," — und „wenn die Mächte den Fürsten absetzen, so proklamieren wir die Balkanrepublik und erwählen ihn zum lebenslänglichen Präsidenten."

„Das letzte ist nicht von ihm", warf Burow ein.

„Gleichviel. So ists von einem seiner Anhänger. Wißt ihr, wie viel ich für allen diesen Bombast gebe? Keine Kopeke. Hohle Phrasen, die ein russischer Sturm umbläst, wie Kartenhäuser. Diese ungeheuren Patrioten, diese enthusiastischen Fürstenanhänger, werden alles vergessen, Patriotismus und Untertanentreue, sobald es an die eigene Haut geht."

Jetzt sprang Ljuba auf. Mit flammenden Augen stellte sie sich vor den Russen hin: „Das ist nicht wahr, Leutnant Maximow, kein Bulgare wird um seines eigenen elenden Vorteils willen Fürst und Vaterland verraten!" —

Der Leutnant wechselte einen raschen Blick mit dem Vater des Mädchens, welcher betroffen das Wort ergriff. „Sicher wird kein einziger das Vaterland verraten, mein Kind; aber es könnte mancher geneigt sein, den Fürsten zu opfern, wenn es zum Heile Bulgariens notwendig wäre."

„Zum Heile Bulgariens ihn opfern? Gibt es denn ein Heil für Bulgarien ohne ihn?"

Ljubas Wangen glühten heiß; ihre feine zierliche Gestalt reckte sich in die Höhe; sie war wunderbar lieblich. Janusch, hingerissen von soviel Liebreiz, vergaß seinen Haß gegen den Fürsten, ergriff die heiße Hand des Mädchens und rief: „Sie hat recht, man darf den Bulgaren ihren Alexander nicht nehmen."

Aber im nächsten Augenblicke bereute er dieses Wort; denn Ljuba riß verächtlich ihre Hand aus der seinen. „Geh, du sprichst anders, als du denkst. Meinst du, ich lasse mich in so plumper Falle fangen?"

Über Januschs Gesicht zog die Donnerwolke; mit einem unheilverkündenden Blick trat er zurück. Maximow aber meinte spottend: „Meine hübsche Schwägerin ist kein guter Stratege, sie bricht alle Brücken hinter sich ab, wo es doch rätlich wäre, eine für den Rückzug zu reservieren."

„Ein guter Kämpfer denkt nicht an den Rückzug; er siegt oder stirbt für seine Sache," erklärte Ljuba mutig; dann verließ sie das Zimmer.

„Deine Schwester ist zu lebhaft in ihren Gefühlsäußerungen", wandte sich der alte Burow an Sonja, welche mit unbeweglicher teilnahmloser Haltung dem Gespräch zugehört hatte. „Ich wünsche, daß du, als die Ältere, einen beruhigenden Einfluß auf sie ausübst."

Sonja zuckte die Achseln, als wollte sie sagen: „Vergebliche Mühe!"

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Frühling

Heil'ge Sonne, willst du flammen
Über Krieg und graue Nöte?
Will der neue Frühling jauchzend
Klingen aus der jungen Nöte?
Oh — wir schlürfen Klang und Schein —
Nachtgewandert — selig ein!

Golden über deutsche Erde
Schäumen deines Lichtes Wellen.
In den alten heil'gen Wäldern
Strömen wieder klar die Quellen.
Sonne, Sonne, flamme her!
Seele, sink ins lichte Meer! —

Recke dich, du hohe, reine!
Sing' dein Lied, du deutscher Glaube!
Sieh' es schwebt aus Gottes Lande
Weiß und selig eine Taube. — — —
Klinge, Frühling, fließe Schein!
Sieg und Frieden werden sein!

Reinhold Braun.

Klein-Else / Skizze von Ottfried v. Hanstein

Doktor Waldemar Schröder war nie so schlecht gelaunt, als wenn es in der zweiten Dezemberhälfte auf Weihnachten zuging. Er war durchaus eine lebenslustige Natur, weder ein vergnatterter Junggeselle noch ein poesieloser Bücherwurm. Im Gegenteil! An dem Stammtisch, an dem sich die unverheirateten Oberlehrer allwöchentlich versammelten, war er der fidelsten einer und bei den verheirateten Kollegen ein gern gesehener Gast, der als brillanter Gesellschafter ein begehrter Tischherr war. Aber vor dem Weihnachtsabend fürchtete er sich direkt.

Nicht als ob er ihn einsam hätte verleben müssen. Er wußte, daß sein verheirateter Bruder, der Oberbibliothekar, ihn ein für alle Mal zum heiligen Abend erwartete, alljährlich erhielt er die verschiedensten Einladungen in die Familien der Kollegen, und die Unverheirateten am Stammtisch rechneten bestimmt auf ihn als belebendes Element. Doch das alles war nicht das Richtige. Er kam sich als fünftes Rad am Wagen vor. In seiner Brust lebte viel zu viel Familiensinn, als daß er sich an diesem traulichsten Abend des ganzen Jahres in der Umgebung eines Restaurationszimmers wohl fühlen konnte und im Kreise einer Familie, und wenn es auch die seines Bruders war, kam er sich erst recht überflüssig vor.

Er hatte ja selbst so viel Talent zum Familienvater, und gerade der Weihnachtsabend ist so recht ein Fest für den allerengsten Kreis. Was nützte es ihm, dabeizustehen und fremdem Glück zuzuschauen, wenn auch die Brosamen vom Tisch des Familienglücks ihm reichlich zufielen.

Warum heiratete er nicht? Seine achtunddreißig Jahre machten ihn doch nicht zu alt. Er wußte es selbst nicht recht. Was hatten sich Mütter und Tanten für Mühe gegeben, ihn unter die Haube zu bringen. Manchmal war es schon dicht davor gewesen. Aber wenn es dann zur Entscheidung kam, fiel ihm wieder die blonde Marie ein, die er als Student so lieb hatte und die dann doch seinen Jugendfreund Georg Förster genommen hatte, und im letzten Augenblick trat er zurück.

Marie! Und doch hatte er immer das bestimmte Gefühl gehabt, daß sie eigentlich ihn liebte. Aber Georg hatte eine ganz gut bezahlte Stellung in der Josephinen-Glashütte in Schreiberhau im Riesengebirge, und er noch ein langes Studium vor

Digitized by Google

sich. Da hatte die unselbständige Marie dem Drängen der Eltern nachgegeben und sie war ihm verloren. Die Zeit hatte wohl die Wunde geheilt, aber im Grunde seines Herzens lebte noch immer die alte Liebe und stellte sich zwischen ihn und eine andere Verlobung.

Wieder war es dicht vor Weihnachten und wieder packte ihn die Angst vor dem Fest. Nein, diesmal wollte er nicht mitleidsvoll geduldeter Fremdling unter dem Weihnachtsbaum sein. Er hatte einen anderen Plan. Wundervoll lachte ja die Wintersonne, ein echt weihnachtliches Schneekleid deckte die Landschaft und Doktor Waldemar Schröder studierte allabendlich die Witterungsberichte aus dem Harz und dem Riesengebirge. Er wollte am heiligen Abend bei der Allmutter Natur zu Gaste sein und ganz allein sein Weihnachtsfest feiern.

Da war auch seine gute Laune wieder da, und als am 23. Dezember Schulferien waren, packte er seinen Rucksack, zog den extra gekauften, dicht gefütterten Joppenanzug und die neuen genagelten Bergschuhe an, und fuhr vergnügt in den Winter hinein. Am Nachmittag zu guter Zeit war er in Krummhübel.

Herrgott war das eine Pracht! Dick und fest, über einen Meter hoch lag der Schnee und knirrschte unter den Sohlen. Hell und klar grüßte die Koppe herunter und das Sonnenlicht spiegelte sich in den Fenstern der Koppenbaude. Es hielt ihn nicht. Noch heut wollte er hinauf, dem Kamme entgegen.

Munter schritt er aus. Bald war Brückenberg erreicht und die alte Kirche Wang schaute aus den Tannen. Schon fing es langsam an gegen den Abend zu gehen, d. h. es war erst vier Uhr, aber im Dezember dunkelt es früh. Doch der weiße Schnee leuchtete so schön. Also vorwärts.

Ein gebahnter Weg führte durch die Tannen aufwärts. Oh, meinte es diesmal das Schicksal mit ihm gut. Nicht ein Baum, nein hunderte herrlicher Weihnachtstannen säumten den Weg und bogen sich unter der Last des weichen Schnees und des glitzernden Rauhreif!

„Vorsicht! Aufgepaßt!" Hui! sauste ein Hörnerschlitten zu Tal.

„Hollah! Achtung!" Hui! sauste ein zweiter bergab. Lachende Gesichter. Mädchen mit roten frischen Wangen. Männer, denen Gesundheit aus den Augen leuchtete. Er stand bis an die Knie im Schnee und ließ die Schlitten vorüber, aber er, jung und froh im Herzen, erwiderte lachend den fröhlichen Zuruf.

An der Schlingelbaude wollte er halt machen, aber hier wurde der Weg heller. Im letzten Abendglühen glänzten die Fenster der Prinzheinrichbaude, und der Schnee auf dem Kamm glänzte wie eitel Gold. Über ihm aber wölbte sich der klare Sternenhimmel und der Mond schien so wunderbar.

Vollmond-Winternacht im Gebirge! Er schritt weiter. Sein Herz war so weit und voll, als hätte er so herrliches nicht erschaut in seinem ganzen Leben. Es war spät, und der Wirt in der warmen und hell erleuchteten Hampelbaude wunderte sich des späten Gastes. Er aber dehnte sich behaglich, trank einen steifen Grog, aß mit frischem Gebirgshunger, lauschte den Klängen des Zitherspielers und freute sich von Herzen seines Weihnachtsfestes in der Natur.

Am nächsten Morgen wanderte er auf die Koppe und dann den Kamm entlang. Er fühlte sich wie ein junger Student, und wie er so allein über den Schnee dahinschritt und der frische Bergwind um seine gerötteten Wangen strich, ertappte sich der Herr Oberlehrer wiederholt dabei, wie er einen jauchzenden Jodler in die klare Winterluft hinaussandte.

Am Nachmittag stieg er von der neuen schlesischen Baude zu Tal. Er wollte in irgendeinem Gasthof übernachten und am folgenden Morgen weiter wandern.

Er schritt an der Zackenfallbaude vorbei. Von unten klangen die Weihnachtsglocken herauf. Ihm war heilig zu Mute, wie in der Kirche.

Da zeigte sich seinen Augen ein seltsames Bild. Ein kleines Mädchen von etwa sechs Jahren ging langsam den Berg hinunter und zog hinter sich her einen Tannenbaum. Das Kind war dürftig gekleidet und schien zu frieren, seine Händchen umklammerten mühsam den Stamm. Alle Augenblick blieb es stehen um Atem zu schöpfen. Dann ließ es das Bäumchen liegen und lief voraus, um zu sehen, wie weit der Weg noch sei. Es hauchte in seine Hände und schlug dieselben zusammen um sie zu erwärmen, aber dann trippelte es zu der kleinen Tanne zurück und zog sie einige Schritte weiter. Aber immer langsamer ging es und schließlich setzte sich das Kind auf einen Stein und schaute hilflos und traurig hinunter zu den ersten Häusern des Dorfes. Den Oberlehrer rührte der liebliche Anblick und er kam mit raschen Schritten näher. Er war fast betroffen. Das hübsche vom Frost gerötete Gesichtchen des Kindes, das von blonden Locken umrahmt war und ihn aus großen blauen Augen halb ängstlich, halb vertrauensvoll ansah, kam ihm in all seiner rührenden Unschuld so bekannt vor. Es war ihm, als erinnerten ihn diese Züge an längst vergessene Tage seiner Jugend. Er trat auf das Mädchen zu und fragte es, wohin es denn wolle und was denn das für ein Baum sei, den sie da mit sich schleppe? „Ein Weihnachtsbaum für Mammi. Mammi ist ja so traurig."

„Und wo wohnt denn Mammi?"

„Dort unten in Schreiberhau."

Schreiberhau? Warum durchzuckte ihn der Name so seltsam?

„Und da hast du dir das Bäumchen aus dem Wald geholt?"

Digitized by Google

„Der Herr Förster hat mirs geschenkt, wie ich ihn bat. Aber ich kanns nicht mehr tragen und ich möchte es doch so gern Mammi bringen."

„Da muß ich dir wohl helfen und Mammi den Baum hinunterbringen."

Er faßte mit der einen Hand das Bäumchen und mit der anderen das Kinderhändchen, und das kleine Mädchen war wieder ganz munter geworden und trippelte kreuzvergnügt neben dem großen Manne her. Waldemar wurde ganz warm zu Mute. Er fühlte sich unwillkürlich zu dem Mädchen, das da so vertrauensvoll an seiner Seite ging, hingezogen, als sei es eine liebe kleine Verwandte von ihm. Er dachte daran, wie er selbst als Knabe durch den Winterwald getollt war, und plötzlich schien es ihm als sähe das Kind genau so aus, wie damals das kleine Mariechen.

Sie hatten den Ort erreicht, aber Mammi wohnte in einer entlegenen Seitenstraße des langgedehnten Dorfes. Da aber Schreiberhau auch im Winter ein belebter Kurort ist, kamen sie bald an einem hell erleuchteten Laden vorbei.

Waldemar war so weich gestimmt. Er wollte gern etwas Liebes einem Menschen erweisen. Er fragte:

„Habt ihr denn auch etwas, um es an den Baum anzuhängen?"

„Nein" sagte das Kind traurig, „Mammi hat gar nichts. Aber das schadet nichts, wenn wir nur ein Bäumchen haben und ich vergnügt um dasselbe herumspringe, dann ist auch Mammi nicht mehr traurig, und wenn Mammi lacht, dann ist das schon eine Weihnachtsfreude."

„Dann halt nur mal den Baum. Ich glaube, da in dem Laden steht gerade der Weihnachtsmann. Ich will doch einmal sehen, ob der nichts abgegeben hat für Mammi und ihr kleines Töchterchen."

Starr vor Staunen blieb das Kind stehen, hielt ihr Bäumchen mit beiden Händen fest und staunte, was wohl der fremde Mann mit dem Weihnachtsmann zu verhandeln hätte. Da kam dieser mit einer großen Tüte voll Eßwaren und Spielzeug wieder hinaus, nahm die Tanne und sie gingen weiter durch die Straßen, und die Menschen sahen dem seltsamen Paare nach. Ganz am Ende der Straße stand ein kleines Häuschen. Jetzt ließ das Kind los und rannte voran.

In der Tür stand eine junge Frau und sah auf die Straße.

„Aber Kind, wo warst du so lange? Und wie kalt du bist." Sie zog das Kind in die ärmliche aber saubere Stube.

„Mammi, spazieren bin ich gewesen und beim Onkel Förster war ich auch."

Der Mutter schossen die Tränen in die Augen.

„Du armes Kind. Nicht einmal einen Weihnachtsbaum habe ich heute für dich."

„Aber Mammi, freilich haben wir einen Weihnachtsbaum und einen schönen. Der Förster hat ihn mir ja geschenkt."

„So? Aber wie sollen wir denn den herbekommen?"

„Ich hab ihn doch mitgebracht. Das heißt, nicht ich allein. Ich konnte nicht mehr weiter. Aber da hab ich unterwegs den Weihnachtsmann getroffen und der hat mir geholfen und hat ihn hergetragen."

In diesem Augenblick erschien in der offenen Tür ein großer Mann, der einen kleinen Baum und eine mächtige Tüte trug. Ein Strahl der eben untergehenden Sonne traf sein Gesicht, daß es hell erleuchtet war. Die junge Frau wandte sich ihm zu — dann aber stieß sie einen erschütternden Schrei aus und taumelte rückwärts. Der Mann aber ließ den Weihnachtsbaum fallen. Sie starrten sich an, als sähen sie Gestalten aus einer anderen Welt.

„Waldemar!"

„Marie!"

Ein einziger Aufschrei aus zwei Kehlen. Dann aber sank sie wie ohnmächtig zusammen. Er aber fing sie in seinen Armen auf und führte sie langsam zum Sopha.

Sprachlos schaute klein Gretchen zu und wunderte sich, daß die Mutter wußte, daß der Weihnachtsmann mit Vornamen Waldemar hieß. Aber am Christabend ist ja alles möglich! Dann aber, als die Mutter schluchzte, eilte sie zu ihr und verbarg ihr Köpfchen in den Falten ihres Kleides.

Marie war schon seit zwei Jahren Witwe, und da ihr Mann gestorben ohne ihr etwas zu hinterlassen, ernährte sie sich kümmerlich durch ihrer Hände Arbeit.

Es war ein traulicher Weihnachtsabend, den die beiden, in deren Herzen die alte Liebe nie erloschen war, in jenem kleinen Zimmer feierten, und als Waldemar am zweiten Feiertag nach Berlin zurückfuhr, wußte er, den nächsten Weihnachtsabend würde er nicht in die Welt hinausziehen, da würde er selbst ein trautes Weibchen haben und ein Stieftöchterchen, das ihm heut schon ans Herz gewachsen war.

Digitized by Google

Frühlingsgebet

Und will der Winter enden,
Und soll uns neues Leben blühn —
Auch ich bin da! Ein wenig Grün
Aus übervollen Händen
Streut, Götter, freundlich auf mein Haupt!
Der Winternacht, der herben,
Dem großen Schönheitssterben
Folgt Frühling jetzt. Ich hab' geglaubt!

Laßt mich in soviel Seligsein
Nicht ganz beiseite stehen —
Sonst laßt mich lieber gehen
In jene tiefe Stille ein . . .
Will ja kein Glück wie andre:
Ich will von all dem jungen Blühn
Nur für mein Haupt ein wenig Grün,
Wenn ich das Tal durchwandre.

Franz Lüdtke.

Die alte Mühle im Berlebachtal / Von Hanns Gisbert

Bunt und farbig war der Sommer über die Eifelhöhen geschritten, als der junge Meinhard von der Lusserather Mühle zum Erholungsurlaub nach Hause gesandt worden war. Schwach und kraftlos hatte er Tage und Wochen in der Sonne gelegen, ehe sein bleiches Gesicht sich zu röten, ehe die eingefallenen Wangen sich zu füllen begannen. Allzuviel von der Franzen giftigen Dämpfen hatte seine Lunge einatmen müssen, bevor die Kameraden den Schwerverwundeten zu bergen vermochten. Eine minder jugendliche, ungebrochene Kraft hätte an einem der beiden Übel genug gehabt, an denen Nickela Meinhard so schwer trug.

Die erste Zeit hatten die alte Mutter und Liß, die Schwägerin, ihn sorgsam auf den wachstuchbezogenen Großvaterstuhl in der Nähe des wassertriefenden, sprudelnden Mühlrades gebettet, wie der Arzt es vorgeschrieben und ihm rahmige Milch, köstliches Bauernbrot und goldgelbe Butter, die die Mutter mit Gelbrübensaft gefärbt hatte, dazu gestellt. So wohl und behaglich war ihm dann an dem geschützten Plätzchen. Sein Auge erfreute sich an den glitzernden Farbenwundern, die die Sonne aus dem sich gleichmäßig drehenden Mühlrad zauberte, das der herumtosende Berlebach keinen Augenblick stehen ließ und das ihm mit Klappern und Rauschen ein heimatlich Schlummerlied sang, bis die müden Lider über den eingesunkenen Augen zufielen.

Seit ein Teil seiner Kraft zurückgekommen war, litt es ihn nicht mehr daheim in der Mühle; zu viel sprachen ihm die dunkeln Augen der Liß in dem weißen Gesicht von etwas, das er gewußt hatte, ehe sie des älteren Bruders Frau geworden. Und er wußte auch, daß ihre Hände zitterten, wenn sie sich begegneten . . . .

Den Berg empor schritt er, dem Lauf des Bächleins entlang, das sich seinen Weg von schroffen Eifelgraten bis hinunter ins liebliche Moseltal bahnte. Trunkenen Auges sah er, der die Heimat nur um so mehr liebte, seit er sie von beutelüsternen Feinden bedrängt sah, seit er sein Blut für sie hatte hergeben dürfen, den ragenden Wald, die blühenden Wiesen und Felder, die sich in leichter Rundung um die großen Linien der Berge legten, die weißen Röschen, die auf Bächen und Teichen träumten. Er sah die Dörfer und die stattlichen Gehöfte mit den moosbewachsenen Strohdächern und freute sich am Stande der Kornfelder. Am meisten aber zog es ihn zu dem Moor, dem Eifelsee, der so unergründlich still und unergründlich tief war, von dem die Sage behauptete, daß ein Schloß in seinen Schoß versenkt wäre, zur Strafe dafür, daß seine Insassen gelebt und sich geliebt hatten wider des Herren Gesetz.

Stunden- und stundenlang konnte er an dem stillen Moor sitzen und träumen, und denken über Dinge, die sein schlichter Verstand sonst hingenommen hatte, wie sie waren: Daß auf der Mühle immer der Älteste Herr, daß die Nachgeborenen seine Diener waren; daß die zweiten Söhne nur für die Arbeit, nicht für die Liebe geboren wurden, daß sie kein Heim, kein eigen Kind besitzen, nur schaffen durften, das Erbe des Ältesten zu mehren. Daß sie freilich dann auch die von der Lutzerather Mühle waren, die hoch in Ansehen standen, nicht nur im Kirchdorf, und hochmütig vor den anderen Bauern aus der Kirche schritten. . . . Und daß die Liß, an der sein Herz von Anbeginn hing, des Toni Frau geworden, obwohl ihre Blicke zu ihm gegangen waren, als sie nach der Brautwerbung zur Mühle gekommen, um sich mit dem Vater Haus und Hof anzusehen. . . . Nie hätte er zu rütteln gewagt an dem alten Bauerngesetz, das Geld und Gut über das Recht der Herzen stellte; nur seit er schwach und elend dagelegen, und Liß ihn umsorgt hatte mit heißen, zitternden Händen, seit ihre dunkeln Augen so sehnsüchtig die seinen gesucht hatten, vielleicht unbewußt gesucht hatten...

Dann strich Nickela sich wohl die Haare aus der Stirn und schüttelte unwillig den blonden Kopf. Dann rief er sich die Sage von der schönen Gräfin

Digitized by Google

ins Gedächtnis, die in die Tiefen des Sees verbannt war, weil sie ihres Herrn und Gemahl jungen Bruder geliebt hatte, dieweil dieser im Morgenlande mit den Sarazenen um des Erlösers Grab kämpfte. . . . Und aus den abendsonnbeglänzten Wellen des Moors tauchte die Gestalt der sündigen Gräfin empor. Aber deren Antlitz trug die Züge einer anderen; nur daß es nicht bleich und ernst war, sondern frisch und rosig, und daß die traurigen Augen in Glück und Liebe strahlten. . . . Und eine andere Gestalt sah er vor sich, die des alten Ohm Engelhard, der die Kinder liebte und sie gerne um sich versammelte in seiner Kammer oberhalb der alten Scheune, die von Efeu und üppig wuchernden roten Kletterrosen umrankt war. Denn Ohm Engelhard hatte das Recht verwirkt, an der Familientafel in der Mühle zu speisen, unter dem schützenden Dache der Meinhards zu wohnen. Er hatte die Augen zu seines Bruders Hausfrau erhoben, hatte der Oberknecht den beiden Knaben einst erklärt, ohne daß diese damals den Sinn seiner Worte begriffen hätten. Heute erinnerte Nickela sich daran. Und auch daß der Ohm ihn oft an der Hand genommen und ihn an ein Grab geführt hatte, das er mit Rosmarin und Gelbringelein und großen Büschen mit brennender Liebe bepflanzte.

Manche Herzenstragödie mochte die alte Mühle, die so reich und stattlich auf die bescheidenen Genossinnen am Berlebach herabsah, erlebt haben. Manch jüngerer Sohn war in die Fremde gegangen, weil er nicht auf sein Menschenrecht verzichten wollte; mancher hatte sich knirschend der Satzung seines Hauses gefügt, die unerbittlich war wie die herrschender Fürstengeschlechter. Manch einer wohl hatte sein zuckend Herz in die Hände nehmen müssen, wie es nunmehr auch der Nickela tat. . . . Denn weder über der Liß noch ihres jungen Schwagers Lippen kam jemals ein Wort, das ihre Empfindungen verraten hätte, wie es ihre Augen täglich taten. Die Liß las mit zitternder oder lauter Stimme die Briefe vor, die Toni aus dem Osten schrieb von Sieg und Verfolgung und vielen Gefangenen, und Nickela wußte manch Wörtlein einzuflechten von dem Lob, das dem Bruder von den Vorgesetzten geworden für seinen Schneid und seine „Korrasch".

Die Wunden Nickelas waren langsam geheilt; nur das Wandern wurde ihm noch schwer, und der Arzt unten im Moselstädtchen war noch nicht ganz zufrieden mit seiner Lunge. Aber der Fuß würde ihn nicht genieren, wenn er im Sattel saß, und was die Lunge anbetraf, so konnte die im Felde ebenso gut ausheilen als zu Hause. Da das Eifelland ein schimmerndes Gewand von rosenrotem Heidekraut angelegt hatte, traf in der Mühle die Nachricht ein, daß der Toni sich das Eisenkreuz erworben hätte. Nun litt es Nickela nicht länger daheim. Er nahm langen Abschied von seiner geliebten Heimat, denn ihm war, als sollte er sie nicht wiedersehen, und kurzen, mit abgewandtem Antlitz, von Mutter und Schwägerin. Des wunderte sich die alte Frau nicht viel; die Art der Eifelbauern ist eine herbe, wortkarge. Aber es fiel ihr auf, daß nun der Liß Sehnsucht nach ihrem Manne eine viel größere sein müsse als vordem. Ihr Gesicht wurde noch weißer, und oft standen Tränen in den dunkeln Augen.

Der Nickela war dieweil im Osten in des Teufels Küche geraten. Kaum hatte er Zeit gehabt, mit dem Bruder und seinem Regiment Wiedersehen zu feiern, als sie auch schon alarmiert wurden, um den naheliegenden Österreichern zur Hilfe zu kommen, deren Stellung durch polnische Bauern verraten worden war. Das tobte tagelang mit Angriffen hin und her; der endliche Sieg mußte mit viel gutem deutschen Blute erkauft werden. Die beiden Brüder waren bös ins Gedränge gekommen, hatten sich aber tapfer ihrer Haut gewehrt. Da, ganz zuletzt, als der jüngere sich von ein paar zudringlichen Rußkis befreit und sie zu Gefangenen gemacht hatte, stürmte eine Schar russischer Reiter so wild auf den älteren und seine Kameraden ein, daß deren letztes gekommen schien. Sekundenlang stand der Nickela wie gelähmt. Sein Herz drohte in wahnsinniger Sorge stille zu stehen, und doch durchfuhr es ihn, der sein Herzblut jederzeit für den Bruder hingegeben hätte: wenn der Toni jetzt fällt, ist die Liß frei. . . .

Da jagte er auch schon mit eingelegter Lanze auf die Verfolger des Bruders los und traf den ersten mitten ins Herz. Nicht lange, so ist der Toni herausgehauen, aber sein Bruder liegt blaß und verblutend auf dem Rasen. Die Ärzte mühen sich um den Tapferen; nur der Stich durch die Lunge ist gefährlich. Ungeschwächt hätte seine gesunde Natur sich noch einmal herausgeholfen; so aber wird sies nicht mehr schaffen.

Im Feldlazarett liegen die beiden Brüder nebeneinander. Des Toni Wunden verheilen schnell; sein Retter siecht dahin. In die Heimat will er nicht verbracht werden, nur als Toter; leicht könnte es sonst sein, daß er nicht stark bliebe. Und er will, er will. . . . „Wo ich gestritten hab, will ich auch sterben."

Als sich die einst so strahlenden blauen Augen im letzten Kampfe schließen wollen, faßt er nach des Bruders Hand: „Grüß mir die Mutter und die Liß; sag ihr, sie soll Rosmarin und Gelbringelein auf meinem Grabe pflanzen und brennende Liebe." . .

Daheim im Berlebachtale rauscht die alte Mühle ihr Lied von Entsagen und Leid und von Treue bis in den Tod. . . .

Digitized by Google

Unsterblich

Die Kindheit blühte ihm dunkel und schwer,
Bis frühe Arbeit ihn rief,
Seine Jugend war Werktag, ermüdend und leer,
Nur die Nächte von Träumen tief.

Der Weg ward steinig, sein Wandern ein Spiel
Und gebannt durch ein mächtig Gebot.
Die Pforte zu seiner Tage Ziel
Schloß ein nur: die heilige Not.

Als der Kriegslärm ihn rief, einen mehr in der Schar,
Ließ er die Träume wie Tand,
Und kalt das blühende Leben ihm war
Wie das Eisen in seiner Hand.

Beim Sturmlauf streckte ihn Kugelschlag,
Nacht deckte die Toten im Tal,
Die man verscharrte, eh' noch der Tag
Über Polen dämmerte fahl.

Dort schläft er, der sterbend ein Lächeln noch fand
Und träumt, daß keinen vergißt
Das große, herrliche Vaterland,
Und daß er unsterblich ist.

Hellmuth Unger.

Briefkasten

Es wird gebeten, den Einsendungen Rückporto beizufügen. Kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte sind „An die Redaktion" zu senden, Romane nur an „Otto Jankes Verlag". Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft.

P. G. in Güstrow. Eine Duellgeschichte in dieser Zeit? Was haben Sie sich dabei gedacht?! **G. Th. in G.** Sie können gelegentlich neues senden. **Gerhart B. in Z.** Sie fügen einzelne Worte im Telegrammstil aneinander, das ergibt leider noch kein Gedicht! Achten Sie also mehr auf die Form, sonst kann ich nichts annehmen. **H. G. in Mühldorf.** Das Gedicht ist nicht druckreif, aber trotz aller Mängel nicht ohne tieferes Empfinden. Senden Sie mir gelegentlich neues. **Frau B. in M.** Gutgemeint, aber gänzlich verunglückt. **Dr. H. B.** Die Geschichte aus Ungarn ist nicht eigenartig genug, sie könnte überall geschehen sein! **P. F. in Schl.** Noch nicht druckreif, vielleicht das nächste Mal.

Dr. Erich Janke.

Deutsch der Garten! Deutsch das Haus!

Unsere Gärten, sei es nun der kleine Stadtgarten oder der größere Villengarten, leiden fast alle ohne Ausnahme an Blumenarmut. Der ursprünglich deutsche Garten war ein Blumengarten, wie die Blume ein ständiger Begleiter des Deutschen auf allen seinen Lebenswegen in Leid und Freud ist.

Durch die planlose Nachahmung des englischen Gartens hat der deutsche Garten seinen blumigen Charakter verloren und ist nur zu oft zu einer verpimpelten Busch- und Baumanlage herabgesunken. Mehr Blumen! Das sei daher die jetzige Losung für unsere Gärten, damit diese ihren früheren, schönen, deutschen Charakter wiedererlangen. Von allen Blumen ist hierzu die unermüdliche, blühende Rose, die Königin aller Blumen, am meisten berufen.

Aus diesem Grunde hat die weitbekannte Firma „Köllner Baumschulen, Kölln bei Elmshorn" es sich zur Aufgabe gemacht, die Rose durch sehr billige Preise zum Gemeingut aller Gärten zu machen. So kosten z. B. 10 extra starke Prachtrosen, fertig zum Selbstpflanzen, beschnitten nur 3 M., 20 Stück 5,40 M., bei postfreier Zusendung!

Zu gleich billigen Preisen sind von dort zu beziehen Rosen für Töpfe im Zimmer, Rosen für Balkonbepflanzung, Rosenneuheiten, Rankrosen, Rosen für Grabbepflanzung, Hochstammrosen, kurz, Rosen für jegliche Verwendung. Jeder sorge auch für Rosen in diesem Jahr für unsere heimkehrenden Sieger. Siehe auch die Fahnenanzeige in dieser Nummer.

Inhalt des Heftes 27: Zertrümmerte Götzen. Roman von Fritz Stowronnet. — Bulgariens erster Zar. Roman von Detlev Stern. — **Beiblatt:** Frühling. Gedicht von Reinhold Braun. — Klein-Else. Skizze von Ottfried v. Hanstein. — Frühlingsgebet. Gedicht von Franz Lüdtke. — Die alte Mühle im Berlebachtal. Von Hanns Gisbert. — Unsterblich. Gedicht von Hellmuth Unger. — Briefkasten.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Jankes. Ausgegeben am 1. April 1916. — Druck von A. Gehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 28

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Zertrümmerte Götzen / Ostpreuß. Zeitroman von Fritz Skowronnek

8. Fortsetzung.

Grot hatte, während Lena sprach, einige Male mit dem Kopf genickt. „Also so was, wie eine versetzte Jugendliebe, die plötzlich zum Durchbruch gekommen ist."

„Ja, Vater," erwiderte Lena mit verklärten Augen, „ich war gerade auf dem Hof. Da kam ein Auto angebrauft. Mit einem Mal gibt es einen Knacks und das Auto steht still. Die beiden Chauffeure steigen ab und machen sich an der Maschine zu schaffen. Dann steigt ein Offizier aus und kommt auf mich zu. Er erkennt mich, grüßt, streckt beide Hände aus und fragt: Lena, wo kommen Sie hierher?"

„Wie sieht er denn jetzt aus?"

„Er ist ein schöner, stattlicher Mann geworden," erwiderte Lena errötend. „Groß und breit und einen Schnurrbart hat er, wie ein Wachtmeister."

„Und da hatte meine verständige Lena ihr Herz verloren."

„Ja, Vater, vollständig. Er hakte mich unter, wir gingen auf und ab, er erzählte, er fragte nach dir. Es war alles so selbstverständlich. Ich hatte vom ersten Augenblick an das Gefühl, als wenn ich zu ihm gehörte. Und dann gingen wir ins Haus. Seine Leute brauchten einige Stunden, bis sie die Maschine wieder in Ordnung gebracht hatten. Die Tante setzte ihm ein schönes Schweinevesper vor. Wir plauderten vergnügt . . . er versprach, wenn irgend möglich, deinen Aufenthalt in Rußland ausfindig zu machen. Der Tante hat er auch sehr gut gefallen. Er ist so ernst, so bestimmt in allem, was er spricht.

„Mit einem Wort, du liebst ihn und vertraust ihm."

„Ja, Vater, von ganzem Herzen. Und hier ist ein Brief an dich, worin er dich um deine Einwilligung bittet. Und hier," sie zog ein ganzes Pack Briefe aus der Tasche, „sind seine Briefe an mich, die kannst du alle lesen. Ja, ich bitte dich darum. Du wirst ihn aus seinen Briefen kennen lernen."

In einer plötzlichen Aufwallung kniete sie an seinem Bett nieder, bog sich über seine Hand und flüsterte schluchzend:

„Ach, Vater, ich bin ja so unermeßlich glücklich."

„Was heulst du denn? Ich bin doch nicht nur ein guter Vater, sondern auch wie ein guter Kamerad zu dir gewesen."

Sie sah unter Tränen lächelnd zu ihm auf: „Ja, das bist du gewesen und bist es noch . . . jetzt ist erst mein Glück vollkommen, wie ich dich hier habe. Aber jetzt habe ich keine Ruhe mehr, ich muß ihm noch schreiben."

„Hat das solche Eile?"

„Ja, Vater, eher kann ich nicht einschlafen."

„Na, denn schreib, ich werde ihm morgen schreiben."

„Gute Nacht, lieber Vater, schlaf wohl."

„Auch du, mein Kind."

Gerührt blickte er ihr nach. Eine stille, andächtige Stimmung war über ihn gekommen. Er hatte sich ja in der letzten Zeit die Zukunft seiner einzigen Tochter und damit seine eigene ganz anders ausgemalt. Sie sollte in Mallischken bleiben und er bei ihr und ihrem Mann. Und

Digitized by Google

dann würde er nach dem Krieg noch einmal 10—15 Jahre loswirtschaften für seine Kinder und Enkel, bis sie ihn zum ewigen Schlummer zum letzten Mal spazieren fuhren. Jetzt war ein Anderer gekommen, der würde ihm sein Kind wegnehmen und es wegführen in eine Großstadt, in eine der großen Steinwüsten, die er mit dem gesunden Instinkt des Landmannes haßte.

Nach einer Weile nahm er die Briefe zur Hand. Vor ihm stieg das Bild eines frischen Knaben auf, der sich so oft zutraulich an seine Knie geschmiegt hatte. Und dann stieg aus den Briefen das Bild einer ernsten kraftvollen Persönlichkeit vor ihm auf. Das mußte ein ganzer Mann sein, den man mit einer so schweren verantwortungsvollen Stellung betraute. In einem der letzten Briefe fand er Walters Bild. Ja, das waren dieselben klaren Augen . . Mit einem zufriedenen Lächeln knipste er das Licht aus und schloß die Augen.

Am nächsten Tag wollte Grot an Gerlach schreiben und ihn von Lenas Verlobung in Kenntnis setzen. Tante Auguste riet ihm davon ab: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Er erfährt es noch immer früh genug."

„Er wird aber wohl oft an mich schreiben und wahrscheinlich auch Andeutungen machen."

„Na, dann mach ihm wieder Andeutungen. Lena hätte einen alten Jugendfreund getroffen und er bemühe sich um sie. Dann wird er allmählich begreifen, daß er nichts zu hoffen hat. Du hast dich doch ihm gegenüber in keiner Weise gebunden."

Schon in den nächsten Tagen war Grot gezwungen, solch einen Brief mit Andeutungen zu schreiben. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Gerlach bat um einen aufrichtigen Bescheid, ob er nicht mehr auf Lenas Hand rechnen dürfe. Die traurigste Gewißheit sei besser, als das Hangen und Bangen in schwebender Pein. Da setzte sich Grot hin und schrieb ihm alles ganz ausführlich. Er schrieb ihm auch, daß seine Wünsche in letzter Zeit in anderer Richtung gegangen wären. Aber er könne Lenas Wahl nicht mißbilligen. Schließlich bat er ihn, sein Verhältnis zu ihm als Inspektor von Mallischken lösen zu dürfen.

„Im Gegenteil," schrieb Gerlach darauf zurück, „ich bitte Sie herzlich, mich während des Krieges nicht zu verlassen. In Klautken ist eine Aufsicht dringend notwendig und Sie würden mir einen großen Dienst erweisen, wenn Sie dort, sobald Sie gesund sind, die Leitung in die Hand nehmen wollten. Hier hoffen wir alle, daß wir die Russen vom deutschen Boden vertreiben und nicht wieder rein lassen. Dann kann ich doch keinem Anderen Mallischken anvertrauen, als Ihnen. Eine Begegnung mit Fräulein Lena werde ich zu vermeiden wissen. Sie steht auch nicht in Aussicht."

Außerdem enthielt der Brief einen sehr herzlichen Glückwunsch zu Lenas Verlobung. Er habe ja Schweres zu überwinden, aber das dürfte ihn nicht abhalten, ihr alles Gute für ihren Lebensweg zu wünschen.

Ganz still feierten die ostpreußischen Flüchtlinge das Weihnachtsfest in Berlin. Der brennende Tannenbaum in fremder Umgebung machte ihnen allen das Herz schwer. Ihre Gedanken weilten in der geliebten Heimat. Und es waren so viele, deren Haus und Hof in dem jetzt von den Russen besetzten Grenzbezirk lag. Was nicht schon zerstört war, würde jetzt in Trümmer und Asche gesunken sein. . . . All die Lücken, die der Krieg gerissen hatte, wurden wieder fühlbar und schmerzten, und sie mußten ihre Herzen mit Geduld wappnen, denn an der Ostgrenze war es still geworden. Es schien, als wenn unsere Feldgrauen sich nur mit äußerster Anstrengung der russischen Uebermacht erwehrten. All die großen Erfolge die unsere Heere schon bis Warschau geführt hatten, waren allerdings freiwillig aufgegeben worden.

Auch am Silvesterabend war es keine laute Fröhlichkeit, mit der man die Gläser aneinanderklingen ließ, aber auch keine Mutlosigkeit. Wir müssen durchhalten und werden durchhalten bis zu einem ehrenvollen Frieden, der uns das bringt, was wir erringen müssen, um gegen eine baldige Wiederholung eines solchen Weltkrieges gesichert zu sein.

Bald nach Neujahr fuhr Grot nach Klautken ab. Aber nicht allein mit Lena, auch Tante Auguste schloß sich ihnen an und nahm Gebhard mit, der sonst völlig verwaist hätte zurückbleiben müssen.

Digitized by Google

20. Kapitel.

Es ist etwas Wunderbares um die Winterstimmung auf dem Lande. Fernab von dem unruhigen, nervenaufreibenden Getriebe der Großstadt. Wie aus weiter Ferne dringen die Nachrichten aus der Welt gedämpft in den stillen Frieden. Nicht so rauh. Still fließt das Leben dahin. Die Menschen rücken mit ihren Herzen zueinander.

Für die Klautker war es stets ein Festtag, wenn ein Brief von Walter Sperber kam. Er ließ seine Braut in die inneren Zusammenhänge des großen Krieges hineinschauen, die er in seiner eigenartigen Stellung besser kannte, als andere viel höhergestellte Offiziere. Er gab ihr damit das Verständnis für die kurzen Meldungen der Heeresleitung, deren Knappheit von vielen schwer empfunden wird.

So schrieb er schon zu Weihnachten: Der gewaltige Vorstoß der Russen sei durch die mehr als vier Wochen dauernden Kämpfe in Polen endgültig abgeschlagen. Er werde auch nicht mehr wiederholt werden. Im Gegenteil, jetzt werde bald die Zeit kommen, wo auf unserer Seite ein energischer Angriff mit Erfolg einsetzen könnte.

Auch den Männern wurde erst aus seinen Briefen klar, weshalb die gewaltige Macht der Russen sich hatte zurückziehen müssen. Sonst hätte Hindenburg sie von Süden her umfaßt, in der Mitte gespalten und von ihren Stützpunkten am San und an der Weichsel abgedrängt.

Gerlach schrieb auch öfter an Grot. Er berichtete das Kleinzeug des täglichen Lebens. Er war Unteroffizier geworden und wurde jetzt erst am Geschütz ausgebildet. Das eiserne Kreuz 2. Klasse hatte er sich schon verdient. Sein Major, von dem er mit der größten Verehrung sprach, hatte ihm versprochen, ihn auf die Offiziersschule nach Döberitz zu schicken. Als Offizier würde er an die Front zurückkehren, hoffentlich zu seiner Abteilung Hasse, die sich an der ganzen Ostfront einen sehr ehrenvollen Namen erworben hatte.

In einem Brief berichtete er von einem drolligen Vorkommnis. Bei einer heftigen Beschießung der Stadt Lötzen und der Feste Boyen waren die schweren Geschosse der Russen in großer Zahl in den Löwentin-See gefallen und hatten eine Menge großer Fische getötet oder betäubt. Da waren die Jungens, die sich trotz des heftigen Geschützfeuers auf der Straße herumtrieben, in das eiskalte Wasser gewatet oder mit Kähnen herausgerudert und hatten die Fische herausgeholt.

„Ja, die ostpreußische Jugend," schrieb er, „die hat es gut. Fünf Monate Schulferien, dazu richtigen Krieg, richtige Kanonen, richtige Gefangene und so wenig Haue. Da trägt man gern ab und zu mal ein hungriges Bäuchlein mit herum und irgendwo steht ja immer ein Soldat, der so wie Vater aussieht und der wohl im Erinnern an sein eigenes Kind gern ein Stückchen Speck und Brot in die verlangende Kinderhand legt."

Tante Auguste quetschte, als sie diese Stelle las, ein Tränchen ab. „Ich kann mir nicht helfen, Herrschaften, der Mann gefällt mir immer mehr. Wenn ich dreißig Jahre jünger wäre, ich nähm ihn auf der Stelle."

„Schade, daß du so viel zu früh geboren bist," meinte ihr Bruder lachend.

Grot war in Klautken eingelebt. Er stiefelte den ganzen Tag über in der Wirtschaft umher, meistens von Gebhard begleitet, mit dem er sich fortwährend herumstritt. Der Krieg hatte diesen stillen Grübler ganz aus seiner Richtung geworfen. Und am meisten trug Tante Auguste dazu bei. Sie setzte ihm abends, ohne ihn zu fragen, ein Glas Grog vor, und als er anfänglich sich weigerte, es zu trinken, sagte sie energisch: „Sie sollen sich ja nicht betrinken, das ist Medizin für Sie. Meinen Sie, der liebe Gott hat den Alkohol in die Welt gesetzt, damit wir die Gottesgabe verachten? Nein, wir sollen sie genießen, wie alles, ohne Uebertreibung."

„Eine sonderbare Logik," erwiderte Gebhard lächelnd, aber er gehorchte und trank. Ebenso fügte er sich, als Tante Auguste von ihrem Bruder angestiftet, ihn eines abends, als es draußen stürmte und schneite, zu einem gemütlichen Skat aufforderte. „Sie machen mich ja allen meinen Grundsätzen untreu," meinte er, als er sich an den Tisch setzte.

„Was besseres könnte Ihnen gar nicht passieren", gab Tante Auguste lachend zur Antwort. „Dazu brauchen Sie gar keine Grundsätze, wenn Sie im Familienkreis einen gemütlichen Skat spielen und ein Schlubberchen Grog trinken sollen."

Digitized by Google

Ab und zu schrieb Meybusch aus Berlin. Ein großer Teil der Flüchtlinge wäre bereits in den Strich, der hinter den deutschen Schützengräben lag, nach Hause zurückgekehrt und lebte dort wie im tiefsten Frieden. Allerdings unter Verzicht auf Kulturbedürfnisse, die man früher als unentbehrlich betrachtet hatte. Beschädigte Häuser, die nicht völlig zerstört waren, hatte man notdürftig ausgeflickt. Wo es nicht anders ging, richtete man sich einen Stall oder Scheune zur Unterkunft her, aber man war doch in der Heimat.

Und da hatten die Behörden Angst gehabt, daß die Ostpreußen in der Verbannung sich ihrer Heimat entfremden würden! Das Gegenteil war der Fall. Ihre Liebe zur Heimat war noch stärker in ihnen geworden.

In den ersten Tagen des Februar erhielt Lena von ihrem Verlobten einen Brief, worin die Andeutung enthalten war, daß es wohl demnächst in Ostpreußen losgehen würde. Am 25. Januar hatten die Russen auf der ganzen Strecke zwischen Lötzen und Gumbinnen mit der äußersten Heftigkeit zu stürmen begonnen und sich bloß blutige Köpfe geholt. Wie es hieß, hatte der Zar den Befehl erteilt, daß Lötzen und Feste Boyen unter allen Umständen bis zum 28. Januar genommen werden müßten. Aber der Befehl war leichter erteilt, als ausgeführt. „Wir werden," schrieb Walter, „unter allen Umständen die russische Stellung eindrücken."

Acht Tage später kam die erste Nachricht von der großen Winterschlacht in Masuren. Der Kaiser war gerade zur rechten Zeit in Lötzen eingetroffen, um zu sehen, wie unsere Feldgrauen die Russen nicht nur in unwiderstehlichem Ansturm aus ihren Stellungen warfen, sondern ihnen auch 30 000 Gefangene, 20 Geschütze und 30 Maschinengewehre abnahmen. Zwei Tage darauf wurden die Russen aus Lyck hinausgeworfen und der Kaiser war unter den einmarschierenden Truppen erschienen und hatte sie mit zündenden Worten geehrt.

Wieder hatte Hindenburg die Russen völlig überrascht. Ohne daß sie es merkten, hatte er die Verstärkungen herangezogen, die er zu seinem Angriff brauchte. Und wieder hatte er sie durch Gewaltmärsche eingekreist. Unaufhaltsam drangen unsere Truppen trotz eines heftigen Schneesturmes von Südwesten her vor und drängten die Russen von ihrer Rückzugslinie auf Kowno ab.

Es war gegen Abend, als die Siegesnachricht in Klautken eintraf. Ohne ein Wort zu sagen, stand Tante Auguste auf, holte Gläser, befüllte sie mit Sand und steckte Lichte hinein. Eine Viertelstunde später strahlte heller Kerzenschein aus den Fenstern des einsamen Gutshauses in die dunkle Nacht hinaus.

„Na, wie ist Ihnen denn zu Mut", sagte sie zu Gebhard, als sie ihm ein Glas Punsch anbot, mit dem auf den Sieg angestoßen werden sollte. „Das ist doch ein Stolz und eine Freude über unsere tapferen Soldaten und Offiziere, und Hindenburg und den Kaiser nicht zu vergessen. Auch auf Ihre tapferen Jungens, Gebhard, die sind auch dabei gewesen."

Man begann die Frage zu erörtern, ob es geraten sei, nach Ostpreußen zurückzukehren. Gebhard riet zum Abwarten. Vor dem Frühjahr könne man doch nichts beginnen, es sei auch noch fraglich, ob die Russen nicht wieder mit ihrer Übermacht die deutschen Stellungen zurückdrücken würden.

„Nein", hatte Lena ihm geantwortet, „ich habe heute früh einen Brief von Walter aus Königsberg bekommen und da schreibt er, daß die Russen nie wieder Ostpreußen betreten würden. Es werde wohl noch ein gewaltiges Ringen werden, aber an unserem endgültigen Sieg sei nicht mehr zu zweifeln."

„Und was Walter schreibt," fügte sie stolz hinzu, „darauf kannst du Häuser bauen."

„Also fahren wir nach Mallischken und bauen dort Häuser", fügte Grot lachend hinzu.

Nach einem kurzen, aber strengen Winter, der auch die masurischen Seen in seine kristallenen Bande geschlagen hatte, fiel Tauwetter ein. Der Schnee schmolz und das Wasser begann lebendig zu werden. In tausend Rinnsalen stürzte es von den Bergen zu Tal, trübe, mit fruchtbarem Schlamm gesättigt. Er drang in den Boden ein zu den Wurzeln der Bäume und Sträucher und stieg in ihnen aufwärts zu den Knospen empor, die zu schwellen und zu glänzen begannen. Auf dem schwarzen, feuchten Acker trippelten die Lerchen umher, schwangen sich in

Digitized by Google

die Luft und sangen ihr schlichtes Lied von dem Frühling, der die Natur zu neuem Leben rief.

Da ließ sich Grot nicht länger halten. Er wollte alles, was in Klautken an Arbeitskräften enbehrt werden konnte, mit sich nehmen, er hatte auch in Westpreußen unter den dort untergebrachten ostpreußischen Landarbeitern geworben. Allein zurückzukehren hatte auch keinen Zweck. Nein, er mußte kräftige Arme anwerben, um den Boden Ostpreußens wieder für die Arbeit des Friedens zurückzuerobern.

Ein Brief von ihm hatte Gerlach in Mariampol angetroffen. Er stimmte nicht nur freudig zu, sondern ließ auch von Barmen aus eine sehr bedeutende Summe anweisen. Mit schwer beladenen Reisewagen, die Getreide und andere notwendige Lebensmittel trugen, setzte sich der Zug eines Tages in Bewegung. Zum zweiten Male mußte Tante Auguste in Mallischken den Kampf gegen den Russendreck beginnen. Überall lagen verweste Köpfe und Füße geschlachteter Tiere umher. Alle Brutalitäten und Schweinereien lassen sich überhaupt nicht wiedergeben.

Gebhard war eines Tages mit einigen Arbeitern, die ihm Grot zur Verfügung gestellt hatte, nach Orschechowken gegangen und hatte unter den Trümmern des verbrannten Wohnhauses die ganz unkenntlichen Überreste seiner Frau und Tochter hervorgeholt. Er hatte dabei die Gewißheit gefunden, daß beide nicht etwa lebend in den Flammen umgekommen waren und noch Qualen zu erdulden gehabt hatten. In zwei einfachen Särgen, die man aus dem Kirchturm von Bielschowen holte, wurden die sterblichen Überreste seiner Lieben noch an demselben Tage beigesetzt.

Abends sprach er zu Grot den unabänderlichen Entschluß aus, Orschechowken zu verkaufen. Es werde ihm nicht möglich sein, dort sich noch einmal anzusiedeln, wo ihn auf Schritt und Tritt die traurige Erinnerung verfolgte. Ob Grot nicht Herrn von Gerlach das Gut mit allen Entschädigungsansprüchen anbieten wollte? Er werde ihm einen sehr billigen Preis machen. Der Brief, den Grot daraufhin an seinen Gutsherrn richtete, wurde von Gerlach aus Döberitz beantwortet. Gebhard möge nach Berlin kommen und dort mit ihm den Kauf abschließen.

Für Grot begann jetzt eine schwere, an Arbeit überreiche Zeit. Auch Tante Auguste und Lena bekamen ihr Teil davon ab. Grot hatte dreißig gefangene Russen mit vier Mann zur Bewachung bekommen. Zuerst wurden sie damit beschäftigt, die Schützengräben und Unterstände, von denen das Feld zerschnitten war, zuzuschütten und einzuebnen. Dann aber begann die Feldarbeit. Dung war vorhanden, aber man konnte doch nicht für jedes Fuder, das ein Russe lenkte, einen Mann zur Bewachung mitgeben. Und der Weg führte bis dicht an den Gutswald, der mit dem sich bis an die Grenze erstreckenden königlichen Forst in Verbindung stand.

Da kam eines Tages einer der Russen und versicherte dem Inspektor, daß keiner von ihnen ausrücken würde. Nun wurde flott gearbeitet, gepflügt und gesät, aber alles mit der Hand, denn Maschinen gab es nicht, die waren entweder zertrümmert, oder weggeschleppt worden nach Rußland.

Mehr als vierzehn Tage war Lena ohne Nachricht von ihrem Schatz, weil seine Briefe noch nach Klautken gingen, aber eines Tages erschien ein blutjunges Menschlein mit einer Binde auf dem Arm zu Rad in Mallischken und brachte gleich vier auf einmal.

Auch Meybusch war zurückgekehrt und arbeitete auch mit russischen Gefangenen. Und dann kam eines Tages die große Überraschung: Ein Wagen fuhr auf den Hof und herausstieg: Frau Florentine Lottermoser.

Da hub ein Erzählen und Berichten an: Ihr Mann war in den Karpathen und nach seinem letzten Brief gesund und munter. Auch von ihrem Bruder hatte sie durch Vermittlung des Roten Kreuz Nachricht. Er war von den Russen weggeschleppt und nach Sibirien verschickt worden.

Florentine hatte in einer zerschossenen Chalupp sich eingerichtet, einige ihrer Tagelöhner hatten sich schon wieder eingefunden, mit denen wollte sie etwas Gemüse pflanzen und Kartoffeln aussetzen. Ohne männlichen Beistand konnte sie doch nichts anderes unternehmen. Da gab ihr Lena den guten Rat, an Gebhard, der bereits nach Berlin gefahren war, zu schreiben und ihn um seinen Beistand zu bitten. Vier-

Digitized by Google

zehn Tage später kam Gebhard zurück und übernahm die Verwaltung von Kurzontken.

Die Erde hatte sich mit neuem Grün bekleidet. Die Felder sahen beinahe so aus, wie im Frieden. Nur auf dem Gutshof störten die Trümmer der verbrannten Gebäude das Bild. Aber nun ging es auch da an das Aufräumen. Grot war wieder für einige Zeit nach Berlin gefahren. Er wollte Gerlach Bericht abstatten und dann weiterfahren, um landwirtschaftliche Maschinen zu kaufen. Das süddeutsche Gebirgsvieh, das die Regierung lieferte, paßte nicht für Ostpreußen. Er wollte Ostfriesen wieder haben und sie an Ort und Stelle kaufen.

Der Himmel schien die Arbeit der heimgekehrten Ostpreußen zu segnen. Ein warmes, feuchtes Frühjahr ließ die Saaten üppig emporschießen, dann kam warmer Sonnenschein .. die Obstbäume, die nicht von den Russen umgehauen waren, waren mit Blüten überschüttet und setzten so reich an, wie schon seit langen Jahren nicht. Und in den Bäumen sangen die Vögel, es schien allen, als wenn es noch nie so viel Vögel gegeben hatte. Und so schön hatten sie noch nie gesungen.

Eines Abends kam Gebhard von Kurzontken und erzählte, Florentine habe Nachricht bekommen, daß ihr Mann schwer verwundet in einem österreichischen Lazarett läge, der linke Fuß sei zerschmettert und habe abgenommen werden müssen. Sie sei sofort abgereist. .. Auch sein Sohn Walter sei leicht verwundet. Ein Schuß durch das dicke Fleisch im Oberschenkel. Von dem Jüngeren hatte er schon seit mehr als drei Wochen keine Nachricht. So hatte jeder seine Arbeit, seine Mühe und seine Sorgen. Da war keiner, dem der Krieg nicht ein Päckchen auf die Schultern gelegt hätte. Auch Lena trug eins, seitdem ihr Verlobter ihr mitgeteilt hatte, daß die Russen ihm sein Auto zerschossen hätten und er nur wie durch ein Wunder unverletzt davongekommen wäre.

Bisher hatte sie geglaubt, daß er weit vom Schuß hinter der Front hin und her zu fahren habe, und nur darum gesorgt, daß ihm nicht mal auf den schlechten Wegen ein ernsthafter Unfall zustoßen könnte.

Jetzt wußte sie, daß sein Amt ihn auch öfter in den Bereich des feindlichen Feuers führte. Mit noch größerer Ungeduld als bisher wartete sie auf jeden Brief, der ihr die Gewißheit brachte, daß ihr Schatz noch am Leben und gesund war.

---

21. Kapitel.

Die Großmutter Madeyka war mit ihrer Enkeltochter in das Herrenhaus übergesiedelt und machte sich in der Küche durch Kartoffelschrapen und kleine Handreichungen nützlich. Sie wachte ängstlich über Steska, die von Tag zu Tag immer elender wurde. Schließlich erzählte die Alte, als sie sich selbst nicht mehr zu helfen wußte, es der Tante Auguste, daß ihre Enkelin absichtlich hungerte.

„Ich hab ihr schon so viel zugesetzt, aber es hilft nichts. Ich fürcht', die Marjell kommt noch um ihren Verstand. Ich komme dabei auch auf den Hund. Ich alte Frau habe ja nicht viel Schlaf nötig, aber nu komm ich gar nicht mehr dazu, in der Nacht ein Auge zuzutun. Wenn sie denkt, daß ich eingeschlafen bin, setzt sie sich in dere Schlafbank auf, faltet die Hände und bittet den lieben Gott, er möchte sie doch sterben lassen."

„Ja, Madeyka'sche", erwiderte Tante Auguste, „da bin ich auch ratlos. Aber daß sich die Marjell das so zu Herzen nimmt."

„Das wäre ja noch schöner," erwiderte die Alte giftig, „wenn sie sich nichts daraus machen sollte. Ne, gnädige Frau, die Steska ist immer ordentlich und anständig gewesen. Die Eltern sind auch ordentliche Menschen gewesen und haben sie gut erzogen. Nie hat sie zum Tanz gehen dürfen."

Tante Auguste wiegte den Kopf hin und her. „Wenn wir sie man über die schwere Zeit rüberkriegen."

„Gnädige Frau, das glaube ich nicht. Ich habe Angst, sie steht eines Nachts auf und geht ins Wasser."

„Sie müssen ihr gut zureden. Sie ist noch so jung. Sie wird das überwinden und wird noch einmal einen guten Mann bekommen."

Die Alte nickte: „Ja, ja, gnädige Frau, das sagen Sie so. Das ist ja eben das schlimmste, daß sie schon einen Bräutigam hat, dem sie sehr

Digitized by Google

gut gewesen ist. Ein sehr ordentlicher Mensch, der junge Briefträger. Sie haben ihn nicht gekannt. Er ist auch eingezogen. Sonst würde sie sich vielleicht nicht so furchtbar grämen... Dem hat sie abgeschrieben, wie sie wußte, was mit ihr los war. . . und der arme Mensch schreibt noch immer, er möcht doch wissen, weshalb sie von ihm nichts mehr wissen will."

„Oioi, oioi", jammerte Tante Auguste, „da könnt man ja wirklich am lieben Gott verzweifeln, daß er so was zuläßt."

„Und der Jammer wird erst losgehen, wenn das Kleine da ist. Die Steska rührt keinen Finger dazu und ich auch nicht."

„Sie sind auch 'ne alte verdrehte Schraube", polterte Tante Auguste los. „Das Kleine, was zur Welt kommt, ist auch 'n Mensch und kann ebensowenig, wie Sie oder ich dafür, daß es in die Welt gesetzt wurde. Darum habe ich keine Sorge, was aus dem Kinde wird. Haben Sie schon 'e bißchen was vorgesorgt."

„Wovon soll ich was besorgen."

„Na, dann werd ich das tun."

Noch an demselben Tage ging Tante Auguste bei den Insttfrauen herum und holte zusammen, was an Kinderwäsche bei ihnen vorhanden war.

Eines Tages war Steska am Herd ohnmächtig zusammengesunken. Tante Auguste hatte sie in ihre starken Arme genommen und zu Bett gebracht. Die Tränen traten ihr in die Augen, als sie das Mädchen entkleidete. Die Großmutter war starrsinnig unten in der Küche geblieben. Dafür leistete ihr Lena hilfreiche Hand.

Es waren schwere Stunden für alle drei. Das Mädel wand sich in Schmerzen, aber kein Laut kam aus ihrem festgeschlossenen Mund. Um so herzzerbrechender war das heisere, flüsternde Gebet, sie und das Kind sterben zu lassen.

Erst gegen Abend hatte sie ihre schwere Stunde überstanden. Tief atmend, die Augen mit irrem Ausdruck zur Decke gerichtet, lag sie da . . . Ein leises Quarren schlug an ihr Ohr. Da ballten sich ihre Hände, ihr Gesicht verzerrte sich.

Tante Auguste setzte sich zu ihr ans Bett und wischte ihr die von kaltem Schweiß bedeckte Stirn ab: „Es ist ein kleines, blondes Mädel. Ein bißchen schwächlich. Daran bist du schuld, mein Kind. Aber wir werden es schon hoch kriegen."

In der Nacht hielt sie bei der Kranken Wache. Sie hatte sich einen alten Lehnstuhl in das Zimmer schaffen lassen und saß mit geschlossenen Augen. Da hörte sie, wie die Kranke sich regte. Die junge Mutter stützte die Arme auf, hob ihren Oberkörper und beugte sich über das Kind, das in einem Waschkorb neben ihrem Bett schlief. Die rosigen Händchen hatte es zu Fäusten geballt und gegen das Gesicht gedrückt. Ein Lächeln flog über Steskas Gesicht.

Im Morgengrauen begann die Kleine leise zu quarren. Tante Auguste stand auf und flößte ihr mit einem Teelöffel Fencheltee ein. Von dem leisen Geräusch war die junge Mutter erwacht. Man sah es ihr an, wie sie auf das leise Schmatzen des Kindes horchte. Da hob die erfahrene Frau das Kind und legte es der Mutter an die Brust.

Eine Minute lag Steska mit steif ausgestreckten Armen. Ihr Körper zitterte, dann hoben sich ihre Arme, schlangen sich um das Kind und drückten es an die Brust. Unter heißen Tränen bedeckte die junge Mutter die Kleine mit ihren Küssen. Sanft strich ihr Tante Auguste über das Haar und Gesicht. Dann erhob sie sich und rief Lena, die schon in der Küche beschäftigt war, der Wöchnerin eine kräftige Suppe zu kochen.

Gehorsam löffelte Steska den tiefen Teller aus, dann schlief sie mit ihrem Kindchen im Arm ein. Ein glückliches Lächeln spielte um ihren Mund.

Grot hatte kopfschüttelnd den Bericht der Schwester über die Ankunft des kleinen Erdenbürgers vernommen. „Was soll nun mit dem Kind geschehen," fragte er nachdenklich.

Tante Auguste sah ihn ganz verblüfft an: „Was mit dem Kind geschehen soll? Ich denke, das Kind hat genau dieselben Rechte ans Leben wie du oder ich . . . Oder willst du es abmurksen lassen?"

Der alte Herr lachte herzlich. „Nein, Auguste, solch ein Wüterich bin ich nicht, daß ich das unschuldige Kind für die Freveltat eines Anderen büßen lassen will. Ich meinte blos, es

Digitized by Google

wird euch Schwierigkeiten machen, das Kleine mit der Flasche aufzuziehen. Die Steska will doch von ihm nichts wissen."

„Das ist schon alles in Ordnung. Die Mutterliebe ist zum Durchbruch gekommen. Sie hat ihm schon die Brust gegeben."

In wenig Wochen hatte sich Steska nicht nur erholt, sondern sie war aufgeblüht wie eine junge Rose und auch das Kleine gedieh sichtlich.

. . . . . An einem warmen Sommerabend saß die junge Mutter auf einem niedrigen Schemel vor dem Gutshause. Ihr Kindchen hatte sie im Schoß liegen. Sie hatte es aus der Umhüllung gelöst und freute sich darüber, wie es mit den drallen Beinchen strampelte und an der geballten Faust zu lutschen versuchte. Tante Auguste stand neben ihr und freute sich ebenfalls über das Menschenkind, das sich so gut entwickelt hatte.

Da kam vom Tor her ein feldgrauer Soldat über den Hof gegangen. Ein junger, flotter Mann . . ., den rechten Arm trug er in der Binde. Erst als er ganz dicht bei ihnen war, bemerkten ihn die Frauen. Steska sprang mit einem Schrei auf, drückte ihr Kind an sich und verschwand um die Ecke. Ein Beben ging durch die Gestalt des Mannes, ein heiseres Schluchzen kam aus seiner Brust, ein entsetzliches Stöhnen.

Tante Auguste wußte, ohne zu fragen, wer der Mann war. Sie trat zu ihm und legte ihm den Arm um die Schultern: „Kommen Sie mit mir, Krüger. Ich habe Ihnen was zu erzählen."

Willenlos ließ sich der Soldat in das Haus führen. Auf dem Stuhl brach er zusammen. Den Kopf hatte er weit vornüber gebeugt, und es war so still im Zimmer, daß man die Tränen, die ihm aus den Augen rollten, auf die Diele fallen hörte.

„Weinen Sie sich man aus, Krüger," sagte Tante Auguste und fuhr ihm leise über den Rücken. „Das ist die beste Medizin, wenn einem das Herz weh tut. Auch die Steska hat viel geweint. Sehr viel . . . Tag und Nacht hat sie geweint und zum lieben Gott gebetet, daß er sie aus diesem irdischen Jammertal erlösen möchte."

Der junge Mann sah zu ihr auf. Auf seinem Gesicht lag grenzenloses Erstaunen. „Die Steska hat geweint und gebetet? Sie hat ja zu dem Balg gelacht und sich mit ihm befreut."

„Sagen Sie mal, glauben Sie wirklich, daß die Steska Ihnen untreu geworden ist? Nein, lieber Krüger, die hat sehr schweres durchgemacht. Mehr als ein schwacher Mensch tragen kann."

Mit irr flackernden Augen fragte der Soldat leise: „Die Russen?"

„Ja, ein Russe," erwiderte Tante Auguste, „ach, was hat die arme Marjell ausgestanden, wir haben aufpassen müssen, daß sie sich nicht das Leben nahm."

„Sie hätten lieber nicht aufpassen sollen," erwiderte der Feldgraue heiser.

„Wir haben es doch für unsere Pflicht gehalten, Steska vor einer Dummheit zu bewahren. . . . Wir haben auch ein bischen an Sie gedacht."

„An mich? An mich? Wie meinen Sie das?" Sein Ton war unsicher geworden.

„Wir haben geglaubt, daß Sie Steska sehr lieb gehabt haben und daß Sie ein lieber guter Mensch sind und verständig genug sein werden, einzusehen, daß Ihrer Braut ein entsetzliches Unglück zugestoßen ist, worüber man sehr traurig sein kann, aber nicht wütend. . . . Wenn Sie das nicht überwinden können, wird Ihnen niemand einen Vorwurf machen. Aber Sie haben der Steska nichts zu verzeihen. Die hat mehr durchgemacht, als Sie im Schützengraben und bei der Verwundung . . . sie wird sich auch darüber trösten, daß Ihre Liebe nicht groß und nicht stark genug ist."

Der junge Mann schwieg. Der Schweiß war ihm auf das Gesicht getreten. Er zog sein rotgeblümtes Taschentuch mit der linken Hand und wischte sich das Gesicht. Und dann brach's aus ihm hervor:

„Ja, liebe Frau, wenn blos das Kind nicht wär. Und ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, daß sie zu dem Balg gelacht hat."

„Nehmen Sie mir nicht übel, junger Mann, das verstehen Sie nicht. Das verlangt die Natur von jeder Mutter, daß sie ihr eigenes Fleisch und Blut lieb gewinnt und darum sorgt. Das wäre ja traurig, wenn es anders wäre. Ich will Ihnen noch mehr sagen. Die Steska hat genau so gedacht wie Sie. Sie hat zu ihrer Großmutter gesagt, daß sie das Kind, wenn es lebend zur Welt kommt, mit ihren eigenen Händen abwürgen wollte. So was spricht man, aber man

Digitized by Google

tut es nicht. Als das kleine Wurm weinte, habe ich es ihr an die Brust gelegt, na und da mußte sie eben, ob sie wollte oder nicht. Die Natur verlangt ihr Recht."

Der Soldat war aufgestanden und ging ruhelos im Zimmer auf und ab. In ihm gährte und stürmte es. Jetzt hielt Tante Auguste Schweigen für besser als Reden. Endlich blieb er vor ihr stehen, schluckte ein paar Mal vor Verlegenheit, als müßte er innerlich einen Anlauf nehmen und dann stieß er heftig hervor: „Können Sie mir auf Ihr Gewissen sagen, daß Stefka ganz unschuldig an . . . an . . . dem Unglück ist?"

„Wissen Sie was, junger Mann," erwiderte Tante Auguste fast heftig. „Auf solch eine Frage gebe ich Ihnen keine Antwort. Wenn Sie so wenig Zutrauen zu Ihrer Braut haben, dann kehren Sie ruhig um und gehen Sie wieder zurück, woher Sie gekommen sind. Wir werden Ihnen alle keine Träne nachweinen. Sie hätten lieber fragen sollen, ob die Stefka noch was von Ihnen wissen will. Jawohl! Wissen Sie, was ich an Ihrer Stelle getan hätte? Ich wäre ihr sofort nachgegangen und hätt mir Red und Antwort geholt, anstatt daß Sie sich erst ne halbe Stunde vorpredigen lassen, was Sie zu tun haben. Jetzt wird sie Ihnen die Tür vor der Nase zuschlagen und sagen: So einen Mann, der mir die größte Schlechtigkeit zutrauen kann, hat mich nie richtig geliebt."

So ähnlich kam es auch. Stefka hatte sich in ihre Kammer eingeschlossen, antwortete und öffnete nicht, als der junge Mann anklopfte. Da schlug seine versöhnliche Stimmung in Aerger und Zorn um. „Soll ich dir etwa zuerst gute Worte geben?" Er wandte sich ab und ging davon.

Seine Worte bedeuteten etwa, „ob er sie um Verzeihung bitten sollte" und so hatte Stefka es auch verstanden. Sie kam mit verweinten Augen erst zum Vorschein, als Tante Auguste an ihre Tür pochte und ihr versicherte, daß der junge Mann weggegangen sei. Wie schuldbewußt senkte Stefka den Kopf, sie glaubte wohl, Vorwürfe zu erhalten. Aber Tante Auguste dachte in diesem Augenblick nicht daran. Erst später als Stefka das Geschirr vom Abendbrottisch abräumte, sagte sie ihr ruhig: „Hast du schon daran gedacht, wie deinem Bräutigam zu Mut sein muß? Ich glaube, er hat sich um dich beworben, weil du ein ordentliches anständiges Mädchen warst."

Stefka zitterten die Hände so sehr, daß sie den Brast Teller schnell auf den Tisch stellen mußte.

„Ja, gnädige Frau," erwiderte sie weinend, „und ich habe mich ja so geschämt, ich kann ihm doch nicht mehr unter die Augen treten."

„Das ist eine Dummheit von dir, wer ein reines Gewissen hat, braucht sich nicht zu schämen."

Stefka stand da, wie mit Blut übergossen. Sie preßte beide Hände an die Brust. „Bei Gott, gnädige Frau, ich habe mir nicht das Geringste vorzuwerfen."

„Das hättest ihm sagen sollen und dann konnte er gehen, wenn du nichts mehr mit ihm zu tun haben willst, aber so was muß gesagt werden zwischen zwei Menschen, die noch ein ganzes, langes Leben miteinander gehen sollen. Er bleibt, wie ich gehört habe, bei seinem Onkel, dem Brinkmann, zur Nacht. Wenn du ihn wirklich lieb hast, dann gehst jetzt hin und sagst: Karl, ich habe nicht die geringste Schuld, ich bin noch eben so rein und anständig, wie vor einem Jahr, wie wir uns verlobt haben. Willst du mir das Unglück vorwerfen, dann sind wir geschiedene Leute."

„Unglück vorwerfen . . . geschiedene Leute." Stefka hatte die Worte der Tante Auguste still vor sich hin nachgesprochen und dazu jedes Mal mit dem Kopf genickt. Dann beugte sie sich, um Frau Bachmann die Hand zu küssen. „Ach, gnädige Frau, Sie haben immer das Richtige getroffen.

„Na, denn mach, daß du wegkommst. Das bischen Abwasch hat bis morgen früh Zeit."

Am anderen Morgen kam Lena mit roten Backen aus der Küche an den Frühstückstisch, wo ihr Vater friedlich mit seiner Schwester saß: „Vater, Tante Auguste, das Brautpaar will sich bei euch vorstellen."

Digitized by Google

22. Kapitel.

Am nächsten Sonntag gab es eine Doppelfeier in Malliſchken und Bielſchowen. Zuerſt wurde das kleine Mädel in der Kirche getauft. Lena, Tante Auguſte und Steſka's Verlobter hielten es über die Taufe. Lena wurde es ſchon ſeit ſeiner Geburt genannt, jetzt bekam es noch den Namen Karoline.

Dann wurde das junge Paar kriegsgetraut. Meybuſch als Standesbeamter hatte alle Bedenken als unweſentlich beiſeite geſchoben und die Urkunde von den Verlobten unterzeichnen laſſen. Dann wurde das Paar in der Kirche von Paſtor Wollſchläger eingeſegnet. Lena hatte der Braut mit großer Mühe den Schleier beſorgt und ihr die volle runde Myrthenkrone aufs Haupt geſetzt.

Gebhardt, der in ſeinem Heim viel und gern Harmonium geſpielt hatte, vertrat den von den Ruſſen weggeſchleppten Kantor auf der Orgel, die durch Gewehrſchüſſe verletzt, manchen Ton ſchuldig blieb oder ſogar ab und zu entſetzlich fauchte.

Beide Male ſprach Paſtor Wollſchläger. Nach der Taufe wandte ſich Meybuſch zu Grot, der neben ihm ſtand und zwinkerte verdächtig mit den Augen: „Weißt du, Hans, mein Bedarf an Rührung iſt für die nächſten Jahre vollkommen gedeckt. Haſt du dem Kerl zugetraut, daß er ſo vernünftig reden kann? Bloß dem Konſiſtorium ſoll er die Rede nicht einreichen. Das würde ihm wohl auf die Lumpen ſpucken. Ich bin bloß neugierig auf die Traurede."

Es war Tante Auguſte geweſen, die es veranlaßt hatte, daß alle Tagelöhner nicht nur aus Malliſchken, ſondern auch aus Kurzontken und Orſchechowken zu der Doppelfeier befohlen wurden, ſo daß die kleine Dorfkirche völlig gefüllt war. Ja, ſogar die auf den Gütern beſchäftigten Ruſſen waren mit ihren Wachmännern hinbeordert worden. . . . Als der Pfarrer im Ornat am Altar erſchien, knieten ſie nieder und ſchlugen ehrfurchtsvoll mit drei Fingern nach ihrer Art das Kreuz über der Bruſt. Es waren einige unter ihnen, die geläufig deutſch ſprachen. Sie ſperrten Mund und Augen auf.

Nach der Traurede zog Meybuſch ſein großes rotes Taſchentuch, wiſchte ſich die Augen und ſchneuzte ſich heftig mit trompetenartigem Ton. „Ein verfluchter Kerl, dieſer Wollſchläger," flüſterte er Grot zu. „Der krempelt einem ja das Herz im Leibe um. Das war ja eine menſchliche Rede und keine kirchliche."

„Für mich hat er den chriſtlichen Standpunkt, die Unterwerfung unter den Willen Gottes, ſchön und klar zum Ausdruck gebracht," erwiderte Grot. Meybuſch ſah ihm ſtarr ins Geſicht. „Auch du, mein Sohn Brutus? Entſchuldige, ich dachte, wir wären auch in dieſem Punkt noch einer Meinung."

„Nicht ganz, lieber Berthold. Ich habe drei Wochen Zeit gehabt, Tag und Nacht darüber nachzudenken, wozu der Menſch auf der Welt iſt und habe deutlich den Faden geſpürt, an dem wir wie die Maikäfer herumſchwirren."

„Es kommt bloß darauf an, wie man den Faden benennt, lieber Hans."

„Das ſoll man Jedem überlaſſen, Berthold."

Das Hochzeitsmahl fand in dem großen Saal des Malliſchker Gutshauſes ſtatt. Tante Auguſte, deren Willen ſich auch ihr Bruder beugte, hatte angeordnet, daß nicht nur das junge Paar, ſondern alle Arbeiter des Gutes daran teilnehmen ſollten. Stumm und verlegen hatten die einfachen Menſchen vor der Tür des Hauſes geſtanden und ſich nicht getraut, hineinzugehen, bis Tante Auguſte erſchien und dem zum Vogt aufgerückten alten Michallek den Arm reichte. Da waren ſie zu zweien und dreien hinter dem Paar einhergegangen.

Schluß folgt.

Digitized by Google

Bulgariens erster Zar / Roman von Detlev Stern

5. Fortsetzung.

Dann nahm Sonja mit kalter ruhiger Hand den Arm ihres Verlobten und schritt den beiden Herren voran ins Eßzimmer, wo ein Tisch mit vier Kuverts gedeckt stand.

„Fräulein Ljuba lassen sich entschuldigen," antwortete der Diener auf einen fragenden Blick Sonjas, „sie hat heftige Kopfschmerzen und ist bereits zu Bett gegangen."

Ljuba aber schlief nicht. Sie stand in ihrem Schlafzimmer vor dem Spiegel und legte mit zitternden Händen um ihren schlanken Leib den Gürtel, der eine Knabenbluse umschloß. Dann bedeckte sie ihren lockigen Kopf mit einer Pelzmütze, warf einen Kapuzenmantel über und verließ leisen Schrittes das Haus durch eine Hintertür. Mit geflügelten Schritten eilte sie durch die schlecht beleuchteten, schmutzigen Straßen, bis sie das Haus der Giorgieévs erreicht hatte. Dort pochte sie. Der alte Ivanschkow öffnete und maß den Ankömmling mit verdächtigen Blicken. „Kein Einlaß, junger Herr, der Leutnant ist nicht zu Hause."

„Aber ich will auch nicht zu ihm, sondern zu seiner Frau."

„Erst recht nicht," brummte der Alte. Lachend ließ Ljuba die Kapuze fallen. „Kennst du mich nun, Ivanschkow?"

„Heiliger Dimitri! Sie sind es, Fräulein Ljuba?"

„Ich bins; darf ich nun hinein, du Brummbär?"

Ivanschkow gab den Weg frei. Mit schnellen Füßen sprang Ljuba die Treppe hinauf und stürmte atemlos in Ranàs Gemach. Die junge Frau saß am Tische über ein Buch gebeugt. Der matte Schein einer Hängelampe fiel auf ihr goldbraunes Haar und ließ es in seltenen Schattierungen leuchten. Bei Ljubas raschem Eintritt sah Ranà überrascht auf. Einen Augenblick wußte sie nicht, wer bei ihr eingedrungen war; aber Ljuba ließ ihr keine Zeit zum Besinnen. Sie umfaßte sie mit stürmischer Liebkosung und rief: „Er ist hier und ich muß ihn sehen! O komm mit mir, Ranà!"

Mit sanfter Gewalt machte die junge Frau sich los. „Liebe Ljuba, was ist das wieder für eine Torheit; versprachst du nicht ganz vernünftig zu werden?"

„Ja, mit der Zeit. Das geht so schnell nicht, und heute auf keinen Fall. O komm mit mir; ich beschwöre dich."

Ranà brauchte nicht zu fragen, wohin der Weg gehen sollte, noch wen Ljuba so sehnlichst zu sehen wünschte. „Es ist unnütz, Ljuba," sagte sie, „der Fürst verläßt das Palais heute abend nicht mehr."

„Aber wir werden Einlaß erhalten, sobald du willst; ich weiß es."

„Ljuba!" Der Ton, in welchem die junge Frau ihren Namen rief, klang so vorwurfsvoll, daß die kleine Schwärmerin erschrocken zu der älteren Freundin aufschaute. „Kannst du nicht einen Vorwand finden, irgend eine wichtige Mitteilung?" fragte sie schüchtern.

„Nein," war die kurze Antwort.

„So begleite mich wenigstens zum Palais. Ich möchte ein einziges Mal dort vorübergehen; vielleicht kommt er doch noch heraus, oder ich sehe seinen Schatten an den Fenstern. Bitte, bitte, Ranà, Liebste, Beste, tu mir den einzigen Gefallen."

Die junge Frau überlegte. Ljuba war in einer Stimmung, in welcher man ihr jede Torheit zutrauen konnte; besser, sie tat ihr den Gefallen und begleitete sie dann nach Hause, als sie allein wieder fortgehen lassen.

„Gut, ich gehe mit dir, aber Ivanschkow begleitet uns," entschied sie.

Der alte Diener murrte, als er seine Herrin tiefverschleiert zum Ausgehen bereit sah, aber er folgte wie ein treuer Hund. Die Straßen, welche sie durchschritten, waren öde und dunkel, doch in der Nähe des fürstlichen Konaks wurde es heller und lebendiger. Eine kleine Gruppe von Männern stand plaudernd unweit der Palastwache. Sie besprachen alle voll Eifer die Ereignisse des Tages und achteten der vorübergehenden Frauen nicht. Einzelne Vorübergehende warfen einen forschenden Blick auf dieselben, hielten einen Augenblick die Schritte an, setzten aber ihren Weg fort, sobald sie den alten Diener erblickten, welcher, einer wachsamen Dogge gleich, leise vor sich hinknurrte.

Digitized by Google

„Und nun," fragte Ranà, als sie vor dem Parkgitter des Palastes standen und zu den mäßig erhellten Fenstern desselben hinaufsahen.

„Nun warten wir hier eine Weile," bat Ljuba.

„Eine sehr kleine Weile," entgegnete Ranà, „ich bin nicht gewillt, hier lange zu den Fenstern hinaufzuschmachten, wie ein weiblicher Toggenburg."

„Wer war das?" fragte Ljuba erstaunt. „So heißt doch niemand hier."

Die junge Frau lächelte. Sie hatte sich der deutschen Sprache schnell und leicht bemächtigt und beschäftigte sich täglich mit dem Studium ihrer Klassiker. Ljuba dagegen, die sich erst seit kurzem auf dieselbe geworfen, stockte noch in der Grammatik und wußte nichts von Schillers Gedichten. „Ich will diesen Ritter Toggenburg auswendig lernen," entgegnete sie auf Ranàs Erläuterung; „er gefällt mir. Ach, wenn doch auch heute das Fenster klingen wollte."

Und siehe da, es klang! Im ersten Stock des Palastes lehnte eine hohe Gestalt aus dem geöffneten Rahmen, in dunkler Silhouette sich abhebend von dem lichten Hintergrunde, auf welchem Schatten hin und wieder schwankten. „Er ist es!" flüsterte Ljuba; „sieh, wie er den Kopf hinausbeugt, als wolle er frische Luft schöpfen. Wie mag er gearbeitet haben! Wer wird bei ihm sein? Der Kabinettsrat wahrscheinlich, und Karavelow; vielleicht auch dein Mann."

„Ich glaube nicht; Stefan ist in die Stadt gegangen; er kann jeden Augenblick nach Hause kommen, laß uns gehen."

„O, bleibe noch!" bat Ljuba! Da zog sich die hohe Gestalt vom Fenster zurück und ihr Schatten mischte sich mit den andern. Das junge Mädchen nahm schweigend den Arm der Begleiterin. Wie heftig Ranàs Herz gegen die kleine Hand schlug; die sich dagegen preßte. Ljuba fühlte es trotz ihrer Befangenheit und sprach ihre Verwunderung darüber aus.

„Es ist nichts," entgegnete Ranà, „ein wenig Angst wegen unseres auffallenden Ausganges; komm fort, schnell! Ich bin nicht eher ruhig, als bis ich dich daheim weiß, und wieder bei meinen Büchern sitze."

Sie zog die zögernde Freundin mit sich fort, die noch oft den Kopf zurückwandte. Als sie sich in der Nähe von Ranàs Wohnung befanden, sagte diese: „Ich werde die wenigen Schritte allein zurücklegen, Ivanschkow geleitet dich sicher heim."

„Aber ich kann allein zurückkehren", protestierte Ljuba.

„Ich hoffe, du erfüllst meinen Wunsch, wie ich den deinen erfüllte. Gute Nacht und schlafe süß."

„O, ich werde von ihm träumen," murmelte Ljuba. „So komm also, Ivanschkow, und brumme mich nicht an; deine Herrin will es so."

Noch ein „Gute-Nacht-Wunsch" und mit beflügelten Schritten eilte das junge Mädchen dem murrenden Alten voran. Ranà sah ihnen nach, bis sie um eine Ecke verschwanden; dann ging auch sie. Das Herz pochte ihr zum Zerspringen. War es wirklich aus Angst, wie sie vorhin gesagt hatte? Sie war nicht furchtsam. War es, weil Stefan ihren Ausgang nicht billigen würde? Wann hatte er jemals eine ihrer Handlungen getadelt? Sie wollte es ihm gleich sagen; er sollte sie darüber beruhigen. Rasche männliche Tritte hinter ihr, machten sie umsehen; vielleicht war es Stefan, welcher auch nach Hause wollte. Da stand auch schon die schlanke, hohe Gestalt neben ihr, fest in den Militärmantel gehüllt. „Es ist gut, daß du da bist, Stefan, ich habe dir zu beichten." Sie nahm seinen Arm und fühlte, wie er denselben fest gegen die Brust drückte.

„Du fragst nicht, warum ich so allein in der Straße weile?"

„Warum sollte ich fragen? Ich fühle nur, daß diese Begegnung mich unendlich glücklich macht."

Das war nicht Stefans Stimme. Mit einer Bewegung des Schreckens suchte Ranà ihren Arm aus dem ihres Begleiters zu winden, aber dieser preßte ihn nur fester an sich.

„Denken Sie nicht, gnädige Frau, daß ich diesen, durch einen liebenswürdigen Irrtum Ihrerseits errungenen Vorteil so ohne weiteres aufgebe. Ich würde es nicht tun, selbst wenn meine Pflicht als Kavalier mir nicht geböte, einer Dame, die in der Dunkelheit allein in der Straße umherirrt, Schutz zu gewähren."

Es lag ein versteckter Hohn in den Worten, der Ranà verletzte.

Digitized by Google

„Ich irre nicht umher, dort ist mein Haus, wie Sie wohl wissen, Leutnant Maximow, und ich wünsche den Weg bis dahin allein zurückzulegen."

„Sie beehren mich mit einer besonderen Ungnade, gnädige Frau; gilt dieselbe dem Russen oder dem Mann?"

„Beiden," entgegnete Ranà kurz; und diesmal gelang es ihr, den Arm frei zu machen. Wie gesagt eilte sie dem Hause zu; der Leutnant hielt sich ihr zur Seite.

„Womit habe ich wohl soviel Grausamkeit verdient, schöne Frau, ich, einer Ihrer eifrigsten Verehrer?" Ranà antwortete nicht; ihre Blicke suchten in der öden Straße nach einem menschlichen Wesen, welches den Verfolger schrecken könne; sie fanden keines. Endlich hatte sie das Haus erreicht. Sie ließ sich nicht Zeit, der Magd zu schellen. Mit einem kleinen Schlüssel öffnete sie schnell die Tür und huschte hinein. Aber als sie dieselbe ins Schloß drücken wollte, hält ein starker Arm sie auf. Leutnant Maximow drängte sich ihr nach über die Schwelle, und indem er mit dem einen Arm seine Beute festhielt, schloß er geräuschlos die Tür mit der freien Hand. Es war dunkel auf dem weiten Flur; nur von der Treppe herab warf ein kleines Lämpchen einen ungewissen Schein über den totenstillen Raum. Ranà schrie um Hilfe; die Magd mußte sie hören, aber die ersten Hilferufe erstickten unter den wahnsinnigen Küssen, welche der Russe auf ihre zitternden Lippen preßte. Sie roch den Weindunst, welcher von den seinen ausging und plötzlich kam ihr die Erinnerung, daß Ljuba gesagt habe, er feiere beim Diner seine Verlobung mit ihrer Schwester.

„Schämen Sie sich, Leutnant Maximow," sagte sie ihm mit eisiger Ruhe wehrend, „was wird Ihre Braut dazu sagen?"

„Nichts jedenfalls; denn sie wird es nie erfahren. Eine schöne Frau spricht doch nicht über die Gunst, die sie einem Mann freiwillig gewährt."

„Freiwillig?"

„Unfreiwillig also. Auch das verschweigt sie gern nachher."

„Lassen Sie mich los." Ranàs Hilferuf erschallte aufs neue, aber die Magd hörte nicht. Vielleicht hatte sie sich heimlich von Hause entfernt. Kam denn Ivanschkow noch nicht?" Der Leutnant erriet ihre Gedanken. „Wir sind ganz allein, schöne Frau, und werden vorläufig nicht gestört werden. Ihren Mann habe ich vorübergehend im Klub gesehen, den er ja nie vor 10 Uhr verläßt; der alte Ivanschkow begleitet meine hübsche Schwägerin, die ich trotz ihrer Verkleidung erkannte, und kann erst in einer halben Stunde hier sein. Sie können mir also ohne Gefahr den Eintritt in Ihr Boudoir gestatten, wo es jedenfalls freundlicher aussieht, als in diesem kalten Hausflur." Er legte seinen Arm um die Taille der jungen Frau und suchte sie in das Zimmer zu ziehen, welches sich im Erdgeschoß befand. „Das ist der Schulraum", sagte Ranà, die inzwischen ihre Geistesgegenwart wieder erlangt hatte, „aber wir mögen ebenso gut dort eintreten."

Maximow war entzückt über dieses Zugeständnis. So bewährte sich seine Erfahrung, daß die Frauen nur gezwungen werden wollen, auch hier. Es war ganz dunkel in dem großen Raum und sein Fuß stieß gegen hölzerne Bänke und Schemel.

„Ich zünde die Lampe an," sagte Ranà.

„Wozu? Wir werden schon im Dunkeln einen Sitz finden."

„Es sind harte Bänke", versuchte sie in scherzendem Tone zu sagen, „aber in der gegenüber liegenden Ecke steht ein Diwan. Geben Sie mir die Hand ich führe Sie."

Er war seines Sieges ganz sicher. Mit zärtlichen Druck faßte er die schmale, weiche Hand, die sich ihm bot und wand sich zwischen Bänken und Tischen hindurch. — —

„Hier in dieser Nische", flüsterte die junge Frau und drückte ihn sanft auf ein Polster nieder. Er wollte sie zu sich ziehen.

„Still, das Fenster ist offen, warten Sie, bis ich es schließe."

„Ich werde es tun." Er erhob sich und zog das Fenster an.

Diesen Augenblick benutzte Ranà. Sie trat einn Schritt zurück; ein leises Geräusch wie das Vorschieben eines Knebels ertönte und Leutnant Maximow befand sich allein in einem winzigen Kabinett, welches vom Schulraum abgesondert, den ermüdeten Kindern zeitweilig zum Ausruhen diente. Wie ein Blitz traf ihn die Entdeckung, daß die junge Frau ihn über-

Digitized by Google

listet habe. Er war auf alles gefaßt gewesen, auf das nicht. Hastig machte er Licht mit einem Taschenfeuerzeug und übersah nun den engen Raum. Er rüttelte an der Tür; sie war schwach und für einen Riesen wie er leicht zu sprengen; aber was nützte es; würde er damit die Frau wiedergewinnen, die jedenfalls eine Zuflucht bei den Nachbarn gesucht hatte? Er rief Ranàs Namen in den zärtlichsten Tönen; er bat; endlich drohte er. Alles blieb stumm. Was half es; in dem Loch eingesperrt konnte er nicht länger bleiben — also — die Tür gesprengt. Doch nein, wozu den Lärm, da war ja noch das Fenster. Es war klein und für den großen Mann nicht leicht zu durchklettern, außerdem mit Eisengittern versehen. Er rüttelte an dem Eisen; es saß lose in dem bröckligen Gestein. Mit einem kraftvollen Ruck hatte er es aus den Fugen gezogen; der Weg war frei! Leise fluchend schwang sich der Offizier auf die Brüstung. Das Fenster ging auf die Straße. Er wartete, bis zwei Männer, welche miteinander sprachen, vorüber waren, dann warf er seinen Mantel, der ihn hinderte, hinaus und folgte demselben behutsam nach. Als er in der Straße festen Fuß gefaßt hatte und sich nach seinem Mantel bückte, fühlte er plötzlich zwei kräftige Fäuste in seinem Nacken, die ihn niederhielten, und eine Stimme rief: „Haltet den Dieb!"

„Dieb, du selbst! Schreie nicht, verdammter Kerl und laß mich los," stöhnte Maximow unter dem Druck der nervigen Hände. Aber die Hände griffen fester zu: „Kein Dieb! Kein Dieb! Schlimmer als das, ein Ehrenräuber! O, jetzt erkenne ich dich, du verdammter Russe, was hattest du im Hause meines Herrn zu suchen?"

„Du bists, Ivanschkow? Deiner sollte ich doch noch mächtig werden!"

Der Leutnant suchte mit einer gewaltigen Kraftanstrengung in die Höhe zu kommen; einmal aufrecht, wollte er dem Alten schon seine junge Kraft beweisen. Der Bulgare fühlte, wie die mächtigen Schultern des Russen sich gegen seine Fäuste stemmten und ihn fast ins Wanken brachten; er ließ einen neuen Hilferuf erschallen.

„Willst du die ganze Nachbarschaft aufmerksam machen, dummes Tier", höhnte der Russe, „damit die ganze Stadt morgen erfahre, daß ich nächtlicherweile deiner Dame einen Besuch abgestattet habe; wem schadest du damit. Ihr oder mir?"

„Infame Bestie", brummte Ivanschkow.

In den Nachbarhäusern hatten sich die Fenster geöffnet; neugierige Gesichter lugten überall hervor. Ein rascher, militärischer Schritt hallte durch die öde Straße wider.

„Was geht hier vor?" fragte eine Stimme.

Die Hände des alten Dieners lösten sich von des Leutnants Schultern; wie von einer Feder getrieben, schnellte dieser empor und sah sich Auge in Auge mit Stefan Giorgieév.

„Leunant Maximow", rief dieser erstaunt, einen Schritt zurücktretend. Der Angeredete schlug den Mantel um die Schultern; er war sehr bleich geworden. „Es ist hier kein Ort zu Auseinandersetzungen, Leutnant Giorgieév," sagte er in kaltem Tone. „Sie werden erfahren, um was es sich handelt; ich erwarte morgen Ihre Sekundanten."

Eilenden Schrittes entfernte er sich.

„Was soll das heißen, Ivanschkow?" Stefan war wie betäubt.

„Das soll heißen, daß dieser vertrackte Russe ein niederträchtiger Schuft ist!" knurrte der Alte. „Aber kommen Sie ins Haus, Herr, wir müssen nach der Frau sehen."

Giorgieév öffnete mit dem kleinen Schlüssel, den er immer bei sich trug, und flog die Treppe hinan; langsam folgte Ivanschkow.

Ranà saß in ihrem Arbeitszimmer, den Kopf in die Hand gestützt, bleich wie ein Wachsbild. Bei Stefans Eintritt erhob sie sich langsam, die braunen Rehaugen mit bittend schmerzlichem Ausdruck auf ihn geheftet.

„Ranà, mein Weib, meine Perle! Was ist geschehen?"

Er wollte sie stürmisch an sich ziehen; sie aber wehrte ihm: „Nicht jetzt; nicht heute!"

„Ranà, Ranà!" Wie ein Verzweiflungsschrei rang sich ihr Name aus der Brust des Mannes. Er faßte sie bei den Schultern und sah ihr forschend in die Augen. „Was hat jener Freche getan, sprich!" Sie brach unter seinem Blick zusammen; mit leisem Stöhnen sank sie in die Kniee: „Stefan, vergib mir!"

Er hob sie auf und führte sie auf den Diwan zurück. „Ich muß wissen, was ich zu

Digitized by Google

vergeben habe", entgegnete er in einem Tone, wie ihn Ranà nie von ihm gehört hatte. Das gab ihr Kraft. Mit leiser Stimme begann sie ihre Erzählung.

„Geh hinaus, Ivanschkow", gebot Stefan dem lauschenden Alten.

„Laß ihn," bat Ranà, „er war Zeuge des unüberlegten Ausganges, der das Schlimme herbeiführte; er mag erhärten, daß ich dir die volle Wahrheit sage."

So blieb der Alte; und die junge Frau fuhr in ihrem Berichte fort. Sie verschwieg nichts. Bei Erwähnung der stürmischen Küsse des Russen zuckte sie schaudernd zusammen. „Ich muß diese Lippen mit geweihtem Wasser waschen, ehe sie die deinen wieder berühren", sagte sie mit rührender Demut. „Jetzt sind sie besudelt und nicht würdig, eines ehrlichen Mannes treuen Kuß zu empfangen; darum wehrte ich dir, mein Stefan. Vor dem Schlimmsten haben die Heiligen mich bewahrt, indem sie mir den rettenden Gedanken eingaben und die Ausführung gelingen ließen. Nur eine Hoffnung ist mir vereitelt worden, ich hätte gewünscht, der Elende möge unentdeckt seinen Weg durchs Fenster nehmen, auf welches ich ihn selbst aufmerksam machte. Mit tausend Ängsten wartete ich darauf; mit klopfenden Pulsen lauschte ich hinter den Vorhängen in die Straße hinab, und kalter Schreck ergriff mich, als Ivanschkow über den Entsprungenen herfiel, als ich seinen lauten Ruf hörte. Wie mir aber wurde, als ich auch dich hinzukommen sah, mein Stefan, ich kann es dir nicht sagen. Todestraurig flüchtete ich vom Fenster zurück, denn nun wußte ich, daß eine blutige Entscheidung unvermeidlich sei."

Mit angsterfüllten Augen blickte sie forschend auf den Gatten.

Giorgiéws ernstes Antlitz hatte sich längst entwölkt; eine milde Ruhe lag auf demselben, und ruhig milde klang auch seine Antwort. „Das Unvermeidliche macht mir keine Sorge. Wasche du deine Lippen mit Weihwasser; ich wasche sie dir mit Blut, das schwemmt jeden Makel hinweg."

„Und wenn das dein Blut wäre, Stefan? O, nimmer kann ich es mir vergeben, dich in Gefahr gebracht zu haben."

„Still, mein Weib und fürchte nichts für mich. Mit Freude trete ich diesem Russen gegenüber, und nichts wäre mir so erwünscht, als wenn ich mit ihm den Kampf ausfechten könnte, den Nation gegen Nation zu kämpfen haben wird."

„Gott und die Jungfrau werden der gerechten Sache beistehen", brummte Ivanschkow aus seinem Winkel heraus; dann verschwand er. Nicht lange darnach hörte man sein Gebrumme, mit dem er die heimgekehrte Magd ob ihrer Pflichtvergessenheit anknurrte.

---

11. Kapitel.

Am folgenden Tage durchlief das Gerücht von einem Duell zwischen einem russischen und einem bulgarischen Offizier die Stadt; bald wurden auch die Namen genannt, mit dem Zusatze: „Der Russe ist am rechten Arm verwundet, der Bulgare ging frei aus."

„So ists recht", sagte Frau Karavelow, als der dicke, kugelige Telegraphendirektor, welcher jede Stadtneuigkeit sofort mündlich zu depeschieren pflegte, auch diese brühwarm servierte. „Das ist ein gutes Vorzeichen. Wir Bulgaren werden schon mit unseren Feinden fertig, mögen es Serben oder Russen sein."

„Was werden die Burows dazu sagen", gurgelte die fette Stimme des kleinen Herrn. „Die Älteste soll ja mit dem Maximow verlobt sein."

„Es ist ein Skandal", erklärte Frau Katinka, „gerade gestern hat man die Verlobung gefeiert."

Der Telegraphendirektor konnte zwar nicht recht begreifen, warum es ein Skandal sein sollte, denn er suchte die Ursache des Duells in politischen Differenzen, während Frau Katinka sofort mit weiblichem Scharfsinn auf den eigentlichen Beweggrund geschlossen hatte; dennoch nickte er Beifall und wiederholte: „Ja, ein Skandal, ein Skandal!"

„Ich will gleich einmal zu Burows gehen", entschied die Dame. „Wollen Sie mich begleiten?"

Der kleine Herr drückte seine Bereitwilligkeit durch ein Scharren mit dem rechten Fuß

Digitized by Google

aus, was bei ihm die Stelle einer Verbeugung vertrat und wartete geduldig, bis die Frau Ministerin sich zum Ausgehen fertig gemacht hatte.

„Sie haben schon wieder Trockentag heute", sagte die Dame, als sie das am hinteren Rockknopfe aufgehängte Taschentuch Ivanows bemerkte, „bitte, stecken Sie das Tuch ein."

Gehorsam nestelte der kleine Herr das Wäschestück los und pfropfte es in eine Tasche. Auf dem Wege begegnete ihnen Janusch Wieslowitsch. „Kommen Sie von Burows?" fragte Frau Katinka, ihn anhaltend.

„Ja."

„Welchen Eindruck hat die Duellaffäre dort hervorgebracht?"

„Sonja liest einen Roman und Ljuba hat rotgeweinte Augen; daraus werde der Teufel klug." Er raste davon.

„So bleiben sie doch noch eine Minute!" rief die Dame, aber er hörte nicht.

„Lassen sie ihn und kommen Sie, Frau Katinka, wird der Teufel klug daraus, so werden Sie es auch", tröstete der kleine Telegraphendirektor. Die Dame lächelte über das gutgemeinte, aber sehr zweifelhafte Kompliment.—

Bei Burows fanden sie es, wie Janusch gesagt. Sonja las mit der Miene einer Eisjungfrau einen französischen Roman, den sie mit zusammengelegten Fingern in der Hand behielt, als sie sich zur Begrüßung des Besuches erhob. Ljuba verschwand mit rotgeweinten Augen durch die Portieren des Nebenzimmers.

„Aber beste Sonja, was sind das für Geschichten", ging Frau Katinka gerade auf das Ziel los, „gestern Verlobung und heute Duell. Wenn der Gegner ein unverheirateter Mann wäre, so würde ich sagen: Nebenbuhlerschaft, aber Stefan? — Stefan Giorgiéev; das sanfte, friedselige Lamm, der überdies in seine Frau verliebt ist, als hätte er sie vor einer Stunde geheiratet — es ist unglaublich."

Mit scharfen Augen beobachtete sie während dieser Rede Sonjas Gesicht, aber diese zuckte mit keiner Wimper. Kalt und bleich, fast gleichgiltig, hörte sie die Dame an; ruhig antwortete sie:

„Wahrscheinlich liegt die Ursache in politischen Streitigkeiten; Papa ist bei Maximow, um sich darüber zu unterrichten."

„Politische Streitigkeiten, natürlich, so sagte auch ich", pflichtete Ivanow bei. „Russe und Bulgare, das ist jetzt wie Hund und Katze."

„Gemeiner Vergleich", tadelte Frau Karavelow. „Hätten Sie wenigstens gesagt, wie Wolf und Löwe."

„Wobei denn der Löwenanteil den Bulgaren zufällt, so wünschen Sie es doch, Frau Katinka", warf Sonja dazwischen.

„So wünscht es jede gute Patriotin, Kind, ich hoffe, du bleibst eine solche, trotzdem du mit einem Russen verlobt bist."

„Ich glaube, sie war es schon nicht mehr, als sie dem Russen Gehör schenkte", wagte Ivanow zu bemerken.

Sonja zuckte die Achseln. „Es ist nicht immer nötig, daß man die politischen Ansichten seines Mannes teilt, Frau Katinka weiß das am besten."

„Wenn nur Zweck und Ziele dieselben sind, und das sind sie bei Pettko und mir, dann können die abweichenden Ansichten über Erreichung derselben nicht ins Gewicht fallen."

„Besonders wenn der eine Teil so überzeugend auf den andern einzuwirken versteht, wie das bei Ihnen der Fall ist", fügte Ivanow hinzu, indem er seine fette, runde Tatze vertraulich auf Frau Katinkas Arm legte. Die Dame war nicht zufrieden mit der Wendung, welche das Gespräch genommen hatte; sie machte eine kühne Schwenkung auf den Anfang desselben zurück, indem sie fragte, ob Leutnant Maximow schwer verwundet sei.

„Durchaus nicht", entgegnete Sonja kurz.

„So werdet ihr ihn wohl zur Pflege ins Haus nehmen?"

Das junge Mädchen maß die Dame mit erstaunten Augen.

„Was denken Sie, Frau Katinka, würde sich das schicken?"

„Doch immerhin besser, als wenn du ihn in seiner Wohnung besuchst."

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich ihn besuchen werde?"

„Nun, hast du denn keine Sehnsucht, den Verwundeten zu sehen?"

„O ja, große Sehnsucht!" Sonja sagte dies in einem verächtlichen, bitteren Tone, der ihr geschicktes, kaltblütiges Spiel von vorhin zu nichte machte.

Digitized by Google

Um Frau Katinkas Mund zuckte ein hämisches Lächeln, das jedoch blitzschnell verschwand, wie es gekommen war. Sie improvisierte Ton und Miene des Mitleids, indem sie seufzend ausrief: „Armes Kind! Welche Zeit der Angst und Unruhe für dich! Nun, laß nur den Kopf nicht hängen; ich komme bald wieder und sehe nach dir. Jetzt muß ich zur guten Frau Giorgiéov und gratulieren, daß ihr Mann so unberührt davongekommen ist; wird sich wohl für ein paar Tage entfernt haben, bis die Sache durchgesprochen ist."

Bei Erwähnung Ranàs zog ein Zucken über Sonjas bleiches Gesicht und das Buch in ihrer Hand zitterte; aber sie beherrschte sich und sagte ruhig: „Grüßen Sie Frau Giorgiéov von mir."

Dann begleitete sie in vollkommener Haltung ihren Besuch bis an die Treppe. Als sie in ihr Zimmer zurückgekehrt war, brach die mühsam erhaltene Fassung zusammen; sie warf sich auf den Diwan und ein lautes Stöhnen entrang sich ihrer Brust. Da trat Ljuba ein, verweint und überwacht. Schon in frühester Morgenstunde war sie bei Ranà gewesen und hatte den ganzen schrecklichen Hergang des verflossenen Abends erfahren. In angstvoller Erwartung hatte sie dann bei der Freundin ausgeharrt, sich beständig als die Ursache alles Unheils anklagend, bis Giorgiéov gesund und unverletzt von seinem Waffengange heimgekehrt war. Dann war sie nach Hause geeilt, um der Schwester so schonend als möglich die unerfreuliche Neuigkeit beizubringen; sie hatte sogar versucht, ihr den wahren Grund des Duells zu verheimlichen, aber Sonjas Argwohn war sogleich wachgerufen, und durch geschickte Querfragen erfuhr sie schließlich die ganze Wahrheit. Die unnatürliche Ruhe, mit der sie dieselbe aufnahm, erschreckte Ljuba; sie hätte lieber gesehen, wenn die Schwester in Klagen und Vorwürfe ausgebrochen wäre; da hätte sie doch ein Trosteswort anbringen können. Jetzt war sie auf das erste laute Kundgeben einer inneren Qual herbeigeeilt; aber ihr Erscheinen machte demselben sofort ein Ende. Mit trockenen, brennenden Augen starrte Sonja sie an und griff wieder nach dem Buche, das neben ihr lag. Ljuba näherte sich der Schwester. „Sonja", bat sie, „vertraue mir doch! Warum versteckst du deinen Schmerz vor mir? Ich kann es ja mitfühlen, wie schwer es dir ums Herz sein muß. Aber du brauchst Maximow ja nicht zu heiraten. Liebe war es nicht, die dich einwilligen ließ, seine Braut zu werden, und jetzt, da er deine Achtung verscherzt hat —"

„Werde ich ihn dennoch heiraten", ergänzte Sonja in entschiedenem Tone.

„Um aller Heiligen willen, Schwester, mach dich nicht selbst unglücklich!"

„Glücklich in meinem Sinne werde ich nie werden, dazu gehen meine Wünsche zu hoch", entgegnete Sonja finster.

„Wenn auch nicht glücklich, so doch nicht durchaus elend. Bedenke, als Maximows Frau wird dir das Leben zur Qual werden. Nicht einmal Patriotin darfst du dann sein."

„Ich werde sein, was mir beliebt und eine Befriedigung ist mir gewiß die — Rache!"

Sie ging mit ruhigem, festen Schritt an der Schwester vorüber, setzte sich ans Fenster und vertiefte sich in die Lektüre ihres Buches. Ljuba trocknete schnell ein Paar Tränen, die ihr die schroffe Abweisung Sonjas ausgepreßt und schlich davon. Einige Minuten später hörte die einsame Leserin, wie das junge Mädchen mit den Kanarienvögeln plauderte und nicht lange darauf mit ihnen um die Wette sang. „Sie ist ein Kind, das gleich wieder lacht, wenn noch die letzten Tränen an den Wimpern glänzen", sagte Sonja, indem sie das Buch schloß. „Sie wird ihre Liebe für den Hohen, Herrlichen ausweinen und vergessen; mein Herz versteint sich um dieselbe und schließt sie ein wie einen kostbaren Edelstein; der liegt dort begraben und nur der Haß ist lebendig geblieben."

---

12. Kapitel.

Der Fürst hatte seine Anordnungen in Bulgarien getroffen und war nach Philippopel zurückgekehrt. Dort traf ihn die Nachricht, daß der Kaiser von Rußland ihn aus den Listen der russischen Armee gestrichen habe. Das war ein neuer Beweis kleinlicher, persönlicher Rache, der jeden Edeldenkenden verletzen mußte und den Fürsten tief schmerzte. In Bulgarien erklang ein lauter Schrei der Entrüstung. „Lieber türkisch als russisch!" kam es aus aller Munde,

Digitized by Google

und als nun gar sechstausend türkische Freiwillige aus Schumla und Varna erklärten, den Bulgaren gegen die Serben beistehen zu wollen, da wuchsen Mut und Vertrauen riesengroß. „Was können die Serben uns jetzt noch anhaben, da selbst die Türken mit uns sind."

Auch der Kleinmut, der sich Karavelows bemächtigt hatte, wich bei so günstigem Zeichen.

„Ich denke, die Serben lassen uns doch noch in Ruhe", bemerkte er zu Stambulow. Dieser lächelte sein mißtrauisches Lächeln und sagte: „Das werden wir bald erfahren; der Fürst ist aufs Schlimmste gefaßt und ich auch. Sie täten gut, sich gleichfalls darauf vorzubereiten."

„Dazu ist noch Zeit", meinte der Minister. „Ich rechne, daß die Serben nicht eher angreifen, als bis die Türken losschlagen und sie uns auch so nach der Seite in Anspruch genommen sehen. Telegraphieren sie nicht seit vierzehn Tagen unaufhörlich: „Morgen machen wir Krieg?" und abends sagen sie es wieder ab.

„Der Tag wird bald da sein, wo sie es nicht wieder absagen; denken Sie an mich."

„Sie sind ein Schwarzseher", spottete Karavelow, der sich über seine eigenen Bedenken hinwegzutäuschen suchte.

„Dort kommt Nicolajew, warten wir ab, was er bringt; seine Miene ist bedeutungsvoll. Was gibts Neues, Major?"

Der Angeredete blieb stehen und sagte mit Befriedigung: „Endlich gehts los! Die Serben haben sich eine Grenzverletzung zuschulden kommen lassen, das können wir nicht ruhig mit ansehen."

„Wir müssen es ruhig mit ansehen; wir wollen doch den Krieg nicht anfangen", eiferte der Minister.

„Ich merke schon, Sie gehören zu den Kleinmütigen", spottete Nicolajew; „Sie bleiben doch hübsch zu Hause und regieren, während wir uns für Sie schlagen. Die Herren Diplomaten lieben es, in gedeckter Stellung zu bleiben und zu beobachten nach welcher Seite sie den Mantel zu hängen haben. Guten Tag, meine Herren."

Mit schallenden Tritten ging er vorüber und ließ den verblüfften Minister stehen.

„Das ging allein auf Sie", sagte Stambulow lachend, „er weiß sehr wohl, daß ich mittun werde, wenn es losgeht."

„Sie wollen Soldat spielen?" fragte Karavelow erstaunt.

„Ohne Frage Gut und Blut fürs Vaterland."

„Immer besser. Nun, ich gratuliere." Karavelow grüßte mit der Hand und wollte in den Konak des Fürsten eintreten, als er plötzlich den Fuß hemmte. „Wer kommt denn dort? Wahrhaftig, es ist Stefan Giorgiew."

Auch Stambulow hatte den Ankömmling bemerkt. „Gott zum Gruß, Leutnant, welcher Wind weht denn dich hierher?"

„Kein guter", entgegnete Stefan ernst; ich habe mich mit Maximow geschlagen und komme, es dem Fürsten selbst zu melden."

„Hast du ihn getötet."

„Nein, nur kampfunfähig gemacht."

„Schade; es wäre ein russisches Reptil weniger gewesen."

„Aber so erklären Sie doch —" drängte der Minister.

„Vor dem Fürsten", entgegnete Stefan kurz und alle drei traten in den Konak ein.

Fürst Alexander war in voller Arbeit. Um 9 Uhr morgens begann seine Tätigkeit und endete mit kurzer Unterbrechung in später Nachtstunde. Er hatte nach verschiedenen Seiten hin Front zu machen. Hier mit der Türkei und der Konferenz der Großmächte, dort mit Russen und Serben und im eigenen Lande mit den Parteien sich abzufinden; alles hing von seiner persönlichen Entscheidung ab. Aber das Gefühl der Verantwortung und der Gefahr machte ihn stark und froh. Mit hellen freudigen Augen blickte er auf die Eintretenden, die er nach geschehener Meldung sogleich vorgelassen hatte.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Die alte Uhr

Du alte Uhr aus Kindertagen!
Vom altertümlichen Gestell
Erklang dein muntres Stundenschlagen
So wie die Kindheit selber hell.

Ich sah die Zeit vorüberschweben
In dem Gehäuse, schmucklos glatt,
Und mit den Zeigern lief mein Leben
Geschäftig um das Ziffernblatt.

Es prägte sich gar manche Stunde
Ins Herz mit deinem Pendelschlag,
Wie oft gabst du mir warnend Kunde:
Schon wieder schloß ein Lebenstag!

Wollt' ich entschlummern meinen Sorgen,
Dann gingst du nach ein gutes Stück!
Stets gingst du vor, wenn du am Morgen
Mich wecktest für ein flüchtig Glück!

Du schlugst nur „halb", wenn kühnes Hoffen
Und Tatendrang im Herzen schwoll,
Doch hat ein Unglück mich getroffen,
Dann schlug dein Uhrwerk immer „voll"!

Ich forsche oft mit stillen Blicken:
Verlangsamt sich nicht schon dein Lauf?
Getrost, noch klingt dein leises Ticken,
Die Kraft des Schlüssels zieht dich auf!

So wollen wir's noch ferner wagen,
Bis wir die letzte Stunde seh'n:
Die sollst du wieder h e l l mir schlagen
Und dann auf ewig stille steh'n!

Erich Janke.

Flüchtlinge / Kriegsbild aus Ostpreußen von Tiny von Roeßler

„Draußen ist eine Frau, die läßt fragen, ob sie bei uns übernachten könnte."

„Bei uns? Wo kommt sie denn her?"

„Sie sagt, sie wäre aus Gumbinnen, gnädige Frau, und sie wollte wieder dorthin zurück, hätte aber hier bis morgen früh um 10 Uhr Aufenthalt."

„Das muß ich erst selbst einmal hören!" Ich erhob mich, ein bißchen unwillig über die Störung, denn ich hatte gerade so gemütlich gesessen und geschrieben. Vor den Fenstern heulte der Sturm und ab und zu klatschte der Regen gegen die Scheiben. Hier in meinem Wohnzimmer war es so schön still und warm.

Ich ging auf den Flur. Da stand ein kleines Weiblein, das mir knapp bis an die Schulter reichte und klitschnaß war. „Guten Abend! Sie möchten gern bei uns schlafen?"

„Ach, gnädige Frau, wenn es irgend möglich wäre. Ich war schon da drüben in der Villa, da sagte mir die Dame, ich solle erst zum Bürgermeister gehen und mir meinen Ausweis stempeln lassen. Er soll aber in der Stadt am Markt wohnen und das sei ziemlich weit von hier, sagte mir auf der Straße ein Junge."

Hier kamen ihr die Tränen. Mir tat die Frau sehr leid, denn schließlich war es ein Wetter, bei dem man keinen Hund vor die Tür jagte. Dennoch war ich vorsichtig und ließ mir ihre Papiere zeigen.

„Wann sind Sie denn angekommen?"

„Um 6 Uhr, und hier habe ich meine Ausweispapiere und Empfehlungsschreiben von der Herrschaft, bei der ich in Stettin gewohnt habe."

Damit drückte sie mir zwei Zettel in die Hand, die ich mich nun bemühte, bei der der Kriegszeit entsprechend nicht gerade glänzenden Beleuchtung unseres Flures zu studieren. Inzwischen war es im Kinderzimmer lebendig geworden und einer nach dem andern meiner Fünfe kam auf den Flur heraus und sah mit neugierigen Augen auf die Frau, deren Blick an meinem Gesicht hing, um zu erraten, wie mein Bescheid ausfallen würde.

Mir war es aber leider nicht gelungen, die prachtvollen Schriftzüge dieser amtlichen Beglaubigung zu entziffern, und ich handelte kurz entschlossen nach dem Grundsatz meiner Großmutter: Ist sie's nicht würdig, so ist sie's bedürftig.

„Na denn los, kommen Sie herein und wärmen Sie sich auf."

„Ja — aber — ja — und — — — ich, ich, ich — — — — —."

Digitized by Google

„Was ist denn liebe Frau, was haben Sie denn??"

„Fünf Kinder", platzte sie heraus und sah mir angstvoll ins Gesicht.

Allerdings das war eine Überraschung! Na, jetzt hatte ich ihr schon einmal erlaubt dazubleiben, nun mochte ich sie auch nicht wegschicken, nur weil sie Kinder hatte.

„Das macht nichts! wo haben Sie denn die Kinder?"

„Sie warten unten im Hausflur."

„Dann holen Sie sie herauf."

Ich hatte ja selbst fünf und konnte mir gut denken, was für Gesichter sie oft zu sehen bekam, wenn sie mit ihrer Schar anrückte. Aber ein bißchen bange wurde mir doch, als sie wieder die Treppe herauf kam und ich die vielen Kinderstiefelchen trappeln hörte. Das konnte ja gut werden! Meine Fünfe und die fremden Fünfe! Fünf und fünf gibt zehn!

Das war so etwas für unsere Kinder! Selig über den Besuch, bot mir jedes sein Bett für die fremden Gäste an, aber sehr still wurden sie doch, als durch die Tür ein Kind nach dem andern kam, alles gut gewachsene, große Kinder, richtige Ostpreußen. Die Zahl und die Größe war entschieden bedrückend. Mein Mädchen half der Frau die Pakete und Taschen ins Zimmer zu legen und machte sich daran eine reichliche Abendsuppe zu kochen.

Langsam über den Flur gehend überlegte ich, wie mein Mann am besten von der plötzlichen Einquartierung in Kenntnis zu setzen sei. Im Grunde würde er sicher mit meiner Handlung einverstanden sein, aber ohne zu brummen und so schnell wie ich würde er sich wohl kaum in die veränderte Lage geschickt haben. Ganz leise, um ihn nicht zu früh zu stören, betrat ich sein Zimmer, in dem er Akten bearbeitet hatte, und wie finde ich ihn? — — — Lachend in einem Sessel sitzend!

„Das hat die Frau mal fein gemacht! Hast du nun endlich genug Kinder?" Ich war starr. — —

„Ich habe alles an meiner Tür gehört und habe mich über dein begabtes Gesicht gefreut als die Frau sagte, sie habe fünf Kinder. Wie sehen sie denn aus? Du bist ja so still?!"

„Ja weißt du ich bin ganz baff! Ist es dir denn recht, daß ich die Frau aufnahm?"

„Die Frage kommt entschieden etwas zu spät. Aber mir ist es recht, wenn es dir nicht zu viel ist, ich habe keine Arbeit davon und merke nicht, ob hinten fünf oder zehn Kinder spielen. Soviel ich hörte, reisen sie ja auch schon morgen wieder weiter, auf die Dauer wären mir zehn Kinder allerdings etwas zu viel."

„Nein, nein du sollst nichts davon merken daß wir Zuwachs bekommen haben. Ich will nun schnell sehen, daß genug Betten und Nachtlager da sind."

„Halt!! Einen Augenblick. Ein Kopfkissen aus meinem Bett stifte ich freiwillig, dann laß mir aber auch bitte sonst meine Sachen. Mit dem Kissen kaufe ich mich los."

Jetzt fingen wir an Betten herzurichten. Flehend baten meine Jungen, um ihre Betten den Gästen geben zu können, auf nackter Erde schlafen zu dürfen. Merkwürdigerweise ist dies ein heißer Wunsch vieler Kinder, der aber von mir energisch in das Reich der unerfüllten Träume verwiesen wurde. Es dauerte eine ganze Weile bis alle Gemüter befriedigt waren, und ohne einige Klapse meiner- und Tränen andererseits konnte es nicht abgehen. Endlich war das Schlafzimmer meiner zwei Jungen für die Flüchtlinge umgewandelt. Auf der Erde lag eine Matratze und ein Federbett für die zwei ältesten Knaben. Die Frau wollte ihr Jüngstes zu sich ins Bett nehmen und in dem andern sollten die zwei kleinen Mädchen schlafen. Während Frau D . . . . . , sie hatte einen unmöglich auszusprechenden Namen, ihren Kindern zu essen gab und sie zu Bett brachte, stand ich im Kinderzimmer, in jeder Hand ein Kopfkissen und überlegte, wo ich unsere Jungens, die mir die wahnsinnigsten Vorschläge machten, zur Nacht unterbringen sollte. Im Fremdenzimmer war das Bett ausgeräumt, da Frau D. gern bei ihren Kindern schlafen wollte. Kurz entschlossen packte ich die beiden Schlingel vorläufig in meines Mannes und mein Bett, um Ruhe herzustellen, in der Hoffnung, daß mir noch ein blendender Gedanke im Laufe des Abends einfallen würde. Nach kurzem war denn auch wirklich Ruhe eingetreten und etwas benommen ging ich zu meinem Mann, um zu Abend zu essen.

Nach dem Abendbrot ließ ich mir die Frau ins Zimmer rufen und fragte sie, wo sie denn her wäre. —

„Aus Gumbinnen, gnädige Frau! Mein Mann ist Zimmermann und ich trage Zeitungen aus. Es ging uns ganz gut. Mein Mann ist fleißig und trinkt nicht, und seit mir die Jungen bei der Arbeit helfen können, verdiene ich ganz schön. Aber nun kam der Krieg und mit ihm alles Elend über uns. Mein Mann schrieb mir nach Stettin, wohin wir flüchten mußten, unsere Möbel und Betten und alles sei zerstört. Es ist doch schrecklich! Aber ich danke Gott täglich, daß er mir meine Mädchen behütet hat. Gnädige Frau, ich habe nämlich noch zwei große Mädchen. Die eine diente bei einem Hauptmann und die andere bei einem Oberleutnant. Die Herrschaften hatten das Silber, Wäsche und Kleider gepackt und waren einige Tage, ehe die Russen kamen, abgereist. Meine Älteste ist 18 Jahre. Die war bei dem Hauptmann zwei Jahre, und führte ihm die Wirtschaft und kochte für ihn, als die Russen kamen und die Deutschen sich zurückzogen. Ich war mit den Kindern zwei Tage vorher weggefahren und hatte meinen Mann gebeten, ja ein Auge auf die zwei Mädchen zu haben. Meine Marie, die Älteste, war jetzt allein in der Wohnung, aber die hatte nicht viel Angst. Der Vater hatte ihr für den Notfall einen Revolver gegeben, im

Digitized by Google

Fall ihr einer etwas zu Leide tun wolle; aber sie hat ihn nicht gebraucht. Im Keller des Hauses war eine Wirtschaft. Marie sah hinter den Gardinen die Russen einziehen und hörte dann auch, wie sie die Wirtschaft unten stürmten und sich betranken. Dann aber bekam sie einen Schreck. Sie hörte die betrunkenen Stimmen auf der Treppe und an der Flurtür, und ohne lange zu warten schlugen sie die Tür zur Wohnung ein. Nun war Marie aber schnell zur Hintertreppe gelaufen und auf den Boden in ihr Zimmer. Von hier horchte sie mit Herzklopfen auf den Lärm, den die Russen, die wie Vandalen in der hübschen Wohnung hausten, machten. Da hatte doch wohl einer gemerkt, daß noch vor kurzer Zeit ein menschliches Wesen in den Räumen gewesen sein mußte, jedenfalls stürmten auf einmal einige die Hintertreppe hinauf.

In der Todesangst war Marie so klug wie noch nie in ihrem Leben. Sie schloß nämlich nicht die Tür, was ein Zeichen gewesen wäre, daß jemand in das Zimmer gegangen und sich eingeschlossen hätte, sie ließ die Tür nur angelehnt, stieß in aller Eile das Fenster auf und kletterte auf's Dach hinaus zur Fahnenstange. Es kam ihr dabei zu statten, daß sie es für den Hausbesitzer gegen eine kleine Entschädigung übernommen hatte, stets die Fahne aufzuziehen. Von außen zog sie das Fenster zu und hörte mit bangklopfendem Herzen wie die Kosacken in ihr Zimmer gepoltert kamen. Ihre heiseren Stimmen flößten ihr solch Grauen ein, daß sie sich nur mit Mühe an der Stange festhalten konnte. Nach langer Zeit ließ sie sich wieder in ihr Zimmer hinunter und fand alles unberührt. Aber wie sah es unten in der Wohnung aus! Unter Tränen hat mir Marie erzählt, daß die ganzen schönen Möbel der Herrschaft zerschlagen und ruiniert gewesen wären. Oh, es muß furchtbar da ausgesehen haben. Mein Mädchen hat sich dann in der Nacht darauf fortgemacht und ist gelaufen, bis sie deutsche Soldaten traf. Mit der Eisenbahn ist sie dann zu mir nach Stettin gekommen, wo ich bei einem Major ein Unterkommen gefunden hatte. Was habe ich mich gefreut als ich sie sah! Von meiner Marta hatte ich damals noch keinen Bescheid. Die Kinder hatten sich gar nicht mehr gesehen. Marie hatte versucht die Marta zu sprechen, aber die Wohnung war verschlossen, und dann war es auch zu gefährlich sich als Mädchen auf der Straße zu zeigen, denn die Kosaken sind ganz wüste Gesellen."

„Haben Sie gar nichts mehr von ihrer Tochter gehört?"

„Ach doch, gnädige Frau, denken Sie bloß an, sie kam auch eines Tages zu mir nach Stettin. Was die alles durchgemacht hat! Ich glaube ich wäre vor Angst gestorben."

„Seien Sie froh, daß Sie Ihr Kind wieder gesund bei sich haben! Wo hat sie denn gesteckt?!"

„Die Marta war in der Wohnung des Herrn Oberleutnant und hatte gehofft, sie würde unbehelligt bleiben. Aber als die Russen einrückten belegte ein russischer Arzt die Wohnung mit Beschlag. Marta wurde noch in der Küche angetroffen und mußte nun dableiben und helfen. Und denken Sie bloß, die Russen haben gedacht, sie sei eine Krankenschwester, weil sie so appetitlich in ihrem hellen Waschkleid und ihrer weißen Schürze aussah. Na, das half nun nichts! Sie fügte sich und war nach Bedarf Köchin, Stubenmädchen und Krankenschwester. Die kurze Zeit, während deren die Russen in der Stadt waren, ging es auch ganz gut. Der Arzt war nett und manierlich zu Marta. Er war verheiratet und froh, eine ruhige vernünftige Hilfe zu haben. Aber dann mußten die Russen zurück und da nahm der Arzt sie einfach in dem Sanitätszug mit. Er sagte, er habe sich schon so sehr an sie gewöhnt. Jetzt wurde es schlimm für Marta. Denn sie kam mehr mit anderen Russen zusammen und mußte sich den ganzen Tag ihrer Haut wehren. Wie sie mir erzählte sollte sie mit dem Zuge nach Kowno gebracht werden."

„Na, das wäre schlimm gewesen! Konnte sie vorher noch flüchten?"

„Ja, aber denken Sie nur, gnädige Frau, je sicherer sich die Russen fühlten, desto frecher und zudringlicher wurden sie auch. Selbst der Arzt, der anfangs so nett war. Zum Glück war ein deutscher Sanitäter, ein geborener Pommer, gefangen worden und auch mit dem Zug. Der sagte Marta in einem unbewachten Augenblick, sie müsse unbedingt fliehen, denn aus der Festung käme sie nicht mehr heil heraus. Auf einer Station beim Tragen eines Verwundeten konnte er ihr sagen, auf dem Nachbargleis stehe ein Zug, der mit Lebensmitteln gefüllt zurück zur Front fahren sollte, aber wie auch ihr eigener Zug bis morgen früh hier auf der Station liegen bleiben würde. Es sei wohl die beste und die einzigste Gelegenheit sich zu retten. Wenn es ihr recht sei, wollten sie es zusammen wagen. Schlimmer als es jetzt für Marta war, konnte es nicht werden, den das Beisammensein mit dem Arzt bot ihr gar keinen Schutz mehr. Der Pommer hat dann mit der vor Angst zitternden Marta verabredet, sich am Abend um acht Uhr beim Wasserholen an einem bestimmten Platze auf dem schlecht beleuchteten Bahnhof zu treffen, um gemeinsam zu entweichen. Gnädige Frau können mir glauben, meine Marta zitterte an Arm und Bein als sie mir das erzählte, nur in der Erinnerung an das Erlebnis."

„Also, am Abend wie es dunkel war, nahm Marta die Wassereimer und ging zur Pumpe, die ziemlich weit am Rande eines Gartens stand. Von dem Deutschen sah sie nichts und eben wollte sie anfangen zu pumpen, als sie ganz leise ihren Namen hörte. Da sah sie in der Hecke zusammengekauert den Sanitätsmann in Bauernkleidern sitzen. Schnell nahm sie das dunkle Tuch um, das er ihr reichte und ergriff den mit Wasser gefüllten Steinkrug, der am Boden stand. Dann gingen sie zusammen über einige Geleise. Da stand auch schon die Maschine

Digitized by Google

des Lazarettzuges und noch einige Schritte weiter stand der letzte Wagen des andern Zuges. Hier hatte der Sanitätsmann am Tage vorher entdeckt, daß die Tür des einen Wagens nicht fest verschlossen war und daß man sie zurückschieben konnte. Eins, zwei, drei waren die beiden drinn. Aber rühren konnten sie sich zunächst nicht, denn der Wagen war ganz mit Säcken angefüllt. Aber in der Angst, die die zwei hatten, hoben sie mit vereinten Kräften mehrere Säcke hoch, auf die andern drauf und drückten sich so immer in dem Raum der Säcke bis in die Mitte des Wagen durch. Die Wagentür hatten sie vorsichtigerweise fest mit Schnur zugebunden. Einen Sack neben den andern haben sie dann an die Tür gerückt, damit man sie auch nicht sehen könnte, wenn die Tür aufgemacht würde. Wie sie etwas verschnaufen konnten, sagte der Mann Marta, der Zug solle, wie er eben erfahren habe, in einer halben Stunde schon abgehen. Denken Sie bloß, gnädige Frau, wenn sie sich auf eine Stunde später verabredet hätten, dann wären sie gar nicht mehr mitgekommen."

„In der Mitte des Wagens saßen sie nun auf Säcken und warteten, daß der Zug abfahren sollte. Meine Marta ist ein vergnügtes Mädchen. Sie sagte mir, sie hätte trotz des Ernstes ihrer Lage lachen müssen, weil es ihr so komisch vorgekommen sei, daß sie mit einem ihr wildfremden Mann in dem dunklen Wagen habe sitzen müssen, dem sie aber ohne weiteres voll vertraut und geglaubt hätte, daß sein Rat der Beste sei. Sie haben dann wohl eine halbe Stunde gesessen und die Zeit ist ihnen sehr lang geworden, als sie draußen Geschrei und Geschimpfe hörten, das einmal näher und mal weiter fort klang. Man hatte sie vermißt und suchte sie. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung und sie konnten aufatmen. Der Sanitätsmann hat dann meinem Mädchen erzählt, er sei verheiratet und habe zu Hause eine junge Frau und zwei kleine Kinder. Marta könne ganz ruhig einschlafen, sie wäre hier jetzt sicher, er wolle schon aufpassen. Marta hatte aus Angst ja auch wenig geschlafen in den letzten Tagen. So sind die Deutschen, wenn sie in Feindesland aufeinander angewiesen sind, wie Bruder und Schwester. Da denkt keiner an sich, nur jeder an den andern. Zwei Tage lang waren sie in dem dunklen Wagen. Nur Nachts hatten sie die Tür aufgemacht um frische Luft in den Wagen zu lassen. Sie zehrten von dem, was der Mann an Essen mitgebracht hatte. Besonders froh waren sie über das Wasser in dem Krug. Marta sagte, sie hätten beide geschimpft über den furchtbaren Staub in dem Wagen und den Durst, den sie davon bekommen hätten, denn in den Säcken wäre Mehl gewesen. Am andern Tag sind sie dann in einen Bahnhof eingefahren und sind da einen halben Tag geblieben. Am Abend ist viel geschossen worden und auch Kanonendonner haben sie gehört. Von da an war ihre einzige Angst, daß der Zug noch zurückfahren würde, aber offenbar hatten sich der Lokomotivführer und der Heizer anders geflüchtet, denn auf einmal haben sie vor dem Wagen deutsche Worte gehört. Jetzt können sich gnädige Frau denken, wie schnell sich die beiden durch die Säcke gearbeitet und die Wagentür aufgemacht haben. Da standen wahrhaftig zwei deutsche Soldaten und sahen sie erstaunt an. Gnädige Frau, die beiden hatten doch zwei Tage in dem rüttelnden Mehl gesessen und waren weiß bepudert von oben bis unten. Unter Lachen und Tränen erzählten sie nun ihr Erlebnis, und einige Tage darauf war Marta schon bei mir in Stettin."

Am nächsten Tag reiste die Frau mit ihren Kindern weiter. Für Danzig hatte ich ihr eine Adresse von Bekannten gegeben und ein Empfehlungsschreiben, weil sie da noch einmal übernachten mußte. Hoffentlich ist sie gesund zu ihrem Mann nach Hause gekommen.

Nach einer wahren Begebenheit

Sie fanden ihn am Abend nach der Schlacht,
Die Stirne blutend und die Brust durchschossen
Und haben ihm sein kühles Bett gemacht,
Von sanftem Mondenschimmer übergossen.

Ein Blatt Papier hielt fest er in der Hand,
Drauf stand mit klarer, kräft'ger Schrift geschrieben:
„Man soll begraben mich, wo man mich fand,
Da, wo so viele Tapfere mit mir blieben!

Aus Birkenästen setzt ein Kreuz mir schlicht,
Sonst bitt' ich euch um keine weit're Gabe;
Und meinen Namen, nennt ihn lieber nicht,
Damit ich ewiglich hier Ruhe habe.

Schön sind die Gräber auf dem Kirchhofplatz,
Darüber sich die alten Linden wiegen;
Doch schöner ist's, nach wilder Schlachtenhatz
In kühler Gruft auf weitem Plan zu liegen ..."

— Den Zettel schweigend einer an sich nahm,
Daß diesen Wunsch er in die Heimat künde. —
Weither es wie ein dumpfer Seufzer kam,
Als rief ein Mutterherz nach seinem Kinde ...

Thilo Kiefer.

Digitized by Google

Vermischtes

Die Senussia. Mit ihrem Angriff auf die Engländer in Ägypten ist die Senussia erneut in den Vordergrund des Interesses getreten, nachdem sie durch ihren Kampf mit den Italienern in Tripolis eben noch lebhaft die Öffentlichkeit beschäftigte.

Über diese eigenartige Genossenschaft, die ihr ganzes Sein, ihre Beweglichkeit, ihre Pläne und ihre Organisation bisher in ein geheimnisvolles Dunkel zu hüllen verstand, herrschen vielfach die irrigsten, widerstreitendsten Ansichten. Hielten doch selbst die Italiener die Senussia jahrelang für ihre beste afrikanische Freundin und Bundesgenossin, bis sie dann endlich zu ihrem Schrecken erkennen mußten, daß gerade diese die wahre Triebfeder jeglichen Widerstandes gegen die sogenannten „lateinischen Befreier" waren. Und so erscheint es denn angebracht, diese unerschrockenen Wüstenkrieger einmal etwas näher zu betrachten.

Die Senussia (der Name wird in der Einzahl gebraucht) ist keine militärische Streitmacht, sondern ein religiöser Orden, eine Sekte innerhalb des Islam, die ihre Haupttätigkeit in der Reinhaltung der Religion Mohammeds von christlichen Einflüssen sieht. Außerdem steht auf ihrem Programm Verbreitung der reinen Lehre, Ausbildung von Wanderpredigern, Befreiung der Sklaven, und ähnliches mehr.

Über die Entstehung der Senussia ist folgendes bekannt:

Zu Ausgang des 18. Jahrhunderts gründete Sidi Abd alaziz einen Orden, der annähernd die oben angeführten Tendenzen besaß. Indessen nur wenige Jahre erfreute sich die Neugründung der Einigkeit seiner Mitglieder. Schon bei Lebzeiten des zweiten Oberhauptes, Ahmed ibn Idris, trat eine Spaltung ein, die 1833, nach dem Tode des Scheichs, zum Bruch führte. Der wildere, fanatischere Teil der Mitglieder kürte den 1792 zu Klemssen in Algier geborenen Mohammed Ibn Ali el Senussi zum Oberhaupt, trennte sich endgültig vom Mutterorden und wandte sich zunächst nach Arabien.

Mohammed es Senussi, von dem der neue Orden den Namen und die erste straffe, hierarchische und großzügige Organisation empfing, führte diesen in der Mitte der fünfziger Jahre nach Afrika und schlug sein Hauptquartier vorläufig in der Cyrenaika auf, um es aber bald endgültig nach Djarabub in der Oase Kufra, südlich von Sokum an der ägyptischen Grenze, zu verlegen.

Von hier aus verbreitete sich die fanatische Brüderschaft sehr rasch. Überall entstanden Zweigniederlassungen, Sanjas, eine Art von Klosterkirchen, die heute netzartig ganz Tripolis, Ägypten, Fessan, Algerien, Marokko, den Sudan, Wadai und Arabien überziehen. Die Mitglieder zählen nach vielen Hunderttausenden. Die enormen Geldmittel, die ihnen zur Verfügung stehen, stammen von religiösen Abgaben, von Vermächtnissen aller Art, in der Hauptsache aber von Zöllen her, die die Senussia von den Karawanen im Innern erhebt sowie von einigen großen Beduinenstämmen, die ihr tributpflichtig sind.

Es liegt auf der Hand, daß der jeweilige Großscheich der Senussia — die Würde ist in der Familie des Mohammed el Senussi erblich — nicht allein auf den Orden, dessen geistliches und kriegerisches Oberhaupt er darstellt, sondern auch auf die Länder, in denen er Niederlassungen besitzt, einen ganz gewaltigen Einfluß ausüben muß, mehr, als man ahnt, ja, für möglich halten mag. Besonders ist das bei dem jetzigen Großscheich Ahmed el Scherif el Senussi der Fall, einem energischen, klugen, politisch außerordentlich scharf und weit blickendem Manne, ohne dessen Willen in den letzten Jahrzehnten kaum etwas geschehen sein dürfte, was die nordafrikanischen Völker anbetraf. Dabei haben die Großscheichs von jeher unnachsichtlich jeden Uneingeweihten von Kufra ferngehalten. Nur einigen amtlich erschienenen Abgesandten des Sultans als Kalifen wurde der Zutritt gestattet. Sogar unser in Afrika weithin gekannter Reisender Rholfs hätte seinen Besuch der Oase bei einem Haar mit dem Leben bezahlt. Und nur der Umstand rettete es, daß es sich im letzten Augenblick noch herausstellte, daß er ein Deutscher war. Jeder Engländer, Franzose und Italiener hätte die Oase nicht mehr lebend verlassen. So hat nie jemand den Großscheichs in die Karten zu sehen vermocht. Das Geheimnis, das um den Orden schwebt, ist so undurchdringlich, daß beispielsweise die italienischen Generäle ernstlich an der Existenz eines Großscheichs zweifelten. Hatte diesen doch nie jemand zu Gesicht bekommen. Und dennoch war er während der Tripoliskämpfe buchstäblich überall und nirgends. Ebensowenig hat man über die Organisation, die Zwecke und letzten politischen Ziele des Ordens jemals Sicheres erfahren können. Und endlich ist auch die tatsächliche Kriegsstärke der Senussia völlig in Dunkel gehüllt. Kenner Afrikas schätzen auf ein- bis zweihunderttausend ungewöhnlich kriegerische, kampferprobte Männer, die im Wüstenkampfe außerordentlich rücksichtslose, gefährliche Gegner darstellen. Diese Zahl dürfte aber kaum den wirklichen Verhältnissen entsprechen. Vielleicht kommt man der Wahrheit näher, wenn man sie verdoppelt. Mag sein, daß auch das noch nicht genügt. Schließlich ist jede Spekulation nach dieser Richtung hin auch ganz müßig, da es dem Einfluß des Scheichs ein Leichtes ist, sämtliche islamitischen Völker Nordafrikas — die fanatischeren ganz gewiß — so er nur will, an seine Fahnen zu fesseln.

Das von der Senussia geworbene Heer wird von türkischen Offizieren befehligt. Das Unteroffizierkorps besteht hauptsächlich aus Ägyptern und Kleinasiaten. Generalstabschef des Großscheichs, der selber keine Feldherrntalente besitzt und das auch sehr gut weiß, ist der türkische Oberst Riza Bey, der im lybischen Kriege zum Stabe Enver Paschas gehörte. Der Aufmarschplan für Ägypten dürfte ebenfalls von diesem kühnen Manne herrühren.

Bis zum Jahre 1911, der italienisch-lybischen Unternehmung, hörte man nur wenig von der Senussia. Weder das Vorgehen der Engländer in Ägypten, noch die Besetzung von Tunesien durch die Franzosen gaben ihr Grund zum Einschreiten, denn man hatte die Klugheit gebraucht, dort die angestammten Herrscher zu belassen und sich sogar als deren Beschützer aufzuspielen. Anders aber wurde das, als die wahnwitzige Eingeborenenpolitik Italiens sogar ein Schisma, einen Abfall vom Sultan-Khalifen vorbereitete, der in den famosen Proklamationen der von Italien erkauften 106 tripolitanischen Arabernotabeln zum Ausdruck kam.

Das warf den Funken in das Pulverfaß. Sofort griff der Großscheich ein. Massenweise strömten die Einwohner der Cyrenaika seinen Fahnen zu. Das Heer der Senussia, das sich tagtäglich vergrößerte, zog fast unbemerkt durch die Sandflächen südlich der Syrte von Benghasi in westlicher Richtung gegen Tripolis. Je näher es der Hauptstadt kam, desto mehr Eingeborene stießen zu ihm. Die mächtigen Stämme der Ursella und der Tarhuna schlossen sich ebenfalls sofort an. Die Forts Punta Tadjura, Kasr Djasaro, Sidi Abdul Kerim und Ain Zara wurden von den Italienern schleunigst geräumt. Andere fielen sehr schnell. Die von allen Seiten eingeschlossene Stadt Tripolis ist nur noch durch die im Sommer 1912 von General Caneva angelegte Verteidigungsmauer geschützt. Sie hat eine Länge von 9 Kilometern und ist nach Art mittelalterlicher Bauten mit Türmen und Schießscharten versehen. Hier sind die Italiener vorläufig noch etwas sicher, wenn — die Einwohner von Tripolis nicht ge-

Digitized by Google

meinsame Sache mit der Senussia machen. „Wir werden die tripolitanische Ohrfeige zurückgeben!!" und „In Tripolis erwartet Italien ein neues Abessinien!" sagte Enver Pascha nach dem italienischen Einfall. Nun, sein Wort wurde zur Wahrheit. Wie sehr indessen, wird sich noch zeigen.

Trotzdem die Senussia auf diese Weise die Feindseligkeiten gegen eine Nation des Vierverbandes eröffnet hatten, legten weder Engländer noch Franzosen Wert darauf, sie dafür zur Rechenschaft zu ziehen, heuchelten vielmehr, vor der Hand wenigstens, große Freundschaft für den Orden, offenbar in der stillen Hoffnung, daß dieser sich an Tripolis genügen lassen würde. Das Rachewerk konnte ja nach einem für den Vierverband günstigen Frieden Italien übernehmen, selbstverständlich unterstützt von England und Frankreich. Übrigens wurde bei Ausbruch des Krieges, noch ehe die Italiener ihren Treubruch begangen, fortwährend von ihnen geklagt, daß die Engländer die Senussia mit Waffen und Geld unterstützten, um sie zu feindseligen Unternehmungen gegen Italien aufzustacheln. Mögen die Ordensmitglieder geschmunzelt haben, als ihnen von ihren Feinden so die Waffen in die Hand gedrückt wurden!

Wie wenig aber verstand das überkluge England den politisch so scharf blickenden Großscheich! Durch keine Winkelzüge, durch kein Geld ließ er sich beirren. In richtiger Erkenntnis der Gefahr, die der Senussia von Ägypten her durch England droht, wandte er sich alsbald gegen die englische Gewaltherrschaft dort. Übrigens bot sich der Senussia auch noch ein zweiter Grund zum Kreuzzug gegen die Engländer, nämlich deren Unduldsamkeit gegen die mohammedanische Religion in Ägypten.

Gleich die ersten Schläge waren für die Engländer verhängnisvoll. Matruh und Solum, die beiden Namen dürften ihnen noch gar lange in den Ohren klingen! Welche Bedeutung England selber Solum zuerkennt, erhellt daraus, daß es schon vor längerer Zeit die Absicht kundgab, den Hafen von Solum durch eine Bahnlinie mit dem Roten Meere durch den Sudan unter Umgehung Ägyptens zu verbinden. Von englischen Landgesellschaften sind zu diesem Zwecke schon von langer Hand her eine ganze Anzahl von Oasen angekauft worden. Mithin hat England tatsächlich die Absicht gehabt, in Solum einen Flottenstützpunkt zu errichten, da es auf der 700 Kilometer langen Strecke von Malta zum Suezkanal keinen einzigen Hafen besitzt, den es als solchen verwerten könnte. Und man kann die fieberhafte Eile verstehen, mit dem sich der alte Raubstaat während der italienisch-türkischen Wirren dieses Juwels bemächtigte. Führt doch von Solum aus die einzige gute Straße an der schmalen Nordküste Ägyptens entlang, um die Küstenstädte dieses Landstrichs zu verbinden. Da ferner auch nur dieser fruchtbar ist, während das südlich davon gelegene weite Land größtenteils durch Wüsten ausgefüllt wird, läßt sich unschwer übersehen, welchen Wert der Küstenstrich, der zum Teil bereits Bahnverbindung besitzt, für die Beherrschung des ganzen Geländes besitzt.

Der Vormarsch der Senussia beginnt die englischen Zeitungsbonzen bereits nervös zu machen. Sie sind der Ansicht, daß ein Angriff auf die Westgrenze Ägyptens England „ins Taumeln" bringen könnte. Aber sie trösten sich damit, daß der Suezkanal stark befestigt, und Kitchener besonders für die Verteidigung Oberägyptens beordert ist.

Ins Taumeln nur? Sollte aus diesem nicht ein „Schwanken", ein „Stürzen" werden? Kitchener wird, wie man in Preußen sagt, „de Pogg' nich griepe!" (den Frosch nicht greifen). Dagegen scheint die Senussia anscheinend von England immer noch unterschätzt zu werden. Mit ihr liegt die Sache doch noch ein klein wenig anders. Mögen die Lords immerhin alle Kabel zerstört haben, wir wissen doch, wie bereits im Sudan durch die Wanderprediger und Sendboten der Senussia, die von den örtlichen Ulemas unterstützt werden, der Heilige Krieg ausgerufen, der Haß gegen Italien, England und Frankreich geschürt wird. Wir wissen sehr gut, daß dies auch in Ägypten heimlich der Fall ist, ja, daß ganz Ägypten zuckt und glüht und nur auf die nächsten Schläge der Türken und der Senussia wartet, um loszuschlagen. Wahrlich, ein mäßig starker Wind ist nur erforderlich, um die ägyptische Glut zu hellen Flammen anzufachen.

Neuerdings bemüht sich der Vierverband fieberhaft um Abessinien, sucht den Negus unter allerlei Versprechungen zum Anschluß an die Entente zu bewegen. Wenn der alte Menelik noch lebte, so würde ein wissendes Lächeln um seinen Mund irren. Der wußte, was von englisch-französisch-italienischen Versprechungen zu halten ist. Nun, er liegt im Grabe. Und sein Nachfolger dürfte ebenfalls genau wissen, was ihm gut tun könnte. An dem guten Rat des Großscheichs der Senussia, der auch in Abessinien großen Einfluß besitzt, wird es ja nicht fehlen.

Genauere Nachrichten aus diesem Lande fehlen. Wir wissen nur, daß sich neuerdings wieder eine fremdenfeindliche, besonders gegen die Italiener, gerichtete Bewegung bemerkbar macht, die den italienischen Gesandten veranlaßt haben soll, seine Regierung um Truppensendungen zu ersuchen. Warten wir ab!

Und sollten die Mhadisten nicht bei dieser Gelegenheit alte Rechnungen begleichen wollen? Und — und — ja, welches Volk der Erde hätte keine Rechnung mit dem Raubgesindel überm Kanal zu erledigen?

Rekapitulieren wir also: Die Türken und Deutschen am Suezkanal, der Heilige Krieg im Süden und Westen Ägyptens, drohende Revolution im Innern — faul — faul — sehr faul! Alb. G. Krueger.

Zur freundlichen Beachtung! **Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Jankes Verlag. Beide Adressen: Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.**

Dieser Nummer liegt ein Prospekt über das neueste Werk von Dr. Fritz Skowronnek „Das Masurenbuch" bei, den wir der Beachtung unserer Leser bestens empfehlen.

Inhalt des Heftes 28: Zertrümmerte Götzen. Roman von Fritz Skowronnek. — Bulgariens erster Zar. Roman von Detlev Stern. — **Beiblatt:** Die alte Uhr. Gedicht von Erich Janke. — Flüchtlinge. Kriegsbild aus Ostpreußen von Tiny von Rößler. — Nach einer wahren Begebenheit. Gedicht von Thilo Kieser. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 8. April 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 29

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Zertrümmerte Götzen / Ostpreuß. Zeitroman von Fritz Skowronnek

Schluß.

Hinter dem Stuhl jeder verheirateten Frau standen ihre Kinder und auf jedem Teller lag ein großer Zettel mit dem Vor- und Zunamen desjenigen, der den Platz einnehmen sollte. Und da ergab es sich, daß Gebhardt, Meybusch und Grot mitten zwischen ihren Tagelöhnern saßen und ganz oben, neben dem jungen Ehepaar saß Pastor Wollschläger und die Großmutter Madeyka.

Scheu und verlegen saßen die schlichten Menschen. In ihrem Leben war es das größte Ereignis, viel größer als Krieg und Sieg und die Schrecken der Russenwelt, daß sie im Herrenhause mit ihren Herren zusammen an einem festlich geschmückten Tisch saßen, und es waren nicht wenige darunter, denen zum ersten Mal ein heimliches Schuldbewußtsein die Seele bedrückte.

Mit ehrlichem Staunen sahen sie auf das dunkelrote Getränk, mit dem Tante Auguste ihnen die Gläser füllte, und das sie bisher nur vom Hörensagen kannten. Keine Hand streckte sich danach aus, bis der Pastor sich erhob und sein Glas gegen die Neuvermählten schwenkte: „Lasset uns anstoßen auf die glückliche Zukunft des jungen Paares."

Daß er sich dabei erhoben hatte, war ein Zeichen für alle Anwesenden, seinem Beispiel zu folgen. Die Männer tranken mit kühnem Schwung, wie wenn sie ein Bummchen Schnaps heruntergossen, ihre Gläser leer. Die Frauen nippten nach ihrer Weise ein paar Mal hintereinander einen kleinen Schluck und dann reichten sie das Glas den hinter ihnen stehenden Sprößlingen zu, wie sie es immer gewohnt waren.

Die riesigen Braten waren im Handumdrehen verschwunden, nun gab es noch für die Männer ein Stück Käse und für die Frauen dicken Reis mit Zucker, Zimmt und brauner Butter. Da stand Großmutter Madeyka auf und holte das kleine Mädchen, das durch leises Weinen seinen Wunsch bekundete, auch an dem Festmahl teilzunehmen. Es war das erste Mal, daß die Alte das Kind anfaßte. Stefka dankte ihr durch einen Blick, bedeckte das Kind mit dem Schleier und legte es an die Brust.

Eine eigenartige Stimmung war über die Gesellschaft gekommen. . . . Die Gespräche waren verstummt . . . es war die Feuerprobe für den jungen Ehemann. Er merkte, wie die Augen der Frauen forschend auf ihn gerichtet waren, da nahm er Stefkas Hand und streichelte sie.

Meybusch unterbrach die Stille: „Herrschaften, mir fällt dabei eine Geschichte ein, wo auch ein kleines Kind die Hauptperson war. Es war am Watersrand in Südafrika, in einem Lager der Goldgräber. 100 Meilen von jeder anderen Niederlassung entfernt. Es waren gegen 200 harte Gesellen dort versammelt. 10 Monate hatten wir kein weibliches Wesen, kein Kind gesehen. . . . Das Goldfieber verdrängte alles andere und wer fleißig wusch und grub, wurde ein reicher Mann.

„Da kam eines Tages, wie vom Himmel geschneit, ein italienischer Schauspieler und Sänger mit seiner Frau in das Lager. Wer

Digitized by Google

weiß, wie der Kerl zu uns gefunden hatte. Aber er war da und abends war der große Raum im Store . . . das ist ein Krug und ein Laden zugleich, wo wir abends unseren Whisky, d. h. unseren Schnaps tranken . . . was anderes gab es nicht . . . gerammelt voll.

„Wir wollten nicht den Kerl singen hören, wir wollten die junge Frau sehen. Eine Ecke war abgeschlagen und mit Zeug verhängt. Pünktlich ging der Vorhang auf, der Kerl tritt vor und singt. Ich hatte schon besser singen hören, aber so gut hat mir vorher und nachher noch kein Gesang gefallen.

„Mit einem Mal setzt hinter dem Vorhang eine zweite Stimme ein, ein Stimmchen . . . wir horchen auf, das ist doch ein Kind, das da schreit? Da steht auch schon ein alter Weißbart, unser Aldermann, den wir uns selbst gewählt hatten, auf und schreit den Kerl an: „Halts Maul, deine Frau soll den kleinen Sänger auf die Bühne bringen. Das ist eine Musik, die wir lange nicht gehört haben."

Der Mann verschwindet und kommt gleich darauf mit der Frau wieder, die den schreienden Säugling auf den Armen hält. Mäuschenstill wurde es im Saal, bis der Weißbart aufsteht und ein Lederbeutelchen mit Goldsand gefüllt auf die Bühne wirft . . . So ein Beutelchen, wie eine Faust groß, das ist ein Kapital, Herrschaften.

„Nun regnete es solche Beutelchen auf die Bühne und dann zogen die Goldgräber ihre Revolver und feuerten Schüsse gegen die Decke. Das war so ihre Manier, ihrer Freude Ausdruck zu geben. . . . Und dann schreit einer: Wickelt das Kind aus und zeigt es uns. Schnell schält die Frau das Kind aus den Windeln, es war ganz still geworden. . . . Da . . ."

„Hup, hup," erschallte es vor dem Fenster. „Walter," schrie Lena auf und stürzte zur Tür. Er war es wirklich.

Tante Auguste hatte den Anlaß benutzt, die Tafel aufzuheben. „Nun geht nach Hause, Kinder, der Michallik wird euch noch Schnaps und Zigarren austeilen."

„Na, denn danken wir auch der Herrschaft für Speise und Trank," sagte der alte Vogt und schüttelte der Tante Auguste bieder die Hand. „Es hat uns sehr gut geschmeckt und sehr gut gefallen. Kommt Leute, die Herrschaft hat Besuch bekommen."

„Wären Sie bloß ein paar Stunden früher gekommen," sagte Meybusch nach der Begrüßend lachend zu Sperber, „dann hätten Sie sich auch kriegstrauen lassen. Wir hatten hier den ganzen Apparat in Bewegung gesetzt und es wäre ein Aufwaschen gewesen."

„Nein," erwiderte Walter. „Ich bin ein Gegner der Kriegstrauung. Es kann Fälle geben, wo sie wünschenswert oder notwendig ist. Aber im allgemeinen soll man es nicht tun."

„Da bin ich anderer Ansicht," erwiderte Meybusch. „Der verheiratete Mann kriegt einen ganz anderen Halt da draußen, wenn er weiß, daß er zu Hause eine Frau sitzen hat."

„Ich habe nicht an den Mann gedacht, sondern an die Frau, der in so vielen Fällen das ganze spätere Leben zerstört wird, wenn sie einen Krüppel wiederbekommt, an den sie gefesselt ist."

„Na, erlaub mal, Walter," fiel Tante Auguste ein, die ihn schon als zukünftigen Neffen duzte, „das sind die schönsten Opfer, die wir Frauen dem Vaterland zu bringen haben."

„Liebe Tante, das ist sehr patriotisch gedacht," erwiderte Walter, „aber in anderer Hinsicht ist es besser, wenn nicht so viel Ehen geschlossen werden, wovon der eine Teil ein siecher Krüppel ist. . . . Aber ich denke, wir werden die Frage nicht lösen können, weil ich nur eine Stunde Zeit habe und außerdem einen riesigen Hunger verspüre."

„Daran hat bloß der Meybusch Schuld," lachte Tante Auguste und drohte dem alten Freund mit der Faust. „Der bringt immer solche Sachen aufs Tapet."

Während er aß, erzählte Walter von dem großen Ringen in Rußland, wie es dort unaufhaltsam vorwärtsgehe. Er erklärte den Männern, was für politische und strategische Zwecke der Zug Hindenburgs nach Kurland hätte. Ja, er konnte seinen Zuhöreren bereits die weitausschauenden Pläne andeuten, die später auf dem Balkan durch die Bestrafung und Vernichtung Serbiens ausgeführt wurden.

Wie lange der Krieg noch dauern werde, fragte Lena.

Digitized by Google

„Ich kann es jedem nachfühlen, wenn er das Ende des Krieges herbeiwünscht," erwiderte Walter, „aber den Wunsch wollen wir lieber in unserem Herzen verschließen und nicht laut betonen. Auf der Gegenseite lauscht man gespannt auf jede Stimme, die vom Frieden spricht und stärkt daran den eigenen Mut zum Aushalten, in der Hoffnung, daß wir kriegsmüde oder gar kleinmütig geworden sein könnten. Davon kann gar keine Rede sein.

„Es kann noch ziemlich lange dauern, bis die anderen Mächte zur Einsicht kommen, daß sie ihre Haut nur für England zu Markt getragen haben und auch dann können wir nicht eher an Frieden denken, als bis wir England an den Wurzeln seiner Kraft getroffen haben. . . . . Wie das geschehen wird, wissen vielleicht unsere führenden Männer auch noch nicht, aber geschehen muß es, damit uns England nicht nach dem Kriege mit seiner Flotte, die es versteckt hält, die Kehle zuschnürt. Also Geduld und durchhalten. Das wird noch für lange unsere Parole sein müssen."

„Na, was sagst du dazu, Gebhard," fragte Meybusch.

„Was soll ich dazu sagen, wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Grundsätzlich war ich dagegen, daß wir einen Eroberungskrieg führen, aber es ist doch besser, daß unsere Heere in Rußland stehen, als daß die Russen bei uns im Lande hausen."

Die Stunde war nur zu schnell geschwunden. Lena traten die Tränen ins Auge, als Walter sie zum Abschied an seine Brust zog. Aber als er ins Auto stieg, lächelte sie stolz. Und sie konnte stolz sein auf ihren Verlobten, den sein Weg jetzt bis nach Kurland hinaufführte. Sie hatte es, während sie an ihn geschmiegt still dasaß und ihm zuhörte, förmlich gefühlt, wie die grauköpfigen Männer von seiner machtvollen Persönlichkeit gefangen genommen wurden. Meybusch sprach es aus, indem er ihr feierlich die Hand schüttelte und nochmals zur Verlobung Glück wünschte.

---

23. Kapitel.

Gleichmäßig zogen die Tage vorüber in emsiger Arbeit. Aber öfter als sonst vereinigte sich abends der Freundeskreis, weil das Bedürfnis gegenseitiger Aussprache größer geworden war. Auch die Anteilnahme an den Sorgen des Nächsten war gewachsen. Lena zählte die Tage immer von einem Brief ihres Verlobten bis zum nächsten Brief. Sie war von Walter sehr verwöhnt. Er schrieb sehr oft und hatte immer Gelegenheit, seine Briefe sicher zu befördern.

Sie war dadurch so in Sicherheit gewiegt, daß sie sehr ängstlich wurde, als Ende Juli plötzlich eine Stockung eintrat. Als acht Tage kein Brief mehr eingetroffen war, wurde sie von der Angst befallen, ihrem Walter könne ein Unfall zugestoßen sein. Sie hatte natürlich schon mehrmals an die letzte Adresse, die er ihr angegeben hatte geschrieben. Aber sie wußte, daß er sich die Briefe sehr selten nachschicken lassen konnte, sondern sie erst immer bei seiner Rückkehr, manchmal erst nach ein paar Wochen vorfand.

Sie hing nicht den Kopf, aber man sah es ihr doch an, wie sie sich ängstigte, und Tante Auguste erfand tausend Möglichkeiten, die das Ausbleiben eines Briefes erklären konnten. „Du bist viel glücklicher dran, als tausend andere Frauen, die immer von einem Brief zum anderen wochenlang warten müssen. Er hat dich zu sehr verwöhnt. Ich werde ihm schreiben, daß er mehr Papier spart."

Als wieder eine Woche ohne Nachricht vergangen war, wurde auch Tante Auguste unruhig. Sie riet dazu, an das Regiment zu schreiben, dem er angehörte. Da würde man vielleicht von ihm etwas wissen.

Wieder waren acht Tage vergangen, da brachte der Postbote eines Tages für Lena ein Feldpostpaket. Tante Auguste nahm es ihm ab und verbarg es sofort vor Lena, die den Briefträger um eine Minute verpaßt hatte. Dann ging sie mit dem Paket in ihr Zimmer und las als Absender: „Divisionsstab" und so weiter. Ohne Bedenken machte sie es auf. Das Erste, was ihr in die Hand fiel, war ein Pack Briefe, die sie sofort an der Handschrift als Lenas Briefe an Walter erkannte.

Nun ahnte sie, was geschehen. Der Schreck

Digitized by Google

fuhr ihr so in die Glieder, daß sie sich setzen mußte. Mit zitternden Händen hob sie Walters Brieftasche aus der Schachtel, dann ein Kästchen mit seiner Uhr und einigen Ringen. Da lag auch ein geschlossener Briefumschlag.

Sie überlegte lange, was sie tun sollte. Durfte sie Lena die Nachricht auch nur eine Stunde vorenthalten? Ohne einen Entschluß gefaßt zu haben, verschloß sie das Paket in ihren Koffer und ging hinunter in die Küche. Sie wollte es dem Zufall überlassen, ob er ihr Lena in den Weg führte. Ihr war gar nicht wohl dabei, denn sie war selbst so erschüttert, daß ihre verstörte Miene sie verraten mußte.

So kam es auch. Lena sah es ihr an, daß etwas nicht in Ordnung war. Sie faßte sie um: „Tante, du weißt etwas. Ist es von Walter?"

Tante Auguste nickte: „Ja, mein Kind, die Nachricht ist nicht sehr gut. Er ist schwer verwundet."

„Erzähl doch, laß dir doch nicht alles erst ausquetschen."

„Na ja, mein Kind, es geht ihm nicht gut. Nimm dich zusammen, Lena, ich glaube, Walter ist tot."

Es waren sehr traurige Stunden und Tage gekommen. Lena weinte nicht, sie brach auch nicht zusammen, aber das stumme Leid, das auf ihrem Gesicht lag, wirkte erschütternder als Tränen und laute Klagen.

Ein Hauptmann vom Divisionsstab hatte den Begleitbrief geschrieben. Walter war auf seiner letzten Fahrt an eine Stelle gekommen, wo unsere Linie in der Nacht ein Kilometer zurückgenommen worden war. Die Russen mußten wohl eine Falle wittern, denn sie waren nicht nachgedrungen. Nur Kosaken schwärmten in dem aufgegebenen Gelände umher. Eine größere Patrouille hatte sofort auf das Auto Jagd gemacht und die Maschine durch Gewehrschüsse zum Stillstand gebracht. Walter und seine beiden Wagenführer hatten sich mit den Gewehren, die sie immer mit sich führten, eine Zeitlang die Kosaken vom Leibe gehalten.

Aber die Gewehrschüsse hatten noch mehr Kosaken angelockt, die von der Aussicht angestachelt wurden, einen hohen Offizier zu fangen und mit dem Auto wichtige Nachrichten zu erbeuten. Sie hatten das Auto von allen Seiten umschwärmt und schließlich einen Sturmangriff gegen die drei Mann gemacht. Leider wurde der Vorgang von der Bedienungsmannschaft einer Batterie des Feldartillerie-Regiments Nr. . . ., die hinter einer Erdwelle eben in Stellung gehen wollten, zu spät bemerkt. Mit wenigen berittenen Kanonieren eilte Leutnant von Gerlach dem angegriffenen Auto zu Hilfe.

Die Kosaken ergriffen trotz großer Uebermacht die Flucht, sie hatten aber schon einen der beiden Fahrer durch Lanzenstiche getötet und den Oberleutnant Sperber durch Lanzenstiche in die Brust schwer verwundet.

Leutnant von Gerlach und seine Kanoniere betteten den Schwerverwundeten in das Auto. Er hatte noch so viel Kraft, dem Kameraden seine Mappen mit wichtigen Papieren, seine Brieftasche, Uhr und Ringe zu übergeben. Dann war er in Gerlachs Armen, ohne sichtbaren Kampf verschieden. Sein letztes deutlich vernehmbares Wort war: „Lena".

Den ganzen Nachmittag und Abend hatte sich Lena auf ihrem Zimmer eingeschlossen. Erst am anderen Morgen kam sie zum Vorschein und reichte den Brief ihrem Vater. „Das war an dem Tage, wo wir bei Meybusch's so vergnügt zusammen waren," sagte sie leise.

„Ja, Kind, wenn man immer daran denken sollte, was während der Zeit, wo wir hier so ruhig unserer Beschäftigung nachgehen, und auch manchmal vergnügt sind, auf den Kriegsschauplätzen vor sich geht oder gehen kann, dann müßten wir bloß sitzen und heulen," erwiderte Tante Auguste. „So hast du wenigstens die Zeit noch in der Hoffnung gelebt."

„Ein seltsamer Zufall," meinte Vater Grot, „daß Gerlach ihm die Augen zugedrückt hat. . . Wenn er ihn nur so leicht verwundet hätte raushauen können.

„Er hat ja gar nicht gewußt, wem er zu Hilfe eilte," sagte Lena leise.

„Das ist auch gar nicht nötig. Er sah die Gefahr, in der ein deutscher Offizier schwebte und besann sich keinen Augenblick, die viel zahlreicheren Russen mit wenigen Mann anzugreifen. Das lese ich deutlich aus dem Brief. Ich werde an Gerlach schreiben und ihm auch in deinem Namen danken, das ist das wenigste, was er verdient hat."

Digitized by Google

Lena nickte, stand auf und ging hinaus, aber nicht um sich in einen Winkel zu setzen und zu weinen, sondern um sich Arbeit zu suchen. Und es gab genug Arbeit in Mallischken, denn die Zeit der Ernte war gekommen und in der Küche war viel zu tun. Steska war mit ihrem Mann, der wieder als Briefträger angestellt war, nach der Stadt gezogen, und sie hatten auch die Großmutter mitgenommen. Meybusch hatte noch an demselben Abend des Hochzeitstages, als Walter abgefahren war, die abgeschnittene Pointe seiner Goldgräbergeschichte nachgeholt und zwar keinen Beutel mit Gold, aber einen braunen Lappen als Aussteuer für die junge Frau in Tante Augustens Hand gelegt. Die anderen Herren waren seinem Beispiel gefolgt und Tante Auguste hatte die Summe verdoppelt, so daß das junge Paar ansehnlich ausgestattet war. Auch das Allernotwendigste an Möbeln und Betten hatte sie mitbekommen.

Die Ernte war so reich, wie sie schon seit Jahren nicht gewesen war und das Wetter ziemlich günstig. Das meiste Getreide mußte auf dem Felde in Stoggen gesetzt und zugedeckt werden. Gerade zur richtigen Zeit kam der Dreschsatz an, den Grot schon im Frühjahr in Magdeburg gekauft hatte und nun brummte und dröhnte die Lokomobile, und der Dreschkasten schnarrte und klapperte, und ein Wagen nach dem andern fuhr auf den Hof, und die Russen schleppten einen Sack nach dem anderen auf den Speicher. Grot hatte mehrmals an Gerlach geschrieben und ihm voll Freude mitgeteilt, wie gut das Getreide schüttete. Es kam aber keine Antwort, sodaß er schon besorgt zu seiner Schwester meinte, es werde ihm womöglich etwas zugestoßen sein. Endlich kam aber doch Nachricht. Gerlach war mit seiner Abteilung weit nach Süden mitten zwischen die Österreicher gekommen. Da ging es heiß her.

Ganz unmerklich war der Spätsommer in den Herbst übergegangen. Die Saaten waren bestellt . . . in den Bäumen leuchteten die rotbäckigen Äpfel, da kam Nachricht von Florentine. Sie fragte an, ob sie mit ihrem Gatten für einige Tage in Mallischken unterschlüpfen könnte, ihr Mann würde wohl bald eine neue Verwendung bekommen und wieder die preußische Uniform anziehen.

„Das heißt „Einform", berichtigte Tante Auguste, die jetzt auf jedes Fremdwort Jagd machte und es unfehlbar zur Strecke brachte, wenn die Verdeutschung auch manchmal so paßte, wie die Faust aufs Auge. Acht Tage später wurde das Ehepaar Lottermoser von der Bahn geholt. Dem Hauptmann war es nicht anzumerken, daß er einen künstlichen linken Fuß hatte, so fest und sicher stieg er aus dem Wagen und marschierte ins Haus.

Florentine versuchte nachträglich Lena Trost zu spenden und meinte: „Du hast wohl viel geweint."

„Nein, Flora", erwiderte Lena. „Ich habe nicht eine Träne vergossen. Um solch einen Mann weint man nicht. Das wäre kindisch und kleinlich. Man trauert mit dem Vaterland, daß es solchen Helden verloren hat. Nein, mich hat nur der Stolz aufrecht erhalten, daß dieser Mann mich seiner Liebe für würdig gehalten hat, daß mir sein Herz gehört hat."

Noch an demselben Abend kam Gebhard.. Meybusch mit seiner besseren Hälfte und der Pastor wurden telephonisch herbeigerufen. Man saß lange in gedämpfter Fröhlichkeit beisammen. Einige Tage später erhielt Lottermoser einen Brief vom Generalkommando, der die Aufschrift „An den Herrn Major u. s. w." trug. Er enthielt mit der Beförderung die Bestallung zum Kommandeur eines neu zu errichtenden Ersatzbataillons, bei dem der ungediente Landsturm und Rekruten ausgebildet werden sollten. Schon am nächsten Morgen fuhr er in „Einform" zur Stadt, wo ein Zahlmeister bereits eine Schreibstube gemietet und eingerichtet hatte. Der Erste, der ihm entgegentrat, war Leutnant Wachtel als sein Adjutant. Er war auch vom Krieg etwas ramponiert, aber er hatte es durchgesetzt, daß er bei dem Ersatzbataillon eingestellt wurde.

„Ja, ja, lieber Wachtel", meinte Lottermoser, als sie eine Stunde später in einer stillen Ecke hinter einer guten Flasche Rotspon saßen, „im vorigen Frühjahr sah es so aus, als wenn meine militärische Laufbahn für immer und nicht sehr ruhmvoll beendet wäre."

„Ach, Herr Major haben mir das immer noch nicht vergessen."

„Herr Major?" erwiderte Lottermoser in fragendem Ton, „ach so, ja richtig, Sie meinen ja mich. Nun lassen Sie mal die Geschichte

Digitized by Google

ruhen. Ich habe wirklich dabei nicht an Sie gedacht. Und nun sagen Sie mal offen, was würden Sie jetzt tun, wenn Sie von einem angesäuselten Pachulken angelappt würden."

„Ich würde ihn verhaften und einspunden lassen, auch wenn er zu der sogenanten satisfaktionsfähigen Gesellschaftsschicht gehörte."

Lottermoser lachte: „Das ging damals nicht. Na, ich habe wenigstens den Beweis geliefert, daß ein ziemlich schlicht verabschiedeter preußischer Leutnant noch etwas werden kann. Sogar preußischer Major."

In den nächsten Tagen trafen noch mehrere Offiziere, Hauptleute und Leutnants ein, meistens alte Knaben mit grauen Köpfen, die man nicht mehr an die Front schicken konnte. Dann kamen die Rekruten und Landstürmer, und der Dienst begann. Schon acht Tage später war kein Mann im Bataillon, der nicht für seinen Major durchs Feuer gegangen wäre.

Lottermoser hatte als bayrischer Offizier gelernt, mit den Leuten in einem anderen Tone zu sprechen, als es bisher auf manchen preußischen Kasernenhöfen üblich war. Er hatte es erfahren, daß die Disziplin nicht darunter zu leiden braucht. Sein Beispiel wirkte auch auf ein paar alte Herren, die es noch nicht begriffen hatten, daß man Vaterlandsverteidiger, die nach wenigen Wochen dem Feinde gegenüberstehen sollen, anders behandeln muß, als Rekruten, die für Vorstellungen und Paraden gedrillt werden.

Der Altweibersommer war eingefallen, als Lottermoser eines Nachmittags nach Mallischken hinausfuhr. Gebhard hatte ihm geschrieben, er wolle mit ihm abrechnen, da er nach Berlin fahren müßte. Er wäre jetzt auch in Kurzontken entbehrlich. . . Der alte Vogt habe sich eingefunden, der könne im Winter die Arbeit leiten. Grot würde auch ab und zu ein Auge auf die Wirtschaft werfen.

Langsam segelten im Sonnenschein die weißen Fäden über das Land, verfingen sich an den Chausseebäumen und flatterten im leisen Windhauch wie Geisterfahnen. . . Auf den Stoppeln, die der Pflug noch nicht berührt, auf den Sträuchern am Feldrain lagen die kleinen Netze der Wanderspinne zu unzähligen Tausenden. Eine andächtige Stimmung kam über den Mann. Heute wollte er seine Gattin heimholen, die ihn bald mit einem Sprößling beschenken sollte. All das Schlimme und Schwere, was er während eines Jahres durchgemacht, lag wie ein Traum hinter ihm. Er mußte daran denken, wie oft er beim Ansturm gegen feuerspeiende Gräben den letzten Gedanken zu dem geliebten Weib geschickt hatte. Nun sollte sie ihm das höchste Glück, einen Stammhalter — daß es auch ein Mädel werden könnte, dachte er gar nicht — schenken, und er konnte in ehrenvoller Tätigkeit sich seines Familienglücks erfreuen.

In Mallischken war wieder einmal der ganze Freundeskreis versammelt, um von Gebhard Abschied zu nehmen. Die geschäftliche Angelegenheit war bald erledigt. Dann scharte man sich um den großen runden Tisch zum Schweinevesper, das der richtige Ostpreuße für die beste Mahlzeit hält, einschließlich des Glases Grog, das dabei nicht fehlen darf.

„Nun sag mal, alter Junge," fragte Meybusch, „was treibt dich eigentlich nach Berlin, wo du wie ein armes Waisenkind herumirren wirst? Kick die Tante Auguste nicht so hilfeflehend an, die lassen wir hier nicht los, die ist hier nicht abkömmlich."

Alles lachte . . . Tante Auguste drohte Meybusch mit der Faust. „Du könntest deine Späßchen auch mal lassen."

Der Graubart sah sich mit gut gespielter Verwunderung im Kreise um: „Habe ich was gesagt, worüber die Tante Auguste wütend werden kann? Was meinst du Hans? Zwei schlechte Einspänner geben manchmal ein ganz gutes Fuhrwerk, wenn man sie zusammenspannt?"

Grot lachte. „Ich habe nichts gesagt. . . . „Ich habe auch bloß laut gedacht", versicherte Meybusch grienend. „Aber was nicht ist, kann noch werden."

Tante Auguste stand auf und begann, den Tisch abzuräumen. Sie war zum ersten Mal seit vielen Jahren verlegen geworden und fand nicht das rechte Wort, den Spötter abzutrumpfen.

Gebhard half ihr aus der Verlegenheit: „Ich muß nach Berlin, da bereitet sich Wichtiges vor. Ob es euch so wichtig erscheinen wird, wie mir, weiß ich nicht. Aber ich will es euch sagen. In meiner Partei scheiden sich die

Digitized by Google

Geister. Die einen wollen dem Reich ihre Mitwirkung versagen, weil sie den Krieg für einen Kampf der herrschenden Klassen um die Weltherrschaft ansehen, die andern wollen mitgehen bis ans Ende und wollen mithelfen, unser Wirtschaftsleben nach dem Krieg wieder neu aufzubauen, in der Hoffnung, entscheidend darauf einwirken zu können."

Meybusch war aufgestanden und hatte sich hoch aufgerichtet: „Waldemar, ich frage dich: Auf welcher Seite stehst du?"

Auch Gebhard stand auf und stemmte die Faust auf den Tisch: „Ich stehe da, wo meine Söhne stehen, wo jeder Deutsche stehen muß, der sein Vaterland nicht bloß als den Ort ansieht, wo ihn der Zufall hineingesetzt hat, um sein bißchen Leben zu fristen. Ich habe mein Gut verkauft und ihr alle wißt, weshalb ich das getan habe. Aber als ich es verkauft hatte, habe ich das Gefühl kennen gelernt, was es heißt, mit beiden Füßen auf der eigenen Scholle zu stehen. Und wenn meine Jungen aus dem Krieg wiederkommen, dann sollen sie auch auf eigener Scholle sitzen. Ich habe mich übrigens der Verwaltung, die erfahrene Landwirte für Polen und Kurland braucht, zur Verfügung gestellt, ich werde wahrscheinlich nicht lange in Berlin bleiben."

Eine feierliche Stille lastete auf der ganzen Gesellschaft. Alle fühlten, daß sich etwas Großes, Wunderbares vollzogen hatte. Aus einem stillen Grübler, der sich in seine Gedankenkreise eingesponnen hatte, war ein Mann der Tat geworden, der mit grauen Haaren in die Welt hinaustrat, um mitzuweben an dem Gewande der Zukunft seines Volkes.

---

24. Kapitel.

Am nächsten Morgen bekam Grot einen dicken eingeschriebenen Brief aus Hamburg mit dem Stempel eines Krankenhauses. Er wog ihn unentschlossen in der Hand, besah ihn von allen Seiten und legte ihn uneröffnet auf den Schreibtisch.

Tante Auguste, die ihm den Brief gebracht hatte, schüttelte den Kopf: „Du bist doch ein komischer Kauz! So bist du schon als kleiner Junge gewesen. Eine Stunde hast du vor dem Blaubeerteller gesessen, der dir nicht schmecken wollte, anstatt ihn schnell auszuessen. Diesen Teller wirst du ausessen müssen."

„Du hast recht, Auguste, ich fürcht' mich vor dem Brief. Wer kann mir denn aus einem Hamburger Krankenhaus ein Pack Schriften schicken? Das kann doch nur Gerlach sein."

„Dann sieht man eben nach, dann weiß man es."

Sie riß selbst den Umschlag auf, aber da zitterte ihr doch die Hand und sie mußte sich hinsetzen, denn ihr Auge war auf einen großen Brief gefallen, auf dem mit Gerlachs Handschrift, die sie auch kannte, geschrieben stand: „Mein letzter Wille, im Falle meines Todes zu öffnen." Daneben lag ein kleinerer Brief.

„Also nun auch der", sagte sie tief atmend.

Grot hatte den Begleitbrief genommen und geöffnet. Sein Gesicht hellte sich beim Lesen auf.

„Na, Gott sei Dank," sagte Tante Auguste, und faltete die Hände. . . . .

„Gerlach ist schwer verwundet. Na, lies selbst."

Und sie las. Eine Krankenschwester schrieb, daß Gerlach bei einem Angriff der Russen mit seiner Batterie, die er führte, nicht zurückgegangen war, sondern bis zum letzten Augenblick auf ganz kurze Entfernung noch mit Kartätschen in die Reihen der stürmenden Russen gefeuert hatte, obwohl er nur mit einem Unteroffizier das letzte Geschütz bedienen konnte. Sein mutiges Ausharren hatte den Kampf an diesem Punkt entschieden. Im letzten Augenblick hatte ihm eine Kugel den linken Ellenbogen zerschmettert.

Das wäre aber nicht das schlimmste, schrieb die Schwester weiter, schlimmer wäre eine schwere Entzündung in der rechten unteren Hälfte des Leibes, an der auch der Blinddarm beteiligt wäre. Die Sache rühre ohne Zweifel von dem Aufschlag eines großen Granatsplitters her, den Gerlach einige Tage vorher bekommen hatte. Er habe ihm trotz starker Schmerzen keine Beachtung geschenkt, weil keine äußere Verwundung vorhanden war.

Auf seinen Wunsch füge sie seinen schon früher aufgesetzten letzten Willen bei, da er sich noch an demselben Tage einer sehr schweren Operation unterziehen müsse, deren Ausgang

Digitized by Google

leider nicht ganz zweifellos sei. Sie werde sofort nach der Operation den Ausgang telegraphieren.

„Die Depesche könnte auch schon hier sein," meinte Grot, als Tante Auguste den Brief zusammenfaltete.

„Ist schon da", erwiderte seine Schwester und griff in die Tasche ihrer Schürze. „Der Briefträger hat sie mit dem Brief zugleich gebracht."

„So, ein Telegramm, das ist wohl deine Blaubeersuppe", meinte Grot ironisch.

„Stimmt, ich kriege immer einen kalten Rücken, wenn ich bloß das zusammengefaltete Stück Papier sehe."

„Gott sei Dank," sagte Grot und las laut vor: „Operation glücklich verlaufen, Kranke sehr schwach, aber Ärzte geben Hoffnung."

„Nun gib mir mal den Brief und die Depesche und verschließ das Testament, hoffentlich werden wir es nicht zu öffnen brauchen."

„Was willst du mit dem Brief?"

„Ich will noch einem andern, sagen wir mal, deiner Tochter, eine kleine Freude bereiten."

„Auguste, denkst du wirklich daran?"

„Ich denke an gar nichts. Ich tue nur, was richtig ist, oder hältst du es für möglich, daß wir den Brief verheimlichen? Ich glaube, der Gerlach ist für sie schon ein bißchen mehr geworden, als bloß dein Prinzipal."

Sie hatte zu Lena sonst nichts weiter gesagt, als: „Erschrick nicht, Kind, Gerlach ist schwer verwundet, aber er ist glücklich operiert und die Ärzte geben Hoffnung. Hier ist das Telegramm. Und da ist ein Brief von der Schwester, die ihn pflegt."

Und dann war sie in die Küche gegangen und hatte, wie ein Feldherr seine Truppen, die Gläser mit eingemachten Früchten und allen Arten von Beisatz gemustert und dann hatte sie einen Schinken von dem Haken am Deckbalken heruntergelangt und ein paar Würste dazu. Am Küchentisch, während sie Mittag kochte, hatte sie mit Bleifeder den Brief dazu geschrieben. Wenn der Herr von Gerlach noch nichts davon abbekommen könnte, sollte die Schwester es für die anderen Verwundeten verwenden. Denen würde es auch schmecken. Sie möchte bloß oft schreiben und wenn es bloß eine Zeile auf einer Karte wäre, und sowie der Gutsherr wieder etwas schnabulieren könne, werde sie mehr schicken.

Es war wohl das hundertste Paket, das Tante Auguste aus Mallischken abschickte. Und für jedes, das nicht an den Gutsherrn selbst ging, hatte sie ihrem Bruder den Geldwert auf den Tisch gelegt. Und weil sie gerade dabei war, machte sie noch ein zweites Päckchen mit all den guten Sachen, die ein Gutshof hervorbringt, und schickte es an Gebhard nach Berlin.

Bei Lottermoser war ein dicker, strammer Stammhalter eingetroffen. Lena war schon vorher in die Stadt übergesiedelt, um zu helfen und die Wirtschaft zu führen.

Die junge Mutter hatte ihrem Büblein den Rufnamen des Vaters, „Ewald", gegeben und der glückliche Vater fügte noch alle Vornamen des Freundeskreises hinzu, als er aufs Standesamt ging.

Als er nach Hause kam, reichte ihm Lena eine Depesche, die sie abgefangen hatte. Sie war nach Kurzontken gerichtet, aber der Postbeamte, der sie aufgenommen hatte, hatte sie verständigerweise hierhergeschickt. Sie kam aus Kopenhagen von Korff, der dort abgebrannt wie eine Speicherratte angekommen war und um Geld bat. Es ging sofort telegraphisch an ihn ab. Einige Tage später kam er an, abgekoddert wie ein Pennbruder auf der Walze, abgemagert und mit eisgrauem Kopf.

Sein Schwager erschrak, als er ihn auf dem Bahnhof in Empfang nahm. Was mußte der arme Kerl durchgemacht haben, das einen stattlichen, lebensfrischen Mann in einen kräplichen Graukopf verwandeln konnte! So konnte er ihn seiner Frau nicht unter die Augen bringen. Mit einem Zivilanzug seines Schwagers, der ihm um den Leib schlotterte, fuhr Korff gegen Abend nach Mallischken hinaus. Mit Hallo wurde er von Grot und Meybusch in Empfang genommen. Aber als er vom Wagen stieg, verstummte die Fröhlichkeit.

„Sehe ich wirklich so jammerbar aus", fragte er, als er den Freunden die Hand geschüttelt hatte.

„Du siehst noch viel schlechter aus", erwiderte Meybusch mit seinem trockenen Hu-

Digitized by Google

mor, „aber wir werden dich schon wieder hochkriegen. Bloß die Haare mußt du dir färben."

Den ganzen Abend mußte Korff erzählen. Er hatte wunderbare und schreckliche Dinge durchgemacht. Dem ersten russischen Offizier, der sich in Kurzontken einquartierte, hatte er harmlos erzählt, daß er geborner Kurländer sei. Da hatte ihn der Russe sofort erschießen lassen wollen, weil er als russischer Untertan auf deutscher Seite stände. Ein reiner Zufall, ein Befehl, der den Russen mit seinem Pulk Kosaken zum Vormarsch nötigte, hatte ihm das Leben gerettet. Als der nächste Trupp erschien, der alle Einwohner des Gutes nach rückwärts schickte, hatte er sich Kosuch genannt. Als Kosuch wurde er nach Rußland hineingebracht.

Tagelang hatte er frierend und hungernd in einem verschlossenen, von Menschen überfüllten Eisenbahnwagen zugebracht. In dem überfüllten Raum lagen drei Tage und Nächte zwei Leichen. Er hatte alle seine Überredungskunst aufbieten müssen, bis er ein paar Männer bereit fand, die Leichen auf der Fahrt aus dem Fenster zu werfen. Sie hatten kaum die Kraft dazu gehabt, und dabei waren ihnen noch die Weiber in die Arme gefallen, die ihre Angehörigen ordnungsmäßig bestattet wissen wollten.

Dann hatte er einen sibirischen Winter durchgemacht. Als er davon erzählte, übermannte ihn die Erinnerung. Mehr als einmal hatte er sich abends mit der Hoffnung hingelegt, nicht mehr aufzuwachen. Aber wenn er aufwachte und ihn der Hunger quälte, dann war er zu den Jurten der Ostjaken gekrochen und hatte um einen stinkenden Salzfisch gebettelt. Im Frühjahr war ihm ein struppiger, grauer Bart gewachsen und da seine Kleidung ihn auch nicht mehr verraten konnte, weil sie russisch genug aussah, war er als Pilger auf die Wanderung gegangen. Das war nur möglich, weil er fertig russisch sprach.

So war er bettelnd von Dorf zu Dorf, von Kloster zu Kloster gewandert, manchmal mit russischen Bauern, die in kindlichem Glauben nach Westen zogen, um ihre zum Heer eingezogenen Söhne zu besuchen. Manchmal wurde er angehalten und zwangsweise ein Stück zurückgebracht.

Um Finnland zu erreichen und Petersburg zu umgehen, hatte er sich durch das Gouvernement Olonetz geschlagen. Tagelang war er durch die Wildnis gewandert, immer der sinkenden Sonne nach, bis er die Bahnlinie antraf, an der entlang er die schwedische Grenze erreichte.

Dort hatte er bei dem Komitee des Roten Kreuzes, das die ausgewechselten Schwerverwundeten in Empfang nahm, sich gemeldet und Mühe gehabt, die Herren und Damen davon zu überzeugen, daß er nicht ein echter Russe, sondern ein nach Sibirien verschleppter deutscher Flüchtling sei. Dort hatte er auch die Wohltat eines Lausoleums kennen gelernt, das ihn von den russischen Bewohnern seiner Kleider und Haare befreite.

„Na nun hast du deinen Götzen, der uns niedertrampeln sollte, gründlich kennen gelernt," sagte Meybusch, als Korff schwieg, „wie denkst du jetzt darüber? Wir haben all die großen Festungen eingenommen, wir haben ganz Polen in Besitz, wir stehen vor Riga und Dünaburg . . . ."

„Ihr müßt mir das nicht übel nehmen," erwiderte Korff, „ich glaubte, Rußland zu kennen, aber das war ein Irrtum. Ich habe es erst jetzt kennen gelernt. Das ist kein Koloß mit ewig sich erneuernder Jugendkraft, das ist ein Sumpf, auf dessen Grund stumpfsinnige Wesen in menschlicher Gestalt vegetieren, und oben an der Oberfläche schwimmt eine unzählige Schaar von Krokodilen und ähnlichen Ungeheuern, die sich von den armen Muschicks nähren und sich auch untereinander auffressen. Fortwährend steigen stinkende Blasen von dem Grund auf . . . aber die Krokodile sehen und riechen nicht, was dort zum Himmel stinkt."

„Nein, Herrschaften, was von dem Götzen, den wir zertrümmert haben, übrig bleibt, wird bei lebendigem Leibe verfaulen und die Krokodile werden sich gegenseitig auffressen."

„Wie die beiden Löwen, von denen nur die Schwänze übrig blieben," warf Meybusch ein. „Aber nun erzähl man ein bischen ausführlicher von den Einzelheiten."

Und Korff erzählte bunt durcheinander alles Mögliche, wie es in seiner Erinnerung auftauchte. Dann wollte er selbst wissen, wie

Digitized by Google

es den Freunden in der ganzen Zeit ergangen war. Es war lange nach Mitternacht, als Tante Auguste zum Schlafengehen mahnte.

Die Herbststürme brausten über das Land, kalter Regen schlug auf die Saaten, die üppig eingegrünt waren. Aber schneller als sonst kam der Ausgleich der sich im Luftraum bekämpfenden Gewalten zustande. Eines Morgens bedeckte glänzender Reif das Land, und die grauen Wolken, die gegen Abend den Himmel überzogen, breiteten über Berg und Tal eine weite weiße Decke. Es war der erste Schnee, und die Erde, die sonst nach altem Bauernwort erst sechsmal Schnee sehen muß, ehe sie ihn zum siebenten Male behält, nahm schon mit der ersten Decke vorlieb. Ja, sie ließ sich noch mehr dazu geben, damit die Menschen Schlitten fahren konnten.

Von der Schwester aus Hamburg kam, wahrscheinlich durch Tante Augustens Pakete gefördert, regelmäßig Nachricht. Gerlachs Genesung schritt erst langsam, dann schneller vorwärts. Dann schrieb er auch selbst an Grot. Er wollte sich zur völligen Genesung nach Barmen beurlauben lassen und dort nach dem Rechten sehen. Sein linker Arm sei steif geworden, aber die Finger beweglich geblieben. Beiläufig erwähnte er, daß er für das letzte Gefecht das eiserne Kreuz 1. Klasse und einen hohen österreichischen Orden bekommen hätte. Grot antwortete ausführlich, er schrieb auch, daß Lena noch immer in der Stadt bei Lottermosers sei. Da wäre eine rege Geselligkeit und deshalb ließe er sie noch dort, damit sie ein bischen auflebte.

Mit wendender Post schrieb Gerlach aus Barmen, er hätte eine sehr große Sehnsucht nach Mallischken, er möchte, wenn Fräulein Lena in der Stadt bliebe, gern auf ein paar Tage hinkommen. Sofort depeschierte Grot zurück, er möge kommen, das sei doch selbstverständlich.

Der alte Herr holte selbst seinen Gutsherrn von der Bahn ab. Er mußte ihn immer und immer wieder ansehen. War das der schlanke, beinahe schmächtige Mensch? Nein, ein Mann von breiten Schultern . . . Aus dem Jünglingsgesicht mit dem müden Ausdruck hatte die Zeit und das Schicksal ein ernstes, wuchtig wirkendes Mannesantlitz gemeißelt. Selbst die Stimme war tiefer und kräftiger geworden.

Im Schlitten fuhren sie heim nach Mallischken. Ab und zu hatte Gerlach noch eine Frage getan, als sie durch die Stadt fuhren, und dann hatten sie beide geschwiegen. . . . . Erst beim Abendbrottisch erzählte Gerlach, daß er sich an seinen Major gewendet habe, um wieder an die Front zu kommen. Er erwartete täglich Nachricht. Sein steifer Arm werde ihn ja etwas hindern, aber trotzdem könne er noch Dienst tun.

„Ich denke, Sie könnten nun genug haben von dem Krieg," brach Tante Auguste los, „nu lassen Sie mal auch Andere ihr Teil tun. Wir sind doch wohl noch nicht so arm dran, daß Männer mit steifen Armen ins Feld ziehen müssen. Wenn Sie durchaus nicht still zu Hause sitzen wollen, dann helfen Sie doch dem Major Lottermoser beim Rekrutendrillen."

„Meine Schwester hat Recht," meinte Grot lachend, „Sie haben wirklich genug geleistet."

Vergeblich wartete Gerlach auf Bescheid von seinem Major. Es schien, als wenn ihn eine innere Unruhe trieb. Er wanderte den Tag über auf dem Gutshof und auf dem Felde umher, obwohl es da nicht viel zu sehen gab. Tante Auguste stiftete ihn dazu an, eine Flinte mitzunehmen und ihr ein paar Hasen für den Weihnachtstisch zu schießen. Das gelang ihm auch, er legte zum Schießen den Flintenlauf auf den steif ausgestreckten linken Arm.

Alle paar Tage fuhr Tante Auguste nach der Stadt, um Weihnachtseinkäufe zu machen. Dann ließ sie sich von Michallek eine große Tanne aus dem Gutswald holen, stellte sie im Saal auf und begann, sie zu putzen, wobei ihr Gerlach hilfreiche Hand leisten mußte. Von Tag zu Tag hatte er seine Abreise verschoben. Aber zum Heiligen Abend wolle er unter keinen Umständen dableiben, meinte er zu Tante Auguste.

„Ja, haben Sie denn was verbrochen, daß Sie ausreißen wollen? Sie haben doch mindestens dasselbe Recht, hier zu sein, wie Jemand anders. Na, und wem's nicht paßt, der bleibt eben weg."

„Und wenn Fräulein Lena kommt?"

Digitized by Google

„Dann geben Sie ihr die Hand und sagen: Guten Abend, wie geht es Ihnen? Wir haben uns schon lange nicht gesehen und doch noch wieder erkannt, oder was Ihnen sonst der heilige Geist eingibt."

Gerlach mußte unwillkürlich lächeln. Und er blieb. Tante Auguste hatte, von ihm beauftragt, auch für die Gutsleute nötige und nützliche Dinge eingekauft, die ihnen unter dem Christbaum beschert werden sollten.

Schon am Nachmittag war ein großer Kastenschlitten mit Pelzen und Pelzdecken vom Mallischker Hof weggefahren. Gerlach scheute sich zu fragen. Ruhelos ging er durch die Zimmer hin und her, setzte sich an den Flügel, schlug ein paar Akkorde mit der rechten Hand an, spitzte den Mund zum Pfeifen und verstummte.

Es war schon dunkel geworden, als ein Schlitten mit lautem Glockenklang auf der Rampe des Gutshauses vorfuhr. Tante Auguste ging mit dem Mädchen hinaus und schälte auf der Diele Frau Florentine, Lena, Lottermoser und Korff aus den Pelzen und als die Frau Major ausgeschält war, da ergab es sich, daß sie noch ein Bündel in den Armen hielt, aus dem eine sehr kräftige Stimme erschallte.

Gerlach war im Saal geblieben und hatte begonnen, die Lichter anzuzünden, da öffnete sich die Tür, Tante Auguste führte Lena an der Hand herein: „Hier bringe ich Ihnen Hilfe, nun macht mal schnell, die Leute stehen schon auf der Diele." Weg war sie. Gerlach verbeugte sich und nahm die Hand, die sich ihm entgegenstreckte: „Guten Abend, Herr von Gerlach." Da sah er auch auf und ein freudiger Schreck durchzuckte ihn. Lena war nicht schwarz gekleidet, sondern sie hatte Halbtrauer angelegt.

„Guten Abend, Fräulein Lena, wie geht es Ihnen," er erschrak förmlich, denn beinahe hätte er alles nachgesprochen, was Tante Auguste ihm vorgesagt hatte: „Wir haben uns lange nicht gesehen und doch noch erkannt."

„Draußen ertönte eine Glocke. Tante Auguste war es, die nach alter Weise mit der Glocke um das ganze Haus herumwanderte und das Fest einläutete. Dann öffneten sich die Türen, die Gutsleute strömten herein und blieben geblendet von dem Lichterglanz stehen, bis eine alte Frau auf Masurisch das Weihnachtslied anstimmte.

„Jetzt sucht sich jeder seinen Teller auf und was dazu gehört," rief Tante Auguste, als das Lied verklungen war. „Auf jedem liegt der Name. Daß mir keine Verwechslungen vorkommen."

Lena war an ihren Teller getreten. Oben auf lag ein kleines goldenes Herz. Sie erkannte es auf den ersten Blick wieder. Das kleine Schmuckstück hatte sie selbst besessen und an einem dünnen Kettchen um den Hals getragen. Walter hatte es ihr bei seinem letzten Besuch abgehakt. Das konnte nur Gerlach auf ihren Teller gelegt haben. Sie ging zu ihm und reichte ihm stumm die Hand. Er wußte, wofür sie ihm dankte.

Einige Kindertrompeten und Mundharmonikas waren schon stark in Betrieb, wenn die kleinen Mäuler nicht durch Aepfel oder Pfeffernüsse gefüllt waren. Die Herren standen vor dem brennenden Kamin. Eben sagte Lottermoser: „Sie können Ihre Meldung jederzeit ohne Angabe von Gründen zurückziehen. Ich kann Sie sehr gut brauchen, Herr von Gerlach und werde Sie anfordern, wenn Sie bei mir bleiben wollen."

Da trat Lena mit einem Brett voll dampfender Punschgläser auf die Herren zu.

„Lena," sagte der Major, „ich will den Herrn von Gerlach hier behalten, was meinst du, soll er noch einmal an die Front gehen oder hier bleiben."

Die Augen der Männer waren gespannt auf Lena gerichtet, jeder wußte, was die Frage und die Antwort bedeutete.

Einen Augenblick klirrten die Gläser auf dem Brett. Dann hob Lena den Kopf und sah Gerlach frei ins Gesicht: „Weshalb wollen Sie nicht hier bleiben?"

Digitized by Google

Bulgariens erster Zar / Roman von Detlev Stern

6. Fortsetzung.

„Was bringen Sie mir, meine Herren? Gutes oder Schlechtes? Wie kommts, Giorgieév, daß ich Sie hier sehe? In einer Zeit wie dieser sollte jeder möglichst auf seinem Posten bleiben?"

„Er hatte ein Duell mit Maximow", sagte Karavelow mit anklagendem Ton. Das helle Auge des Fürsten verfinsterte sich. Da nahm Stefan das Wort und erklärte in ruhigen Worten, was ihn zu dem Duell veranlaßte. Gespannt folgten die Hörer seiner Erzählung.

„Der Schuft", murmelte Stambulow, „ich hätte ihn auf der Stelle niedergeschlagen." Der Fürst blickte sehr ernst. „Sie haben gehandelt, wie es Ihre Ehre erfordert, Giorgieév; kehren Sie nach Sofia zurück. Männer wie Sie, dürfen nicht lange an ihrem Platze fehlen."

„Es ist immerhin eine unangenehme Affäre", bemerkte der Minister, „gerade jetzt einen russischen Offizier zu reizen — die Stimmung —"

„Ausgezeichnet", unterbrach ihn Stambulow, „Giorgieév hätte sich wohl noch bedanken sollen, daß der Russe seine Frau schön und begehrenswert gefunden hat. Die ganze Geschichte ist eine getreue Illustration zu dem Verhalten der beiden Nationen gegeneinander. Könnte Frau Bulgaria den unbequemen russischen Liebhaber ebenfalls auf dem Wege des Zweikampfes aus der Luft schaffen."

„Wir haben es hier vorläufig nicht mit den Russen, sondern mit den Serben zu tun", sagte der Fürst, indem er nachdenklich in seinem Arbeitszimmer auf und nieder schritt. „Wie stehts mit der Bewaffnung?"

„Sie läßt zu wünschen," entgegnete Stambulow, „auch Kleider fehlen."

„Und doch ließ ich alle Schneider einsperren und alles Tuch im Lande konfiszieren. Aber es ist eine abscheuliche Zucht in Rumelien gewesen, Waffen- und Kleiderkammern leer. Jetzt sind bereits für zwei Millionen Franks Mäntel und Beinkleider fabriziert und noch immer ists nicht genug."

„Wenn nur die Waffen reichen, Hoheit", erwiderte Stambulow. „Auch im Schafspelz kann der Bulgare fechten."

„Sie haben guten Mut, Stambulow. Das freut mich. Auch ich sehe voll Vertrauen der Zukunft entgegen. Mein bulgarisches Volk hat sich in dieser schweren Zeit musterhaft benommen; meine Soldaten sind besser als die serbischen. Lassen mir die Serben Zeit ihnen mein ganzes Heer rechtzeitig entgegenzustellen, so werde ich sie schlagen."

Es lag so viel freudige Zuversicht im Ton und Blick des Fürsten, daß selbst der kleinlaute Karavelow Mut faßte; dennoch meinte er, es sei besser, den Krieg zu vermeiden, denn ein unglücklicher Ausgang könne alles gefährden.

„Aber ein guter Ausgang kann alles gewähren, und auf den hoffen wir"; rief Stefan enthusiastisch aus.

„Ja, wenn jeder seine Pflicht tut und seine Sonderinteressen aus dem Spiele läßt", brummte Stambulow mit einem Seitenblick auf den Minister.

„Ich werde die meine tun", sagte der Fürst. „Ich blicke fest und unentwegt auf das eine große Ziel: „Freiheit und Erhebung des Vaterlandes."

Die schönen Augen des Fürsten leuchteten auf bei diesen Worten und ihr lichter Glanz fand einen Widerschein in dem offenen Antlitz Stefans, in den klugen Augen Stambulows. Beide verabschiedeten sich mit enthusiastischen Worten. Der Minister blieb zurück.

„Ich wollte, der nächste Sturm bräche der alten Wetterfahne den Hals" knirschte Stambulow zwischen den Zähnen. „Hast du die sauersüße Miene gesehen, mit der er uns anhörte? Keine Sonderinteressen! Ha, ha, ha! Als ob den Minister etwas anders regierte, als die Sorge um seine eigene Sicherheit und das Emporbringen seiner Person."

„Du siehst durch eine zu schwarze Brille", tadelte Stefan. „Der Minister hat sich bereits sehr verdient um Bulgarien gemacht."

„In seinem eigenen Interesse! Fordere ein persönliches Opfer zum Heil des Landes, da wirst du sehen, wie er sich wehrt!"

Stefan schüttelte ungläubig den Kopf. Späteren Ereignissen war es vorbehalten, Stambulows Voraussagungen zu bestätigen.

Digitized by Google

Zweites Buch.

1. Kapitel.

Serbien hat den Krieg erklärt. In der Frühstunde des 14. November verbreitete sich die Nachricht in Philippopel. Stefan eilte zu Karavelow. Er fand den Minister schreckensbleich, voll nervöser Aufregung. „Wenn nur Katinka hier wäre," quoll es aus der unentschiedenen, geängstigten Seele des Mannes.

„Sie werden sie bald sehen", tröstete Stefan. „Der Fürst bricht gleich nach der Messe nach Sofia auf. Kommen Sie, damit wir dem Verlesen der Proklomation in der Kathedrale beiwohnen."

Der Minister ließ sich fortziehen; er war wie betäubt. In der Kirche war viel Volks versammelt; Kopf an Kopf drängte es. Die Schreckensnachricht lag auf allen Lippen; aber muklos erwies sich niemand. Mitten im Gewühl stießen die Vordringenden auf Olga. Sie trug wieder die graue Nihilistenbluse und die Mütze auf dem kurzgeschnittenen Haar. „Jetzt geht der Tanz los!" sagte sie mit leuchtenden Augen; „jetzt werden die Bulgaren sehen, was ein Mann wert sein kann, er wird sie zum Sieg führen!"

„Sie sprechen, wie Sie es wünschen, Olga Risew", sprach Karavelow mit ungläubigem Lächeln; „meine Ahnungen sind nicht so zuversichtlich!"

„Still, da ist er", mahnte Olga; „die Messe ist zu Ende, und jetzt wird er reden."

Die hohe Gestalt des Fürsten erhob sich über die Menge. In seinen Mienen lag der Ausdruck fester Entschlossenheit; die Augen blickten ernst und traurig; mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme las er die Proklamation an sein Volk. Als er an den Schlußsatz kam: „Unsere Sache ist eine heilige; daher hegen wir die Hoffnung, daß Gott sie unter seinen Schutz nehmen und uns helfen wird, über unsere Feinde zu triumphieren."

Da erklang wie das Brausen eines anstürmenden Orkans in der Menge ein Gemurmel zustimmender Befriedigung, welches die letzten Worte fast verschlang. Der Fürst verließ die Kathedrale. Alles stürmte ihm nach. Olga drängte sich in seinen Weg: „Auf dem Schlachtfelde sehen wir uns wieder!" Karavelow zog sie zurück.

„Machen Sie keine Tollheiten, Olga!"

Sie sah ihn mit kühnen, blitzenden Augen an: „Denken Sie etwa, daß ich fein sittsam zu Hause bleiben werde? Fehlgeschossen! Große Zeiten, große Entschlüsse. Der meine ist gefaßt!" Mit einem Satze war sie in der Menge verschwunden.

„Große Zeiten — große Entschlüsse", wiederholte der Minister nachdenklich. „Ich will sehen, was Katharina dazu sagt."

Der 15. November sah den Fürsten wieder in seiner Residenz. Da es gerade Sonntag war, so besuchte er die Kirche, wo der Metropolit Clement eine kurze Rede hielt mit dem Text: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?"

„Es sieht nicht aus, als ob Gott für uns wäre", sagte Karavelow zu Frau Katinka, als sie das Gotteshaus verließen. „Die Serben haben ihre Feindseligkeiten sofort begonnen und schon kommen Berichte von den Niederlagen der unsrigen." Aber die mutige Frau tröstete den Verzagten mit dem Hinweis auf den Fürsten, der seine Dispositionen gut getroffen und seine ganze Armee in Eilmärschen an die serbische Grenze schickte. „Aber ganz Rumelien ist jetzt von Truppen entblößt — wenn die Türken —"

„Die Türken fürchte ich nicht, die werden an der Grenze stehen bleiben, Gewehr bei Fuß." Wie immer, so verscheuchte auch heute wieder die feste Zuversicht der tatkräftigen Frau die Zweifel in der Seele des Mannes, und auch er raffte sich in großer Zeit zu dem großen Entschluß auf, allen Verlockungen russischerseits zu widerstehen und treu zum Fürsten zu halten.

Der folgende Tag brachte ein noch regeres Leben in die Hauptstadt. Das Bataillon Stefan Giorgieévs, welches gerade zum Exerzieren ausrücken wollte, erhielt Marschorder. „Ab in die Quartiere", kommandierte Stefan, „und marschfertig gemacht." Mit Hurra und Jubelgeschrei stürzten die Soldaten davon. Stefan selbst eilte in sein Haus: „Rana, ich muß fort, sogleich, der Befehl kam in dieser Minute."

Die junge Frau erbleichte bis in die Lippen, aber sie wankte nicht. Mit ruhigem

Digitized by Google

Ernst suchte sie die Verbandstasche hervor, die bereits mit allem nötigen versehen war. Stefans kleiner Koffer stand seit dem ersten Kriegsgerücht gepackt. Der Bursche wurde damit beladen. Noch einmal drückte der Offizier sein schönes Weib an die Brust. „Lebe wohl, meine Ranà, es ist nicht das erste Mal, daß ich dich verlasse, um des Vaterlandes willen; weine nicht."

Sie weinte nicht. Die Worte ihrer Mutter waren ihr treu im Gedächtnis: „Zuerst gehört er dem Vaterlande, dann dir!"

Sie lehnte nur einen kurzen Augenblick das Haupt an die treue, vertrauende Brust, dann blickte sie empor in die hellen, sonnigen Augen und flüsterte: „Gott und die heilige Jungfrau mögen dich schützen." Dann ein letzter Kuß und Stefan stürmte die Treppe hinab. Am Fenster stand Ranà und blickte ihm nach; als er ihren Augen entschwand, sank sie mit einem leisen Seufzer in die Knie und blieb besinnungslos liegen.

Der Leutnant war einer der ersten auf dem Appellplatz. Er sah nach der Uhr. Kaum 15 Minuten waren verstrichen, noch 5 Minuten verliefen und heran kamen sie von allen Seiten, die kriegsbereiten Soldaten, jubelnd, lärmend, den Kalpak und die Gewehrläufe mit Blumen und grünen Zweigen besteckt. Vor dem Palast des Fürsten stellten sie sich in wohlgeschlossenen Reihen auf. Dort hielten die Pferde bereits, welche den Herrscher über beide Bulgarien nebst seinem Gefolge auf den Kampfplatz führen sollten. Ein Hurrah der Truppen erschallte.

„Das ist ein frischer, fröhlicher Klang, Hoheit", sagte ein höherer Offizier. „Mit solchen Truppen dürfen wir auf Sieg hoffen."

„Wenn wir Slivniza bis morgen Abend halten können, so haben wir gewonnen", entgegnete der Fürst. „Bis dahin trifft meine Armee aus Ost-Rumelien ein. Schlimmsten Falles bin ich entschlossen, Sofia, meine neuerbaute Hauptstadt zusammenschießen zu lassen; die Serben sollen sich nicht darin festsetzen."

„Sofia zusammenschießen! Hoheit!"

„Es ist nur für den äußersten Fall!"

Mit solchen Gedanken, entschlossen, alles zu wagen, begab sich der Fürst in das Hauptquartier, welches Major Gutschew bei Slivniza in einer Hirtenhütte aufgeschlagen hatte. Sein Erscheinen wurde von den Truppen mit Jubel begrüßt. Er ritt die Stellungen ab, die er selbst ausgesucht hatte, und die von einem bulgarischen Ingenieuroffizier befestigt waren. Dieselben waren vorzüglich und schienen uneinnehmbar. Der Morgen des 19. November begann mit einem Schneetreiben; der Boden war fest gefroren; eisiger Wind wehte auf den Höhen; Nebel stiegen auf. Gegen 10 Uhr rückten die Serben vor; ein Feuergefecht entwickelte sich langsam. Fürst Alexander begab sich zum rechten Flügel, mit dem Rittmeister Benderew gegen die Serben vorging. Dort entspann sich ein heißer Kampf. Unaufhaltsam drängte der Feind an; die bulgarischen Schützen wichen. „Die Generalreserve ins Gefecht!" kommandierte der Fürst. Diese Reserve bestand aus zwei Bataillonen des Donauregiments. Ehe dasselbe herankam, waren die Bulgaren geworfen, und das Sausen der feindlichen Kugeln umtönte des Fürsten Ohr. Da warf Benderew ein drittes Bataillon den Serben in die Flanke und sammelte die zurückgewichenen Truppen. Gutschew mit der Hauptaufstellung hielt den Angriff der Serben aus. Heftiger Kanonendonner war von dorther vernehmbar. Der Fürst lenkte sein Pferd der Stellung zu; auf dem Wege begegneten ihm die anrückenden Bataillone des Donauregimentes. Frisch und fröhlich schauten die Soldaten drein, trotz enormen Marschleistungen, die von ihnen gefordert wurden. Als sie den Fürsten sahen, jubelten sie ihm zu und stürzten sich dann mit Todesverachtung in den Kampf. Vereint mit den Truppen Benderews nahmen sie die von den Serben gehaltene Höhe im Sturm. Ohne Schuß, mit fliegenden Fahnen und rasselnden Trommeln klommen sie einen Berg hinan, der schon in friedlichen Zeiten schwer zu erklettern ist. Wild feuerten die Serben in die andringende Masse. Viele Kugeln gingen über die Köpfe der Anstürmenden hinweg, aber manche trafen ihr Ziel und zuckend sanken die Getroffenen zu Boden; über sie hinweg stampften die Nachdringenden.

„Vorwärts Leute, immer vorwärts!" Mit diesem Ruf und mit geschwungenem Säbel stürmte Stefan Giorgiéw seinen Soldaten voran.

Digitized by Google

Seine Augen leuchteten; über seinem Gesicht lag das sonnige Lächeln, welches ihm so leicht alle Herzen gewann und welches seine Untergebenen zur höchsten Anspannung aller Kräfte begeisterte. Er war einer der ersten auf der Höhe; ihm nach drängte die todesmutige Schar mit gefällten Bajonetten.

In hellen Jubeltönen erklang mitten durch den Kampfeslärm die bulgarische Nationalhymne und schürte die Begeisterung zur hellodernden Flamme. Die Serben wandten sich zur Flucht. Da krachte aus ihren versprengten Reihen noch ein Schuß. Er war aufs Geradewohl gefeuert, aber er traf gut. Ohne einen Laut, den Säbel krampfhaft in der hochgeschwungenen Rechten, brach Stefan Giorgiéév zusammen. Über ihn hinweg stürmten die Nachdringenden. Nur ein Gedanke beseelte alle: „Die Serben müssen geworfen werden." Vorwärts, immer vorwärts! Auch die zweite serbische Stellung wurde genommen; jetzt ging es die dritte Höhe hinan. Unwiderstehlich war der Anprall; die Serben wandten sich zu wilder Flucht; ihnen nach mit den mörderischen Bajonetten die siegestrunkenen Vaterlandsverteidiger. Nicht ohne Mühe gelang es Benderew, die Sturmkolonne zum Halten zu bringen. Er nahm das Dorf Malo Malowa und ließ seine tapfere Schar dort ausruhen. Unter den Soldaten befand sich ein kräftiger, gebräunter Bauer, im besten Mannesalter. Suchend durchschritt er die Reihen der auf dem Boden gelagerten, müden Kampfgenossen; rufend durchstreifte er die elenden Hütten des Dorfes. Endlich fragte er: „Keiner meiner drei Jungen unter euch?"

„Bei Sankt Dimitri, das ist Slankow!" rief ein junger Soldat. „Wie kommst du hierher und wie siehts aus daheim in Arbanesi?"

„Wie siehts aus? Alles ist fort bis auf die Uralten und die Weiber. Ich blieb bis zuletzt. Drei Söhne, das ist genug, sagte mein Weib, dich lasse ich nicht. Da kamen sie und requirierten unsere Wagen, beluden sie mit Vorräten und sagten: „Geht zur Armee." Natürlich, unsere Brüder, unsere Kinder müssen essen. Mein Weib begriff, daß die Ochsenwagen nicht allein ihren Weg finden konnten, da ließ sie mich ziehen. Auf dem Wege begegneten mir viele Fuhren ohne Bedeckung, ohne Wegweiser; wir vereinigten uns und eilten, wie wir konnten; da kamen wir rechtzeitig an. Ich habe euch die Höhen erstürmen sehen; ich wußte, daß meine drei Jungens dabei waren und habe den heiligen Georg zu ihrem und eurem Schutze angerufen; dann bin ich euch durch Blut und Leichen nachgegangen. Soll ich nun wieder umkehren und suchen die, welche ich lebendig zu finden hoffte, unter den Toten?"

„Nicht doch", hieß es; „sie können sich verlaufen haben und bald hier sein", und ein junger Soldat fügte hinzu: „Ich sah deinen zweiten, den Sandro den der Fürst in Wien auf die Schule schickte und der beim ersten Kriegslärm herbeieilte. Er stand fest und sicher auf der ersten Höhe, als Stefan Giorgiéév neben ihm fiel."

„Stefan gefallen? Barmherziger Gott, ist das wahr?"

„Eine verfluchte serbische Kugel traf ihn und ich hörte Sandro rufen: „Auf sie! Rache für ihn! Zehn Serben für einen Bulgaren." Damit stürmten sie weiter." Slankow hatte die Hand über die Augen gelegt; als er sie zurückzog, rollte eine Träne in den grauen Bart.

„Jetzt weiß ich, wo ich Sandro zu suchen habe", sagte er. „Wenn er dem Sturm lebendig entkam, so ist er zurückgekehrt auf die erste Höhe und sieht nach den Gefallenen." — Mit rüstigen Schritten wandte der Bauer sich ab und verließ das Dorf, um denselben Weg zurückzugehen, den er gekommen war. Es war ein trauriger Weg, bedeckt mit Leichen und Verwundeten. Er hatte ihn beim Kommen zurückgelegt, ohne nach rechts und links zu schauen; jetzt spähte er brennenden Auges in jedes bleiche Angesicht, horchte auf jeden Laut, jedes noch so leise Stöhnen der Verwundeten. Hier richtete er einen Schwergetroffenen auf, dort netzte er die Lippen eines Sterbenden mit einem Trunk; langsam fand er den Weg zurück zur ersten Höhe. Hier hatten die Bulgaren die meisten Verluste erlitten; hier war Stefan gefallen; vielleicht auch Sandro. Er spähte umher — kein bekanntes Antlitz unter den Leichen. Hinabsteigend gewahrte er Menschen, welche suchten wie er, barmherzige Samariter, welche die Sterbenden trösteten und den Verwundeten beistanden.

Digitized by Google

„Hierher, Leute, faßt an!" hörte er plötzlich eine helle Stimme rufen. „In diesem hier ist noch Leben genug; seht, wie er mich anschaut."

Die Angerufenen näherten sich mit einer Bahre; auch Slantkow trat herzu. „Kolia, mein Junge, mein Herzenssohn! Finde ich endlich einen von euch!" rief er aus und warf sich neben dem Verwundeten nieder. „Wo hats dich getroffen, sprich! Jetzt ist dein Vater da; jetzt wollen wir dich schon retten!" Er schlang den starken Arm um den Verwundeten und legte dessen Haupt an seine Brust.

„Er hat die Kugel in der Hüfte", antwortete statt des Verwundeten die helle Stimme von vorhin. „Wollt Ihr helfen beim Transport, so kann ich einen Mann mehr bei mir behalten. Ich denke, Ihr wollt, wenn Ihr doch der Vater seid."

„Gewiß will ich. Wenns not tut, so kann ich mein Kind allein zum Verbandplatz tragen; die Last ist nicht schwer; er zählt kaum 16 Jahre."

„So jung noch!" Die helle Stimme klang weich. „Doch ich habe schon mehrere seines Alters getroffen; es hat eben keiner zurückbleiben wollen, wo es die Freiheit des Vaterlandes gilt."

„Ich habe drei Söhne dabei!" sagte Slantkow, „wer weiß, wo die andern liegen."

Der Verwundete war nun sanft auf die Bahre gebettet und die Männer trugen ihn fort. „Komm zurück, wenn du den Sohn geborgen weißt und hilf uns!" rief die helle Stimme dem Bauern nach.

„Gewiß, ich komme!" Slantkow wendete sich und nickte dem Rufenden zu. „Auch noch ein Knabe", sagte er laut.

„Auch noch ein Knabe", wiederholte der junge Samariter und reckte den untersetzten, kräftigen Körper, der in einem grauen bequemen Kittel steckte, „ich muß verteufelt wenig Mädchenhaftes an mir haben, daß noch niemand hier mein Geschlecht entdeckt hat. Nun, um so besser."

Olga Risev schlug ein paarmal die vor Kälte starren Hände ineinander, zog die Mütze tiefer in das frostrote Gesicht und begann ihr Rettungswerk von neuem.

Slantkow erreichte den Verbandplatz; es sah traurig auf demselben aus. Es fehlte an Ärzten, an Pflegern, an allem, was bei einem gutorganisierten Heere zur Erleichterung der Verwundeten vorhanden sein muß.

„Du mußt noch lange Geduld haben, mein armer Kolio!" sagte Slantkow schmerzbewegt. „Laß mich indes nach deinen Brüdern forschen." Er sollte nicht lange suchen; neben einem hantierenden Arzte fand er einen jungen Soldaten, der sich hilfreich erwies; es war Sandro. Ein Ruf der Freude entfuhr den Lippen des Vaters. „Alle Heiligen seien gepriesen; da ist auch der zweite."

„Du bists, Vater!" Es war kein freudiger Ton, der ihm entgegenklang und traurig blickten die Augen, die ihn grüßten. „Sieh her, dort ist auch der dritte!"

„Costi, mein Costi!" Slantkow beugte sich über die Bahre, auf welcher sein Sohn lag. Der Arzt hatte eben die Kugel entfernt, die den Todesstoß gegeben. Eine Rettung war nicht mehr möglich gewesen, das sahen die Männer, welche in das bleiche, bereits von den Schatten des Todes umflorte Angesicht blickten. Als der Sterbende die Augen des Vaters auf sich gerichtet sah, da blitzte es noch einmal auf in den seinen.

„Tröste die Mutter; ihr Sohn stirbt für ein einiges, freies Bulgarien!"

Ein tiefer Atemzug noch, und das Leben war entflohen. Tränenlos, die Lippen fest aufeinandergepreßt, stand Slantkow da.

„Ruhe sanft, mein Sohn", sagte er endlich; „dein Vater tritt ein für dich und wird deinen Tod zehnfach rächen."

„Es gibt noch einen Tod zu rächen; den nehme ich auf mich!" bemerkte Sandro. Er führte den Vater wenige Schritte abseits. Dort lag auf einer Schütte harten Strohs die mit einem zerfetzten Tuche bedeckte Leiche Stefans. „Ich habe Mühe gehabt, ihn hierher zu schaffen", sagte Sandro, „mehr Mühe wird es machen, ihn von hier nach Sofia zu bringen, zu seinem Weibe; aber ich habe es ihm in die erkaltende Hand versprochen."

Der Bauer kniete nieder und machte das Zeichen des Kreuzes über dem blassen, noch im Tode schönen Antlitz Stefan Giorgieévs. Dann sagte er entschlossen: „Ich bringe die Leiche nach Sofia. Meine Wagen sind im Haupt-

Digitized by Google

quartier; die kurze Strecke bis dahin ist leicht zurückgelegt. Begrabe du deinen Bruder und bezeichne das Grab, damit ich es finden kann, wenn ich zurückkomme." Er trat noch einmal an die Leiche des Sohnes, küßte die bleiche Stirn, machte das Zeichen des Kreuzes darüber, grüßte den verwundeten Kolio und verließ, ohne den Blick rückwärts zu wenden, den Verbandplatz.

Es war Abend geworden, ehe es Slankow gelang, seine traurige Ladung fortzuschaffen. Langsam zottelten die Ochsen mit ihrem Wagen über das hartgefrorene Erdreich. Das Schießen hatte mit einbrechender Dunkelheit aufgehört. Der schwache linke Flügel hatte sich gut gehalten und die Serben abgewehrt. Als sich die Batterien verschossen hatten, waren sie eiligst durch neue ersetzt worden, aber auch diese schwiegen nun. Der Fürst ritt die Stellungen ab; begeisterte Hurras und Hochrufe drangen bis zu dem Orte, wo das einsame Fuhrwerk mit knarrenden Rädern dahinstolperte. — Unweit eines alten „Han's" (Dorfwirtshaus) wurde es von einer grauen Gestalt angehalten.

„Du bist nicht wiedergekommen, wie du mir versprachst", rief eine helle Stimme. Der Bauer erkannte den Knaben von der Höhe.

„Ich fand andere Arbeit", entgegnete er.

„Und wohin fährst du jetzt?"

„Nach Sofia."

„Das trifft sich! Willst du mir ein paar Zeilen mitnehmen?"

„Warum nicht. Gib her den Zettel. Für wen ist er?"

„Für Ljuba Burow."

„Die kenne ich nicht."

„Du wirst sie erfragen. Was für ein Geschäft hast du in Sofia?"

„Willst du es sehen?" Slankow wandte sich und zog die Decke von der Leiche ab. „Den bringe ich seiner Frau."

„Heilige Jungfrau, es ist Stefan Giorgiéev." Entsetzt starrte Olga auf das bleiche Gesicht, das in dem trüben Dämmerlicht des kalten Herbsttages einen bleifarbenen Schein annahm.

„Du kennst ihn? Kennst du auch Ranà, sein Weib?"

„Ob ich sie kenne? Wie wird sie diesen Schlag ertragen?"

Olgas erster Gedanke war, sich zu der Leiche auf den Wagen zu setzen und der ahnungslosen Ranà in den ersten schweren Stunden beizustehen; dann besann sie sich eines andern; sie zog einen Stift aus der Tasche, kritzelte noch einige Worte auf den Zettel für Ljuba, empfahl dem Bauern die schleunigste Besorgung und lenkte dann ihre Schritte auf den Han, in welchem der Fürst mit seinem Stabe für die Nacht Quartier genommen. Als sie vor der Türe ankam, trat ihr Janusch Wieslowitsch entgegen; er sprach eifrig mit einem deutschen Kriegskorrespondenten und betrachtete die Gestalt in der grauen Bluse nicht. „Sie haben nichts gesehen, Herr v. H.", hörte sie Wieslowitsch sagen. „Sie hielten sich wohlweislich außerhalb des Kugelbereichs. Wären Sie an meinem exponierten Platze gewesen und hätten Sie mein Fernrohr gehabt, Sie könnten jetzt das grandioseste Schauspiel beschreiben, das ein Kriegskorrespondent seit Spichern gesehen hat. Die Erstürmung der Höhen war eine Wiederholung im Kleinen von jener Heldentat, die in den Annalen der Kriegsgeschichte einzig dasteht. Übrigens war der Erfolg von mir vorausgesagt. „Wenn wir die Offensive ergreifen", so sagte ich heute morgen dem Fürsten, „so werden die Serben nicht standhalten. Habe ich recht gehabt, wie?"

„Ich beuge mich vor Ihren militärischen Kenntnissen", entgegnete Herr v. H. mit leisem Spott, der jedoch dem eingebildeten Wieslowitsch entging. Nicht so überhörte er ein helles, spöttisches Lachen, welches von der Tür des Han zu ihm herüberschallte. Ärgerlich wandte er sich um und bemerkte eine graue Gestalt, welche in das Haus glitt.

„Wer war das?" fragte er seinen Begleiter, und musterte die Tür mit argwöhnischen Augen.

„Ein jugendlicher Krankenträger, den ich heute bald hier, bald dort beschäftigt sah. Mich wundert, daß Sie ihn nicht bereits durch Ihr gutes Fernrohr entdeckten."

„Ich hatte wichtigere Dinge zu beobachten", entgegnete Janusch, der diesmal den Spott mißliebig bemerkte. „Ich habe bereits den Plan für die morgende Entwicklung des Kampfes vollständig im Kopfe, wenn der Fürst auf mich hören wollte, so —"

Digitized by Google

„Ich bezweifle nicht, daß Sie als Stratege es mit Moltke aufnehmen", unterbrach ihn Herr v. H., indem er sich leicht verneigte; „ein so erfahrener Kriegskorrespondent, wie Sie —"

„Mit natürlichen, militärischen Anlagen. Wollen Sie, daß ich Ihnen meine Dispositionen für morgen auseinandersetze?"

„Ein andermal, lieber Wieslowitsch, ich spüre gewaltigen Hunger, und dort sehe ich den Fürsten mit seinem Stabe kommen; lassen Sie uns sehen, ob wir in seiner Gesellschaft nicht etwas Eßbares erwischen."

Fürst Alexander stieg vor dem Han vom Pferde. In seiner Begleitung befanden sich sein stets frohgemuter, junger Bruder, sowie mehrere Offiziere. Es fehlte im Han an genügenden Geräten, an Betten, — sozusagen — an allem. Ein sehr einfaches Mahl wurde eingenommen, bei welchem der Fürst aus dem einzigen vorhandenen Glase trank, während Teller und Scherben den übrigen als Trinkgefäße dienten. Ein junger Mensch in grauer Bluse lief ab und zu und bediente die Speisenden. Wieslowitsch beobachtete ihn mißtrauisch und fragte sich, wo er das runde, kecke Gesicht schon gesehen habe.

„Unbequem, dieser Janusch!" dachte Olga. „Wie er mich anstarrt. Nächstens wird er mich fragen, und ich möchte doch von niemanden erkannt sein, außer —" Sie warf einen Blick auf den Fürsten; aber dieser sprach lebhaft mit seinem Nachbar und hatte kein Auge für den dienstbaren Genius, der ihn umschwebte. Nach gestilltem Hunger suchte jeder, sich ein Lager zu bereiten. Der Han hatte nur eine große, gepflasterte Gaststube mit zwei kleinen Verschlägen zur Seite. Der beste, welcher eine Bettstelle besaß, war für den Fürsten eingerichtet, der andere für seinen Bruder. Alle übrigen fanden eine harte Schlafstelle auf der Diele des Gastzimmers und hatten meistens nur ihren Überzieher als Decke. Olga kauerte in einem Winkel nieder, hüllte ihre ganze Gestalt in ein warmes, weiches Plaid und schlief bald ein, ungestört durch das beständige Geräusch, welches durch Platz suchende Nachzügler oder Meldung machende Ordonnanzen verursacht wurde. Kaum dämmerte der Morgen, als sich die graue Gestalt aus ihrer bergenden Hülle schälte und behende über den Schläfern hinweg zur Tür hinaus huschte. Feuchte Kälte legte sich auf Olgas Körper und machte denselben von Frostschauern erbeben. Sie wusch Gesicht und Hände in einem gefüllt dastehenden Eimer, aus welchem ein Soldat die Pferde getränkt hatte und stellte dann einen Dauerlauf an, um sich zu erwärmen. Auf ihre Fragen erfuhr sie von einem Soldaten, daß der schwache linke Flügel Verstärkung erhalten habe durch die Infanterie, welche man zu Pferde nach Slivniza spediert habe, je zwei Mann auf einem Roß, und daß auch Benderews Korps, welches sich über Nacht verlaufen hatte, wieder zu seiner Stellung zurückgekehrt sei.

„Ich wußte es ja, daß unsere Jungen wiederkommen würden", rief Olga erfreut. „Weiß es der Fürst?" Man hatte es ihm gemeldet; schade, wie gern wäre sie die Überbringerin dieser frohen Botschaft gewesen. Auch der zweite Tag verrann zugunsten der Bulgaren. Der Fürst und Gutschew leiteten das Gefecht. Alexander, welcher beim zweiten serbischen Angriff auf die Brüstung einer Batterie gestiegen war, beobachtete lange das unbegreifliche Verhalten des Feindes, der sich ganz unnützerweise den bulgarischen Kugeln preisgab. Endlich verließ er seinen Standpunkt. „Ich kann es nicht länger mit ansehen; es ist eine Schande, daß man mich zwingt, die armen Menschen totschießen zu lassen." Zorn und Schmerz sprachen aus seinen Augen, als er in diese Worte ausbrach: „Und weshalb? Für eine ebenso dumme, als niederträchtige Politik."

Die Serben hatten bereits bedeutende Verluste erlitten, als sie die Nutzlosigkeit ihres Vordringens einsahen und sich aus dem Bereich des bulgarischen Feuers zurückzogen. Benderew nahm mit dem rechten Flügel eine bedeutende Höhe; gegen Abend wurde das Feuer eingestellt.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Konstantinopel

Mir scheinen heute dunkel meine Räume,
Es tut mein Herz gar sehnsuchtsvollen Schlag,
Weil mich um Mitternacht der Gott der Träume
Auf seine Schwingen nahm vor Tau und Tag
Und trug zu dir, der Wundersamen, Schönen
Mich, als aus Mekka-Träumen, fromm und tief,
Von Minarett zu Minarett das Tönen
Des Frühgebetes dich vom Schlafe rief.

Auf der Terrasse stand wie einst ich wieder,
Von der ich dein Erwachen oft belauscht,
Indes die blaue Meerfluf ihre Lieder
Und ihren Morgenpsalm dazu gerauscht.
Da von Bithyniens sanftgeschwung'nen Hügeln
Der duft'ge Frühwind leis herüberkam
Und dir, umkosend dich mit weichen Flügeln,
Den Nebelschleier aus den Locken nahm.

Dann stiegst du strahlend aus des Meeres Fluten,
Ein prächtig Weib, und dennoch Märchenbraut;
Beim Kuß der Sonne branntest du in Gluten
Errötend, wie ich dich so oft geschaut.
In Stambuls Gassen wachte auf das Leben,
Nur, wo Scheherezade träumend ging
Durch Säulenhallen, die zum Himmel streben,
Vergang'ner Tage Dämmern dich umfing.

Da, wo der alten Zeit zerborst'ne Mauern
Zipressenüberdacht am Meere stehn,
Wo längst verlass'ne Gräber einsam trauern
Und von Vergessen pred'gen und Vergehn,
Schwoll plötzlich zu der Castagnetten Tönen
Ein wildes Jauchzen auf der Lebenslust;
Dort tanzten des Zigeunerdorfes Schönen
Zur Ruh das heiße Sehnen in der Brust.

Durch's „kleine Tor" schritt ich auf leisen Füßen
Des fremden Volkes wilder Lust vorbei,
Und schickte meiner Blicke sel'ges Grüßen
Zum alten märchenraunenden Serail.
Ein Traum von Schönheit lag es da, umflossen
Von goldner Sagen zauberhaftem Glanz,
Und drüber hatten leuchtend ausgegossen
Der Himmel und die Sonne ihren Glanz.

Dann ließ ich mit den weißen Segeln gleiten
Die Blicke über das smaragd'ne Meer,
Wo vor Bithyniens Karawanen-Weiten
Skutaris Friedhof schattet hoch und hehr. — —
Da über der Entschlafnen Ruhehafen
Die Sonne brannte in purpurner Glut,
Wars mir, als könnt auch ich dort friedlich schlafen
In tausendjähriger Zypressen Hut.

Johanna Weiskirch.

Der Sammler / Humoreske von Wolfgang Kemter

Nachdem Franz Burgmann dreißig Jahre hindurch mit mehr oder weniger Erfolg fünfzehn- bis zwanzigjährigen Gymnasiasten Geschichte vorgetragen hatte, ließ er sich im Bewußtsein, für das Vaterland und dessen Söhne genug geleistet zu haben, in den wohlverdienten Ruhestand versetzen. Die Kollegen veranstalteten ihm eine solenne Abschiedsfeier, bei der der Direktor eine rührende Ansprache hielt und viel von treuer Pflichterfüllung und einem ruhigen Lebensabend sprach. Bei den letzten Worten lächelte Professor Burgmann leise und spöttisch. Er hatte gar nicht im Sinne sich mit einer langen Pfeife im Schlafrocke in den Großvaterstuhl zu setzen, erst jetzt würde er eine fieberhafte Tätigkeit beginnen. Aber mit einem Gefühl großer Erleichterung verließ er zum letzten Male das düstere graue Gymnasiumsgebäude.

Professor Burgmann war ein gelehrter Herr, aber ein schlechter Pädagoge gewesen. Nie hatte er es verstanden sich Respekt zu verschaffen und so sah es in seinen Stunden mit der Disziplin übel aus. Die Folgen waren für ihn täglicher Ärger

Digitized by Google

und ständiger Verdruß. Er war herzlich froh, daß diese aufreibenden Kämpfe, bei denen er nicht immer der Sieger war, nun ein Ende hatten.

Nun erst konnte er sich frei und ganz seinem Steckenpferde widmen; und die Aussicht auf die kommenden Fahrten durch das Land, durch Dorf und Stadt erfüllten ihn mit großer Freude.

Franz Burgmann war leidenschaftlicher Sammler alter Waffen und allerlei anderer Altertümer. Auf seinen Ferienfahrten hatte er den bescheidenen Grund zu seiner Sammlung gelegt. Aber die Wochen waren immer zu kurz und seine Mittel zu beschränkt gewesen.

Das Land mit seinen vielen Burgen und Ruinen, das einst den Hunneneinfall, zahllose Ritterfehden und den Dreißigjährigen und viele andere Kriege gesehen hatte, und später auch die napoleonische Zeit sehr verspürte, war eine reiche Fundstätte für Forscher und Sammler. Das wußte Franz Burgmann und konnte es zu seinem größten Leidwesen nicht hindern, daß ein Stück um das andere der Funde in die Museen, in andere Privatsammlungen oder sogar ins Ausland wanderte. Im letzten Jahre aber hatte er von einem alten Onkel ein kleines Vermögen geerbt und sogleich beschlossen, dieses zur Vergrößerung seiner Sammlung zu verwenden. Er reichte sein Abschiedsgesuch ein, das bewilligt wurde und ihn zum freien Manne machte. Jetzt zögerte er nicht länger. Wie ein Zwanzigjähriger, der zur ersten Wanderfahrt rüstet, packte er, und eines schönen Morgens verließ er rüstigen Schrittes das Städtchen, eben als seine Kollegen ins Gymnasium eilten. Mitleidig sah er ihnen nach und wanderte in die sonnenübergossene Landschaft hinein. . . . .

Zwei Jahre waren seitdem vergangen und Professor Burgmann hatte alle Ursache mit den Erfolgen dieser Zeit zufrieden zu sein. Dank des ihm zur Verfügung stehenden Geldes, war es ihm gelungen, manches wertvolle Stück für seine Sammlung zu erwerben, die auf diese Weise recht stattlich angewachsen war. In der ganzen Umgebung kannte man den Herrn Professor, der alle Dörfer, Weiler und Einzelgehöfte nach Altertümern förmlich abhausierte. Seine gediegenen Kenntnisse bewahrten ihm natürlich davor, wertlosen Plunder, der ihm des öfteren angeboten wurde, an Stelle von Antiquitäten einzuhandeln.

Hatte Professor Burgmann wieder ein schönes Stück erworben, war er zweifellos der glücklichste Mensch und hätte mit keinem anderen getauscht. Sorgsam trug er seinen Schatz, mochte er noch so umfangreich sein, nach Hause und verleibte ihn seinem Museum ein.

Die Zeit, in der er nicht auf Entdeckungen aus war, aß oder schlief, verbrachte er in dem geräumigen Zimmer, in dem er seine Sammlung untergebracht hatte. Dort weilte er halbe Tage, etikettierte, putzte einen Flinten- oder Pistolenlauf oder reinigte eine Degenklinge vom Rost.

Dieses Glück währte solange bis er wieder von irgendeinem schönen, alten Gewaffen Kenntnis bekam, das in der Stadt oder irgendwo in der Umgebung entdeckt worden war; dann fand er nicht eher Ruhe und Rast, als bis er das Stück erworben hatte. Seit die Passion des Herrn Professors in weiten Kreisen bekannt war, untersuchte mancher seine Rumpelkammer und machte dabei oft tatsächlich einen für Franz Burgmann wertvollen Fund.

Eines Tages nun erfuhr der Professor von seinem Freunde Justizrat Meyer, daß eine Bekannte von diesem, ein Fräulein von Reichburg, das mit ihrer Nichte in der Stadt lebe und die Nachkommin eines alten Rittergeschlechtes sei, mehrere solche alten Waffen besitze, unter anderen auch ein kostbares Ritterschwert aus der Zeit der Kreuzzüge.

Des Professors Neugierde war geweckt, und er fragte gleich seinen Freund, ob er ihn nicht mit der Dame bekannt machen könne. Der Justizrat war gern hierzu bereit. Wirklich bekam der Professor schon wenige Tage später eine Einladung zum nächsten Wochenabend, an dem Fräulein von Reichburg ihre Freunde bei sich sah.

Zum ersten Male seit langem legte er wieder eine gewisse Sorgfalt auf seine Kleidung, als er dieser Einladung zu folgen im Begriffe war.

Aufs liebenswürdigste wurde er von Fräulein von Reichburg, einer älteren Dame, deren Nichte Klaudia, einem hübschen jungen Mädchen, sowie den bereits anwesenden Gästen empfangen und fand sich bald in einem gemütlichen, aber vornehmen Kreise hochgebildeter Menschen, die hier in Fräulein von Reichburgs Salon regelmäßig zusammenkamen. Professor Burgmann äußerte dann auch, als er sich gegen zehn Uhr verabschiedete, ohne jede Nebenabsicht, so nahe diese liegen mochte, den aufrichtigen Wunsch, dem Kreise fürderhin angehören zu dürfen.

„Es wird mir eine Freude sein", antwortete schlicht Fräulein von Reichburg.

Der Justizrat hatte im Laufe des Abends das Gespräch auf alte Waffen und andere Altertümer gebracht und hätte seinem Freund keinen größeren Dienst erweisen können. Klaudia wurde von ihrer Tante angewiesen, die Stücke, die im Reichburgischen Besitze waren zu holen. Und schon im nächsten Augenblicke hielt Professor Burgmann mit entzückten Blicken zwei silbereingelegte, prächtige Reiterpistolen und ein mit Inschriften versehenes Schwert, dessen goldbelegter Griff mit Edelsteinen geziert war, in seinen Händen.

Mit einem Blicke hatte er an der Jahreszahl, die sich bei der Inschrift befand, erkannt, daß das Schwert aus Barbarossas Zeiten stammen müsse. Auf seine Bemerkung bestätigte dies Fräulein von

Digitized by Google

Reichburg und erzählte, daß Kaiser Rotbart diese Waffe auf jenem Kreuzzuge, auf dem er dann seinen Tod fand, einem ihrer Vorfahren für eine mutige Tat geschenkt habe.

Diese Worte senkten tiefe Trauer in das Herz des Sammlers. Das Schwert war ein kostbares Familienerbstück und damit jede Aussicht geschwunden, es je in seiner Sammlung zu sehen. Die Pistolen waren ganz nett, auch ein venezianischer Dolch gefiel ihm gut, doch ähnliche Stücke hatte er schon und sie reizten ihn nicht besonders. Das Schwert aber, das wäre der Stern seiner Sammlung geworden. Er überwand die Enttäuschung und hielt mit begeisterten Worten einen längeren Vortrag über alte Ritterwaffen.

In der nächsten Zeit erwog der Professor nur den einen Gedanken, wie er doch noch in den Besitz des Reichburger Schwertes kommen könnte; aber der Erfolg seines Sinnens war einzig der, daß er sich offen sagte, es müßte ein Wunder geschehen, denn um Geld wäre die Waffe niemals feil und vom Schenken konnte nicht die Rede sein.

Also war die Sache ziemlich hoffnungslos. Da kam ihm als Frucht unausgesetzten Grübelns ein Gedanke, der fast selbstverständlich schien, ihm aber unendlich fern gelegen war. Einen Weg gab es nur: Fräulein von Reichburg zu heiraten, dann gehörte das Schwert ihm.

Franz Burgmann war geschworener Hagestolz und bei dem bloßen Gedanken, sein Junggesellentum aufgeben zu müssen, überlief ihn eine Gänsehaut. Jedoch für dieses Schwert die Freiheit hinzugeben, war kein zu großes Opfer. Aber nun kamen mannigfache Bedenken nachgehumpelt. Würde Fräulein von Reichburg seine Werbung annehmen? Sie war von altem Adel und er ein einfacher Bürgerlicher.

Nun geschah etwas außerordentlich Merkwürdiges. Professor Burgmann schaute in den Spiegel, aber was er dort erblickte, war nicht darnach seinen gesunkenen Freiersmut zu beleben. Aber schließlich war auch Fräulein von Reichburg nicht mehr die Jüngste und sie beide in den Jahren, in denen der kühle Verstand über der Leidenschaft steht, und das soll die besten Ehen geben.

Die Post brachte dem Professor eine Überraschung und lenkte seine Gedanken ab. Sein Neffe berichtete ihm nämlich, daß er, nachdem die zwei Assistentenjahre auf der Klinik vorüber wären, sich selbständig machen wolle, und zwar in Onkels Heimatstadt. Umgehend antwortete der Professor, der seinen Neffen sehr liebte und ihm das Studium ermöglicht hatte, daß er mit diesem Plane sehr einverstanden wäre, denn in der Stadt seien für einen jungen Arzt die besten Aussichten.

Und Doktor Ernst Burgmann kam. Seine erste Patientin war das ältere Fräulein von Reichburg, das sich eine heftige Verkühlung zugezogen hatte und stark fieberte. Bei ihrer Pflege lernte Doktor Burgmann Klaudia von Reichburg kennen und ihrer vereinten Mühe gelang es, in verhältnismäßig kurzer Zeit die Tante wieder gesund zu pflegen.

Der Professor aber hatte wieder mehr Muße, sich seinem Museum zu widmen, da eine höhere Macht ihn zwang, seine Heiratspläne einstweilen zurückzustellen.

Eines Tages, er war gerade damit beschäftigt, eine Pistole vom Roste zu reinigen, betraten sein Neffe und Klaudia von Reichburg Hand in Hand sein Zimmer und stellten sich als glückliches Brautpaar vor.

„Donnerwetter," entfuhr es dem verblüfften Professor, „meinen herzlichsten Glückwunsch."

Im Innern war er über seinen Neffen ganz entzückt. Der hatte Schneid und machte sich nicht lange überflüssige Gedanken.

Als die beiden gegangen waren, kam dem Professor erst zum Bewußtsein, was ihn diese Verlobung lehre. Wenn nämlich das junge Fräulein von Reichburg einen bürgerlichen Arzt nahm, so würde vielleicht auch das ältere einem bürgerlichen Professor keinen Korb geben.

„Hurra!" rief er. „Das Schwert wird doch noch mein."

Die Hochzeit fand bald darauf statt und das junge Paar begab sich auf die Hochzeitsreise. Gerade den Tag der Rückkehr der Neuvermählten hatte der Professor für seine Werbung ausersehen. „Denn habt ihr mich überrascht, so will euch nun der alte Onkel überraschen."

Der Tag kam und Franz Burgmann machte sorgfältigste Toilette. Auf dem Wege zu Fräulein von Reichburg stellten sich noch einmal, gleichsam wie eine Warnung, verschiedene Bedenken ein. Er mußte sich offen sagen, daß er eigentlich die Dame einzig nur wegen des Schwertes heirate und nun fragte er sich, ob es keine Schufterei sei, von Gefühlen zu sprechen, die gar nicht bestanden. Aber das Schwert siegte.

Als er im Begriffe war, das Haus, in dem Fräulein von Reichburg wohnte, zu betreten, war aller Mut wieder dahin. Unschlüssig und zagend blieb er stehen, und gerade in diesem Augenblicke trat Fräulein von Reichburg aus der Tür.

„Ah, Herr Professor, ich wollte gerade zu den Kindern, sie sind heute morgen angekommen. Begleiten Sie mich?"

Professor Burgmann war über den Aufschub herzlich froh. „Gerne komme ich mit."

„Hatten Sie etwas vor, Sie sind so feierlich gekleidet?" fragte Fräulein von Reichburg auf dem Wege.

„Nein, nein", leugnete ihr Begleiter brummend, „ich muß den Bratenrock einmal austragen, sonst fressen ihn die Motten."

Von den jungen Eheleuten wurden beide aufs herzlichste begrüßt und Klaudia übergab ihrer Tante ein prächtiges Geschenk, das sie von der Reise mitgebracht hatte.

Digitized by Google

„Onkel, für dich habe ich auch etwas." Sie trat in das Nebenzimmer und kam mit dem Reichburgschen Schwerte wieder.

„Hier, zur Vermehrung deiner Sammlung."

Der Professor war starr. Er stammelte einen Dank, sah dann hilflos auf Fräulein von Reichburg und stotterte: „Ich — — dachte — es gehöre Ihnen."

„Mir? Nein, Klaudia hat es von ihrem Vater, meinem Bruder, dem letzten männlichen Reichburger geerbt."

Am liebsten wäre der Professor über diese ungeahnte Lösung wie ein Junge in der Stube herumgetanzt, eine solche unbändige Freude erfüllte ihn. Er ließ sich nicht lange mehr halten und eilte mit seinem kostbaren Schatze heim. Auf dem Wege dachte er daran, was jetzt schon geschehen wäre, wenn ihm Fräulein von Reichburg nicht unter der Haustüre begegnete. Und sie hätte ihm nicht einmal das Schwert mit in die Ehe gebracht. Es wurde ihm etwas schwül zumute und gleich darauf atmete er voll Dank gegen das gütige Schicksal erleichtert auf. . . . . .

*

Wieder Kind

Ich liege sinnend-still im Kämmerlein,
Träum mich in meine Kinderzeit hinein.

Die Augen sind geschlossen wie zum Schlaf,
Und wieder bin ich klein und fromm und brav.

An meiner Mutter Lieder denk ich lang,
Die sie mir einst an meinem Bettchen sang.

So bist du, Seele, wieder ganz ein Kind.
Und während draußen laut das Leben rinnt,

Wird mir der Anfang und der Schluß der Zeit
Schon Anbeginn zeitloser Ewigkeit.

K. E. Knodt.

*

Der Dichter des „Don Quijote" / Von Paul Pasig

Zum 300jährigen Todestage von Cervantes Saavedra. 1616 — 23. April — 1916.

Stünden wir nicht noch mitten im Weltkriege, der die Kulturvölker unseres Planeten in erbitterter Fehde um den Lorbeer ringen läßt, so würde das diesjährige Fest der Auferstehung, das Fest des Friedens und der Versöhnung, der 23. April, sie in Andacht und Verehrung vereint sehen, um dem Genius zweier Völker zu huldigen, die heute wenn auch nicht gerade einander feindlich gegenüberstehen, aber doch in Denk- und Gemütsart grundverschieden sind. Denn es handelt sich um die Engländer und Spanier, von denen die ersteren auf unsere Vernichtung sinnen, während die Spanier nicht nur strengste Neutralität beobachten, sondern sogar durch den Mund ihrer „Intellektuellen" (Gebildeten) uns ihre aufrichtigste Bewunderung und Sympathie aussprechen ließen. Und drei Jahrhunderte sind verrauscht, seit zwei erlauchte Geister dieser beiden Völker, Englands größter Dichter Shakespeare und Spaniens gefeierter Sänger des „Don Quijote" Cervantes Saavedra, hinübergingen ins Land, aus dem es keine Rückkehr mehr gibt. . . . Die Weltlage verbietet lärmende Gedächtnisfeiern, aber ein stilles, ehrfurchtsvolles Gedenken werden wir Deutschen uns um so weniger nehmen lassen, als es von je unser Ruhm, ja, unser Stolz war, auch anderen Völkern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und dem Spanier Cervantes Saavedra gegenüber wird uns das zu einer doppelt angenehmen Pflicht. — Es war ein uraltes Adelsgeschlecht, dem der Dichter, der Anfang Oktober 1547 — als Taufag gilt der 9. Oktober — in Alcala de Henares (bei Madrid) das Licht der Welt erblickte, entstammte: durfte es damals sich doch rühmen, bereits seit 5 Jahrhunderten dem Staate treue Diener geschenkt zu haben! In seiner Jugend, die der Dichter in seiner Geburtsstadt verlebte, verriet er bereits eine lebhafte Vorliebe für die Dichtkunst und versuchte sich in eigenen Versen. In Salamanca, später in Madrid widmete er sich dem Studium der Theologie und der schönen Wissenschaften und hatte mit 22 Jahren die Freude, sechs seiner Dichtungen in die Sammlung des damals berühmtesten spanischen Dichters (Lope de Hoyes) aufgenommen zu sehen. Aber den ersehnten Erfolg fand er bei seinen Landsleuten nicht. Hierüber erbittert, ging er (1569) nach Italien, wo die Not ihn drängte, als Kammerdiener des Kardinals Aquaviva sein Brot zu verdienen. Aber das bequeme, müssige Dahinleben sagte seinem vorwärtsdrängenden Geiste nicht zu. Er nahm Kriegsdienste bei den spanisch-neapolitanischen Truppen gegen die Türken, zugleich überzeugt, „daß es keine besseren Kriegsleute gibt als diejenigen, die aus dem Reiche der Wissenschaften in die Gefilde des Krieges versetzt werden, und daß niemals ein gelehrter Soldat gewesen ist, der nicht ein guter und tapferer ge-

Digitized by Google

wesen wäre" (eigene Worte). Obwohl fieberkrank, nahm er ruhmreichen Anteil an der Seeschlacht bei Lepanto (7. Okt. 1571), die zwar mit einem entscheidenden Siege über die Feinde endete, ihm aber drei Wunden einbrachte, durch deren eine er die linke Hand verlor und der linke Arm dauernd gelähmt ward. Kaum genesen, nahm er noch an verschiedenen kriegerischen Abenteuern teil, um endlich aufs beste an seinen König empfohlen, in die Heimat zurückzukehren (1575). Aber sein Schiff wurde von algierischen Seeräubern überfallen und aufgebracht und der Dichter nach Algier in die Gefangenschaft geschleppt, in der er fünf schwere Jahre verlebte, zuerst als Sklave, dann als Ruderknecht. Mehrere Fluchtversuche schlugen fehl und verschlimmerten nur sein Schicksal, ebenso der kühne Plan, eine Sklavenverschwörung anzuzetteln und sich zum Herrn von Algier zu machen. Man sieht hieraus, wessen die Verzweiflung fähig ist. Aber er wurde verraten, in Fesseln gelegt und mußte des qualvollsten Todes gewärtig sein. . . . Endlich wurde er von seinen Verwandten losgekauft und durfte die Heimat wiedersehen. Aber noch immer war sein Abenteurerleben nicht zu Ende. Nicht imstande, sein Leben anderweit zu fristen, nahm er aufs neue Kriegsdienste, und zwar im Dienste seines Königs Philipp II., der in dem neuerworbenen Portugal und auf den Azoren die spanische Herrschaft zu festigen bestrebt war. Endlich, i. J. 1583, als ein Sechsunddreißiger, wurde der Dichter für immer der Heimat und den Musen zurückgegeben.

Auch über den folgenden Lebensabschnitt des Dichters sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Wir wissen zwar, daß er sich (1584) mit der Tochter einer angesehenen, aber armen Familie vermählte und nun um so ernstlicher auf Erwerb sinnen mußte. Noch in den Flitterwochen schrieb er seinen Schäferroman „Galatea", der freilich unvollendet blieb, und wandte sich dann der dramatischen Dichtkunst zu. Von den 20 bis 30 Dramen, die er schrieb, sind freilich nur zwei auf uns gekommen, „Die Lebensweise von Algier" und „Numantia", ersteres ein Gemälde seiner Leidenszeit, letzteres den heldenhaften Untergang jener Stadt i. J. 833 behandelnd. Später sehen wir den Dichter, der ein unstetes Wanderleben führte und bald da, bald dort auftauchte, auch wiederholt hinter Kerkermauern schmachtete, sich mit der Erzählkunst (Novellen) beschäftigen, die ihm bessere Einkünfte gebracht zu haben scheint. In diese Zeit fällt auch das Werk, das ihm den Ruhm der Unsterblichkeit sicherte: sein „Don Quijote", dessen erster Teil i. J. 1605 in Druck erschien und sofort ungeteilten Beifall fand. Den Rest seines Lebens (von 1606) brachte Cervantes wieder in Madrid zu, unausgesetzt dichterisch tätig, wozu auch der zweite Teil seines Romanes „Don Quijote" gehört, zu dessen Herausgabe ihn die geschmacklose Nachahmung eines Aragoniers bestimmte, die sich als Fortsetzung des „Don Quijote" kundgab. Angegriffen und leidend, verlebte er (1616) noch einige köstliche Frühlingstage auf der kleinen, ihm von seiner Gattin zugebrachten Besitzung zu Esquivias bei Madrid, um hier sein literarisches Testament zu verfassen: „Und so lebt denn wohl, ihr Scherze, lebe wohl, lustige Laune, lebet wohl, heitere Freunde, denn ich fühle, daß ich sterbe, und habe keinen andern Wunsch, als euch glücklich in jener Welt wiederzusehen." Dann kehrte er nach Madrid zurück, trat als würdigste Vorbereitung auf den Tod, in den Franziskanerorden ein und widmete sein Meisterwerk am Tage nach Empfang der letzten Ölung seinem Gönner, dem Grafen von Lemos. Vier Tage später, am 23. April 1616, gab er seinen Geist auf, 68 Jahre alt. Seine sterblichen Überreste wurden im Nonnenkloster zur heiligen Dreieinigkeit beigesetzt. Da dieses aber später verlegt wurde, ist die letzte Ruhestätte des größten spanischen Dichters in Dunkel gehüllt. Im Jahre 1835 wurde ihm in Madrid auf dem Platze Estamento eine Bildsäule errichtet, die erste, die in Spanien überhaupt einem weltlichen Künstler errichtet wurde. Seit 1807, dem 260. Jahrestage seiner Geburt (1547), wird in Spanien alljährlich ein „Cervantesfest" gefeiert.

Was ist nun, so kann man billig fragen, an dem lustigen Abenteurerroman „Don Quijote" so Bedeutendes und Weltbewegendes, daß das Buch zu dem am häufigsten gedruckten und am meisten übersetzten der Weltliteratur wurde? Wir sehen da einen Edelmann namens Don Quijote aus der Landschaft La Mancha auf Abenteuer ausziehen, begleitet von seinem erwählten getreuen Knappen Sancho Pansa. Schon im Äußern ist alles lustig an dem edeln Paare. Wie wundersam die Ritterkleidung, wie wundersam vor allem die Schlachten, die sie schlagen! Windmühlen verwandeln sich — in des edeln Ritters Einbildung — in grausige Riesen, gegen die er wutentbrannt anstürmt, einsame Schenken werden zu prächtigen Schlössern, verachtete Galeerensklaven zu unterdrückten Edelleuten, für die er ritterlich vom Leder zieht. Und das alles tut unser „sinnreicher" Ritter mit tiefem Ernst und hoheitsvoller Würde, während sein Knappe mit bewundernswerter Einfalt dem wunderlichen Treiben seines Herrn zuschaut, bis endlich beide als Tollhäusler in ihr heimatliches Dorf zurückgebracht werden.

Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß Cervantes, wie man erzählt, den Plan zu dem wunderlichen Romane in der Einsamkeit einer Gefängniszelle ersonnen und dessen Ausführung begonnen habe. Denn in solchen Lagen mag das Hirn sich abmartern und abquälen mit Möglichem und Unmöglichem, und der Hang zur Satire, zum Humor — man kennt ja den „Galgenhumor" — erhält hier besonders kräftige Nahrung. Und so mag dem Dichter als Hauptzweck seines Romans vorgeschwebt haben, einmal der Mit- und Nach-

Digitized by Google

welt in der Karikatur zu zeigen, was von den schwülstigen Ritter- und Schauerromanen zu halten sei, die gerade damals in Unmengen auf den Markt geworfen und von einem lesewütigen Publikum geradezu verschlungen wurden. Dabei mag er an seine eigene schwierige Lage gedacht haben, die ihn mit grellen Farben auftragen hieß, was er selbst bekämpfen wollte, um sich den Erfolg zu sichern. Im Roman ist vor allem bewundernswert die Zeichnung der Charaktere, so lebenswahr, so treu bis ins einzelnste, daß man die Leute leibhaftig vor sich zu sehen wähnt. Und welche Fülle der verschiedenartigsten Situationen, gleich als sehe man in einem der modernen „Kinos" gewaltige Lebensschicksale mit Blitzesschnelle sich vor dem staunenden Auge abwickeln! Schließlich mag der Dichter auch daran gedacht haben, dem abenteuerlichen, hochfliegenden Nationalstolze seines Volkes ein Spiegelbild vorzuhalten, an dem es das Lächerliche und Abstoßende solchen Gebarens erkennen könne. — Die Darstellung ist von bestrickendem Zauber, wozu der Wohllaut der spanischen Sprache nicht unerheblich beiträgt.

Heute freilich, zumal in diesen ernsten Zeiten unseres Ringens um Sein und Ehre, mag man über dem „sinnreichen" Ritter von La Mancha die Köpfe schütteln und vielleicht lächelnd auf diejenigen unserer Gegner hinweisen, die in ihm ihr Vor- und Urbild zu verehren scheinen. Denn „Don Quijotereien", großsprecherische Spiegelfechtereien unter dem Namen von Heldentaten, sind bis auf diesen Tag nicht ausgestorben. Von sonstigen Werken Cervantes' verdienen noch seine Novellen genannt zu werden, dessen eine „Die kleine Zigeunerin" C. M. von Weber in seiner berühmten Tondichtung „Preziosa" verwertete. Außerdem schuf der Dichter noch, wie bereits angedeutet, Dramen sowie einen langen, abenteuerreichen Roman „Persiles und Sigismonda". Sie alle gehören längst entschwundenen Tagen an und haben kaum mehr als kulturhistorischen Wert. Sein „Don Quijote" aber hat sich in die ernste Gegenwart herübergerettet, dem lustigen, mittelalterlichen Hofnarren vergleichbar, dem auch eine im Grunde ganz ernsthafte Rolle in den großen Haupt- und Staatsaktionen zukam . . .

★ Bücherbesprechungen ★

Moritz Seebeck: **Aus sonniger Kindheit.** Briefe. Mit 8 Bildertafeln. 1916. Preis 4,50 Mark, geb. 6 Mark. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Ein echt deutsches Elternbuch bilden die soeben veröffentlichten Briefe von Moritz Seebeck. In ihnen vermag der Leser, geleitet von den unmittelbaren Beobachtungen eines zärtlich liebenden Vaters und hervorragenden Pädagogen, die Entwicklung des Kindes vom ersten Zeichen des erwachenden Seelenlebens an zu verfolgen. Die feinste psychologische Kunst wird nie imstande sein, Kinder so lebendig zu schildern, wie diese Briefe, die ein Bild deutschen Familienlebens von seltener Schönheit widerspiegeln. Alle Eltern die sie lesen, werden sich nicht nur an ihnen erfreuen und anziehende Unterhaltung finden, sondern auch daraus lernen, ihre eigenen Kinder mit tieferem Verständnis sich entwickeln sehen. Aber auch in jedem Erwachsenen dürften durch sie köstliche Erinnerungen an die frühere Jugendzeit geweckt werden. Durch die Persönlichkeiten, die die Briefe geschrieben wie von der sie handeln, gewinnt das Buch noch besonders an Bedeutung. Moritz Seebeck, dessen Vater zu dem engeren Freundeskreis Goethes, Knebels und Alexander von Humbolds zählte, wirkte erst als Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, übernahm dann die Umgestaltung des Schulwesens in Sachsen-Meiningen und war vor allem der Erzieher des nachmaligen Herzogs Georg, dessen Huld er sich bis an sein Lebensende erfreute. Und der, dessen sonnige Kindheit wir in den Briefen vorzugsweise durchleben, ist der bekannte vor Jahresfrist verstorbene frühere Führer des X. Armeekorps, General der Infanterie August v. Seebeck. Die Kaiserin hat die Widmung des Buches angenommen, dessen Ertrag zum Besten der Kaiserin Augusta-Stiftung bestimmt ist, in deren Obhut die Töchter der Helden aufgenommen werden, die ihr Leben für Kaiser und Reich geopfert haben. Der deutschen Familie, insbesondere jedem jungen Elternpaar wird mit der feinsinnigen Briefsammlung, der Pfarrer Krummacher ein schönes Geleitwort vorangestellt hat, ein wertvolles Erziehungsbuch dargeboten.

Karl Huber: **Landmanns Hausgarten.** Kgl Obst- und Gartenbau-Inspektor. Mit 57 Abbildungen. 2. Auflage. Preis 1 Mk. Verlag von Rud. Bechtold & Comp., Wiesbaden. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen).

Die heutigen Verhältnisse zwingen jeden Landwirt, Gärtner, sowie jeden, der ein Stückchen Land sein eigen nennt, es gehörig auszunutzen, um auch einen entsprechenden Erfolg zu erzielen. Es ist unsere heilige Pflicht, jeden freien Raum praktisch auszunutzen, damit wir keine ausländische Einfuhr brauchen. Das Werkchen ist von dem Kgl. preuß. Landwirtschafts- und dem Kaiserl. österr. Ackerbau-Ministerium verbreitet und zur Anschaffung empfohlen worden. Zur erfolgreichen Bebauung eines Gartens gehört unbedingt eine sachgemäße Anleitung von einem praktischen Fachmann. Der Name des Verfassers bürgt für die Vorzüglichkeit des vorliegenden Werkchens, dessen Inhalt wir hier kurz angeben:

1. Ueber den Wert des Hausgartens. 2. Bewirtschaftung unserer Hausgärten. 3. Blumenkultur im Hausgarten. 4. Obstkultur im Hausgarten. 5. Beerenobst im Hausgarten. 6. Gemüsebau im Hausgarten. — Arbeitskalender für den Hausgarten.

Gerade in jetziger Zeit muß alles getan werden, um aus dem Garten möglichst hohe Erträge zu erzielen. Der billige Preis ermöglicht eine allgemeine Anschaffung in den weitesten Volkskreisen. Das vorzügliche Werkchen sei allen, die nur irgend ein Stückchen Land bebauen, bestens empfohlen.

Inhalt des Heftes 29: Zertrümmerte Götzen. Roman von Fritz Skowronnek. — Bulgariens erster Zar. Roman von Detlev Stern. — **Beiblatt:** Konstantinopel. Gedicht von Johanna Weiskirch. — Der Sammler. Humoreske von Wolfgang Kemter. — Der Dichter des „Don Quijote". Von Paul Pasig. — Wieder Kind. Gedicht von K. E. Knodt. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke, Ausgegeben am 15. April 1916. — Druck von A. Gehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 30

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Stärker als Liebe / Roman von Arthur Achleitner

Einleitung.

Wer es unternimmt, ein beispielloses Ereignis zu schildern, das jenseits der Grenze seelischer Norm liegt, muß mit größter Gewissenhaftigkeit zuwerke gehen, gründlichst nachforschen, alles erwägen und prüfen, die winzigsten Einzelheiten zusammentragen und ineinanderfügen, auf das ein Bild erstehe, das wenigstens annähernd der Wahrheit entspricht. Zwei Jahrzehnte hindurch habe ich mich in diesem Sinne bemüht, das Aktenmaterial gewissenhaft gesammelt und studiert, Umschau gehalten, Vergleiche herangezogen, Entwürfe gemacht und oft und immer wieder vernichtet, bis es gelang, den Ursprung der treibenden Kraft zu erkennen, jenes Agens zu erfassen, das sich stärker erwies denn Offiziersehre, Berufsliebe, Laufbahn und Existenz; stärker als der Drang nach dem Weibe; stärker als die Sehnsucht nach einem behaglichen Familienleben; stärker als Verstand und Vernunft..

Diese treibende Kraft, den unüberwindlichen Seelenzwang muß der Leser im Auge behalten, so er nicht irre werden will an sich selbst, an der Vernunft des Autors, an der Möglichkeit des geschilderten Ereignisses, das vor 29 Jahren in den österreichischen Alpenländern die Gemüter wild erregte, in Österreich und Ungarn als unerhörte, noch nie erlebte Sensation wirkte, Irrtum und Fehlschlüsse heraufbeschwor, und hinterdrein die unglaublichsten Gerüchte und mählich eine Legendenbildung erzeugte, an der auch nicht ein einzig Wörtchen wahr ist.

Am meisten wurden durch denkbar schwerste Erregung in Mitleidenschaft gezogen der Offiziersstand der österreichisch-ungarischen Armee und die grüne Gilde. Eine Klarlegung des Sachverhalts ist nie erfolgt, der Strafprozeß wurde unter Ausschluß der Öffentlichkeit durchgeführt, das Urteil geheim gehalten. Das Opfer der allerstärksten Leidenschaft verschwand, wie vom Erdboden verschlungen.

Die Schilderung dieses einzig dastehenden Falles in Form einer Erzählung erfolgt mit selbstverständlicher Schonung und Rücksicht, also unter Veränderung aller Namen.

Der Verfasser.

1. Kapitel.

Im galizischen Garnisonstädtle war es Abend geworden, frostig, neblig und ungemütlich. Zur Besserung der öden Langweile hatten die jungen Offiziere des Artillerie-Regimentes die Extrastube der einzigen Delikatessen- und Weinhandlung im Städtle aufgesucht, wo der Abwechslung halber das Abendbrot in Gestalt von allerlei kaltem Aufschnitt, begossen mit „Donauperle", eingenommen wurde. Was der Geschäftsinhaber, ein Pole, den willkommenen Gästen vorsetzte, war gut, freilich auch sehr teuer, der Wein preiswert. Die Herren konnten zufrieden sein. Dennoch wollte die ersehnte Fröhlichkeit sich nicht einstellen, man fühlte sich angeödet. Es fragte denn auch einer der Leutnants: „Was ist denn nur die Ursache, daß es heute so fad und frostig bleibt? Vom Dienst her ist keiner ‚verkrüppelt',

Digitized by Google

das weiß ich, es hat keinen Verdruß gegeben, was eigentlich Staunen erregen soll! Wenn ich die Wahrheit sagen will: mich friert in der Seele!"

Der hagere Oberleutnant Webenau lachte kurz und trocken: „Verwunderlich ist er nicht, der Seelenfrost, da ja das Lokal nicht geheizt ist, nicht erwärmt werden darf wegen der eingelagerten Eßwaren! In einer Delikatessenhandlung ißt und kneipt man deshalb nur zur besseren Jahreszeit! Frostig das Lokal, frostig die Stimmung! Schad' um Zeit und Geld!"

Leutnant Stopp, seiner dicken kleinen Gestalt wegen „Stopsel" genannt, rief: „Man möcht' glauben, den ‚heiligen' Vinzenz predigen zu hören! Der einsame Eisgruber als künftiger Nachfolger des Himmelpförtners könnt' nicht anders sprechen: ‚Schad' um Zeit und Geld!' Stimmung, meine Herren, Stimmung! Es genügt ein Sauertopf im Regiment vollauf, zwei Vinzenze wären selbst im siebenten Himmel zu viel!"

Für einen Moment herrschte Schweigen im Kreise der Offiziere, die allerdings der gleichen Meinung waren, dennoch es unangenehm empfanden, daß ein Kamerad in so scharfer Weise in die Diskussion gezogen wurde.

Für den abwesenden Kameraden Vinzenz Eisgruber legte der wegen seiner leichtsinnigen Streiche und steter Verliebtheit bekannte Leutnant Hans Ainhirn, ein gebürtiger Steierer, eine Lanze ein. „Der Eisgruber ist ein Landsmann von mir, über den laß ich nicht in abfälliger Weise debattieren! Zwischen mir und ihm besteht allerdings ein so gewaltiger Unterschied, wie etwa zwischen dem Dachstein und einem Maulwurfshügel, da Eisgruber das Leben eines Trappisten in Uniform führt, von Wein und Liebe nichts wissen will! Ich aber möchte nicht leben ohne Weiber! Ein Rätsel ist und bleibt mir Freund Eisgruber mit seiner Korrektheit und Verschlossenheit! Vergeblich zerbrech ich mir, soweit die arg beschränkte Zeit dies erlaubt, den Kopf wegen der Frage, welche abgrundtiefe Leidenschaft in Eisgrubers Brust wühlt und frißt! Daß er einer unbekannten, grimmigen Leidenschaft fröhnen muß, beweist seine Verschlossenheit selbst mir, dem Landsmann und Intimus, gegenüber! Na ja, jeder hat seine heimliche oder offene Passion! Es lebe die Liebe!" Ainhirn füllte sein Glas und leerte es auf einen Schluck.

So rasch sich in kleinen Garnisonen die Subalternen aneinander schließen und gegenseitig kennen lernen, die verborgenen Gemütsfalten erforscht werden, bei Vinzenz Eisgruber, dem bereits achtundzwanzig Jahre alten und erst vor kurzem zum Offizier ernannten Artillerieleutnant, waren alle Forschungen bisher vergeblich geblieben. Er schien eine „komplizierte Natur", eine Art „Heiliger" in Uniform zu sein, oder ein lebendiger Eiszapfen. Ein dunkler Punkt im Vorleben konnte nicht vorhanden sein, denn ein Mann mit einem Fleck auf dem Schild wird nicht Offizier. Irgendein Geheimnis muß aber in dieser Brust verborgen sein, vielleicht eine sehr starke Leidenschaft außergewöhnlicher, unter Offizieren nicht üblicher Art.

In dieses Thema verbiß sich die Tafelrunde um so eifriger, als Kamerad Eisgruber trotz freundlicher Einladung es abgelehnt hatte, sich in der Extrastube der Delikatessenhandlung einzufinden. Dankend abgelehnt ohne Angabe irgendwelcher Gründe, höflich kühl, mit einem Lächeln, das von Ainhirn als Wehmut, als Entsagung, unfreiwilliger Verzicht aufgefaßt worden war. Die Kameraden rieten auf Armut, unsinnige, weil kautionslose Liebe, auf Schulden. Doch nichts davon wollte erklärlich erscheinen. Als unwahrscheinlich wurde die Vermutung fallen gelassen, daß etwa Beruf und Dienst seelenbedrückende Schwierigkeiten verursachen könnten, da Eisgruber sich tüchtig erwies von der ersten Dienststunde an. Etwas Pedant vielleicht, fast zu gewissenhaft und übergenau, so eine Art „penibler Sitztrüherlinspektor", aber doch wieder ein guter Mensch, gerecht der Mannschaft gegenüber. Schweigsam wie Moltke, ohne dienstlichen Anlaß absolut keine Vergeudung von Worten, redend mit Blicken, die den Leuten bei der Batterie merkwürdig flinke Beine machen. Und dabei auffallend beliebt bei der Mannschaft.

Im Raten und Rätselforschen hatten sich die Herren warm geredet, aber bezüglich des Kameraden Eisgruber nichts, rein nichts erzielt. Deshalb meinte Oberleutnant Webenau: „Ach was, reden wir von was anderem! Wen von uns plagt heute am meisten der furor amatorius?"

Digitized by Google

„Mich, wie immer täglich, stündlich, außer Dienst!" rief lachend Hans Ainhirn. „Warum fragst du, Herr Oberleutnant?"

„Weil der am heftigsten Geplagte eine ‚Liebessoiree' arrangieren könnte, notabene, wenn er die nötigen Moneten dazu hat!".

„O weh!" ertönte es im Chorus.

„Na, dann nicht! Zu einer kompletten ‚Soiree' reichen auch meine ‚Haderln' (Guldenzettel) nicht! Damit der heutige Abend aber doch einen annehmbaren Abschluß findet, spendier ich der Runde einen Eierpunsch im Kaffeehause! Das erlaubt mein Finanzminister noch heut'; von morgen an bleibe ich in der Klausur und studiere — den peloponnesischen Krieg bis zum nächsten Gagetag!"

Lachend wurde der Vorschlag angenommen. Und bald darauf wanderten die Herren zum — Eierpunsch. . . . . .

Nach dem Dienst am Vormittag traf Hans Ainhirn den Kameraden und Landsmann Eisgruber in der Kaserne.

Der äußeren Erscheinung nach war Vinzenz Eisgruber ein tadelloser Offizier, stramm in der Haltung, die Uniform saß wie angegossen; sorgfältig gepflegt das Haar wie der kleine Schnurrbart. Der scharf geschnittene Kopf mit einer hakenähnlichen Nase und den blitzenden Augen gemahnte an den König der Lüfte, den Adler. Hager, doch nicht das Mittelmaß überragend die Gestalt, unverkennbar der Gebirglertyp. Ein Alpinist im Rock des Kaisers, ersichtlich seit Jahren an Uniform und militärische Strammheit gewöhnt, bis auf die Benützung der Handschuhe, die Vinzenz Eisgruber ungern zu tragen schien und sich ihrer sobald als möglich entledigte. Außer Dienst sah man den Leutnant Eisgruber nie mit angezogenen Handschuhen; sie hingen entweder angeknüpft am Säbelkorb, oder Vinzenz trug sie flach, wie einen lästigen Gegenstand in einer Hand. Eine zweite Absonderlichkeit, vielleicht unbeabsichtigte Angewöhnung, war die häufige Kopfdrehung, ein Zurückblicken, eine Art Vergewisserung darüber, ob jemand behufs Beobachtung hinterdrein folge. Ob Eisgruber allein oder in Begleitung von Kameraden ging, von Zeit zu Zeit drehte er den Kopf seitlich und blickte zurück. Wegen dieses seltsamen Gehabens hatte man Vinzenz trotz seines zurückgezogenen Lebenswandels im Verdacht, daß er der — Damen wegen so oft den Blick nach rückwärts richte.

Mit der Lebhaftigkeit der leichtsinnigen, scherzlustigen Jugend begrüßte Leutnant Hans Ainhirn, der um mehrere Jahre jünger als Eisgruber und Neustadter Akademiker war, den Landsmann mit der Frage, ob Vinzenz gestern abend nicht die Ohren geklungen hätten.

Fast erschreckt, mit plötzlich sehr ernster, besorgter Miene rief Eisgruber halblauten Tones: „So bin ich — durchgehechelt worden! Hat man abfällig oder tadelnd über mich gesprochen?" Jäh drehte Vinzenz den Kopf, ließ forschend den Blick über den Kasernenhof gleiten und wandte sich wieder zum Kameraden.

Ainhirn lachte. „Wir sind zwar in Galizien, die Polinnen sind verdammte Rackers, aber in der Kaserne ist jede Zudringlichkeit unmöglich! Hier gibt es nur Dienst, keine Weiber! Du kannst dir deshalb in diesen ‚geheiligten' Räumen die angelnden Blicke ersparen! Ja, wir haben gestern abend über den Einsiedler Vinzenz gesprochen, uns den Kopf zerbrochen wegen deiner Absentierwut und Verschlossenheit! Das Ergebnis der selbstverständlich harmlosen Debatte war null, daher du dich nicht aufzuregen brauchst, jedes Echauffement ist überflüssig! Wir sind nicht neugierig, nur wissen möchten wir gern, was du heimlicherweise treibst! Wenn etwa brennende Liebe der Anlaß deiner Unnahbarkeit und Verschlossenheit ist, bin ich mit deiner Geheimnistuerei völlig einverstanden, denn ich verfahre bei günstiger Gelegenheit nach dem gleichen Rezept!"

„Keine Spur von — brennender Liebe!" erwiderte aufatmend Leutnant Eisgruber und begleitete den Kameraden hinaus zur Straße ins Städtle.

„Na, wenn nicht ‚brennende', so doch glimmende Liebe! Ich kann mit Bestimmtheit versichern, daß der junge Leutnant für die Weiber, nicht für eine Heiligenkongregation, und so nebenbei für den Dienst geschaffen ist."

„Du irrst, lieber Hans! Mir ist der Dienst Hauptsache und Lebenszweck! Ich bin mit Leib und Seele Soldat, mich freut und befriedigt mein Beruf! Die Weiber aber sind mir gleichgültig!" Wieder wollte Vinzenz den Kopf nach rückwärts drehen, er besann sich im Moment und unterließ diese Kopfbewegung.

Digitized by Google

„Unbegreiflich! Wenn nicht die Liebe, so muß eine andere Leidenschaft Ursache deiner Zurückgezogenheit, des geheimnisvollen Tuns sein! Stille Wasser sind tief!"

Eisgruber zog die Schultern hoch. Und freundschaftlich warnte er den Landsmann vor leichtsinnigen Streichen und Liebesabenteuern, die in Galizien, wie es heißt, für junge Offiziere sehr gefährlich werden können und zum Verlust von Charge und Existenz führen oder schon geführt haben.

Ainhirn lachte hell auf. „Was du bereits alles von Galizien weißt, ist geradezu großartig! Kaum etliche Monate hier, und schon Moralprediger! Kann sein, lieber Freund und Landsmann, daß mich die Liebe ins Verderben bringt; schön ist's doch, und gar so rasch wird das Ende mit Schrecken nicht kommen! Ich bin ja noch jung und sehr liebehungrig! Du aber, lieber Mummelgreis von etwa 28 Jahren, wirst wohl auch noch die Gewalt einer richtigen, bohrenden, gewaltigen Leidenschaft kennen lernen! Wobei ich bodenlos leichtsinniger Mensch dir von Herzen wünsche, daß du nicht das Opfer der unüberwindlichen Passion werden mögest! Tu mir den Gefallen, Vinzenz, und markiere nicht weiter den Pastor! Erstens paßt das Salbungsvolle nicht zur Uniform, zweitens nützt das Predigen nichts, bei mir schon gar nicht! Ist wahrhaftig für die Katz! Oha!"

Eisgruber guckte überrascht und fragte: „Was ist denn los?"

„Ein sehr nettes Katzerl kommt eben des Weges! Ein neues, mir noch unbekanntes Katzerl! Tschau!" Und mit eiligen Schritten entfernte sich Leutnant Ainhirn, der Unverbesserliche.

Auf dem Wege zur Wohnung sann Eisgruber über Hansens Worte nach. Ainhirns Anspielung auf die noch kommende, richtige, bohrende, gewaltige Leidenschaft verursachte Herzklopfen und dazu ein Frostgefühl. Nichts, nicht das Geringste kann der Landsmann wissen, es existiert in der Armee niemand, der Kenntniß von der gewaltigen Leidenschaft in Eisgrubers Brust hat. So sagte sich Vinzenz in Gedanken und suchte der Erregung Herr zu werden.

In seiner dürftig möblierten Wohnung angekommen, vertauschte Vinzenz den Waffenrock mit der bequemen Bluse und ließ vom Burschen Stephan das Mittagessen aus dem benachbarten Gasthause holen. Der Billigkeit halber beteiligte sich Eisgruber nicht am gemeinsamen Mittagstische im Kasino. Daheim blieb die Ausgabe für jedes Getränk erspart, Vinzenz konnte in seinen vier Wänden ungeniert Wasser trinken und die in Offizierskreisen verpönte Kommißpfeife rauchen. Den stärksten und billigsten Rauchtabak qualmte Vinzenz alter Gewohnheit gemäß.

Für das Ruhestündchen nach Tisch stopfte Eisgruber im voraus die Pfeife, als an der Korridortüre die Glocke gezogen wurde. Wie ein bei verbotenem Tun überraschter Schuljunge, fast bestürzt, versteckte er Pfeife und Tabaksbeutel. Dann sprang er in den Flur und öffnete. Ein Freudenschimmer verklärte sein Gesicht im Anblick der holden Frauengestalt, die lächelnd grüßte und um Audienz für die Dauer einer Minute bat.

Eine Dame eleganten Wuchses im Hauskleide mit neckischem Zierschürzchen, die Gesellschaftsdame der im selben Hause wohnenden Frau Hauptmann Innerkofler, der Gattin eines Kompagniekommandanten der Infanterie. Tannenschlanke Gestalt, zarte Büste, idealfeiner Kopf, dunkelbraun das Haar in reicher Fülle, graugrüne Augen von faszinierendem Glanz, die Herzklopfen verursachen, wenn der Blick dieser Dame sich nach aufwärts richtet. Ein berückend schönes, anmutvolles Geschöpf im Lächeln.

Groß schien Eisgrubers Freude über das Erscheinen dieser Dame zu sein, doch der Besuch wirkte beklemmend machte Vinzenz stottern und seine Bewegungen eckig. Steif fiel die Verbeugung aus, die Stammelworte klangen stark gefärbt im heimatlichen Gebirgsdialekt. Vinzenz fühlte dies wie sein hölzernes, nichts weniger denn salonfähiges Auftreten und ärgerte sich darüber. Konnte aber nichts ändern.

Lächelnden Mundes folgte die Dame der Einladung, trat in das Wohnzimmer und brachte, den Stuhl dankend ablehnend, die Einladung, heute abend den Tee bei Innerkoflers zu nehmen. „Frau Hauptmann hat mich beauftragt, Herrn Leutnant zu bitten, in dieser Teestunde das Amt des — Witwentrösters zu

Digitized by Google

übernehmen!" Ein silberhelles Lachen begleitete die scherzhaft vorgebrachten Worte.

In einem Gemisch von freudiger Überraschung und Bestürzung rief Eisgruber im Dialekt: „Aber na, wieso denn Witib? Ist denn der Herr Hauptmann gach g'storb'n?"

„I wo! Gott behüte! Strohwitwe ist Frau Innerkofler, da Herr Hauptmann auf zwei Tage zu einem Gutsbesitzer gefahren ist! Frau Innerkofler will die Patronesse spielen, Samariterin sein, sich in ihrem Witkum trösten lassen und zugleich ein gutes Werk tun, indem der einsiedlerische Herr Leutnant Eisgruber bei Tee und so weiter bemuttert wird! Unter meiner Assistenz selbstverständlich! Welchen Bescheid soll ich mitnehmen?"

„Bitt g'horsamst melden zu wollen, daß ich dankend die Einladung annehme und pünktlich erscheinen werde!" schnurrte Vinzenz in „Habt Acht"-Stellung mit den Fingern an der Hosennaht herunter.

Die Dame hielt diese Positur für gut gemeinten Scherz und lachte belustigt. „Also fünf Uhr zum Tee! Auf Wiedersehen, Herr Leutnant!"

„Zu Befehl!" Vinzenz sprang voraus und öffnete wie ein dienstbereiter, übereifriger Lakei die Türen.

„Köstlich kopiert!" meinte die Dame und schwebte davon.

Sehr unzufrieden mit sich war Vinzenz, ärgerlich, zornig ob der lästigen Wirkung überraschender Besuche auf Seele und Körper. Trotz der besten Vorsätze wollte es nicht gelingen, der Beklemmung wie der hölzernen Steifheit Herr zu werden, bessere, dem Stande entsprechende Manieren zu bekunden. Und alles Sinnieren hinterdrein endete wie immer mit dem Geständnis, daß das Schwerste auf Erden die Selbsterziehung ist, wenn hierzu gar kein Grund gelegt wurde. Wieviel zu standesgemäßem Auftreten, zu ungezwungener Bewegung in Gesellschaftskreisen fehlte, fühlte Eisgruber nur zu deutlich, und diese Erkenntnis bedrückte erst recht. Im Dienst war ihm wohl, je mehr es bei der Batterie Arbeit gab, desto lieber war es dem eifrigen Offizier. Leer und öd erschien ihm das Leben mit dem Beginn der dienstfreien Stunden, so fern der Bergheimat. Um so trostloser, als Vinzenz, von der Fachliteratur abgesehen, mit Lektüre die Zeit nicht ausfüllen konnte, mit Kameraden nicht verkehren wollte, sich für Weiber nicht interessierte.

Der Bursche brachte das sehr bescheidene, fast kalt gewordene Mittagessen in den kleinen Näpfen. Und alsbald mußte er es fast unberührt wieder wegnehmen.

Zu groß war Eisgrubers Ärger, der den Appetit raubte. Doch die Kommißpfeife schmeckte wie immer, der Tabak allerbilligster Sorte beruhigte und versetzte in die Jugendzeit zurück. Ein eifrig Tobakeln, bis das Zimmer verqualmt war wie einst die Gaststube beim Bergwirt in der trauten Heimat, wo die Fenster auch zur Hochsommerszeit geschlossen blieben. Denn schön war der Aufenthalt im Wirtshause nur, wenn man im Tabaksqualm die Gäste nicht sah. Wenig essen, noch weniger trinken, aber viel rauchen; vom frühesten Morgen tobakeln bis zur Schlafenszeit. Immer Pfeife, nicht das luxuriöse Zeug feiner Zigaretten und sündteurer Zigarren. In selige Erinnerungen eingelullt, verflossen dem sinnierenden Vinzenz die Stunden nur zu schnell. Stepan mußte mahnen, daß es höchste Zeit zum Dienst sei. Und sehr flink mußte sich der Leutnant auf den Weg zur Kaserne machen.

Auf Polnisch schimpfte der Bursche über die Zimmerverqualmung und riß das Fenster auf. Vieles gefiel Stepan nicht an seinem Leutnant, am wenigsten das eingezogene, sparsame Leben und das Pfeifenrauchen. Ein herzensguter Mensch, der Leutnant, aber für polnische Begriffe erschrecklich solid. Und kein Schnaps im Hause, weder Wein noch Zigarren. Nur Kommißtabak und das Zeug in „Drei Kreuzer-Packeln Hainburger". . .

Punkt fünf Uhr zog Eisgruber die Glocke an der Wohnung der Hauptmannsfamilie Innerkofler, und wenige Augenblicke später wurde der Leutnant herzlich als lieber Hausgenosse begrüßt. Diesmal mit der Vertraulichkeit, die das Erscheinen des Gastes zum zweitenmal im Familienkreise ermöglichte.

„Willkommen, Herr Leutnant ‚Einsiedler'! Weg mit der Armatur, keine faden zimperlichen Geschichten machen! Patschhanderl geben, auf den Handkuß verzichte ich!" rief herzlichen Tones die Frau des Hauses, während die Gesellschaftsdame dem Offizier freundlich zunickte.

Digitized by Google

Frau Innerkofler fast klein von Gestalt, schwarzhaarig, bleichwangig, auf dem zierlichen Näschen einen goldgefaßten Zwicker (Klemmer) tragend gemahnte trotz ausgereifter pikanter Weiblichkeit noch immer an das klösterliche Institutsmädchen infolge der einfachen, glatt gescheitelten Frisur und des dunkelgrünen Kleides, das im Schnitt und mit der Gürtelschärpe der Klosteruniform für Zöglinge der englischen Fräuleins ähnelte. Auch war an dem zierlichen, lebhaften Frauchen nichts von Schmuck bis auf den goldenen Ehering zu entdecken. Aus reichem Hause in Mähren stammend, dazu kinderlos, stete Anregung wünschend, leistete sich die Frau Innerkofler eine nobel bezahlte Gesellschafterin, die ihrer Bildung, Eleganz und Schönheit, hauptsächlich wohl der sympatischen Persönlichkeit wegen auch sehr gut, fast wie eine liebe Schwester, behandelt wurde und sich anscheinend auch wohl fühlte im behaglichen Hause Innerkofler.

Eisgruber hatte seine schönste Verbeugung vor den Damen gemacht, flink Säbel und Kappe auf den Flügel im Salon gelegt und die „g'horsamste Meldung" erstattet. Sogleich aber begann das heftige Zupfen an den Fingern und im Nu hatte Vinzenz die ihm so lästigen Handschuhe abgestreift und auf die Kappe gelegt. „Gnä Frau befehlen Patschhanderl, hier ist die Kanonierpfote, g'horsamst aufzuwarten! Zugleich auch g'horsamsten Dank für die abermalige Einladung zu Tee und Gutiguti!"

In der breiten Kanonierpfote verschwand das Händchen der zierlichen Hausfrau.

„Nicht quetschen, Herr Leutnant! — Zum Teetisch geht jedes allein! Das Damenführen zu Tisch wirkt immer etwas komisch!"

Vinzenz richtete erschreckt einen fragenden Blick auf die muntere Hausfrau Er wußte nicht, ob diese Bemerkung eine tadelnde Stichelei auf ihn war. Unsicher und bedrückt fühlte er sich, scheu schlich er hinter den Damen in das hell erleuchtete, hübsch eingerichtete und wohlig erwärmte Speisezimmer.

Reich gedeckt und künstlerisch geziert war der Tisch inmitten des behaglichen Raumes. Wie bei der ersten Einladung so auch diesmal flogen Eisgrubers Blicke zu den Jagdtrophäen an den Wänden. Ein Huschen nur für winzige Momente, eine blitzschnelle Prüfung, ein Zählen der von Hauptmann Innerkofler erbeuteten Trophäen. Um bei diesen Blicken nicht ertappt zu werden und nicht unhöflich zu erscheinen, richtete Vinzenz die Aufmerksamkeit auf den Teetisch und meinte: „Wenn ich von all den Gutiguti nur ein Zehntel essen muß, kann ich auf eine Woche das Mittagmahl entbehren!"

„Ich hoffe, daß unser ‚Einsiedler' tüchtig zugreifen wird! Bitte Platz zu nehmen! An meiner Rechten! Bis unsere Freundin Martha den Tee verabreicht hat, dürfen Sie die arme Strohwitwe trösten! Also los, Herr Leutnant! Apropos: wie sagt man im Hochgebirg statt ‚Einsiedler'?"

„Zumeist wird der Ausdruck: ‚Oasiegl' gebraucht!"

„Offenbar eine dialektische Vergröberung und im Konsonant eine Verstärkung, indem der Volksmund das ‚d' in ein ‚g' verwandelt! Der Dialekt geht immer grob, oft brutal vor; wo im Hochdeutschen eine Dehnung vorgesehen ist, macht der Volksmund totsicher eine unmotivierte und harte Verschärfung daraus! So zum Beispiel bei dem Worte ‚Schmiede', das Pferd wird behufs Erneuerung des Hufbeschlags in die — ‚Schmitt'n' geführt! Der Dialekt scheint absonderliche Bedürfnisse zu haben, besonders der Dialekt in Tirol und in der Steiermark; gewisse hochdeutsche Worte und das ‚r' können die Leute gar nicht aussprechen, so beispielsweise: ‚schwarz', ‚dort', ‚Wirt'; der Volksmund spricht: ‚schwaschzt', ‚doscht', ‚Wiascht'! Drollig, was?! Ist Ihnen das auch aufgefallen gelegentlich Ihrer Wanderungen in den Bergen?"

Bestürzt guckte Eisgruber die Hausfrau an. Eine Art hilfloser Angst lag in seinem Blick. Und unbewußt trat ein Lächeln auf die Lippen, das völligen Mangel an Verständnis, eine Verlegenheit, Sorge und Angst verriet und die Hilflosigkeit bemänteln wollte.

Die Damen gewahrten diesen Blick; das stumpfsinnige Lächeln erschreckte sie. Zartfühlend wechselte Frau Innerkofler sofort das Thema und erzählte davon, daß die Reise des Gatten einem besonderen Zweck gelte, dem Versuch, ein Jagdgebiet zur Pachtung zu erhalten.

Eisgruber zuckte zusammen, wie unter einem Faustschlag; das Teelöffelchen entfiel

Digitized by Google

leise klirrend seiner zitternden Hand. Und jäh schlossen sich seine Augen für einen Moment.

„Was haben Sie denn, Herr Leutnant? Interessieren Sie sich für das Weidwerk? Sind Sie Jäger?" Forschend richtete die Hausfrau den Blick auf den im Verhalten sonderbaren Gast.

Vinzenz hielt den Blick jetzt ruhig aus, gelassen verneinte er die Frage und griff nach einer Waffel.

„Also nicht Weidmann! Schade, denn mein Mann hatte die Absicht, im Falle des erhofften Pachtabschlusses Sie, den Hausgenossen und Kameraden, zur Jagdausübung einzuladen. Wir waren der Meinung, Ihnen dadurch Freude zu bereiten und erwünschte Zerstreuung zu verschaffen, Sie der Vereinsamung zu entreißen! Da Sie aber, wie Sie eben sagten, kein Jäger sind, entfällt alles! Vielfach interessieren sich sonst die Herren Offiziere für das Weidwerk, besonders in Orten, die an Vergnügungen sonst gar nichts bieten! Haben Herr Leutnant auch früher nichts für die Jagd übrig gehabt?"

„Zu Befehl, gnä Frau! Interesse wohl, aber keine Gelegenheit zur korrekten Ausübung!"

„Sie stammen doch aus dem Hochgebirge! In der Steiermark soll es prächtige Jagdgebiete geben!"

„Für reiche Kavaliere und Magnaten! Für arme Leute gibt es kein Wild!" Eisgruber beschattete die Augen mit der rechten Hand.

„Also der große Gegensatz zwischen Reichtum und Armut! Und dieser Kontrast führt wohl zur Spezialität des Wilderns? Davon habe ich schon gehört, auch gelesen, daß eine gewisse Ritterlichkeit mitspiele, und daß schneidige Wilderer sich besonderer Gunst bei den Dirndeln zu erfreuen haben Ist das richtig?"

„Zu Befehl, gnä Frau! Davon ist mir nichts bekannt!"

„Merkwürdig! Ich war der Meinung, daß just Sie als Gebirgler und Steierer die interessantesten Aufschlüsse werden geben können! Na, wenn nicht, denn nicht! Vielleicht ist es gut und segensreich, wenn ein Gebirgler so gar nichts für Hirsche und Gemsen übrig hat; dem Menschen bleibt da manche Verlockung und Gefahr, sicherlich auch die unvermeidliche Strafe erspart. Für uns, die wir in ebener Industriegegend beheimatet sind, ist ein Gebirgler ohne Jagdpassion fast gar nicht denkbar! Ehrlich gestanden, meine Phantasie hatte just Sie, den Steierer, mit dem Nimbus der ehemaligen verwegenen Wilderers umgeben!"

Erschreckt wehrte Eisgruber ab: „Gnä Frau! Bitt schön, nur so was nicht sagen! Ein kaiserlicher Offizier und — wildern!"

„Nein, um Himmelswillen nicht! Ich meinte, daß Sie in der Jünglingszeit vielleicht . .! Übrigens die dumme Phantasie des Institutsmädels, die mir im Ehestande verblieben ist! Wie wir Flachlandsbewohner mehr oder minder meinen, in jedem Hochgebirgler einen Heros erblicken oder gar verehren zu müssen! Schulbankidealismus der Institutszöglinge! Genug davon! — Was meint unsere Freundin Martha?"

Die schöne Gesellschafterin wich der plötzlichen und wenig angenehmen Apostrophierung gewandt aus, indem sie zitierte: „Ich habe hier nur ein Amt und keine Meinung!"

„Schwärmerei während der Institutsjahre wird doch auch die liebe Martha getrieben haben, nicht?"

„Meine Kinderzeit blieb von den Institutsschmerzen verschont!"

„Wieso?" fragte überrascht Frau Innerkofler.

„Ich bin im — Elternhause aufgewachsen und wie ich hoffe, leidlich erzogen worden ohne Institut!"

Hitzig stimmte Frau Innerkofler ein Loblied auf die Institutserziehung an, auf die oft lebenslang währende Freundschaft ehemaliger Zöglinge, auf den „Korpsgeist" der Institutsmädchen, der so manches Mal eine Stütze oder doch Trost in der Ehe gewesen ist und sicherlich noch in Fällen nicht völlig glücklicher Verheiratung werden würde, da ehemalige Zöglinge durch das Band gegenseitigen Vertrauens verbunden bleiben auch im Eheleben.

„Persönliche Auffassung, reine Privatsache! Ich kann mir nicht denken, daß eine nicht völlig glückliche Ehe verbessert wird durch ‚Korpsgeist' oder gegenseitiges Lamento! Ein energischer Gatte wird sich die Einmischung einer ‚Korpsschwester' sicherlich verbitten! Nach meiner von einschlägiger Lektüre beeinflußten Auffassung bringen ehemalige Institutszöglinge

Digitized by Google

in die Ehe eine nicht einwandfreie Auffassung, ein Vorurteil mit, das geeignet ist, die Ehe disharmonisch zu gestalten . . .“

„Wie? Was? Wieso disharmonisch?“

„Es wird in der Literatur behauptet, daß so manches Institutsfräulein sich die Ehe als ein platonisches Nebeneinanderleben denkt, darauf beharrt und dadurch das Unglück heraufbeschwört, das um so größer und vernichtender wird, jemehr — ‚Charakterstärke‘ die junge Frau entfalten zu müssen glaubt!“

Staunend rief Frau Innerkofler: „Aber liebe Martha, Charakter muß doch auch die verheiratete Frau haben; je schärfer entwickelt der Charakter ist, desto besser und wertvoller!“

„Verzeihung! Ansichtssache! Ich erscheine lieber — charakterlos und habe lieber dafür den Frieden, der allein glücklich macht! Ein Autor, ich glaube, es ist der scharfsinnige Otto Hauser, behauptet, daß jede Trauung identisch mit — Heuchelei ist!“

„Waaas?“ schrie die Hausfrau überrascht auf.

„Der Autor sagt nämlich: Ist echte Liebe da, so braucht sie kein Band; fehlt die Liebe, so ist die fürs Leben bindende Trauung nicht nur überflüssig, sondern unmoralisch, eine Heuchelei, ein frivoles Spiel, das die Liebe fälscht. Liebe und Ehe sind Begriffe für sich! Der Autor sagt des weiteren, daß eine Liebe, die gebrochen wird, niemals echte Liebe war!“

„Sind Sie von Sinnen, liebe Martha?“

Lächelnd erwiderte die Gesellschafterin: „Ich zitierte! Meine Meinung auszusprechen, habe ich keinen Anlaß! Immerhin möchte ich sagen, daß ich nach der lebenslang bindenden Ehe nicht lechze, lieber ledig bleibe, zumal es wahr ist und wahr bleibt, daß eine wahrhaft glückliche Ehe so selten erreicht wird, wie der Haupttreffer in der großen Lotterie! Eine bittere Enttäuschung bereitet jeder, selbst der idealste Mann in der Ehe, heißt es! Und nicht minder scharf wird behauptet, daß jeder Mann eine besondere, meist sehr gut maskierte Leidenschaft in die Ehe mitbringt, eine unüberwindliche Passion, der über kurz oder lang doch, trotz aller liebenden Hingebung des Eheweibes, gefrönt wird, und die sich zum Unglück für beide Teile auswächst!“

„Sooo?! Nach Rückkehr meines Mannes werde ich sofort nach der besonderen, sehr gut maskierten Leidenschaft Innerkoflers forschen! Bis jetzt habe ich davon nichts bemerkt; ist eine so merkwürdige Passion vorhanden, so werde ich sie dem Herrn Gemahl alsbald — abgewöhnen oder austreiben! Die Leidenschaft des Mannes hat der Ehefrau gewidmet zu sein; basta!“ Der Blick der Hausfrau fiel auf Leutnant Eisgruber, der mit weitgeöffneten Augen die Dame anguckte.

„Nanu, Herr Leutnant?! Nagt das schlechte Gewissen? Haben Sie vielleicht auch eine starke, gefährliche Leidenschaft im tiefsten Herzenswinkel versteckt? Wenn ja, nicht heiraten, Herr Leutnant, bleiben Sie lieber der Einsiedler wie bisher!“

Frau Innerkofler belachte ihre scherzhaft gemeinten Worte.

Eine Gesprächspause trat ein, und das Schweigen wirkte beklemmend.

Eisgruber stand auf, dankte kurz für die gütige Bewirtung, erwies steif wie immer die pflichtschuldige Ehrenbezeigung und entfernte sich so rasch, daß die Hausfrau in völliger Überraschung gar nicht dazukam, den Leutnant mit freundlichen Worten aufzuhalten.

Der fluchtähnliche Abgang Eisgrubers löste Ärger aus, der zu Worten des Tadels reizte. Am Tische stehend, übte Frau Innerkofler nun scharfe Kritik am Auftreten und gesamten Verhalten Eisgrubers, das in geradezu auffälligerweise an — Korporalsmanieren und Kommißton gemahne.

Martha stellte unterdessen die Tassen zusammen und verhielt sich stumm.

„Auf normale Weise kann Eisgruber nicht Offizier geworden sein, es muß — meinem Empfinden nach — etwas Ungewöhnliches dazwischen liegen! Der Mann mag in der Kaserne seinen Platz ausfüllen, gesellschaftlich ist er unmöglich; darüber bin ich mir jetzt klar! Außerdem werde ich mit Innerkofler sprechen! Ist Ihnen, liebe Martha, das merkwürdig linkische Verhalten nicht auch aufgefallen?“

„Vom Mangel an Gewandtheit im Auftreten darf man nicht auf Bildungsdefekte oder Gefühlsroheit schließen! Ging Eisgruber aus kleinen Verhältnissen hervor, fehlte die sogenannte bessere Erziehung, wurde der Mann aus uns unbekannten Gründen vielleicht vom

Digitized by Google

Unteroffizier zum Leutnant befördert, so ist der Werdegang für ihn gewiß ehrenvoll; der Mangel an gesellschaftlicher Routine ist in diesem Falle begreiflich und sicherlich keine Schande, also zu entschuldigen!"

„Ei, ei! Wie warm der Kloß von holder Seite jetzt verteidigt wird! Auf seinen weiblichen Anwalt kann der rauhbeinige Leutnant stolz sein!" Ein kurzes hartes Lachen folgte diesen Worten.

Martha hob leicht die Schultern und schwieg. Sie wollte sich auf einen Disput nicht einlassen.

„Pah! Ein Kommißmensch ist des Streites nicht wert! Die Harmonie soll nicht zerstört werden! Also nicht böse sein, liebe Freundin!"

„Gewiß nicht! Es liegt in meiner Art, daß ich für Abwesende, die sich nicht verteidigen können, nach Möglichkeit eintrete! Sollte meine Abwehr zu scharf gewesen sein, so bitte ich um Entschuldigung!"

Die Eintracht wurde wieder hergestellt. Frau Innerkofler versicherte, daß die „Affäre Eisgruber" abgetan sei und eine weitere Erörterung nicht verdiene.

Am Abend sprach Frau Innerkofler aber doch wieder vom Leutnant Eisgruber, der zweifellos ein Geheimnis in sich trage, und des unbekannten Rätsels wegen eigentlich ein interessanter Mensch sei. Ein Hochgenuß müßte es sein, dem geheimnisvollen Manne auf die Schliche zu kommen.

Das bescheidene Vergnügen einer winzigen Stichelei leistete sich die Gesellschafterin, indem sie der Hausfrau einen kleinen Flirt mit Eisgruber behufs Entschleierung seines Geheimnisses empfahl.

„Ach wo! Der Mensch ist ja ein lebendiger Eiszapfen, ein Weiberfeind! Und ich verstehe mich auf das Flirten nicht! In dieser Beziehung muß ich sagen, daß die — Institutserziehung Mängel aufweist!"

Mit fröhlichem Lachen quittierte Martha das drollige Geständnis. —

Erst war es ehrliche Anteilnahme, reines Mitgefühl für den in völliger Zurückgezogenheit und streng solid lebenden Offizier. Als Martha wahrnahm, daß Eisgruber geradezu bestrebt war, ihr Begegnungen zu ersparen, reizte das Ausweichen ebenso sehr, wie das Geheimnis seines absonderlichen Wesens. Daß jedes wärmere Empfinden fehlte, darüber war Martha sich klar, ebenso aber auch darüber, daß dem Leutnant ohne ein gewisses Entgegenkommen die Zunge nicht gelöst werden konnte. Nicht Liebe, aber Neugierde gab Anlaß, zu geeigneter Stunde bei zufälligem Zusammentreffen die Anteilnahme zu betonen und in warmen Worten zu bedauern, daß der Herr Leutnant das freundschaftlich engegengebrachte Mitgefühl schroff zurückstoße. Die von Martha erhoffte Antwort blieb aus. Eisgruber rang zwar nach Worten, wollte offensichtlich sprechen, brachte aber nichts heraus, grüßte steif und verabschiedete sich im Zustande unverkennbarer Hilflosigkeit.

Nach dieser Erfahrung verzichtete Martha auf die Aussprache bei zufälligen Begegnungen. Um jedoch dem Ziel etwas näher zu rücken, schrieb sie Eisgruber eine sehr freundlich gehaltene Epistel, die weibliche Schlauheit so gestaltete, daß eine Antwort erfolgen mußte. Eine Sondierung auf Intelligenz und seelisches Empfinden war Marthas Brief, meisterhaft und klug zwischen den Zeilen versteckt, der offizielle Text aber die harmlose Versicherung ehrlichen Mitgefühles mit dem vereinsamten, leidenden Hausfreunde, dem allem Anschein nach das Sprechen, die seelische Erleichterung durch das lebendige Wort sehr schwer falle oder ganz unmöglich sei.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bulgariens erster Zar / Roman von Detlev Stern

7. Fortsetzung.

Am Morgen des dritten Tages lag heller Sonnenschein über dem alten Han, als Olga ihren Schlafwinkel verließ. Sie hatte sich beim Erwachen zu ihrem Erstaunen allein gefunden. Wie konnte sie die Zeit so verschlafen? Mit einem ärgerlichen Schlag auf die eigene Wange sprang sie mitten in das Getriebe hinein, welches sich vor dem Gasthause entwickelte.

„Was gibts?" fragte sie den Nächststehenden.

„Schlechte Nachrichten! Die Serben sind über Bresnik vorgedrungen und bedrohen Sofia."

„Hol Sie der Henker! Was wird der Fürst jetzt tun?"

„Nach Sofia abfahren; dort steht schon sein Wagen bereit."

„Sauve qui peut!" rief Wieslowitsch, an dem Olga wie ein Pfeil vorbeischoß; „der Fürst verläßt seine Armee. Das läßt tief blicken."

Das junge Mädchen warf einen zornigen Blick nach dem Sprecher zurück und stand im nächsten Augenblick neben dem Wagen des Fürsten.

Alexander war zur Abfahrt bereit; er schien äußerlich vollkommen ruhig und seine Stimme klang ohne Erregung, als er zu seinem Begleiter sagte: „Es fällt mir schwer, mein Heer zu verlassen, aber ich kann nicht anders. Slivniza ist zwei Tage gehalten worden und wird sich ferner halten. Der Schwerpunkt liegt auf der Linie Bresnik-Sofia; dorthin muß ich."

Olga stand am Wagenschlage; sie wollte den Fürsten bitten, sie mit nach Sofia zu nehmen, aber eine ihr selbst unbegreifliche Scheu hielt sie davon zurück.

„Ich komme auch ohne ihn dahin", murmelte sie, „es werden ja noch andere Wagen nach der Hauptstadt fahren."

Und es fuhren noch andere. Janusch Wieslowitsch hatte sich mit seinem guten Fernrohr, einigen Vorräten und einem Revolver in den alten Kasten gepackt, auf dessen wackligen Rädern er schon nach Slivniza gerollt war. Olga, die sich am Wege aufgestellt hatte, sah das Fuhrwerk heranstolpern und ohne sogleich den in seinen Mantel gehüllten Insassen zu erkennen,, suchte sie sich auf das Trittbrett des Wagens zu schwingen, um als blinder Passagier die Fahrt mitzumachen. Aber sie hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Kaum erblickte Wieslowitsch den ungebetenen Gast, als er den Arm aus dem Mantel steckte und sich mit einem raschen Stoß von der Aufdringlichen befreite. Olga fiel mit einem Schrei rücklings auf den Weg, doch im Augenblick hatte sie sich wieder aufgerafft und eilte blitzenden Auges dem Wagen nach. Plötzlich schlug sie ein lautes Gelächter auf. „Bravo, Jungens", rief sie; „bravo, nehmt ihn im Sturm!" und dahin flog sie wie der Wind der Stelle zu, wo der langsam dahinstolpernde Wagen von einer Schar halbwüchsiger Knaben umdrängt wurde, die an ihm hinaufzuklettern suchten. Wieslowitsch wehrte sich der Andrängenden, indem er mit beiden Armen um sich stieß, aber wenn von der einen Seite eine Junge herunterkollerte, so war von der andern Seite schon wieder einer oben. „Haue mit der Peitsche herum!" schrie Janusch dem Kutscher zu. Dieser gehorchte widerwillig. Die Jungen wichen; aber sie rafften Steine vom Boden auf und rächten sich, neben dem Wagen herlaufend, durch ein eifriges Bombardement auf dessen Insassen. Wieslowitsch kroch mit einem Fluche unter das Knieleder, um sich gegen die wohlgezielten Steinwürfe zu schützen. „Hurra, wie ein Held!" schrie Olga mit aller Kraft ihrer Stimme: „Schade, daß Ljuba jetzt nicht an meiner Stelle ist."

Der Name Ljuba drang bis unter das Knieleder. Janusch streckte den Kopf wieder heraus, auf die Gefahr hin, getroffen zu werden, und warf einen wilden Blick auf die Sprecherin.

„Ha, du Kröte, jetzt erkenne ich dich", murmelte er, indem er schnell wieder untertauchte, „dir werde ich es heimzahlen!"

Die Straße war jetzt ebener geworden und es gelang dem Kutscher, den Wagen schneller vorwärts zu bringen. Die Knaben konnten nicht mehr mit und schleuderten nur noch einige Steine hinterher. Olga stand, die Arme in die Seiten gestemmt, und lachte vergnügt. Da sah

Digitized by Google

sie den Kopf des Kriegskorrespondenten wieder hervorkommen und einen Arm, der ihr eine Faust zeigte, dann verschwand der Wagen hinter einer Baumgruppe.

Olga machte eine bezeichnende Gebärde, indem sie ihre fünf ausgespreizten Finger an die Nase legte, drehte kurz um und ging nach Slivniza zurück, um andere Fahrgelegenheit zu suchen.

---

2. Kapitel.

In Sofia herrschte eine schwer zu beschreibende Panik. Die Nachricht, daß die Serben in Köstinbrod seien und wahrscheinlich schon abends in Sofia einrücken würden, hatte sich allgemein verbreitet. Die Straßen der Stadt waren mit Menschen angefüllt, die sich ihre Sorgen und Befürchtungen mitteilten. Viele strömten hinaus auf die Landstraße, horchten mit Angst auf den in Ferne grollenden Kanonendonner und umdrängten die von Slivniza kommenden Wagen mit Fragen nach dem dortigen Stande des Kampfes. Ruhig und ernst, auf das Schlimmste gefaßt, fuhr der Fürst in seine Hauptstadt ein. Die vielfach geschlossenen Läden, die angsterfüllten Gesichter, das kopflose Durcheinanderrennen gewährte keinen ermutigenden Anblick. Auch die Berichte Karavelows über die schlechten Gesinnungen Zankows und die Hetzereien des russischen Konsuls Kojander lauteten mißlich. Der Fürst verlor diesen Hiobsposten gegenüber seine Ruhe nicht; er billigte die Anordnungen seines Ministers, der die Gelder der Nationalbank, sowie die Archive nach Plewna gesandt und bereitete alles vor, für den Fall, daß der Feind bis Sofia vordringen werde. Unterdes war im Hause Karavelow ein beständiges Kommen und Gehen. Frau Katinka saß im Arbeitszimmer ihres Mannes und regierte dort die hoffnungslosen Gemüter. Auf alle ihr zugetragenen Unglücksbotschaften antwortete sie mit überzeugender Sicherheit: „Es ist unmöglich, daß die Serben unsere bulgarischen Jungen schlagen."

„Aber warum ist es unmöglich?" fragte Leutnant Maximow, der den Arm in der Schlinge, am Fenster stand und in die Straße hinaussah.

Frau Katinka warf den Kopf zurück: „Unnütz, Ihnen die Gründe auseinanderzusetzen; Sie unterschätzen uns Bulgaren immer. Ich begreife überhaupt nicht, weshalb Sie noch hier sind; Sie könnten jetzt doch abreisen." Der Offizier drehte sich um: „Ich werde es noch erleben, daß Sie mir Ihre Tür verschließen, meine Gnädige", sagte er ironisch.

„Ich glaube selbst, daß Sie es erleben werden. Ich darf dem Russen nicht länger erlauben, was ich dem Verlobten Sonjas so lange gestattete."

„Aber wir führen doch nicht Krieg miteinander."

„Nicht offen, aber heimlich; ich kann nicht wissen, inwieweit Sie mit Kojander zu operieren gesonnen sind."

„Nicht mehr und nicht weniger, als Ihr eigener Landsmann es tut."

„Zankow? O, der Verräter!" An Frau Katinkas Schläfen schwollen die Zornadern und sie ballte die kleinen Hände ineinander. Maximow lächelte in seinen Bart hinein; er dachte an den schwankenden Sinn Karavelows und fragte sich, wie lange derselbe noch treu zum Fürsten halten werde.

Da rollte, einer Kanonenkugel gleich, der kleine Telegraphendirektor ins Zimmer, ihm folgte mit düsterer Stirn und zusammengezogenen Brauen — Wieslowitsch.

„Es geht alles schief!" stöhnte Ivanow. „Der Fürst hat die Armee verlassen; das heißt soviel, als sie aufgeben." Er wehte sich mit seinem einzigen Taschentuche Luft zu und fiel auf einen Strohstuhl, der in allen Fugen krachte.

„Dummes Zeug", schalt Frau Katinka. „Was meinen Sie, Wieslowitsch? Sie kommen doch direkt vom Kriegsschauplatze." Janusch setzte eine Prophetenmiene auf: „Es ist nicht zu ermessen, welchen Eindruck das Fortgehen des Fürsten auf die Truppen machen wird. Sein rasches Davongehen sah aus wie eine Flucht."

„Ihr seid alle närrisch geworden!" rief Frau Katinka, „und urteilt ins Blaue hinein. Ich sage euch, wenn es jetzt auch scheint, als ob wir unten wären, in vierundzwanzig Stunden werden wir oben sein." Die Stimme Frau Katinkas klang so triumphierend, ihre Augen leuchteten eine solche Siegesgewißheit, daß der kleine

Digitized by Google

Telegraphendirektor ganz erstaunt von seinem Stuhle in die Höhe schnappte, sein Taschentuch in Ruhestand versetzte und mit bewundernd glotzenden Augen auf die Sprecherin starrte. Einen Augenblick rang er nach Worten, dann aber brach er in den enthusiastischen Ruf aus: „Wahrlich, Frau Katinka, Sie sind heute in Sofia der einzige Mann!"

Nach dieser ungeheuren Anstrengung sank er abermals auf seinen Stuhl, diesmal aber mit solcher Hingabe seines schwerfälligen Körpers, daß der beleidigte Stuhl sich seiner Hinterbeine entledigte und mit der unförmigen lebendigen Tonnenlast hintenüberschoß. Ein lautes, nicht endenwollendes Gelächter der Zuschauer begleitete diesen Fall. Stöhnend und schreiend, einer auf dem Rücken liegenden geschwollenen Riesenkröte gleich, strampelte der Telegraphendirektor mit Händen und Füßen, um sich von dem über ihn gekippten Stuhl zu befreien. Frau Katinka war die erste, die sich so weit faßte, um hilfreiche Hand reichen zu können. Mit Mühe brachte sie den schwerfälligen kleinen Herrn wieder auf die Beine.

„Sie haben sich durch Ihren Enthusiasmus zu sehr hinreißen lassen, Direktor!" spottete Maximow.

„Diese verflucht wackeligen Stühle!" stöhnte Ivanow und rieb sich den Rücken.

„Seien Sie ruhig! Bei der ersten guten Nachricht lasse ich Ihnen einen Thron machen, der jede Erschütterung aushält", tröstete Frau Katinka.

„Ich rate Ihnen, denselben außerhalb Bulgariens anfertigen zu lassen", meinte Maximow mit einem mokanten Lächeln, „hier fertigt man keine haltbaren Throne."

„Sie treiben es so weit, daß ich Ihnen noch heute die Türe zeige", entgegnete die Dame mit scharfem Tone.

„Ich gehe sogleich; lassen Sie mich nur hören, was meine kleine Schwägerin Neues bringt. Sie schreitet so eilig auf das Haus zu, daß ich an eine Angelegenheit von Bedeutung glauben muß."

Durch die heute allen Besuchern offene, unbewachte Tür von Karavelows Arbeitszimmer stürzte Ljuba. Sie stutzte, als sie dasselbe mit Gästen gefüllt sah, besonders als sie Wieslowitsch erkannte und seine finsteren Augen fragend auf sich gerichtet sah. Aber die Kunde, die sie brachte, erlitt keinen Aufschub und laut schluchzend rief sie aus: „Stefan Giorgiéev ist bei Slivniza gefallen!"

Nun schwirrten die Fragen durcheinander: „Wer brachte die Nachricht?" „Weiß es die Frau?" „Hat man die Leiche gefunden?"

Ljuba erzählte nun und alle horchten gespannt. „Ich eilte auf ein paar Zeilen Olgas, die sie dem Überbringer der Leiche mitgegeben, zu Ranà. Ich fand sie in totenähnlicher Erstarrung neben dem Leichnam sitzen, klaglos, tränenlos. Der alte Ivanschkow hatte den Kopf ganz verloren. Er lief jammernd im Hause hin und her kniete vor allen Heiligenbilderen, bekreuzigte sich und jammerte dann wieder. Ich erinnerte ihn, daß er für das Begräbnis sorgen müsse, aber er erfaßte offenbar nicht den Sinn meiner Worte. Als ich Ranà beim Namen rief, fuhr sie aus ihrer Erstarrung empor, und als ich sie zu trösten versuchte, sagte sie: „Laß nur, das ist die Strafe Gottes."

„Was kann sie damit meinen?"

„Vielleicht hat ihr Geist gelitten", meinte der kleine Telegraphendirektor.

„Es wäre nicht unwahrscheinlich; sie liebte ihren Mann sehr", sagte Wieslowitsch.

„Ich will sogleich zu ihr", entschied Frau Katinka. „Kommen Sie mit, Janusch, es wird auch für einen Mann dort zu tun sein."

„Verfügen Sie auch über mich, Frau Katinka", sagte Maximow, sich verbeugend.

Ein niederschmetternder Blick der Dame traf ihn: „Sie wären dort gerade am Platze." Damit trieb sie ihre Besucher fort, schloß die Tür ab, empfahl der Magd, auf die Kinder acht zu haben und niemanden in ihrer Abwesenheit einzulassen, hüllte sich in einen Mantel und eilte mit Ljuba und Wieslowitsch der Wohnung Giorgiéevs zu. Vergebens versuchte Janusch auf dem ziemlich langen Wege eine Unterhaltung mit Ljuba anzuknüpfen. Sie hielt den feinen Zobelmuff vors Gesicht und affektierte einen Hustenanfall, sobald sie angeredet wurde.

In Giorgiéevs Hause war es indes ganz ruhig geworden. Der alte Ivanschkow hatte sein verzweiflungsvolles Umherirren eingestellt und saß jetzt dicht vor seiner Herrin, dieselbe mit eigentümlichen Blicken anstarrend: „Sie hat etwas von der überirdischen Schönheit

Digitized by Google

ihrer Mutter bekommen", murmelte er vor sich hin; „wird auch sie vor dem alten Ivanschkow dahingehen? Was sollte dann aus mir werden?"

In diesen Betrachtungen störte ihn die Ankunft der teilnehmenden Freunde. Ljuba, welche den andern voran die Treppe hinauf gesprungen war, bereitete Ranà auf Frau Katinkas Erscheinen vor. Ihre Mitteilung veränderte nichts in der todesähnlichen Haltung der jungen Frau.

„Nicht hier hinein", sagte sie mit müder, klangloser Stimme; „in den Salon — ich komme."

Dann erhob sie sich langsam von ihrem Sitze neben Stefans Leiche, beugte sich über dieselbe, küßte mit kalten Lippen die bleiche Stirn und deckte ein feines Schleiertuch über das schöne, friedliche Gesicht. Im nächsten Augenblick trat den Wartenden im Salon eine gefaßte, bleiche Frau entgegen, bei deren Anblick selbst Frau Katinka um die üblichen Trostesworte verlegen war. Man besprach die Vorbereitungen für das Begräbnis, welches auf den Abend festgesetzt wurde. Wieslowitsch versprach, nach außen hin für das Nötige zu sorgen; für die häuslichen Vorkehrungen lehnte Ranà jede Hilfe, auch die Ljubas, ab. Keine halbe Stunde war verflossen, als sich die drei Hilfsbereiten wieder auf der Straße befanden.

„Eine sonderbar trauernde Witwe", sagte Frau Katinka, „wißt Ihr, was Ihr aus derselben zu machen habt?"

„Jedenfalls keine Geistesgestörte", sagte Wieslowitsch, „aber sie hat etwas Versteinertes an sich."

„Sie war stets kühl nach außen, die Lavakruste scheint sich noch mehr verhärtet zu haben."

„Glauben Sie noch immer an das innere Feuer?"

Frau Katinka zuckte die Achseln. „Fast werde ich irre an meiner Menschenkenntnis."

Ljuba sagte nichts. Sie wußte, wie warm, wie freundschaftlich Ranà zu empfinden imstande war; bei ihr äußerte sich nur jedes Gefühl anders als bei gewöhnlichen Menschen. Klagen und Tränen vergießen waren ihre Sache nicht, aber sie litt nur um so tiefer, je mehr sie ihren Schmerz nach innen drängte, je heißer die ungeweinten Tränen auf das wunde Herz zurückfielen. Nur eines konnte Ljuba sich nicht erklären, diese Andeutung von einer Strafe Gottes, und sie würde sie auch dann nicht verstanden haben, wenn sie jetzt neben Ranà gestanden und den Verzweiflungsruf der schon wieder neben der Leiche Knienden gehört hätte: „Stefan vergib mir, vergib mir, wenn ich auch nur mit einem Gedanken dir untreu war!"

Als die Gefährten sich dem Hause Karavelows näherten, begegnete ihnen der Minister mit ungewöhnlich heiterer Miene; neben ihm kollerte der Telegraphendirektor und schwenkte mit einer Miene des Triumphes sein Taschentuch. „Gute Nachricht, gute Nachricht!" gurgelte er aus den Tiefen des Schlundes herauf und Karavelow fügte hinzu: „Unsere Truppen haben Bresnik genommen, Popow marschiert auf Trn."

„So ist ja den Serben der Weg nach Sofia gesperrt", rief Wieslowitsch ungläubig.

„Völlig gesperrt", versicherte Ivanow.

„Seht ihr, wie ich recht hatte", triumphierte Frau Katinka.

„Der einzige Mann, der einzige Mann!" wiederholte der Telegraphendirektor, indem er die Hand der Dame respektvoll an seine dicken Lippen führte. Die Siegesnachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer; die kopflose Panik ging in die unbändigste Freude über. Die Russenfreunde schwiegen plötzlich; überall wurden Drohungen gegen sie laut. Zankow versteckte sich, als er hörte, das Volk wolle ihn an dem großen Birnbaum vor dem Konsulat aufhängen. Maximow, den man laut einen Spion nannte, hielt sich still zu Hause.

Der Fürst kehrte ohne Verzug nach Slivniza zurück. Am Abend fand Giorgieévs Begräbnis unter Teilnahme der ganzen Einwohnerschaft statt. Soldaten waren nicht da, um den Kameraden zur letzten Ruhestätte zu begleiten; aber Weiber, Kinder und Greise folgten in langem Zuge. Die Witwe sah niemand. Als der Pope den Segen gesprochen über dem geschlossenen Grabe, und alles Volk sich verlaufen hatte, da betrat eine in schwarze Schleier gehüllte Gestalt den dunklen Friedhof, gefolgt von einem alten Diener.

Lange knieten beide neben dem mit Kränzen bedeckten Totenhügel und als sie aufstan-

Digitized by Google

den, da sah der alte Ivanschkow die erste Träne in den Augen der jungen Witwe.

„Gott sei Dank! Sie lebt wieder!" murmelte er und führte sie sorgsam zu dem am Kirchhoftore haltenden Wagen.

---

3. Kapitel.

In Slivniza war alles gut gegangen. Gutschew hatte die Serben überall geschlagen. Als der Fürst wieder beim Heere eintraf, empfing ihn brausender nicht endenwollender Jubelruf. Alexander umarmte seinen tapferen Heerführer, dankte den Offizieren und wandte sich an die Soldaten, denen Stolz und Befriedigung über die errungenen Siege aus den Augen leuchteten. Warmes, köstliches Frühlingswetter strömte Behagen in die erfrorenen Glieder und taute sie auf, wie die Freude die Herzen. Die Regimentsmusiken spielten, die Offiziere besuchten sich, die Soldaten zeigten sich ihre Beute: serbische Kochkessel, Säbel, Revolver, und rühmten sich dieser Trophäen. Olga Risew schaute dem Treiben von weitem zu. Sie saß vor der Tür des Han und nähte einem Soldaten den geplatzten Jackenärmel. „Es wird nicht lange halten", sagte sie, „dieser Faden aus deinem erbeuteten serbischen Nähfutteral ist unzuverlässig wie die serbische Armee."

„Tut nichts", entgegnete der junge Soldat, „es ist doch ein erhebendes Gefühl, daß man sich seine Löcher mit dem Faden des Feindes zunähen kann", und er warf einen fast zärtlichen Blick auf den Riß, der sich unter Olgas Händen zusehends schloß. „Weißt du", fuhr er dann fort, „daß ich auf den ersten Blick das Mädchen in dir erkannt habe?"

Olga sah auf. „Da kannst du dich eines Scharfblickes rühmen, dessen sich bisher kein anderer erfreute."

„Du willst's doch nicht leugnen? Hätt ich's nicht in der Nacht schon gemerkt, an der Art und Weise, wie du meinem armen Kolia den frischen Verband anlegtest, so würde ich es jetzt sehen an deinen Händen, wie sie die Nadel führen."

„Und wenn ich ein Schneiderlehrling wäre?"

„Ach, geh doch, dann wärst du nicht so mutig."

Olga lachte. „Nun, weil du's denn entdeckt hast, so will ichs nicht leugnen, Sandro, aber versprich mir, mich nicht zu verraten, hörst du?"

„Vor mir bist du sicher, aber bald wird's ein anderer merken."

„Warten wir's ab." Olga reichte ihm die ausgebesserte Jacke.

„Es werden Verwundete nach Sofia spediert", sagte er, indem er in den Ärmel schlüpfte, „wolltest du nicht gestern dorthin; dies wäre eine Gelegenheit."

„Gestern ist nicht heute; ich wollte dem Fürsten nach, nun er wieder hier ist, bleibe ich auch."

„Hat er auch dir Gutes getan?" fragte Sandro einfach.

„Nicht, daß ich wüßte. Er hat mich eigentlich schlecht behandelt, aber ich trags ihm nicht nach. Ich will ihm nur beweisen, daß auch ein Weib sich bei der Armee nützlich machen kann, wenn auch in andrer Weise, als ichs anfangs beabsichtigte."

„Mir hat er Gutes getan", sagte Sandro. „Er hat mich nach Wien auf die hohe Schule geschickt; mein Vater hätts nicht gekonnt. Ich habe fleißig gelernt und er hat stets nach meinen Forschritten gefragt, er ist nicht wie die, welche eine Wohltat hinwerfen und sich dann nicht mehr um den Empfänger kümmern. Dafür liebe ich ihn auch. Deshalb bin ich herbeigeeilt auf den ersten Kriegslärm, deshalb habe ich tapfer gekämpft und deshalb werde ich neben meinem Fürsten ausharren, solange es nottut, und wenn es sein muß, für ihn sterben."

Die Augen des Jünglings leuchteten, und ihr Leuchten fand einen Widerschein in den Augen Olgas.

„Für ihn sterben", murmelte sie, „ja, ich begreife das."

Sandro verstand die leisen Worte nicht, ein Lärm vom Lager her nahm sein Ohr gefangen. Er eilte davon, um zu sehen, was es gäbe. Olga folgte ihm. Es waren gute Nachrichten eingelaufen, eine lautete: „Panitza ist nördlich von Zaribrod in Serbien eingerückt."

Panitza war der Führer der sogenannten,

Digitized by Google

aus mazedonischem Gesindel gebildeten Räuberbrigade, die als unregelmäßiges Streifkorps bisher operiert hatte. Sie war mit ihrem kühnen Anführer nordwestlich von Sofia verschwunden und man hörte nichts mehr von ihr. Jetzt offenbarte sie ihr Vorhandensein auf die drastischste Weise. Drei Männer waren eingetroffen, hatten einen Brief von Panitza gebracht und einen Sack. In dem Briefe stand, daß das Streifkorps die Serben wiederholt geschlagen und die Grenze überschritten habe. In dem Sack befanden sich die schlagendsten Beweise dieser fast unglaublichen Nachricht — die Amtssiegel der von Panitza besetzten serbischen Zollposten und Dorfgemeinden. Noch hatte der Jubel über diese Nachricht kein Ende gefunden, als er neue Nahrung fand in dem Rufe: „Hilfstruppen aus Ost-Rumelien kommen." Alles drängte vorwärts; jeder hätte der erste sein mögen, die Anrückenden zu grüßen. Der Fürst stieg zu Pferde und ritt ihnen entgegen. Aus einer langen Schlucht tauchte ein Wald von Bajonetten auf und näherte sich langsam. Ein Riesenmarsch über den Balkan, durch Regen und Schnee hatte die Truppen ermüdet, aber als sie den Fürsten erblickten, da sauste es wie Sturm durch den Bajonettenwald, da brauste endloser betäubender Jubelruf aus allen Kehlen und fand sein Echo bei den Kameraden, die der Verstärkung harrten, um den Feind nun bis in sein eigenes Land zu verfolgen. Olga stand und staunte, als die Ost-Rumelier an ihr vorüberzogen. Sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen, als sie neben dem führenden Offizier, hoch zu Roß, ihren Vetter Stambulow erblickte.

„So, nun ists mit meinem Inkognito aus," sagte sie niedergeschlagen zu Sandro, „nicht nur der Reiter da, auch viele von den andern kennen mich gut."

„Was tuts? Sie werden dich darum nicht verjagen", tröstete Sandro.

„O, den will ich sehen, der es wagte, aber sie werden mich necken."

„Das sollen sie nicht, ich stehe dir bei."

Olga sah den, kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling von der Seite an. „Werde sie mir wohl allein vom Leibe halten; nur keine unberufene Einmischung", sagte sie ungnädig. Der Ton beleidigte Sandro, hatte er es doch gut gemeint. Er ließ seine Gefährtin stehen und lief nach dem Han zurück, wo der Stab des Fürsten sich versammelte. Olga folgte langsam. Sie überlegte, ob es besser sei, Stambulow aufzusuchen, oder es dem Zufall zu überlassen, wann er sie zusammenführen wollte, endlich entschied sie sich für das letztere.

Die Verteidigung seitens der Bulgaren hatte nun ihr Ende gefunden; jetzt waren sie die Angreifer, und mit erhöhtem Selbstgefühl und neubelebtem Mut folgten sie dem Feinde. Olga zog mit der Armee. Sie hatte auf dem zurückgekehrten Ochsenfuhrwerke Slankows Platz gefunden, der seinen verwundeten Kolio schon fortgebracht sah und sich nun entschlossen hatte, in Sandros Nähe zu bleiben. Mit Freuden hate er den jungen Samariter aufgenommen, den er auf den totenbesäten Höhen von Slivniza bei der Arbeit getroffen. Als Sandro sie auf dem Wagen seines Vaters sah, drohte er ihr mit dem Finger. Sie legte mit bittender Gebärde die Hand auf den Mund und er nickte ihr zum Zeichen, daß er die Beleidigung von vorhin vergessen habe.

Die Unterhaltung auf dem Ochsenfuhrwerk war eine belebte. Olga hatte viel zu fragen und Slankow gab ausführliche Antworten. Er war zum Begräbnis Giorgieévs in Sofia geblieben und gab der aufhorchenden Gefährtin eine genaue Schilderung der Vorgänge. Doch bald nahm ihr Gespräch ein Ende. Die voraneilenden Truppen hatten die Serben, welche den Dragomanpaß zu halten suchten, geworfen, und verfolgten nun den fliehenden Feind in der Richtung nach Zaribrod.

Jetzt gab es Arbeit für den jungen Krankenträger. Auf den Verbandplatz bei Dragoman, der in aller Eile hergerichtet wurde, schaffte er mit Hilfe Slankows Freund und Feind, und als einige leichtverwundete Bulgaren verbunden waren, luden sie diese auf ihren Wagen, um sie nach Zaribrod mitzunehmen. Die Stadt war bereits im Besitz der Bulgaren, als der Transport ankam. Während Slankow sich um die Unterbringung seiner Schützlinge bekümmerte, streifte Olga in dem schmutzigen Nest umher und fragte nach dem Quartier des Fürsten. Dieser war noch nirgend eingekehrt, doch meinte man, er werde in dem vom König Milan verlassenen Häuschen Quartier

Digitized by Google

nehmen. Dasselbe war bereits von Bulgaren besetzt, die den jungen Burschen, den alle bereits kannten, passieren ließen. Auf dem Schreibtisch des Zimmers, in welches Olga mit neugierigen Blicken hineinspähte, lagen Papiere in wilder Unordnung zerstreut. Ein weißes Blatt, daneben ein Bleistift, reizten die Neugierige näher zu treten. „Ich sollte dein Andenken durch einige Striche verherrlichen König Milan" murmelte sie. Sie nahm den Stift und begann zu zeichnen. War es der Gleichklang des Namens „Midas" und „Milan", war es eine andere Ideenverbindung, welche sie leitete, als ein paar prächtige Eselsohren unter ihren geschickten Händen entstanden, und sich gar lustig auf dem weißen Papier in die Höhe reckten? Plötzlich warf sie den Bleistift hin. Lärmen und Pferdegetrappel ließen sich draußen vernehmen; der Fürst nahte. Eilig schlüpfte Olga durch eine angrenzende Kammer an einem noch ungemachten Bette vorbei. „Dort schlief gestern ein König, heute wird ein anderer darin schlafen, der mehr wert ist", dachte sie. Als der Fürst den ersten Raum betrat und lächelnd das Blatt mit den Eselsohren auf dem Schreibtisch gewahrte, hatte die Schöpferin desselben geräuschlos das Haus verlassen. Beim ersten Schritt in der Straße stieß sie auf Janusch Wieslowitsch, ein unwillkommenes Zusammentreffen. Sie gab sich den Anschein, ihn nicht zu erkennen und wollte vorübereilen, aber Janusch trat ihr in den Weg.

„Oho, so entschlüpft man mir nicht, Fräulein Olga Risew", sagte er mit Betonung. „Sie sind mir Revanche schuldig für den neulichen Angriff auf meinen Wagen."

Olga unterdrückte das Unbehagen, welches sie bei Nennung ihres Namens empfand. Sie richtete die großen Augen fest auf den finsterblickenden jungen Mann und entgegnete in wegwerfendem Tone:

„Sie wollen Revanche für die unerhörte Grobheit, mit der Sie eine Dame von Ihrem Wagen herunterstießen?"

Um Wieslowitsch' Lippen spielte ein verächtliches Lächeln: „Als ich das tat, war ich meiner Vermutung über Ihre Person nicht sicher; aber wäre ich es auch gewesen, kann ein Mädchen, welches alle Schranken ihres Geschlechts überschreitet, die Rücksichten fordern, welche ihm jeder gebildete Mann sonst gern zuteil werden läßt?"

Olgas Augen blitzten. „Ihr Verfahren war auf alle Fälle roh, selbst wenn es gegen einen Knaben gerichtet wäre."

„Sie haben sich in jungenhafter Weise gerächt, indem Sie die Straßenbuben auf mich hetzten."

„Ich habe niemanden gehetzt. Ein natürliches Gefühl hat die Jungen getrieben, meine Partei zu ergreifen. Daß es mir Spaß gemacht, leugne ich nicht; Sie waren unsagbar komisch unter dem Knieleder."

Die Falte zwischen Januschs Augenbrauen vertiefte sich ins Unergründliche.

„Wir werden sehen, wer von uns beiden zuletzt lacht", entgegnete er in drohendem Ton.

„Ich!" rief Olga voll Überzeugung und sprang lachend davon.

Sie traf mit Slandkow in einem Schuppen zusammen, wo er bei seinem Wagen und bei seinen Ochsen die Nacht zuzubringen gedachte. Olga, welche sich unter dem Schutze des braven Landmannes sicher fühlte, erklärte, bei ihm bleiben zu wollen, und gern räumte er ihr den Platz auf der Streu seines Wagens ein.

Wieslowitsch, den die Neugier des Berichterstatters nach der verlassenen Wohnung König Milans getrieben, wurde nicht besserer Laune, als er dieselbe schon besetzt fand. Einige Fragen, welche er an die Adjutanten des Fürsten tat, wurden ihm entweder gar nicht oder nicht zufriedenstellend beantwortet. Er bemerkte, daß man ihm mißtraute, obschon er bei jeder Gelegenheit den Bulgarenfreund herauskehrte. Als er sich verdrießlich abwandte, stieß er auf Stambulow.

„Was gibts neues?" rief ihm dieser entgegen?

„Weiß ichs?" entgegnete Wieslowitsch achselzuckend.

„Sie kommen doch aus dem Hauptquartier, Herr Berichterstatter."

„Da mag der Teufel Kriegskorrespondent sein", rief Janusch ärgerlich aus.

„Es herrscht seit einiger Zeit eine Zugeknöpftheit unter den hohen Herrschaften, daß man nichts anderes erfährt, als was man mit eigenen Augen sieht."

„Aber Sie haben vorzügliche Augen und

Digitized by Google

ein noch vorzüglicheres Fernrohr", entgegnete Stambulow mit leichtem Spott; „es wird Ihnen wenig entgehen."

„Natürlich entgeht mir nichts, von dem, was geschieht, aber ich will im Voraus unterrichtet sein von dem, was geschehen soll! Wollen Sie glauben, daß man sich kürzlich nicht entblödet hat, mir kolossale Lügen aufzubinden, so daß ich nachher meine Depeschen widerrufen mußte?"

„Sehr begreiflich!" Die klugen Augen Stambulows zwinkerten verdächtig.

„Wieso begreiflich? es ist geradeswegs eine Infamie!" rief Wieslowitsch wütend.

„Aber bedenken Sie doch! Sie sind der einzige kriegstüchtige Korrespondent im Lager; man fürchtet Ihre Kritik, die Klarheit Ihrer Berichte, die allein imstande sind, dem übrigen Europa einen richtigen Einblick in die Tragweite der Ereignisse zu gewähren; mich wundert nur daß man Sie überhaupt noch duldet."

Wieslowitsch sah geschmeichelt aus. „Sie haben vielleicht recht; ich habe schon Ähnliches gedacht. Aber es ist Undank, der blasse Undank. Habe ich mich nicht gegen meine Nation und für die Bulgaren erklärt? Bin ich nicht überall mit guten und praktischen Ratschlägen zur Hand gewesen?"

„Das unterliegt keinem Zweifel." Stambulow hatte Mühe, ernsthaft zu bleiben. „Man hat grobe Fehler begangen", fuhr Wieslowitsch fort. „Aber man würde noch mehr begangen haben, wenn man mich nicht gehört hätte. Wenn ich nun diese Fehler aufdecke, wesentliche Schäden an die Öffentlichkeit bringe, so kann das einem jungen Heer nur nützen; seine jungen unerfahrenen Führer nur belehren und aufklären."

„Es ist zu bedauern, daß unserer Oberleitung dafür der richtige Blick und infolgedessen die richtige Anerkennung fehlt. Wenn man Ihre Verdienste begriffe, so würde man sie als bulgarischer Moltke in den Generalstab versetzen und Ihren strategischen Plänen blindlings Ausführung gewähren. Stambulow grüßte obenhin und ließ den Berichterstatter ziemlich verdutzt zurück.

„Ich glaube, dieser rohe Bulgare will mich utzen", murmelte Janusch.

Nachdenklich begab er sich in sein Quartier, einem alten Han, in welchem noch andere Kriegsbummler hausten. Diese hatten, ehe sie sich zur Ruhe legten, eine gute Mahlzeit gehalten, und mehr übrig gelassen, als Janusch bei gutem Appetit verzehren konnte. Er aß, hüllte sich dann in seinen Reisepelz und streckte sich seufzend auf der harten Diele aus. Kaum war er eingeschlafen, als sich ein Kopf durch die zerbrochene Scheibe eines Fensters schob, dem alsbald ein jugendlich schlanker Körper nachfolgte. „Dem bin ich nicht vergebens nachgegangen," dachte Sandro, als er beim matten Schimmer einer Laterne, die übrig gebliebenen Speisen entdeckte.

„Ja, ja, die Herren Korrespondenten haben immer Vorrat, während sogar der Fürst hungern muß. Er wird zufrieden sein, wenn ich ihm diese Reste bringe." Alles wurde in einen kleinen Sack getan und zum Fenster hinaus befördert, dann folgte Sandro möglichst geräuschlos mit einigen Weinflaschen nach. Als die Schläfer im Han am nächsten Morgen erwachten, sehen sie mit Erstaunen das Verschwinden ihrer Vorräte, und Wieslowitsch mußte es sich gefallen lassen, der Vertilgung von drei gebackenen Hühnern, 4 Broten und 6 Flaschen Wein beschuldigt zu werden.

Vier Tage lagen die bulgarischen Truppen in Zaribrod beständig mit den wieder andringenden Serben kämpfend. Das Gefecht am Pregledste hatte Tote und Verwundete in bedeutender Zahl gebracht, und Olga, die sich den Trägern des Roten Kreuzes angeschlossen hatte, mühte sich unablässig um die Gefallenen. Als sie am Abend des vierten Tages todmüde auf ihrer Streu lag in dem Schuppen, welchen Slankow noch immer besetzt hielt, wurde sie durch ungewöhnliches Toben und Schreien auf der Straße beunruhigt. Endlich drangen deutliche Worte an ihr Ohr: „Hier in diesem Schuppen muß er sein, er war stets mit dem Slankow zusammen."

„Er ist kein „Er", ein verkleidetes Frauenzimmer ist's, so spioniert sichs am besten", tönte eine andere Stimme.

„Heraus mit der Spionin!" schrie es wild durcheinander.

„Was ist das?" fragte Slankow, aus dem ersten Schlaf erwachend; „man bricht den Riegel auf."

Digitized by Google

Olga war vom Wagen gesprungen; sie wußte, daß der Lärm ihr galt. Man hatte sie als Spionin verdächtigt. Wieslowitsch vermutlich. Sie sah sich nach einem Versteck um. Über dem Schuppen befand sich ein Heuboden, eine Leiter lehnte daran, sie konnte hinauf und die Leiter nach sich ziehen. Und wenn man sie doch fände? Würde ihr Verstecken nicht den Verdacht bestätigen? Sie beschloß, dem Kommenden kühn entgegen zu treten. Eine Spionin? Sie? — Man würde bald einsehen, wie lächerlich und ungerecht eine solche Beschuldigung sei. Die Tür flog auf! Polternd und schreiend drangen ein paar angetrunkene Soldaten ein. „Wo ist die Spionin!"

„Seid ihr toll oder betrunken?" fragte Slankow. „Hier ist niemand, als ich und ein junger Mensch, der unsere Verwundeten vom Schlachtfelde getragen hat. Sucht eure Spionin anderswo."

„Ha, ha, ha" brüllten die Soldaten, „den jungen Menschen wollen wir ja, er ist ein verkleidetes Frauenzimmer."

Slankow sah sich nach seinem Gefährten um; derselbe stand im Licht einer Laterne, die ein Soldat ihm vors Gesicht hielt, und sein unerschrockenes Auge begegnete dem des Bauern mit einem offenen Blick des Bekennens.

„So sagen Sie die Wahrheit?" fragte Slankow.

„Ja, ich bin ein Mädchen," gestand Olga, „aber bei der Freiheit Bulgariens sei's geschworen: eine Spionin bin ich nicht."

„Das wird sich ausweisen! Faßt sie, untersucht sie" rief eine Stimme.

„Zwei Soldaten stürzten sich auf das Mädchen und rohe Hände banden ihr die Arme auf dem Rücken fest. „Vorwärts jetzt!"

„Wohin führt Ihr mich?" fragte Olga.

„Vorläufig an einen sichern Ort unter Schloß und Riegel."

„Willst du mich ihrer Roheit überlassen?" fragte das Mädchen Slankow.

„Nein ich gehe mit dir."

„Unnötig; dich wollen wir nicht" schrieen die Soldaten.

„Ich habe teil an allem was das Mädchen angeht; ist sie eine Spionin, so bin ich ein Spion, ich verlange, daß man uns zusammen läßt."

Ein dankbarer Blick Olgas lohnte den Braven; aber die Soldaten waren nicht zufrieden.

„Nehmt ihn mit," schrie einer der wildesten, „aber sperrt ihn allein ein."

Nun wurde Slankow gebunden; aber sein Opfer war vergeblich gebracht, man führte ihn weit ab von Olga und stieß ihn endlich in ein mit Soldaten besetztes Haus.

„Haltet ihn fest, er ist der Spionage verdächtig!"

Olga stieß einen Schrei aus. Sie hatte ihren Beschützer im Auge behalten und als sie ihn entschwinden sah, sank ihr kecker Mut. Auf nüchterne ruhige Soldaten hätte sie hoffen dürfen, durch vernünftige Vorstellungen zu wirken, wie aber sollte es ihr gelingen, diese Trunkenen zur Einsicht zu bringen.

Mit lauter Stimme verlangte sie, vor den Fürsten gebracht zu werden, aber die Soldaten lachten und sagten, dazu sei morgen Zeit. Das junge Mädchen dachte an den Revolver, den es in seiner Bluse verborgen trug; er hätte sie vor dem Äußersten bewahren können, aber ihr waren ja die Hände gebunden. Ihre Zähne knirschten auf einander; sie fühlte sich machtlos der wilden Horde gegenüber, die ihre Hilferufe unter wildem Gelächter erstickte. Da stand ihre Eskorte plötzlich wie an den Boden gebannt.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Ostern

Lachend weckt der Sonne Blick
Blumen, die noch schliefen. . .
Und der Edelknabe Glück
Wacht auf aus Veilchentiefen,

Läuft tollfröhlich mit Sing und Sang
Und wilden wehenden Locken
Über Halde und Hag und Hang
Und läutet die silbernen Glocken.

Die hat die Hoffnung aufgehängt,
Die Hoffnung im blassen Gewande, —
Und ein Schwall von Tönen drängt
Hinaus in die lachenden Lande.

Jubelnd: — über Krieg und Schlacht,
Strahlt des Frühlings Frohstern! —
Sieghaft aus der Winternacht
Steigt lichtspendend — Ostern. . .

Tal der Schmerzen, herb und heiß,
Land des Leids — hinieden,
Einmal blüht dir glückesleis,
Osterheimlich — Frieden. . .

Eugen Stangen.

Osterblumen / Von A. M. Witte

Überall beginnt es in der Natur zu wachsen und zu sprießen. Alles ringsum belebt sich unter den milden Strahlen der wärmenden Frühlingssonne. Wohl stehen die Bäume in den Gärten noch kahl und blätterlos, aber schon strecken einzelne zierliche Pflanzen schüchtern ihr Haupt unter dem dürren, vorjährigen Laube, das den Boden bedeckt, hervor; dem goldenen Licht sich zuzuwenden, das sie so früh zum Leben erweckt. Als „Osterblumen" bezeichnet der Volksmund diese Frühlingsboten, weil sie zur Osterzeit blühen, und mit besonderer Freude werden sie als „Erstlinge des Jahres" von der Menschheit begrüßt; mögen auch die später folgenden Kinder der Natur schöner und farbenprächtiger sein. —

Die Weiden am Bachesrand bedecken sich mit weichen, wolligen Blütenkätzchen, die im linden Hauche der Lenzesluft leise stäuben, als brächten sie der Natur einen Ostergruß. In allen katholischen Ländern werden diese silberweißen „Kätzchen" am Ostertage zu Hunderten in die Kirche getragen, zur „Palmenweihe", und auch in einzelnen evangelischen Kirchen stellt man Sträuße von „Palmenkätzchen" auf den Altar, wie man ja überall gern die Zimmer mit ihnen schmückt zum Osterfest. In der Lausitz werden sie von den „Osterreitern" an den Hut gesteckt, d. h. von den jungen Burschen, die am Vormittag des ersten Festtags die Felder der Gemarkung umreiten, — einem alten Glauben zufolge dadurch Segen für das Gedeihen der Saat erhoffend — um dann unter den Klängen lustiger Musik feierlich wieder in ihr Dorf zurückzukehren.

In Süddeutschland streut man Palmenkätzchen auf den Acker, um ihn dadurch gegen Wetterschaden zu schützen, und in Ostdeutschland werden sie zum „Schmeckostern" verwandt, d. h. die Jugend geht mit diesen Zweigen zu den Dorfbewohnern, um sie unter Hersagung kleiner Verse damit zu berühren, (zu „schmeckostern") und Ostereier alsdann zu erhalten. In Schlesien schlägt der Hirt seine Herde mit Blütenkätzchen, auf daß diese gesund bleibe.

Alle diese Bräuche leiten, wie die meisten sich an unsre christlichen Feste knüpfenden Sitten, in altersgraue Heidenzeit zurück. Die alten Germanen sahen in der Weide einen dem Wettergotte Donar geheiligten Baum, der Blitz und Donner abwendende Gewalt besaß. Darum steckten bereits die Heidenpriester Weidenzweige auf die Felder und die Dächer, das Gewitter von Haus und Hof fern zu halten.

Die grünen Palmen, die die Bewohner Jerusalems dem Heiland als Willkommensgruß brachten, waren ja auch noch eine Reminiszenz an

Digitized by Google

die Göttin Ostera, der die Altvordern gehuldigt, und der zu Ehren sie sich einst bei der „Frühlingsfeier" mit „ihren" Blumen geschmückt, dem bescheidenen Gänseblümchen, das schon in der Vorzeit „Osterblume" hieß, und jetzt auch als Maßliebchen, Sternblume, Marienblümchen, Tausendschönchen, usw. bekannt ist. Knüpfen sich doch ebenso viele Namen als Legenden und Sagen an das Blümchen, das so bescheiden auf den Gänsefristen wächst. Ein anmutiges Märchen erzählt, es habe den Namen „Tausendschön" erhalten, nachdem es dem lieben Gott geklagt, daß die Menschen vom „Gänseblümchen" nur spöttisch sprächen.

Die kleinen Kinder, die es seh'n,
Die klatschen in die Hände,
Und schmeicheln: Gänseblümchen, schön,
O tausend schön, ohn' Ende! —
Sie winden es in jeden Kranz,
Sie treten drauf bei jedem Tanz,
Das holde Tausendschönchen.

In den christlichen Legenden wird es häufig „Marienblümchen" genannt, da es den Dankes- und Freudentränen der Jungfrau Maria entsprossen sein soll, oder „Sternblume", da Maria sie „künstlich den Sternen nachgeformt" habe, wonach ihnen Christus Leben einhauchte. Die rötlichen Spitzen sollen an das Blut der Gottesmutter, die sich daran verwundet habe, erinnern.

In Frankreich sagt man „Marguerite". Ludwig IX., dessen Gemahlin Margarete hieß, nahm die Blume deshalb in das französische Wappen auf. Auch in Italien spielt es als „Margherita" eine große Rolle, als Lieblingsblume der denselben Namen tragenden Mutter des regierenden Königs. „Daisy" sagt man in England; oder „Tagesauge", weil es abends die Strahlenblätter über dem Kelch schließt, und müde das Köpfchen senkt, und in Schweden ist das schlichte Blümchen als „Priesterblume" bekannt, vielleicht weil man dort den die goldene Scheibe umgebenden Blätterkranz mit den feingefälteten Kragen der Priester identifiziert.

Die „Busch- oder Windröschen", die lieblichen Anemonen, die man in verschiedenen Farben kennt, zählen gleichfalls zu den „Osterblumen". Die blauen nennt man auch wohl „Himmelströpfchen", vielleicht weil in ihnen sich das Himmelsblau spiegelt. Besonders großer Beliebtheit erfreuen sie sich in Schweden, wo die ersten Blüten von dem abergläubischen Landvolk gegessen werden, das sich dadurch vor Krankheit zu schützen hofft. Wie es vom Schneeglöckchen heißt:

Schneeglöckchen fühlt den warmen Schein
Und denkt: Es ist wohl an der Zeit,
Ich läute jetzt den Frühling ein. . . .,

so singt der Dichter von den Anemonen:

Was ist dies für ein zarter Schnee,
Im stillen Tal, auf sanfter Höh'?
Komm näher nur und schau herein,
Es sind viel Anemonen sein.

Die Glöckchen, rotverschämt und weiß,
Sie läuten auf des Herrn Geheiß,
Mit goldnen Klöppeln sanft und fein,
Sie läuten das liebe Osterfest ein.

Eine andere Pflanze, zu Ehren der Ostera einst angebaut, ist die Schwertlilie, die freilich in späterer Zeit mehr den Schmuck der „Maienkönigin", der „Pfingstbraut" bildete, die früher in ganz England, Deutschland, Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen am ersten Mai, als „Sinnbild des Frühlings" in den Dörfern und kleinen Städten Einzug hielt. Noch heute krönt man in einzelnen Dörfern Hollands das schönste Mädchen am ersten Maitage mit einem Kranze von Schwertlilien (Iris), um sie auf einem bekränzten Wagen umher zu fahren. Ein Anklang an den Umzug der Göttin Holda oder Nerthus. Eine viel spätere, christliche Legende läßt die Iris den Tränen eines heidnischen Kriegsknechts entsprießen, der auf Golgatha, beim Anblick der Leiden des Heilands, geweint.

Als Osterblume ist ferner die holde primula veris bekannt, vom Volksmunde als Himmelsschlüsselchen bezeichnet, von der eine, allerdings spezifisch märkische Sage erzählt, daß sie, wie das Gänseblümchen, aus einer Träne Marias entsprossen sei. Es heißt, Maria habe darüber geweint, daß unter dem lichten Himmelsgewölbe der erste Frieden des Lenzes nur so kurze Zeit währe, und die im Blütenschmucke so herrlich prangende Erde doch immer wieder dem Welken und Vergehen anheimfiele, und in den leuchtenden Tränen der Gottesmutter habe sich ein so volles, starkes Liebesleben offenbart, das vermöge seines hohen inneren Wertes nie verloren gehen konnte, sondern, in den Schoß der Erde tropfend, sich doch ebenso oft wieder zum Lichte gedrängt, daß der Herr daraus die Blume geschaffen, die alljährlich neu den Himmel öffne, befruchtend auf die frosterstarrte Erde zu wirken. Je dichter die Himmelsschlüsselchen im ersten Frühling prangen, desto reichlicher soll, dem Volksglauben gemäß, in der späteren Sommerhitze der befruchtende, erquickende Regen kommen. Eine spärliche Anzahl der zarten Blumen deute andererseits auf dürre und schlechte Ernte hin. Daß das Blümchen vom Volk in Verbindung zur Muttergottes gebracht wird, spricht auch Lenau aus:

Sei mir gegrüßt,
Primula veris,
Holde, dich nenne ich
Blume des Glaubens.
Gläubig dem ersten
Winke des Himmels,
Eilst du entgegen,
Öffnest die Brust ihm.

Eine Volkslegende berichtet etwas anders, Petrus habe den Schlüssel zur Himmelstür fallen lassen, der, von Stern zu Stern sinkend, die Erde

Digitized by Google

berührt habe, ehe der nachgeschickte Engel ihn habe festhalten und zurückbringen können. Dort, wo er den Erdboden berührt, sei eine Blume entsprossen, die der Welt den „Frühlingshimmel" erschlossen, und der Abdruck des Schlüssels sei stark genug gewesen, alljährlich neue Schlüsselblumen erstehen zu lassen, mit ihnen alljährlich neu den „Frühlingshimmel" für die Menschen.

In der deutschen Volkssage spielt das Himmelsschlüsselchen eine ähnliche Rolle, wie die Springwurzel. Wer sie in der Osternacht pflückt, erblickt die Schlüsseljungfrau, die ihm die Macht verleiht, das Tor des Berges zu öffnen und unermeßliche Schätze an das Licht zu ziehen. Diese Sage ist besonders im Harz, im Riesengebirge und am Hörselberge verbreitet. Die „blaue Wunderblume", die den Eingang zum Kyffhäuser erschließen soll, scheint mehr auf die blaue Anemone hinzudeuten.

Wenn nun auch andere Blumen die Erinnerung an das Leiden des Herrn selbst an sich tragen, wie der Blutklee, auf den seine blutigen Schweißtränen im Garten zu Gethsemane gefallen, oder die ursprünglich weiße Moosrose, die auf Golgatha durch Christi Blut rosa gefärbt wird, — so bezeichnet die Volksbotanik doch vorzugsweise die erstgenannten fünf Pflanzen als „Osterblumen".

✱

Auferstehung

Nach einer bangen, langen Nacht
Tat sich das Herz der Erde auf,
Der Himmel goß den Balsam drauf,
Millionen Knospen sind erwacht
Das Leben siegt — der Lenz ist da —
Und fern im Osten steigt das Licht,
Draus grüßt des Heilands Angesicht,
Halleluja, halleluja! F. Wagenknecht.

✱

William Shakespeares letzte Ruhestätte / Von Paul Pasig

Zu des Dichters 300jährigem Todestage. 1616 — 23. April — 1916.

Am 23. April d. J. sind drei Jahrhunderte vergangen, seit der große britische Dichter William Shakespeare in seinem Geburtsorte, dem Landstädtchen Stratford am Avon (Grafschaft Warwickshire), im Alter von erst 52 Jahren die Augen zum letzten Schlummer schloß. Wir Deutschen haben mehr als jedes andere Volk, des Dichters eigene Landsleute mit eingeschlossen, Grund, an diesem Gedenktage nicht beiseite zu stehen. Denn wir erst sind es gewesen, die dem großen Dichter Gerechtigkeit widerfahren ließen und ihm zu der Anerkennung auch außerhalb seines Heimatlandes verhalfen, die ihm dieses bis weit in das 18. Jahrhundert hinein versagte. Namentlich waren es außer unsern großen Klassikern, Lessing und Goethe voran, die sogenannten Romantiker, die nicht müde wurden, auf die universelle Bedeutung des großen britischen Dichters hinzuweisen, und die uns zu der Schlegel-Tieckschen Übersetzung die erste brauchbare deutsche Bühnenbearbeitung von dessen Dramen schenkten. Es war daher durchaus zutreffend, was bei der ersten Aufführung eines Shakespeareschen Stückes in diesem Weltkriege in Leipzig — es war am 20. Oktober 1914 — Olivias „Narr" in „Was ihr wollt" dem Dichter selbst in den Mund legte, der sich mit den Worten an die Zuschauer wendet läßt:

„Ihr wäret ihm bisher die zweite Heimat
Gewesen, seine erste, angebor'ne
England. Doch dieses England, wie es heute sei,
Sei ihm im Tun und Fühlen so zuwider,
Ja, so verhaßt dem reinen, königlichen
Und stolzen Geiste seines freien
Wesens,"
Daß er sich dort als heimatslos empfände
Als solch ein stolz aus freier Wahl verbannter
Flüchtling beträt er nun die zweite Heimat,
Dies Deutschland, das vor allen ihn geliebt,
Dem dankbar er vor allen andern sei,
Und spräche: Wundervolles, edles Land,
Bleib' du des Shakespeare einzig
wahre Heimat,
Damit er nicht ohn' Obdach, unverstanden,
Hinirren müsse durch die weite
Welt!". . . .

Bekanntlich beruht die Annahme, der Dichter sei am 23. April (1564) geboren, auf einer Vermutung. Wir kennen (aus dem Kirchenbuche) nur seinen Tauftag genau. Dieser war der 26. April. Da nun die Taufe zu damaliger Zeit in England spätestens drei Tage nach der Geburt vollzogen zu werden pflegte, so ergibt sich eben der 23. April als der Geburtstag. Der Dichter

Digitized by Google

starb sonach an seinem Geburtstage. Wann er, nachdem er den größten Teil seines Lebens in London zugebracht hatte, seinen Wohnsitz wieder nach seinem Geburtsorte verlegt hat, ist, wie vieles in des Dichters Lebensgange, gleichfalls nicht bestimmt nachweisbar. Es war gegen Ende seines Lebens, wahrscheinlich 1612. Todesahnungen und eine gefaßte, verzichtende Stimmung mögen ihn damals, trotzdem er auf der Sonnenhöhe des Ruhmes stand, zuweilen beherrscht haben, und sie kommen auch in den Tragödien jener Zeit teilweise zum Ausdruck („Coriolan," „Lear," „Macbeth," „Antonius" u. a.), wie er auch zu Lustspielen keine Muße mehr fand. . . .

Es war am Anfang des Jahres 1616. Der Dichter hatte sich bekanntlich, kaum 19 Jahre alt, mit der 26jährigen Anna Hathaway, Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers, vermählt. Von seinen Kindern waren noch zwei Töchter, Susanna (i. J. 1583 geboren) und Judith (i. J. 1585 geb.) am Leben. Der mit letzterer zugleich geborene Sohn Hamnet (Hamlet) war bereits im Alter von 11 Jahren (1596) verstorben. Die älteste Tochter hatte sich mit dem Dr. John Hall, einem angesehenen Stratforder Arzte, i. J. 1609 verheiratet. Und nun, i. J. 1616, stand die Vermählung seiner zweiten Tochter Judith bevor. Kurz vor dem Hochzeitstage machte der Dichter sein Testament, das im Amte des Erzbischofs von Canterbury aufbewahrt wird. Es ist in lateinischer Sprache verfaßt und beginnt: „Am 25. März und im Jahre des Herrn 1616. Im Namen Gottes. Amen! Ich, William Shakespeare von Stratford am Avon in der Grafschaft Warwick, Gentleman, in vollkommener Gesundheit und Besinnung, Gott sei gepriesen! mache und ordne an, diesen meinen letzten Willen und Testament in Art und Form, wie folgt; das heißt, zuerst befehle ich meine Seele in die Hände Gottes, meines Schöpfers, hoffend und zuversichtlich glaubend, durch keinen andern als die Verdienste Jesu Christi, meines Heilandes allein, teilhaftig gemacht zu werden des immerwährenden Lebens, und meinen Leib befehle ich der Erde, wovon er gemacht ist." Nun folgen die Einzelbestimmungen: sein Weib erhielt gesetzlich von dem Einkommen aus des Dichters Eigentum ein Drittel zu lebenslänglichem Nießbrauch, ferner das zweitbeste Bett usw., seine älteste und Lieblingstochter Susanna Hall seine Juwelen und Haushaltssachen, seine zweite Tochter seine große silberne, vergoldete Trinkschale, seine Enkelin Elisabeth Hall sein Silbergeschirr. Dann werden die Armen von Stratford und seine Freunde bedacht, deren einem er sein Schwert vermacht, und zuletzt vergißt er sogar seine Patenkinder usw. nicht. — Am 25. März, wie erwähnt, ist das Testament unterschrieben, und schon einen Monat später war der Dichter eine Leiche! Wir hören von keiner Krankheit, die den schnellen Tod herbeigeführt haben könnte. Ungewiß ist die Angabe von einem Trinkgelage und einem Fieber, das er sich infolgedessen zugezogen habe. . . . Kurz, wie über dem Anfange seines Lebens, so ruht auch über dessen Ausgange ein dichtes Geheimnis. Wann er starb, verrät uns zunächst dasselbe Kirchenbuch, das auch seinen Tauftag vermerkte. Hier heißt es (lateinisch): „1564, April 26. Gulielmus Filius Johannes Shakspere" (das ist der Taufvermerk), und ein paar Blätter weiter: „1616, April 25. Will. Shakspere, Gent." (Das ist die Angabe über die Beisetzung, zwei Tage zuvor, eben am 23., seinem Geburtstage, war der Tod erfolgt.) —

In der alten Dreifaltigkeitskirche seines Geburtsortes, zu der eine schattige Lindenallee führt, ward der Dichter beigesetzt. Hinter ihm rauscht der Avon, der ihm einst sein Wiegenlied gesungen, noch immer seine geheimnisvolle Weise, ein Lied vom unsterblichen Ruhme der Götterlieblinge. An den Wänden des geräumigen Gotteshauses befinden sich verschiedene Grabdenkmäler von Vornehmen, an einigen noch Trauerwappen und halb vermoderte und verstaubte Banner. Shakespeares Grab ist unter der Kanzel. Hier steht auch seine Büste, die einzige, die uns des Dichters Züge zuverlässig wiedergibt. Sie ist aus Marmor und sieben Jahre nach dessen Tode verfertigt. Shakespeare erscheint hier als ein Mann mit einer etwas kahlen Stirn, die mehr hoch als breit ist, mit langem Haar, das sich über und hinter den Ohren kräuselt, mit einem schmalen Bart über der Lippe und einem Spitzbart am Kinn. Der rechte Arm hält eine Feder in der Hand, als ob er schreibe, der linke ruht auf einem grünen Kissen mit vergoldeten Quasten, und die Hand senkt sich auf ein Manuskript. Die Büste war ursprünglich farbig. Die Augen hellbraun, Haar und Bart etwas dunkler, Gesicht und Hände fleischfarben. Der Rock war scharlachrot mit schwarz, die Farben, die er als Schauspieler als „Diener Ihrer Majestät" getragen, denn der Dichter war allezeit königstreu gesinnt gewesen. Durch ein besonderes Verfahren ist es gelungen, die Farben, die längst verbleicht waren, wieder, wenn auch etwas matter, hervortreten zu lassen. Unter der Büste befindet sich eine lateinische und englische Inschrift und darunter das klare Datum seines Todes: „Obiit Anno. Dom. 1616. Aetatis 53. Die 23. Ap." Nicht weit davon befinden sich die letzten Ruhestätten seiner Gattin und seiner ältesten Tochter. Die Messingplatte auf ersterer führt die Inschrift: „Hier liegt begraben der Körper von Anna, Weib von Mr. William Shakespeare, welche aus diesem Leben schied am 6. August 1623, im Alter von 67 Jahren." Der andere Stein kündet: „Hier liegt der Körper von Susanna, Weib des John Hall, Gent, einer Tochter von William Shakespeare, Gent. Sie starb den 11. Juli 1649. Alter 66." Endlich ist noch zu bemerken, daß sich auf des Dichters Grabsteine vier Zeilen, die von ihm selbst herrühren, befinden und lauten:

Digitized by Google

„Um Jesu Willen, Freund, berühr',
Den Staub nicht der da modert hier!
Gesegnet, wer des Steines pflegt,
Verflucht, wer mein Gebein bewegt."

Was mag den Dichter zu dem an solcher geweihten Stätte gewiß ungewöhnlichen Fluche bewogen haben? Sicherlich nicht Mangel an Pietätsgefühl, sondern der grauenvolle Gedanke, daß seine Gebeine auch einmal in ein sog. „Beinhaus" kommen und der Neugier und Willkür gleichgültiger und pietätsloser Leute preisgegeben sein könnten, ein Gedanke, der ihn in seinem „Hamlet" ausrufen läßt: „Haben diese Knochen nicht mehr gekostet als daß man Kegel mit ihnen spielt? Meine tun mir weh, wenn ich daran denke!" Und in der Tat: des Dichters Grabstätte hat alle Stürme der Jahrhunderte überdauert, und als einst gerade dieser Teil des ehrwürdigen Gotteshauses einer Erneuerung unterzogen werden mußte, da stand Tag und Nacht eine Wache an dem geweihten Grabe, damit kein Stein abbröckle, kein Atom Erde sich löse und sein Gebein nicht in seiner ewigen Ruhe aufgestört und „bewegt" werde . . .

Es ist von je unseres Volkes Stolz und Ruhm gewesen, auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der große britische Dichter darf den Vorzug beanspruchen, nicht nur von uns zuerst und nach Gebühr anerkannt und gewürdigt worden zu sein, sondern er selbst kannte auch seine Landsleute gründlich und wußte gelegentlich ihnen die bittersten Wahrheiten zu sagen, die auf seiner genauen Kenntnis des englischen Nationalcharakters beruhten, s. z. B., wenn es in „Richard III." heißt:

„Ja, England, eingefaßt vom stolzen Meer,
Des Felsgestade jeden Wellensturm,
Des neidischen Neptuns wirft zurück,
Ist nun in Schmach gefaßt. . . ."

Am Grabe schweigen Groll und Hader, zumal an einem solchen Grabe, das die Gebeine eines Dichters birgt, der zwar äußerlich jenem Volke angehörte, innerlich aber längst einer der Unsern geworden ist, und von dem ein Goethe bekannte, daß er „uns in silbernen Schalen goldene Äpfel" gibt. Dem Genius, welchen Stammes er sei, reicht der Deutsche jederzeit gern und in Andacht die Palme. . . .

Mutter Erde

Den schwarzen Acker
Pflügt ein weißer Pflug,
Und vor ihm schäumt der Grund
In schweren Wellen.
Die Stiere dampfen,
Und wie Bronzegüsse
Erglänzen sie
Im gelben Schein des Morgens.
Erdfesten Schrittes
Geht der Mensch
Und schlürft den Duft
Der warmen Scholle tief
Und fühlt, wie aus dem Schoß
Der großen Mutter
Ein Strom in seine Glieder rinnt.
Der strafft die Muskeln ihm,
Er dehnt die Brust
Und trinkt und trinkt
Den Zauberatem ein
Und singt ein Lied,
Das läutet in die Weite
Und läutet Menschenfrohsein
Und den Preis der Erde. . .

Reinhold Braun.

Vermischtes

Kleinasiatische Städtebilder.

Nicaea. Wer seinen Weg von Ismid, dem alten Nikodemien, über Ada-Bazar und am herrlichen Sabandja-See vorbei nach Nicaea, dem heutigen Isnik, nimmt, hat prächtige Landschaftsbilder in Hülle und Fülle gesehen: üppig grünende, bach- und flußdurchschlängelte Täler, Wälder, die einen Begriff von dem einstigen Holzreichtum Kleinasiens geben, stille, große Seen und wilde, starre Felsenwelt, in der die Adler horsten. Und da, wo die Bergregionen terrassenförmig immer höher steigen, schimmert einem, aus ihnen heraustretend, ein schier unabsehbarer Wasserspiegel entgegen: der See von Nicaea. Dicht an seinem Ufer liegt die altberühmte Stadt in der Hochebene. Durch gut gepflegte Gärten, Weinberge und Maulbeerwälder, an der justinianischen Wasserleitung vorbei, führt der Weg durch das Tor von Lefke in die Straßen von Isnik.

Noch heute geben die Mauern und Türme, überhaupt die ganzen, zum Teil noch gut erhaltenen Befestigungsanlagen einen Begriff von Nicaea zur Zeit der ersten Kreuzzüge. Auch war die Stadt, durch ausgezeichnete Straßen mit Konstantinopel und den großen Städten des inneren Landes verbunden, als Handelsknotenpunkt von besonderer Wichtigkeit. Schon um das

Digitized by Google

Jahr 315 v. Chr. soll Nicaea, damals unter dem Namen Antigonia, bestanden haben, später aber von ihrem Eroberer Lysimachos nach dem Namen seiner Gattin in Nicaea umgetauft worden sein. Im Jahre 70 n. Chr. kam die Stadt unter römische Herrschaft. Unter Trajan wurde der jüngere Plinius Statthalter von Nicaea. Er ließ es sich angelegen sein, die Stadt mit prächtigen Bauten zu schmücken. Später ließ Hadrian die Mauern erbauen und einige der Tore, von denen heute nur noch drei erhalten sind. An Türmen sollen sich noch jetzt etwa 200 in den riesig ausgedehnten Mauern befinden.

Bereits im dritten Jahrhundert wurde Nicaea von den Goten verwüstet. Sie zerstörten erbarmungslos die Prachtbauten und plünderten die Stadt. Es dauerte zwar nicht allzu lange, da richtete sich die schwer Geprüfte wieder auf, kam aber lange Zeit hindurch, da auch Erdbeben zerstörend über sie hereinbrachen, nicht wieder zu ihrem früheren Glanze. Erst unter dem Kaiser Justinian, der die große Wasserleitung, Kirchen, Klöster und Paläste erbauen ließ, erinnerte die Stadt wieder an das alte, glänzende Nicaea. Im Jahre 325 wurde sie berühmt durch das von mehreren Hundert Bischöfen besuchte große Konzil.

Um das Jahr 1074 entriß Sultan Soliman von Ikonium den Byzantinern Nicaea, das damit in die Hände der Seldschuken fiel. Damit begann eine neue Epoche des Glanzes für die nie zur Ruhe gekommene Stadt. Namentlich Arslan, der Sohn Solimans, ließ eine Reihe prachtvoller Bauten, namentlich Paläste und Moscheen, errichten, deren Überreste noch heute von ihrer ehemaligen Schönheit künden. Auch die Wissenschaften und Künste fanden eine wohlbehütete Heimstatt am Hofe Arslans. Aus den fernsten Gegenden, vorwiegend aber aus Arabien und Persien, verschrieb er die Künstler und Gelehrten, vor deren Wissen er sich beugte. Leider sollte auch diese herrliche Zeit für Nicaea nicht von langer Dauer sein. Die christlichen Völker Europas rüsteten sich zum Kampf gegen das ungläubige Morgenland und entboten zuerst ihre Heere vor die Mauern der blühenden Stadt. Es war im Jahre 1095, da unter Peter von Amiens die wilden Scharen der Kreuzzügler anrückten, aber an den Mauern und Türmen Nicaeas rannten sie sich die Schädel ein. Das ganze Heer ging zugrunde. Doch schon zwei Jahre später zog eine neue ungeheure Zahl von Kreuzzüglern herbei, die wohl die Stadt genommen hätten, wenn sie es nicht vorgezogen hätte, den mit ihr heimlich gepflogenen Unterhandlungen des Griechenkaisers Alexius nachzugeben und sich ihm, der die Kreuzzügler im Zaum zu halten verstand, zu ergeben. Aber bald kamen die Seldschuken wieder zur Herrschaft, um sie gegen das Jahr 1183 abermals an die Byzantiner abtreten zu müssen. Nun gelangte Nicaea noch einmal zu hoher Bedeutung, indem es sich im Verlauf von hundert Jahren ungehindert entwickeln konnte. Dann aber ging es mit dem byzantinischen Reich rapide bergab, und die glänzende Stadt wurde unter Sultan Orkhan von den Türken erobert. Aus diesen wechselvollen und schicksalsschweren Zeiten Nicaeas künden eine Menge stummer und doch so ergreifend beredter Zeugen. Wohin man schaut, ragen sie aus Gruppen von Zypressen, aus Eichen- und Buchenhainen, aus Feldern und Gärten auf.

Sultan Orkhan eroberte die von ihm längere Zeit hindurch belagerte Stadt schließlich kampflos, da sie der in ihren Mauern herrschende Hunger und Pest und Cholera zwangen, sich zu ergeben. Der neue Herr von Nicaea war seinen eroberten Untergebenen ein gerechter und milder Herrscher. Man erzählt sogar, daß die griechischen Frauen der Stadt, die den türkischen Siegern als Beute zufielen, gar keine Ursache gehabt hätten, mit ihrem Schicksal zu hadern. Nach einer Reihe von Jahren verheiratete sich sogar der alternde Sultan noch mit der Tochter des griechischen Kaisers Kantakuzen. Wenn auch Sultan Orkhan eine Reihe der prächtigen christlichen Kirchen zu Moscheen und Schulen umwandeln ließ, behinderte er seine christlichen Untertanen doch nicht in der Ausübung ihres Glaubens. Er war es auch, der Nicaea zum Dorado der Bettler schuf, insofern, als er die erste Armenküche, das sogenannte „Imaret" gründete. Nach ihm haben die Reichen und Frommen Nicaeas durch Stiftungen für die Erweiterung und Unterhaltung der Armenküchen gesorgt, so daß die wirklich Bedürftigen, aber auch häufig die Tagediebe, sich keine Sorgen um ihres Magens Notdurft zu machen brauchten.

Nicaea hatte gleich Konstantinopel auch seine Sophienkirche, die von Sultan Orkhan in eine Moschee, die Aja-Sophia, umgewandelt wurde. Interessant ist es, daß neben dem unter dem türkischen Herrscher erbauten Minarett der Moschee noch der Kuppelbau ihrer christlichen Zeit steht, aber er ist eingefallen und dient den Störchen als Niederlassung. Auch das Minarett hat seine spitze Krönung verloren. Unten aber, in dem verfallenen Gemäuer des Hauses, in dem Gott und Allah gedient wurde, halten die Bettler und Tagediebe ihren Kef, wenn sie es sich in den Armenküchen haben wohl sein lassen.

Andere Moscheen aus alter Zeit, die noch heute ihrem Zweck dienen, hat Nicaea mehrere. Es besitzt auch, gleich Brussa, eine Jeschil-Djami (Grüne Moschee), die ihren Namen von dem mit vorwiegend grünen Kiutah-Kacheln verzierten Minarett trägt. Hervorzuheben sind noch die Mehmed-Tschelebi-Moschee, die Scheich-Kubbedin-Moschee und die Kumi-Djami. Wie in den meisten kleinasiatischen Städten, kann man auch in Nicaea wahre Edelsteine alter Kunst in neuzeitliche Gebäude, oft sogar in Ställe, eingemauert finden. Man braucht sich nicht zu wundern, wenn man neben einem Luftziegel oder einem rohen Steinklotz einen mit kunstvoll verzierten Inschriften, mit zierlichen Ornamenten und Skulpturen bedeckten Stein eines römischen oder griechischen Bauwerkes, eines Tempels oder Palastes findet. Es ist auch selbstverständlich, wenn bei Fundament-Ausschachtungen für Neubauten Trümmer von prächtigen Säulen und entzückenden Kapitälern zutage gefördert und als wertloser Schutt behandelt werden. Wer die in der byzantinischen Zeit entstandenen gewaltigen Mauern einmal umwerfen und in ihren Unterbauten nach Herzenslust suchen und graben dürfte! Da würde das Herz eines jeden Archäologen wohl Freudensprünge tun!

Natürlich hat Nicaea auch seine Heiligengräber und deren Türbedare (Grabwächter). Ihrer liegen eine ganze Reiher an der Pilger- und Karawanenstraße. Sie sind wie alle Grabstätten islamitischer Heiliger mit Amuletten-, Kleider- und Wäschefetzen derer behängt, die, Wunder von den entschlafenen Heiligen erwartend, an ihrer Ruhestatt gebetet haben, ehe sie zu einem anderen Wallfahrtsort, vielleicht nach Mekka, zogen. Heute, da die Eisenbahnen Kleinasien durchziehen, hat sich auch das alte Nicaea den Schlaf aus den Augen gerieben. Aber noch nicht ganz. Es geht langsamer bei ihm, als bei manchen anderen Städten Anatoliens. Kommt es daher, weil die Geister aus sagengrauer Vorzeit noch zu deutlich erkennbar über seinen Mauern schweben, so daß man glaubt, ihren Atem im Windeswehen zu vernehmen? Allah bilir! (Gott weiß es!)

Johanna Weiskirch.

Inhalt des Heftes 30: Stärker als Liebe. Roman von Arthur Achleitner. — Bulgariens erster Zar. Roman von Detlev Stern. — **Beiblatt:** Ostern. Gedicht von Eugen Stangen. — Osterblumen. Von A. M. Witte. Auferstehung. Gedicht von F. Wagenknecht. — William Shakespeares letzte Ruhestätte. Von Paul Pasig. Mutter Erde. Gedicht von Reinhold Braun. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 22. April 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 31

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Stärker als Liebe / Roman von Arthur Achleitner

1. Fortsetzung.

Etliche Tage später hatte Martha die Antwort in Händen. Der Schrift nach das Elaborat eines Menschen, der beim Militär das säuberliche Buchstabenmalen gelernt, die korrekte Schrift des Kompagnieschreibers sich angeeignet hat nach heißem Bemühen und mit eisernem Fleiße. Tadellose, peinlich saubere, sehr gut leserliche Handschrift. Korrekt und kühl der Inhalt in der Einleitung, die dem Schema entsprechend mit dem Worte „Nachdem" begann. Die Spekulation auf die Intelligenz erwies sich als richtig insofern, als Eisgruber das zwischen den Zeilen versteckte Interesse für seine Person herausgefunden hatte. Der Triumph ob der geglückten Spekulation, über die Ankirrung, währte aber nicht lange; er verwandelte sich in Enttäuschung, als Martha weiter las und eine sehr höfliche Ablehnung fand, ein rührend schönes, aber bitter wirkendes Geständnis, wonach die Dame brieflich Huld und Gnade an einen Menschen vergeude, der nach Bildung und Erziehung viel zu tief stehe, um zu der hochthronenden vornehmen Dame aufblicken zu dürfen. „Mit ehrerbietigem Handkuß Ew. Hochgeboren gehorsamster Vinzenz Eisgruber, Leutnant."

Zornig nannte Martha ihn jetzt einen „steierischen Höhlenbären", der samt seinem Geheimnis weiterschlafen soll bis in die Ewigkeit. Der Brief wurde verbrannt, Eisgruber lebendigen Leibes zu den Toten gerechnet. Auch kündigte die schwer enttäuschte Gesellschafterin die nun lästig gewordene Stellung unter einem geschickt gewählten Vorwand und reiste alsbald ab.

Als dies Vinzenz hörte, bereute er zwar die Ablehnung des ihm so lieb entgegengebrachten Interesses eines bildschönen Weibes; aber er atmete auf wie von schwerer Sorge und Bedrückung befreit. Soviel Frauenkenner war er ja, um zu wissen, daß viel stärker als das Liebesgefühl die weibliche Neugierde ist. Und jede Art von forschender Neugier fürchtete er. Und diese Befürchtung gestaltete sich, da sie Eisgruber stetig beschäftigte, ja beherrschte, zu einem krankhaften Zustand, der sich infolge der freiwilligen Abschließung von jedem gesellschaftlichen Verkehr steigerte, auf Geist und Gemüt schädigend wirkte, und sogar im Dienst sich bemerkbar machte und auffiel. In treuer Anhänglichkeit nahm die Mannschaft das nervös überreizte Gebahren des Leutnants Eisgruber schweigend hin; es war den Leuten anzumerken, daß sie der Zustand des aufrichtig verehrten Offiziers bekümmerte.

Wiederholte Beobachtung veranlaßte den Batteriechef Hauptmann Schlammadinger, Eisgruber privatim zu fragen, ob vielleicht arge — Schulden das Herz in besonderem Maße bedrückten. In liebenswürdiger Weise bot der Hauptmann finanzielle Hilfe innerhalb der üblichen Grenzen an.

Vinzenz hatte ob der Berufung in Schlammadingers Häuslichkeit Schlimmes befürchtet, empfand nun die Frage als eine geradezu beglückende Befreiung von schwerer Sorge und lehnte das gütige Angebot mit herzlichem Dank ab. „Gott sei Lob und Dank, daß ich keine Schulden habe!"

Lebhaft reagierte der Batteriechef in wohl-

Digitized by Google

wollend scherzender Weise auf diese Äußerung: „Also das strikte Gegenteil vom Luftikus Sausewind Ainhirn! Ein Rätsel ist der Herr Leutnant Eisgruber! Hat keine Schulden, braucht kein Geld, von Weibergeschichten hört man — erfreulicherweise — auch nichts! Vielleicht etwas zu exklusiv, eremitenhaft der Lebenswandel, nicht völlig normal für einen Leutnant! Im Dienst seit etlichen Wochen etwas gereiztes Wesen; ich möchte als Freund bitten, sich zur Gelassenheit zu zwingen! Im Übrigen bleibe ich hilfsbereit zu jeder Stunde nach Möglichkeit; ich bitte diese ‚Bereitschaft' im Auge behalten und je nach Bedarf in Anspruch nehmen zu wollen! So fern der Heimat müssen wir Offiziere zusammenhalten!"

„G'horsamsten Dank, Herr Hauptmann! Was mich bedrückt, kann ich nicht recht sagen, klingt lächerlich bei einem Offizier!"

Schammadinger stutzte. Aus dem Wienerwald stammend, an dem sein Herz mit zärtlicher Liebe hing, vermeinte der Hauptmann den Ton in den Worten Eisgrubers zu kennen. Und geradeheraus sagte Schlammadinger: „Heimweh! Das kenne ich, habe darunter schwer gelitten solange, bis mich die Heirat davon befreite! Ohne Kaution kann der Leutnant nicht freien, also muß wie manches andere auch das Heimweh überwunden werden. Übrigens hilft zur Überwindung am sichersten Fleiß und Strammheit im Dienst, Geselligkeit in freien Stunden und Jagdausübung. Leider ist in dem Nest das Weidwerken unmöglich. Aber absterben werden wir alle hier nicht, länger als zwei Jahre hat kein Offizier in diesem Nest verbleiben müssen!"

Zenz ließ den Kopf nach vorne sinken.

Dies gewahrend, meinte Hauptmann Schlammadinger: „Nur nicht jammern, nicht verzagen, lieber Freund! Klappt es gut bei den Manövern, springt schon ein Urlaub von etlichen Wochen heraus, der in der lieben Heimat wonniglich verlebt werden kann! Deshalb Kopf hoch, Eisgruber! Tschau!" Mit Händedruck entließ der herzensgute Hauptmann den ersichtlich seelisch aufgerichteten Leutnant.

Wie neu belebt fühlte sich Vinzenz durch die rosig schimmernde Hoffnung auf Urlaub. Und diese Hoffnung half über Wochen und Monate, über manchen Verdruß hinweg.

In einsamen Abendstunden ließ Eisgruber vor dem geistigen Auge die heißgeliebte Bergheimat vorüberziehen, den märchenschönen See, die düsteren Wälder, die himmelragenden Kolosse an der Grenze von Obersteiermark und Oberösterreich. Beseligende Stunden waren dies, erfüllt von dem Glück wonniger Erinnerungen. Doch auch Neid und Bitterkeit schlichen sich ein, wenn Vinzenz daran dachte, daß andere Offiziere in jenen Gegenden garnisonieren, vielleicht unzufrieden sind und auf die „Nester" im Gebirge schimpfen, weil die kleinen Orte wenig Komfort bieten. Der aus dem Bergland stammende Vinzenz muß in — Galizien ein trostloses Leben führen. . . .

Nach Umfluß etlicher Monate veranlaßte ihn die Sehnsucht, näheres über die Möglichkeit einer Urlaubsgewährung zu hören, die Kameraden im sogenannten Kasino aufzusuchen und einen Abend in Gesellschaft zu opfern. Im Voraus hatte sich Vinzenz gewappnet gegen unvermeidliche Sticheleien auf sein Eremitenleben.

Die Kameraden waren jedoch so taktvoll, daß sie über das Erscheinen Eisgrubers weder Lärm schlugen, noch nach dem Anlaß fragten. Es stand, als Vinzenz eintrat, der tolle Ainhirn und seine freiwillige Klausur zur Erörterung, die die Herren lebhaft zu interessieren schien. Die Tafelrunde begnügte sich mit Zunicken, indes der Referent im Vortrag weiter darlegte, daß Ainhirns Bude für jedermann unzugänglich geworden sei. Da „Hans Leichtsinn" sich einen neuen Burschen zugelegt habe, dürfe mit Sicherheit darauf geschlossen werden, daß Ainhirn eine neue, riesige Dummheit, wahrscheinlich die größte seines Lebens auf dem Gebiete der Liebestollheit, zur Durchführung bringe. Der Zeuge für den bisher toll genug verübten Unsinn sei beseitigt und zur Truppe gestellt. Der Referent schloß seinen Bericht unter drolligem Augenaufschlag mit dem Seufzer: „Wenn nur die Mannschaft durch die Rückkehr des Burschen zur Batterie nicht völlig verdorben wird!"

Die Runde beantwortete diesen Seufzer mit schallendem Gelächter. Eisgruber hielt es für klug, gelegentlich einer Gesprächspause ehrlich zu sagen, daß er die Kameraden aufgesucht habe in der Absicht, ihre Meinung be-

Digitized by Google

züglich einer Urlaubsbewilligung zum Herbst zu hören; deshalb bitte er um freundliche Belehrung.

Die jungen Leutnants machten lange Hälse und horchten gespannt auf. Das Thema interessierte sie sehr.

Oberleutnant Webenau erfüllte Eisgrubers Bitte und sprach sich dahin aus, daß Urlaub nur den „älteren Dienern" gewährt werde, den jungen Herren erst nach Ablauf des zweiten Dienstjahres und bei vorzüglicher Führung. Krankheit selbstverständlich ausgenommen. Es müßte ein Kamerad schon „sehr kränklich" sein, wenn der Urlaub vor dem Manöver erteilt werden sollte. Ein vernünftiger Offizier erbitte aber einen Urlaub zu solcher Zeit selbst bei wirklich vorhandener Kränklichkeit nicht; Manöver schwänzen sei ein Unding, sehr gefährlich für das Weiterdienen, und mache den Regimentskommandanten zum Todfeind.

Nachdenklich und still ging Zenz an jenem Abend nach Hause. Die Laufbahn wollte er sich mit einem leichtfertigen Urlaubsgesuch nicht verderben. Kränklich oder krank war er nicht, das Heimweh konnte eine wirkliche Krankheit nicht genannt werden. Ein schmerzhafter Zustand, aber doch nicht von einer Art, die ärztliches Eingreifen erfordert. Und so bezwang sich Zenz und meisterte das Heimweh unter seelischen Schmerzen, dem Beruf, der Laufbahn zuliebe.

Etliche Wochen später kam Hans Ainhirn zu Zenz, um sich zu verabschieden.

„Abschied? Wieso? Hast du denn — quittiert?" fragte erstaunt Zenz Eisgruber.

Hans der Leichtsinnige lachte hellauf: „Aber keine Spur! Fort will ich, Urlaub und die schöne Zeit im Salzkammergut verbringen will ich, mein junges Leben genießen, trallala heißassa!"

„Vor den Manövern?! Du verschneidest dir doch dadurch die Kappe gründlich, vielleicht für immer!"

Hans zog lachend die Schultern hoch. „Ist mir wurschtegalschnuppe! Es lebe die Liebe!"

Geradezu erschrocken rief Eisgruber: „Hans, um Himmels willen! Du wirst doch nicht wegen einer Liebesgeschichte Urlaub erbeten haben?"

Ainhirn nickte grinsend. „Natürlich, nur wegen der Liebe! Und leicht war's, den Urlaub zu — erschwindeln! Viel schwerer hingegen die Monetenbeschaffung! Ist aber nun alles in schönster Ordnung für die nächste Zeit. . . ."

Zenz schüttelte den Kopf und meinte in Sorge: „Das kann und wird nicht gut enden! Laß die Finger von der Geschichte!"

„Haha! Das wär wohl das allerdümmste! Augenblicklich würden sie den Braten riechen, wenn ich jetzt verzichten würde! Fällt mir aber gar nicht ein! Übrigens hab ich mein Wort gegeben bestimmt zu erscheinen! Ich bin zu dir gekommen, um dich zu bitten, mir zu sagen, wo ich mich am besten in Altaußee einquartiere, gut und nicht zu teuer! Für meine Person muß ich mit dem Pumpgeld sparsam umgehen; es genügt mir eine bescheidene Bude, doch ‚ungeniert' muß sie sein! Du kennst jedenfalls den Ort, der von deiner Heimatsgemeinde nicht weit entfernt ist, sehr genau! Also sei so gut, und gib Auskunft!"

Zenz starrte wie entgeistigt den Kameraden an. Und mühsam rang er nach Worten. Nur stammeln konnte er: „Altaußee! Wo es von Militärs und Würdenträgern im Sommer wimmelt! Dort mußt du auffallen, ins Gerede kommen! Ich bitte dich, Hans, geh nicht dorthin!"

„Unsinn! Ist ja alles schon abgemacht, nichts zu ändern! Selbstverständlich werde ich nicht in Uniform bummeln und minnen; so dumm bin ich wahrlich nicht! Du wirst als Urlauber in der Heimat wohl auch nicht den Säbel spazieren tragen!"

„Inständig bitte ich dich, geh nicht ins Salzkammergut, nicht nach Außee! In deinem eigensten Interesse beschwöre ich dich, geh nicht hin!"

Ainhirn guckte groß und verzog die dicklichen Lippen. Und nach einer kleinen Weile sprach er: „Sonderbar und seltsam erscheint mir deine beschwörende Bitte! Sie macht mir den Eindruck, als sei es dein besonderer Wunsch, mich von deiner Heimat — fernzuhalten! — Kannst aber ganz getrost sein, ich werde mich um deine Privatverhältnisse in keiner Weise kümmern, ganz gewiß nicht fragen oder forschen! Werde dazu auch keine Zeit haben, denn ich sommerfrischle dort zu meiner — Er-

Digitized by Google

holung, zum Vergnügen meines liebebedürftigen Herzens!"

Schmerzbewegt erwiderte Vinzenz: „Ich wüßte keinen Grund, warum ich dich vom Besuch meiner Heimat abhalten sollte! Deine Mutmaßung ist kränkend für mich! Tu, was du nicht lassen kannst! Als Freund und Kamerad hab ich dich gewarnt!" Dann gab Jenz die gewünschte Auskunft.

„Danke! Auf Wiedersehen, vielleicht gar in den Bergen deiner Heimat!"

Fast bissig erwiderte Eisgruber: „Ich werde nicht um Urlaub bitten!"

Leichtsinnig lachte Ainhirn: „Davon bin ich überzeugt! Du bist aus anderem Holz geschnitzt! Aber die Stunde wird auch noch kommen, die dem Jenz Eisgruber alle Lust und Qual einer übermächtigen Leidenschaft bringt! Mir ist diese Stunde schon gekommen, ich will und muß sie nützen; auch wenn ich darüber zugrunde gehe! Tschau!"

Vinzenz stand wie Stein und starrte auf die Türe, hinter der Hans Ainhirn verschwunden war.

---

2. Kapitel.

Die Manöver waren beendigt, vorüber die Zeit der Mühe und schweren Arbeit. Alles hatte zur Zufriedenheit der Oberen geklappt. Schwer ermüdet, nach gewissenhafter Pflichterfüllung nahezu erschöpft fühlte sich Leutnant Eisgruber. Geistig und körperlich ermattet wie nie im Leben, so schlapp, daß Jenz sich dessen schämte und diesen Zustand verheimlichte.

Dem scharf blickenden, treu besorgten Hauptmann Schlammadinger konnte Eisgrubers Zustand nicht verborgen bleiben. Es kam zu freundschaftlichen Fragen, die Jenz notgedrungen beantworten mußte, so daß der Vorgesetzte sich vergewissern konnte. Schlammadinger verständigte den Regimentsarzt, der Jenz gelegentlich besuchte und ohne Vorwissen Eisgrubers den Kommandanten in Kenntnis setzte, daß ein Erschöpfungszustand festzustellen sei, der einen Krankheitsurlaub mit „Heimatsdomizil" um so mehr rechtfertige, als zweifellos das Heimweh des Gebirglers vorliege und schwer bedrückend wirke. Auch Hauptmann Schlammadinger befürwortete die Urlaubserteilung.

So wurde Eisgruber eines Tages mit Urlaubsgewährung wegen Krankheit grenzenlos überrascht. In Angst und Sorge, völlig verblüfft, lief Vinzenz zum Hauptmann Schlammadinger, und bat inständigst um Vermittlung bezüglich — Zurücknahme dieses nicht erbetenen und nicht gewünschten Urlaubs.

Die Vermittlung wurde abgelehnt. Freundschaftlich redete der Hauptmann dem Jenz zu, sich im Interesse der bös angegriffenen Gesundheit zu fügen und den liebenswürdigen, herzensguten Regimentskommandanten durch Ablehnung des gern erteilten Urlaubs nicht zu verletzen.

Eisgruber befürchtete eine Schädigung der Laufbahn, dachte an Ainhirn und verweigerte unter höflichsten Entschuldigungen die Urlaubsannahme.

Darob wurde Schlammadinger „verschnupft"; er gab Eisgruber eine Bedenkfrist von etlichen Tagen und entließ den „bockbeinigen" überängstlichen Leutnant beinahe unfreundlich.

Innerhalb der vier Wände hatte Jenz nun genügend Zeit, den Wortlaut des „Urlaubszertifikates" zu studieren. Dauer des Krankheitsurlaubes: vier Monate. Also eine lange, sehr reichlich bemessene Frist zu gründlicher Erholung bei vollem Gehaltsbezug. Urlaub im Heimat! Über Weihnachten hinaus!

Der Gedanke daran erfrischte allein schon, erquickte und machte froh.

Wie aber Jenz der Bergwelt gedachte, des langen Aufenthaltes in der Heimat, frei von jedem Zwang, da zitterte Eisgruber. Und er entschloß sich, den Urlaub, weil wirklich benötigt, anzunehmen. Aber der Heimatsgemeinde wollte er — fernbleiben. . . .

Die vom Batteriechef gegebene, sozusagen befohlene „Bedenkfrist" entwickelte sich zu Tagen, die überreich ausgefüllt wurden mit Gedanken an die Vergangenheit und auch an die Zukunft.

Vom Dienst urlaubshalber enthoben, hatte Vinzenz viel Zeit, sich mit der Vergangenheit, mit der Entwicklung seines Lebenslaufes bis zur Ernennung zum Offizier zu beschäftigen.

Digitized by Google

Wonne bereitete dieses Versenken in die Kinderjahre, aber auch bittere Gedanken und Gefühle stiegen auf, Empfindungen der Angst und Sorge vor der Zukunft. In die Alpenheimat flogen die Gedanken, in das Ländle, zu dessen Verherrlichung Volkslieder von selbst entstehen und mit aller Herzensinnigkeit gesungen werden; wo jeder Mensch glücklich ist und dem Schöpfer dankt, in der Heimat bleiben zu können, wo Armut und selbst Not willig ertragen wird, um nur nicht in die Fremde wandern zu müssen. Alle Pracht alpiner Majestät, mächtige Bergkolosse, öde Wildnis, weitgedehnte Wälder, wundersame Seen enthält das schöne Ländle, freilich auch wie überall im Hochgebirge des rauhen Klimas wegen ungenügende Bodenerträgnisse. Winzig ist der Leute Besitz an Grund und Boden, karg und schlecht die Ackerfrucht, es fehlt an Wiesen, unmöglich ist die Viehhaltung, meist beschränkt auf Ziegen; klein und winzig sind die Behausungen, oft nur winzige Holzbauten. Arm, sehr arm ist die Bevölkerung, die aber mit Liebe und Begeisterung an der schönen Heimat hängt, jedem verklärenden Sonnenstrahl entgegen jauchzt in nimmer endender Dankbarkeit für das Geschenk, in diesem Ländle beheimatet zu sein und leben zu dürfen.

Kleinbauern sind es, die Zwergwirtschaft nach mittelalterlichem Muster betreiben, von Fortschritt nichts wissen, Neuerungen schon der Armut wegen nicht einführen können. Schon vor mehr als einem Jahrhundert nahm der Staat auf diese absonderlichen Verhältnisse Rücksicht, indem er die kräftige männliche Bevölkerung zur Arbeit in den ärarischen Waldungen verwendete, die Einrichtung der staatlich angestellten Holzknechte schuf, die sogenannten „Kaiserlichen" Holzarbeiter im Regiebetrieb dauernd bezahlte und ihnen die Pensionsberechtigung verlieh. „Stabile", d. h. auf Lebensdauer angestellte Holzer erhielten einen Tagelohn von einem Gulden, als Pensionisten etwa die Hälfte; ihren Witwen wurde ebenfalls eine geringe Pension gewährt. Auf diese Weise kämpfte der Staat erfolgreich gegen die völlige Verarmung der Bevölkerung jahrzehntelang, bis der forstliche Umtrieb in der Neuzeit zu Einschränkungen zwang, das Forstärar der jüngeren Generation nicht mehr die ständige Beschäftigung geben konnte, und die Pensionierung entfallen mußte.

Alle, alle die winzigen Siedelungen der Kleinbauern kannte Vinzenz Eisgruber, wie ihm von der Kinderzeit her jeder „kaiserliche" Holzarbeiter persönlich bekannt war, und erst recht vertraut all die Buben, mit denen Jenz zur Schule ins Dorf am märchenschönen See gehen mußte. Das zehnte Kind eines Kleinbauers war Jenz; über seine Geburt herrschte, wie die Mutter nach Jahren erzählte, statt Freude Betrübnis im Häuschen, Vinzenz wurde als Vermehrer der Sorgen betrachtet; der Vater jammerte über den Zuwachs, die Mutter aber widmete dem jüngsten Sprößling vermehrte Liebe und duldete nicht, daß Jenzens Geburtsjahr 1849 ein Unglücksjahr genannt wurde. Und recht behielt die Mutter, denn auf die Kunde hin, daß der alte Eisgruber zum zehntenmal Vater geworden war, übernahm der Magnat und Exzellenzherr Graf Waldstätten, der am See eine große Villa besaß und die Jagdreviere gepachtet hatte, freiwillig die Stelle des Taufpaten. Auch beschenkte Graf Waldstätten die vielköpfige Familie Eisgruber so reichlich, daß fast auf ein Jahr hinaus die ärgste Not behoben war. Die hohe Exzellenz hatte nur die eine Bedingung gestellt: das Patenkind Vinzenz müßte in Ehrlichkeit erzogen werden, auf daß der Jenz dem Taufpaten nun und nimmer Schande bereite.

Bald nach Jenzens Eintritt in die Bergwelt vollzog sich ein Ereignis, das im Ländle nichts Ungewöhnliches war, für die Eisgrubers aber eine Änderung des Hausnamens brachte. Vom Urgroßvater her waren die Eisgruberischen oben am Berg ansässig und nannten ein Holzhäuschen nebst kleinem Grund ihr eigen. Das winzige Haus zum „Tuferer" war zu klein geworden, es konnte die vielen Sprößlinge nicht mehr beherbergen; für Vinzenz reichte der Raum nicht mehr. Der Vater Sepp Eisgruber bat also seinen Schwager, der seinem Gewerbe nach Schneider war, um Zustimmung zum Tausch von Haus und Grundbesitz. Der kinderlose Schwager willigte ein und übersiedelte hinauf ins Tuferer-Anwesen; die Eisgruberischen aber zogen hinab an den See und nisteten sich im Schneiderhause ein. Der Volksmund nannte von jenem Tage an die

Digitized by Google

Eisgruberischen nach Sitte und Brauch im Ländle „die Schneiderischen", den Schneider aber „Tuferer". So kam es auch, daß Vinzenz Eisgruber den Haus- und Vulgärnamen: „Schneider-Zenz" erhielt, unter dem er aufwuchs und gedieh, bis Vinzenz seiner Militärpflicht genügen mußte.

In Erinnerung an die Schulzeit des „Schneider-Zenz" mußte der einsame Leutnant Eisgruber schmunzeln. Gewiß waren die Schulkameraden und noch mehr die Brüder Lausbuben erster Güte, aber der verwegenste, zu allen tollen Streichen jederzeit bereit, der schlaueste Oberlausbub war unbestreitbar der — „Schneider-Zenz". Doch immer der Primus in der Schule durch alle Klassen, auffallend begabt, leicht von Begriffen, ausgerüstet mit einem staunenswerten Gedächtnis. Die nicht minder auffällige Geschicklichkeit der Hände in Anfertigung von Schnitzereien, Holzgegenständen nach zeichnerischen Vorlagen hatten die Lehrer der Dorfschule damals „manuelle Begnadung" genannt, die eine außergewöhnliche Laufbahn des Primus erwarten ließ. Ein Lächeln umspielte Eisgrubers Lippen, da der Leutnant der Stunde gedachte, in der er den Taufpaten unter Vorzeigung des Schlußzeugnisses gebeten hatte, es wolle der „Herr Graf" den Buben „auf geistlich" studieren lassen. Exzellenz Graf Waldstätten hatte hellauf gelacht, dem Zenz eine Zehnguldennote geschenkt und gesagt. „Du ein Geistlicher?! Nein, dazu biet ich nicht die Hand, denn du bist für solchen Beruf viel zu — pfiffig als Gebirgler! Auch zu geschickt und flink! Du würdest tief unglücklich werden im Talar! Über deine Zukunft reden wir noch, wenn du zum Militär kommst!"

Auch über die gut in der Erinnerung behaltene Antwort des pfiffigen Lausbuben mußte Leutnant Eisgruber schmunzeln. Zenz hatte wegen Ablehnung seiner Bitte bezüglich des Theologiestudiums dem Taufpaten — alle Verantwortung für künftige Streiche zugeschoben. Darüber war Exzellenz zuerst paff, völlig verblüfft; dann aber hatte Graf Waldstätten Tränen gelacht und dem Zenz nochmals einen „Zehner" geschenkt.

Im Gedenken der Tatsache, daß der Frechdachs ehrlich der Mutter das ganze Geld abgeliefert hatte, kam eine weiche Stimmung über Vinzenz. Die herzensgute, allzeit treubesorgte Mutter! Wie es ihr wohl ergehen wird?! Lange Zeit hatte Eisgruber von ihr nichts mehr gehört. Reue empfand Vinzenz, daß er seit vielen Monaten der alten lieben Mutter nicht geschrieben hatte. Die heilige Unterstützungspflicht war seither immer erfüllt worden, an jedem Gagetag hatte Zenz fünf Gulden der Mutter gesendet, allerdings ohne Begleitzeilen, zuweilen einen kurzen Gruß. Ob diese Wortkargheit das alte Fraule verstimmt oder gar gekränkt hat? Fast schien dies der Fall zu sein, denn es war seit langem kein Lebenszeichen aus der Heimat an den Leutnant gekommen. Daß die Geschwister nicht schrieben, fand Eisgruber begreiflich, geradezu natürlich, da es den schlichten Leuten doch schwer fallen muß, Briefe an einen kaiserlichen Offizier zu richten; ganz abgesehen von der Tatsache, daß die Geschwister mit der Feder nicht umgehen, ihren Empfindungen nicht Ausdruck geben können.

Eine Frage zog durch den Kopf: Ob die Mutter und die Geschwister wohl sehr stolz darauf sein werden, daß der — „Schneider-Zenz" wirklich und wahrhaftig Offizier geworden ist? Allerdings ein Offizier, der sehr sparsam leben muß, um mit der Leutnantsgage das Auskommen ohne Schuldenmachung zu finden. Von der kümmerlichen Lebensführung, dem Verzicht auf jedes Vergnügen, brauchen die Angehörigen aber nichts zu wissen. Das ist eine Privatangelegenheit des sparsamen Offiziers. . .

Wie sich die Geschwister wohl zu Zenz stellen werden, wenn er mal dem — Schneiderhäusel einen Besuch abstatten würde? Schüchtern vor Achtung gegenüber dem kaiserlichen Offizier? Oder werden besonders die sehr — demokratisch veranlagten, ulkfreudigen Brüder den Zenz einfach als — Benjamin nehmen und als ihresgleichen behandeln? Im Sinnieren wußte Vinzenz nicht, was er hinsichtlich der zu erwartenden geschwisterlichen Behandlung wünschen sollte. An der Heimat hing er mit jeder Faser seines Gebirglerherzens; auf den glücklich erreichten Offiziersrang war er allerdings stolz, zugleich ängstlich bemüht, diese Stellung vor — Erschütterungen zu bewahren.

Digitized by Google

Daheim würde Eisgruber nichts als der — „Schneider-Jenz" sein, ein freier Mensch, losgelöst von allem Zwang auf lange Zeit hinaus.

Herzklopfen empfand Vinzenz, da er der schönen, trauten Heimat gedachte. Und im Interesse seiner Offizierslaufbahn faßte er den Entschluß, nicht heimzufahren.

Tags darauf war der Entschluß umgestoßen durch ein Telegramm, das die schwere lebensgefährliche Erkrankung der Mutter meldete und ihren Wunsch enthielt, Jenz ein letztesmal auf Erden sehen und sprechen zu können.

Etliche Stunden später fuhr Leutnant Eisgruber als Urlauber in die Heimat. Eine lange, überlange Fahrt vom östlichen Galizien zu den steierischen Bergen im Westen der grünen Mark. Eine weite, beschwerliche Reise, die erst von Lemberg an mit einem Eilzug betätigt werden konnte. Doch Vinzenz hatte einen guten Reisegenossen: die Erinnerungen an die im Hochgebirge verlebte Zeit, an die Epoche, da sich des schulfreien Bürschels einer der ärarischen Förster erbarmt hatte, der den Jenz auf Dienstgängen mitnahm, ihn auf solche Weise beschäftigte, um den Buben vor schlimmen Streichen zu behüten. Von jenem Förster hatte Jenz die gute Anleitung zur Wildbeobachtung erhalten. Eine Art Naturkunde, Zoologie, im Walde; praktischen Unterricht wollte der försterliche Idealist erteilen, nur das Interesse des Knaben für die Tiere des Bergwaldes wecken. Ob des Erfolges konnte der Förster zufrieden sein, denn Vinzenz zeigte einen erstaunlichen Lerneifer, ein glühendes Interesse für alle Lebewesen. Der gut gemeinte Unterricht endete verfrüht, indem der Mentor im Hochgebirge verunglückte, als Krüppel pensioniert werden mußte.

Jenz war auf sich selbst angewiesen, mied das Elternhaus, um möglichst viel in den Bergen wandern zu können; er lernte das für seine Jahre gefährliche Streunen im Walde, nächtigte in Heuhütten, nährte sich kümmerlich von Brot und war zufrieden, wenn er ungehindert umherstreifen konnte.

Tage kamen mit Empfindungen, die der Junge sich nicht erklären konnte; ein dumpfer Druck im Schädel, hämmernd die Schläfen, Herzklopfen dazu. Fieberhitze und Frostschauer, ein Bangen, eine namenlose Angst, der Mutter vor die Augen zu treten. Träumerisch, untätig, zeitweise völlig teilnahmlos gegen alles, hockte der Bursche an einer der höchstgelegenen Heuschuppen, die er sich als Unterkunft auserwählt hatte.

Dort traf ihn eines Tages auf einem Revierbegang der gräfliche Jäger Namens Blum, der bereits wußte, daß der „Schneider-Jenz" abgängig sei und vermißt werde. Der schneidige, flinke kleine Jäger war kein Freund von vielen Worten, das Wenige brachte er kurz und sackgrob vor. Knapp, sehr deutlich und barsch wies der Mann den Jungen aus dem Revier.

In Vinzenz, der sich keiner Übeltat bewußt war, erwachte der Trotz, dem sich, als der Junge vom Jäger verprügelt wurde, die Rachgier beigesellte. Jenz mußte notgedrungen für einige Zeit das Revier Blums verlassen. Da der Jäger aber nicht immer oben bleiben, auch nicht ständig unterwegs sein konnte, kehrte Vinzenz alsbald zurück, um einen Racheplan zur Ausführung zu bringen. Auf irgendeine Art sollte der Jäger so geschädigt werden, daß sein Brotherr in berechtigtem Zorn den im Dienst unfähigen, unbrauchbaren Gehilfen entlassen und davonjagen mußte.

Vordringlicher als die Rache erwies sich der Hunger. Jenz mußte irgendwo um Brot bitten und traf auf der Wanderung zu einer Alm einen alten Holzarbeiter Namens Zyper, einen Albino mit weißlich blonden Haaren und fast roten Augen, den der Junge kannte. Zyper hatte die Verprügelung Jenzels beobachtet und spielte sofort darauf an mit der Frage, ob der Junge noch nicht genug Hiebe erhalten habe, oder etwa beabsichtige, dem Jagdgehilfen Blum einen Streich zu spielen.

Wie da der Bub aufhorchte! Die Frage nach einer besonderen Absicht bejahte er, gestand jedoch nicht, daß er noch nicht wisse, wie Blum empfindlich gestraft werden könnte.

Zyper lachte höhnisch und gab dem Buben Atzung. Und während Jenz Brot und Speck kaute, erzählte der arg verwahrloste Albino davon, daß im mittleren Revier ein abnormer Rehbock stehe, den der Graf seit Jahren schießen will, aber nicht bekommen wird, so lange nicht, als der Zyper seine Freude daran habe, daß das seltene Stück am Leben bleibe. Dem

Digitized by Google

Blum fehle trotz häufiger Kontrollgänge die genaue Revierkenntnis, der Jäger wisse zu wenig von den Gepflogenheiten des Bockes, auch verstehe sich Blum zu wenig auf das richtige „Drücken"; auf reiner Birsch sei dieses Stück Wild nicht schußgerecht zu bekommen, außerdem birsche der Graf zu laut und viel zu hitzig. Somit konnten Graf und Jäger seit geraumer Zeit den gewünschten Erfolg nicht erreichen. Und der Zyper habe bisher nach Kräften mitgeholfen, daß es immer schief gegangen sei.

Natürlich interessierte sich Zenz riesig für diese „Mithilfe", inständig bat er, es wolle Zyper ihn abrichten auf das dem Blum ein bitter wirkender Streich gespielt werden könne.

Nach beendeter Arbeitsschicht nahm Zyper den Zenz mit ins Revier. Der Junge mußte gleichsam den Schützen darstellen, dem Zyper den seltenen Bock zudrücken wollte.

Flackernden Auges in fieberhafter Erwartung und Aufregung bezog Zenz den ihm angewiesenen Stand bei etlichen Birken unweit einer großen Mantelfichte in der Schlagecke.

In Warten und Schauen wurde der Bub mählich ruhig. Sorgsamst achtete er auf das leiseste Geräusch. Nichts kam, nichts. Totenstille ringsum. Zenz verzog die Lippen und nannte den rotaugigen Freund einen albernen „Aufdraher" und Wichtigmacher. Plötzlich zuckte Vinzenz zusammen. Zyper war lautlos im Rücken des Jungen herangekommen und flüsterte ihm ins Ohr, daß der Bock sich im zweiten Einstand befinden müsse, da er auf der Leite nicht stand. Es solle Zenz nun sehr ruhig linksseitig etwa sechzig Schritte vorgehen, sich hinter dem Gebüsch verstecken und still warten; es werde nicht lange dauern, dann komme der Bock auf die Entfernung eines Büchsenschusses im Trott wie freiwillig.

Während Zenz dieser Anweisung folgte, verschwand Zyper katzengleich.

Alles blieb ruhig, kirchenstill.

Scharf äugte der Bub die Umgebung ab, bis plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, der Bock vorüberzog, genau in der angegebenen Entfernung, anscheinend freiwillig; in Wahrheit aber von Zyper meisterhaft herangedrückt.

Und wie Zenz dem abziehenden Bock nachguckte, das abnorme Gehörn (Krone mit gegabelten Hintersprossen) bestaunte, teilte sich unweit vom Knaben lautlos das Gebüsch; wie ein Fuchs trat Zyper heraus und heran zu Vinzenz, und lächelnd fragte der Albino, wer recht behalten habe.

Zenz konnte nur nicken, und staunen über die Leistung Zypers. Auf dem Wege zur Holzerhütte sprach der Bub leise darüber, daß der Graf diesen Bock längst erlegt hätte, wenn — Zyper ihm das Wild zugedrückt haben würde, so wunderbar ruhig. Zyper lachte still und schüttelte den Kopf. Und belehrte den Jungen, daß man das Böckl ebensogut wie zudrücken, auch — wegdrücken könne, wenn man den Grafen oder den Jäger heraufkommen sehe. Zum Wegdrücken genüge das Durchgehen durch die beiden Einstände, worauf der Bock verschwinde und etliche Tage fernbleibe; er komme aber, wenn alles wieder ruhig sei, sicher in sein „Heimatl" zurück.

Auf eigene Faust „studierte" Zenz dann die Einstände, versuchte das „Drücken", und als sich der empfindliche Bock „empfohlen" hatte, wartete der Bub tagelang und überwachte die Rückkehr in den alten Einstand. Jetzt glaubte der Junge, daß die Zeit für die Betätigung der Rache am Jagdgehilfen Blum gekommen sei. Schon wollte er sich aus dem Revier davonschleichen, da faßte ihn Zyper ab, der genau wissen wollte, was Zenz vorhabe. Der Hinweis auf die geplante Rachetat am verhaßten Jagdgehilfen genügte dem Albino nicht, Zyper forderte das Gelöbnis, daß — der seltene Bock am Leben bleibe. Für das Böckl interessire sich Zyper, das Spiel gegen den Grafen und dem Jäger bereite ein besonderes Vergnügen, das der Albino sich nicht verderben lassen wolle. Zyper durchschaute die Absicht des Jungen. Das fühlte Zenz, und deshalb sagte er die volle Wahrheit: er wolle den Grafen führen, auf den Bock zu Schuß bringen, dadurch den Jäger Blum blamieren und unmöglich machen. So wie der hitzige Graf veranlagt sei, werde ihn der erfolgreiche Schuß sicher zur Entlassung oder doch Pensionierung des Blum veranlassen; und wenn nicht, so werde der Graf in seiner Spottsucht den Blum wegen Unfähigkeit derart verhöhnen, daß der Jäger selber um Entlassung bitten und sich um einen anderen Posten

Digitized by Google

in fremder Gegend bewerben werde. Das zu erreichen, sei der glühende Wunsch. Zenz verlegte sich auf das Bitten, bettelte so lange, bis Zyper einwilligte und seinerseits gelobte, den Bock nicht wegzudrücken. Ausbedungen wurde noch die genaue Meldung, was der Graf über den — Antrag des Jungen bezüglich Führung und Bockabschuß gesagt habe. Zyper hielt nicht zurück mit der Auffassung, daß der Graf den Zenz auslachen und fortjagen werde.

Gegen Abend schlich dann Zenz hinab zum See und an die Villa des Magnaten.

Unter dem Schutz der Dämmerung wartete der Bub am Gartenzaun auf einen günstigen Augenblick, um den Grafen ansprechen zu können. Lange lauerte Zenz vergeblich; doch der Junge wußte sich zu helfen. Als er eine dem Gebieter ähnliche Gestalt am Fenster des Erdgeschosses erblickte, gab Zenz einen Ruf von sich, genau wie sich die Jäger gegenseitig auf kurze Entfernungen verständigen.

Graf Waldstätten mußte das Signal vernommen haben; er öffnete das Fenster und horchte.

Zenz wiederholte den Ruf: „Huuup!"

Wenige Minuten später erschien der neugierig gewordene Magnat im Garten und ging zum Zaun. „Was gibts?"

Halblauten Tones richtete der Bub an seinen Taufpaten die Frage: „Mit Verlaub, Herr Graf! Möchten S' vielleicht morgen um elfe den raren Bock, selben mit dem abnormen Gwichtel, schießen?"

Exzellenz in nicht geringer Überraschung starrte den Jungen an, bis er den Zenz erkannte. Dann lachte der Jagdherr belustigt auf und fragte entgegen: „Will vielleicht der Lausbub mir zu dem Bock verhelfen? Der Jäger Blum kanns nicht, der Bub wird also totsicher dieses Kunststück fertig bringen!"

Den Spott ignorierend, erwiderte Zenz: „Wenn i ch Euer Gnaden führ, schießen S' den raren Bock morgen um elfe!"

„Großartig gesagt von dem Tunichtgut! Und ausgerechnet auf die Minute will ein Malefizlausbub den Bock vors Rohr bringen! Zenz, du bist entweder ein Quadrattrottel oder ein sehr gerissener Kerl! Was weißt du von dem Bock, der nicht zu kriegen ist?"

„Mehr weiß ich sicher als der Blum! Drum sag ich: Wollen Euer Gnaden mit m i r, nicht mit dem Jaager, hinauf gehen, so bring ich Ihnen den Bock auf halbe Büchsenschußlänge zum Schuß!"

„Der Schneider-Zenz!" höhnte Graf Waldstätten, der nicht wußte, ob er sich über die Wichtigtuerei des Buben ärgern oder belustigen sollte.

„Jawohl, Herr Graf! Der ‚Schneider-Zenz', kein anderer kann das!"

„Großartig! Ein jaagerisches Genie! Oder ein Quadratlump und Erzgauner!"

Zenz schüttelte den buschigen Kopf und sprach anzüglich: „Wo Euer Gnaden der Taufpat von mir sind!"

„Ja, das wird wahrscheinlich die größte Dummheit meines Lebens gewesen sein und bleiben! Na, Geschehenes kann nicht ungeschehen gemacht werden! — Weil ich dein Geschwätz angehört habe, will ich dich jetzt allen Ernstes fragen: was weißt du von dem abnormen Bock?"

„Seine Einständ kenn ich so gut und genau, daß ich Euer Gnaden führen, Ihnen den Bock sicher zudrucken kann! Der Blum darf aber vorher nichts erfahren!"

„Hm! Es ist nahezu lächerlich, mit einem Buben zu paktieren; aber ich will den Versuch machen, weil ich — hm — dein Taufpate bin! So wie ich aber die Gebirgler hierzulande kenne, wirst du für dein seltsames Angebot sicherlich eine besondere Belohnung haben wollen. . ."

„Wohl wohl, Herr Graf! Hunger hab ich und etliches Geld brauch ich für Wäsch, G'wand und Schuch —!"

Schmunzelnd fügte Exzellenz hinzu: „Kleider, Schuhe, ‚Salz und Pfeffer' und ein Stutzerl! — Zenz, du bist anscheinend der Findigste von der ganzen Bande, aber sehr jung und deshalb bei aller Schlauheit doch noch dalket! Macht aber nichts; wirst du als Wildbratschütz erwischt, verhauen laß ich dich als mein Patenkind, daß du sechs Monate nicht mehr sitzen und liegen kannst. . ."

Keck rief Zenz: „Z'erst erwischen, Euer Gnaden! — Bitt schön, ich bin hungrig!"

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bulgariens erster Zar / Roman von Detlev Stern

8. Fortsetzung.

Ein paar Offiziere waren an die laut Lachenden herangetreten und wiesen sie mit strengen Worten zur Ruhe. Mit einem Satze sprang Olga hinter ihrer Bedeckung hervor: „Schützen Sie mich meine Herren; man hat mich widerrechtlich gefangen!"

„Sie ist eine Spionin!" schrieen die Soldaten und hielten sie fest.

„Und wohin wollt ihr mit dieser Spionin?" fragte einer der Offiziere.

„Auf die Wache" erwiderte ein Solldat, der nüchterner schien als die andern.

„Sehr gut, dorthin gehen auch wir!" entschied der Offizier, der eine Laterne trug. „Zwei von euch sind genug, uns mit der Gefangenen zu folgen; die andern gehen in ihre Quartiere."

Leise murrend gehorchten die Soldaten den ruhigen Befehl ihres Vorgesetzten. Zwei von ihnen nahmen Olga in die Mitte und schritten mit ihr voraus.

„Das ist eine sonderbare Beute, Stambulow, die wir den Soldaten abgejagt haben," sagte einer der Offiziere, „eine Spionin in Männerkleidern."

„Pah, eine Spionin", machte Stambulow wegwerfend. „Mit diesem Titel suchten die Kerle ihr Recht auf sie geltend zu machen. Sie ist ebensowenig eine Spionin wie Sie und ich, meine Herren."

„Warum lassen Sie dieselbe denn auf die Wache bringen?"

„Hätte ich sie freilassen sollen, um die Wut der Soldaten zu reizen? Nur dadurch konnte ich den Gehorsam der Trunkenen erzwingen, daß ich die Gefangene gefangen sein ließ."

„Richtig überlegt, aber was wollen Sie mit ihr auf der Wache anfangen?"

„Sie bis morgen früh in sicherem Gewahrsam halten und dann womöglich nach Hause schicken."

„Sie kennen das Mädchen?"

„Vielleicht!" Um Stambulows Lippen zog ein heimliches Lächeln, und es war noch nicht entwichen, als man bei dem improvisierten Wachthause angelangt war, wo die Soldaten ihre Gefangene abzuliefern hatten. Der Offizier sprach einige leise Worte mit dem Wachtmeister und befahl dann laut, die Spionin bis zur Untersuchung sicher einzuschließen.

Er blieb noch, bis er sich von dem Vollzug seines Befehls überzeugt hatte; dann ging er mit den Kameraden davon. Olga befand sich in einem schwer zu beschreibenden Zustande. Hatte Stambulow sie nicht erkannt, oder wollte er sie nicht erkennen? Sie hatte es nicht gewagt, ihn anzureden, beständig auf ein Wort seinerseits hoffend an das sie anknüpfen könne; aber er hatte es nicht gesprochen. Vielleicht war diese Zurückhaltung von der Klugheit geboten; aber ein Zeichen hätte er ihr geben können, daß sie über ihr Schicksal beruhigte und dennoch keinen Verdacht erweckte. Sie maß die kleine, weiß getünchte Kammer, in der man sie eingeschlossen hatte, mit ungeduldigen Schritten und bewegte die Arme, die ihrer Fesseln ledig waren. Das war wenigstens ein Gewinn. Die Hände frei und sicher vor den rohen Ausbrüchen der trunkenen Soldaten. Mußte sie nicht sehr dankbar sein? Sie setzte sich auf die Pritsche, welche an der Wand befestigt war und musterte ihr Gefängnis beim schwachen Schein eines November-Mondes. Ein einziges, eng vergittertes Fenster gewährte keine Möglichkeit, zu entschlüpfen. Olga seufzte; denn trotz der Unklugheit, welche in dem Gedanken einer Flucht lag, sie würde dieselbe ohne Bedenken unternomen haben. Sie verbrachte die Nacht in halbem Schlummer auf der harten Bank, hatte sie doch manche Nacht nicht weicher gelegen. Mit dem ersten Morgengrauen sprang sie auf; ihr war, als habe sie die Djuma Mariţa in der Ferne erklingen hören. Im Wachthause regte es sich; das Geräusch von Waffen wurde vernehmbar. Ein Durcheinanderlaufen und Rufen — dann war alles still. Zogen die Soldaten ab und man ließe sie eingeschlossen zurück! Eine wilde Angst überfiel sie. Sie lief an die Türe und rüttelte daran; das Schloß sprang auf; die Tür gab nach; Olga sah sich in Freiheit. Einen Moment lähmte sie das Erstaunen. War sie die ganze Nacht frei gewesen,

Digitized by Google

oder hatte man die Tür gegen Morgen geräuschlos erschlossen? Gleichviel, sie war frei! Vorsichtig spähte sie umher; kein Soldat ließ sich blicken. Die Einwohner von Zaribrod, die sich teils in ihren Häusern versteckt hatten, teils in die Umgegend geflüchtet waren, kamen nach und nach zum Vorschein; ihnen zu entgehen, war Olgas vornehmliche Sorge. Auf schnellen Füßen eilte sie zum Quartier des Fürsten. Dasselbe war bereits verlassen. Auf dem Schreibtisch fand Olga noch das Blatt mit den Eselsohren, unter diesen stand in klaren deutschen Buchstaben: Wer war der Zeichner und wem gehören diese Ohren? Einer aus der Umgebung des Fürsten mochte diese Worte geschrieben haben. Olga jedoch gefiel sich in dem Gedanken, daß der Held ihrer Träume eigenhändig sein Autogramm unter ihre Zeichnung gesetzt hatte, und faltete das Papier, um es aufzubewahren. Plötzlich schoß ein anderer Gedanke durch ihr tolles Hirn. Sie breitete das Papier wieder aus, zog einen Stift aus der Tasche und zeichnete zwischen die großen Ohren in flüchtigen Umrissen den trefflich ähnlichen Kopf Janüsch Wieslowitschs.

„Warte, das wird dich ärgern," murmelte sie, „das spiele ich dir bei Gelegenheit in die Hände."

Diese Gelegenheit bot sich ihr im nächsten Augenblicke. Sie war noch beschäftigt, die Unterschrift, die sie nicht preisgeben wollte geschickt von dem Bilde abzutrennen, als Wieslowitsch in das Zimmer trat. In seiner Eigenschaft als Berichterstatter hatte er die Gewohnheit angenommen, überall da nachzuspähen, wo Personen von Bedeutung sich aufgehalten hatten. Gewöhnlich fand er etwas Interessantes, was er mit Glück verwerten konnte. Nach König Milans Abzug war er zu spät gekommen; heute aber durfte er hoffen, das Quartier frei zu finden, und nun stieß er auf dieses Mädchen, das er aus dem Wege geräumt zu haben glaubte.

„Was haben Sie hier zu suchen, Olga Risew?" fuhr er sie an.

„Dasselbe, was Sie zu tun im Begriff stehen; ich spioniere" war die kecke Antwort.

Janusch zog die Brauen zusammen: „Ich dachte, man hätte Ihnen das Handwerk gelegt."

„Wenn es auf Sie angekommen wäre, gewiß! Schande über Sie, Janusch Wieslowitsch! Daß Sie die Soldaten auf ein wehrloses Mädchen hetzten, um einer persönlichen Rache willen. Haben Sie die Tragweite dieser Untat ermessen? Haben Sie bedacht, was aus mir werden konnte in den Händen dieser Trunkenen?" „Zu Ihrer Ehre will ich hoffen, daß Sie das nicht bedachten. Aber eine Gemeinheit begingen Sie immerhin und mit einer Lüge setzten Sie diese ins Werk, denn Sie wissen sehr wohl, daß ich den Namen einer Spionin nicht verdiene."

Janusch hatte sich verfärbt unter dieser energischen Anklage, er machte einen schwachen Versuch, sich zu decken, indem er mürrisch entgegnete: „Und was treiben Sie hier anders als Spionage? Wer weiß, welchen Gebrauch Sie von den Papieren machen, die Sie hier entwenden?" Und er bezeichnete mit einer Handbewegung das Blatt, welches Olga hielt.

„Wichtige Papiere werden nur manchmal bei einer Flucht zurückgelassen," sagte Olga, indem sie die Zeichnung hinter dem Rücken barg, „und da der Fürst als Sieger abzog, so ist nicht anzunehmen —"

„Lassen Sie das Papier sehen" gebot Janusch in herrischem Tone.

„Es ist mein Eigentum!" entgegnete Olga, und sah ihn herausfordernd an.

Die Falte zwischen Wieslowitschs Brauen vertiefte sich; seine Augen wurden dunkel und drohend. „Soll ich Gewalt anwenden, oder geben Sie es freiwillig?"

Olgas Mundwinkel zogen sich spöttisch herunter; „Wenn Sie es denn durchaus wollen; ich kann großmütig sein. Hier, mein Herr, ich schenke es Ihnen." Sie schleuderte ihm das Papier ins Gesicht, schlug ein Schnippchen und sprang davon. Janusch bückte sich begierig nach dem Blatte. Im nächsten Augenblicke hatte er es in tausend Fetzen gerissen. Olgas lustiges Lachen tönte von der Treppe herauf. Bleich vor Wut stürzte der junge Mann ihr nach; diese Eselsohren sollte sie ihm bezahlen. Es war ein Glück für das Mädchen, das gerade jetzt Slankow ihren Weg kreuzte, und sie, die er suchte, mit einem Freudenrufe begrüßte.

Digitized by Google

Grimm im Herzen zog Janusch sich zurück und suchte seinen Wagen auf, der ihn dem nach Pirot ziehenden Heere nachführen sollte. Slantkow brachte die glücklich Gefundene nach dem Schuppen, wo das Ochsenfuhrwerk ihrer harrte. Er berichtete unterwegs, wie er unter den Soldaten, denen man ihn überantwortete, seinen Sohn Sandro gefunden habe, der ihn sofort seiner Fesseln entledigte und dann ausging, um über Olgas Verbleib Kunde einzuziehen. Er erfuhr, daß Olga unter dem Schutz von Offizieren zur Wache gebracht sei. Dort hatte Slantkow sie am Morgen aufgesucht, aber nicht mehr gefunden. „Nun suchte ich weiter", fuhr der Brave treuherzig fort, „denn ich wollte dich nicht ohne Schutz lassen, besonders jetzt, wo ich weiß, daß du ein Mädchen bist."

Olga dankte ihm mit warmen Worten, denn ein Blick auf den zornig nachstürmenden Janusch hatte ihr gezeigt, wie sehr zur rechten Zeit der Beschützer gekommen war. —

---

4. Kapitel.

Die vierundzwanzigstündige Schlacht von Pirot war beendet. Die Serben hatten die Stadt vollständig geräumt und wichen auf Blato und Ponor zurück. Wieslowitsch war einer der ersten, welcher in die Stadt einfuhr.

Nachdem der Kutscher den Wagen glücklich aus tiefen Gruben und Schlammlöchern gerettet hatte, mußte er auf Janusch' Befehl halten. Der Anblick erbrochener und ausgeplünderter Häuser machte ihn stutzig. Aus einer Tür stürzten beutebeladen bulgarische Freiwillige und Mazedonier. Serbische Bauern die sich gleichfalls an Raub und Plünderung beteiligten, folgten. Den Mahnungen einiger vorüberreitender Offiziere hielten sie taube Ohren entgegen; einige Peitschenhiebe derselben fielen ohne Nachdruck auf die dicken Schafpelze der mazedonischen Haiducken.

„Es ist eine Schande", schrie Wieslowitsch; „eine Schmach für die bulgarische Armee!"

Entrüstet gebot er dem Kutscher weiterzufahren; es erfüllte ihn mit einer gewissen Genugtung, abermals auf einen wunden Punkt gestoßen zu sein, den er dem erstaunt aufhorchenden Europa aufdecken konnte. Wäre er etwas später in Pirot eingefahren, so hätte er der exemplarischen Bestrafung der Marodeurbande beiwohnen können, deren sich der Hauptmann Panitza befleißigte, indem er die Plünderer einfangen, mit dem Gesicht auf die Straße legen und von seinen Soldaten durchhauen ließ. So aber befand er sich zu jener Zeit bereits in einem Gasthofe der Stadt, wo er sich mit Hilfe eines resolut dreinschießenden Offiziers Platz machte. Durch die Energie desselben war der Gasthof bald von den plündernden Soldaten befreit und Wieslowitsch durchstreifte die Räume, um überall auf Spuren von Raub und Zerstörung zu stoßen. Endlich hatte er ein in leidlichem Zustande befindliches Zimmer ausfindig gemacht. Mit Hilfe eines aus seinem Versteck hervorgekrochenen Kellners reinigte er dasselbe und trug Möbel hinein. Der Kellner berichtete indes von den Greueltaten der Bulgaren und behauptete, daß jüdische Weiber und Kinder noch im Keller eingeschlossen wären. Eifrig, eine so gut auszunützende Tatsache feststellen zu können, ließ Janusch sich vom Kellner zum Keller hinunterführen. Auf der Treppe begegnete ihnen ein in Lumpen gehüllter Bettler. Es war der geflüchtete Hausherr, ein Jude, der in seiner Verkleidung den Plünderern entschlüpft war und jetzt wieder in sein Eigentum zurückkehrte. Er lamentierte und jammerte über die Zerstörung, welche er in derselben vorfand; noch lauter aber wurden seine Klagen, als er im Keller die Leiche seines Kompagnons entdeckte, den die Maradeure getötet hatten, als er sich weigerte, ihnen Geld herauszugeben, von dessen Vorhandensein sie überzeugt waren, da der Jude für einen der reichsten Leute in Pirot galt.

Heulend und sich die Haare raufend, erzählten dies die Judenweiber; dann stahlen sie sich scheu und ängstlich mit den Kindern hinaus, um ihre verlassenen Wohnungen aufzusuchen.

„Ich werde diese Schandtaten dem Fürsten berichten und eine energische Bestrafung der raubenden und mordenden Banden verlangen", sagte Wieslowitsch, indem er sich in die Brust warf. Diese Versicherung und die Wichtigkeit, mit der sie gegeben wurde, imponierte dem Hausherrn. Er stelle sich und seinen Gasthof dem gnädigen Herrn zu Diensten und half eigenhändig die aus den Angeln

Digitized by Google

gehobene Tür zu dem von Janusch auserwählten Zimmer wieder einhängen.

Da das Schloß zerstört war, so verrammelte Wieslowitsch die Tür mit seinem Koffer und einer halb zerschlagenen Kommode und streckte sich dann auf das Bett aus.

Am nächsten Morgen schrieb er sogleich die Begebenheiten des verflossenen Tages nieder und schilderte dieselben in einem für die Bulgaren höchst ungünstigen Lichte.

Während seiner Arbeit unterbrach ihn die Ankunft von zwei anderen Kriegskorrespondenten, welche die Nacht in einem Dorfe zugebracht hatten und nun meldeten, daß der Fürst und sein Stab in Pirot eingetroffen seien.

„Also endlich, meine Herren, haben Sie und der Fürst sich überzeugt, daß keine Minen in der Stadt liegen, um uns in die Luft zu sprengen. Wären Sie weniger furchtsam gewesen, so hätten Sie bedeutend mehr erlebt und die Nacht in guten Betten schlafen können", sagte Wieslowitsch höhnend.

Er prahlte ihnen dann vor, welche Heldentaten er gegen die Plünderer verrichtet und war im besten Zuge, den Fürsten anzuklagen, daß er durch Verzögerung seiner Ankunft zu den Piroter Greueln beigetragen habe, als einige Träger des Roten Kreuzes ins Zimmer drangen und dasselbe zur Herrichtung eines Spitals begehrten.

Wütend fuhr Janusch sie an; erklärte sie für Räuber und Plünderer, die nur einen Vorwand suchten, sich überall einzudrängen und scheuchte die Leute mit vorgehaltenem Revolver zurück.

Als diese der Drohung gewichen waren, warf Wieslowitsch sich in die Brust: „Feiges, italienisches Gesindel", sagte er, „keinen Schuß Pulver wert; es ist mir lieb, daß ich nicht loszudrücken brauchte."

Wenige Minuten später steckte der Jude das bärtige Gesicht durch die Türspalte: „Die Italiener sind im Hofe und bemächtigen sich des Wagens des gnädigen Herrn; sie brauchen einen Ambulanzwagen, sagen sie und haben die Erlaubnis vom Oberstleutnant Nicolajew."

„Daß die Pest in die Kerle fahre!" schrie Wieslowitsch und stürzte auf den Balkon hinaus, von wo aus er in den Hof hinabsehen konnte. Dort stand sein Kutscher und verteidigte den Wagen gegen die Angreifer. Janusch gebrauchte aufs neue sein beliebtes Schreckmittel, den drohend vorgehaltenen Revolver und rief dabei mit Donnerstimme: „Wer meinen Wagen anrührt, ist ein Kind des Todes!"

Zu seiner großen Verwunderung jedoch achteten die Italiener seiner Drohung so wenig, als wäre der Revolver in seiner Hand ein Pustrohr gewesen. Sie stießen den Kutscher zurück und bemächtigten sich des Wagens.

„So schießen Sie doch los", sagte einer der Korrespondenten lachend. „Wenn auch nicht das Gesindel, so ist doch Ihr Fortbewegungsinstitut einen Schuß Pulver wert."

Janusch bemerkte den Spott, der in den Worten seines Kollegen lag. Wenn er sein Renommee retten wollte, so mußte er jetzt feuern, komme darnach, was wolle. Schon drückte er auf den Hahn los, als er zu seiner großen Erleichterung Stambulow über den Hof schreiten sah. Er ließ seine Waffe sinken und rief die Vermittlung desselben an. Dem ruhigen ernsten Einschreiten des vernünftigen Mannes gelang es, die Italiener von der Unrechtmäßigkeit ihres Vorhabens zu überzeugen und ihren freiwilligen und friedlichen Abgang zu veranlassen.

So kam es, daß Wieslowitsch' Revolver abermals nicht losgedrückt wurde. Stambulow war der Träger der neuesten Nachrichten. „Denken Sie meine Herren", rief er beim Eintreten in das Zimmer, „man zwingt uns Waffenruhe auf. Khevenmüller ist eingetroffen und droht, daß wir bei weiterem Einrücken auf österreichische Truppen stoßen würden."

„Pah", machte Wieslowitsch, „das sind leere Drohungen."

„Es scheint nicht so, denn der Gesandte meldet dies im Namen des Kaisers."

„Den er vielleicht mißbraucht."

„Darf er dies wagen —?" Eine lebhafte Debatte entspann sich; man besprach das Für und Wider eines Waffenstillstandes. Stambulow war mit demselben nicht einverstanden. „Niemand hat das Recht, uns Halt zu gebieten!" rief er. „Hat man uns bis dahin allein gelassen, so mag man uns auch jetzt nicht den Weg verlegen."

„Man hat eben nicht erwartet, daß derselbe bis nach Serbien hineingehen würde.

Digitized by Google

Österreich hat die Serben gehetzt; jetzt will es ihnen aus der Patsche helfen", meinte Janusch in überlegenem Tone.

„Es ist eine Schande!" erklärte Stambulow. „Was werden wir von unseren Siegen haben, wenn man uns Waffenruhe aufzwingt? Ich wollte der Fürst hörte auf mich und trotzte der Drohung."

„Das würde ihm schlecht bekommen; Österreich würde mit frischen Truppen gegen ihn rücken und das Blatt würde sich wenden", warf einer der Berichterstatter ein.

„Sicher würde er das", pflichtete Janusch bei; „der jungen bulgarischen Armee sind ihre Erfolge zu Kopfe gestiegen. Sie bedenkt nicht, daß sie dieselben nur der gänzlichen Untätigkeit des Gegners verdankt. Bei der ersten ernsthaften Schlappe wird ihr der Übermut vergehen, und demoralisiert, wie sie bereits ist, wird sie ihren Leitern die ohnehin nur lose gehaltenen Zügel entreißen."

„Sie übertreiben, Wieslowitsch", entgegnete Stambulow ärgerlich; „unsere Soldaten sind nicht undisziplinierter wie andere Truppen, welche siegreich gegen den Feind vordringen."

„Sie haben vielfach auf eigene Hand operiert," meinte Janusch achselzuckend, „glauben Sie meiner scharfen Beobachtung; und was nun ihr Betragen hier in Pirot anbetrifft, so ist es geradezu haarsträubend. Wollen Sie das Memorandum durchlesen, welches ich dieserhalb für den Fürsten aufgesetzt?" Er schob Stambulow drei vollgeschriebene Bogen hin, welche derselbe eilends musterte.

„Und dies wollen Sie dem Fürsten zukommen lassen?" fragte er mit einem verdächtigen Zucken um die Mundwinkel.

„Gewiß. Ich hoffe, der Fürst wird die energische Strafe, welche ich im Namen der Gerechtigkeit verlange, sofort an den Übeltätern vollziehen lassen."

„Da ich jetzt ins Hauptquartier gehe, so könnte ich ihr Schriftstück mitnehmen", bemerkte Stambulow mit lauerndem Blick.

„Wenn Sie wollen. Je eher es in die rechten Hände kommt, desto besser."

Janusch faltete die Bögen und steckte sie in ein großes Kuvert. Stambulow bemächtigte sich desselben, grüßte höflich und verließ das Zimmer. Im Hausflur wog er den Brief lächelnd in der Hand. „Aufgeblasener Frosch," murmelte er, „dies da bricht dir hoffentlich den Hals."

Der Fürst hatte sein Hauptquartier im Hause des Dr. Valenta aufgeschlagen. Der Besitzer war als Arzt dem serbischen Heere gefolgt; Frau und Tochter waren geflohen, nur ein Dienerpaar zurücklassend. Das Haus war klein, bot aber genügende Bequemlichkeit, und reichlich vorhandene Vorräte entschädigten für den, in den letzten Tagen ausgestandenen Mangel. Als Stambulow die hölzerne Freitreppe hinaufstieg, welche in den Flur des Hauses führte, prallte er gegen einen jungen Burschen, der mit leichten Sätzen aus der Türe sprang.

„Olga!" „Vetter Stambulow!" Beide standen still und lachten sich an.

„Du kennst mich also doch?"

„Warum sollte ich dich nicht kennen?"

„Nun — in Zaribrod —"

„Mußte ich dich aus Vorsicht verleugnen."

„Ich dachte mir's, aber es ärgerte mich doch, daß du mir nicht das kleinste Zeichen gabst."

„Dieser kleine Ärger war die geringste Strafe, die Angst war eine eindrücklichere; doch scheint auch diese nicht gewirkt zu haben, wie ich hoffte."

Olga schüttelte den Kopf. „Dachtest du, ich würde nun eingeschüchtert nach Hause gehen? Da kennst du mich schlecht; so leicht werde ich nicht fahnenflüchtig. Ich bin aber vorsichtiger geworden. Sieh her!" Und sie wies auf das Kreuz an ihrem Ärmel. „Ich habe mich unter den Schutz des Roten Kreuzes begeben und jetzt wollen wir einmal sehen, wer mich noch der Spionage zu zeihen wagt."

„Und woher kommst du jetzt?"

„Vom Fürsten! Ich brauchte etwas für unsere Ambulanz. Er war sehr gnädig; alles Nötige soll sofort beschafft werden."

„Er erkannte dich?"

„Ja endlich! Es fand sich, daß er schon von meiner Tätigkeit im Felde gehört hatte und er fragte mich, ob ich es sei, der den gefallenen serbischen Hauptmann aus dem Gefecht getragen habe. Ich konnte stolz behaupten, daß ich ihn vor einem sicheren Tode be-

Digitized by Google

wahrte, denn unsere Soldaten hieben wie blind und toll auf ihn ein."

„Du hättest sie nicht hindern sollen — ein Feind weniger."

„Das würdest du nicht sagen, wenn du gesehen hättest, wie er Wunder der Tapferkeit verrichtete, um die verlorene Fahne seines Regiments wieder zu gewinnen. Vier der Unsrigen streckte er nieder, bemächtigte sich der Fahne und verteidigte sie, bis er selber sank. Die letzte Kraft raffte er zusammen, um das erkämpfte Kleinod den Abhang hinunterzuschleudern, wo serbische Soldaten es auffingen."

„Respekt vor einem solchen Feinde!" rief ich den auf ihn eindringenden Bulgaren zu; „seht ihr nicht, daß er kampfunfähig und ein Gefangener ist." Sie hörten nicht sogleich und brachten ihm noch einige Wunden bei, dann aber überließen sie ihn mir und meinen Helfern Slankow bringt ihn auf seinen Wagen mit anderen Verwundeten nach Sofia ins Spital."

„So hast du dich mitten ins Gefecht gewagt?"

„Mitten hinein. Ich denke, wer seines Lebens am wenigsten achtet, der behält es am längsten."

„Schade, daß sich die Natur an dir vergriff und ein Mädchen aus dir machte", spottete Stambulow.

Olga blickte plötzlich sehr ernst. „Du hast recht, es ist ein Mißgriff der Natur an mir begangen; aber nicht in dem Sinne wie du es meinst. Sie vergriff sich nur, indem sie mir die Energie und den Tatendurst eines Mannes einflößte und daneben das Herz eines Weibes in meine Brust legte. Aber ich halte dich auf, Vetter, auf Wiedersehen."

Sie legte die Hand militärisch grüßend an die Lammfellmütze und sprang die Treppe hinunter.

Stambulow sah ihr nach.

„Das Herz eines Weibes", murmelte er. „Was will sie damit sagen? Sie wird doch nicht, wie die Jungfrau von Orléans in dem bewunderten serbischen Hauptmann ihren Lionel gefunden haben?"

---

5. Kapitel.

„Herr, was ist aus meinen Depeschen geworden?"

Mit diesen grimmig herausgestoßenen Worten stürzte Wieslowitsch einige Tage nach dem Piroter Ereignissen in das Wohnzimmer Ivanows. Der kleine, dicke Telegraphendirektor starrte den Eindringling mit trüben Froschaugen an, ließ das Mundstück seines Nargileh aus den Lippen gleiten und fragte mit fetter Stimme:

„Sind Sie schon wieder da, Wieslowitsch?"

„Wie Sie sehen", entgegnete dieser geärgert. „In Pirot gabs nichts Neues mehr; hier in Sofia aber erfahre ich als größte Neuigkeit, daß man meine Depeschen hat liegen lassen, trotzdem ich sie um schweres Geld, mit reitendem Boten, vom Schlachtfeld wegspediert habe. Wollen Sie mir gefälligst den Grund dafür angeben?"

Ivanow setzte das rechte Bein in pendelförmige Bewegung, tat einen Zug aus dem Nargileh und gurgelte eine Antwort hervor.

„Was sagen Sie?" schrie Januschi; „Sie haben Befehl erhalten, meine Depeschen nur gegen sofortige Barzahlung zu spedieren? Seit wann hat man mir den Kredit entzogen, und warum wurde ich nicht davon benachrichtigt?"

Ivanow zuckte die Achseln. „Es scheint, Sie haben Dummheiten hinaustelegraphiert."

Dummheiten! Eine solche Beschuldigung von Seiten des einfältigen Telegraphendirektors, der in seinen jungen Jahren die Schweine gehütet hatte und von dem Januschi behauptete, daß Karavelow ihn nur seiner geistigen Beschränktheit wegen als leicht zu leitendes Werkzeug an seinem Posten gebracht habe, rief die äußerste Empörung wach.

„Ich habe nichts telegraphiert als die Wahrheit, aber natürlich die Wahrheit ist stets unbequem und noch unbequemer der, der sie aufdeckt. Aber nehmen Sie sich in Acht, mein Herr Direktor, Sie und Ihre Auftraggeber! Ich werde meine Revanche nehmen."

Um Ivanows fette Lippen spielte ein dummpfiffiges Lächeln; er stand auf und läutete. „Jetzt wird er seine Unterbeamten kommen lassen und denen die ganze Untat in die Schuhe schieben", dachte Wieslowitsch. Aber

Digitized by Google

er irrte in seinem Glauben an das „zu Kreuze kriechen" des kleinen Mannes. Auf das Läuten erschien ein stämmiger, handfester Diener, um nach den Befehlen seines Herrn zu fragen.

„Werfe mir diesen Menschen hinaus", befahl Ivanow mit Seelenruhe, und im Handumdrehen befand sich Janusch auf der Straße. Er war im ersten Augenblicke so bestürzt über das Unerwartete, daß er stumm und blindlings davonstürzte.

„Ist der Feind hinter Ihnen, Wieslowitsch?" fragte plötzlich eine Stimme neben ihm. Der Angeredete sah auf und erkannte in der großen, stattlichen Gestalt neben sich Leutnant Maximow.

„Sie noch in Sofia, Leutnant?" fragte er erstaunt.

„Wie Sie sehen, inkognito und in Zivilkleidern. Ich muß mir doch den glorreichen Einzug des kleinen Alexander mit ansehen. Wann meinen Sie, daß derselbe stattfinden wird?"

„Weiß ichs? Danach fragen Sie seine Kreaturen."

„Brr, das klingt ja aus einer ganz anderen Tonart als der, aus welcher Sie sonst flöteten", meinte Maximow mit listigem Lächeln.

„Meinen Sie, daß ich jemals ein großer Anhänger des Fürsten war? Ich habe ihn bei jeder Gelegenheit als schwach erkannt; mir ist keiner der verborgenen Drähte entgangen, an denen er sich leiten ließ, ja, ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich selbst während des Feldzuges einen solchen Draht in der Hand hatte und ihn mit großem Erfolg dirigiert habe, aber wenn man trotz alledem nichts erntet als Undank —"

„Wie, der Fürst hätte gewagt?" Der Russe biß die Lippen, um nicht laut aufzulachen.

„Pah, wenn er nur etwas gewagt hätte! Seine Schwäche ist's, die ich ihm vorwerfe. Allen meinen Vorstellungen, mündlichen und schriftlichen, wegen Bestrafung der Plünderer und Mordgesellen hat er ein taubes Ohr entgegengehalten. O, ich habe da in Pirot Dinge gesehen, die mich von der Vorliebe für die Bulgaren und ihren Fürsten gründlich kuriert haben."

Maximow strich seinen Bart mit zufriedener Miene: „Was wird Karavelow zu Ihrer Sinnesänderung sagen?"

„Karavelow? Er ist für immer von der Liste der Persönlichkeiten gestrichen. Ein gemeiner, niedriger Charakter, über den mir erst seit kurzem ein Licht aufgegangen ist. Ich kann Ihnen darüber allerlei mitteilen, wenn Sie mich in meine Wohnung begleiten wollen."

Maximow war sehr bereit. Er hörte auf dem Wege die Zornesausbrüche des Berichterstatters über die Telegraphenwirtschaft und den so unglücklich verlaufenen Besuch bei Ivanow mit Befriedigung.

„Der ist reif für den russischen Rubel", dachte er.

Als sie in Wieslowitsch Wohnung eintrafen, trat ihnen ein Offizier entgegen. Derselbe grüßte höflich, bemerkte, daß er Herrn Wieslowitsch erwartet habe und bat um Auslieferung seines, ihm vom Kriegsministerium ausgestellten Passierscheines.

„Eine neue Beleidigung" schrie Janusch wütend, „eine kleinliche Rache für mein energisches, offenes Auftreten. Sie sehen, wie man mir mitspielt, Maximow."

„Aber so schreien Sie doch nicht", beruhigte dieser. „Der Schein hat ja jetzt keinen großen Wert mehr, da nach der Waffenruhe doch jedenfalls Friede gemacht wird."

„Es ist ein Mißtrauensvotum, welches ich nicht verdiene für alle meine Bemühungen, die Sache Bulgariens zu unterstützen" beharrte Janusch.

Endlich sah er das Nutzlose einer Weigerung ein und lieferte den Schein aus.

„Ich werde dieses undankbare Land verlassen", erklärte er.

„Ich glaube, Sie tun gut daran", bemerkte Maximow, „denn es könnte sich sonst ereignen, daß Sie unfreiwillig über die Grenze kommen. Wenden Sie sich nach Rußland, ich werde Ihnen Empfehlungsbriefe geben. Eine Feder, wie die Ihrige, die sich vor nichts scheut, können wir dort gut gebrauchen, und Rußland zahlt mit klingender Münze, nicht mit Undank."

„Ich hoffe, Sie spekulieren nicht auf meine Bestechlichkeit", antwortete Janusch hochmütig.

Digitized by Google

„Wenn ich meine Feder als Racheschwert gegen Bulgarien erhebe, so tue ich das aus innerster Überzeugung und zu meiner eigenen Befriedigung; nicht den Russen zu gefallen."

„Gleichviel aus welchen Gründen", meinte Maximow mit einem verächtlichen Zucken der Lippen, „wir werden immer dankbar sein. Wollen Sie meinen Empfehlungsbrief oder nicht?"

„Ich werde mirs überlegen, bis ich fortgehe; vorläufig möchte ich Ljuba sehen."

„Denken Sie noch immer an meine kleine Schwägerin? Schlagen Sie sich die aus dem Sinne. Auch von dieser Seite blüht Ihnen nur Undank."

„Mädchen sind veränderlich wie Aprilwetter. Sie wird nicht um eines hoffnungsvollen Ideals willen eine alte Jungfer bleiben wollen."

„Vorläufig kann sie sich an Aufopferung mit einer solchen messen; sie befindet sich nämlich als Pflegerin im Alexander-Hospital."

Janusch schnellte empor, als habe ihn eine Tarantel gestochen. „Und Sie haben das zugegeben?"

„Sobald der Vater es erlaubte?"

„Und Sonja?"

„O, meine Braut ist vernünftiger; sie mischt sich nicht in Dinge, die sie nichts angehen und hält ihre zarten Hände von der Berührung der brandigen Wunden schmutziger Vaterlandsverteidiger fern."

„Ich wollte, Ljuba folgte dem Beispiel ihrer Schwester und hinge ihre Schwärmerei für den schönen Herrscher Bulgariens an den Nagel, denn nur aus dieser heraus begeht sie solche Extravaganzen. Ich will sie aufsuchen und ihr ins Gewissen reden; kommen Sie mit, Maximow?"

„Wo denken Sie hin? Was habe ich als Russe im bulgarischen Hospital zu tun! Aber gehen Sie nur, ich wünsche guten Erfolg."

Janusch ging; er hatte einen ziemlich weiten Weg zum Alexander-Hospital zurückzulegen. Als er endlich, viel zu spät für seine Ungeduld, eintraf, verweigerte man ihm den Einlaß. Auf seinen lauten Protest kam einer der Ärzte herbei, der ihn als guten Bekannten begrüßte und mit sich nahm. Auch der Doktor gehörte zu den Unzufriedenen. Er klagte, daß man ihm, als einer fremden Nation angehörig, beständig Schwierigkeiten in den Weg legte; man kreuze alle seine Anordnungen und mache ihm die Ausführung seines Berufes zur täglichen Qual. Die bulgarischen Ärzte seien unwissend und ungeschickt und wollten sich trotzdem in echt bulgarischer Überhebung nicht fügen."

Dies war Wasser auf Wieslowitsch' Mühle. Er fragte nach den Pflegerinnen und erfuhr, daß solche anfangs sehr spärlich vorhanden gewesen seien und daß erst jetzt, nachdem einige Frauen aus gutem Stande mit löblichem Beispiel vorangegangen wären, sich eine genügende und brauchbare Anzahl zusammengefunden habe.

„Ich weiß, zu diesen löblichen Beispielen gehört die kleine Burow", sagte Janusch. „Ihretwegen bin ich gekommen; und aufrichtig gesagt, Doktor, ich denke sie Ihnen zu entführen."

„Nun, Sie würden uns da keine unentbehrliche Kraft rauben", meinte der Doktor lächelnd. „Sie ist unerfahren und ungeschickt. Doch eines muß ich ihr zugestehen; sie wirkt wunderbar auf die Moral unserer Kranken. Wenn sie mit ihrem freundlichen Gesicht von Lager zu Lager geht und den Verwundeten Loblieder über ihre Tapferkeit singt, wenn sie ihnen sagt, daß sie das Vaterland gerettet haben, und Volk und Fürst es ihnen ewig danken werden, dann hellt sich auch die finsterste Miene auf und der Leidenste vergißt einen Augenblick seine Schmerzen."

Janusch konnte diese Wirkung von Ljubas sonnigem Wesen wohl begreifen; nur hatte sie sich niemals bemüht, diese Eigenschaft auf ihn wirken zu lassen.

„Könnte ich Fräulein Burow sehen?" fragte er.

„Ich werde sie Ihnen schicken", sagte der Arzt, die Tür zu einem Wartezimmer öffnend.

„Ich möchte sie lieber bei ihrer Tätigkeit überraschen; darf ich nicht mitkommen?"

Der Doktor willigte ein und führte Janusch durch die Krankenräume. Dieser ließ spähende Blicke umherschweifen; er hatte erwartet, neue Nahrung für die in ihm lodernde Flamme der Empörung zu finden, aber er fand keine. Statt elender Pritschen, auf denen er lange Reihen

Digitized by Google

wimmernder Verwundeter vermutete, statt übelriechender Luft und widrigen Schmutzes, fand er verhältnismäßig gut ausgestattete Betten, wohlgelüftete Räume und eine, wenn auch nicht skrupulöse, doch immerhin genügende Reinlichkeit.

„Ich erwartete, Ihren Klagen nach, Schlimmeres", sagte er zum Doktor.

„Nun, ganz umsonst ist die Plackerei von uns fremden Ärzten doch nicht gewesen, und seit Frau Georgieév die Aufrechterhaltung der Ordnung auf sich genommen hat, bleibt dieselbe bei Bestand. Diese Frau ist uns sehr nützlich."

„Auch Ranà Georgieév hier?"

Diese Nachricht überraschte Janusch; gab ihm aber den Schlüssel zu Ljubas Entschluß, die Ranà unbedingt folgte.

„Dort kommt unsere Oberin", sagte der Arzt, auf eine schwarze Gestalt zeigend, die sich von einem Lager am entgegengesetzten Ende des Saales abwandte und auf die Herren zuschritt. Wieslowitsch hatte Muße, die langsam Nahende zu betrachten. Sie war bleicher denn je; die sanften Rehaugen blickten müde und traurig, farblos waren die Lippen, und das einzig Glänzende und Leuchtende an der ganzen Erscheinung war das goldbraune Haar, welches über der niederen, weißen Stirn in die Höhe gekämmt, gleich einem Heiligenschein unter schwarzen Kreppschleiern hervorragte.

„Sie sieht aus wie die personifizierte Melancholie", sagte Wieslowitsch, „ihr Anblick kann die Verwundeten nicht erheitern."

„Das nicht, aber er tröstet sie. Sie bemitleiden und ehren in ihr die Witwe eines gefallenen, allgemein beliebten Offiziers; und außerdem schätzen sie in ihr die Samariterin, die mit leichter Hand Wunden verbindet, die geduldig jede schwere Arbeit auf sich nimmt und zugleich einen segensreichen Einfluß auf die ganze, uns gegenüber so widerhaarige, bulgarische Sippschaft ausübt."

Ranà traf mit den beiden Männern zusammen. Sie grüßte den Arzt und seinen Begleiter ohne ein Zeichen des Erstaunens über die Gegenwart des letzteren. „Sie suchen Ljuba?" sagte sie mit dem Tone der Wissenden. „Im angrenzenden Raume — dort!" Sie zeigte auf eine Tür zur Linken; dann nahm sie den Arzt beiseite und besprach mit ihm einige notwendige Anordnungen. Wieslowitsch schritt hastig auf die Tür zu. Ein leiser Gesang bannte seinen Fuß auf der Schwelle und sein Auge auf das zunächst stehende Bett. Vor demselben, den Rücken der Tür zugewendet, saß Ljuba. Ein blutjunger Verwundeter, halb aufgerichtet, den verbundenen Kopf in die rechte Hand gestützt, las ihr die Töne von den Lippen; auch die übrigen Verwundeten lauschten andächtig. Ljuba sang:

In tiefer, in dunkler, verschwiegener Nacht,
Da kommen die Räuber, habt acht, habt acht!
Sie schießen wie Hunde euch nieder.
Sie rauben die Herde, sie plündern das Haus,
Sie führen gefangen die Söhne hinaus.
Die Töchter. Nie seht ihr sie wieder.
Habt Acht! Habt Acht!

Ein Vogel, der sang es im Maulbeerzweig,
Ihn hört das erwachende Mütterchen gleich,
Sie weckt die Söhne zu lauschen.
„Auf! greift zu den Waffen, es naht ja der Feind!
Hört doch, wie der Vogel im Baume schon weint!
Es mahnet der Wind euch mit Rauschen."
Habt Acht! Habt Acht!

Sie stehen gerüstet, die Herzen voll Mut.
„Heran nur, ihr Räuber, wir treffen sie gut.
Kein Lamm sollt der Herde ihr rauben.
Und kommt ihr mit Kugel und kommt ihr mit Schwert,
Bald macht vor bulgarischen Hieben ihr kehrt
Und flieht davon wie die Tauben."
Habt Acht! Habt Acht!

So lautete das Lied Ljubas, und als sie schwieg, da summten rauhe Männerstimmen die beiden letzten Strophen des Schlußverses nach.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Deutsches Frühlingsgebet

Ich kniee auf der Erde
Und säe Saat ins Land
Und bete, daß sie werde
Zu Brot fürs Vaterland:

„Im Dunkeln und Geheimen
Mach' du sie lebensgroß!
Herr! laß den Samen keimen
Ans Licht aus Erdenschoß!

Ein jedes recht zur Zeit!
Ich will das Zarte hegen,
Daß Keim und Trieb gedeiht,
Schick' Sonne du und Regen,

Und wenn die Blüten stehen,
Halt' fern des Schicksals Wucht!
Laß sanfte Winde wehen!
Gib du den Blüten Frucht!

Und schütz' vor Wetterschaden
Die Frucht mit güt'ger Hand!
O! Herr! sei voller Gnaden!
Gib neues Brot dem Land!"

Elisabeth Haspelmacher.

Ein kostbarer Fund / Humoreske von Freiherr von Schlicht

Assessor von Arnold, ein großer schlanker eleganter Vierziger, der trotz seines vorteilhaften Äußeren zur Freude seiner Frau bei Ausbruch des Krieges für dauernd dienstuntauglich befunden worden war, saß in der großen Halle des vornehmen Berliner Hotels, in dem er vorgestern mit seiner Frau für wenige Tage abgestiegen war und wartete auf die Rückkehr seiner Gattin, die ihn vor Stunden verlassen hatte, um noch Besorgungen zu machen, denn morgen nachmittag ging es bereits wieder in das eigene Heim zurück. Vorher aber wollte man den heutigen Abend noch irgendwo nett verleben. Über das Wo wollte man sich erst im letzten Augenblick entscheiden, aber um sich entscheiden zu können, mußte die Gattin, ach die teure, zurückkommen. Aber sie kam nicht und das vermochte sich der Herr Assessor nicht zu erklären denn er konnte sich doch sonst stets auf seine Frau verlassen. Wenn die ihm daheim schwur: „Ich bin ganz gewiß in zwei Stunden wieder zurück," da wußte er, daß sie ganz bestimmt nicht länger als vier Stunden fortbliebe, meistens sogar nur drei und eine halbe Stunde, aber heute? Schon weil er wußte, wie spät es war, wagte er es gar nicht, auf die große Uhr zu sehen, die in der Halle hing. Ihm konnte es ja auch gleich sein, was die Uhr schlug, denn ihm schlug sie nicht, statt dessen schlug er sich plötzlich voller Ungeduld mit der rechten Hand auf das Knie und als er sich genug geschlagen hatte, trommelte er ungeduldig mit den Fingern der rechten Hand auf dem kleinen Tisch herum, der vor ihm stand.

Und plötzlich trommelte er nicht allein. Dicht neben ihm in einem anderen Lederklubsessel saß ein tadellos angezogener Herr, anscheinend Anfang der Fünfziger, der dem Assessor schon gleich aufgefallen war, als er sich vorhin wartender Weise in der Halle niederließ. Und auch der andere Herr mußte jemand erwarten, denn der sah alle Augenblicke nach der Uhr, er schüttelte von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe, als wolle er sagen: Das verstehe ich nicht und da sein Nachbar nun anfing, mit den Fingern auf dem Tisch herumzutrommeln, trommelte er auch und es dauerte nicht mehr lange, da waren die beiden Herren im Gespräch und der sehr elegante Fünfziger, der sich als ein Baron von Arnstedt vorstellte, gab auf Befragen zu, daß auch er seine Frau erwarte und fuhr dann fort: „Daß ich lange auf deren Rückkehr warten müsse, habe ich mir allerdings gedacht, denn meine Frau hat sich

Digitized by Google

etwas fast Unmögliches vorgenommen. Wir wohnen in einer kleinen Stadt Mitteldeutschlands, in der augenblicklich alle Lebensmittel, in Sonderheit aber die Butter, sehr knapp sind. Wir erhalten auf unsere Butterkarte pro Kopf und Woche nur ein achtel Pfund Butter, vorausgesetzt, daß wir das bekommen. Trotzdem sind wir gezwungen, in den nächsten Tagen eine kleine Gesellschaft zu geben. Aber womit soll man zuhause kochen und braten, wenn man keine Butter, kein Fett und keine Margarine hat?"

„Ach herrjeses," fiel ihm der Assessor in das Wort, „nun glaube ich Sie zu verstehen, Herr Baron, die Frau Gemahlin befindet sich augenblicklich auf der mit Recht so beliebten aber trotzdem meistenteils erfolglosen Butterjagd?"

„So ist es" stimmte der Baron ihm bei. „Meine Frau hat mir zum Abschied erklärt, sie käme nicht eher wieder in das Hotel zurück, ehe es ihr nicht gelungen sei, irgendwo zwei Pfund Butter aufzutreiben. Ich habe ihr zwar erklärt, sie litte an Größenwahnsinn, denn soviel Butter gäbe es heutzutage in ganz Berlin nicht, aber meine Frau hat mir fest versprochen, mir das Gegenteil zu beweisen. Na, ich bin nur begierig, ob sie mehr als ein achtel Pfund bekommt, vorausgesetzt, daß sie überhaupt etwas erhält."

Im Zusammenhang damit drehte sich das Gespräch ganz im allgemeinen um die jetzige Zeit, bis plötzlich Frau Assessor von Arnold auf ihren Gatten zutrat. Der hatte im Gespräch mit dem Baron nicht mehr auf das Kommen und Gehen der Gäste geachtet, so blickte er überrascht auf, als jetzt seine Frau, eine große, schlanke, vornehme Erscheinung unerwartet vor ihm stand, bis er sie mit den Worten begrüßte: „Na, da bist du ja endlich, Mary, lange genug hat es ja auch gedauert."

„Aber du darfst trotzdem nicht böse sein", entgegnete seine Frau und auf ihre vielen kleinen Pakete deutend setzte sie hinzu: „Sie nur, was ich besorgt habe. Das hat viel Zeit in Anspruch genommen, aber auch ohnedem dürftest du mich nicht nicht schelten, denn ich bin ja so namenlos glücklich."

Und das mußte wirklich der Fall sein, denn daß hübsche Gesicht seiner Gattin strahlte und leuchtete wie eitel Sonnenschein, so daß ihr Mann nun scherzend meinte: „Du siehst tatsächlich so aus, Mary, als hättest du zum mindesten das große Los gewonnen, oder als hättest du irgendwo einen kostbaren Schatz gefunden."

„Das letztere stimmt auch," triumphierte seine Frau, „ich will dir auch gleich gestehen, was es ist, denn raten kannst du es doch nicht" und ein Paket in die Höhe haltend und es ihrem Manne zeigend, sagte sie:

„Weißt du, was darin ist? Zwei Pfund allerbeste Tafelbutter!"

„Donnerwetter alle Hochachtung," stimmte ihr Mann ihr bei „zwei Pfund Butter? Und die hast du gefunden? Liegt denn hier die Butter auf der Straße?"

„Nein, aber sie lag in einem Auto, daß ich mir in der Leipziger Straße nahm" lautete die Antwort, „und du kannst dir meine Freude vorstellen, als ich diesen Fund entdeckte. Mein erster Gedanke war natürlich trotzdem, die Butter abzugeben, aber an wen? Hätte ich sie dem Chauffeur gegeben, der hätte die sicher für sich behalten und sie allein oder mit den Seinen verzehrt. Und hätte ich die Butter auf das Polizeirevier gebracht, da wäre sie verschimmelt und verdorben bis sich der Verlierer gemeldet und als solcher ausgewiesen hätte. Da nahm ich die Butter an mich und gebe sie unter keinen Umständen wieder heraus."

Aber machst du dich da nicht der Fundunterschlagung schuldig? wollte der Assessor seine Frau fragen, aber er kam nicht dazu, denn jetzt war auch die Frau Baronin zurückgekehrt und hatte sich ihrem Manne genähert, der sich diskret zurückgezogen hatte, als Frau von Arnold ihren Gatten begrüßte. Und auch Herr von Arnold hätte sich als wohlerzogener Herr nicht um die Begrüßung zwischen der Baronin und ihrem Mann gekümmert, wenn es ihm nicht aufgefallen wäre, daß die Baronin ihrem Mann beinahe krampfhaft weinend und laut aufschluchzend in die Arme fiel, so daß der sie ebenso erschrocken wie erstaunt fragte: „Aber Claire, Kind, was ist dir denn nur?" Und scherzend setzte er gleich darauf hinzu: „Weinst du vielleicht, weil es dir noch nicht gelungen ist, deine zwei Pfund Butter zu bekommen?"

Und da erzählte die Frau Baronin ihr Leid und sie tat es so laut, daß Arnolds es mit anhören mußten: „Denke dir nur Fritz, ich war länger als zwei volle Stunden mit einem Auto von einem Geschäft zu dem anderen gefahren, um Butter zu bekommen, aber alles war vergebens. Schon wollte ich die Hoffnung aufgeben, als der Himmel sich meiner erbarmte. Als ich mir ein neues Auto nehmen mußte, weil das erste eine Panne erlitt, sah ich plötzlich in dem Auto ein Paket liegen und weißt du, was darin war, als ich es öffnete? Vier Stück, also zwei Pfund der allerfeinsten Tafelbutter. Gerade die zwei Pfund, die ich suchte und die ich so notwendig für unsere Gesellschaft brauche. Mein erster Gedanke war natürlich trotzdem, den wertvollen Fund abzuliefern, aber an wen? Der Chauffeur hätte die Butter doch selbst oder mit den Seinen aufgegessen und wenn ich sie auf das Fundbüro gebracht hätte, wäre sie dort sicherlich verschimmelt und schlecht geworden, bevor der Verlierer sich gemeldet und als solcher legitimiert hätte. Da nahm ich die Butter an mich und schwur mir, mich nicht wieder von der zu trennen. Aber als ich dann in der Leipziger Straße das Auto verließ, weil ich bei Wertheim viel zu besorgen hatte, weil es mir zu teuer gekommen wäre, wenn ich das Auto so lange warten ließ, da rührte mich, als ich

Digitized by Google

in dem Fahrstuhl bei Wertheim nach oben fuhr, beinahe der Schlag, denn da sah ich zu meinem Schrecken, daß ich das Paket mit der Butter im Auto hatte liegen lassen. Ach, warum ließ ich das Auto nur nicht warten, denn als ich gleich wieder mit dem Fahrstuhl nach unten fuhr und auf die Straße eilte, war das Auto natürlich längst verschwunden und mit ihm die Butter!" Und abermals brach die Baronin in Tränen aus, die der Baron vergebens zu stillen versuchte.

Wohl aber glaubte der Herr Assessor die arme Frau trösten zu können. Für ihn stand es fest, daß der Fund, den seine Frau machte, mit dem Verlust der Frau Baronin identisch sei, das schon deshalb, weil seine Frau die Butter in einem Auto fand, das sie in der Leipziger Straße nahm, also in derselben Straße, in der die Baronin ihr Auto fortschickte. Es stand auch sofort bei ihm fest, der Baronin die von seiner Frau gefundene Butter zurück zu geben. Allerdings hatte auch die Frau Baronin die Butter nicht gekauft, sondern nur gefunden, die gehörte also nach dem Gesetze ebenso wenig ihr wie seiner Frau, aber trotzdem war sie die erste Finderin gewesen und hatte als solche mehr Anrecht auf den Fund als seine Frau.

So wechselte er denn leise ein paar Worte mit seiner Gattin, aber die schüttelte energisch den Kopf. Die verteidigte ihre Butter wie eine Löwenmutter ihr jüngstes Kind, aber er gab nicht nach. Seine Worte und seine Blicke wurden immer energischer, bis seine Frau ihm endlich halblaut zurief: „Was du da von mir verlangst, ist doch ein Unsinn und wer kann denn überhaupt wissen, ob mein Fund tatsächlich der Verlust der andern Dame ist. Das müßte doch erst festgestellt werden."

„Das halte ich für überflüssig," gab der Assessor zur Antwort, „und feststellen läßt sich so etwas ja gar nicht, denn eine Butter sieht doch wie die andere aus."

„Oder auch nicht" meinte seine Frau, bis sie nach einem plötzlichen Entschluß meinte: „Das werden wir ja gleich sehen" und sich der Baronin nähernd sagte sie: „Ich höre mit Bedauern, gnädige Frau, daß Sie in der Leipziger Straße in einem Auto zwei Pfund Butter haben liegen lassen. Der Zufall fügte es, daß ich in der Leipziger Straße in einem Auto zwei Pfund Butter fand. Vielleicht ist mein Fund ihr Verlust. Darf ich fragen, wie Ihre Butter eingewickelt war?"

In den Augen der Baronin, die eben noch so traurig dreingeblickt hatten, blitzte es hell und freudig auf, dann rief sie schnell: „Meine Butter war in weißes Papier gewickelt, das schon etwas fettig geworden war und verschnürt war sie mit einem rosa Band, wohl weil die Verkäuferin keinen Bindfaden mehr hatte."

„Schade," meinte Frau von Arnold mit ehrlichster Anteilnahme, „das tut mir aufrichtig leid, denn da ist also meine Butter doch nicht ihre Butter, denn dieses Paket" und sie hielt der Baronin das von ihr gefundene Paket unter die Augen, „war in dunkelbraunes Papier gewickelt und mit einem richtigen Bindfaden verschnürt."

„Nein, das ist es nicht," meinte die Baronin ganz verzagt.

So blieb Frau von Arnold die glückliche Besitzerin des kostbaren Fundes und sie war darüber ja so froh. Aber am meisten freute sie sich doch darüber, daß sie so schlau gewesen war, sich das gefundene Paket, weil das andere Papier bereits etwas fettig war, in einem Geschäft, das sie später betrat, in dunkelbraunes Papier hatte einwickeln und mit einem gewöhnlichen Bindfaden hatte verschnüren lassen, da das rosa Band doch leicht hätte irgendwie zum Verräter werden können. —

*

Lenzahnen

Eine bleiche, müde Frau,
Müd' vom Leid, das ich erlitten,
Bin ich durch die kahle Au
Zagen Fußes jüngst geschritten.

Noch kein Hälmchen auf der Flur;
Aber wundersames Regen
Schwebte leis durch die Natur,
Wie ein Traum von Erntesegen.

Braunen Feldern schritt ich zu;
Aus den schweren Ackerschollen,
Leben heischend, satt von Ruh,
Herbe, keusche Düfte quollen.

Und von meinem Herzen sprang
Jäh die leidgewobne Hülle,
Und aus seinem Innern drang
Knospend neue Lebensfülle.

Sehnend ging durch meinen Leib
Neues, heißes Glückverlangen,
Und, ein hoffnungsfel'ges Weib,
Bin ich heimwärts dann gegangen.

Johanna Weiskirch.

*

Digitized by Google

Lächeln / Von Rose Raunau

Es sind immer die Kleinigkeiten, die so weh tun. — Zum Lachen war's. Nein, zum Lachen nicht, zum Lächeln vielleicht nur.

Und lächeln tut immer weh. Ich muß lachen dürfen oder weinen. Junge Menschen lächeln nicht. Was war es eigentlich, das mich das Lächeln lehrte?

Wir sind hereingekommen aus dem Garten, den Klang der raschelnden Blätter noch im Ohr, im Herzen und auf den Lippen die heimliche Spur einer köstlichen Stunde.

Verrauscht sind die lauten Stimmen des Tages. Man ist klug und gut und läßt uns zwei allein. Und wir sehen in die Flamme des Kamins, die dem stillen Raum sein einziges Licht gibt.

Rotes warmes Leuchten ist um uns. Der Herbstwind biegt die Bäume draußen und wirft wirbelnd welkes Laub an das niedrige Fenster. Schatten huschen von diesem Spiel über den rot beschienenen Estrich. Und wir rücken noch traulicher zusammen.

Abgerissen kommen Worte herüber. Zärtliche Verwandten- und Freundesstimmen, denen kein Rahmen schön und reich genug erscheint für unser junges Glück.

Sie meinen, es läge im Ernst etwas daran, welchen Stil mein myrtenbesticktes Brautkleid zeige.

Wir sehen uns lachend an, wie das Wort zu uns herüberklingt. Er hält meine Hände fest, die er liebt, weil sie kühl sind und doch voll Seele, wie er sagt.

Wie lieb ich meine Schönheit um seinetwillen.

Mein Kopf liegt an seiner Schulter.

Ich fühle, das ist über alles gut. Hier ist Heimat und Frieden und Fülle.

Meine Augen sind voll Tränen, so tief, zum Beten tief fühle ich mein Glück.

Da schrillte die Glocke. Das Telefon will dem Herrn Doktor den Abendbericht aus der Klinik geben, meldet unser alter Franz.

Sein Soldatenherz ist über meine unbegreifliche Wahl erst getröstet, seit er gesehen hat, daß man ein „einfacher Schneidedoktor" sein und doch an Königs Geburtstag Uniform tragen darf.

Ich habe ihm erzählt, daß wir sogar in Uniform heiraten dürfen, wenn wir wollen. Das ist ihm eine versöhnende Aussicht.

„Laß mich ans Telefon gehen, Werner!"

Ich springe auf und halte ihn im Sessel fest. Es macht mich so kindisch selig, wenn ich etwas für ihn tun kann.

Die Leitung am Apparat ist nach den ersten Worten unterbrochen.

„Geduld, Liebster", rufe ich hell und vergnügt vom Treppenhaus zu ihm hin.

Der Schelm benutzt schnell die Einsamkeit zu einer frischen Zigarette. Ich spüre den Duft davon.

„Ich schaffe dir gleich wieder Anschluß. Aber warten mußt du. Unsere Vorortbeamtinnen sind schwerer zu behandeln, als alle deine Operierten."

Ich drehe, drehe, kurz, länger, noch einmal kurz, mache Pausen, rufe, warte, rufe lauter und werde, sobald ich Anschluß habe, immer wieder mitten in der Verbindung getrennt.

„Es dauert endlos", sagt er, heraustretend. Das „endlos" mit nervöser Betonung.

Seine feinen Nasenflügel zittern. Die blaugrauen Augen verlieren ihr Blau und werden so grau wie der Himmel bei Gewitter. Und Schatten gehen über seine Stirn. Ich kenne diesen Ausdruck an ihm. Nie ermüdend schön macht ihn mir diese Beweglichkeit seiner Züge.

Jetzt bleibt er neben mir. Sein schmaler Kopf mit dem welligen Blondhaar hebt sich malerisch ab von dem türkisfarbenen Sammt des Vorhangs.

Seine schlanken, langen, merkwürdig spitzen Finger liegen aufgestützt und gespreizt in den Falten, die die Tür verdecken. „Unser" Goldreif blinkt zu mir. Weich sehe ich darauf hin.

Jetzt geht er auf und nieder, immer achtlos dicht an den Palmen vorbei, die ich dabei aufrauschen höre.

Ich glaube, er zählt aus Verzweiflung die Glühflämmchen, die über die getäfelte Decke im Treppenflur wie Sterne verstreut sind.

„Geh ins Verandazimmer zu den andern", sage ich. „Das Warten hier quält dich. Geh!"

Und dabei ruft es laut in mir, so selbstverständlich, so mit allen Sinnen: Bleib! Du gehörst doch zu mir. Was liegt daran, daß wir warten? Wir sehen uns doch dabei!

Und er geht! Wie ein kalter Hauch zieht's über mich hin, erschreckend.

Ich weiß: Ich wäre geblieben.

Leer und stille und traurig wurd's plötzlich in mir. Was sind wir Frauen doch eng und dumm und leichtverletzlich! Ich hatte keine Hand frei, die törichte Träne wegzuwischen. Das braune Schalloch hat sie verwundert aufgetrunken. Die Schwester Oberin, mit der ich endlich sprach, hat, hoffe ich, nichts gemerkt davon, daß meine Stimme nicht so hell wie sonst geklungen.

Was wollte ich eigentlich? Warum sollte er bleiben? Ein Mensch am Telefon ist doch genug. Er hatte ganz recht, daß er ging.

Ich habe einmal gehört, in jedem Schicksal gibts ein typisches Erleben, das immer wiederkehrt, wenn auch in anderer Form. Sollte das mein typisches Erleben in der Ehe werden, daß ich immer mehr von ihm erwarten werde als gerecht und gut und vernünftig ist? Aber nein. Ich werde ja älter werden und klüger.

Es war ja auch nur so eine Kleinigkeit. Zum Lächeln winzig. Ich schäme mich, daß ich noch daran denke. Und doch!

Es sind immer die Kleinigkeiten, die so weh tun.

Digitized by Google

Frage

Und war es denn je Wirklichkeit,
Daß ich dich hab gekannt — ?
Es liegt nun zwischen dir und mir
Die Zeit wie dunkles Land.

Auf leisen Füßen husch ich scheu
Zurück der Jahre Steg
Und weiß nicht, stehst du noch wie einst,
Mich grüßend, an dem Weg?

Und hebst der Güte Schale mir
Entgegen mild und leise
Und gibst noch einmal Wegzehr mit
Dem bangen Kind zur Reise?

H. Wunderlich.

Vermischtes

Der Handschuh und seine Entstehung. Obwohl der Handschuh einen stattlichen Stammbaum hat, hält er doch in bezug auf das Alter den Vergleich mit dem Schuh nicht aus. Der Schuh, oder wenigstens die Uranfänge desselben, waren eines der ersten Bedürfnisse des Menschengeschlechtes; er wurde schon an den verschiedensten Punkten der Erde getragen, als an den Handschuh noch gar nicht zu denken war. Die Frauen der Bibel kannten die Handschuhe nicht, die Königin von Saba kam ohne Handschuhe zu Salomo, und bei allem Luxus der Kleopatra entbehrte ihre Hand doch dieses jetzt unentbehrlichen Toilettengegenstandes.

Die Geschichte des morgenländischen Altertums berichtet nichts von Handschuhen, denn die bei der Kleidung der Perser erwähnten, sind nur eine bis zum Handgelenk reichende Verlängerung des Rockärmels. Der Orient ist auch bis in die neueste Zeit den Handschuhen nicht sonderlich hold gewesen, man findet ihn nirgends als ursprüngliche Tracht, sondern nur da, wo schon die europäische Sitte ihren Einzug gehalten hat. Die Handschuhe sind vollständig europäischen Ursprunges und erscheinen zuerst bei den Griechen, doch nur zum Schutze der Hände gegen die Arbeit. Laertes zieht, wie es in der Odyssee heißt, Handschuhe an, um sich bei der Gartenarbeit nicht an den Dornen zu verletzen. Zur allgemeinen Sitte gelangte das Tragen der Handschuhe bei den Griechen indessen nicht, es galt als ein Zeichen der Weichlichkeit, und auch die Römer teilten diese Ansicht. Bei Mahlzeiten trugen die letzteren allerdings die sogenannten Fingerlinge, Digitalia genannt, aber zur ständigen Toilette gehörten sie nicht. Allmählich wurde das anders. Waren anfänglich die Handschuhe fest an die Tunika genäht und mit dieser aus dem gleichen Stoffe geschnitten, so trug man sie bald von dieser getrennt aus anderen Stoffen, namentlich aber auch aus Leder, und sie wurden nun in der Hauptsache als Schutz der Hände gegen die feindlichen Geschosse angenommen.

Das klassische Heidentum sank, das mächtige Römerreich zerfiel, und aus seinen Trümmern erhob sich das Mittelalter mit seinem Mönch- und Ritterwesen. Das letztere adoptierte den Handschuh. Kein Ritter zog in den Kampf, ohne seine Rüstung durch den eisenklirrenden Handschuh vervollständigt zu haben, er erschien zu keiner Versammlung, ritt zu keinem Turnier, ohne die Hand bedeckt zu haben mit dem ledernen, mit Eisenschuppen bedeckten Handschuh, stets bereit, denselben als Herausforderung hinzuwerfen, bereit, den ihm zugeworfenen Handschuh auf- und damit den Kampf anzunehmen. Der Handschuh war das Symbol der Belehnung und Standeserhöhung, durch Übergabe eines Handschuhes verlieh der Kaiser besondere Rechte, und aus diesem Grunde führten manche Städte den Handschuh im Wappen. Selbst die Kirche nahm den Gebrauch an und schrieb den Bischöfen vor, bei der Zelebrierung der Messe Handschuhe zu tragen.

Schon um das 8. und 9. Jahrhundert gehörten gestickte und mit edlen Steinen besetzte Handschuhe unerläßlich zum Ornat eines Fürsten oder anderer hoher Würdenträger. Erst viel später, im 13. Jahrhundert, finden sich die ersten Aufzeichnungen, daß auch die Frauen anfingen, Handschuhe zu tragen. Sie waren anfangs aus Leinwand gefertigt, reichten bis zum Ellenbogen, und wurden sehr schnell als durchaus notwendig zur weiblichen anständigen Kleidung betrachtet. Nur den Nonnen war das Tragen von Handschuhen streng untersagt. Allmählich kamen gewirkte Handschuhe und schließlich solche aus Leder auf. Die gewirkten seidenen Handschuhe wurden zuerst in Frankreich zur Zeit der Katharine von Medici eingeführt. Wie bekannt, benutzte Katharine ein Paar solcher seidener Handschuhe, die köstlich parfümiert und mit Stickereien versehen waren, zu einer Mordtat. Sie sandte der Königin von Navara diese herrlichen Handschuhe, die von einem furchtbaren Gift durchzogen waren. Als die Königin die Handschuhe anlegte, war sie nach Verlauf weniger Minuten eine Leiche. Unter Ludwig XIV. kamen dann die ersten feinen Lederhandschuhe auf, und deren Fabrikation wurde im 17. Jahrhundert durch Flüchtlinge nach Deutschland gebracht. In Magdeburg, Halberstandt und Erlangen befaßte man sich zuerst mit ihrer Herstellung, und es wurde bald ein blühender Industriezweig.

Unter der Regierung der Königin Elisabeth wurden in England die Handschuhe zu einem Gegenstand des größten Luxus, indem man sie auf das reichste bestickte und parfümierte.

Im Jahre 1835 wendete man zuerst nach dem Jouvinschen Verfahren den mechanischen Schnitt für Lederhandschuhe an, was für die Entwicklung dieser Industrie von großem Einflusse war. Das System bestand darin, die Handschuhe der Länge nach in vier Serien und der Breite nach in fünf Serien zu numerieren, so daß es möglich war, für jede Hand tadellos sitzende Handschuhe anzufertigen. Von da ab fielen die Preise außerordentlich, und wenn sie bis dahin nur von den höchsten Klassen getragen wurden, so fanden sie jetzt allgemeine Verbreitung.

Heutzutage darf der Handschuh bei der eleganten Toilette nicht fehlen, und in bezug auf Farben hat man die größtmöglichste Auswahl. Auch ist sein Tragen gar nicht so kostspielig, man muß nur dem Handschuh die nötige Sorgfalt angedeihen lassen und ihn nicht gar zu geringschätzig behandeln.

M. Trott.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Deutschlands Taten zur See. Die deutsche Betätigung zur See von ihren Uranfängen bis zum Weltkrieg. In 200 Bildern dargestellt von Kapitänz. S. Wittmer, Vorstand des Reichsmarinemuseums in Berlin. Verlag von Hermann Montanus, Siegen. Preis 2 M.

Der Verfasser hat sich in diesem Bande der Montanus-Bücher die Aufgabe gestellt, die hervorragende Betätigung der Deutschen zur See von den Uranfängen bis zum Weltkriege durch geschichtliche Belege in Wort und Bild nachzuweisen. Wir erfahren, daß unser Volk schon von altersher ein seegewohntes und seegeübtes gewesen ist.

In den Tagen des gewaltigen Völkerringens aller Zeiten, da zum ersten Male die junge Flotte zu Sieg und Tod ihr schwarz-weiß-rotes Banner entfaltet, wird weitesten Kreisen in Volk und Jugend gedient sein mit einer Darstellung des Werdeganges der deutschen Kriegsmarine, wie sie aus berufener Feder hier dargeboten wird. Mit Staunen sieht man, wie die machtvolle Flotte aus kleinsten Anfängen sich herausentwickelte, oft gegen den Willen der großen Mehrheit des Volkes, dann aber im Zeitalter Wilhelm II. zu einem Lieblingskind der deutschen Nation wurde.

Kriegsbuch für die Jugend und das Volk. Bd. 4. Enthaltend die Chronik des Weltkrieges vom 26. Mai bis 31. August 1915, nebst Erzählungen, Schlachtenschilderungen und Beschreibungen der Kriegsmittel, sowie zahlreichen Tafeln, Abbildungen und Plänen. Preis kartoniert 1 M., gebunden 1,25 M. Stuttgart, Franckhsche Verlagsbuchhandlung.

Vom „Kriegsbuch für die Jugend und das Volk", das infolge seiner vorzüglichen Bearbeitung und Ausstattung bei staunenswertem billigem Preise sich wesentlich von der übrigen „Kriegsliteratur" abhebt, ist soeben der 4. Band (Preis kartoniert 1 M., gebunden 1,25 M.) erschienen. Er umfaßt die Zeit vom 26. Mai bis 31. August 1915. Bekannte Namen, wie Fritz Wertheimer, Anton Fendrich, Hanns Günther, Graf von Voltolini, haben wieder mitgearbeitet und die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen geschildert oder teilen uns Neuigkeiten aus dem Gebiet der Technik des Krieges mit. Die Jugend wird Freude haben an der Erzählung von Wolfgang Martin: „Kriegsfreiwilliger Franz Helmut". Die Bilder und Karten des Buches sind, wie bei seinen Vorgängern, vorzüglich in künstlerischer und darstellender Hinsicht. Frei von Sensation in Text und Bild, pädagogisch einwandfrei, in Ausstattung gediegen — das sind die Hauptvorzüge der Franckhschen Kriegsbücher; dazu kommt noch der außerordentlich billige Preis. So ist es fast selbstverständlich und nur zu begrüßen, wenn das „Kriegsbuch für die Jugend und das Volk" immer mehr Abnehmer findet. Das Gute bricht sich selbst die Bahn.

Die Kriegsgefangenen in Deutschland. 250 Wirklichkeitsaufnahmen aus deutschen Gefangenlagern. Mit einer Einleitung von Professor Dr. Backhaus, Oberleutnant d. L. a. D., z. Zt. Referent im Kriegsministerium. Preis 2 M. Verlag von Hermann Montanus, Siegen.

Neben den besetzten Gebieten und den vielen gewonnenen Schlachten ist die ungeheure Anzahl der Kriegsgefangenen wohl der beste Beweis für den Erfolg der deutschen Waffen. Mit Recht wendet sich deshalb das Interesse der ganzen Welt den Kriegsgefangenen in Deutschland zu. Dem deutschen Volk erwächst die Aufgabe, für seine $1^1/_2$ Millionen unfreiwillige Gäste Unterkunft und Verpflegung zu schaffen und ihnen Gelegenheit zur Betätigung zu geben, womit gleichzeitig manche durch die Einberufung der Wehrfähigen entstandene Lücke gefüllt wird.

Die Herausgabe des obigen Bandes gewinnt dadurch höhere Bedeutung, daß das Kriegsministerium die Herausgabe veranlaßt und für Text und Bildauswahl eingetreten ist. Die Aufnahmen lassen uns interessante Blicke tun in Einrichtungen der Lager, Aufsicht und Bewachung, Ernährung, Körperpflege, Krankenfürsorge, Beschäftigung der Gefangenen usw. Man wünscht dem Buch gern weiteste Verbreitung.

Die Schlachten an der Marne, 6. bis 12. September 1914. Mit einer Kartenskizze. 1916. Preis 1 M. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Ueber die Schlachten an der Marne hat man bisher nur wenig erfahren. Wohl ist es allgemein bekannt, daß dort der scheinbar unaufhaltsame Siegeslauf der Deutschen zum Stillstand kam, aber über die eigentliche Veranlassung hierzu ist außer einigen unzuverlässigen Gerüchten nichts bekannt. Das vorliegende Büchlein erläutert uns an Hand einer Kartenskizze jene Ereignisse aus dem September 1914, den gewaltigen deutschen Vormarsch bis zur Marne und den Rückzug auf die Stellungen, die die Deutschen noch jetzt innehaben. Es wird gezeigt, daß von einer Niederlage der Deutschen an der Marne nicht die Rede sein kann, sondern daß es sich um eine aus strategischen Gründen freiwillig und rechtzeitig abgebrochene Schlacht handelt. Das Büchlein ist flott geschrieben und bestens zu empfehlen.

Dr. H. Janke.

Briefkasten

Es wird gebeten, den Einsendungen Rückporto beizufügen. Kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte sind „An die Redaktion" zu senden, Romane nur an „Otto Jankes Verlag". Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft.

Patrouillenritt. Leider zum Abdruck nicht geeignet, der Stoff ist allzuoft behandelt, und die Form läßt zu wünschen übrig. **E. K. in Berlin.** Die Ballade ist mißglückt, die übrigen Gedichte zeigen keine Eigenart. **E. H. in Helmstedt.** Angenommen. **A. H. in Hameln.** Nicht ungewandt, vielleicht kann ich später einmal etwas nehmen. **J. M. S. in Berlin.** „Dämmerung" und „Auf dem Strom" angenommen. **E. S. in Niederschöneweide.** Für den Kernpunkt (Pointe) ist die Humoreske zu lang geraten. **E. W. in Berlin.** Was sollen wir jetzt mit diesen mythologischen Fabelgestalten? **H. F. in Magdeburg.** Diese ostpreußische Kriegssage ist erst kürzlich von anderer Seite bearbeitet worden und eignet sich wohl kaum zur Darstellung in Versen. **Z. L. S. in Karlsruhe.** Diesmal kann ich leider nichts annehmen. **A. L. in Berlin.** Die Anlehnung an bekannte Volkslieder ist zu stark. **H. B. in Berlin.** Die Briefform ist nicht glücklich gewählt, außerdem überschreitet die Arbeit die zulässige Länge. **M. P. in B.** Sie können gelegentlich neues senden.

Dr. Erich Janke.

Inhalt des Heftes 31: Stärker als Liebe. Roman von Arthur Achleitner. — Bulgariens erster Zar. Roman von Detlev Stern. — **Beiblatt:** Deutsches Frühlingsgebet. Gedicht von Elisabeth Haspelmacher. — Ein kostbarer Fund. Von Freih. von Schlicht. — Lenzahnen. Gedicht von Johanna Weiskirch. — Lächeln. Skizze von Rose Raunau. — Frage. Gedicht von Hanna Wunderlich. — Vermischtes. — Bücherbesprechungen. — Briefkasten.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 29. April 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 32

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Stärker als Liebe / Roman von Arthur Achleitner

2. Fortsetzung.

Belustigt von dieser drolligen Unterhandlung und teilnahmsvoll wie hilfsbereit befahl Exzellenz, es solle Zenz am Gartenzaun warten. Dann holte der Graf in seiner Herzensgüte Brot und Schinken und übergab beides dem Jungen mit dem Befehl, erst zu essen, dann aber den Jagdplan zu erörtern.

Um den Appetit beneidete Graf Waldstätten den Buben und dann, als Zenz dargelegt hatte, wie er das Drücken durchzuführen vorhabe, staunte der Jagdherr über die Beobachtungsgabe und Revierkenntnis des Knaben. „Aus dir wird ein tüchtiger Mann oder du kommst wegen deiner Passion ins Kriminal!"

Zenz zeigte die weißen Zähne. „Gilts, Euer Gnaden?"

„Ja! Erwart mich morgen um neune am kalten Brünnl! Sag aber nichts zu anderen Leuten! Was wir morgen tun, muß ein Geheimnis bleiben, verstanden!"

Keck erwiderte Zenz: „Sagen nur Euer Gnaden nichts! Am allerwenigsten darf der Blum von dem Plan was erfahren! Vergelts Gott fürs Essen! Guet Nacht, Euer Gnaden! Und vergessen S' auf Gewehr und Patronen nicht! Guet Nacht!"

Exzellenz nickte. Und abermals wußte der Graf nicht, ob er sich ärgern sollte. Die Situation fand Exzellenz absonderlich, nahezu albern. Der Jagdherr paktiert mit einem Lausbuben, nimmt einen Knaben als Führer ins Revier, obwohl der Gebieter zehn Jagdgehilfen hat! Lächerlich! Aber möglicherweise erzielt der Bub einen Erfolg, der dem Oberjäger Blum seit Jahren nicht gelungen ist! Ein verflixter Lausbub, das Patenkind Seiner Exzellenz. . . .

Je länger Graf Waldstätten darüber nachdachte, desto mehr kräftigte sich die Überzeugung, daß irgendein Geheimnis vorliegen, oder der sehr aufgeweckte Bub zur Wildbeobachtung und Revierkenntnis abgerichtet worden sein müßte. Und auch an ein Privathäßle gegen Blum dachte Exzellenz.

Mochte vorliegen, was wolle, der Gebieter wünschte sehnlichst, den Bock mit dem abnormen Gehörn endlich umzulegen, die seltene Trophäe zu erbeuten.

Vor dem Abendessen meldete sich Oberjäger Blum zur Entgegennahme von Befehlen für den nächsten Tag. Groß staunte der Mann über den Auftrag, vormittags einem viele Stunden weit entfernten Aristokraten eine Jagdeinladung zu überbringen. Unerklärlich fand Blum diesen Befehl, den doch der nächstbeste Lakai ebenso gut ausführen könnte. . . .

Hoch droben in der Schlagecke bei der Mantelfichte schoß der Graf Waldstätten etwa um elf Uhr den vom Zenz zugedrückten Bock, der im Feuer blieb.

In seiner Weidmannsfreude schenkte der Jagdherr dem Jungen eine Zwanzigguldennote.

Zenz küßte Seiner Exzellenz dankbar die Hand, stammelte das „Vergelts Gott!" und bat, es wolle der Herr Graf den Bock selbst hinuntertragen.

„Aber warum denn?"

Digitized by Google

„Weil der Blum mich nicht mit dem Bock sehen darf!"

„Ach so! Der Blum ist auswärts unterwegs, kann uns nicht begegnen! Also trag du den Bock hinunter! In der Villa wollen wir das Gehörn aussägen; das Wildbret bringst du dann ins — Schneiderhäusel! Wo es viel hungrige Mägen gibt!"

Mit Freuden gehorchte jetzt der Bub. . .

Unten am Schneiderhäusel angelangt, warf Jenz den Bock in den Hausflur und eiligst lief er weiter. . . .

— — — — — — — — — —

In diese Erinnerungen versunken, war dem Leutnant Eisgruber die Zeit sehr kurz geworden, so daß er von der Ankunft in Wien sehr überrascht wurde. Mit dem nächsten Zug der Westbahn fuhr er weiter, den Bergen entgegen, in die Heimat.

Trotz aller Eile kam Vinzenz zu spät. . . .

Vom Seegestade bewegte sich ein Leichenzug hinaus in das Pfarrdorf. Hinter dem Sarge schritt in Parade-Uniform Leutnant Eisgruber inmitten der Geschwister. Die übrige Verwandtschaft und wohl die ganze Bevölkerung des Seegeländes folgten.

So begleitete Vinzenz sein Mütterlein auf der letzten Fahrt zum Friedhofe. . . Stolz war die ganze Gemeinde darauf, daß einer der Eisgruber Buben es bis zum kaiserlichen Offizier gebracht hatte. Und allenthalben erregte es Befriedigung, daß der Leutnant zur Beerdigung seiner Mutter gekommen war.

Und hoch angerechnet wurde es ihm, daß er im Heimatl, inmitten der einfachen Leute seinen Urlaub verbringen wollte. Daraus hatte Eisgruber kein Hehl gemacht, es ehrlich gesagt, wie sehr ihn der Aufenthalt in der geliebten Heimat beglücke.

Daß er aus Gründen der Sparsamkeit daheim blieb, behielt er für sich. Im Schneiderhäusel kostete die Wohnung nichts, die bescheidene Verpflegung sehr wenig.

Eisgruber legte die Uniform ab und kleidete sich gebirglerisch. Dann wurde das Bargeld gezählt. Große Sprünge durfte der Urlauber nicht machen. Auch mußte die Summe für die Rückfahrt als „eiserner Bestand" aufbewahrt bleiben. Von den Gehaltseinnahmen [illegible]nd des Urlaubes wollte Jenz den Geschwistern etliche Beträge geben, Steuerschulden von Mutters Lebzeiten waren auch zu decken, überhaupt in die schlechten Finanzverhältnisse Ordnung zu bringen.

Billig konnte er leben in der Heimat. Eine andere Frage war, wie die viele freie Zeit werde ausgenützt werden können. Bei gutem Wetter werden sich Bergwanderungen unternehmen lassen, wozu freilich die Tage nicht mehr lang genug sind.

Was aber tun bei Grobwetter und an den Abenden? Das Wirtshaushocken verbot der — „Finanzminister". Und der Kriegsminister würde wenig erbaut sein, wenn er erfahren würde, daß ein Offizier mit Bauern Karten spielt und sonstige standeswidrige Allotria treibt.

Früher als befürchtet, stellte sich bei Rieselwetter, das den Hausarrest erzwang, die Langeweile ein. Vinzenz beschäftigte sich zum Zeitvertreib mit Arbeiten für den Haushalt, besserte das Schindeldach aus, hackte Holz, machte Spreißel usw.

Die Schwester staunte groß. Konnte nicht begreifen, daß sich der Offizier zu solchen Handlangerarbeiten herabließ.

Mit allem Fleiß arbeitete Jenz im Holzschuppen. Mit einem Eifer, der in einer besonderen Absicht wurzelte, die aber nicht nach Wunsch standhielt. Zuweilen stützte sich Jenz auf die Axt und horchte auf Töne aus dem nahen Hochwald. Und kalter Schweiß trat auf die Stirn, die Hände bebten, der Körper zitterte. Ein Stöhnen kam aus der wild erregten Brust.

Dieser geradezu schmerzerregende Zustand währte tagelang und wurde zum Anlaß, daß Eisgruber die Uniform anlegte und nach der Villa seines Taufpaten wanderte, um dem Grafen Waldstätten seine Aufwartung zu machen.

Schwer bedrückt kehrte Jenz zurück. Exzellenz weilte in der Tatra, weidwerkte auf Urhirsche. Offenbar waren dem wählerischen Grafen die Berghirsche hierzulande zu gering, nicht genug begehrenswert.

Zitternd kleidete sich Jenz um. In der Bergtracht, von einem Waldarbeiter kaum zu unterscheiden, ging Eisgruber ins Pfarrdorf. Dem Zufall wollte er eine Entscheidung über-

Digitized by Google

lassen, alles weitere davon abhängig machen, ob er im Kramerladen als Leutnant Eisgruber erkannt oder für einen Waldarbeiter gehalten werde.

Zenz trat in das Verkaufsgewölbe des Krämers im Pfarrdorfe, der nach Landesbrauch so ziemlich alles an Bedürfnissen für die Bergbevölkerung auf Lager hielt. Absichtlich behielt Zenz das verwitterte Hütl auf dem Kopf und mit voller Absicht markierte er das Verhalten des scheuen Holzarbeiters, der einen gewissen Bedarf decken möchte, aber ein Dazwischentreten von Aufsichtspersonen befürchtet, und deshalb mit der Sprache nicht herausrücken will.

Die ältliche Ladnerin wußte das scheue Gebaren sofort zu deuten und kam dem vermeintlichen Waldmenschen zu Hilfe mit der Bemerkung: „Kommst vom Berg? Brauchst wohl Mehl? Na ja, bist ja ein Holzer! Und ‚Pfeffer und Salz' möchtest auch, will ich meinen! Und hat der Holzer hohle Zähne, will er sie — plombieren! Kenn mich schon aus! Also: Fünf Pfund richtiges Mehl, Kaisermehl, ja?"

Heiseren Tones bejahte Zenz die Frage. Vor Erregung schluckte er. Die Ladnerin wog das Quantum Mehl ab und füllte eine große Düte, die dann sorgsam in dickes Zuckerpapier verpackt wurde. „‚Pfeffer und Salz' wie es Brauch ist?" meinte die geschäftskundige Frau.

„Ja!" Mehr konnte Zenz nicht sprechen. Er benötigte „Salz und Pfeffer" so wenig wie Mehl. Nur eine Entscheidung hatte er herbeiführen wollen, und der Zufall hatte entschieden. So zahlte Zenz, nahm die Pakete und zog weiter zur Tabaktrafik. Auch in diesem Laden behandelte man ihn als Bergbewohner. Der Trafikantin fiel lediglich auf, daß der „Holzarbeiter" eine bessere Sorte Zigarren forderte. Gutmütig schwatzend, fragte die Frau: „Die Sorte muß der Holzer wohl dem Forstverwalter bringen, was?"

„Ja!"

„Und was kriegt der Holzer selber?"

„Ein Packl Laustabak!"

„Nimm ein Packl Drei König dazu, sell gibt eine feine Mischung für den Holzer!"

„Ja!"

Nach Erledigung dieser Kaufangelegenheit besuchte Zenz eine Gastwirtschaft, deren Kellnerin ihn gleichfalls als Waldarbeiter behandelte. Durch das Erkerfenster blickend, gewahrte Zenz plötzlich zu seinem Schrecken den Kameraden Ainhirn, der in Zivil heranschlenderte und die Firmentafeln studierte. Noch mehr erschrak Zenz ob des Aussehens des Freundes: schmal das Gesicht, schlapp die Haltung, müde der Blick. Ainhirn trat in die Apotheke. Nun zweifelte Zenz nicht mehr daran, daß der Bruder Leichtsinn krank sein mußte. Einerseits wollte Zenz den Freund begrüßen, andererseits aber ihm aus dem Wege gehen, ungesehen mit den Paketen das stille, entlegene Heimatl erreichen. Schnell entschlossen zahlte Zenz die kleine Zeche und hastig verließ er durch das hintere Tor die Wirtschaft, auf die Ainhirn zusteuerte.

Der im Dorfe gefallenen Entscheidung konnte Zenz sich nicht freuen, da immer wieder der Gedanke bohrte, daß gewisse Aufsichtspersonen schärfer sehen, den Zenz auf den ersten Blick erkennen werden trotz der Arbeiterkleidung.

Eine schwere Überwindung kostete es, zu Hause zu bleiben, so lange die Hirschbrunft währte. Als die Hirsche verschwiegen, war die Gefahr vorüber.

Eisgruber konnte sich nun Bewegung gönnen, sich müde laufen. Dem Bergsport widmete sich Zenz mit regem Eifer. Und das Herbstwetter begünstigte die Kraxlerei wochenlang.

Zum Monatsersten kehrte Vinzenz ins Heimatl zurück, um die Ankunft des Gehalts zu erwarten. Mit dem Nullenschieber (Zahlmeister) des Regiments war vereinbart worden, daß die Gage für Eisgruber an das Postamt im Pfarrdorfe gesendet werden sollte. Etliche Tage nach dem Monatsersten stapfte Zenz in Gebirglerkleidung, mit Legitimation versehen, hinaus zum Postamt.

Wie Zenz sich ergötzte an dem Mißtrauen des Schalterbeamten, der trotz der Legitimation nicht recht glauben wollte, daß der Vorzeiger ein Offizier sei. Reichlich „luftgeselcht" sah Eisgruber freilich aus. Mit der Gage in der Tasche verließ Zenz das Postlokal und traf am Hause den Kameraden Ainhirn, der Eisgruber

Digitized by Google

im Gegensatz zu dem Postbeamten auf den ersten Blick erkannte und geradezu stürmisch begrüßte als Retter in arger Not. Hans bat Jenz, einige Minuten zu warten, bis die Nachfrage nach etwa eingelaufenen Postsachen erledigt sei.

Kreideweiß im Gesicht, mit allen Anzeichen der Bestürzung und Angst, mit einem aufgerissenen Brief in der bebenden Hand, erschien Ainhirn und flüsterte dem Freunde das Geständnis zu, daß alles verloren sei, wenn Jenz in bitterster Not die Hilfe versage. Außerhalb des Dorfes schilderte Hans die Situation, in die ihn sein jetzt freilich verfluchter und bitter bereuter Leichtsinn gebracht hatte. Alles gepumpte Geld verjuxt, die Gage gesperrt, der verzweiflungsvolle Versuch einer letzten Anleihe mißlungen; Schulden beim Hauswirt und im Gasthause, abgelaufen der Urlaub, keinen Kreuzer Geld für die Heimreise zum Regiment.

Ehe Hans die Bitte um Reisegeld aussprechen konnte, hatte Jenz das dünne Päckchen Banknoten, wie er es vom Postbeamten empfangen, in die zitternde Hand Ainhirns gedrückt. „Nimm, zahl alles und fahr sofort in die Garnison! Und werd endlich vernünftig!"

Alles gelobte Hans hoch und heilig. Und nach herzlicher Dankeserstattung erging er sich im Drang nach einer Aussprache mit dem bewährten Freunde in Selbstanklagen wegen unverbesserlichen Leichtsinns und unstillbaren Liebeshungers.

„Laß den Jammer, Hans! Es nützt ja doch nichts! Und werd endlich wenigstens soweit vernünftig, daß du für die — Liebe kein Geld mehr wegwirfst!"

Ainhirn guckte Jenz groß an und erwiderte erstaunt: „Ich kann doch nicht die mir entgegengebrachte Weibergunst ohne Revanche hinnehmen?! Nein, Jenz, das verbietet mir die Ritterlichkeit!"

Eisgruber lachte bitter und hart.

Den Vorwurf in diesem Lachen fühlte Hans sofort heraus. „Nimm mir es nicht übel, wenn ich sage: unsere Charaktere, unser Gefühlsleben wie die Lebensauffassung sind grundverschieden! Du bist anders veranlagt als ich! Leichtsinnig bin ich leider grenzenlos und wahrscheinlich unheilbar, aber doch bei allen Fehlern immer ritterlich! Deshalb laß ich mir Frauengunst nicht schenken, ich m u ß mich irgendwie und materiell dankbar erweisen! Leider reichen dazu die Geldmittel nicht, und so bin ich in entsetzliche Schulden geraten, die auch die Charge kosten werden, wenn die Manichäer die Geduld verlieren, das ‚Krawattel' zuziehen und den ‚Alten' vom Regiment verständigen! Ja, ein Opfer der Liebe bin ich just diesmal geworden. . ."

„Wieso diesmal ein Opfer?" fragte Jenz, dem die Betonung dieser Worte auffiel.

„Die Freundin hat selbstverständlich nichts als meine Liebe beansprucht und nur Blumen angenommen! Auf Ausflügen und Fahrten habe ich aber selbstverständlich alle Kosten bezahlt. Der lange Aufenthalt, die vielen Spesen, kurz, einen Tausender bin ich los geworden.

„Jeff, Maria! Einen Tausender!" stammelte Jenz. „So wahnsinnig viel Geld, gepumptes Geld, verschleudern wegen eines Weibsbilds!"

„Nicht diese wegwerfende, Bezeichnung! Es hat sich um eine Dame der besten Kreise gehandelt!"

„Also ist's aus mit der unsinnigen Kareffiererei?"

Kläglichen Tones erwiderte Ainhirn: „Ich glaube nicht an eine Beendigung für immer auf ihrer Seite, weil wir den Wohnort gemeinsam haben! Ich für meine Person bin ‚gesättigt' und wünsche den Schluß für immer, schon im Hinblick auf böse Folgen, wenn der Mann etwas erfährt! Die verdammten Weiber, so schön und lieb und — kostspielig!"

„Also mit einer verheirateten Frau hast du den erschwindelten Urlaub verlebt! Wirst die Folgen tragen müssen! Mach Schluß, Hans, Schluß für immer mit jenem Weibe, fahre heim und biete alles auf wegen einer Versetzung in ein anderes Regiment! Die rasche Versetzung kann dich vielleicht noch retten! Tschau, lieber Hans! Ich muß heimgehen!"

Ein Händedruck. In wehmütiger Stimmung wollte Hans nochmals sprechen, doch Jenz wandte sich ab und schritt hastig vorwärts.

Auf der Wanderung zum heimatlichen Seewinkel überkam Jenz ein Gefühl warmer Dankbarkeit dafür, daß sein Herz befreit blieb

Digitized by Google

von solcher Liebesgier, der Hans Ainhirn zum Opfer fiel. Innig bedauerte er den Freund, den er rettungslos verloren sah.

Im Schneiderhäusel bat die Schwester um etwas Geld für den Haushalt. Zenz mußte den für die Heimreise bestimmten „eisernen Bestand" angreifen, um die berechtigte Bitte um einen Beitrag zu den Verpflegskosten erfüllen zu können. Mißlich empfand Zenz die Weggabe der Gage; aber dem Kameraden in bitterer Not hatte geholfen werden müssen. —

— — — — — — — — — — —

An einem Samstag im November abends kamen die Brüder Franz und Kaspar heim. Am Tisch bei Lampenschein nach beendigtem kargen Essen erzählte Franz von einer Beobachtung, wonach in der Gegend vom hochgelegenen Wildensee, also auf oberösterreichischem Gebiete, ein Schadenfeuer entstanden sein müsse; vermutlich wird die Diensthütte eines der Jagdgehilfen niedergebrannt sein.

Kaspar meinte: „Ist jammerschad, daß unsereins ang'hängt ist mit der Arbeit, und die Entfernung so groß! Wo der Jäger keinen Unterschlupf mehr hat von wegen der niederbrennten Hütte, müßt jetzo zur Dumper (Dämmerung) abends und in der Früh es leicht sein, Gams zu schießen! Der Jaager muß ja abends hinunter und gut drei Stund braucht er morgens, bis er wieder hinauf kommt ins Revier!"

„Ist richtig! Und gute Gams stehen am Wildensee!" fügte Franz bei.

Zenz hatte die Augen mit beiden Händen beschattet und brütete stumm vor sich hin.

Die Brüder berieten einen Plan, wonach trotz der empfindlichen Kälte die nächste Sonntagsnacht in der Holzerhütte verbracht, am Sonntag in aller Früh zum Wildensee marschiert und bei Beginn des Schußlichtes etliche Gams geschossen werden sollten.

Franz wandte sich an Zenz mit der Bitte, es solle Zenz, der Zeit genug habe, die Gams am Sonntag holen und heimtragen.

„Ich?" rief Zenz unwillig. „Ich soll euch den Träger machen?"

Verwundert fragten beide Brüder zugleich: „Warum nicht? Hast ja als Urlauber Zeit genug! Und so gescheit bist auch, daß du dich mit den Gamsen nicht erwischen lassest! Der Jaager vom Wildensee ist eh (ohnehin) nicht zu fürchten, weil er nicht anwesend sein kann! Und Wildbrat muß wieder einmal auf den Tisch von wegen der Billigkeit!"

Zenz ging schweigend aus der Stube.

Die Brüder guckten ein Weilchen verdutzt und zogen die Schultern hoch, hielten die stumme Ablehnung aber nicht für Hochmut. Und Franz flüsterte: „Wie ich den Zenz kenne, schießt er die Gams am Wildensee vor uns! Und daß er sie heimbringt, ist sicher!"

Kaspar nickte wohl zustimmend, äußerte aber Bedenken dagegen, daß Zenz jaagern gehe ohne Erlaubnis.

„A bah! Der Zenz laßt sich nicht fangen, und das ist und bleibt die Hauptsache beim Wildbratschießen! Und am Wildensee ist ja fremdes Revier!"

„Schon!" meinte Kaspar, „aber es ist doch eine andere Sach, wenn der Zenz, wo bei der Militär Leutnant ist, als Wildbratschütz erwischt wird! Uns strafen s' halt mit etliche Wochen ab, beim Zenz könnt 's kritisch werden! Wo der Wildensee zum kaiserlichen Leibgeheg g'hört!"

„Den Gamsen ist's gleich, wem sie zugehören und wer sie schießt! Hab keine Sorg, Brüderl, den Zenz erwischen sie nicht!" . . .

Vor Tagesgrauen hatte Zenz das Schneiderhäusel verlassen und den Pfad hinauf zu den Brunnwiesen eingeschlagen. Ein schweres Steigen durch hohen Schnee wurde es, da der Wanderer den Schafkogel umgehen und das Steilgebiet des Augstkogels erklettern mußte, um das Revier am Wildensee zu erreichen. Schwer ermüdet gelangte Zenz nach achtstündiger Wanderung zur Wildensee-Alm, die völlig eingeschneit war. Ein großer Schneesturm nötigte dazu, Unterschlupf zu suchen. Unmöglich war das Eindringen in eine der Hütten, die bis zum Dach im Schnee staken. Nur in eine Holzscheune vermochte sich Zenz einzubohren, so daß er wenigstens ein Dach über sich hatte. Schutz vor Kälte und Zugluft fehlte; in den Wettermantel eingehüllt, mußte Eisgruber viele Stunden hindurch warten, bis der Sturm ausgetobt hatte. Mit Unbehagen gewahrte Zenz, wie die Schneehöhe wuchs im dichten Flockenfall. Aushalten hieß es in diesem weißen Gefängnis auf die Gefahr hin, gänzlich

Digitized by Google

eingeschneit zu werden. Unmöglich der Aufenthalt im Freien. Wetterpech auf einsamer Höh.

Zenz verzehrte Speck und Brot und setzte einen Schluck Schnaps darauf. Der Zeit nach war es drei Uhr nachmittags. Nichts mehr zu wollen an diesem Sturmtage. Unmöglich die Heimkehr wie ein Vordringen zum Wildensee, wo jede Unterkunft fehlte. Fester wickelte Zenz den Mantel um den Leib und verärgert fügte er sich ins Unvermeidliche.

Lang und bitterkalt war die Nacht. Das Tageslicht wollte nicht kommen. Verschwunden die Öffnung, die Zenz gebohrt hatte, um in das Innere der Holzscheune zu gelangen. Eingeschneit! Deshalb der Mangel an Tageshelle!

Mit den Händen wühlte sich Zenz stundenlang durch die Schneemauer, bis er ins Freie gelangte. Bedeckt das Firmament, zaghaftes Schneien. Alles mit Neuschnee dicht überzogen.

Zenz überlegte die Situation. In zwei Stunden konnte er am Wildensee sein trotz der bösen Schneelage, der Zeit nach sicherlich früher als der Revierjäger, falls dieser unten in der Talung nächtigte. War aber der Jagdgehilfe im Revier verblieben, hatte er gleich Zenz die Nacht auf der Höhe verbracht, dann könnte die Gamsbirsch gefährlich werden.

So nahe dem Ziel und nach dem harten Opfer der bitterkalten Nacht wollte Zenz nicht ohne Gams heimkehren. Mit Anwendung gebotener Vorsicht und Schlauheit konnte ein Erfolg erreicht werden. Ausspekulieren das Gamsgebiet, alles absuchen nach dem Jagdgehilfen, und dann birschen.

Zenz legte den mitgenommenen schwarzen Vollbart an und völlig gerüstet, trat er die mühsame Wanderung durch den tiefen Schnee an. Hinauf fast zwei Stunden und vom Jochsattel hinab zur klippenreichen Umrandung des Wildensees, der zugefroren und verschneit wie eine schneebedeckte Wiese aussah.

An einem guten Ausblickspunkt machte Zenz halt. Im Kessel tief unten Schneetreiben und Nebelbrodeln. Heroben schneidend ziehender Wind. Schwarze Punkte auf weißen Flächen: Gemsen, jedoch viel zu weit für einen Schuß. Jagdlust im höchsten Maße, Herzklopfen. Gewaltsam zwang sich Zenz zur Anwendung der unerläßlichen Vorsicht. Erst ausspekulieren! Nichts zu sehen; nichts von einer abgebrannten Diensthütte, nichts vom Jagdgehilfen. Wo die Diensthütte stand, wußte Zenz nicht. Ebensowenig davon, wie tief sie niedergebrannt war.

Lebhaft beschäftigte Zenz die Frage, ob der Jäger schon heroben sein werde. Wie Gewißheit erlangen?

Ein Schuß würde vielleicht den Jäger aus dem Versteck hervorlocken, zugleich aber die Anwesenheit des Wildbratschützen vorzeitig verraten.

Lange Zeit suchte Zenz das Gelände sorgsam spähend ab. Vom Schutzpersonal war nichts zu sehen.

Unterdessen hatte sich ein Rudel Gemsen einem Felskopf genähert, an dessen Fuß, dem Karfeld entlang, ein guter Bock stand und zu überlegen schien, welche der „Damen" er zunächst mit seiner Gunst beglücken sollte.

Ein sehr guter Bock, ein kapitaler Bartgams.

Wie weggeweht war Vorsicht, Überlegung bei Zenz. Den kapitalen Gams mit unerhört hohen Krucken und dem starken Bart mußte er bekommen um jeden Preis. Und wenn es das Leben kosten sollte.

Nur noch für sorgsames Anbirschen reichte die Vorsicht; an Gefahr und Existenz, an die Zukunft dachte Zenz nicht mehr, nur noch einzigallein an den Bartgams, der erst spitz dastand, ungünstig, dann plötzlich aufwarf und mißtrauisch sicherte. Irgend etwas Ungewöhnliches mußte seine Aufmerksamkeit in besonderem Maße geweckt haben.

Wie der Bock sich etwas breit stellte, ließ Zenz fliegen.

Im Feuer fiel der Kapitale, ein kurzes Zittern, dann streckte er die Läufe und verendete.

Für einen Moment genoß Zenz die höchste Weidmannswonne, des Lebens Glückseligkeit.

Ein scharfer Anruf: „Halt, Lump! Gib dich!"

In dieser schweren Gefahr behielt Zenz die Geistesgegenwart, mit ruhiger Sicherheit abzuwinken, gleichsam, als sei er hier jagdberechtigt und befinde sich der Jagdgehilfe im Irrtum.

Digitized by Google

Verblüfft ging der Jäger aus dem Anschlag zurück, sprachlos starrte er den „Herrn" an, der ihm zurief: „Den Bock liegen lassen! Er wird später abgeholt! Du gehst zur abgebrannten Diensthütte und wartest dort auf mich!"

Mit stieren Augen und weitgeöffnetem Mund stand der Jäger fassungslos, unfähig, diese Situation zu deuten. Just die Kenntnis des Fremden, daß die Diensthütte niedergebrannt sei, das ruhigsichere, herrische Auftreten bewirkten, daß der Jäger ein scharfes Vorgehen nicht wagte, einen Mißgriff befürchtete.

Zenz ging unbekümmert und gelassen, mit voller Absicht den Nebelwogen entgegen, die dick und schwer aus dem Seekessel heraufkamen. Wenige Augenblicke später war Zenz von diesen grauweißen Schwaden umhüllt. Unter ihrem Schutz und nun sehr eilig vollzog er den Abstieg in den Kessel, fuhr als sehr gewandter Gebirgler über eine Schneehalde blitzschnell ab und erreichte die Kesselsohle in kürzester Zeit. Und unverweilt schlug er die entgegengesetzte Richtung nach Osten ein und stieg bergan zwischen Feldkogel und Klammberg. Mit gebotener Eile, doch sicher. Ein Gewaltmarsch auf Leben und Tod in tiefem Schnee auf bösem Steilgelände. Jeden Moment stand zu befürchten, daß ein Wind aufzog und den schützenden Nebel vertrieb; in diesem Falle mußte Zenz augenblicklich entdeckt, der Trick erkannt werden, und die Verfolgung beginnen.

Es galt in kürzester Zeit eine Höhe von zweihundert Klaftern zu erreichen, trotz aller Hindernisse.

Dampfend und keuchend arbeitete sich Zenz um so rascher aufwärts, als unten im wogenden Nebelchaos Signalpfiffe ertönten. Der Jäger schien gemerkt zu haben, daß ein Wilderer ihn verblüffen wollte.

Unweit der Scharte blieben die Nebelschleier zurück. Im blinkenden Schnee stand Zenz wie ein dunkles Rufzeichen.

Ein Wutschrei drang schwach aus der Tiefe herauf.

Mit Aufgebot der letzten Kraft erklomm Zenz den zersägten, vereisten Grat, schwang sich hinüber und sitzend rutschte er ein schwer verschneites Geröllfeld hinunter. Tollkühn das Äußerste wagend.

Eingestaubt vom Schnee, betäubt langte Zenz unten im Gewirr einer Latschendickung an und blieb liegen.

Scharfe Kälte weckte Zenz aus der Betäubung. Nacht war es geworden. Sternenklar der Himmel. Schneelicht und steifer Frost. An den Formen der scharf ragenden Spitzen im Norden vermochte sich Zenz zu vergewissern, wo er einsam und verlassen in dieser verschneiten Bergwildnis stand, und welche Richtung er einschlagen mußte.

Gehänge hinauf, waten im Schnee, der fast bis zu den Achselhöhen reichte, kriechen über vereiste Scharten, schwitzend aus allen Poren; durchnäßt vom Schnee die Kleider und außenseitig gefroren; ums Leben kämpfend zäh und hart mit schwindender Kraft. Nicht rastend wegen der lauernden Todesgefahr, nur für Momente verschnaufend.

Den letzten Sattel in östlicher Richtung bezwang Zenz im zähen Kampfe, und erschöpft, mit zitternden Knien, erreichte er die Mulde unterm Lechrinnkogel, die der Pfad von der Woising hinunter zum Heimatl durchzog. Völlig verschneit und unsichtbar war dieser Steig, doch die Gegend erkannte Zenz im Schneelicht sofort. Bis zu den Hennarwiesen konnte er sich noch schleppen, dann war die Kraft gebrochen. Zenz mußte rasten, vorher aber geradezu Einbruch verüben, um sich gewaltsam Eingang in eine der Almhütten zu verschaffen. Auch das Feuer anmachen auf dem Herd gelang noch. Dann aber erfolgte der schwerste Kampf gegen Übermüdung und Schlafsucht. Am Herd sitzend, mit dem nassen Rücken dem wohlige Wärme spendenden Feuer zugekehrt, nickte Zenz ein und schlummerte ein Weilchen, bis der Kopf nach vorne sank. Aufraffen, Feuer schüren. In der ausgekälteten Hütte wollte es nicht warm werden; und winzig war der Holzvorrat, so gering, daß Zenz nicht wagte, längeren Aufenthalt zu nehmen und zu schlafen. Zur Eile drängte auch die Gefahr, daß sein verwegener „Ausflug" bekannt werde. Berichtet der Jäger vom Wildensee über den Zusammenstoß, fordert der Jagdleiter die Gendarmerie telegraphisch zur Verfolgung des flüchtigen Wilderers

Digitized by Google

auf, so steht zu befürchten, daß Jäger, Finanzer und Gendarmen auf Zenz fahnden, ihn erwarten, zumal es nur zwei Steige für die Rückkehr aus dem Hochgebirge zum Heimatl gibt. Am Schlusse des — „Abenteuers" wollte Zenz denn doch nicht verhaftet werden.

So verlöschte er das Herdfeuer und schloß die Almhütte nach Möglichkeit ab. Es dämmerte, als er den Rückmarsch antrat, den Kampf gegen den klafterhohen Schnee abermals aufnahm. Lästig, peinigend wurden die Gedanken an die leicht mögliche Verhaftung, an die bitteren Folgen. Die drohende Gefahr veranlaßte Zenz, als er das Rauheck erreicht hatte, sich des falschen Bartes und des Stutzens zu entledigen. Eisgruber versteckte das Gewehr, das er in seinen Wettermantel eingewickelt hatte, in einer Gufel am Fuße des Rauheck. Der Wettermacher leistete Beihilfe und ließ Schnee fallen, der alle verräterischen Spuren am Rauheck liebevoll verdeckte.

Mit etwas Erleichterung in der Brust wanderte Zenz weiter durch das gräfliche Revier. Ohne Mantel, ohne Birschstutzen sah er einem harmlosen Spaziergänger gleich.

Etwa eine Stunde vom Heimatl entfernt, begegnete Zenz dem alten Oberjäger Blum. Gegenseitig große Überraschung, auf Eisgrubers Seite geradezu eine Verblüffung, da Zenz seit Jahren der Meinung war, als junger Frechdachs damals den Jagdgehilfen aus dem gräflichen Dienst „hinausgebissen" zu haben. Nun aber stand Blum leibhaftig und — dienstlich vor ihm.

Der Jäger erkannte Eisgruber augenblicklich, ebenso schnell überwand Blum die Überraschung, wie er auch den Anlaß der unerwarteten Begegnung erriet. Höhnend rief Blum: „Ah, der ‚Schneider-Zenz' unterwegs im Revier! Sell bedeutet etwas, meine ich! Aber viel Umständ werden wir nicht machen mit dem Lumpen Zenz, wo im Revier nix z' suchen hat! Wir spazieren jetzo zur Gendarmerie, verstanden!"

Eisgruber hatte die Zähne aufeinander gepreßt, hart um Gelassenheit gerungen, die allein ihn retten konnte aus schwerer Gefahr. Stand doch in dieser kleinen Spanne Zeit alles auf dem Spiel für den Offizier: die Stellung im Militärdienst, die Ehre. . . . Im Nu war sich Zenz der furchtbaren Gefahr, der fast unvermeidlichen Katastrophe, der drohenden Vernichtung seiner Existenz bewußt geworden, auch darüber klar, daß Blum, sein Todfeind, keine Schonung üben werde, wenn es dem Jäger gelingt, die Beweise für den unglückseligen „Ausflug" Eisgrubers in das Gamsgebiet zu finden. Nur Geistesgegenwart, unerschütterliche Ruhe, eisige Gelassenheit, konnte vielleicht Rettung bringen.

Aug in Aug standen sich die Feinde.

Triumphierend der Jäger mit Rachgier und Hohn im Blick, fest entschlossen zu rücksichtslosem Vorgehen. Der unwiderstehliche Drang nach Vergeltung verleitete Blum zu beleidigenden Ausdrücken; rachegierig kündigte er dem — Wilderer Zenz die Verhaftung an.

Eisgruber stand ruhig und erwiderte gelassen: „Sie irren sich in der Person wie in dem vermeintlichen Reat! Ich bin der — Leutnant Eisgruber, beurlaubt in die Heimat! Kaiserliche Offiziere sind keine — Wilderer! Merken Sie sich das sowie die Tatsache, daß ich keinerlei Waffe bei mir trage! Wegen der Beleidigungen wird der gerichtliche Strafantrag nachfolgen, da ein untergeordneter Diener nicht satisfaktionsfähig ist! Guten Morgen!" Vinzenz schritt ruhig weiter auf dem Steig hinab zum See.

Eingeschüchtert starrte Blum dem Zenz nach. Wider Willen imponierte die Gefaßtheit, die kühle Ruhe der Zurechtweisung. So verständig war der Jäger doch, um zu erkennen, daß die Verhaftung eines unbewaffneten Spaziergängers ein folgenschwerer Mißgriff sein würde, sehr fatal bei einem Offizier, und bitter unangenehm die Verantwortung gegenüber dem Dienstherrn. Und die Vernunft sagte, daß ausgerechnet der Jäger Blum sich vor dem Exzellenzherrn durch den — Schneider-Zenz nicht ein zweitesmal blamieren lassen dürfe. War es doch ein Glück zu nennen, daß der Graf damals die erste Blamage mit dem anormalen Rehbock in Gnaden verziehen, den schwer diskreditierten Jäger im Dienst behalten hatte.

Als der Leutnant dem Gesichtskreise entschwunden war, schüttelte sich Blum vor Ärger und Zorn. Der Oberjäger kannte doch wie kein zweiter im Bezirk Eisgrubers Entwick-

Digitized by Google

lung, die Vergangenheit des „Schneider-Jenz"; Blum wußte genau, daß just dem Jenz alles zuzutrauen war und ist: Kühnheit, Wagemut, beispiellose Verschlagenheit, Geistesgegenwart selbst in der allergrößten Gefahr auf Leben und Tod.

Inmitten der schwer verschneiten Bergeinsamkeit knurrte Blum ingrimmig: „Hängen und erschießen laß ich mich, wenn der Jenz nicht auf Gems ausgewesen ist! Der verwegene Kerl wildert in beispielloser Frechheit und Leidenschaft auch als — Offizier! Darauf schwör ich das schwerste Jurament, aber kein Mensch wird's glauben!"

Blum wanderte auf Eisgrubers Fußtapfen auf dem Gangsteig innerberg. In der Überzeugung, daß Jenz irgendwo das „Handwerkszeug" des Wilderers werde versteckt haben, wollte Blum danach suchen, die Beweise nachträglich erbringen und dadurch dem „Schneider-Jenz" und hochnäsigen Leutnant das Wiederkommen unmöglich machen. Der Oberjäger erreichte das Rauheck, forschte luchsäugig nach Anzeichen, konnte aber keine verräterischen Spuren finden. Der frischgefallene Neuschnee bedeckte alles. Die Fährte Eisgrubers war verweht, ausgetilgt vom Geflock.

Das „Glück" des Jenz verfluchend, unverrichteter Dinge kehrte Blum in das Tal zurück. . . . .

Unterdessen war Leutnant Eisgruber beschleunigten Schrittes heimgewandert; erfüllt von schweren Sorgen und nagender Reue ob des „Ausfluges", den er jetzt im stillen eine Tat des Wahnsinnes nannte. Niedergeschmettert fühlte er sich von der Ungeheuerlichkeit der entsetzlichen Tatsache, daß der kaiserliche Offizier am Wildensee, also im Leibgehege — seines Kaisers wilderte, seinem allerhöchsten Herrn einen Gams — gestohlen hatte.

Herzklopfen, Ohrensausen, lähmenden Druck im Gehirn verursachte die selbst gestellte Frage, wie die Untat, der beispiellose Diebstahl aus unbezwingbarer Jagdleidenschaft, gesühnt werden könnte.

Büßen wollte Jenz das Verbrechen, sühnen nach Möglichkeit. Aber nicht vor der Öffentlichkeit, nicht durch den freilich naheliegenden, ja unvermeidlichen Verzicht auf die Offiziersstellung. Würde er „quittieren", so käme alles erst recht an den Tag, der riesige Skandal würde ungeheures Aufsehen erregen, jede Möglichkeit, eine andere Existenz zu finden, vernichten.

Sühnen also im Geheimen. Überwinden die gräßliche, überstarke Leidenschaft, sie bezwingen durch jedes Opfer bis zum Äußersten.

Den Beistand des Himmels zu diesem Gelöbnis erflehte Eisgruber auf dem Heimweg; Vinzenz lernte in dieser Stunde das — Beten.

Im Schneiderhäuschen angekommen, mußte Jenz sich scharf bemeistern, um die Angst und Sorge vor der Schwester nicht zu verraten. Er wagte es nicht, zu fragen, ob ein Gendarm im Hause gewesen sei; er erkundigte sich nur nach etwaigen Besuchen, und atmete auf, als gesagt wurde, daß sich niemand eingefunden habe.

Jenz befriedigte eilig den argen Hunger. Dann zog er die Uniform an, steckte die letzten Gulden zu sich, hüllte sich in den Dienstmantel und erklärte der überraschten Schwester, daß er zum Regiment zurückkehre. Alles nötige wegen der Postsachen werde er ordnen und nächster Tage auch Geld senden.

Ein kurzer Abschied, und Jenz wanderte zur Bahnstation.

So fuhr Jenz zurück zum Regiment vor Ablauf des Urlaubes. Zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochene Fahrt und ohne nennenswerte Nahrung, für die das Geld nicht mehr reichte. Oft genug auf dieser langen Fahrt dachte er an den „Ausflug" zum Wildensee und fröstelte dabei. Und in Erinnerung an die furchtbare Gefahr gelobte Jenz sich selbst immer wieder, alles aufzubieten, um die Jagdleidenschaft zu bezwingen.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bulgariens erster Zar / Roman von Detlev Stern

9. Fortsetzung.

Der junge Verwundete im Bette sagte:

„Das war ein schönes Lied. Ja, vor uns hergeflohen sind sie wie die Tauben. O, daß ich sie hätte mitverfolgen können, bis in ihren Taubenschlag; es muß ein prächtiges Würgen gewesen sein."

„Pfui, wie grausam du bist, Kolia; Morden ohne Not ist Sünde!"

„Natürlich, das hätten die Serben bedenken sollen, ehe sie uns angriffen. Ich möchte wissen, was sie mit uns gemacht hätten, wären sie die Sieger."

Ein Räuspern des bis dahin unbemerkt gebliebenen Lauschers machte Ljubas Kopf herumfahren. Sie errötete heftig, als sie in Wieslowitsch' spöttisches Gesicht blickte.

„Also im Spital muß man das Fräulein suchen", sagte er höhnisch.

„Sie führen da ja eine allerliebste Komödie der Barmherzigkeit auf, den Soldaten Lieder singend und sie zu neuen Taten begeisternd. Wie lange wird Ihnen diese Rolle zusagen, Fräulein Burow?"

„Länger vermutlich, als Ihnen lieb ist, Herr Janusch Wieslowitsch", entgegnete das junge Mädchen, auf seinen Ton eingehend. Die Röte war bereits von ihren Wangen gewichen, aber ein leichter Rosenschimmer war zurückgeblieben, der sie reizend kleidete. Janusch glaubte sie nie so hübsch gesehen zu haben. „Das hoffe ich nicht", sagte er in sanfteren Tönen. „Ich sprach deinen Schwager; man wünscht dich ins Haus zurück; ich bitte dich, folge mir!"

„Im Hause braucht mich niemand", erwiderte Ljuba; „hier fühle ich mich zufrieden, wo ich nützen kann."

„Nicht so viel, daß man dich entbehren würde."

„Das sagst du."

„Nein, das sagt mir der Arzt."

Aufs neue erglühte Ljuba, aber diesmal vor Zorn.

„Was sagt ihr?" wandte sie sich an die Verwundeten, „soll ich mit dem da fortgehen?"

Ein allgemeiner Protest erhob sich; und Kolia schoß wütende Blicke auf den Eindringling, der ihm seinen Sonnenstrahl rauben wollte.

„Du siehst, meine Pfleglinge wollen mich behalten; also grüße alle zu Hause und sage ihnen, deine Mission, wenn es wirklich eine solche sein sollte, sei gescheitert."

„Ljuba!" Der junge Mann ergriff ihre Hand und zog sie zum Fenster. Dort sprach er lange und eindringlich mit ihr. Sie machte sich los und hörte ihn mit trotziger Miene an. Als er seine Beredsamkeit erschöpft hatte, entgegnete sie mit lauter Stimme:

„Ich bleibe."

Trotzdem versuchte Janusch noch einmal sie mit leise geflüsterten Bitten und keuchend hervorgestoßenen Beschuldigungen zu bewegen. Sie setzte allen ein verstocktes Schweigen entgegen. Damit erreichte sie auch endlich seinen Rückzug. Die Falte auf seiner Stirn war tief zusammengezogen, als er mit wortlosem Gruße an Ranà und dem Arzte vorüberging. Bisher hatte er noch gehofft; heute drängte sich ihm die Gewißheit auf, daß er Ljuba aufgeben müsse. Er knirschte in ohnmächtiger Verzweiflung; er dachte an Rache. Wenn er sie nur zwingen könnte. Aber wer konnte ihm dabei helfen? Vielleicht Maximow? Ljuba verachtete zwar ihren Schwager, aber es konnte die Zeit kommen, wo dieser eine Macht in der Familie wurde, ja — die Zeit mußte kommen. Geduld bis dahin! Hastigen Schrittes verließ Wieslowitsch das Hospital. Einige Stunden später hatte er ein Empfehlungsschreiben Maximows in Händen; am folgenden Morgen reiste er nach Rußland ab.

Hell leuchtete die Weihnachtssonne über Sofia. In den Straßen reges Leben und Treiben. Noch wird hier eine Guirlande aufgehängt, dort eine Fahne festgebunden. Triumphbögen, Flaggenschmuck überall. Geputzte Landleute, aus allen Dörfern herbeigeeilt, um die siegreichen Truppen zu begrüßen, um Vater, Sohn oder Bruder herauszufinden, ziehen durch die Straßen, auf den Festplatz; viele gehen dem Fürsten bis weit vor die Stadt entgegen. „Er kommt, er kommt!" tönt es aus der Menge; brausend setzt sich der Ruf fort und dringt zu

Digitized by Google

den Ohren zweier Mädchen, die sich, von einem alten, weißbärtigen Diener gefolgt, durch die Menschenmenge Bahn brechen. „Finde uns einen guten, versteckten Platz, hörst du, Ivanschkow?" sagt die Ältere, welche auffallend bleich ist und ihr Gesicht mit einem dichten Schleier bedeckt hat, der sie neugierigen Augen verbergen soll.

„Was fürchtest du, Sonja?" fragt die Jüngere. „Du tust, als ob es ein Verbrechen sei, dem Einzug unseres Heldenfürsten beizuwohnen. Selbst wenn Maximow dich sähe, er würde dich nicht gleich fressen."

Der Schleier verbarg das verächtliche Lächeln, welches die Nennung ihres Verlobten auf Sonjas Lippen hervorrief. „Ist er doch selbst gegangen, und wollte mich mitnehmen", sagte sie. „Ich weigerte mich und schützte Kopfschmerzen vor. Es ist nur meine Inkonsequenz, welche ich verschleiere."

„Ranà war standhafter, als du", bemerkte Ljuba; „allen meinen Bitten setzte sie ein entschiedenes „Nein" entgegen, und ich bin doch überzeugt, daß sie innerlich brannte, den Einzug zu sehen."

„Eine Witwe von wenig Wochen. Wie konntest du daran denken, Ljuba, sie überreden zu wollen?"

Ljuba antwortete nicht; sie hatte eine Gestalt entdeckt, welche sich vor ihr durchdrängte und ihr sehr bekannt vorkam. „Olga!" rief sie.

Der Bursche im Kittel und in der Lammfellmütze wandte sich.

„Ljuba? Du hier im Gedränge!"

„Wir wollen zur Kirche hinauf. Ivanschkow sagt, dort sei der beste Überblick."

„Gut berechnet! Dorthin strebe auch ich; halten wir also zusammen."

Als die kleine Gesellschaft den Weg zur Kirche erklommen und sich an einem günstigen Platze aufgestellt hatte, wußte Ljuba bereits den größten Teil von Olgas Erlebnissen auf dem Kriegsschauplatze.

„Ich erzähle dir mehr davon, im Spital", sagte sie der eifrig Horchenden. „Da wir unsere Ambulanz in Pirot aufgelöst haben, so können wir in Sofia helfen; deutsche Ärzte und Pflegerinnen sind mit uns gekommen."

Glockengeläute unterbrach sie. Enthusiastisch rief sie:

„Der Gottesdienst ist beendet; jetzt wird er erscheinen!" Gespannten Blickes sahen die Mädchen auf den mit Laubgewinden, Blumenkränzen und Fahnen geschmückten Triumphbogen, der vor der Kirche aufgerichtet war. Unter die Glockentöne mischte sich jetzt der Donner der Geschütze. Ein auf die Mauer geklefterter Knabe rief:

„Der Fürst ist zu Pferde!" und wenige Minuten darauf erschien der Held von Slivnitza unter dem Triumphbogen. Um seine Schultern hing ein mächtiger Lorbeerkranz, sein Pferd war mit Blumen geschmückt, leuchtenden Auges überblickte er die tief unter ihm stehende Menge, welche ihm laut jubelnd die Hände entgegenstreckte. „Wie ein junger Kriegsgott!" rief Ljuba aus und drückte Sonjas Hand.

Fast unwillig zog Sonja die Hand zurück; in ihren Augen leuchtete es wie ein Zornesblitz — dem Blitz folgte eine Träne nach und ward aufgefangen von den bergenden Schleiern —, niemand sah sie."

Hart an den Mädchen ritt der Gefeierte vorbei. Sein Blick war in die Ferne gerichtet und der Ausdruck der Freude in seinen Augen machte einem wehmütigen Lächeln Platz.

„Woran mag er denken?" fragte Olga.

„An seine ungewisse Zukunft vielleicht", antwortete eine Männerstimme hinter ihnen. Erschrocken wandten sich die Mädchen um.

„Ach, du bist's, Vetter?" rief Olga erleichtert, als sie Stambulow erkannte. „Was fällt dir ein, uns hier zu belauschen?"

Der Angeredete lächelte und warf einen prüfenden Blick auf Ljuba, die weder ein Wort gesprochen; noch seinen Gruß erwidert hatte. Ihr Auge hing wie verzückt an der schönen Erscheinung des Fürsten, der, nach allen Seiten grüßend, durch die ihm zujauchzende Menge ritt und dann den Blicken der Nachschauenden entschwand. Nun seufzte sie tief auf, wie aus einem Traum erwachend, und sich rückwärts wendend, sah sie plötzlich in die, fest auf sie gerichteten Augen Stambulows. Ein dunkles Rot stieg ihr bis in die Schläfen und machte sie nur noch lieblicher.

„Ich hoffe, Sie kennen mich noch?" sagte Stambulow sich verneigend.

Digitized by Google

„Gewiß, gewiß", beteuerte Ljuba eifrig; „ich denke, ich sah Sie auf einem Hofball."

„Ich hatte sogar die Ehre mit Ihnen zu tanzen."

„Wirklich? Oja, das kann sein."

Stambulow biß die Lippen und kniff die Augen zusammen. Olga lachte laut. „Mit unverlöschtem Griffel ins Tanzbuch eingeschrieben, wie es scheint", sagte sie spottend. Sonja erbarmte sich des Ausgelachten, der ärgerlich an seinem Schnurrbart kaute. „Sie waren mit bei Slivnitza, Herr Stambulow?" fragte sie.

„Ich kam im letzten Augenblick, aber vor Zaribrod und Pirot habe ich mit den Rumelisten tapfer eingegriffen."

„Wir müssen schnell aufbrechen," mahnte Ljuba, „wenn wir den Fürsten noch einmal sehen wollen; ich denke, er wird sich auf dem Balkon zeigen."

Sie sahen sich nach dem alten Ivanschkow um; der Greis stand gegen die Mauer gelehnt und schluchzte in sein Taschentuch.

„Was gibts heute zu weinen, Alter, freue dich, freue dich!" mahnte Olga, ihm auf die Schulter klopfend. Ivanschkow trocknete die trüben, in Tränen schwimmenden Augen. „Ich dachte an die Heilige droben im Himmel, an Ranàs Mutter; wenn sie ihn heute hätte sehen können, ihren gekrönten Zaren."

„Starb sie nicht, als der Fürst zum erstenmal einzog?" fragte Olga.

„Sie wartete auf ihn, um zu sterben. Sie wußte lange vorher, daß er kommen würde."

Ljuba drängte von der Stelle fort. Stambulow bot ihr seinen Arm. Sie nahm ihn gedankenlos und strebte vorwärts.

„Sie lieben den Fürsten sehr, Fräulein Burow?" fragte Stambulow nach langem Schweigen. Ljuba fuhr zusammen, sie hatte ihren Begleiter ganz vergessen. Mit wie klugen scharfen Augen er sie ansah; sie mußte wieder erröten, wie sehr sie auch gegen das Aufsteigen des verräterischen Blutes kämpfte.

„Sie brauchen deswegen nicht rot zu werden", fuhr Stambulow fort; ich teile ihre Gefühle für unseren liebenswürdigen Herrscher."

Er teilte ihre Gefühle? Das war komisch und sie mußte lachen.

„Sie lachen, mein Fräulein? Glauben Sie nicht an den Ernst meiner Empfindungen?"

„Kennen Sie denn die Tragweite der meinigen?"

„Ganz genau. Mädchenschwärmerei, die ich vollständig begreife, da ich dieselbe, wie ich schon sagte, teile."

„Das ist stark. Ein Mann kann doch nicht für den andern schwärmen, wie —" Hier stockte Ljuba und wurde wieder rot.

„Wie ein Mädchen für das Ideal ihres Herzens — das wollten Sie doch sagen?"

„Ach Sie sind unausstehlich, Herr Stambulow, was gehen Sie meine Ideale an?"

„Weil es uns in gewissem Sinne gemeinsam ist, Fräulein Ljuba."

„Ich gebe einen kleinen Unterschied zu," fuhr er fort, den Arm des jungen Mädchens, den sie ihm entzogen hatte, wieder in den seinigen legend. „Aber Sie werden sehen, daß dieser sich mit der Zeit ausgleicht."

Sie schüttelte den Kopf; sie hörte kaum noch, was er sagte. Mitten im Gedränge auf dem Palasthofe standen sie jetzt. Freudenschüsse, das Gejauchze der Kopf an Kopf gedrängten Menge umtobten sie. Die hohe Gestalt des Fürsten erschien auf dem Balkon. Lauter donnerte der Zuruf, schmetterte die Musik: „Heil Alexander von Bulgarien!" rief eine Stimme und „Heil, Heil dem Helden von Slivnitza!" tönte es aus tausend Kehlen zurück.

War dieser Moment nicht vieler vergangener Qualen wert?

Sonja war die erste, welche an den Heimweg mahnte.

„Wir können nicht bis in die sinkende Nacht hier stehen und an der Volksfreude teilnehmen", sagte sie. „Ivanschkow begleitet mich; vielleicht ist Herr Stambulow so gütig, dich und Olga ins Hospital zu begleiten."

Der Genannte erklärte sich mit Freuden dazu bereit; doch fragte er überrascht:

„Auch Sie im Hospital, Fräulein Burow?"

„Auch ich. Das einzige, was ich fürs Vaterland tun kann."

„Glücklich die Verwundeten, denen Ihre Hand Hilfe spendet."

„Wünschen Sie sich die Hilfe dieser Hand nicht", scherzte Ljuba. „Der Doktor hat sie für sehr ungeschickt erklärt."

„Ich würde die Ungeschicklichkeit dieser Hand nicht fühlen," entgegnete Stambulow, die

Digitized by Google

Linke des jungen Mädchens, welche auf seinem Arm ruhte, an sich pressend.

„Olga, dein Vetter ist unausstehlich galant!"

Mit einem Satze war Olga an Stambulows Seite und ergriff seinen anderen Arm. „Du!" flüsterte sie, „gehe nicht so forsch ins Feuer; das gibt nachher einen schimpflichen Rückzug."

„Interveniere nicht", entgegnete er leise und abweisend.

Ein spöttisches Lachen war die Antwort; sie ließ seinen Arm los und hing sich in den Ljubas; die Aufmerksamkeit derselben für die ganze Wegstrecke in Anspruch nehmend.

Als sie vor dem Spital angekommen waren, bog sie sich gegen Stambulow vor, der verdrießlich vor sich hinstarrte:

„Eine ehrliche Intervention ist Goldes wert, du wirst mir noch einst für die meinige danken, Vetter."

Dann zog sie Ljuba, welche sich kühl verneigte, mit sich fort und Stambulow war allein.

Mechanisch wandte er den Schritt zur Stadt zurück und begab sich in sein einsames Quartier, wohin bis tief in die Nacht der Jubel, das Toben, die Freudenschüsse drangen, womit man Bulgariens Siege feierte.

---

7. Kapitel.

Der Fürst ist da! Von Krankensaal zu Krankensaal verbreitete sich der Ruf und goß freudigen Schimmer über das Antlitz der Verwundeten. Auch in Olgas und Ljubas Augen zauberte diese Nachricht einen erhöhten Glanz. Nur Ranà Georgieév schien die allgemeine Freude nicht zu teilen. Sie hielt sich neben dem Lager eines Schwerverwundeten, und zum erstenmal zitterte ihre Hand, als sie den Verband richtete.

„Sie sind nicht wohl seit einigen Tagen, Frau Georgieév", mahnte der Arzt. „Sie überarbeiten sich; ich empfehle Ihnen Vorsicht an."

Ranà wehrte ab. „Es ist nichts, ich fühle mich ganz gesund."

Im Nebensaale wurden Stimmen laut; der Arzt eilte dorthin; der Fürst war eben eingetreten. Von Bett zu Bett schritt die hohe, jugendliche Gestalt, mit milder, zu Herzen dringender Stimme Worte des Trostes, der Anerkennung und der Ermunterung spendend.

„Wie hübsch die bulgarische Sprache in seinem Munde klingt", flüsterte Olga der neben ihr sitzenden Ljuba zu.

„O, er ist ein Engel!" seufzte diese.

Olga lachte: „Engel stelle ich mir anders vor. Hast du je von solchen gehört, von denen jeder Zoll ein Fürst ist?"

Der Besprochene wahr allmählich näher gekommen; jetzt stand er vor den Mädchen. „Sieh da, mein tapferer Blessiertenträger! Auch hier wieder tätig?" sgte er, sich zu Olga wendend.

„Zu Befehl, Hoheit", entgegnete das Mädchen in militärischer Haltung.

„Und was macht unser serbischer Hauptmann?"

„Bald soweit hergestellt, das er entlassen werden kann, wenn man ihn nicht als Gefangenen festhält."

„Ich werde Befehl erteilen, daß man ihn sofort freigibt."

„Wollen Hoheit ihm das selber sagen? Es wird ihn freuen."

Der Fürst nickte; dann wandte er sich an Ljuba. „Auch die tanzende Elfe unserer Hofbälle finde ich an diesem traurigen Orte!"

Über Ljubas liebliches Gesichten flog ein schelmisches Lächeln.

„Ich tue auch hier nicht viel mehr wie tanzen, Hoheit; ich hüpfe von einem Krankenbett zum andern; fragen Sie nur den Arzt, wie wenig ich nütze, so wenig, daß er mich neulich schon fortschicken wollte."

„Ich wollte sie nicht fortschicken, Fräulein Burow" verteidigte sich der Arzt. „Ich weiß, wie viel Ihr fröhliches Gesicht und Ihr heiterer Gesang meinen Patienten wert ist; jeder nach seinen Kräften."

„Freilich, Ranà Georgieév kann ich's nicht nachtun."

Bei Erwähnung Ranàs hatte der Fürst überrascht aufgesehen.

„Wer wollte den Schmetterling mit dem Paradiesvogel vergleichen," sagte er leise, und lauter fügte er hinzu:

„Wo ist Frau Georgieév?"

Der Doktor öffnete dienstergebenst die Tür zum angrenzenden Saale und der Fürst verschwand in derselben. Ljuba blickte ihm nach.

Digitized by Google

Sie hatte die Augen voll Tränen. War sie ihm nichts als ein Schmetterling?"

Da sprach eine tiefe sonore Stimme neben ihr:

„Betrübt Sie dieser Vergleich so sehr, Fräulein Ljuba?"

Sie fuhr herum und schluckte die Tränen hinunter. „Waren Sie immer hier, Herr Stambulow?"

„Ich kam mit dem Fürsten, aber ich finde es natürlich, daß Sie mich neben ihm übersehen."

„Komm Ljuba," warf Olga ein, „bist du nicht neugierig, was der Fürst dem Paradiesvogel sagen wird?"

Ljuba schüttelte verneinend das zierliche Köpfchen und war nahe daran, wieder in Tränen auszubrechen. Sie hatte sich so sehr auf das Kommen des Fürsten gefreut; was war nun aus der Freude geworden?

„Sehen Sie nicht so trübselig drein," bat Stambulow, als Olga gegangen war. „Glauben Sie denn, daß der Schmetterling den Paradiesvogel zu beneiden habe? Beide schweben sie dahin, ohne die Erde zu berühren; der Paradiesvogel in wolkenloser Höhe, der Schmetterling dicht über den Blumen. Von ersterem behauptet die Sage, daß er nirgends raste noch ruhe; der letzte aber wiegt sich in Blumenkelchen, saugt Nektar und freut sich des Lebens. Er ist der glücklichere, so lange er in der ihm angemessenen Sphäre bleib. Wozu also will er nach einer Höhe trachten, die ihm sicheres Verderben bringt?"

Ljuba lauschte. Wie ein süßes einlullendes Lied klangen ihr die Worte des Mannes.

Sie sah ihm schüchtern in die Augen, diese Augen, die so scharf blicken konnten und die nun den ihren so mild und liebevoll begegneten.

„Sie verachten den armen Schmetterling nicht?"

„O Fräulein Ljuba!" Er griff nach ihrer Hand. Sie aber entzog ihm dieselbe.

„Einer der Verwundeten rief nach mir," sagte sie hastig, und leicht wie ein Falter flatterte sie davon.

Im Nebensaale stand Ranà vor dem Fürsten; die schlanke Gestalt aufgerichtet; das Antlitz wie aus Marmor gemeißelt; schön wie das Meisterwerk eines Bildhauers über Gräbern.

„Niemand kann diesen harten Verlust, der Sie betroffen hat inniger mitempfinden als ich", sagte der Fürst mit seiner klangvollen Stimme. „Georgiév war ein herrlicher Mensch, ein offener, ehrlicher Charakter, dem ich voll vertraute, und dem ich so gern noch ein Zeichen meiner Hochachtung hätte zuteil werden lassen. Hat seine Witwe einen Wunsch, den ich erfüllen könnte?"

„Keinen", entgegnete Ranà.

„Keinen? Sie wollen Ihrem Fürsten die Genugtuung versagen, auch nur das Geringste für Sie zu tun, wo das Opfer von Ihrer Seite ein unersetzliches ist?"

„Ich war darauf vorbereitet; ich wußte, daß ich in meinem Gatten nur ein, dem Vaterlande entliehenes Pfand besaß, daß ich früher oder später zurückgeben müßte."

„Diese Auffassung ist groß", rief der Fürst bewundernd.

„Meine Mutter lehrte sie mich."

„Und jetzt verpflichten Sie uns für ein neues Opfer, welches Sie mit Ihrer Person bringen."

Sie machte eine abwehrende Handbewegung: „Kein Opfer, Hoheit!"

Er wollte noch mehr sprechen, aber er sah, wie ein Zittern durch die schlanke Gestalt fuhr, und wie sie sich nur noch mit Mühe aufrecht erhielt.

„Ich hoffe, wir sehen uns an einem fröhlicheren Orte wieder"; mit diesen Abschiedsworten ging er weiter.

„Nie sehen wir uns wieder — nie — nie", murmelte Ranà unhörbar; dann sank sie ohnmächtig neben dem Lager ihres Pfleglings nieder.

* * *

Fünf Wochen später gewährte das Hospital schon einen freundlicheren Anblick. Viele Betten waren leer geworden und die Ambulanz des Berliner Roten Kreuzes schickte sich an, den Ort ihrer Tätigkeit zu verlassen. Am Tage vor ihrer Abreise wurden die Mitglieder derselben zur fürstlichen Tafel geladen; eine gleiche Ehre wurde den übrigen Pflegern und Pflegerinnen zuteil.

Digitized by Google

„Sie wollen wirklich nicht mit uns kommen, Frau Georgieév," fragte Olga, die zum erstenmal wieder Mädchenkleider angelegt hatte.

Ranà zeigte stumm auf den schwarzen Krepp ihres Kleides.

„Wie kannst du nur fragen, Olga?" tadelte Ljuba. „Die Trauer ist doch noch zu frisch."

Schmeichelnd legte sie den Arm um den Nacken der jungen Witwe. „Ich erzähle dir alles, ich werde für uns beide beobachten."

Ranà lächelte ihr zu. Es war ein mattes, müdes Lächeln. Sie sah den jungen Mädchen nach, welche froh und glücklich davoneilten. Dann ruhte ihr Auge auf den stillen Zügen der deutschen Pflegerinnen, welche mit ihren einfachen dunklen Kleidern und den breiten weißen Halskragen so ruhig zu des Fürsten Tafel gingen, wie sie zu den Stätten von Mord und Grausen gegangen waren, und Ranàa dachte:

„Wäre ich eine von diesen."

Was sollte sie beginnen, wenn ihre Tätigkeit im Hospital aufhörte? Zurückkehren in ihr einsames Haus? In jedem Winkel einen Schatten sehen, einen geliebten und doch mahnenden Schatten?"

Sie preßte die durchsichtigen Hände gegen die Stirn. Warum konnte sie es nicht stille machen, dies grübelnde Hirn. Was hatte sie denn getan, daß die Gedanken sie anklagten und verfolgten? War es Sünde, daß sie den Fürsten höher stellte als alles in der Welt? War er nicht die Verkörperung jenes Einheitsgedankens, mit dem sie groß gezogen war von Kindesbeinen an? Hatte nicht auch ihre Mutter von ihm geträumt, die reine Heilige? Und dennoch dieses Schuldgefühl, welches sie nie verließ? War sie jetzt selbst dem Unheil anheimgefallen, vor dem sie Ljuba so mütterlich gewarnt hatte? Waren nicht alle ihre Gedanken nur von dem einen Bilde erfüllt, dem ritterlich edlen Bilde des schönen Mannes, dem die Fürstenwürde nur einen erhöhten Reiz verlieh? Schlug nicht ihr Herz höher, sobald er nahte, klopften nicht ihr Pulse, wenn er mit milder Stimme zu ihr sprach? Hatte er es um sie verdient, er, der ihr blindlings vertraute, er der für das Vaterland in den Tod gegangen war, daß neben seinem Bilde ein anderes Bild in ihrem Herzen aufglühte?

So quälte Ranà sich selbst, und das peinlich zarte Gewissen ließ keine Ausrede, keine Entschuldigungen gelten. Sie machte sich Vorwürfe, daß ihre Gedanken den Eingeladenen nachgingen in den Fürstenpalast, daß ihr geistiges Auge die Gestalt dessen suchte, vor dem sie ihr leibliches hütete. „In ein Kloster gehen und Buße tun", flüsterte es in ihr.

Mechanisch erfüllte sie ihre, jetzt nicht mehr schweren Pflichten, dann zog sie sich in ihr einsames Kämmerchen zurück. Dort fanden sie Olga und Ljuba vor dem Bilde der Panagya knieend, als sie nach der Tafel in gehobener Stimmung zurückkehrten.

„O Ranà, es war köstlich," rief Ljuba, indem sie die Freundin emporzog. „Wir waren in des Fürsten Arbeitszimmer. Es ist ganz mit altdeutschen Schnitzereien ausgeschmückt, und ein großer Kamin und ein Piano sind darin."

„Und wahrscheinlich auch der Bücherschrank mit den fünfzig Büchern?" versuchte Ranà zu scherzen.

„Ich habe vergessen, die Bände zu zählen," fiel Olga ein, „aber denken Sie nur, Frau Georgieév, es hing ein einziges Bild an der Wand, und das war das Porträt des Kaisers von Rußland."

„Ich wollte es entfernen," sagte der Fürst, „als ich aus der Rangliste gestrichen war, aber es schien mir eine zu kleinliche Rache."

„Das war edel und fürstlich gedacht", sagte Ranà.

„Ach er ist zu gut für diese Welt", warf Ljuba ein. „Wäre er ein wenig schlechter, er käme besser durch, glaubt es mir."

Olga lachte herzhaft. „Die Kleine ist ganz sentimental zurückgekommen. Was hast du mit dem Fürsten gehabt?"

„Nichts, absolut nichts" beteuerte Ljuba. „Er hat keine drei Worte mit mir gesprochen."

„Dann ist es deshalb."

„O nein!"

„So rede doch!"

„Der Fürst hat Heimweh; er möchte fort von uns, und das macht mich traurig."

„Wer sagt das?"

„Ich schließe es aus seinen Reden mit den deutschen Schwestern. Er zeigte ihnen die Bilder seiner Verwandten, die auf seinem Schreibtisch stehn, und sie fragten, ob er keine Bestellung für Berlin habe. Da sah er eine

Digitized by Google

Weile vor sich nieder; dann hob er rasch den Kopf, als wolle er einen Gedanken von sich abschütteln und sagte kurz und schroff:

‚Keine!‘

Aber gleich darauf setzte er mit leiser, trauriger Stimme hinzu:

‚Ich habe Sehnsucht, grenzenlose Sehnsucht!‘

Wie das zu Herzen drang! Mir stiegen die Tränen in die Augen und ich schlüpfte davon, um nicht merken zu lassen, daß ich Zeuge dieses Gefühlsausbruchs gewesen bin.“

„Und das jetzt, wo er eben erst gefeiert und umjubelt, höher denn je auf den Schild gehoben ist! Das befremdet mich“, sagte Olga.

„Sein Herz ist nicht bei uns!“ flüsterte Ljuba und legte das Köpfchen an Ranàs Schulter.

---

8. Kapitel.

Der Bukarester Friede, welcher den Bulgaren nicht einmal eine Kriegsentschädigung gebracht hatte, machte viel böses Blut im Lande. Russische Wühlereien kamen dazu, die Opposition gegen den Fürsten zu schüren.

„Es gibt kein anderes Mittel, die Union zu retten, als die Vertreibung des Battenbergers“, so predigten die Russenfreunde. Karavelow lieh diesen Predigten ein günstiges Ohr, er wagte sogar seiner Frau einige Schlagworte aus denselben mitzuteilen; doch Frau Katinka hielt sich die Ohren zu. „Ein für allemal, Pettko, komme mir nicht mit diesem Unsinn. Es ist die Fabel vom Fuchs und der Ente; sobald sie seinen Lockungen folgt, und ans Land schwimmt, so schluckt er sie über.“

„Aber die Verstimmung gegen den Fürsten.“

„Wird vorübergehen. Die Partei der Unzufriedenen ist wie eins gegen zehn. Wenn ihr euch nur entschließen könntet, in der Kammer die volle Vereinigung Bulgariens zu proklamieren, und damit zugleich das Königreich mit dem Fürsten als König herzustellen!“

„Weiberphantasien, die auch beim Fürsten keine Unterstützung finden.“

Frau Katharina stützte den Kopf in die Hand.

„Es ist wahr, er gehört nicht zu denen, welche die Welt auf den Kopf stellen; er sieht noch immer mit einem Auge auf Rußland, wie der noch nicht vom Schulzwange freie Schüler auf seinen Schulmeister. Das muß ihm abgewöhnt werden.“

„Er hat einmal gegen die Schulordnung gefehlt und ist dafür relegiert worden“, warf der Minister ein.

„Hat ihm das etwa geschadet? Ich wollte nur, er hätte aus eigener Initiative gefehlt und nicht gedrängt durch die Gewalt der Umstände. Doch diese können abermals gewaltig werden. Einmal ins Wasser gestoßen, hat er vortrefflich geschwommen; er wird es ein zweites Mal auch tun!“

„Er wird ertrinken und wir mit“, erklärte Karavelow pessimistisch.

„Mit dir ist heute nichts anzufangen; Pettko,“ entschied die energische Frau, „besinne dich bis morgen eines besseren.“

Sie verließ das Arbeitszimmer ihres Gatten, um einen Besuch abzufangen.“

„Ei, Wieslowitsch! Sie wieder in Sofia? Seit Monaten sah man Sie nicht.“ Der Berichterstatter murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen, machte aber gute Miene zum bösen Spiel und ließ sich examinieren.

„Sie waren in Rußland, wie?“

„Zu dienen, Frau Katinka.“

„Und haben sich zum Agenten Rußlands stempeln lassen?“

„Ich? Wo denken Sie hin?“ Die Falte zwischen Wieslowitsch's Brauen vertiefte sich. „Ich hoffe, Sie bringen mir kein Mißtrauen entgegen.“

Die kluge Frau legte den Kopf zurück und sah den vor ihr Stehenden mit durchbohrenden Blicken an:

„Mir macht man kein X für ein U, Janusch Wieslowitsch.“

Der Berichterstatter stampfte mit dem Fuße auf:

„Kann ich den Minister sprechen oder nicht?“

„In meinem Beisein. Warum nicht?“

Janusch lachte höhnisch auf.

„Als ob Sie den Inhalt unserer Unterredung nicht Wort für Wort erführen, auch wenn Sie nicht dabei wären.“

Digitized by Google

Frau Kathinka war dessen nicht ganz sicher. Seit einiger Zeit kam es ihr vor, als ob ihr Mann Versteckens mit ihr spielte. Doch wollte sie es diesmal noch riskieren. Sie öffnete die Türe zum Arbeitszimmer und sagte:

„Treten Sie ein, ich will Ihnen beweisen, daß ich Sie nicht fürchte."

Wieslowitsch verbeugte sich stumm und sie schloß die Tür hinter ihm.

„Der konspiriert! und weil ich es weiß, kann ich ihm einen Strich durch die Rechnung machen," dachte sie; „ich muß Ljuba sprechen, um von ihr zu erfahren, inwieweit er mit Maximow zusammensteckt."

Das lange Verweilen des Russen hatte ihren Verdacht schon lange erregt. Sie wußte, daß der alte Burow zu den Unzufriedenen gehörte, daß Sonja sich offen für Rußland erklärte und daß nur noch Ljuba ihrer alten Schwärmerei nachhing, die sie zuweilen zu Vertrauensausbrüchen gegen die Frau Ministerin hinriß. Doch waren diese in der letzten Zeit seltener geworden und Frau Kathinka mußte schon recht geschickt manövrieren, um etwas aus dem jungen Mädchen herauszubekommen.

Sie begab sich ins Burow'sche Haus, wo sie zu ihrem Erstaunen erfuhr, daß Ljuba nach Philippopel gereist sei.

„Sie ist mit Olga Risew zu deren Verwandten," sagte Sonja, mit jener kühlen Unnahbarkeit, die sie sich seit ihrer Verlobung zu eigen gemacht hatte.

„Das heißt, Ihr habt sie fortgeschickt?" entgegnete Frau Kathinka.

„Weshalb sollten wir sie fortschicken; sie ging sehr gern. Stambulow begleitete die Mädchen."

Frau Kathinka zog die Brauen hoch.

„Stambulow? Hat das etwas zu bedeuten?"

„Vielleicht!"

„Und die Schwärmerei für den Fürsten?"

„Ist eben nichts als Schwärmerei; Ljuba ist zu jung, um ständig einem unerreichbaren Ideal nachzujagen."

„Sie tut gut, wenn sie dem Beispiel ihrer vernünftigen Schwester folgt; nur wünsche ich, daß der Umschlag nicht ein so radikaler wird."

In den kalten Augen Sonjas flammte es auf wie ein Blitz, aber er erlosch eben so schnell.

„Das steht nicht zu befürchten", entgegnete sie ruhig. „Stambulow und Ljuba begegnen sich in ihrer Schwärmerei für den Fürsten."

„Und Wieslowitsch?"

„Der hatte schon jede Hoffnung aufgegeben, ehe er nach Rußland ging; er tut mir leid, denn er hängt sehr an meiner jungen Schwester."

Das Eintreten Maximows unterbrach dieses Gespräch. Er trug den Kopf hoch und begrüßte Frau Kathinka mit spöttisch verzogenen Lippen.

„Sind Sie gewillt, in unser Lager überzugehen, gnädige Frau? Wir würden Sie hochwillkommen heißen."

Frau Karavelow drehte ihm den Rücken und verabschiedete sich eilig von seiner Braut. Lautes Lachen tönte ihr nach und beleidigte ihr Ohr. Was würde sie gesagt haben, wären Maximows Worte zu ihr gedrungen:

„Diesmal führen wir die hochweise Frau Ministerpräsidentin gründlich hinters Licht."

Am Abend desselben Tages fand eine Versammlung Verschworener im Burowschen Hause statt. An demselben nahmen die Offiziere Dimitrow und Benderew teil, welche sich durch die Besetzung der höchsten Armeestellen mit ostrumelischen Offizieren beeinträchtigt sahen.

Gekränkter Ehrgeiz, lockende Versprechungen von Seiten Rußlands, machten sie zu Verrätern an ihrem Fürsten.

Sie hatten den Kommandanten der Junkerschule gewonnen, und dieser stand für die Mitwirkung seiner Zöglinge ein. Eine unter dem Offizierkorps in Zirkulation gewesenen Liste wurde vorgelegt und zeigte die Unterschrift von nahezu achtzig Offizieren, die sich verpflichteten, an der Vertreibung des Fürsten tätigen Anteil zu nehmen. Wieslowitsch brachte die Einwilligung der Minister, Zankow und Karavelow.

„Die Herren sind freilich ein wenig ängstlich," sagte er, „und möchten den Akt hinausschieben, aber wir dürfen ihnen keine Zeit lassen, wieder anderen Sinnes zu werden."

„Gewiß nicht!" gab Maximow zu, „um so mehr nicht, als gerade jetzt Sofia von Truppen entblößt ist. Die geschickt verbreiteten Gerüchte eines neuen serbischen Angriffes haben ihre Wirkung nicht verfehlt und uns den Weg frei gemacht. Also — los! So bald als möglich."

Digitized by Google

„Morgen — nein übermorgen — die nächste Woche" so schwirrte es durcheinander.

„Morgen" entschied Maximow, „jeder Tag ist ein Verlust. Morgen! Meine Herren!"

Eine momentane Stille folgte, wie nach einem Urteilsspruch; dann aber wiederholte die Stimme Benderews:

„Morgen, in der Nacht!" und „morgen in der Nacht!" klang es in wirrem Gemurmel durch den Raum. Das Schicksal des Fürsten war entschieden.

Mit gespannt horchendem Ohr hatte Sonja hinter den Portieren des Nebenzimmers gelauscht.

„Morgen" wiederholte auch sie—„morgen."

Dann trat sie an ihren Schreibtisch, zog ein Fach desselben auf und nahm eine Photographie des Fürsten heraus. Lange betrachtete sie das Bild, bis die brennenden trockenen Augen einen feuchten Glanz annahmen und eine Träne langsam auf das Bild hinabtropfte. Schnell fuhr Sonja mit einem feinen Tuch darüber hin, die Spur zu verwischen; dann schloß sie das Bild mit einem Seufzer wieder ein.

„Was tun? Was tun!?" „Soll ich ihn verderben lassen?" murmelte sie und rang die Hände. Sie sah nach der Uhr; die zehnte Abendstunde. Konnte sie noch fort, ohne Verdacht zu erregen? Nein — zu spät!

So gehe denn das Verhängnis seinen Gang. —

Im Versammlungszimmer wurde noch immer gesprochen; sie lauschte wieder. Sie hörte, wie Dimitrew es übernahm, das mitverschworene Strumaregiment von Pernik nach Sofia zu führen, während der Kommandant der Junkerschule seine Junker alarmieren und ihnen mitteilen solle, daß sie zu der ewig denkwürdigen Heldentat ausersehen seien, den Fürsten gefangen zu nehmen. Maximow erklärte, daß etwa rege werdende Bedenken mit Raki weggeschwemmt oder durch den Klang des Rubels überstimmt werden müßten. Dabei legte er seinen Beutel auf den Tisch, in dem die Goldstücke klirrten.

„Verkauft! Verkauft!" stöhnte Sonja, „um einen Judaslohn verkauft; und wenn ich ihn dennoch rettete?" Wieder schoß es wie ein Blitz durch die dunkle Nacht ihres Auges und mit fast drohender Gebärde entfernte sie sich von ihrem Lauscherposten. Hastigen lautlosen Schrittes wandelte sie auf dem Teppich ihres Zimmers hin und her, das Haupt in tiefen Gedanken geneigt. Dann vernahm sie das Abschiedgrüßen der Verschwörer und zuletzt die Stimme Maximows:

„Ich denke, Sonja erwartet mich heute abend nicht mehr; ich habe noch mit Wieslowitsch zu reden und werde ihr morgen früh meine Aufwartung machen."

„Sie wird schlafen gegangen sein", sagte der alte Burow und lüftete ein wenig die Portieren. Er blickte in ein dunkles Zimmer, denn Sonja hatte mit schneller Überlegung die Lampe gelöscht.

„Gott sei Dank; sie sind alle fort!"

Die Hand Sonjas zitterte, als sie die Lampe wieder anzündete und auf den Schreibtisch stellte. In nervöser Hast suchte sie nach einem Briefbogen. Hastig schob sie die feinen, mit ihrem Monogramm gezierten Blätter bei Seite. Endlich hatte sie gefunden, was sie suchte, einen glatten, weißen Bogen, ohne jede Verzierung. Sie tauchte die Feder ein und schrieb mit unsicherer, zitternder Hand folgende Worte:

„Nehmen Sie sich in Acht vor dem Strumaregiment; es will Sie heute nacht im Bette überfallen und töten." Dann setzte sie das Datum des folgenden Tages darunter, kuvertierte das Blatt und adressierte es an den Fürsten.

„Was nun?"

Sonja verbrachte die Nacht schlaflos im Grübeln über diese Frage. Der Morgen dämmerte bereits, als sie zu einem Entschluß gekommen war.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Frontfahrt

Granaten spritzen, Kugeln fegen;
Ich sause durch den Tag der Schlacht
Und fahre durch die rote Nacht.
Der Tod hockt an den fremden Wegen ....

Heut fahr' ich deutschen Kampfes Seele,
Des Kaisers besten General,
Daß er im ersten Dämmerstrahl
Den großen deutschen Sturm befehle.

In finstre Ferne gehn die Meilen.
Am Steuer liegt wie Stahl die Hand,
Und alle Nerven sind gespannt.
Der Motor hämmert: „Eilen! Eilen!"

Traumwälder schwarz vorübergleiten ....
Wir suchen uns durch rote Nacht
Zur schicksalsvollen Feldherrnwacht —
Zum Siegtag in den Feindlandsweiten!

In wilder Wucht der Motor hämmert;
's ist mit dem Tode eine Jagd!
— — — — — — — — — — —
Ein Wer-da-ruf! Der Hügel ragt.
Zur Stelle! Und der Morgen dämmert .... Reinhold Braun.

Der Schuldner / Von Hellmuth Unger

Er wanderte nun schon den sechsten Tag, und es war doch ein ganz ungewisses Ziel, das er vor sich sah. Als am Abend des siebenten Tages endlich die ersten Häuser der Hauptstadt vor ihm auftauchten, überfiel es ihn wie neue Zuversicht.

Nein er war kein Lump, kein Leutebetrüger, wie sie ihn daheim genannt hatten. Was konnte er dazu, daß das Schicksal stärker war als er? Doch sie hatten ihm ja nicht geglaubt, sie hatten ihn beschimpft und geschmäht. Da war er gegangen.

Peter Christ hatte in der kleinen Stadt, aus der er herkam, ein Tischlergeschäft besessen, das seinen Mann schon ernähren konnte. Aber er hatte zu hoch hinaus gewollt. Die vergrößerte Werkstatt sollte ihm mehr Aufträge erledigen und so die aufgenommenen Kapitalien hoch verzinsen. Die erwarteten Bestellungen blieben aus. Es kam kein Blühen in seine Pläne. In kurzer Zeit kam der Rückschritt, der Stillstand.

Und Peter Christ mußte Bilanz ziehen. Er schuldete seinen Gläubigern Tausende, deren Zinsen er nicht aufzubringen vermochte.

Er war doch fleißig gewesen. Er hatte sich nichts gegönnt. Und nun solch ein Ende!

Er war ein ehrlicher Mann. Er gestand seine Zahlungsunfähigkeit ein. Da ließen ihn seine Gläubiger hartherzig pfänden.

Und keiner war, der Mitleid mit seinem Unglück hatte.

Zu seinem Unglück gesellte sich Schmähung und Verleumdung hinzu.

Da suchte Peter Christ nach einem Menschen, der an ihn glaubte, der ihm sagte: ich weiß, daß du ein anständiger Kerl bist. Das hätte ihn wieder stark und sicher gemacht.

Peter Christ hatte eine Schwester, die in der Hauptstadt an einen kleinen Beamten verheiratet war. Er hatte fast ein Jahrzehnt nichts mehr von ihr gehört, seitdem sie nach dem Tode des Vaters in die Fremde gegangen war, und er das väterliche Geschäft übernommen hatte. Damals hatte sie ihm aus ihren kleinen Ersparnissen hundert Mark vorgelegt. Sie hatte nie eine Begleichung verlangt, und Zinsen hatte er ihr auch nicht gezahlt.

Als Peter Christ sein Geschäftsbuch in Ordnung bringen wollte, um über seine Lage klar zu sehen, fand er den vergessenen Schuldposten.

Nein die Schwester, die ihn einst vertrauend unterstützt hatte, sollte keinen Schaden erleiden. Er

Digitized by Google

mußte ihr das Geld zurückzahlen! Sie würde ihm dankbar sein.

Und er wollte ihr selbst das Geld bringen. Der Tischler verschloß Wohnung und Werkstatt, die ihm nicht mehr gehörten, und machte sich eines Morgens im Frühdämmern auf die Wanderschaft, ein paar Silberstücke in der Tasche und einen schmutzigen, heimlich noch beiseite gebrachten Hundertmarkschein ins Futter seines fadenscheinigen Rockes eingenäht.

Keiner sah in von dannen gehen.

Jetzt, als er den Ort seiner Reise erreicht hatte, überkam ihn neue Hoffnung.

Er würde am Abend noch die Wohnung seiner Schwester gefunden haben, und sie nahm ihn sicher für einige Zeit bei sich auf, bis er in der Hauptstadt eine neue Stellung gefunden hatte.

Es war auch Zeit, da er außer dem Geldschein nur noch einige Kupfermünzen besaß, und er schon hungerte.

In einer Schenke der Vorstadt kehrte er ein und fragte den Wirt um die Adressen.

Es gab eine ganze Anzahl Familien seines Namens in der Stadt, deren Wohnung er sich merken mußte. Ein Beamter des Namens aber fand sich nicht.

Peter Christ achtete nicht darauf und ging.

Bis spät in die Nacht hinein lief er noch umher. Doch wo er klingelte, und man ihm noch öffnete, begegnete er fremden und abweisenden Gesichtern.

Er kam nicht zum Ziel und übernachtete auf einer versteckten Bank im Tiergarten.

Müde und mit schmerzenden Knochen erwachte er auf dem harten Lager und setzte in aller Frühe sein Suchen fort.

Für seine Kupfermünzen bekam er einige Brötchen, die er gierig verzehrte. Sie blieben seine einzige Nahrung.

Und wieder mußte er im Freien übernachten. „Nur einen Menschen finden, der an dich glaubt, der von deiner Unschuld überzeugt ist!"

Mit dem Gedanken, der in seinem Herzen brannte, schlief er ein.

Am nächsten Morgen nahm er einem Schulkinde das Frühstück fort.

Er war sich dessen gar nicht mehr bewußt, daß er Unrecht tat.

Er bettelte dann in einigen Häusern. Man wies ihn schroff ab.

Nun hatte er alle Adressen durchgefragt. Vergeblich. Was tun?

Er lachte vor sich hin, daß einige Passanten sich nach ihm umdrehten.

Wieder heimgehen? Von neuem anfangen? Wie hatten sie ihn genannt? Ein Lump sei er, einer, der ehrliche Leute um ihr sauer erspartes Geld brächte. Ein Betrüger sei er.

Seine Hände krampften sich zusammen. Wie schnell konnte man einen Menschen doch zur Verzweiflung bringen.

Peter Christ ging langsam und ein wenig vor Mattigkeit taumelnd durch die Straßen. Plötzlich stand er einem Schaufenster gegenüber, hinter dem Wurstsachen, Fleisch und Schinken ausgelegt waren.

Der Hunger machte ihn schwach.

Wenn ich jetzt hineinginge und mir von diesen Dingen kaufte? dachte er. Wie? Geld habe ich genug. Wer verbietet mir, daß ich von meinem Geld nehme? He?

Er sprach es ganz laut vor sich hin.

Er hatte doch Geld, viel Geld, hundert rollende Markstücke.

Seine Finger krallten sich in den Rock. Die Begierde siegte. Er riß sich die Naht auf und tastete zitternd nach dem Geldschein.

Wenn er ihn verloren hatte!

Nein er fand ihn, und seine heiße Hand umschloß ihn fest.

Peter Christ ging bis zur Ladentür. Da zauderte er.

Sie werden dir nicht glauben, daß der Schein dein Eigentum ist. Sie holen die Polizei. Und dann . . .

Ihn schauderte.

Hastig machte er kehrt und torkelte wie ein Betrunkener weiter.

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde mochte er weitergelaufen sein.

Die Eingeweide brannten ihm.

Und dann übermannte ihn die große Schwäche. Mit jäh in die Luft emporgeworfenen Armen suchte er nach Halt. Er stürzte um und schlug mit dem verwirrten Kopfe schwer auf die Steine.

Sein armer hungerzerrütteter Körper tat nur noch wenige Zuckungen.

Eine Menschenmenge sammelte sich schnell um den Gefallenen.

Eigentlich war es doch nur ein Geschehnis, das man in der Großstadt täglich sehen kann.

Aber die Neugierde!

Sie suchten in seinen Taschen nach einem Ausweis.

Ein Schutzmann kam.

Er ist vor Hunger zusammengebrochen.

Wie traurig!

Der arme Mensch.

Der Schutzmann fand in der zusammengeballten Hand den blauen Geldschein.

Einige wunderten sich.

So ein Geizhals! sagte einer, der auch herangetreten war. Hundert Mark und verhungert!

Dann ging er weiter.

Digitized by Google

Gestern

Ach, wenn ich doch gestern von Vaters Haus
Gegangen wär!
Gestern war mir der Weg noch frei,
Heut kann ich's nicht mehr.

Und hab' gemeint, ich wär gegen Schmerz
Und Lieben gefeit.
Ich konnte noch fliehn, als dein Schritt erscholl,
Da war es noch Zeit.

Und ob heut was du mir Leides getan,
Mein Blick dir verrät —
Nun kann ich dir nicht mehr vorübergehn,
Nun ist es zu spät.

Gestern trug ich noch Kraft im Blick
Und Stolz auf der Stirn,
Ich hob das Haupt und ließ im Wind
Mein Lachen klirrn.

Was hab ich mich nicht gehütet vor dir
Und deiner Augen Bann?
Was blieb ich in der Türe stehn
Und sah dich an?

Ach, wenn ich doch gestern von Vaters Haus
Gegangen wär!
Gestern war mir der Weg noch frei,
Heut kann ich's nicht mehr.

Helene Brauer.

*

Die Schiffbrüchigen / Skizze von der Kurischen Nehrung von Klara Nast.

Die Nacht war dunkel. Regenfluten stürzten herab und der Sturm raste. Er kam von der Ostsee herüber, deren Geheul ganz deutlich am Ufer des Haffes zu hören war, an dem im Schutze hoher, reichbewaldeter Dünen das Fischerdorf Schwarzort liegt.

Christoph Peleikis fand keinen Schlaf in dieser Nacht, so müde ihn auch die schwere Tagesarbeit gemacht hatte. Die Arme um die Knie geschlagen, saß er im Bett und lauschte.

„Möge Gott denen gnädig sein, die heute auf See sind!" sprach er tief aufseufzend vor sich hin.

„Schlafe und schwatze nicht!" ermahnte ihn Marukke, sein Weib, das darüber erwachte, allein Christoph Peleikis legte sich nicht nieder.

Da begann Marukke zu schelten. Das tat sie stets, sowie sie nur die Augen öffnete. Gleichviel wen sie dann zu Gesicht bekam, sie fiel über ihn her, über Christoph, die Kinder, die Katze, die Nachbarn. Und alle fürchteten sich vor ihr und gingen ihr aus dem Wege.

„Herrgott, daß ihr die Zunge nie müde wird!" dachte Peleikis zuweilen ganz verzweifelt. „Ich vermag keine halbe Stunde hintereinander zu reden und sie zetert und schreit den ganzen Tag. Nicht einmal während des Essens hält sie Ruhe."

Und nun fing sie sogar auch noch nachts an zu keifen, und zwar tat sie das mit solcher Ausdauer, daß Peleikis schließlich das Lager verließ, sich ankleidete und vor die Tür trat.

Unter dem weit vorspringenden Dache blieb er stehen und starrte in die graue Morgendämmerung hinein.

Jenseits der schmalen Dorfstraße flutete unruhig das Haff. Seine grauen Wasser stürmten in kurzen, schaumgekrönten Wellen, vom Herbststurm gepeitscht, hastig vorwärts. Am Himmel trieben schwere Wolken, doch fiel kein Tropfen Regen mehr herab.

Christoph Peleikis stand lange auf derselben Stelle, dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und wanderte quer über die Nehrung dem Strande der Ostsee zu. —

Von dort kehrte er erst wieder zurück, als Marukke das Frühstück fertig hatte; aber er kam nicht allein. An seiner Seite ging, von ihm gestützt, ein bleiches, blondhaariges Mädchen.

Die Kleider der Fremden waren völlig durchnäßt und fest mit beiden Armen an die junge Brust gedrückt, trug sie ein Stück von einem Brett, auf dem stand in großen, ein wenig ungefügen Lettern: „Opgaaende Soel," der Name eines Schiffes, das nachts auf der Ostsee zugrunde gegangen war.

„Ich fand sie wie tot am Strande liegen," wandte sich Peleikis an seine Frau. „Die Planke, mit der sie angetrieben war, wollte ich ihr abnehmen, aber sie gab sie nicht heraus. Sie ist wohl noch ganz verwirrt und verängstigt von all dem Schrecklichen, das sie heut Nacht durchlebt hat. Sorge, daß sie ins Bett kommt."

Marukke begann zu brummen, fuhr die Kinder an, drei Blondköpfchen, die neugierig herbeikamen und half der Fremden nicht eben mit freundlicher Miene und williger Hand aus den nassen Kleidern heraus, während Peleikis, der Stube den Rücken wendend, zum Fenster hinaussah.

„Und was soll ich ihr jetzt zu essen reichen?" raunte Marukke ihm mürrisch zu, als die Fremde in dem braunrot gestrichenen Ehebett lag. „Ich habe nur für uns gekocht."

„Gib ihr m e i n Teil," versuchte Peleikis sie zu beschwichtigen. „Ich habe an einem Stück Brot genug."

„Reich ihr doch selbst was dir zu viel ist," fuhr Marukke ihn bissig an.

Digitized by Google

Er tat's mit freundlicher Geberde, aber wortlos, und auch die Fremde sagte nichts, als sie nach dem Teller mit der Suppe griff. Nur ein Blick traf ihn, wehmütig weich und voller Dankbarkeit.

Als sie gegessen hatte, schmiegte sie das Haupt in die groben Kissen und schloß die Augen; allein sie schlief nicht.

Christoph Peleikis sah sehr wohl, wie Träne auf Träne unter den langbewimperten Lidern hervorquoll und an dem leise bebenden Munde, die schmale, blasse Wange hinabfloß.

Das schnitt ihm ins Herz.

„Sprich doch ein paar tröstliche Worte zu ihr," drang er in sein Weib, doch dazu gebrach es Marukke an Zeit, wie sie sagte.

Und wirklich hatte sie auch immerfort zu tun. Da mußte sie lärmend die Kinder zurechtweisen, die still in einer Ecke spielten, die Katze, die behaglich schnurrend auf dem Fensterbrett lag, eins mit dem Handtuch versetzen und Nachbars kleiner Urke, die verstohlen durch die Scheiben in die Stube hineinspähte, ein böses Scheltwort zurufen.

Peleikis unterdrückte einen Seufzer und näherte sich wieder dem Bett.

„Weine nicht! Es ist ja leicht möglich, daß deine Angehörigen an einer anderen Stelle an Land getrieben und am Leben sind," versuchte er das Mädchen zu trösten.

„Versteht sie dich denn?" fragte Marukke mürrisch über die Schulter hinweg.

„Ich spreche ja deutsch und nicht kurisch zu ihr," erwiderte Peleikis.

„So ist sie also eine Deutsche?" forschte Marukke in ihrer grämlichen Weise.

Peleikis schüttelte den Kopf.

„Nein. Ihre Heimat liegt weit fort, in Holland, doch versteht sie ein wenig deutsch. — So sprich doch auch zu ihr," drang er abermals in sein Weib; allein wiederum vergeblich.

Marukke schalt vielmehr, daß er die Fremde ins Haus gebracht hatte, schalt die Kinder und prügelte die Katze, um schließlich wieder über Peleikis herzufallen.

„So geht das nun immer reihum, immer reihum," dachte der und ließ den Kopf sinken.

Die Fremde lag noch immer unbeweglich mit geschlossenen Augen da, und ihre Tränen flossen.

Peleikis konnte diesen stillen Jammer nicht länger mitansehen.

„Ich gehe jetzt Nachforschungen nach den Deinen anzustellen," sagte er nach dem Bett hinüber. „Bald bin ich wieder zurück."

Aber trotz dieses Versprechens kehrte er doch erst um die Mittagszeit heim. Er hatte nicht den Mut gehabt früher zu kommen, denn das was er zu berichten hatte, war nichts Gutes.

Die Fremde, die er bei sich aufgenommen hatte, war die einzig Überlebende des Seglers „Opgaaende Soel."

An diesem Tage schlug die arme Schiffbrüchige die Augen nicht mehr auf. Erst abends, als Marukke ihr unwirsch bedeutete, daß sie jetzt das Ehebett zu räumen und sich in die Kammer zurückzuziehen habe, hob sie die Lider.

Ihr Blick fiel auf Peleikis, der die Stirn mit den arbeitsharten Händen stützend, am Tische saß.

„Dank dir, dank," flüsterte sie.

„Wofür denn?" wehrte er ihr. „Ja, wenn ich dir bessere Botschaft hätte bringen können, doch so — — —!"

Er erhob sich hastig und verließ das Haus.

Der Sturm hatte ausgetobt, die Wolken waren zerflossen und zerflattert. Am Himmel flammten unzählige Sterne. Die Wasser im Haff trieben nicht mehr in Wellen vorwärts. Es war totenstill ringsum, nur das dünne Rohr am Ufer erbebte dann und wann mit leisem Rascheln und Rauschen.

„Sie hat schön Wetter mitgebracht," ging es Peleikis durch den Sinn und er dachte an die Fremde.

Als er endlich wieder die Stube betrat, lag Marukke bereits fest schlafend in dem rotbraun gestrichenen Ehebett und auch aus der angrenzenden Kammer, deren Tür halb offen stand, vernahm er tiefe, ruhige Atemzüge. Aber diese rührten von den Kindern und nicht von der armen Schiffbrüchigen her, mit der die kleinen Blondköpfchen das Lager teilten. Das merkte Peleikis bald an den schmerzerfüllten Seufzern, die immer wieder aus der Kammer bis zu ihm herüberdrangen.

Er legte sich nieder, faltete die schwieligen Hände über der Brust und schloß die Augen, allein zu schlafen vermochte er nicht. —

In der Frühe des anderen Morgens zog er zum Fischfang aus.

„Opgaaende Soel", sprach er vor sich hin, nach der Sonne hinüberblickend, die langsam jenseits des Haffes emporstieg und er lächelte. —

Als er heimkehrte, saß die Fremde mit seinen drei Kleinen vor der Tür auf dem blaugestrichenen Bänkchen und flickte des Jüngsten Röckchen.

Mit schüchterner Zärtlichkeit schmiegten sich die drei Blondköpfchen an das Mädchen an, das trotz all des schweren Ungemachs, von dem es betroffen, doch noch an den kleinen Leiden und Freuden der Kinder Anteil nahm, wehmütig lächelnd ihrem Geplauder lauschte und, soweit es irgend anging, sich ihnen nützlich erwies.

„Opgaaende Soel" sprach Christoph Peleikis auch jetzt vor sich hin; aber dieses Mal ruhte sein Blick dabei nicht auf der Himmelskönigin.

Er trat an die Bank heran, begrüßte mit freundlichem Blick und herzlichem Händedruck die Kinder und das Mädchen und hörte dann schweigend der Unterhaltung zu.

Die Kleinen wurden nicht müde zu plaudern und ab und zu ließ auch die Fremde ein Wort mit einfließen.

Digitized by Google

Ihre Stimme war weich und klar. Christoph Peleikis hätte ihr stundenlang lauschen mögen.

Aber dazu kam es nicht. Nach wenigen Minuten bereits fuhr Marukkes Kopf zum Fenster heraus mit Zetern, Vorwürfen und Scheltworten.

Er ging ins Haus.

„Weshalb schiltst du nur immer? Ich tue doch alles nach deinem Willen und auch die Kinder sind immer brav," redete er ihr begütigend zu. „So sei doch freundlich und fröhlich! Wie glücklich würden wir dann leben! Jetzt — —," er schüttelt aufseufzend den Kopf. „Marukke, sieh unsern Gast. Schweres Leid ist über die Arme hereingebrochen und dennoch hat sie für jeden ein Lächeln, ein gutes Wort."

Er kam nicht weiter.

Daß er das sagen würde, darauf hatte Marukke schon sehr lange gewartet, wie sie kreischend behauptete. Ja, sehr lange schon. — Daß die Fremde ihm besser gefalle als sein Weib, wisse sie nicht erst seit heute. Das habe sie gleich gemerkt. Freilich, die sei ja auch jünger als sie und habe noch glatte, weiche Hände. Sie sei übrigens bereit, dem schamlosen Ding, das einzig hergekommen sei, um sich hier festzusetzen, Platz zu machen. Und zwar auf der Stelle. Das Haff liege ja vor der Tür, und auch die See sei nicht viel weiter entfernt.

„Aber Marukke, Marukke!" versuchte Peleikis die Aufgeregte zu beschwichtigen.

Marukke hörte jedoch nicht auf ihn. Sie redete sich vielmehr, deutsch und kurisch durcheinanderwerfend, in immer größeren Zorn hinein, bis sie schließlich völlig entkräftet von dem sinnlosen Wüten, laut aufschluchzend auf der Ofenbank zusammenbrach.

Da wurde die Tür geöffnet und die Fremde erschien auf der Schwelle. Sie war noch bleicher als sonst und ihre feinen Lippen bebten.

„Lebe wohl und Dank für alles," wandte sie sich kaum vernehmbar an Peleikis. „Möge Gott dich segnen, du Guter." Dann blickte sie nach Marukka hinüber, deren Geschwätz verstummt war. „Auch du lebe wohl."

Darauf küßte sie die Kinder, die sich laut jammernd an ihren Rock klammerten, redete ihnen freundlich zu und ging.

Als Peleikis am Nachmittag desselben Tages vor die Tür hinaustrat, verließ soeben ein Dampfer den Anlegeplatz.

Er sah ihm nach bis er verschwunden war und erwiderte die Grüße eines im Winde flatternden Tüchleins durch Schwenken der Mütze und Winken mit der Hand.

Dann ergriff er das Brett, das die Fremde an Land getragen hatte und befestigte es über der Tür.

„Opgaaende Soel," flüsterte er, „Opgaaende Soel," ließ das Haupt sinken und schlich hinter das Haus.

Vermischtes

Kleinasiatische Städtebilder.

Kaisari. Die kleinasiatischen Städte, die ausnahmslos auf eine große geschichtliche Vergangenheit zurückblicken, sind alle der eingehendsten Studien wert. In erster Linie wohl Kaisari, das alte Cäsarea. Schon der stolze Name legt der Stadt Verpflichtungen auf, die aber auch vollauf von ihr gehalten werden. Die Lage Cäsareas kann man schon als königlich bezeichnen. Da, wo vor undenklichen Zeiten vulkanische Kräfte auf dem anatolischen Hochland nahe dem Antitaurus eine Welt sich trotzig türmender Berge und Felsen emporgeschleudert haben, dehnt Cäsarea zu Füßen des gewaltigen Erdjias-Dagh, des Argäus der Alten, seine Häusermassen. Diese unter flachen Dächern liegenden Wohnstätten sind im Gegensatz zu den Häusern anderer kleinasiatischer, überhaupt türkischer Städte, zumeist aus dem Tuffstein der sie umgebenden Bergformationen geschaffen, und weisen in ihrer Ausführung, dank der hervorragenden Steinmetzen Cäsareas, viel künstlerische Schönheiten auf. Der Ruf der Steinmetzen von Kaisari ist denn auch durch das ganze Land gedrungen. Diejenigen der berühmten Gilde, die sich entschließen, ihre Heimat mit Konstantinopel zu vertauschen, machen dort glänzende Geschäfte. Ein Steinmetz von Cäsarea, der in einem Winkel des berühmten Friedhofs von Skutari seine Arbeitsbude aufgeschlagen hatte, um entschlafenen reichen und vornehmen Türken einen kunstvollen Denkstein zu meißeln, wurde von seinen einheimischen Innungsgenossen mit wahrer Hochachtung ausgezeichnet.

Auch die Kupferschmiede Kaisaris, vorwiegend Armenier, sind durchweg künstlerisch Ausübende ihres Gewerbes. Auch davon legen viele Häuser der Stadt glänzende Zeugnisse ab. Die Vergitterungen der Fenster und malerisch vorspringenden Erker und Obergeschosse suchen in der Feinheit und Abwechslung der Ausführung ihresgleichen. Wie von einem wundersamen Traum befangen, schreitet man durch das enge Gassengewirr und weiß nicht, wohin man zuerst die trunkenen Blicke wenden soll.

Wenn irgendwo, so umfängt einem im Bazar von Cäsarea der ganze sinnbetörende Zauber des Orients. Über den kunstvoll umrahmten Auslagen der Gewölbe schweben Balkone und Erker, die aus Spitzen verfertigt scheinen. Hinter ihrem Gitter- und Schnitzwerk schauen wohl dunkle Frauenaugen in das Gewühl der Besucher. Prächtige, malerisch gekleidete Männergestalten schreiten mit würdevollen Bewegungen durch die Reihen der feilschenden Käufer und Verkäufer. Viel mehr noch als im Bazar von Konstantinopel, wo der Gesamteindruck zu sehr von den Europäern gestört wird, glaubt man aus den vom Räucherwerk des Orients durchdufteten Gängen und Winkeln Scheherezade kommen zu sehen. Über die Entstehung der Stadt, die in vorchristlicher Zeit Mazaka geheißen haben und den Sohn Japhets zum Gründer gehabt haben soll, berichten die Überlieferungen nichts Genaues. Tiberius gab ihr den Namen Cäsarea und machte sie zur Hauptstadt Cappadociens. Im dritten Jahrhundert nach Chr. soll sie mehr als 400 000 Einwohner gehabt haben. Von dieser

Digitized by Google

Zeit an hatte Cäsarea viel unter Kriegen zu leiden. Namentlich die Perser richteten in seinen Mauern furchtbare Metzeleien unter den Bewohnern an und hätten die herrliche Stadt, nachdem sie ihre Schätze geplündert hatten, am liebsten vom Erdboden getilgt. Sie blühte aber doch wieder auf, bis im elften Jahrhundert Turkmenen sie abermals verwüsteten. Sie kam dann in die Hände der Seldschuken, deren Herrschaft ihr manchen bis in die heutige Zeit sichtbaren Stempel aufdrückte. Mit Kleinasiens Eroberung durch die Osmanen ging Cäsarea in deren Besitz.

So orientalisch, speziell türkisch, nun auch der ganze Charakter von Kaisari ist, und trotzdem die türkische Bevölkerung die vorherrschende ist, kann man es doch eine fast christliche Stadt nennen. Der Handel und Wandel der betriebseifrigen Cäsarea ruht vorwiegend in den Händen der Armenier und Griechen, die auch prächtige Besitzungen in und außerhalb der Stadt, die sie abwechselnd im Sommer und Winter bewohnen, haben. Die Sommerwohnungen liegen an den Hügelabhängen, geschützt vor der brennenden Sonne des Hochlandes, im Schatten prächtiger kühler Gärten und Weinberge.

Wie groß der Einfluß des Christentums in Kaisari ist, beweist der Umstand, daß am Sonntag aller Geschäfts- und Handelsbetrieb ruht und die Straßen öde und stille liegen, während über den Freitag, als dem Sonntag der Türken, das geschäftliche Leben ohne Unterbrechung hinwegflutet. Merkwürdig ist es dagegen, daß auch die Christen fast nur türkisch sprechen. Nicht nur draußen, sondern auch daheim in ihren vier Wänden. Man findet das übrigens auch in anderen kleinasiatischen Städten, besonders bei den armenischen Einwohnern, die sonst so sehr viel Wert darauf legen, ihres Volkes Sitten und Gebräuche, seine Eigenheiten, die guten und bösen, weiter zu pflegen.

Die Armenier, orthodoxe und katholische, und die Griechen besitzen wunderbare Kirchen und Klöster in und um Cäsarea. Namentlich die griechische Kirche ist ein imposantes Gotteshaus, ein sehr schönes die katholische. Aber auch herrliche Moscheen hat Kaisari und einige Khans und Karawansereien, die oft vom bunten Gewimmel der Pilgerzüge oder vom geschäftlichen Leben und Treiben der Karawanen erfüllt sind. Cäsarea ist ein Haupthandelsplatz für Teppiche, wie denn auch in der Stadt die Teppichknüpferei blüht. Es wird allerdings wenig dabei verdient, aber den Leuten, die sich damit beschäftigen, bedeutet die Zeit ja noch nicht Geld, wie dem Europäer. Auch sind die Lebensmittel wie in allen kleinasiatischen Städten fabelhaft billig, auch alle anderen Ausgaben nicht von Bedeutung, und obendrein haben die Einwohner Cäsareas nicht allzu große Bedürfnisse.

Aber ganz wunderbare Teppiche werden auch heute noch in Kaisari geknüpft, die sich auf den Märkten des In- und Auslandes großer Beliebtheit erfreuen. Die alten Muster, nach denen sie gearbeitet werden, hebt man wie unbezahlbare Kostbarkeiten hinter Glas und Rahmen auf. Leider lassen sich heute die köstlich gedämpften Farben, die solche zwar oft zerrissenen und zerschlissenen, aber nie in ihren Farbentönen verblichenen Musterstücke aufweisen, nicht mehr in der früheren Schönheit herstellen. Auch in Cäsarea, der altberühmten Teppichmetropole, haben die Kunstfarben ihren Einzug gehalten.

Interessant und schön sind die im Umkreise von mehreren Kilometern um die Stadt liegenden und zu ihr gehörenden Orte. Da ist vor allen Kermir zu nennen, das zumeist von Griechen bewohnt wird und einen sehr wohlhabenden Eindruck macht. Wer in Konstantinopel gewohnt hat, dem wird das Wort „Kermir" sehr bekannt in die Ohren klingen. Das gesalzene, an der Luft getrocknete und später gepreßte Rindfleisch, das dort unter dem Namen „Kermir-Basdirma" in den Straßen ausgerufen und in den Läden verkauft wird, kommt aus Kermir und wird von den Orientalen leidenschaftlich gern gegessen. Es schmeckt auch dem Europäer nicht schlecht. Wenn es nur nicht gar so viel Knoblauch enthielte! Es gibt Leute, die sehr viel Basdirma essen, denen man wirklich am liebsten aus dem Wege ginge.

Die anderen Vororte Cäsareas, Endürlük, Jstefane Talas, Tavlussan und Zindjidere genannt, sind ebenfalls uralte Gründungen, die sich mancherlei Ursprüngliches bewahrt haben. Fast an allen diesen Orten befinden sich große, reiche, griechische und armenische Klöster, über deren Entstehen die Sage im Laufe der Zeiten merkwürdige, mit Heiligen in Verbindung stehende Legenden gesponnen hat, die von Mund zu Munde gehen. So stand an der Stelle eines Klosters in der Umgebung Cäsareas eine bescheidene, von der heiligen Helena erbaute Kirche. Heute erzählen die frommen Jnsassen des Klosters, daß der heiligen Helena, als sie durch Cappadocien kam, der Erzengel im Traume erschien und ihr befahl, an dem Ort eine Kirche zu seinen Ehren zu bauen, wo sie den ersten merkwürdigen Stein finden würde.

Jm Gegenteil zu früher, wo es mit allerlei Schwierigkeiten verbunden war, nach Cäsarea zu kommen, kann man, dank der kleinasiatischen Eisenbahnen, die interessante Stadt leichter erreichen. Allerdings: ganz ohne Beschwerde geht's nicht, dafür lohnt es sich aber reichlich.

Johanna Weiskirch.

Briefkasten

Es wird gebeten, den Einsendungen Rückporto beizufügen. Kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte sind „An die Redaktion" zu senden, Romane nur an „Otto Jankes Verlag". Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft.

E. S. in H. Nur Nachklang von Gelesenem. **J. B. in Leipzig.** Gut gemeint aber sonst das durchaus herkömmliche Frühlingsgedicht. **Frau Sanitätsrat S. in K.** Sehr innig in der Empfindung, leider macht die nicht ganz geglückte Form einen Abdruck unmöglich. **Herrn B. S. in Lünen.** Die Geliebte als Krankenschwester trifft jetzt immer in Gedichten und Prosa den Auserkorenen als Leichtverwundeten gerade in ihrem Lazarett oder die Feldpost an „Vergessene" erreicht zufällig den früheren „Verlobten". Diese Motive sind so abgebraucht, daß ich nichts derartiges annehmen kann. **Gefr. H. in Wünsdorf.** Jm Gedanken gut, in der Form mangelhaft.

Dr. Erich Janke.

Jnhalt des Heftes 30: Stärker als Liebe. Roman von Arthur Achleitner. — Bulgariens erster Zar. Roman von Detlev Stern. — **Beiblatt:** Frontfahrt. Gedicht von Reinhold Braun. — Der Schuldner. Von Hellmuth Unger. — Gestern. Gedicht von Helene Brauer. — Die Schiffbrüchigen. Skizze von der Kurischen Nehrung von Klara Nast. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 6. Mai 1916. — Druck von A. Sebbel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 33

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Stärker als Liebe / Roman von Arthur Achleitner

2. Fortsetzung.

3. Kapitel.

Als völlig gesund meldete sich Jenz vom Urlaub zurück und zum Dienstantritt. Und mit ehrlichem Eifer, gewissenhaft erfüllte er seine Pflicht.

Dennoch sprachen die Vorgesetzten unter sich über die seltsame Rückkehr der Urlauber Ainhirn und Eisgruber. Allerdings sah Eisgruber gut aus, „luftgesellt"; aber ein gewisses Etwas im Aug, der scheue Blick, wollte den Oberoffizieren nicht gefallen. Noch weniger zufrieden waren die Vorgesetzten mit Leutnant Ainhirn, dem bohrende Angst und schwere Sorge von den flackernden Augen abzulesen war.

Vergeblich suchte Hauptmann Schlammadinger in freundschaftlicher Weise abermals eine erleichternde Aussprache zu erzielen. Die Leutnants Ainhirn und Eisgruber dankten sehr höflich für die Freundschaftsbeweise, wichen aber allen Fragen über Urlaubserlebnisse und bedrückende Sorgen aus und schwiegen hartnäckig vor einander wie vor dem herzensguten Hauptmann.

Wochen verflossen im gleichmäßigen Gang der Dienstgeschäfte. Ainhirn erholte sich von den Urlaubsstrapazen und machte seinen Dienst so zuverlässig, daß sogar der Regimentskommandant zufrieden wurde. Die umlaufenden Gerüchte über arge Verschuldung Ainhirns gefielen dem Chef allerdings gar nicht und gaben Anlaß zu Nachforschungen im Geheimen.

Oft belobt für regen Diensteifer wurde Eisgruber, der heldenhaft seine Leidenschaft niedergerungen zu haben glaubte all die Monate hindurch, sich aber bedrückt fühlte, als die gute Jahreszeit ins Land zog und die Gedanken wieder in die Bergheimat flogen. Wie früher, suchte Jenz die Einsamkeit auf, um sinnieren zu können. Allein mit seinen Gedanken an Jagd und Heimat zu sein, war ihm das Liebste.

Eines Tages erschien Hans Ainhirn ersichtlich verstört bei Jenz, um ihn um Zeugenassistenz zu bitten. Pistolenduell, dreimaliger Kugelwechsel; Aussöhnung unmöglich.

Erschrocken fragte Jenz nach dem Anlaß dieser überraschenden Forderung, den er kennen müsse, so er als Zeuge dienen solle. Zögernd gestand Hans die Wahrheit, wonach infolge von Unvorsichtigkeit die Urlaubsliebelei von Altaussee zur Kenntnis des Gatten gekommen sei.

„Wer ist der — Ehemann?" stammelte erregt Jenz.

„Hauptmann Neuhofer von der Infanterie!" sprach tonlos Leutnant Ainhirn in Zerknirschung.

„Du hast dich an einem Offizier versündigt, eines Kameraden Ehre zertreten!" Jenz schrie diese Worte heraus.

„Jeder hat seine heimliche Leidenschaft! Du sicher auch, nur bist du vielleicht nicht so grenzenlos leichtsinnig, vielleicht besser veranlagt, als ich!"

Jenz zuckte, wie unter einem Peitschenhieb. Plötzlich trat vor sein geistiges Auge der Hofjagdgehilfe vom Wildensee, blitzschnell spielte sich jene Szene in der Erinnerung ab, und erschüttert gedachte Jenz der Tatsache, daß

Digitized by Google

der Offizier Eisgruber in grenzenloser Leidenschaft im Leibgehege des obersten Chefs der Armee wilderte, der Leutnant Eisgruber seinem Kaiser einen Gams stahl. . . Gebeugt, ächzend stand Jenz vor dem Kameraden.

Hans guckte erstaunt. Der Wandel im Gebaren Eisgrubers, dieses stillen, verschlossenen Kameraden war so auffällig und rätselhaft, daß Ainhirn seiner eigenen Angelegenheit vergaß und nur schauen konnte, nicht sprechen, in namenloser Überraschung.

Jenz wiederholte Ainhirns Worte: „Jeder hat seine heimliche Leidenschaft! Ja, ich auch! Bin vielleicht viel schlimmer daran, als du! Ich stehe zur Verfügung!"

„Danke!" Hans nannte die Namen der gegnerischen Sekundanten und entfernte sich. .

Drei Tage später wurde Hans Ainhirn, der eine Kugel ins junge Herz erhalten hatte, mit allen militärischen Ehren begraben. Mit dem Leben bezahlt der grenzenlose Leichtsinn, der tolle Liebeshunger, die unglückselige Leidenschaft. . .

Seelisch schwer erschüttert, wankte Jenz vom Friedhof in die öde Stadt.

Keiner von den Kameraden konnte so tief trauern um den jungen Hans, denn Jenz, der jetzt erst recht die volle ungeheure Gefahr seiner eigenen Leidenschaft erkannte und zitternd jener Stunden am Wildensee gedachte.

In seelischer Bedrängnis vermochte Eisgruber kaum den Dienstpflichten nachzukommen. Krank wollte er sich nicht melden; er fürchtete die Einsamkeit mit ihrer Qual. Ebenso aber auch den kameradschaftlichen Verkehr.

— — — — — — — — — — —

Für Jenz brachten die Manöver geradezu eine Erlösung mit vieler Arbeit, Anregung und Ablenkung.

Und dann kam ein Tag zitternder Freude, hellsten Jubels, irdischer Glückseligkeit: die Versetzung an ein Korpsartillerie-Regiment, das in der Hauptstadt einer südlichen Alpenprovinz garnisonierte. In den Bergen leben und schaffen. Zwar waren es nicht die lieben Berge des Heimatls, aber immerhin österreichische Alpen groß, hehr und wildschön.

Viel zu langsam lief der Schnellzug nach dem Süden. Jenz konnte den ersten Blick auf die Berge kaum erwarten. Und als er über den Semmering fuhr, hinein ins Herz der grünen schönen Steiermark, da war es Jenz, als müßte die Brust zerspringen.

---

4. Kapitel.

Mit den besten ehrlichsten Vorsätzen, die sich zu einem Schwur der Selbstüberwindung verdichtet hatten, kam Jenz Eisgruber in der neuen Garnisonstadt an. Wegen der Verführungsgefahr war Jenz geradezu froh, daß die Berge mit bekannt guten Jagdrevieren die Stadt in weiter Entfernung umrahmten, so entlegen standen, daß sie nur unter erheblichen Opfern an Zeit und Mühe erreicht werden konnten. Vermindert war dadurch die Verlockungsgefahr, die Gelegenheit zu Wanderungen ungünstig. Die erste Zeit verging sehr schnell mit den unerläßlichen Vorstellungen, Besuchen, mit dem Einleben in neue Verhältnisse. Auch der Dienst brachte mancherlei neues.

Im Privatleben blieb Jenz zurückhaltend und sparsam, mied nach Möglichkeit lärmenden Verkehr und gesellige Veranstaltungen, so daß er auch in diesen Kameradenkreisen der „Einsiedler" genannt wurde.

Gern besuchte er nach der Offiziersmesse im Kasino ein Kaffeehaus, wo heimatliche Zeitungen, darunter Lokalblätter auflagen, die Jenz umso eifriger las, als ihm ja alles an Gegenden und Leuten bekannt und vertraut, also interessant war. Diese regelmäßige Lektüre der von anderen Gästen wenig beachteten Lokalblätter fiel einem ältlichen Herrn, einem Kaufgeschäftsinhaber, auf und führte eines Tages dazu, daß sich der Kaufmann mit Namen Köberl dem Leutnant vorstellte mit dem Beifügen, aus dem Salzkammergut gebürtig zu sein. „Da Herr Leutnant die ‚Alpenzeitung' so fleißig lesen, möcht ich glauben, daß Herr Leutnant ein Landsmann sind, und das tät mich aber schon sehr freuen! Nichts für ungut, Herr Leutnant, von wegen meiner Zudringlichkeit!"

Im ersten Augenblick hatte sich Jenz, von Mißtrauen erfüllt, kühl und ablehnend verhalten. Da sich aber der sympatische alte Herr als Kaufmann vorstellte, ließ Jenz gewisse Be-

Digitized by Google

fürchtungen und die Scheu fallen, freundlichen Tones nannte er seinen Namen.

„Eisgruber?! Diesen Namen führen zwei Familien drinnen am Bergsee, sind aber merkwürdigerweise gar nicht mit einander verwandt! Wenn Herr Leutnant dort beheimatet sind, dann sind wir — nichts für ungut — Landsleute, ein Wegstünderl von einander getrennt, durch Heimatliebe aber miteinander verbunden, denn die Obersteierer lieben ihre Heimat über alles! Und meistens sind sie unglücklich, wenn sie fern der Heimat leben müssen! Nein, wie es mich freuen würde, in Herrn Leutnant so unvermutet einen Landsmann getroffen zu haben!"

Jenz reicht Herrn Köberl die Hand, begrüßte ihn mit aufquellender Herzlichkeit als Landsmann und lud den Kaufmann ein, an seinem Tischchen Platz zu nehmen.

Der sympatische alte Herr fühlte sich sehr geehrt ob dieser Einladung, der er mit großer Freude Folge leistete. Viel wurde nun über die ferne schöne Heimat gesprochen, die — wie Köberl erzählte — so lange die Kinder noch klein waren, regelmäßig während der Schulfreizeit besucht wurde. „Als Geschäftsmann bin ich freilich hier festgehalten, kann nur dann fort, wenn mich die Frau im Geschäft vertritt! Mit meiner Tochter Sopherl, die jetzt ein schmuckes großes Mädel ist, reise ich aber jedes zweite Jahr auf drei Wochen ins Heimatl, das meine Familie schätzen gelernt hat und so innig liebt, wie ich selber! Nichts für ungut, Herr Leutnant, wir aus dem steierischen Salzkammergut sind halt so narrische Leut, Heimatsnarren, was aber gewiß keine Schand ist! Menschen, die ihre Heimat so innig lieben, wie wir, sind keine schlechten Leut!"

Bewegten Herzens drückte Jenz dem netten alten Herrn und Landsmann die Hand. „Ja so sind wir! Und ich sage: Gott sei Dank, daß dem so ist! Anderseits ist allerdings zu sagen, daß das Heimweh zu den schmerzhaftesten Gefühlen zu zählen ist! Ich habe oben in Galizien dies bitter genug empfunden!"

„O, Sie armes Hascherl!" meinte der alte Herr von Mitleid erfaßt und legte schnell die Hand vor den Mund. „Nichts für ungut, Herr Leutnant! Ist mir so dumm herausgerutscht, vor lauter Mitgefühl! Ich weiß wohl, daß man einen kaiserlichen Offizier kein armes Hascherl nennen darf! Nichts für ungut! Wir Oberlandler haben halt viel zu viel G'fühl! Nur ja nicht bös sein, Herr Leutnant! Ich bitt vielmals um Verzeihung!"

„Aber keine Spur von Übelnehmen!" lachte Jenz, dem wohlig ums Herz war.

Da der Dienst rief, mußte Jenz sich verabschieden, wobei der Hoffnung auf ein regelmäßiges Wiedersehen Ausdruck gegeben wurde.

„Aber gern! Nicht zu sagen, wie gern und wie es mich ehrt und glücklich macht, Herr Leutnant! Ich gehe auch heim, es eilt mir, der Frau und Tochter die große Freude mitzuteilen, in einem Herrn Offizier einen Landsmann getroffen zu haben, Landsmann aus der engsten Heimat so lieb, traut und schön!" Schier pudelnärrisch vor Freude gebärdete sich der nette alte Herr. Und mit altfränkischer drolliger Würde geleitete er Eisgruber zur Straße hinaus.

Fürder trafen sich die Herren täglich im Café. Dieses Erscheinen auf die Minute genau schien Köberl die wichtigste Verpflichtung seines Lebens geworden zu sein.

Es kam der Wochenschluß, der Samstag, und der nette alte Herr erschien zwar pünktlich, verhielt sich aber auffallend still, wie bedrückt, so daß Jenz nach dem Anlaß fragte.

„Grad die Antwort auf diese Frage ist so schwer zu sagen, weil ich nicht recht weiß, ob ich reden darf, wie es mir ums Herz ist! Ich möcht um Gotteswillen das zarte Pflanzerl der jungen, mich so ehrenden Bekanntschaft nicht hoppetatschig zertreten, nicht mit der Tür ins Haus fallen, den Herrn Leutnant nicht etwa gar beleidigen oder veranlassen zum Abbruch der landsmännischen Beziehungen!"

Eisgruber guckte verwundert. „Bitte, sagen Sie im heimatlichen Dialekt, was Sie mitteilen sollen, vermutlich im Auftrag!"

Jetzt guckte Köberl erstaunt. Die Art, wie Eisgruber den Sachverhalt so sicher erriet, machte großen Eindruck. Freudig sprudelte der alte Herr hervor: „Ist eppa wie ban Hoaschlegelschloha, Doui hebnt oan auf und toant Hoaschlegelschloha mit oahm. Zscherscht gschiagt eahm nix. Auf d'letzt owa brennen s' 'n ban

Digitized by Google

Aufhebn in an oltn Weiwarzorn hrecht ruaßig, daß 'n dalodersicht!" (Es ist etwa wie bei dem Strauchschlegelschlagen ein mit starken Weidenruten als Handhaben versehener Holzklotz (Schlegel, Rammbär), wird unter Gesang eingerammt. Drei Personen heben einen vierten Mann auf und markieren das Rammgeschäft. Zuerst geschieht dem Vierten nichts. Auf die Letzt aber drücken sie ihn beim Aufheben in einen alten Weiberzorn = Baumbart, der zur Zierde innen an der Türe der Holzerstube aufgenagelt und vom Rauch und Ruß des offenen Feuers ganz schwarz ist. „Dalodersicht" = derludert, unter nicht bösartigen Handgreiflichkeiten verulken.)

Jenz lachte, daß ihm das Wasser aus den Augen schoß. Im Nu wußte er, daß der alte Landsmann eines der drolligsten Holzarbeiterspiele als Vorwand benutzt hatte, um eine Einladung in sein Haus an Jenz zu richten, die nur der Oberländler verstehen konnte. Mit den „Drui" waren Köberl, Frau und Tochter gemeint, die den Vierten bewirten möchten. Zum Schlusse aber möchte der Hausherr das Beste (Champagner) geben, dem Gast einen Schwips anhängen.

Gern nahm Jenz die so köstlich auf heimatliche Weise vorgebrachte Einladung zum Mittagstische am Sonntag an, zugleich erbat er die Erlaubnis, vormittags den Damen einen Besuch abstatten zu dürfen. Noch wischte Jenz die Lachtränen von den Augen, hastete Köberl fort, um die Freudenbotschaft den Damen zu überbringen und Vorkehrungen für das „Festmahl" zu treffen.

Leutnant Eisgruber befand sich am Sonntag vormittags 11 Uhr bei den Damen Köberl in dem „Sitzzimmer"; so nannte die altbürgerliche Hausfrau nach österreichischem Sprachgebrauch den „Salon", der „biedermayerisch" möbliert und blitzblank hergerichtet war. Eine nach Norden gelegene, etwas düstere Stube. Dennoch hatte Jenz das Empfinden, als herrsche eine Heile besonderer Art, als sei der Raum erfüllt von einem Glanzlicht, wohlig warm und mild strahlend. Den Sonnenschein hatte Eisgruber im Herzen vom ersten Augenblick des Empfanges an, denn die Begrüßung des Gastes seitens der Damen war bei aller bürgerlichen Schlichtheit von hinreißender Herzlichkeit und so natürlich, daß Jenz glaubte, in diesem Hause seit Jahren als Freund, als Familienmitglied aufgenommen zu sein.

Schön war Frau Köberl nicht, hart die Gesichtszüge, aber die Hausfrau offenbarte eine seltene Herzensgüte und Liebenswürdigkeit, die gefangen nahm und die Härte im Gesicht vergessen machte.

Auch die schlanke, mittelgroße Tochter Sophie war keine Schönheit zu nennen, doch im Besitz blühender Anmut, lieblich; goldblond die in Flechten gewundenen Haare, stahlblau die Augen, schwellende, volle Lippen, etwas blaß die Wangen, mit zierlichen Grübchen. Wonnige Helle ging von diesem sanften Mädchen aus, ein Hauch von lieblicher Milde und Zartheit umgab die lichte, weißgekleidete, zierlich schlanke Gestalt.

Immer wieder mußte Jenz das entzückende Mädchen betrachten und bewundern, wie eine plötzlich aufgetauchte Fee aus dem Märchenreich.

Und unter Eisgrubers Blicken ehrlicher Bewunderung errötete das Fräulein wohl geschämig, gab sich aber völlig natürlich und nahm regen Anteil am Gespräch, das hauptsächlich der Heimat des Besuchers galt, dem einzig schönen Ausseeländchen. Die Damen schwärmten für das steierische Salzkammergut, das in seiner inneren Schönheit genau zu kennen. geradezu beglückte.

Lebhaft und glückselig wurde der sonst so zurückhaltende, verschlossene Jenz bei solchem Lobe seiner Bergheimat, die er grenzenlos liebte und verehrte, als das Kostbarste, was der Schöpfer einem Obersteierer schenken kann. „Vergelt's Gott für jedes gute Wort!" stammelte Vinzenz in seiner freudigen Ergriffenheit.

Ein Klingelzeichen rief Fräulein Sophie in den Flur. Düster, beängstigend dunkel erschien dem Leutnant jetzt der Raum, verschwunden der zauberische, milde Glanz. Jetzt wußte Jenz, daß von dem sanften, lieblichen Mädchen das helle Licht ausging, daß Sophie Köberl eine Lichtspenderin war und ist, eine Lichtgestalt, die Sonnenschein und Glück ins Leben bringt.

Fast bestürzt guckte Jenz nach der Türe, hinter der das Mädchen verschwunden war. Und jäh gedachte der Leutnant der trostlosen

Digitized by Google

Zukunft, wenn die Lichtgestalt des für Offiziere unerläßlichen Vermögens entbehrt. . . .

„Was ist Ihnen denn, Herr Leutnant? Haben S' was verloren?" fragte liebenswürdig die alte Hausfrau. „Haben S' keine Sorg', unser Sopherl kommt gleich wieder! Und gleich gibt's was zum Schnabulieren! Wird der Vater geläutet haben, der den Türschlüssel vergessen hat!"

Mit dem fröhlich lachenden Papa trat die Tochter in die Stube.

Und jetzt war es wieder hell, sonnig licht im Raume. Und Jenz fühlte den Sonnenschein im Herzen.

Obzwar es bei Tisch nur schlichte Hausmannskost in drei Gängen gab, Eisgruber vermeinte, noch nie so vorzüglich gespeist zu haben. Und gut war der Wein schon deshalb, weil beim Gläseranklingen die Lichtgestalt ihm so lieb in die Augen guckte. So wurde denn Vinzenz fröhlich und lebhaft, legte den Panzer der Verschlossenheit ab und schwätzte witzig der Familie Köberl die Ohren weg und wieder an. Lustiges Lachen erklang im behaglichen Raum; und auch das sonst stille Fräulein kicherte sehr fleißig und gern. Und Frau Köberl war dauernd beschäftigt, die Lachtränen wegzuwischen und dem glückseligen Gatten durch bedeutungsvolle Blicke klarzumachen, daß dieser liebe, angenehme Gast auch für den nächsten Sonntag eingeladen werden müsse. Das tat denn auch Vater Köberl bei Gelegenheit der Öffnung einer frischen Flasche „Weiberzorn" so nett und herzbezwingend, daß die Ablehnung unmöglich war.

Ehe Vinzenz antworten konnte, sprudelte die Hausfrau heraus: „Wissen S' was, lieber Herr Leutnant, wir machen die G'schicht' noch einfacher: Sie kommen jeden Sonntag zu uns und essen mit! Das freut uns alle und vielleicht auch Sie selbst! Unser lieber Sonntagsgast soll leben, dreimal hoch!" Lächelnd bot die liebe, alte Frau ihre Rechte zur Bekräftigung des Vorschlages.

Dankbar küßte Eisgruber der Hausfrau die Hand und gestand, daß er ganz gewiß sehr gerne kommen werde. Absichtlich vermied es Jenz, der Lichtspenderin in die schönen Augen zu blicken.

Bei der Verabschiedung sagte ein Händedruck recht deutlich, daß auch Fräulein Sophie sich auf das Wiedersehen freue.

— — — — — — — — — —

Wochen vergingen. Das Haus der Familie Köberl wurde dem Leutnant Eisgruber ein liebes Heimatl. Und Vinzenz wurde gehalten und gehätschelt wie ein vielgeliebter Sohn.

Sophie beteiligte sich an dieser Vergötterung des Gastes seitens der Eltern zwar nicht, aber aus ihren Augen leuchtete die Kunde, daß die Lichtspenderin dem Hausfreunde von Herzen gut sei, ihn liebe in ihrer stillen, sanften Art.

Diese Wahrnehmung veranlaßte Eisgruber, den Abbruch der Beziehungen zu Köberls einzuleiten. Er liebte Sophie von Herzen, wußte aber, daß er das sympathische Mädel mangels der Kaution nicht heiraten konnte. Ins Unglück wollte er Sophie nicht bringen, also mußte das schwere Opfer der Entsagung gebracht werden. Der Verzicht erfolgte dadurch, daß Jenz Herrn Köberl brieflich um Dispens vom sonntäglichen Erscheinen bei Tisch bat.

Darauf besuchte Köberl den Leutnant und bat um Bekanntgabe der Gründe.

Eisgruber gestand ehrlich die Wahrheit.

Schmerzlich bewegt reichte Köberl dem Offizier die Rechte und sprach: „Sie sind ein Ehrenmann! Immer war ich mit meinem Lose, Beruf und Erwerb zufrieden; in dieser Stunde aber empfinde ich es bitter, daß ich meiner Sopherl die Mitgift nicht in der erforderlichen Höhe geben kann! Die Hälfte ja, mehr ist leider unmöglich!"

„Wenn ich eine Zivilstellung mit ausreichendem Erwerb finden könnte, würde ich Fräulein Sophie zuliebe quittieren!" meinte Jenz und blickte Herrn Köberl fragend an.

„Nein, lieber Herr Leutnant! Nach meiner Kenntnis der Verhältnisse kann ich diesen Plan nicht billigen; er ist aussichtslos, geradezu gefährlich! Möge Gott verhüten, daß Sie je genötigt werden, auf die Offiziersstellung zu verzichten! Nichts für ungut! Wie mich der Verzicht auf jeden weiteren Verkehr schmerzt, vermag ich nicht zu sagen! Gott sei's geklagt, daß verzichtet werden muß!" Eilig entfernte sich Köberl, dem der Seelenkummer anzumerken war.

Eisgruber fand sein eigenes Verhalten richtig, aber befriedigt fühlte er sich nicht und

Digitized by Google

litt unter dem Verzicht. In scheuer Verschlossenheit, mit der großen Jagdleidenschaft im Herzen, war seither für das Weib kein Raum in seiner Brust gewesen. Nun liebte er aber ehrlich, glaubte an die Möglichkeit, die Jagdpassion endgültig bezwingen zu können; aber das geliebte Mädchen konnte nicht sein Weib werden, da die Kaution fehlte.

Längere Zeit hindurch vermied Zenz jede Möglichkeit einer Begegnung der Geliebten, obwohl er den Verzicht bitter empfand und genau wußte, auf welchen Wegen Sophie zu finden war.

Daß es der Lichtbringerin ähnlich erging, sagte ihm ein Brieflein, das Zenz darüber vollauf unterrichtete, auch über den Herzenszustand Sophiens.

Nicht nur aus Gründen der Höflichkeit erwiderte Zenz die Epistel. Und ebenso verhielt sich die Geliebte. Sie sahen sich nicht, mieden einander, doch der Briefwechsel wurde so rege, daß die Postboten viel zu laufen hatten.

Schriftlich verlobt hatten sich Zenz und Sophie, Treue geschworen; und das Paar war sich vollkommen darüber klar, daß es zu einer richtigen Vermählung nicht kommen konnte.

Brieflich lieben! Albern fand dies Zenz, lächerlich; aber er schrieb trotzdem fleißig. Und über diesen zärtlichen Liebesergüssen vergaß er die größere Leidenschaft; auch kümmerte Zenz sich sehr wenig um das Gemunkel in Kameradenkreisen, wonach eine Versetzung der zum Gebirgskrieg besonders geeigneten Offiziere zur Gebirgsartillerie bevorstehen sollte.

Umso überraschender war für Leutnant Eisgruber diese plötzlich gekommene Versetzung, die in Verbindung gebracht wurde mit der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina.

Kaum hatte Zenz die Geliebte von seiner Versetzung zur Gebirgsartillerie brieflich verständigt, erschien Sophie in schwerer Erregung bei ihm, alle Rücksichten auf Brauch und Sitte außer acht lassend, erfüllt von Angst und Sorge um den Geliebten, der ins Feld ziehen mußte.

Eine Abschiedsstunde in Liebe. Sophie verklärte und erleichterte die harte Trennung.

---

5. Kapitel.

Aus dem blutigen, strapazenreichen Okkupationsfeldzug kehrte Zenz verwundet, für heldenhafte Leistungen zum Oberleutnant befördert, zurück nach Graz, wo er im Garnisonspitale die Ausheilung abwarten mußte. Dort erhielt er den Glückwunsch Köberls zur Beförderung, den Wunsch, es möge Zenz bald gesunden, und die Bitte, sich im Hause Köberl einzufinden, wo ihm in Liebe und Treue alle Herzen entgegenschlagen.

Bevor Eisgruber das Lazarett verlassen konnte, erfolgte eine neue Organisation der Artillerie, und Zenz wurde einer Gebirgsbatterie zugeteilt, die im Hochgebirge garnisonierte. Eine wildarme, wenn nicht völlig ausgeschossene Gegend; aber sie war nur acht Eisenbahn-Fahrstunden von der geliebten, wildreichen Heimat entfernt.

Heißer denn je loderte die Jagdleidenschaft auf, sinnverwirrend, alles überwuchernd, niedertretend.

Hilfe und Rettung suchte Zenz im Hause Köberl, wo Eisgruber mit offenen Armen und rührender Liebe aufgenommen wurde. Freilich wagte es Zenz nicht, sich Sophien wegen der überstarken Jagdleidenschaft anzuvertrauen; er befürchtete nicht nur schwere Vorwürfe, sondern auch Abbruch aller Beziehungen seitens der durch ein solches Geständnis gekränkten, beleidigten Geliebten. In der Liebe zu Sophie hoffte er die Eindämmung jener übermächtigen Leidenschaft erringen zu können. Doch nur eine Beschwichtigung gelang, und des von Köberls tolerierten Liebesglückes schämte sich Zenz, die Duldung bedrückte ihn so sehr, daß er nach kurzem Abschied, ohne Angabe von Gründen, in seine neue Garnison reiste.

Winzig war die neue Garnison, ein Städtle, und sie beherbergte nur eine Batterie zu vier Geschützen, vier Offiziere, 86 Mann, 6 Reitpferde und 14 Tragtiere. Langweile grinste ringsum, sie wurde aber verscheucht von der vielen Arbeit, die unentwegt geleistet werden mußte. Und als die Bestimmung für die gesamte Gebirgsartillerie ausgegeben wurde, daß jede Batterie der Infanterie im Hochgebirge dorthin zu folgen habe, wo die Fußtruppe noch in geschlossenen Abteilungen aufzutreten vermag, gab es gesteigerte Arbeit für die Schulung im praktischen Dienst und Erhöhung der Leistungsfähigkeit. Zudem hatte die

Digitized by Google

Batterie einen sehr anspruchsvollen, unermüdlichen Chef, der auf Geschwindigkeit in jeder Beziehung geradezu versessen war, einen Rekord in der Geschützbedienung bis zur Schußbereitschaft erzielen wollte. Gegeben war die Zeit von vier Minuten für die Arbeit des Abpackens, der Geschützaufstellung und Schußbereitschaft. Diese kurze Zeit wollte der Batteriechef auf drei Minuten herabmindern, und demgemäß mußte unermüdlich geübt und geschult werden, um diese Schnelligkeit zu erreichen.

Tag für Tag wurde ausgerückt in Marschkolonne, d. h. ein Tragtier marschierte hinter dem anderen, geführt am Zügel von einem Soldaten, zur Seite marschierten die Offiziere. Jedesmal galt der Marsch einem anderen zum Feuern ausersehenen und bezüglich des Raumes geeigneten Platz im Hochgebirge. Hatte die Batterie diese Stelle erreicht, so erfolgte der Befehl: „Habt acht! Feuerlinie in Marschrichtung sechs Schritte links vorwärts! Marsch!" Kaum war das geschehen, wurde befohlen: „Halt! Vorwärts packt ab!"

In größter Eile löften die Kanoniere die Verschnürungen, ebenso schnell wurden die Geschützrohre, Lafetten, alle sonstigen Bestandteile, Munition usw. von den Rücken der Tragtiere genommen, die Geschütze zusammengefügt und in Abständen von je 20 Schritten aufgestellt. Die vorher dazu bestimmten Soldaten führten die abgepackten Tragtiere hinter die Feuerlinie. Und schon erfolgte der neue Befehl: „Infanteriekolonne gradaus! Granaten! Sechzehnhundert!"

Im Nu wurde geladen, gezielt.

„Feuer!"

Mit der Uhr in der Hand kontrollierte der Batteriechef die Zeit, die ihm in der Dauer von 3½ Minuten zu lang war und herabgemindert werden mußte.

Immer wieder wurde das Abpacken und die Geschützaufstellung geübt, so lange unter Anleitung der Offiziere, bis der gewünschte Rekord erreicht wurde: Im Moment, da die vier Geschütze feuerten, war die — dritte Minute verflossen!

Bei solcher Arbeit vergingen die Monate wie im Fluge. Ruhe gab es nur an Sonntagen. Der glücklich erreichte Rekord, der später offiziell als Normalleistung bestimmt wurde, befriedigte zwar den Batteriechef, doch richtete sich bald sein Ehrgeiz auf Steigerung der Marschleistungen.

An einem Oktobertage unternahm der Chef, von Eisgruber begleitet, einen Marsch ins Gletschergebiet zum Zwecke der Feststellung des Zeitverbrauchs. Beide Offiziere ohne Gepäck, bewältigten die Hochtour nebst Abstieg ins bestimmte Quartier in 6½ Stunden. Genau dieselbe Frist beanspruchte der Rückmarsch in das Garnisonstädtle.

Dann hielt der Chef mit den drei Offizieren eine Beratung ab, um zu berechnen, in welcher Zeit die Batterie in Kriegsausrüstung den gleichen Marsch über das Hochjoch durchführen könne. Die Leutnants zogen die Schultern hoch und schwiegen. Oberleutnant Eisgruber gab der Meinung Ausdruck, daß die Batterie zwar nicht aufs erstemal, doch sicher beim zweiten Marsch diese Tour in 6 Stunden 55 Minuten durchführen werde. „Nicht übel berechnet!" meinte der Chef, „aber die Zeit ist um 10 Minuten zu lang! Was ein flinker Hochtourist, guter Steiger, leistet, kann und muß die Batterie auch fertig bringen; und ich gestehe für den militärischen Körper lediglich eine Fristverlängerung in der Dauer einer Viertelstunde zu!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann! Es ist aber in Betracht zu ziehen, daß wir die Hochtour ohne Gepäck gemacht haben! Die Mannschaft muß jedoch in Kriegsausrüstung, die Tragtiere schwer bepackt, wie im Ernstfalle, ausrücken! Das ist ein gewaltiger Unterschied, weshalb die Marschzeit um 25 Minuten, im Vergleich zur Touristenleistung, verlängert werden muß! Bei schlechtem Wetter selbstverständlich entsprechend mehr Zeit!"

Tags darauf wurde die militärische Hochtour durchgeführt. Es rückte die ganze Batterie kriegsgemäß aus, stieg über das Hochjoch und über ein gefährliches Eisfeld, und erreichte das Quartier ohne jeden Unfall nach Umfluß von 6 Stunden und 45 Minuten.

Der Kommandant triumphierte und kargte nicht mit rückhaltlosem Lobe für die brave Batterie. Zu den Offizieren sagte er vertraulich, daß die Marschleistung gesteigert werden müßte bis zum höchsten Ziel: der Eintragung

Digitized by Google

wenigstens einer Leistung ins Ehrenbuch des Regiments.

Jenz stimmte wohl bei, warnte jedoch vor den Folgen der Überanstrengung, besonders aber vor Gewaltmärschen bei Schneeverwehungen und Glatteis in der Hochregion. Zugleich regte Eisgruber an, die Vorsichtsmaßregeln für den Abstieg der bepackten Tragtiere zu verdoppeln dadurch, daß auf eisigem Boden den zwei Soldaten, die nach Kräften mit den an der Packung angebrachten Stricken der schweren Last das Gegengewicht halten, ein dritter Soldat zum gleichen Zweck beigegeben werde. Dadurch erleichtere sich sogar für die Tiere, die die Geschützrohre tragen, der immer gefährliche Abstieg und werde die Sturzgefahr vermindert.

Der Kommandant lehnte diesen Vorschlag, weil gegen die Vorschriften gerichtet, ab. Und bezüglich der Warnungen nannte er scherzhaft Jenz einen — ängstlichen Schwarzseher.

Wortlos nahm Eisgruber diese ihn im Hinblick auf seine Vergangenheit geradezu komisch berührende Bemerkung hin.

Der Batterie wurde im November eine neue Leistung zugemutet, die in den Einzelheiten des Entwurfs bei den drei Offizieren schwere Bedenken erregte. . Allenthalben waren die Schneeverhältnisse ungünstig, schlecht geworden, das Wetter unbeständig, Schneefall zu gewärtigen. Dennoch wollte der Batteriechef seine Truppe auf einen 2400 Meter hochgelegenen Gebirgskamm führen und um 2 Uhr dort ankommen.

Jenz unterließ jede Bemerkung und erteilte den Kameraden den Rat, sich wortlos den Anordnungen zu fügen.

Es schneite und stürmte, als die Batterie in kriegsmäßiger Ausrüstung frühmorgens ausrückte. Die Tragtiere bockten, wollten nicht recht vorwärts; der Marsch verzögerte sich merklich trotz der Zurufe des drängelnden Kommandanten.

Immer mühsamer wurde der Aufstieg wegen starker Schneeverwehungen. In der Höhe von 2000 Metern geriet die Batterie in ein starkes Schneetreiben, das die Tiere unruhig und ängstlich machte, den Ausblick sehr erschwerte. Offiziere wie Mannschaft konnten kaum noch die Augen offen halten. Die Kolonne stockte. Schwierig wurde der Marsch über vereiste, dicht beschneite Hänge, doch gelang der Aufstieg zu dem im Krustenpanzer starrenden Kamm. Allerdings nicht zur festgesetzten Stunde, sondern mit erheblicher Verspätung. Und unmöglich erwies sich die im Entwurf berechnete Rast und Speisung infolge des wütenden Schneesturmes. So schnell als möglich mußte der Abstieg erfolgen, Schutz im tiefer gelegenen Gelände gesucht werden. Der heulende Sturm verschlang jedes Befehlswort, im Chaos der toll wirbelnden Flocken verschwand der Kommandant, glitt aus und rollte über ein Schneefeld hinunter. Sofort übernahm Oberleutnant Eisgruber die Führung der schwer kämpfenden Batterie und geleitete sie trotz des Schneesturmes hinab zu einer Mulde, wo alles stehen bleiben und warten mußte. Von etlichen Soldaten begleitet, suchte er den Hauptmann und fand ihn nach harter Mühe eingebuddelt im tiefen Schnee, mit Schürfungen, noch betäubt vom Absturz.

Schwer gestaltete sich hierauf der Abstieg. Und Jenz befahl nach eigenem Ermessen das Eingreifen je eines dritten Soldaten, um mit Stricken das Gegengewicht für die Kanonenrohre halten zu lassen und die Tragtiere im Abstieg zu stützen. Ein Verstoß gegen die Vorschriften, aber ein praktisches Verfahren, das sich in diesem Notfalle vollauf bewährte. Wie Oberleutnant Eisgruber ja auch den gesamten Abstieg nach der in der Bergheimat erworbenen Erfahrung leitete trotz Schneesturm und böser Hindernisse: sehr langsam, ruhig, sicher und ohne Rücksicht auf Zeitgewinn.

Mit bedeutender Verspätung, doch ohne Verlust an Menschenleben, Tragtieren und Geschützteilen, heil brachte er die ganze Batterie und den erschöpften Hauptmann von sturmumbrauster, schwer verschneiter Höhe hinab ins Tal und in die Kaserne.

Eine Prachtleistung war diese Führung der Batterie seitens des Oberleutnants Eisgruber, und die Kameraden dankten ihm für diese Leistung; dennoch wurde sie Jenz verübelt wegen der Eigenmächtigkeit in Nichtbeachtung der Vorschriften und wegen der — Verspätung, des Zeitverlustes.

Doch über diese Rüge setzte sich Jenz in aller Gemütsruhe, in der Überzeugung, die Hauptsache: Rettung der Batterie aus schwerer Gefahr erreicht zu haben, hinweg. Verübelte auch die versteckten Klagen bezüglich der Vereite-

Digitized by Google

lung des höchsten Zieles: Eintragung von Bravourleistungen ins Ehrenbuch des Regimentes, nicht und ließ die Seufzer des ehrgeizigen und enttäuschten Chefs unbeachtet.

In der Folge wurden derlei übertriebene Winterübungen der schweren Gefahr wegen von höherer Stelle verboten, zum Mißvergnügen des Batteriekommandanten, dem nun die Gelegenheit zum Hervortun genommen war. Umso eifriger und schärfer mußten dafür Einzelübungen durchgeführt werden. In rastloser Arbeit verfloß die Zeit so schnell, daß Eisgruber geradezu überrascht war, als sein Urlaub heranrückte, und die Kameraden fragten, wo der Oberleutnant die fröhliche Zeit der Dienstbefreiung verbringen werde.

Äußerlich gelassen antwortete Jenz, daß er sich vielleicht in seine Heimat begeben werde. In der Brust tobte die jäh wiedererwachte Jagdleidenschaft ärger denn je. Und felsenfest stand der Entschluß, den Urlaub zum Jaagern auszunützen. Selbstverständlich daheim in den heißgeliebten, wildreichen Bergen, die in verhältnißmäßig kurzer Bahnfahrt zu erreichen waren.

Jenz reiste ab. In der Umsteigestation traf er zu seinem Schrecken den gräflichen Jagdherrn und Taufpaten, der gleichfalls in die Berge fuhr und seine Villa am märchenschönen See beziehen wollte.

Graf Waldstätten war stark gealtert, doch noch recht rüstig, vielleicht maliziöser als früher und zeigte sich erfreut, den Oberleutnant so „proper" zu sehen. Exzellenz zog Jenz freundlich in ein Gespräch und belobte ihn wegen der guten Entwicklung zum tüchtigen Offizier. „Kommt sehr selten vor, daß aus so kleinen Verhältnissen ein brauchbarer Offizier hervorgeht! Rare Ausnahme fürwahr! Sehr selten, deshalb sehr erfreulich! Habe mich oft erkundigt über Ihre Führung, gute, sehr gute Auskunft erhalten! Ja, wenn wir in der Armee lauter so tüchtige Offiziere hätten! Freut mich außerordentlich! Fahren Herr Oberleutnant heim an den See, zu den Verwandten?! Ja, schön! Werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie die Mannerleut dort belehren würden, daß die Hirsche und die Gams m e i n Eigentum sind! Bitte darum! Kostspielige Sache die Jagd in Revieren, wo jeder Waldarbeiter meint, er sei jagdberechtigt, und ich nur dazu auf der Welt, um die Spesen zu zahlen! Hat mich sehr gefreut Herr Oberleutnant, guten Tag!" Graf Waldstätten reichte herablassend zwei Finger zum Gruße, nickte gnädig und ging weg.

Jenz biß die Zähne aufeinander und kämpfte die schwere Erregung nieder. Bitter enttäuscht fühlte er sich. Zertreten die leise Hoffnung auf eine winzige Abschußerlaubnis für den belobten Offizier. Nicht der Schimmer einer Jagderlaubnis, dagegen die spöttische Aufforderung, die Knechte und Bauern vom Wildern abzuhalten. Oder wollte der Jagdherr in maliziöser Weise an den Offizier eine besondere Warnung richten?

Auf Weiterfahrt hing Jenz seinen trüben Gedanken nach. Bei dieser Sachlage mußte sich der Aufenthalt in der Heimat nachgerade zur Qual gestalten. Anwesend der Jagdherr im selben Orte; eifrig unterwegs in den Revieren das Personal. Der Urlauber wird kaum harmlose Streifungen im Hochgebirge unternehmen können, ohne vom Jagdpersonal ausgewiesen zu werden.

Tag für Tag in der Stube hocken mit der tobenden Jagdpassion in der erregten Brust!

Unmöglich!

Wenn aber undurchführbar, was dann? Wie soll Jenz die Urlaubszeit ausfüllen, womit sich beschäftigen? Die Heimat meiden, eine größere Reise ins Ausland unternehmen? Oder den Urlaub im Hause Köberl verbringen?

Die Gedanken flogen zur Lichtgestalt, zur geliebten Freundin Sophie; Gefühle der Dankbarkeit zogen durch die Brust. Auf Erden war ihm kein Mitmensch so lieb und wert, als Sophie Köberl, die er in Dankbarkeit verehrte und ehrlich liebte, sie heiraten würde, wenn die finanziellen Verhältnisse dies gestatten würden. Das Herzblut für Sophie!

Das Leben aber bereitwillig opfern für das Weidwerk! Jaagern um jeden Preis! Dieser übermächtigen, beglückenden und zugleich schmerzenden Passion fröhnen auch dann, wenn es das Leben kosten sollte! Genießen die höchsten Wonnen der Birschjagd, genießen diese einzigartige Glückseligkeit, die höchste Freude auf Erden; und wenn es sein muß, diese Seligkeit sühnen und büßen, mitten im höchsten Glück enden, wie der edle Hirsch, der mit der Kugel im Blatt zusammenbricht. . .

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bulgariens erster Zar / Roman von Detlev Stern

10. Fortsetzung.

9. Kapitel.

„Es ist gut, Ivanschkow, laß die Kinder hinaus!"

„Wenn sie nur nie wieder hereinkämen," brummte der Alte, während er dem Befehl seiner Herrin gehorchte; „so kann's nicht weiter gehen, sie hälts nicht aus, nicht aus, sage ich."

Ranà lächelte. Der Monolog Ivanschkows, für ihr Ohr bestimmt, hatte dasselbe auch erreicht.

„Die Kinder sind mein einziger Trost, Alter," sagte sie, dem ehrlichen Diener auf die Schulter klopfend; „glaubst du, ich könnte es ertragen, allein und nichtstuerisch meine Zeit in diesem Hause hinzubringen? Es ist mir schwer genug geworden, in dasselbe zurückzukehren, aber wohin sollte ich, als meine Arbeit im Hospital zu Ende war? Ich habe meine frühere Tätigkeit wieder aufgenommen; kann ich dem Vaterlande nicht anders dienen, so kann ichs wenigstens, indem ich ihm seine Kinder erziehe."

Des treuen Dieners faltiges Gesicht hellte sich auf.

„Es ist ja alles schön und gut," sagte er besänftigt, „aber wenn ich dein schmales blasses Gesicht sehe, die matten Augen, die bleichen Lippen, da packt mich die Angst. So sah deine Mutter aus, Ranà Georgiéw, ehe sie starb."

„Und wenn ich ihr bald folgte, wäre ich da nicht glücklich zu preisen? Was habe ich noch auf der Welt?"

Sie hob die schmerzverklärten Augen zum Bilde des Panagya empor, welches über einem brennenden Lämpchen auf sie herablächelte, und blieb stumm wie in brünstigem Gebet.

Ivanschkow schüttelte den greisen Kopf und wandte sich ab.

„Was tust du noch hier?" fuhr er ein zehnjähriges Mädchen an, welches allein im Schulzimmer zurückgeblieben war.

„Ich mache eine Strafarbeit", seufzte die Kleine.

Da fiel der eiserne Klopfer schwer gegen die Tür.

„Wer da?" fragte der Diener, indem er öffnete.

Eine verschleierte Dame schlüpfte an ihm vorbei, die Treppe hinauf.

Verdutzt starrte Ivanschkow ihr nach. Ein Ausruf der Überraschung drang von oben herab an sein Ohr; dann war alles still.

In Ranàs Zimmer hatte die Angekommene den Schleier abgerissen; es war Sonja.

Einen Augenblick standen sich die beiden Frauen gegenüber, ohne zu reden.

Endlich ergriff Sonja das Wort.

„Sie sind erstaunt, mich hier zu sehen, Frau Georgiéw, die Abtrünnige bei der getreuen Patriotin. Sie werden noch mehr staunen, wenn Sie hören, was mich herführt. Lesen Sie dies!"

Aus dem offenen Briefumschlag zog sie die Warnung, die sie am Abend vorher geschrieben, und legte sie in Ranàs Hand. Die junge Witwe las; ein Zucken ging über ihr bleiches stilles Gesicht.

„Enthalten diese Zeilen Wahrheit?"

„Ja!" —

„Und wer schrieb dieselben?" —

„Ich!" —

„Sie, Sonja? Sie? Und in der Absicht, die Warnung dem Fürsten zukommen zu lassen?"

„Nur in dieser Absicht!"

„Ich verstehe Sie nicht mehr; Sie, die Russenfreundin, die Braut eines Russen!"

„Es wird Ihnen vieles an mir unverständlich bleiben. Wollen Sie diese Warnung dem Fürsten überbringen?"

„Ich? Warum nicht Sie selbst? Warum überhaupt eine von uns? Wir können sie schicken."

„Anonym, wie sie ist? Der Fürst würde ihr keinen Glauben schenken. Daß ich, als Maximows Braut, mich nicht offen zu einem Verrat an seiner Sache bekennen kann, werden Sie begreifen. Wäre Ljuba, wäre Olga hier, so könnte eine von diesen — doch selbst ihnen hätte ich mich nicht gern anvertraut. Von Ihnen, Frau Georgiéw, fürchte ich weder eine Indiskretion, noch eine falsche Beurteilung. Ich lasse Ihnen den Brief zur schleunigen, persönlichen Besorgung."

Digitized by Google

„Mir — mir? Nein, ich kann nicht — ich —" Ranà rang die Hände und sah das junge Mädchen mit flehenden Blicken an.

„Wie! Sie — die Patriotin, die begeisterte Anhängerin des Fürsten, Sie könnten Bedenken tragen, kleinliche Bedenken, wo es sich um des Fürsten Leben handelt!"

Sonjas große dunkle Augen verfinsterten sich.

„Um sein Leben!" stöhnte Ranà, „nein, man wird es nicht wagen!"

„So doch um seine Freiheit, seinen Thron! Wollen Sie, daß Bulgarien morgen ohne Herrscher aufwacht?"

„Das darf nicht sein, nie darf das geschehen!"

„Gut so geben Sie meiner Warnung Ausdruck, indem Sie diese dem Fürsten persönlich überreichen; aber wahren Sie mein Geheimnis!"

Sonja zog den Schleier über Kopf und Schultern und verließ hastig das Gemach.

Die junge Frau stand ratlos, das verhängnisvolle Papier in der Hand. Mechanisch glitten ihre Augen immer wieder über die warnenden Zeilen:

„Nehmen Sie sich in Acht vor dem Strumaregiment; es will Sie heute nacht im Bett überfallen und töten!"

War das nicht genug um den Fürsten aufmerksam zu machen? weshalb sollte sie —? Nein — sie nicht. Sie hatte es bei der Panagya geschworen, ihn freiwillig nicht mehr zu sehen, seine Gegenwart zu meiden, wo sie konnte. Es war eine harte selbstquälerische Buße, die sie sich aufgelegt, und daß sie dieselbe als eine Qual empfand, beschwerte ihr Gewissen mit einer neuen Last. Welch eine köstliche Befriedigung wäre es gewesen, zu ihm zu eilen; wie ein rettender Engel vor ihn hinzutreten und ihn zu warnen vor der drohenden Gefahr! Sie durfte sich diese Befriedigung nicht gewähren. Heute konnte sie zeigen, daß es ihr Ernst war mit Buße und Entsagung. Diese Versuchung überstanden und sie brauchte ihre Schwäche nicht mehr zu fürchten.

„O nein, mein Stefan" flüsterte sie, und ihre Augen richteten sich mit schwärmerischem Ausdruck auf das Bild ihres Gatten, „Du sollst von deinem Himmel herab keine Regung mehr sehen in dem Herzen deines Weibes, die sich vor dir verstecken müßte. Nur dem Andenken an dich will ich leben, und unserem gemeinsamen Ziel — der Erhebung des Vaterlandes."

Entschlossen nahm sie den Brief Sonjas, verklebte den Umschlag und rief nach der im Erdgeschoß arbeitenden Schülerin:

„Bist du fertig, Helene?"

„Nicht ganz!" war die schüchterne Antwort.

„Ich schenke dir den Rest, wenn du deinen Auftrag klug und geschickt ausführen willst."

Das Mädchen lächelte:

„Ich will schon."

Ranà händigte ihr das Papier ein; befahl ihr dasselbe unverzüglich in den fürstlichen Konak zu tragen und jeder Frage auszuweichen.

Die Kleine sprang davon und kehrte nach kurzer Zeit zurück mit dem Bescheid, daß das Papier in sichere Hände gegeben sei und niemand eine Frage an sie gerichtet habe.

---

10. Kapitel.

Die Nacht des 21. August brach herein. Genau nach Verabredung wurde der verräterische Akt eingeleitet, der Bulgarien herrscherlos machen sollte. Die Junker vereinigten sich mit dem Strumaregiment, tranken sich Mut in reichlich gespendetem Raki, überraschten dann den Kommandeur, des ersten Regiments, Popow, dessen sie nicht sicher waren, im Bett, nahmen ihn gefangen und entwaffneten seine beiden Kompagnien, sowie die Palastwache; umstellten den Palast und drangen in denselben ein. Der Fürst lag in tiefem Schlafe, als Lärm im Korridor ihn erweckte. Ein Diener stürzte mit angstvollen Gebärden ins Zimmer: „Sie sind verraten; man will Sie ermorden! Fliehen Sie, ehe es zu spät ist."

Der Fürst sprang aus dem Bett und griff nach seinem Revolver, aber militärische Kommandorufe beruhigten ihn sogleich.

„Es ist nichts; das Militär ist da!"

Digitized by Google

„Nein, o nein Hoheit, fliehen Sie, gerade das Militär ist es, das Sie töten will", gab der zitternde Diener zurück.

Also doch! jene Warnung, die er empfangen, die er lachend seinem Bruder gezeigt, und dann in den Papierkorb geworfen hatte, sie enthielt Wahrheit! Seine Truppen, die er von Sieg zu Sieg geführt, auf die er blind vertraute, waren ihm untreu geworden! Noch konnte er es nicht glauben; er mußte mit eigenen Augen sehen. Er trat hinaus in den Korridor, er öffnete eine Tür; da feuerte man auf ihn. Die Schüsse tönten von allen Seiten zugleich. Der Fürst erklomm eine Hintertreppe, die in den Wintergarten des ersten Stockwerkes führte; und undurchdringliche Dunkelheit starrte ihm von dort entgegen, aber das Aufblitzen der Gewehre von verschiedenen Punkten zeigte ihm, daß der Palast umzingelt und an ein Entrinnen nicht zu denken sei. Hie und da schlug eine Kugel in das Gemäuer und aus den vielen Kehlen ertönte der Ruf: „Nieder mit dem Fürsten!"

Kein Zweifel mehr, man hatte ihn verraten. Schnell wie er gekommen kehrte er zurück. Durch die Fenster seines erleuchteten Zimmers flogen die Kugeln. Er löschte das Licht und zog sich im Dunkeln seine Uniform an. Als er fertig war, trat er hinaus in den Flur. Wildes Geschrei umfing ihn. Soldaten mit blitzenden Bajonetten nahmen ihn in ihre Mitte. Die beiden Leibwächter, die einzigen, welche zur Verteidigung ihres Fürsten am Platze waren, wollten schießen, aber der Fürst verbot es. Was konnten zwei gegen diese Überzahl? Gedrängt von der Menge befand sich Alexander bald in der Vorhalle des Palastes; dort stieß Prinz Joseph von Battenberg zu ihm.

„Was geht hier vor?" fragte der Fürst mit lauter Stimme.

Seine gebieterische Gestalt und die Ruhe seiner Haltung machten Eindruck auf die Verschwörer. Einen Augenblick waren alle stumm. Dann aber riß ein trunkener Kadett aus den, auf dem Tische liegenden Einschreibebuch ein Blatt heraus und forderte mit lallender Zunge den Fürsten auf, seine Abdankung zu schreiben. Mit Entrüstung wurde diese Zumutung zurückgewiesen. Da trat Major Grajew vor. Er deutete auf die aufmarschierten Truppen und sagte im ruhigen, gemessenen Tone: „Das Wohl Bulgariens erheischt Ihre Abdankung; die ganze Armee verlangt sie stürmisch, um sich unter den Schutz des Zaren zu stellen, den Sie so schwer beleidigt haben."

Der Hinweis auf die Armee, der Anblick der militärischen Jugend Bulgariens, die ihren ersten Schritt ins Leben mit dem Verrat ihres Kriegsherrn begann, übte eine erschütternde Wirkung auf den Fürsten aus.

„Wohlan verfassen Sie die Abdankungsurkunde; ich werde sie unterschreiben. Schreiben Sie, was sie wollen, aber schnell!"

Da ergriff einer der Umstehenden die Feder und begann zu schreiben, aber die Hand des Trunkenen zitterte und brachte nur unleserliche Zeilen hervor, die er beim Vorlesen selbst kaum zu entziffern vermochte. Dann nahm der Fürst die Feder und schrieb:

„Gott schütze Bulgarien. Alexander."

Unter den Händen wurde ihm das Blatt fortgerissen, ohne es anzusehen, steckte Kapitän Dimitriw es in die Tasche; darauf nötigten die Verschwörer den Fürsten, nach dem Kriegsministerium zu gehen, wo er bewacht wurde. Eine Stunde später zwang man ihn, einen Wagen zu besteigen. Ein Offizier nahm neben ihm Platz; ein Junker mit geladenem Gewehr saß auf dem Bock. In einem zweiten Wagen folgte Prinz Joseph, gleichfalls unter Bedeckung. Nur eine kleine Anzahl von Neugierigen war, durch den Lärm geweckt, herbeigelaufen. Sie standen und staunten den Vorüberfahrenden nach, ohne recht zu begreifen, was vorging. Jetzt stürzte eine Schar von Bauern und Zigeunern über den Platz nach dem russischen Konsulat, wo der Metropolit Clement sich auf dem Balkon zeigte. Er redete die Heranstürmenden an und forderte sie auf, Gott für die Befreiung von einem schlechten Fürsten zu danken und sich unter den Schutz des Zaren zu stellen. Er kniete nieder und hob die Hände, um das Volk zu segnen. Die Bauern knieten gleichfalls, obgleich der Straßenkot um sie her spritzte. Immer mehr Volks lief zusammen; die meisten hatten keine Ahnung von dem Vorgefallenen. Patrouillen

Digitized by Google

durchzogen die Straßen und trieben die Menge in die Kirche. Jedem Eintretenden wurden von eigens dazu angestellten Leuten zwei bis drei Rubel in die Hand gedrückt. Noch vor fünf Uhr hielt der Metropolit den Gottesdienst ab; dann gab die Gruppe vor der Kirche drei Salven. Diese weckten auch die bessere Bevölkerung. Man eilte auf die Straße. „Was ist geschehen? Was bedeutet das?"

„Der Fürst hat abgedankt; er ist fort; eine neue Regierung ist gebildet." Niemand vermag das Unerhörte zu fassen.

Als Frau Kathinka Karavelow am Morgen des 21. August aufwachte, kam ihr die Magd mit schreckensbleichem Gesicht entgegen. Eine Wache stände vor der Tür, man wolle sie nicht einmal zum Wasserholen hinauslassen.

„Petko, was bedeutet das?" Frau Katinka schüttelte den ruhig schlummernden Gatten, der sich vergebens den Anschein gab, von nichts zu wissen.

„Stelle dich nicht dumm!" schrie die aufgeregte Frau. „Denkst du, ich habe nichts gemerkt von deinen Heimlichkeiten? Was hast du angerichtet!"

Ja, was hatte er angerichtet? Er wußte es selber nicht. Wenn etwas geschehen war, so hatte er sicher keinen Finger dazu gerührt, das konnte er beschwören.

„Man wird ja erfahren, was los ist", tröstete er.

Man erfuhr es durch Wieslowitsch, welcher sich Einlaß zu verschaffen wußte. Frau Kathinka bekam einen Wutanfall. „Du hast darum gewußt Petko, du hast."

Der Minister brach in sich zusammen.

„Ich dachte nicht — ich glaubte nicht —" stotterte er.

„Du hast darum gewußt und hast den Fürsten nicht gewarnt — du —." Nur die Gegenwart des Berichterstatters hielt die erregte Frau zurück, ihren Zorn in handgreiflicher Weise auszulassen. Wieslowitsch lachte.

„Habe ich nicht gesagt, Frau Katinka, daß der Fürst zwischen zwei Stühlen säße? Den einen hat er unvorsichtigerweise zu weit von sich abgerückt, nun gleitet er vom andern herunter."

„Weil Verräter ihn denselben vom Leibe fortziehen! Es ist eine Schande für Bulgarien — eine Schande sage ich!"

Wieslowitsch weidete sich augenscheinlich an dem Zorn der Dame und spitzte die Pfeile, die er noch für sie in seinem Köcher hatte.

„Und was bedeutet diese Sicherheitswache vor unserem Hause, wenn doch mein Mann im Komplott ist?" fuhr Frau Karavelow fort.

„Aber Kathinka ich versichere dir —"

„Versichere nichts, ich weiß es ganz genau; auch du hast zwischen zwei Stühlen gesessen (um Wieslowitsch's Vergleich auszunutzen) und sitzt nun daneben."

„Das werden wir sehen — ich —"

„Vielleicht hat der Herr Minister sich diese Sicherheitswache ausgebeten, damit er von jedem Verdacht des Einverständnisses ausgeschlossen bleibe", bemerkte Wieslowitsch mit höhnendem Seitenblick.

„Hast du das, Petko, hast du das?" die kleinen Hände der Frau krallten sich in die Schultern des Geängstigten und ihre klugen Augen bohrten sich in die seinen.

„Aber ich begreife nicht — ich — so sagen Sie doch wenigstens, wie sieht es draußen aus! Wie ist die Stimmung? Wer ist Herr der Lage?" wandte sich der Minister an Wieslowitsch.

„Antwortest du mir oder nicht?" Frau Kathinka schüttelte die Schultern ihres Eheherrn mit erhöhter Energie.

„Aber Katharine, wie kannst du nur denken — ich — mir eine Wache ausbitten, — ich — hier in Sofia — nur um den Schein zu wahren!

Wieslowitsch ist ein boshafter Verleumder."

Er sagte das letztere scherzend, aber in ihm kochte die Wut.

„Gut, also nicht deshalb, weshalb denn sonst? Bist du nicht mehr Minister?"

Karavelow zuckte die Achseln: „Vermutlich nicht;" und halb drohend, halb ängstlich wiederholte er die Frage:

„Wer ist Herr der Lage?"

„Für den Augenblick: Zankow, Clement, Grujew" entgegnete Wieslowitsch.

Digitized by Google

Diese Namen klangen mißtönend in Frau Kathinkas Ohren.

„Jankow, der alte Schleicher; er wird uns an Rußland verkaufen" rief sie aus.

„Und jetzt hier eingesperrt sitzen, nicht heraus dürfen — niemand sehen, nichts hören, als was Herr Wieslowitsch uns brockenweise wie bittere Pillen eingibt. O, es ist zum Rasendwerden! Und dann plötzlich gegen Wieslowitsch Front machend:

„Sie verhöhnen uns, mein Herr, seit wann stellen Sie sich uns gegenüber auf den Standpunkt; ich hatte einst Grund an Ihre Freundschaft zu glauben."

„So hatte ich?" entgegnete Wieslowitsch, „doch erfuhr ich eine zu unfreundliche Behandlung von seiten des Herrn Ministers, während des serbischen Krieges, als daß ich noch an die Aufrichtigkeit seiner Gefühle für mich hätte glauben können.

Daß die meinigen dadurch nicht allein abgekühlt, sondern in das Gegenteil verkehrt wurden, werden Sie, als kluge Frau, begreifen. Ebenso kann es Sie nicht wundern, daß ich mich nach einer kleinen Revanche umgesehen habe. Diese ist mir heute geworden, und nicht ganz einseitig, denn auch Ihr Busenfreund Ivanow wird meiner gedenken!" Er verneigte sich mit einem spöttischen „Guten Morgen" und verschwand.

„Welch eine Natter!" Frau Kathinka sank auf einen Stuhl. Was war zu tun? Sie mußte auf alle Fälle hinaus, mußte hören, wie die Stimme in der Stadt sich Ausdruck verschaffte. Die Wache stand ja nur vor der Haustür, wenn sie aus dem niedrigen Fenster der Hinterstube stieg, so würde sie nicht bemerkt werden. Entschluß und Tat waren stets eins bei ihr. In der nächsten Minute befand sie sich in einem engen Durchgang, welcher ihr Haus vom Nachbarhause trennte. Schnellen Schrittes eilte sie durch die Straßen, sie fand alle öffentlichen Gebäude mit Waffen besetzt, ebenso alle Häuser, in denen Anhänger ihres Mannes wohnten. Vor dem Telegraphenamt stand eine Doppelwache. Frau Kathinka durfte keinen Versuch machen, zu ihrem Freunde Ivanow zu gelangen. Hie und da standen Gruppen beisammen. In einigen raisonnierte man laut gegen den Fürsten; in anderen sprach man leise und mit scheuem Ausblick nach den Patrouillen welche vorüberzogen. Zu einer solchen Gruppe gesellte sich Frau Kathinka. Man hat ihn die Reise bei Nacht machen lassen, damit die Bevölkerung nicht revoltiere und ihn befreie," hörte sie eine Stimme sagen. „Man hat falsche Nachrichten ausgestreut, die Unterschriften einflußreicher Personen gefälscht," fiel eine andere ein.

„Auch Karavelow soll auf der Verschwörerliste stehen."

„Wohl auch eine Fälschung."

„Pst, man behorcht uns!" Verschiedene Köpfe drehten sich nach der Lauschenden um.

Frau Katinka zog den Schleier noch dichter ums Gesicht und ging langsam weiter. Sie kam an der Wohnung Ranà Georgiews vorbei. Sie hatte dieselbe in letzter Zeit nicht mehr gesehen. Eine gegenseitige, stets sich steigernde Antipathie hatte die beiden Frauen getrennt. Jetzt drängte es sie, zu erfahren, wie die eifrige Patriotin die Wendung der Dinge aufgenommen habe. Sie klopfte an die unbewachte Tür, Ivanschkow öffnete:

„Die Frau ist für niemand zu Hause."

„Für niemanden? Das wollen wir doch sehen. Geh und melde mich!"

Ranà war nicht allein; die verschleierte Dame war wieder gekommen und Ivanschkow verleugnete aus eigener Machtvollkommenheit seine Herrin. Zögernd blieb er an der Zimmertür stehen. Drinnen stand Ranà gegen den Kamin gelehnt, statuenhafter denn je. Mit ausdruckslosen, in die Ferne gerichteten Augen hörte sie die Vorwürfe Sonjas an, die in einem Sessel neben ihr saß. „So haben Sie meine Bitte nicht erfüllt, so haben Sie meine Warnungen in den Wind geschlagen! Warum gingen Sie nicht selbst? Warum nicht? Mit Ihrer Person sollten Sie den Worten meines Briefes Nachdruck verleihen, und Sie schickten ihn — durch ein Kind. O, ich ahnte es wohl, daß er in seinem edlen Vertrauen einer solchen Warnung keinen Wert beilegen würde. Nun ist es geschehen, nun ist Bulgarien vogelfrei und durch wessen Schuld? Durch die Schuld der eifrigen Patriotin, der Vaterlandsfreundin ohne Furcht und Tadel."

Digitized by Google

Das erregte Mädchen lachte höhnend auf. Die kühle Ruhe, mit der es sich so lange umgeben hatte, war dahin. „Wie oft wohl mögen Sie mich verdammt, mich mit Ljuba im Verein die Abgefallene gescholten haben. Ha, die Abgefallene war treuer als Ihr. Sie wollte ihn retten, und sieht sich nun um ihr Rettungswerk betrogen, betrogen durch Sie, Ranà Georgiéov. Das verzeihe Ihnen Gott!"

„Ja, Gott verzeihe mir!" Leise, klagend glitten die Worte von Ranàs Lippen — dann sank sie bewußtlos zu Boden.

In diesem Augenblick wagte Ivanschkow ein leises Klopfen.

Sonja fuhr zusammen. Ratlos blickte sie bald auf die Ohnmächtige zu ihren Füßen, bald auf die Tür. Endlich ging sie, dieselbe aufzuschließen. Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr ihr, als sie den Diener erblickte. „Deine Dame ist ohnmächtig geworden; die Nachricht von der Gefangennahme des Fürsten hat sie zu sehr erschüttert; geh und hilf ihr!"

Die letzten Worte verhallten unter dem Klageruf Ivanschkows. Er kniete neben der geliebten Herrin und nahm sie in seine Arme.

„Alle Heiligen seien gepriesen; sie schlägt die Augen auf!"

Frau Katinka wartete mit Ungeduld. Als Ivanschkow nicht zurückkam, eilte sie die Treppe hinan. Sie stieß auf Sonja, welche sich entfernen wollte.

„Sie hier, Sonja?" rief sie verwundert. „Kam die Russenfreundin, um sich an dem Schmerz der Patriotin zu weiden?"

Sonja antwortete nicht. Wie gehetzt stürzte sie an der Dame vorüber. Frau Katinka sah ihre Vermutung bestätigt in dem Zustande, in welchem sie Ranà antraf. Längst war die Eifersucht verraucht, welche sie eine Zeitlang gegen die schöne Frau gehegt, und heute siegte das Mitleid über jedes Gefühl von Kälte. Sie sagte in ihrem mildesten Tone: „Es hat uns alle getroffen, Ranà Georgiéov, aber wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben; der kommende Tag kann bessere Kunde bringen."

Ranà war betäubt, sie lehnte kraftlos in dem Armstuhl, in den Ivanschkow sie getragen hatte.

„Gib ihr Wein!" befahl Frau Katinka. Der Diener gehorchte. Ranà trank den feurigen Slivenwein und die totenähnliche Erstarrung wich von ihr.

„Wird man ihn morden?" fragte sie mit einem Ausdruck des Entsetzens in den Augen.

„Wen, den Fürsten? Pah, sie wagen es nicht!"

Die Zuversicht, mit der Frau Karavelow diese Worte sprach, beruhigte die junge Witwe.

„Und wo ist er jetzt?"

„Weiß ichs, wohin sie ihn geschafft haben? Nach Rußland vermutlich, denn von dort her fiel der Streich."

„Aber die Unserigen waren das Werkzeug", jammerte Ranà.

„Schande über sie, durch das Strumaregiment ist unsere ganze Armee entehrt, das Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht."

„Und findet sich niemand, der für den Fürsten aufsteht?"

„Sie haben alle seine Anhänger eingeschlossen; aber das kann nicht ewig währen, und dann wird sich ein Mann finden, der für ihn handelt und die gutgesinnten mit sich fortreißt."

„Wäre nur Stambulow hier!"

„Er wird auf die erste Nachricht herbeieilen."

Die Tür wurde aufgerissen; zwei jugendliche Mädchengestalten stürmten herein.

„Olga! Ljuba? Seid wann seid Ihr zurück?"

„Wir kamen diesen Augenblick, Ljuba ist noch nicht einmal zu Hause gewesen", erwiderte Olga.

„Ist's denn wahr, ist's denn möglich, was man uns hier erzählt?"

Die beiden Mädchen waren außer sich. Olga stampfte mit den Füßen und ballte die Hände.

„Wir müssen ihn wieder haben; er soll befreit werden! Wehe den Verrätern!"

„Wo ist Stambulow?" fragte Frau Katinka.

„Er trennte sich hier von uns, er wollte zu Ihnen."

„Er wird eine Wache vor der Tür finden und keinen Einlaß, möglich, daß man ihn sogar festnimmt."

Digitized by Google

„Das darf nicht geschehen!" fuhr Ljuba auf. „Kommen Sie, Frau Katinka, wir müssen ihn warnen!"

Die Dame lächelte: „Viel Eifer für die gute Sache! Gehen wir also!"

Olga blieb zurück. Sie sah den leidenden Zustand Ranàs und fragte, ob sie ihr helfen könne."

„Mir ist nicht zu helfen", kam es leise über Ranàs Lippen. „Geh, Olga, geh! und wirke für den Fürsten, wenn du kannst. Mir ist am wohlsten, wenn ich allein bleibe."

Olga folgte der Weisung. Allein gelassen, warf sich Ranà vor dem Bilde der Panagya nieder. „Was hab ich getan!" jammerte sie, „was hab' ich getan! Was ich für Kraft der Entsagung hielt, war Schwäche, erbärmliche Schwäche des Herzens. Stark sein, ihm gegenübertreten, ihm Auge in Auge sehn und kein Herzklopfen fühlen, kein höheres Wallen des Blutes, das wäre das Rechte gewesen. Ich hätte ihn gewarnt; mir hätte er geglaubt! Das Heil des Vaterlandes lag in meiner Hand. Barmherzige Jungfrau, warum bin ich ein Weib und schwach!"

Sie rang die Hände. Ein Strom erlösender Tränen rann über die blassen Wangen hinab. So fand sie Ivanschkow, der in seiner Besorgnis einen Arzt geholt hatte. Dieser verschrieb ein Beruhigungsmittel und verlangte, Ranà solle sich niederlegen. Sie tat gehorsam, was ihr geheißen ward, aber die Medizin verweigerte sie.

„Geh, Ivanschkow", bat sie den treuen Diener, „geh und bringe mir die Botschaft heim, daß der Fürst wieder da ist. Nur dann kann ich genesen."

---

11. Kapitel.

Sonja saß am Morgen des 23. August über einer Handarbeit gebeugt und zog mechanisch die Nadel durch feines Spitzengewebe. Ljuba stand vor dem leeren Käfig ihres Kanarienvogels und trocknete ein Paar Tränen aus den Augen: „Ihn verhungern zu lassen, den armen kleinen Vogel; ich möchte wissen, wo du deine Gedanken gehabt hast, Sonja?"

„Ich möchte es selbst wissen", gab diese rauh zurück.

„Wie du nur bist, Schwester, gar nicht wie eine Braut!" schmollte Ljuba.

„Weißt du denn, wie eine Braut sein muß?"

Ljuba errötete bis unter die Stirnlocken. „Ich denke fröhlich und guter Dinge." Dabei wischte sie die letzte Träne ab, nahm den leeren Käfig und trug ihn trällernd hinaus. Sonja blickte ihr nach.

„Glückliches Kind!" murmelte sie. „Was heute schmerzt, ist morgen vergessen." Ein ungewöhnlicher Lärm auf der Straße zog sie an das geöffnete Fenster. Vor der Haustür stand Maximow und sprach auf Stambulow ein, der ihn am Arm gefaßt hielt. Scharf und schneidend klang des letzteren Antwort hinauf zu dem erstaunten Mädchen: „Herr Leutnant, ich bin Bulgare und mache nur bulgarische Politik! Folgen Sie mir."

Ein höhnisches Auflachen Maximows erstarb in dem Beifallsgeschrei der Menge; er sah sich von allen Seiten umgeben, fand keinen Ausweg und machte gute Miene zum bösen Spiel. Die Hand Stambulows von sich abschüttelnd, sagte er:

„Gut, ich gehe mit Ihnen; auf wie lange, das wird sich zeigen."

Ein Blick hinauf nach den Fenstern seiner Braut blieb unerwidert, denn Sonja hatte sich hinter die bergenden Vorhänge zurückgezogen. Dort stand sie, laut pochenden Herzens, mit glühenden Wangen.

Was war das? Hatte sich das Blatt bereits gewendet, daß ein Bulgare einem Russen so entgegentreten könnte? Sie stürzte ihrem Vater entgegen, der mit Wieslowitsch von einer Beratung zurückkam.

„Was ist vorgefallen? Saht Ihr den Menschenknäuel, der sich die Straße hinabwälzte? In seiner Mitte geht Maximow als Gefangener."

„Ist's schon so weit?"

Der alte Burow sank in einen Stuhl und fuhr mit der Hand durch sein graues Haar. „Fatale Geschichte das! Jetzt glaube ich selbst, daß der Fürst wiederkommt."

„Heißt es so?" Sonja blickte gespannt auf die beiden Männer.

Digitized by Google

„Man ruft sichs zu in allen Gassen," entgegnete Wieslowitsch mürrisch; „aber ich denke, niemand kommt so schnell wieder, als er gegangen ist."

„Und ist etwas vorgefallen, was zu der Vermutung berechtigt?"

Freilich; dieser Wagehals von Popow hat sich befreit, indem er die Wachen niederschoß. Er hat seine Bataillone antreten lassen und sie gefragt, ob sie den Eid der Treue, den sie ihrem Fürsten geschworen, halten und für ihn sterben wollen. Die Soldaten haben diese Aufforderung mit Begeisterung aufgenommen; auch das Strumaregiment hat sich ihm ergeben, eingeschüchtert durch seine Versicherung, daß der Fürst wiederkommen werde. Für den Augenblick ist er Herr der Situation."

„Ist er das?" Mit Mühe beherrschte Sonja den Ausdruck der Freude. Sie zwang ihre Mienen zu jener künstlichen Ruhe und Kälte, die sie seit langem geheuchelt und fügte hinzu:

„So ist das Ministerium der Revolutionäre in Gefahr. Popow ist dem Fürsten sehr ergeben und wird sich nach einer ihm freundlich gesinnten Regierung umsehen."

„Grujew und mit ihm das gesamte Ministerium haben bereits ihre Demission gegeben und sind unter militärische Aufsicht gestellt."

Kaum hatte Wieslowitsch diese Erklärung gegeben, als Geräusch im Hausflur und das Stampfen militärischer Tritte hörbar wurde; die Stubentür ward aufgerissen und eine weibliche Stimme rief:

„Da ist er!"

Eine Wache mit einem Sergeanten zog auf. Dieser trat auf Wieslowitsch zu:

„Im Namen des Fürsten! Sie sind verhaftet." Die tiefe Falte auf der Stirn des Berichterstatters zog sich zusammen:

„Mit welchem Rechte?" fragte er, während sein wilder Blick nach der unsichtbaren Angeberin forschte." Darüber wird man Ihnen an anderer Stelle Auskunft geben. Auch Sie werden mit uns kommen, wandte sich der Sergeant an den alten Burow, welcher sich vergebens hinter einem Vorhang zu verstecken gesucht hatte.

„Mein Vater, auch mein Vater!" rief Sonja. Regungslos starrte sie den Soldaten nach, welche die beiden Männer davonführten. Jetzt kam Olga Nisew zum Vorschein, sie führte die weinende Ljuba an der Hand.

„Sei still, deinem Vater wird nichts geschehen, dafür sorgt ein gewisser Jemand, dem andern aber, „sie machte eine drohende Gebärde, dem andern sollen seine Bosheiten und Verrätereien eingetränkt werden! Ich habs geschworen." Dann wandte sie sich triumphierend an Sonja!

„Noch ist die Zeit nicht da, daß wir russisch werden. Sonja entgegnete nichts. Kalt wandte sie sich ab und verließ das Zimmer.

---

12. Kapitel.

Gestern unten, heute oben! ja so geht's Direktorchen," sagte Frau Kathinka mit zufriedenem Lächeln, indem sie dem kleinen Telegraphendirektor ein mächtiges Beafsteak auf den Teller legte.

„Essen Sie, denn bis Karavelow nach Hause kommt, möchte es für ihren Hunger zu spät werden." Ivanow steckte die Serviette in den Hemdskragen, breitete sie über dem rundlichen Bauche aus und seufzte.

„Ach, Frau Kathinka, das waren zwei fürchterliche Tage. Eingesperrt und nichts Ordentliches zu essen! dem heiligen Dimitri sei Dank daß es nicht länger gedauert hat."

Mit sichtlichem Behagen machte er sich dann an die Vertilgung des guten Filetstücks, und sprach eifrig dem Weine zu, den die Dame, sehr gegen ihre Gewohnheit, freigebig schenkte.

„Trinken wir auf den Bestand des wieder eingesetzten Ministeriums Karavelow," sagte der kleine Herr, indem er das Glas erhob. Frau Kathinka stieß ihr Glas an das seine.

„Sie sehen, man kann ohne uns nicht fertig werden. Haben Sie Petkow's Proklamation gelesen? nicht? hier ist sie."

„In Folge der jüngsten Ereignisse, welche das Land der Ungewißheit preisgaben, habe ich, gestützt auf das Vertrauen des Volkes, die Verwaltung übernommen."

Digitized by Google

„Gut, das klingt sehr gut! Von Ihnen verfaßt? wie?" fragte Ivanow kauend. Frau Kathinka nickte.

„Ach da bist du ja Petkow!" rief sie dann dem eintretenden Minister entgegen.

„Komm! setze dich zu uns. Aber wie siehst du denn aus? Hat es etwas gegeben?" Karavelow blickte allerdings nicht aus den Augen eines anerkannten, allgefeierten Ministers. Auf seiner Stirn lagerte eine trübe Wolke, die er zwar mit Übermüdung entschuldigte, aus der seine kluge Frau jedoch andere Ursachen herauslas. Sie berührte dieselben jedoch in weiser Zurückhaltung während der Mahlzeit nicht weiter. Erst als der dicke Ivanow bei einer Tasse schwarzen Kaffee's im Lehnstuhl eingeschlafen war, zog sie ihren Mann bei Seite.

„Jetzt beichte! was ist's mit dir?" Der Minister wand sich noch eine Weile zwischen Ausflüchten hin und her, endlich, in der Überzeugung dem schroffen Verhör seiner Frau doch nicht zu entgehn, brachte er mühsam hervor:

Stambulow zeigt mir Mißtrauen, man hat ihm wie's scheint etwas in die Ohren geblasen."

„Dem du doch entgegen treten kannst?"

„Gewiß! aber Verleumdung wirkt allmächtig, und zuletzt —

„Wer kann dich verleumden?"

„Einer von den Revolutionären — Wieslowitsch —

„Nimm dich in acht! Wenn du ernstlich mit dem zu tun gehabt hast, dann wirst du dem Fürsten gegenüber eine schlechte Figur spielen." Sie hatte laut und drohend gesprochen. Ivanow fuhr aus seinem Halbschlummer auf.

„Ist der Fürst zurück?"

„Noch nicht, man weiß ja kaum, wo er ist. Schlafen Sie nur ruhig weiter, Direktorchen!"

Aber der Kleine war ganz munter geworden.

„Sehen Sie, sagte er, ich rechne so. Unmöglich können die Russen den Fürsten gefangen halten, jetzt, wo sein ganzes Volk für ihn aufsteht und ihn zurück verlangt. Hat er also den guten Willen zu vergessen und zu vergeben, so kann er in wenigen Tagen hier sein."

„Deputationen sind nach allen Richtungen hin unterwegs, um ihn, wo sie ihn finden, zur Rückkehr zu bewegen," warf Karavelow ein, froh, das Gespräch von sich selbst abzulenken.

So wird er auch wiederkommen!" sagte Frau Kathinka.

Der Minister schwieg; er sah dieser Rückkehr nicht ganz ohne Zagen entgegen. Wenn es ihm nicht gelang, den gegen ihn aufgestiegenen Verdacht zu beseitigen, so würde er allerdings, wie seine Frau sagte, eine traurige Figur spielen. Zehnmal verwünschte er, den russischen Agenten sein Ohr geliehen, ihren Intriguen Vorschub geleistet zu haben, anstatt denselben entgegen zu arbeiten. Wer aber konnte auch vermuten, daß das ganze Land so einmütig für den Fürsten Partei ergreifen werde. Eins noch konnte ihm nützen. Die beiden Hauptzeugen seines Verrats Maximow und Wieslowitsch mußten unschädlich gemacht werden, aber wie? Ihrer Freiheit beraubt waren sie bereits. Wenn er sie eilig über die Grenze schaffen ließe? Ja, das mußte geschehen. Freilich würden sie nachher desto lauter schreien, Wieslowitsch besonders — aber dies Schreien würde verhallen und es gab ja auch noch kleine Lügen, welche im Notfalle mit Erfolg angewandt werden konnten. Der Gedanke, daß noch nicht alles verloren sei, entwölkte die sorgenschwere Stirn ein wenig, und er griff eifrig nach den Depeschen, welche soeben gebracht wurden.

„Der Fürst ist in Reni gelandet und wird über Wolocyska nach Warschau reisen," las er.

„Daß muß sofort veröffentlicht werden!" rief Frau Kathinka.

Schluß folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Mädchen im Garten

Ein Mädchen hat im Garten
Gelauscht mit bangem Ohr;
Es ist ein herbes Warten,
Wenn eins ein Glück verlor.

Es fallen viele Tränen
Auf Hände weiß und schmal,
Sie falten sich in Sehnen
Und krampfen sich in Qual.

Es kommt ja niemals wieder,
Was einmal war, ist hin;
Es regnen Blüten nieder
Und welken ohne Sinn.

Bis einst die wilden Schmerzen
Zu stillem Leid verglühn
Und heimlich tief, im Herzen,
Glücksblumen neu erblühn.

Dann wird das Leid ein klarer
Durchsonnter Frühlingstraum,
Und schwebt in wunderbarer
Erlösung aus dem Raum.

Hans Binder.

Argwohn / Skizze von Ludwig Kapeller

Jetzt war's Zeit. Er konnte gehen. Den Weg, den er tausendmal den Tag ging mit seinem Hoffen und Zweifeln, bis der stille Abend kam. Ein Tag ohne diesen Weg war leer und warf seinen beklemmenden Schatten durch Wochen wacher Nächte. Dieser Weg, umduftet von köstlichen Blüten zitternden Erwartens. Keinen anderen kannte sein Erleben.

Er griff nach dem Stock, zufällig. Wochenlang hatte er ihn gemieden. Eine Tür knarrte zu. Dann hallte es zwischen den engen Häuserzeilen von steinschlagenden Tritten. Der Stock zitterte in seiner Hand. Und auf einmal, unvermittelt: Mit diesem Stock konnte er einen Menschen erschlagen. . . . Er griff fester in die Krücke, daß die Finger brannten. Und stieß den Stock auf, hart, scharf, Stahl auf Stein, daß das Geräusch die Mauern entlang sprang. Die warfen's zurück, hohl, polternd, nach ihm schlagend. Was kümmerte sie sein Jammer.

Die Straßenlichter höhnten ihn. Von hinten überfiel ihn sein Schatten, wuchs, lang, lang vor ihn hin und zerschmolz feig im nächsten Licht, um ihn von neuem zu überhuschen, wieder zu verschrumpfen, ein ermattendes Spiel. Er blieb stehen. Der lange Schwarze mit ihm. Ein wunderliches Staunen ließ ihn um sich blicken; er sah hinauf in den samtblauen Himmel. Kalt blitzten die Sterne ihr Funkeln in seine ruhesuchenden Augen. Das tat wohl, diese scharfe Klarheit. Die Sterne haben's gesehen, sehen's vielleicht in diesem Augenblick, wie sie ihn betrügt. . . . Dummheit. Er ging jetzt zu ihr. Er lachte auf, kurz, gell. Die dunklen Häuser mit. Galt das ihm?

Der Stock zitterte. Er schlug sich auf den Fuß, daß es schmerzte. Mit diesem Stock. . . . Nein, es war Torheit. Sie erwartete ihn. Und sie hatte ihn geküßt; Küsse lassen sich nicht lügen. Und er hatte Briefe. Er griff nach seinem Rock; da knisterte Papier. Nein, es war Hirngespinst.

Irgendeine Melodie summte in ihm, stob wie ein Wirbelwind seine Gedanken durcheinander. Jetzt den Text. Nein, was ging ihn das an. Aber den Text, die Worte! Und sein Denken jagte den Worten nach, die die Melodie aufgespürt. Ging einfach durch. Da, da war's: irgendein blöder Gassenhauer. Erschöpft ordneten sich seine Gedanken wieder in Reih' und Glied. Und schmiedeten fort an der Kette, die ihn fesseln sollte, hilflos fesseln. Aber der Stock! Sausend fuhr er durch die Luft. Notwehr!

Da war schon wieder dieses Summen. Er schloß die Augen, die Gedanken zu zügeln. Er lief einen Schatten an. Der warf ihm ein paar

Digitized by Google

derbe Worte ins Gesicht. Sie fielen an ihm vorüber, klirrend aufs Steinpflaster. Was kümmerten ihn Menschen. Es gab keine, außer ihm und ihr. — Doch. Einen dritten. Und der Stock glühte heiß auf in seiner Hand. Jetzt würde er zu ihr gehen und ihr die Frage ins Gewissen bohren: „Wo warst du — gestern?" Würde ihr die Wahrheit aus der Kehle würgen. Wieder krampften sich die kalten Fingern um die glühende Krücke. Er sah ihr teuflisch-höhnisches Lächeln, in dem soviel entwaffnete Hilflosigkeit grinste. Eiseskälte durchzitterte ihn. Er fror. Nur der Stock brannte seine Hand wund.

Der Schatten neben ihm wuchs und zerschmolz, immer wechselnd, mit den gleitenden Lichtern. Er schätzte die Länge ab. Schatten täuschen. Man kann sie nicht greifen. Sie zerrinnen vor den tastenden Händen. Aber sie sind immer da. Wie stumme Fragen. — Stumm? Fragen sind nicht stumm. Fragen flüstern, schreien, drohen, kreischen. Nur Antwort erschlägt sie. „Besaß sie ein anderer?" — Ja und nein rangen erbittert. Das Ja war stärker. Beschimpfte sie, bewarf sie mit Schmutz, zerrte sie hinab in den Morast seiner stinkenden Gedanken. Er griff nach dem Halse wie ein Erstickender. Fiebergluten durchrannen seinen Leib.

Er rannte davon, irrsinnig, vor sich selbst. Die Frage mit. Und das Ja war Tod. Leben ohne sie leerer Raum, unfaßbar. Einmal würde es doch kommen. Also? — Er stand auf einer Brücke, lehnte sich weit über das Geländer und starrte in den Fluß. Dunkle Flut lockt. — Ein Sprung. . . . „Der Bäckerjunge kommt wie sonst, und die Zeitung raschelt durch die Türspalte, und die Mahnbriefe kommen wie sonst. Und von hundert Menschen lesen vielleicht zwei alte Weiber in der Selbstmordchronik. . . ." Irgendwo hatte er das einmal gelesen. Die derb-wahren Worte kühlten die heißen Pulse, vielleicht auch der kalte Stein der Brüstung. Und dann: die Frage blieb auch, die würde er mit hinüber nehmen. Ohne Antwort. Wahrheit lag auch auch nicht hinter dem Ende des Lebens.

Und die Todesgedanken verloren die schmeichelnde Süße des Trotzes. Ein anderer Trotz wuchs auf, männlich, kraftvoll: Nicht zugrunde geh'n an ihr: stärker sein! Leise zitterte der Stock; ganz anders. Er faßte ihn fest, trotzig.

Ein Mädchen saß ihm gegenüber. Es sah ihr ähnlich: dasselbe lockende Lächeln um die lockenden Lippen. Alle Frauen haben dies höhnisch-hilflose Lächeln, das buhlt und lügt. . . . Die drüben hielt ihn fest mit ihren Augen, umschmeichelte ihn mit stammelnden Blicken. Was verwehrte ihm, daß er um die da drüben die andere vergaß. . . . Es gab soviele, die besser sind. Nein. Sie sind alle gleich. Buhlen um andere auf dem Weg zum Liebsten. Er haßte sie, waren alle verlogen. Wie sie.

Er machte eine Bewegung. Eine unscheinbare, alltägliche Handbewegung. Und erschrak. Machte sie wieder, noch einmal. Das war i h r e Art. Nur s i e konnte so eindringlich sprechen mit der schmalen, weißen Hand. Eine Wärmewelle durchglitt ihn. Das war i h r Blut in seinen Adern, das er beleidigt. So stark war es in ihm, daß es seinen Körper zwang, ihre Bewegungen zu tun.

Eine kurze Spanne noch, und er hielt sie in den Armen. Und sie würde ihn lächelnd empfangen und lächelnd küssen und lächelnd belügen, — wie sie ihn lächelnd betrog. Ihr Blut war stärker. . . . Wenn sie nur klug log, daß er's glauben konnte. Und er würde glauben. Ohne zu fragen. Sie konnte so barmherzig lügen.

Er rannte, keuchte, stolperte. Der Stock entglitt den Händen. Er war am Ziel. Atemlos, erschöpft.

Sie empfing ihn lächelnd. Und als der heiße Hauch ihres Atems seine Lippen traf, zwang es ihn an sie. Und vor seine Gedanken fiel's wie ein eiserner Vorhang. In einem langen Kuß zerschmolz das Gestern, und die eine Frage zerrann in hundert vergessenden Umarmungen. In der Ecke lehnte starr und steif der Stock.

Draußen in der dunklen Nacht stand er wieder allein. Kalt war's. Eisigkalt um ihn. Der Stock zitterte in seiner Hand. Damit konnte er einen Menschen erschlagen. . . . Aber nicht diese eine Frage. Tausend Schatten krochen aus den finstern Winkeln und lachten ihm ins Gesicht. Der Stock fuhr pfeifend durch das Dunkel, klirrte scharf auf Stein und brach. Splitterte mitten durch. . . . Ihr letztes Röcheln noch würde eine lächelnde Lüge sein. . . .

★

Blühende Bäume

Der silberne Abend umschmeichelt
Die Blütenbäume.
Der silberne Abend flicht
Ihnen Kronen von Licht!
Fühlt ihr es nicht.
Wie er die weißen Stirnen euch streichelt,
Die blauen Schatten aus Wolken niederzwingt
Und sie kosend um eure sonnmüden Augen
Schlafe stille . . fein stille! [schlingt?
Der silberne Abend wacht über eure Ruh . .
Wacht über eure Maienträume. . .

Eva Schröter.

Digitized by Google

Gute Nacht / Eine heitere Skizze von Rudolf Michael

Mit einem lachenden Satz sprang Liselotte in die reinen, weißen Kissen ihres Bettchens und wiegte sich lustig auf der schwankenden Matratze wie auf einem Boot.

Die Flamme des Lichts, das zur Seite des Bettes auf dem hell-marmornen Nachtschrank brannte, zitterte und flackerte ebenso unruhig und zappelnd wie Liselotte selbst, als wolle es sich mit ihr freuen.

Worüber? Ja, das wußte Liselotte nun wirklich selbst nicht, woher ihr diese lustige, beinahe übermütige Laune gekommen war. Ach, weshalb denn auch noch viel fragen jetzt? Es tut doch so wohl, es ist doch so süß, ganz froh zu sein!

Liselotte kroch tief unter die Decke, daß ihr kleiner Kopf mit dem wilden, dunklen Haar auf der weißen Decke wie ein Leckerbissen auf einer kristallenen Schale ruhte.

Sie griff nach dem Buch, das neben dem Licht auf dem Nachtschrank lag und las eine Weile. Ihre Augen huschten wie Sonnenlichter über die Seiten und Zeilen.

Dann ließ sie plötzlich das Buch vor sich auf die Bettdecke sinken und schaute sinnend irgendwo in das halbdunkle Zimmer hinein. Wer konnte sagen, was sie gelesen hatte? Wer wußte, was da hinter der schmalen Stirn für bunte Gedanken tanzten? Aber etwas Frohes mußte es sein, denn ihre Augen blinkten wie Kohlen, unter denen ein Feuer schläft.

„Ach, wenn erst Frieden ist!" dachte Liselotte. „Wird das lustig sein. Wenn dann alle Glocken läuten, alle Kinder schreien und alle Hände flatternde Tücher schwenken, dann wird gewiß alles Volk auf der Straße tanzen. Oder werden sie vielleicht ganz still und ernst sein?"

Liselotte drehte den Kopf dem Licht zu und freute sich an dem lebendigen Flackerglanz.

Und dann dachte sie weiter und sah alles ganz deutlich. Und ihr Herz trug sie geschwinde wie ein galoppierendes Pferd über jeden Raum und jede Zeit hinweg. Oft bockte es sogar wie ein richtiges Pferd, und dann drückte Liselotte den Kopf tiefer in die Kissen und lächelte süß.

„Dann will ich über die Straßen laufen und den Soldaten entgegenlachen, die in die Stadt hineinmarschieren. Ganz vorn, in der vordersten Reihe will ich stehen und will nur lachen, will nichts weiter als lachen", dachte Liselotte inniger.

„Aber einen Soldaten will ich an der Hand fassen, an der rauhen, schmutzigen Hand, und hinter mir herziehen. Und er darf sich nicht wehren. Nein, das darf er gewiß nicht!"

Liselottens Herz klopfte geschwinde, und ihr Atem ging rasch, daß das Kerzenlicht, das dicht vor ihrem Gesichtchen brannte, ganz unruhig und unwillig wurde.

„Groß und schlank und blond muß er natürlich sein, der Soldat! Gewiß! Aber er darf so schmutzig und unansehnlich sein, wie er will."

Sie kicherte vor Vergnügen.

„Ich will ihn ordentlich pflegen und für ihn sorgen und will ihn streicheln. Denn das hat er doch gewiß lange nicht mehr gehabt. Und wenn er dann wieder ganz stattlich und schön aussieht, gar nicht mehr so struppig und garstig, dann will ich ihm die ganze Stadt zeigen. Alles soll er sehen, damit er ganz schnell all das Traurige vergißt, das er da draußen erlebt hat."

Ein polternder Wagen rollte draußen über das Pflaster und riß Liselotte mitten aus ihrem Traum. Da hielt sie sich beide Ohren zu und tauchte wieder ganz in ihre lieben, guten Gedanken.

„Aber alles will ich ihm zeigen. Auch die Berge weit hinten und die große, graue See muß er sehen. Alles! O Gott, wird das schön sein! Wenn wir dann zu zweien an dem warmen, sonnigen Strand entlang gehen."

„Sonnig?" Liselotte stockte.

„Ach ja, sonnig. Wenn es Frieden wird, dann ist es gewiß Sommer und lauter Sonne draußen. Nein, wenn's so bitterkalt ist, dann kann der Friede gewiß nicht kommen."

„Mein Soldat wird dann sicher ganz still sein und immer nur sehen wollen und immer nur anschauen wollen. Ja, sehr still soll es um uns sein. Damit er ganz tief sieht, wie schön die Heimat ist."

„Fräulein Liselotte", wird er dann sagen. „So etwas habe ich lange, lange nicht mehr gesehen. Wohl anderthalb Jahre nicht mehr."

„Fräulein? Ja, so wird er sagen. Ich kenne ihn doch weiter noch gar nicht. Da kann er doch nicht gleich du sagen."

Aber Liselotte war's in diesem Augenblick gewesen, als müsse sie zu jedem Soldaten du sagen. Als sei jeder ihr Bruder oder gar ihr Bräutigam.

„Bräutigam? Ach was! Das ist gar nicht die Hauptsache. Das kommt alles von selbst."

„Aber wenn er die See lange und innig angeschaut hat, dann will ich mit ihm in den Wald gehen, wo es ganz still, so recht feierlich still ist. Es muß ihm tief zu Herzen gehen, dem guten Menschen. Und wenn er dann so still vor sich hingeht und nur auf das Rauschen der hohen Bäume hört, dann will ich ihm irgendein Lied vorsingen, irgendein Lied von der Heimat. Daß muß ihn ganz tief rühren, daß er plötzlich . . . ."

Liselotte schaute mit brennenden Augen in das zuckende Licht.

„Nein!"

Digitized by Google

Sie wühlte unruhig unter der Decke und erschrak jäh, als das Buch polternd zur Erde fiel. Über die dunklen Wände huschten die Strahlen des gelbgoldenen Lichts wie blonde Kinder, die sich gegenseitig flink zu haschen suchen. Aber sehr stille war es in dem Zimmer.

„Vielleicht macht ihn mein Singen traurig", dachte Liselotte weiter. „Dann wird er den Kopf hängen lassen, wird gar nicht weiter auf den Weg, auf die Bäume, auf mich achten. Ja, dann wird er ganz störrisch sein."

„Aber das soll er nicht! Nein, das darf er auch nicht. Er soll mich doch an die Hand fassen und . . . ."

Liselottens kleines Herz bebte wie das Laub im Schauer des Windes.

„Dann werde ich ihm einfach böse sein. Ja, er soll es merken. Ich höre plötzlich auf mit Singen, drehe den Kopf nach der anderen Seite und sehe in den Wald hinein. Das muß er dann doch empfinden, daß ich ihm nicht mehr gut bin?! Ja gewiß, das merkt er auch und wird. . . ."

„Nein, dann werde ich einfach beleidigt tun. Denn das darf er nicht. Mich vergessen! Er muß doch wissen, daß ich mit ihm gehe. Und darf mich doch nicht mir nichts, dir nichts vergessen, der böse Mann!"

„Aber dann wird es ihn vielleicht gereuen, und er wird mich, auch wenn ich so tue, als wenn ich gar nicht will, an sich ziehen und wird mich . . . ."

Wieder ratterte ein Wagen über die Straße. Liselotte war ordentlich ärgerlich auf den häßlichen Störenfried, der ihr in ihre süßen Bilder so täppisch hineinpfuschte.

Der Lärm draußen wurde leiser und leiser. Da versank Liselotte wieder ganz in ihre traulich-süßen Gedanken.

„Ja, was wird er dann tun? Ob er mich küssen wird, der Liebe, Gute? Ja, das muß er doch! Ich habe es doch so gut mit ihm gemeint, hab' ihn aus dem kalten, lauten Krieg wieder zurückgeführt in die warme, liebe Heimat. Ob er mich küssen wird? Ob wohl? Vielleicht? Vielleicht! Nein, ganz gewiß! Er wird es tun. Oh, wie schön wird es dann sein!"

Und dann wird er lachend sagen: „Bin doch eben aus dem Krieg zurückgekommen und freu' mich am Frieden. Und da willst du gleich wieder mit Streiten und Zanken anfangen? Kleiner Taugenichts!"

„Nein, das darf ich auch nicht. Ich darf mich nie, nie wieder mit ihm streiten! Du Lieber, Guter . . . ."

Liselotte suchte vergebens sich sein Bild vorzustellen, seine Gestalt, seine Augen, seinen Mund. Das hatte sie ganz vergessen, daß sie den lieben, guten Soldaten ja noch gar nicht kannte.

„Und dann gehen wir Arm in Arm zurück. Er läßt mich nicht wieder los. Er ist so dankbar und sagt immer wieder, daß ich so lieb zu ihm war, so lieb."

Liselotte ließ das Köpfchen mit dem wirren, dunklen Haar zurücksinken in das weiche, weiche Kissen. Die Kerze brannte nun wieder ganz klar und still.

„Ja, wenn erst Frieden ist, wird das schön sein! Du Lieber, Guter! Ich will auch gewiß nie zanken. Darf es doch gar nicht. Er wagt doch alles für mich da draußen."

Träumend lag Liselotte da. Auf ihrem Gesichtchen hüpfte still ein feines, gutes Lächeln.

Da drehte sie sich zur Seite, löschte das Licht und kuschelte sich glücklich unter die weiche, warme Decke.

„Gute Nacht!"

Der Eichbaum

Vor meinem Dorf, wo einstmals dichter Wald
Sich dehnte, breitet heut als letzter Rest
Ein morscher Eichbaum, wohl jahrtausendalt,
Sein halbverdorrtes mächtiges Geäst.

Längst bohrt im Stamm der Wurm, und manchen Spalt
Riß tief der Blitz hinein. Scheint auch noch fest
Das dunkle Wurzelholz — wer weiß, wie bald
Ein Sturm den alten Riesen niederpreßt. —

Doch wenn der Lenz in blumenbuntem Kleid
Sich naht und aus der winteröden Haft
Zu neuer Wonne rings die Welt befreit,

Dann sammelt auch mein Eichbaum alle Kraft
Und grünt und blüht in froher Herrlichkeit:
Ob auch der Tod ihm droht — er lebt und schafft!

Walter Hahne.

Digitized by Google

Um den Hof / Skizze von Wilhelm Lennemann

Der Bauer Haverkamp ging unwirsch auf seinem Hof umher. Es war ihm heute wieder nichts recht zu machen. Seine Augen flogen wie zänkische Vögel über den Hof. — Aber da war alles in Ordnung. Pflüge, Eggen, Walzen, Karren standen handbereit unterm Schuppen; aller Unrat war säuberlich auf die Seite gekehrt. Der Bauer hätte wirklich zufrieden sein können!

Er trat in den Stall. Sein Sohn, ein achtzehnjähriger, schlanker und kräftiger Junge, schüttete den Pferden den Hafer vor. Der Alte ließ eine Hand voll Häcksel und Hafer durch die Finger gleiten. Er sah in den Trog, trat an die Pferde heran und musterte sie mit prüfendem Blicke.

Noch immer sprach er kein Wort; aber ein verhaltener Zorn lag auf seiner gefurchten Stirn.

Der Junge erkannte das wohl, scheu beobachtete er den Vater von der Seite, wie einer, der sich mancher Schuld bewußt ist, und er bangte vor dem Ausbruch eines drohenden Unwetters.

Da trat der Alte an ihn heran, Feuer in den Augen, dicht stand er vor ihm.

„Ich bin soeben auf deiner Kammer gewesen . . . !!" Der Junge schwieg. Da warf der Alte die Haferkiste zu, daß es dröhnte.

„Junge, Junge: nun sag ichs dir zum letzten Male, wenn das mit der verfluchten Büchern nicht aufhört, gibts noch ein Unglück. Ich hab dirs gesagt, du wirst Bauer, damit basta, du brauchst keine Bücher! Und eher lege ich hier meine Hand in die Häckselmaschine, ehe ich dich auf die hohe Schule tu. Daß du's weißt! Und nun richt dich danach im guten . . . !"

Mit harten Schritten ging er zum Stall hinaus. In der Tür wandte er sich um: „Heute mittag gehst mit auf den Rottberg, daß wir den Acker pflügen."

Der Bauer ging über den Hof. An der Einfahrt blieb er stehen und sah den Weg hinauf und hinab.

„Aha, der Lehrer! Auch ein solch alter verschmitzter Tunichtgut."

Der kam ihm gerade gelegen. Sein Ärger war noch warm und frisch. Da sollte der Magister gleich sein Teil mit bekommen. Schon von weitem winkte er ihm zu.

Der Lehrer nickte. Doch beeilte er sich nicht sonderlich. Er sah in das Gesicht des Bauern, das deutete auf Sturm. Dann hielt er sich gern möglichst fern. Fünfundzwanzig Jahre lang schon saß er zwischen den Bauern. — Not und Lust des Dorfes hatte er brüderlich mit ihnen geteilt. Er beackerte selbst sein Stücklein Feld. — Zudem floß altes Bauerblut von Vaters Seite her in seinen Adern. Er wußte, was dem Bauer frommte.

„Guten Morgen, Haverkamp," grüßte der Lehrer, „wie stehts?"

„Gar nicht gut stehts, Herr Lehrer, und daß Sies wissen, Sie sind schuld daran."

Der Lehrer lächelte: „Da bin ich aber neugierig!"

Der Bauer schnaubte ihn an: „So, wer hat denn dem Jungen die Flausen in den Kopf gesetzt, wer steckt ihm Bücher zu, und wer unterrichtet ihn heimlich! Ich sage Ihnen, Herr Lehrer, der Junge kommt auf keine Schule."

Nun wurde der Lehrer ernst. „Zu allem, was Sie da gesagt haben, bekenne ich mich schuldig. Ich tats in der besten Absicht und in der stillen Hoffnung, daß Sie doch noch dem Jungen den Weg zu seinem Glück freigeben würden."

„Sein Glück liegt auf dem Hof und auf den väterlichen Äckern, da haben es alle Haverkamps gefunden!"

„Aber Haverkamp, Ihr müßt doch sehen, der Junge taucht nicht zum Bauern — der Drang zum Lernen steckt in ihm. — Laßt ihn frei, und ihr werdet noch Eure Freude an ihm haben."

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Herr Lehrer, Ihr wißt, ich habe nur ein Kind, und da ist keiner mehr, der den Namen Haverkamp führt; wollt Ihr mir meinen Jungen abtrünnig machen?"

Er sah sich um und beschrieb mit ausgestreckter Hand einen Bogen um seinen Hof. „Das ist sein Erbe, da haben wir gesessen sein Jahrhunderten. Soll nun ein ander Geschlecht auf ihm wachsen und das meine heimatlos in der Welt werden und zugrunde gehen?"

Der Lehrer sah dem Bauer in das feierlichernste Gesicht. „Gut, tut Ihr, Bauer, daß Ihr Euern Hof und Euer Geschlecht liebt. Aber diese Liebe darf nicht zum blinden Tyrannen werden. Wollt Ihr Euren Sohn zum Sklaven, Euren Hof zum Götzen machen, dem der Jung in Furcht und Zwang alle seine heimlichen und brennenden Wünsche zum Opfer bringen muß?"

„Wer die väterliche Erde ehrt, hat nie schlecht daran getan! Ich sage Euch, Herr Lehrer, laßt ihn nur einmal fest stehen auf seiner Erde, und Ihr werdet sehen, daß er wächst und reift wie schwere Roggensaat!"

„Ich wünsche es Euch von Herzen, Bauer!" sagte der Lehrer, „aber ich fürchte, der erste Platzregen schon wirft die Saat zu Boden, daß sie nicht wieder aufsteht."

Des nachmittags ackerten Vater und Sohn zusammen am Rottberge, auf benachbarten Äckern.

Schnurgerade schnitt der Alte die Mittelfurche in den Acker. Er handhabte den Pflug so

Digitized by Google

leicht, als sei die Arbeit nur ein Spiel. Dabei sah er auf den Nachbarstreifen, wo sein Sohn hinter dem Pflug schritt. Der hielt das Ziel nicht recht im Auge, die Furche machte einen bedenklichen Bogen. Erschrocken hatte es der Junge gemerkt, und lenkte nach links. Da sprang der Pflug aus dem Geleise. Mit Hast setzte er ihn wieder ein und trieb das Pferd an. Und dabei fühlte er immer die scharfen Augen des Alten auf sich gerichtet. Die drohenden Worte von heute morgen lagen noch wie eine kreisende Unruhe in ihm; sie betäubte ihn, daß er nicht recht zufassen und arbeiten konnte. — Da, schon wieder glitt das Eisen flach über die kaum aufgeritzte Ackerkrume hin. — Er stieß es tief in die Stollen, daß der Braune sich plötzlich in die Stränge legen mußte.

Da hörte er von der Seite einen harten Schritt. Der Vater stand vor ihm. Er sah ihn an und die Furche. Und dann, er sprach kein Wort dabei, hob die Hand und schlug die schwielige, schwere Bauernfaust dem Jungen mitten ins Gesicht.

Der hat nicht aufgeschrien — kaum achtete er auf das Blut, das aus Mund und Nase stürzte. Er ließ Pflug und Pferd stehen und ging mit steilen Schritten vom Acker weg und ins Dorf hinein. — —

Der junge Haverkamp war verschwunden. Als der Bauer zum Abend nach Hause kam, hörte er, daß der Junge die Bücher und seine übrigen Habseligkeiten in eine Kiste gepackt und damit vom Hofe gegangen sei, wohin, wußte man nicht.

Der Bauer kniff die schmalen Lippen aufeinander und forschte nicht weiter. Als aber dann Wochen vergingen und keine Kunde von dem entflohenen Burschen kam, stellte der Bauer den Lehrer. Wie ein zufälliges Zusammentreffen sollte es aussehen — — aber der Lehrer durchschaute den Alten.

Der Bauer sah den Lehrer mit bösen, fragenden und gebietenden Augen an. Die Frage war kurz, aber die Augen heischten drohend Antwort. „Wo ist mein Junge?"

„Wer will sagen," antwortete der Lehrer, „wohin der Sturm ein Blatt weht, daß heute vom Baume fällt. Aber" — — und nun sah auch er den Bauer bedeutungsvoll an — — „ich glaube, daß es ihm gut gehen wird. Er ist von gesundem Stamme, er wird seinen Weg schon gehen."

Er verschwieg, daß er für den Jungen wohl gesorgt und ihn in einem Lehrerseminar untergebracht hatte.

Doch der Bauer wußte genug! Er hat nie wieder nach seinem Sohne gefragt.

Jahre gingen hin, 20 lange Jahre wohl — — der Bauer war alt und hinfällig geworden. Er konnte dem Hofe nicht mehr vorstehen. Da hatte er einen Pächter hineingesetzt.

„Verkauft doch den Hof!" rieten ihm seine Nachbarn.

Der alte Bauer kam mit diesem Rat zu seinem Lehrer, der nun auch schon lange pensioniert war, und sah ihn abermals fragend an.

„Da ist kein Erbe," sagte er bitter, „was soll ich tun?"

„Ich denke, ein Bauer soll auch nicht auf fremder Erde sterben?" antwortete der Lehrer, „und er soll auch nicht dem Schicksal vorgreifen."

Und wiederum nach etwa acht Tagen, in der hellen Mittagszeit — der alte Bauer saß auf seiner Bank vor dem Hause —, da sieht er den Lehrer mit einem großen stattlichen Herrn über den Hof auf sich zukommen, und zwei Jungen gingen den Männern zur Seite.

Der Bauer stand auf, er legte die Hand über die Augen und sah den fremden Mann prüfend und ängstlich an. Sein altes Herz klopfte mächtig.

Da kam der Fremde eilend auf den Alten zu, ergriff seine Hand: „Vater, Vater, da bin ich wieder hier" — und er zog seinen Ältesten herbei — „bringe ich dir den Hoferben! Der Junge will durchaus ein Bauer werden, so nimm ihn für mich an!"

In die Augen des Alten kam ein Leuchten. Er nahm den Jungen bei der Hand und ging mit ihm einige Schritte zurück, daß er den ganzen Hof, seine Stallungen und Scheunen und seitlich die Felder überschauen konnte, und sprach zu der Erde und dem Hause mit feierlich-tiefernster Stimme: „Das ist euer Bauer", und er sah den Jungen hell und klar an: „Ich grüße dich, Bauer Haverkamp."

Dann erst ging er zu seinem Sohne und dem Lehrer. — Er reichte ihnen zum Willkommen die Hand und führte sie in sein Haus.

Zur freundlichen Beachtung! **Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Jankes Verlag. Beide Adressen: Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.**

Wir bitten die Bekanntmachung des Reichsbankdirektoriums im Inseratenteil zu beachten, die wichtige Mitteilungen über den Umtausch für die Kriegsanleihen enthält.

Inhalt des Heftes 33: Stärker als Liebe. Roman von Arthur Achleitner. — Bulgariens erster Zar. Roman von Detlev Stern. — **Beiblatt:** Mädchen im Garten. Gedicht von Hans Binder. — Argwohn. Skizze von Kapeller. — Blühende Bäume. Gedicht von Eva Schröter. — Gute Nacht. Eine heitere Skizze von Rudolf Michael. — Der Eichbaum. Gedicht von Wilhelm Hahne. — Um den Hof. Skizze von Wilhelm Lennemann.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 13. Mai 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 34

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Stärker als Liebe / Roman von Arthur Achleitner

4. Fortsetzung.

6. Kapitel.

Mit jubelnder Herzlichkeit war Zenz von den Verwandten und Freunden begrüßt worden, so lieb und traut, daß echte Heimatsfreude die Brust erfüllte. In der ersten Viertelstunde nach der Ankunft im Schneiderhäusel vertauschte Zenz die Uniform mit dem Berglergwandl; unsäglich wohl fühlte er sich in der „kurzen Wichs", die ihn den Brüdern und Freunden gleich machte, Unterschied und Kluft beseitigte. Jetzt war er nicht mehr Offizier, nur Gebirgler und daheim.

Nur zu bald erkannte Zenz die Unmöglichkeit freier Bewegung in den Revieren. Viele Wege waren gesperrt, Verbotstafeln angebracht. Schon auf der ersten Wanderung wurde Eisgruber von einem Jagdgehilfen aus dem Revier gewiesen, am Weitermarsch gehindert. Lediglich ein Touristensteig und der Almweg waren freigegeben, ebenso der Pfad für die Holzarbeiter zum Schichtplatz im Hochwald. Also suchte der Jagdherr seine Reviere zu schützen, dem Wild Ruhe zu verschaffen.

Die Ufer des Sees ablaufen, im Wirtshause kneipen, das konnte Zenz so wenig, wie daheim im Stübchen hocken und durchs Fenster die Bergkolosse anstarren.

Freunde, ehemalige Schulkameraden, kamen zum Besuch und wußten viel zu erzählen, daß auffallend gute Gams im sogenannten Feigentalhimmel stehen, die alle erbeutet werden könnten, wenn sie „geriegelt" würden; etwa vier Burschen müßten „riegeln", die Gams hoch machen und den zwei Schützen zudrücken.

Zenz wurde gefragt, ob er den „Riegler" veranstalten und der Hauptschütze sein wollte.

Ob er wollte?! Mit Wonne!

Dennoch lehnte Zenz ab. Sein Blick war auf den Dienstsäbel gefallen, der ihm Rang und Stellung, die Offiziersehre blitzschnell in Erinnerung gebracht hatte. Mit einer Ausrede wegen wunder Füße erfolgte die Ablehnung, nach der Zenz sofort die Schlafkammer aufsuchte zur nicht geringen Verwunderung der Schulkameraden. . . . Schlaflos lag Zenz nachtsüber im Bette; gefoltert von der übermächtigen Passion, von Gedanken an die Offiziersstellung, an die Zukunft, die trostlos werden muß, wenn Zenz seiner Leidenschaft nicht Herr wird. Aus der Tatsache, daß der Blick auf den Säbel ihm die Kraft zur Ablehnung der Beteiligung an einem Wildererunternehmen gegeben hatte, glaubte Zenz folgern zu dürfen, daß ihn das ständige Tragen der Uniform vor solch gefährlichen Verlockungen bewahren werde.

Des Morgens verwirklichte er diesen Gedanken unter unvermeidlichen Zugeständnissen an die Verhältnisse in der Bergheimat. Zenz trug Diensthose und Bluse, grobgenagelte Bergschuhe und Kappe. Der Säbel wurde mit einem derben Stock vertauscht. In dieser Gewandung wanderte er innerberg. Und die Uniform wurde von dem Jagdschutzpersonal respektiert, dem Offizier anstandslos die Bewegung in den Revieren gestattet.

Aber wohl fühlte sich Zenz in der Uniform hoch droben nicht; sie beengte zu sehr, ließ den

Digitized by Google

Frohmut des Gebirglers nicht aufkommen, erschwerte das Steigen und gemahnte gar zu aufdringlich an den Dienst und Zwang.

Herunten im Dörfl belästigten die erstaunten Blicke der Nachbarn, die Fragen der Freunde den Offizier. Und als die Schwester fragte, ob sich Jenz der Verwandtschaft schäme, weil er jetzt den Oberleutnant herauskehre und in Uniform stolziere, zog Jenz die Dienstkleidung wieder aus und trug fürder die „kurze Wichs". Und augenblicklich war der Drang wieder da, die unwiderstehliche Sehnsucht nach Wild und Jagd im Hochgebirg, die alles, Herz und Vernunft, überwuchernde Leidenschaft. Und blickte Jenz auf den Säbel am Kleiderhaken, so lief ein kalter Schauer über den Rücken im Gedanken an die Folgen, wenn der kaiserliche Offizier als — Wilderer abgefangen werden würde.

Die unbändige Passion aber flüsterte: „Nicht erwischen lassen!" und drängte zu Vorbereitungen für einen heimlichen Jagdzug, den Jenz mit geschwärztem Gesicht und falschem Bart allein, ohne Begleitung unternehmen wollte. Inmitten dieser Vorbereitungen, die im Zustande des Unterbewußtseins erfolgten, erhielt Jenz einen Brief von der geliebten Freundin Sophie, die süße und zugleich wehmütige Frage, ob er sie vergessen habe, ob er nicht erlauben wolle, daß Sophie einige Zeit an seiner Seite im Bergheimatl verbringe, ihn tröste und bemuttere.

Rußkopf und Falschbart flogen in die Ecke, Jenz rannte hinaus ins Amtsdorf zum Telegraphenamt und sandte an Sophie eine Depesche, die drahtliche Bitte um sofortiges Erscheinen.

Zwei Tage später holte Jenz die Lichtspenderin von der Bahnstation ab und fuhr mit Sophie, die allein gekommen war, im rumpelnden Stellwagen dem Heimatl zu. Glückstrahlend und selig der Jenz; mild und lieb die schöne Freundin Sophie. Sah sie den Glanz in seinen Augen, die zitternde Freude, so fühlte auch Sophie das Glück in der Brust und selig schmiegte sie sich an den Geliebten.

Und etliche Stunden später nach der Ankunft im Schneiderhäusel, nach der erledigten Begrüßung der Schwester Eisgrubers, als das Paar im Kämmerlein stand, streckte Sophie wortlos dem Geliebten die Arme entgegen mit einem glücklichen Lächeln auf den halbgeöffneten Lippen. Und Jenz zog die Lichtspenderin an seine klopfende Brust und küßte sie stürmisch, heißer denn je.

In Seligkeit lebte das Paar frohe Tage im Häuschen. Und auf Spaziergängen war Sophie stets an des Geliebten Seite; sie begleitete Jenz auch höher hinauf, ließ sich die schönsten Ausblicke zeigen, die Namen der stolz ragenden Berge nennen und bekundete regstes Interesse für alles im Heimatl.

Leicht war Jenz das Verbleiben im Hause geworden, nun Sophie bei ihm wohnte. Absichtlich bat ihn die Freundin, des abends doch auf ein Stündchen Männergesellschaft aufzusuchen, sich Ablenkung und Zerstreuung zu verschaffen.

Fast grollend fragte Jenz, warum Sophie ihn wegschicken wolle.

Entzückend und liebreich lautete die Antwort: „Weil nach jeder Trennung das Wiedersehen so süß und erquickend ist! Und für das liebende Weib unsäglich beglückend das Warten auf die Heimkehr des Geliebten! Geh aus, Jenz, komm aber bald wieder mit der — Sehnsucht nach deiner Sophie im Herzen! Ich erwarte dich getreulich!"

Jenz gehorchte und besuchte einen Jugendfreund, den Schulkameraden und jetzigen Zimmermeister Jakob Ladner, der ihn freudig begrüßte, bewirtete und viel von Wild und Jagd zu erzählen wußte. Nur zu viel von diesem Thema, so daß Jenz sich verbiß und in schwere Erregung kam. Mit Gewalt mußte er sich losreißen, zwingen zur Rückkehr ins Schneiderhäusel. Unterwegs dachte er nicht an die harrende Freundin, sondern an kapitale Gams, an die fesselnden Mitteilungen Jakobs. Alles verflog im Nu, als Jenz die Schlafkammer betrat und Sophie im milden Schein des Nachtlämpchens liebreich lächelnd erblickte.

Ein innig Wiedersehen wurde gefeiert, zärtlich und beglückend. Zukunftspläne schmiedete das Paar. Eisgruber baute Kartenhäuser auf, flüsterte von einem ständigen Zusammenleben. Und flehend bat er, es wolle Sophie seine Retterin sein, ihn befreien von der schrecklichen Qual der seine Seele übermächtig beherrschenden, fürchterlichen Leidenschaft.

Digitized by Google

Verwundert fragte Sophie: „Welche — Leidenschaft meinst du, lieber guter Jenz?"

Eisgruber zog Sophie an sich und flüsterte ihr ins Ohr: „Es ist die überstarke, die fürchterliche Jagdpassion, deren ich mich nicht erwehren kann! Diese Leidenschaft packt mich, macht mich toll, vernichtet Verstand und Vernunft, wird mich ins Unglück bringen! Machtlos bin ich dieser Leidenschaft gegenüber, ihr verfallen mit Leib und Seele! Meine einzige Hoffnung bist du, geliebte Sophie! Von deiner Liebe, von deinem Einfluß erhoffe ich Hilfe! Wenn es dir nicht gelingt, den schrecklichen Bann zu brechen, mich von dieser überstarken Leidenschaft zu befreien, bin ich rettungslos verloren! Denn wisse, Geliebte: es hat mich seither nichts, auch die Offiziersehre nicht, abhalten können, die Jagd — ohne Erlaubnis auszuüben. . . .

Bestürzt rief Sophie halblauten Tones: „Um Gottes willen! Das ist ja entsetzlich! Ein aktiver Offizier und —"

Vinzenz drückte die Hand auf Sophiens Mund, um die Freundin am weiteren Sprechen zu hindern. „Still! Sprich das schreckliche Wort nicht aus! Im normalen Zustand sagt mir freilich die Vernunft, daß mein Tun geradezu Wahnsinn ist! Erfaßt mich aber das Jagdfieber, dann muß ich ins Revier, die Leidenschaft durch Wildabschuß befriedigen trotz aller Gefahren für Stellung, Ehre und Leben! Ich bin in diesem Fieberzustand nicht mehr Herr über mich, über mein Denken und Fühlen! Es ist ein unwiderstehlicher Zwang und Drang!"

„Großer Gott! Das ist fürchterlich! Und anormal! — Sag doch, lieber Jenz, wie dieses entsetzliche Jagdfieber entstanden ist! Kannst du dich erinnern, wie es dich erstmals erfaßt hat? Ich verstehe von der Seelenkunde, von psychischen Störungen nichts; aber ich meine, daß der Versuch zu einer Heilung unternommen werden kann, wenn man die Entstehungsursache kennt! Die Wurzel eines Übels muß bekannt sein, dann kann das Übel bekämpft werden! Willst du dich mir anvertraun? Sag mir alles aus deinem Werdegang von frühester Jugend an! Vielleicht finden wir die Wurzel des bösen Übels! Mir darfst du ja vertrauen, geliebter Jenz! Weil ich ja auch dir vertraue, für dich lebe in treuer Liebe und dein sein will bis zum letzten Atemzuge!"

Mit einem Kuß dankte Jenz für diese Worte. Dann sann Eisgruber eine Weile vor sich hin, atmete tief und begann im Flüstertone zu erzählen, daß seiner Erinnerung nach das Jagdfieber bald nach Absolvierung der Volksschule begann, und der Gedanke an Wildabschuß einen Zustand erzeugte, der nicht anders als eine Krankheit genannt werden kann. „Fieberhitze wechselte mit Schüttelfrost, das Blut tobte so heftig, daß längere Zeit die Handhabung des Gewehrs unmöglich war; es gelang aber, diesen Zustand zu überwinden, die Selbstbeherrschung zur Jagdausübung zu erringen. Heute wäre ich sehr froh und Gott dankbar, wenn es mir damals geglückt wäre, die Jagdleidenschaft auszutilgen. Meine ähnlich veranlagten ehemaligen Schulkameraden haben aber in der heimlichen Jaagerei nichts Unrechtes gesehen, mich animiert und mit ins Revier genommen; es muß die Passion im Gebirglerblut stecken, denn fast jeder Bursch jaagert bei uns — ohne Erlaubnis, wagt Leben und Freiheit für die Passion. Schon nach etlichen heimlichen erfolgreichen Gängen war ich trotz meiner Jugend einer der verwegensten Buben, dem es neben dem Gamsschießen die höchste Lust war, die Jagdaufseher zu dupieren. Mein Todfeind war damals ein gräflicher Oberjäger, dem ich manchen bösen Streich gespielt habe. Der Mann verfolgte mich bis zur Erschöpfung seiner Körperkräfte; Haß und Rachgier peitschten ihn auf, wenn er am Zusammenbrechen war. Endlich gelang es dem Jäger, mich zu erwischen. So fatal dies war, einen Triumph erlebte ich doch, der mich mit Stolz erfüllte, weil der Sieg über mich sich in eine Blamage für den Oberjäger verwandelte. Der Jagdherr, mein Taufpate, ließ mich zwar zu Gericht eskortieren, aber verübelt hat er mir meine Streiche nicht. Mehr Strenge wäre damals vielleicht von guter Wirkung gewesen. Der Oberjäger, Blum hieß er, schleppte mich zunächst zum Exzellenzherrn, dem Jagdgebieter und meinem Taufpaten. Ich hab jene Episode noch so frisch im Gedächtnis, als wenn sie sich erst vor kurzem ereignet hätte und kann sie deshalb ganz genau erzählen, Wort für Wort, was damals gesprochen wurde."

Digitized by Google

Sophie nickte ermunternd in der Hoffnung, aus der genauen Darstellung das Übel erkennen zu können.

„Schon die Tatsache, daß der Siegreiche nicht sofort vorgelassen wurde, ärgerte Blum sehr schwer. An verletzenden Mangel an Interesse, an Geringschätzung der aufgewandten enormen Mühe im Dienst mochte Blum gedacht haben, da er warten mußte. Und wahrscheinlich bitter enttäuscht, beleidigt fühlte er sich, daß er nicht in das Arbeitszimmer seiner Exzellenz berufen wurde. Der Graf kam nach Umfluß einer halben Stunde ins Vestibül geschlendert mit der Zigarette im Munde und meinte leichthin: ‚So so! Der Blum läßt sich wieder einmal sehen! In Begleitung, wie es scheint!‘

‚Exlenz, ich melde g'horsamst: Der Lausbub Jenz von mir nach vieler Mühe und Aufopferung als Wilderer auf frischer Tat verhaftet, anjetzo vorgeführt!‘

Ich lachte höhnisch auf und spottete: ‚Auf frischer Tat verhaftet!‘

Grob schrie Blum: ‚Halts Maul, Lump miserabliger!‘

Exzellenz verbat sich das Gebrüll und faßte den Knaben scharf ins Auge. ‚Jenz, sag mir offen, bist du beim Wildern auf frischer Tat ertappt worden?‘

Der Bub richtete sich auf, sah dem Gebieter fest ins Auge und sprach: ‚Nein, Euer Gnaden!‘

‚Nanu! Blum, was soll das heißen? Was nennt der Oberjäger eine Verhaftung — auf frischer Tat?‘

‚Ich bitt, Exlenz!‘ stammelte Blum, ‚wo der freche Bub den Stutzen neben sich g'habt hat! Sell wird doch wohl mit dem Wildern z'sammenhängen, meine ich g'horsamst!‘

Wieder wandte sich Exzellenz an den Knaben: ‚Sag, Jenz, in welcher Situation hat dich der Oberjäger erwischt?‘

Strohtrockenen Spottes erwiderte der Bub: ‚Beim Hosenumdrehen! Auf frischer Tat nennt das der Herr Oberjaager!‘

Exzellenz lachte, daß das Wasser aus den Augen schoß. Und im breitesten Wienerisch rief der Gebieter: ‚Abär, das is ja ausgezaichnet, großoartig! Auf frischer Tat beim — Lösen! Das nennt Blum eine Wildererverhaftung auf frischer Tat! Patentieren lassen diese Abfassung, Blum! Großoartig!‘

Beleidigt, zappelig, entrüstet stieß der Oberjäger heraus: ‚Ich bitt, Exlenz, wo der Lump den Stutzen offen neben sich g'habt hat und ein Böckl wohl auch!‘

‚Nicht wahr ist's! Den Bock hat der Oberjaager gar nicht g'sehen, nicht sehen können!‘ rief der Bub, dem die Entrüstung jetzt die Wangen färbte. ‚Dem Blum hat es mit der Verhaftung so pressiert, daß er auf das Bocksuchen — vergessen hat! Wär ich nicht mit der Ledernen beschäftigt g'wesen, der Blum hätt mich nicht erwischt! Sell dürfen Euer Gnaden getrost glauben! Bei solcher Beschäftigung einen Menschen abfangen ist grad kein Kunststück!‘

Der Gebieter zwang sich zum Ernst, mühsam unterdrückte er den Lachkitzel und fragte: ‚Du hast also einen Bock geschossen?‘

‚Ja!‘

‚Weißt du noch, was ich dir angedroht habe? Ich habe gesagt, damals oben bei der Mantelfichte: Wirst du als Wildbratschütz erwischt, verhauen laß ich dich als mein Patenkind, daß du sechs Monate nicht mehr sitzen und liegen kannst!‘

Statt eine Antwort zu geben, bückte sich der Bub und nahm die Stellung eines Schulknaben ein, der die Bambushiebe des Lehrers auf das Gesäß erwartet.

Exzellenz schrie auf und krümmte sich vor Lachen über diese wortlose Bereitschaft zum Empfang versprochener Hiebe. Eine Zwerchfellerschütterung erlebte der Gebieter, einen Lachkrampf von aller Heftigkeit, da der Bub in der drolligen Körperstellung blieb und allen Ernstes die Verhauung erwartete.

Tanzen mußte Graf Waldstätten von einem Fuß zum andern. Vor Lachen ging der Atem aus. ‚Luft, Luft!‘ brüllte der Gebieter und ließ sich in den nächstbesten Rohrstuhl fallen. Und wie der Blick Seiner Exzellenz die Schafsmiene des verblüfften Blum streifte, heulte der Graf unter Lachtränen.

Der Bub merkte, daß die Gefahr einer ausgiebigen Verprügelung geschwunden war; er richtete sich zu normaler Körperstellung auf, zuckte die Achseln und meinte trockenen Tones: ‚Wenn Euer Gnaden nicht hauen wollen, mir ists auch recht!‘

Digitized by Google

Wieder krümmte sich der Gebieter lachend.

‚Ich bitt, Exlenz! Sie werden doch nicht dem Lumpen die Straf etwa gar schenken? Wo ich mich so 'plagt hab die lange Zeit hindurch!‘ rief Blum.

Exzellenz stand auf. Noch zuckten die Lippen, da der Graf sprach: ‚Die Strafe wird der Richter verhängen! Bevor aber der Bub dem Gericht eingeliefert wird, will ich mit dem Jungen reden! Warte der Oberjäger draußen!‘

Schweren Trittes und mit gekränkter Miene entfernte sich Blum.

‚Jenz, komm mit in mein Arbeitszimmer!‘ befahl Exzellenz.

Für den Ernst seiner Lage, für die sicher bevorstehende Verurteilung zeigte der Junge kein Verständnis. Im reich mit Jagdtrophäen geschmückten, eleganten Salon riß der Bub Augen und Mund auf, der Anblick der unzähligen Gamskrückel, Rehgwichtel und mächtigen Hirschgeweihe entlockte einen Schrei der Überraschung und des Entzückens. Jubelrufe stieß der Bub aus und mit dem Finger zeigte er auf die kapitalsten Trophäen, die der Blick richtig taxierte.

Den Schrei des Entzückens deutete Exzellenz völlig richtig mit Sachkenntnis und als Ausfluß hochgradiger Jagdpassion. Und des Knaben Verständnis für Trophäen, die helle Freude, das jubelnde Entzücken veranlaßten den Grafen, den Jungen auf besonders wertvolle und kapitale Stücke der Sammlung aufmerksam zu machen, zu erwähnen, wo die Geweihträger erlegt wurden.

‚Jöi, gar ein Vierzehner! Muß der ein schwerer Hirsch g'wesen sein! Ich bitt, wissen Euer Gnaden, daß in der Schwalmgrub ein noch viel stärkerer Hirsch steht?!‘

Erstaunt rief der Gebieter: ‚Was? In der Schwalmgrub? Mit wieviel Enden?‘

‚Zwölfi, aber viel dickere Stangen!‘

‚Also zurückgesetzt! In der Schwalmgrub! Merkwürdig! Und der Blum hat kein Wort darüber gesagt!‘

‚Vielleicht sieht er nicht gut, der Herr Blum!‘ meinte mit unverkennbarem Spott der Bub, dem die Jagdleidenschaft in den Augen wie in der Brust brannte.

Exzellenz wurde tiefernst in der Beobachtung des Knaben. Helfen wollte der Gebieter, aber er sah keine Möglichkeit dazu. Mit hochgradiger Jagdpassion den kaum 17jährigen Jungen in den Jagdschutzdienst zu übernehmen, war denn doch nicht angängig wegen der Jugend, der Leidenschaft des Buben, unmöglich des Personals wegen, das streiken würde.

‚Jenz, sage ehrlich: was zwingt dich zum — Wildern? Schau mir in die Augen!‘

Der Bub richtete den Blick auf seinen Wohltäter und Taufpaten und gab Antwort: ‚Meine höchste Seligkeit ist: jaagern und das Wild! Ich muß jaagern oder ich geh elendiglich z'grund! Verzeihen S' mir, Euer Gnaden, ich kann nichts dafür, ich muß!‘

‚Willst du mir auf Ehr und Seligkeit versprechen . . .‘

‚Nein! Ich will nichts versprechen, weil ich ein Gelöbnis nicht halten kann! Ich muß jaagern, auch wenn es den Kopf kostet!‘

Der Graf erkannte, daß gegen diese Leidenschaft nicht, wenigstens zurzeit nicht aufzukommen war. Aber, so glaubte Exzellenz hoffen zu dürfen, in Bälde werden andere Gefühle die Jünglingsbrust bewegen. . .

Zum Abschied sagte der Gebieter ernsten Tones: ‚Jenz! Wenn du mir Wild niederknallst, das mir, nicht dir gehört, ist dies eine — Undankbarkeit! Ich habe dir und deinen Eltern so manche Wohltat erwiesen, werde nach Möglichkeit weiter für euch sorgen, deine armen Eltern unterstützen in der Voraussetzung, daß du dich — dankbar erweisest! Seinen Wohltäter bestiehlt man nicht! — Nun geh! Du mußt dich vom Oberjäger ins Bezirksgericht eskortieren lassen! Strafe muß sein! Geh!‘

Der Bub war bleich geworden, die Abschiedsworte bewegten die Jünglingsseele. Der Hinweis auf die Undankbarkeit verursachte Schmerz. Blitzschnell küßte der Junge die Hand des Wohltäters, ehe der Gebieter dies verhindern konnte. Und mit einem Sprung nach Katzenart war der Junge aus dem Zimmer verschwunden.

Stumm und verschlossen, in sich gekehrt folgte der Bub dem Oberjäger Blum in das Behördendorf zu Gericht. Die Eskortierung abgefangener Wilderer war ja kein Ereignis von Bedeutung, nicht im Geringsten aufregend, da die Bergbevölkerung das Wildern nicht für

Digitized by Google

Diebstahl hielt, die Abstrafung wegen dieses Reates nicht als Makel oder Schande empfand.

Der gerichtlichen Strafe sah der Bub gleichgültig entgegen im Bewußtsein, daß sie nur gering ausfallen werde. Was dem Jungen Schmerz verursachte, war des Gönners und Wohltäters Hinweis auf schnöde Undankbarkeit, wenn der Bub weiterhin tat, was er nicht lassen konnte. Undankbar wollte der Junge nicht sein, aber auf die höchste Lust, auf die Jagdpassion verzichten, konnte er nicht. Das ging über seine Kraft. Entsagung, Überwindung und Selbstbeherrschung war dem Naturburschen fremd und unbekannt.

Auf dem Wege zum Gericht wollte Blum die Wonne seines Sieges durchkosten, triumphieren; deshalb verhöhnte er den Gefangenen und stellte in sichere Aussicht, daß Jenz ganz gewiß und bald am — Galgen hängen werde. Mit ihm die ganze Brut dieser Galgenvögel. Die Antwort des Jungen war ein Zähneknirschen.

Wie aber Blum die Verhöhnung fortsetzte, den Vater des Knaben beschimpfte, blieb Jenz plötzlich stehen und sagte: ‚Leicht würd es mir sein, auszureißen und dir das Nachsehen zu lassen! Ich will aber aufs Gericht gehen, weil der Herr Graf es von mir wünscht! Wenn der Blum aber nur noch ein einziges Schimpfwort gegen meinen Vater sagt, büßt es der Jaager bitter! Mich selber kann der Jaager nicht beleidigen, dazu ist der Blum zu dumm! — Geahn ma weiter!‘

Sprachlos starrte Blum den Jungen an. Und dann wanderten beide weiter.

Zu vierzehn Tagen Gefängnis wegen Wildfrevels wurde Jenz verurteilt. Ohne Einspruch trat er die Strafe sofort an. Zwei Wochen der Qual für den an Freiheit, Waldluft und Bewegung gewöhnten Jüngling. Auch den Mangel an Beschäftigung empfand Jenz schmerzlich. Die ärgsten Qualen linderte das Sinnieren. Zeit hatte er genug. Aus langem Sinnieren kristallisierte sich der Gedanke, dem Gönner die Dankbarkeit zu beweisen dadurch, daß Jenz künftig tut, was er nicht lassen kann, aber nicht mehr auf — gräflichem Jagdgebiete.

Am Tage der Freilassung schrieb Jenz fein säuberlich einen Brief an Seine Exzellenz, worin er den Wohltäter von dem gefaßten Entschluß verständigte.

Vogelfrei und leichten Mutes zog der Junge über die Grenze der märchenschönen Heimat, hinein in die Bergwelt Oberösterreichs.

So weit war die Entfernung nicht, etliche Meilen scharfen Marsches, so daß die Rückkehr jederzeit erfolgen konnte, wenn das Heimweh die Seele plagte.

Auf Genaueste respektierte Jenz die Jagdgrenze des Wohltäters. Das gräfliche Wild hatte vor ihm Ruhe. Dafür fröhnte der Junge seiner Leidenschaft im benachbarten herzoglichen Reviere mit viel Schlauheit und keckem Wagemut. Und die Beute, meistens Gams, schleppte er nachtsüber auf beschwerlichen Märschen heim. Jenz versorgte seine Angehörigen mit Wildbret, das er in finsteren Nächten in der Holzscheune hinterlegte. Mitunter mit einem Zettel, der die Bitte enthielt, es möge die Mutter Leibwäsche nebst Proviant gut verpackt an einer bestimmten Stelle im Walde hinterlegen, jedoch nicht auf ihn warten. Zu Wintersbeginn werde Jenz ins Elternhäusel zurückkehren.

Längst prangte die Bergheimat im Hermelin, doch Jenz kam nicht zurück. Die Freuden der Gamsbrunft wollte der verwegene Wildbratschütz auf herzoglichem Gebiete genießen. In diesen Genüssen schwelgte er freilich nicht lange, er wurde von den erbitterten Jagdgehilfen versprengt. Noch weiter hinein in die Bergwelt Oberösterreichs mußte der Junge flüchten.

Über Jahr und Tag lebte Jenz unter Waldarbeitern, die ihn umso lieber aufnahmen, als der Junge sie zeitweilig mit Wildbret versorgte und ihnen viel Vergnügen verschaffte, indem er sie mit den originellen Spielen der heimatlichen Holzarbeiter bekannt machte. Diese Spiele waren Jenz von den Kinderjahren her vertraut. Der Junge erklärte sie und brachte sie unter großem Beifall zur Aufführung, so das Bojazzeln, das Streckkatzenziehen, das Stierniederbeißen, Gänsezupfen usw. Viel Spaß erzeugte das von Jenz arrangierte Spiel: „Preußisch und polnisch Exerzieren“, nachdem die „polnischen“ Rekruten vorher heimlich mit dem Ulk vertraut ge-

Digitized by Google

macht waren. Die „Preußen" drei Mann hoch standen stramm, ebenso viel „Polen" mit dem Rücken gegenüber. Als „Feldwebel" kommandierte Zenz dann: „Habt Acht! Kehrt euch!" Im Moment, da nun „Preußen" und „Polen" sich Aug in Aug gegenüberstanden, erfolgte der Befehl: „Feuer!" Die „Polen", die Wasser im Munde hatten, spritzten nun die Flüssigkeit den ahnungslosen „Preußen" ins Gesicht.

Die Kunde von diesen lustigen, freilich derben Spielen verbreitete sich im Orte, und alsbald bat der Dorfwirt, es solle Zenz an Sonntagabenden dergleichen veranstalten zum Vergnügen der bäuerlichen Gäste. Unter der Bedingung, daß der Wirt drei Mädchen als Mitspielerinnen besorge, sicherte Zenz das Arrangement des Spieles: „Ausheiratung von drei Königstöchtern" zu. Alles Weitere wollte Zenz selbst besorgen, wie er auch die Mädchen bezüglich ihrer Rollen dahin informierte, daß die „Königstöchter" nichts zu reden, gehorsam sich dem Machtgebot ihres königlichen Vaters zu fügen, die ihnen zugewiesenen Werber als „Gatten" ohne Widerspruch zu nehmen haben. Das Herddirndl und die Tochter des Wirtes übernahmen die „Rollen" sofort im Glauben an eine großartige Unterhaltung. Die rothaarige Kellnerin Seraphine aber setzte Widerstand entgegen, wollte eine „gehorsame und stumme" Königstochter nicht spielen; sie witterte eine Verulkung auf ihre Kosten und lehnte ab.

Kühl erwiderte der Zenz: ‚Wie du willst! Schad ist's, daß das schönste Dirndl vom Dorf nicht mittut! Werd halt die Schmied-Miezl bitten, daß sie die dritte Königstochter macht.'

Hastig sprach Seraphine entgegen: ‚Was? Das Schmieddirndl, häßlich wie eine Kellerassel, soll mitspielen? Na, lieber mach schon ich selber die dritte Königstochter! Aber sagen muß mir der Zenz, wer den König spielt, und auf welche Tochter es bei der Hetz abg'sehen ist! Denn eine Hetz ist geplant, das spür' ich deutlich!'

Zenz bezwang den Lachkitzel und versicherte trocken, daß er selbst den „König" darstellen werde. Selbstverständlich sei eine Gaudi beabsichtigt, die aber nicht bekannt werden dürfe. ‚Soviel will ich der schönen Seraphine verraten: die minderen Rollen sind die Königstöchter, die vorher verheiratet werden und gewöhnliche Professionisten zu „Gatten" bekommen! Die dritte und schönste Tochter gibt der „König" aber nicht her, weil der Werber, dem Stand nach, dem Vater nicht entspricht!'

‚Ah so wohl! Das g'fallt mir schon eher! Sag, lieber Zenz, meinst wirklich, daß ich, wenn ich mittue, die — schönste der Königstöchter sein tät?'

Zenz schloß die lachenden Augen und nickte.

‚Bist ein lieber Bub! Also ich tue mit! Und wegen — später reden wir noch! Der netteste von allen Burschen bist schon du, muß ich sagen! Und anvertrauen möcht ich dir, daß ich allemal eine fürchterliche Angst hab', wenn du heimlich aufisteigst ins Revier!'

Hellauf lachte Zenz. Und selbstbewußt, übermütig und stolz klang die Behauptung: ‚Ehe ich nicht graue Haar hab, fangt mich kein Jager! Um mich braucht die Seraphine sich nicht ängstigen!'

Mit einem Kuß wollte die Brennrote, wie Seraphine von den Monnatn (Männern) genannt wurde, die stolze Rede wie die Versicherung, daß sie die Schönste vom Dorfe sei, belohnen.

‚Derweil noch nicht!' rief Zenz und enteilte.

Eine heftige Bewegung Sophiens veranlaßte Eisgruber, seine Erzählung zu unterbrechen und einen Blick der Sorge auf die geliebte Freundin zu richten. „Was ist dir, Sopherl?"

„Ach! Der Gedanke an die Gefahren, denen du ausgesetzt warst, verursacht mir Qual! Sag doch gleich, wie die Geschichte mit der — ‚Brennroten' endete! Jenes Mädel hatte es doch auf dich abgesehen! Der Jüngling aber hatte ihr viel, zu viel — Schmeichelhaftes gesagt. . . ."

Eisgruber zog Sophie an sich und küßte sie zärtlich. „Nicht eifersüchtig sein, Liebste! Ich möchte dich inständig bitten, nie eifersüchtig zu sein, ich gelobe mir an Eides statt, daß ich dazu nie Anlaß geben werde! Verüble mir das Geständnis nicht, wenn ich dir, Geliebte, anvertraue, daß mich nicht die Leidenschaft für das Weib, sondern die Jagdpassion in

Digitized by Google

überstarker Weise und völlig beherrscht! Nicht böse sein, Sopherl, ich bitte dich inständig darum!"

Ein wenig schmollte Sophie wegen dieses Geständnisses, wonach Zenz über das Weib die Jagdpassion stellte. Andernteils gewährte das schwurgleiche Gelöbnis, nie Anlaß zur Eifersucht geben zu wollen, eine gewisse Beruhigung. „Erzähle weiter, lieber Zenz! Bleib aber bei der Wahrheit! Wegen der ‚Brennroten' will ich mich nicht aufregen!"

„Wäre doch nachträglich zu viel Ehre für eine Kellnerin! Ich möchte noch erwähnen, daß ich damals der ‚Brennroten' auch deshalb schön getan habe, um sie zur Beteiligung am Spiel einzufangen. Für die Beurteilung irgendeiner Wirkung schmeichlerischer Worte war der Zenz ja viel zu jung und wohl auch zu dumm. Es entspricht buchstäblich der Wahrheit, wenn ich sage, daß mir ein Gamsbock viel, ja tausendmal lieber und wertvoller erschien, als jedes und selbst das schönste Mädel!"

Sophie verzog nun doch die Lippen.

„Nicht harb sein, bitte! Mich hatte der Jagdteufel ganz und gar in seinen Krallen. Erwischt wurde ich nicht, und so war es für den Jüngling vielleicht gut, daß er für Wild und Jagd das größere Interesse hegte und just dadurch vor anderen Gefahren bewahrt blieb! Für Damenohren klingt es allerdings nicht angenehm, wenn ein Mann behauptet, daß Wild und Jagd ihm über dem Weibe steht! Es wird dies immer ein abnormer Zustand sein und bleiben!"

„Wir wollen versuchen, dagegen anzukämpfen! Bitte, erzähle weiter, lieber Zenz!"

„Am Abend jenes Spieltages konnte die Zechstube zur Freude des Wirtes die vielen Gäste kaum fassen. Übergroß war die Neugierde, die gespannte Erwartung. Mit sehr einfachen Miteln hatte Zenz sich in einen „König" verwandelt, indem er eine papierene Krone trug; im übrigen war er, wie die „Weiber", in besserer Gebirglerkleidung. Im weiblichen Sonntagsstaat staken die Tochter des Wirtes und das Herddirndl, auf dem Kopfe den Ischler Hut mit dunkelgrünem Bande. Seraphine mußte die vielen Gäste bedienen und trug deshalb nur die übliche Lodengewandung mit vorgebundener weißer Schürze.

Viel beachtet wurde ein geheimnisvoller Kasten auf einem Tischchen in der Ecke, vor dem Zenz einen Kameraden als Wächter aufgestellt hatte, der die Neugierigen wegweisen mußte.

Endlich begann das Spiel. Zenz als „König" saß auf dem Thron, d. h. auf einem gewöhnlichen Biertisch, zu seinen Füßen hockte auf einem Kindersessel die Königstochter Nr. 1, das Herddirndl mit vor Erwartung knallroten Wangen.

Auf einen Wink des Königs trat der Werber Nr. 1 vor den Thron und brachte im breitesten Dialekt die Bitte vor, es wolle der Herr König Exlenz ihm die Königstochter, wo vor ihm hocke, zur Frau geben nebst ausreichendem Heiratsgut. Zenz erwiderte königlich-würdevoll: ‚Was ist Er denn in der Scharsch?'

‚Mit Vergunst, Herr König Exlenz! Sein tue ich ein Schuster!'

‚Was? Bloß ein Schuster! Schuster ist eine leichte Profession! Und ein Schuster ist arg wenig für eine Königstochter! Weil ich armer König aber drei heiratsfähige Töchter hab, die unter die Haub'n kommen müssen, in Gottes Namen geb ich dir meine zu Füßen hockende Tochter! Der Teufel soll den Schuster holen, wenn er mein Madel nicht glücklich macht! Das Heiratsgut wird mein Finanzminister gelegentlich auszahlen! Druckt euch außi!'

Der beglückte Bräutigam hob die Königstochter zu sich empor, stieß einen schmetternden Juhschrei aus, und zog mit dem Herddirndl ab. In bitterster Enttäuschung rief das Mädel: ‚Was? Ist das alles von der Hochzeitsgaudi?'

Die Gäste brüllten vor Vergnügen über diese Äußerung. Zu Füßen des „Königs" nahm nun die Wirtstochter ihren Posten ein, ersichtlich wenig interessiert und ziemlich verärgert. Vor dem Thron erschien der Werber Nr. 2, seines Zeichens ein — Schneider.

‚Einen Schneider nehm ich nicht!' rief die Königstochter gegen alle Vereinbarung, völlig aus der stummen Rolle fallend.

Zenz reagierte sofort: ‚Eine schöne Erziehung hat meine Tochter, muß ich sagen! Die Gouvernant, wo ihre Pflicht so vernachlässigt hat, werd ich mir später fürifangen! Du aber, königliche Tochter, halteſt inzwischen das Maul,

Digitized by Google

oder ich fahr dir mit der Königsbraz'n über die Gosch'n! Was den Werber betrifft, muß ich sagen, daß mir, dem König, ein Schneider z'wenig ist, und daß ich ihm meine Tochter nur geb, wenn der Schneider Meck-Meck-Meck mit einer kleinen Pension als Heiratsgut zufrieden ist! Brot und Speck kann Er haben nach G'lust! Willst aber nicht, mein Eisenmeister wartet bereits auf dich zur Abstrafung wegen Majestätsbeleidigung!'

‚Mir wärs g'nug! Ich nehm deine Tochter ung'schauter!' rief der Werber und markierte Angst und Schrecken.

Die Königstochter Nr. 2 extemporierte prachtvoll, indem sie den Werber zum Besuch bei Mondenschein einlud. Und ehe der Schneider antworten konnte, sprang das Mädel zur Stube hinaus.

‚Gleich geht der Mond auf und ich komm!' schrie der Schneider und lief der Braut nach.

Die Gäste quittierten die Szene mit schallendem Gelächter. Lange Hälse wurden gemacht, als König Jenz nun den geheimnisvollen Kasten neben sich auf den Tisch stellen ließ, und der brennroten Seraphine gebot, vor dem Thron zu erscheinen. Die Kellnerin gehorchte. Und hochbeglückt widmete sie Jenz einen dankbaren glutvollen Blick, als der König versicherte, daß die Seraphine von seinen Töchtern laut amtlicher Bestätigung die schönste sei. ‚Halt stad, Madel, ich will dir eine Krone aufs schöne Haar setzen!' Mit flinkem Griff holte Jenz ein Papierkrönlein aus dem Kasten heraus und stecke das Flitterding auf Seraphinens Kopf. ‚Die Schönste weit und breit! Das mögigste Menscherl! Sell sag ich als — Vater! Wers nicht glaubt, zahlt ein Krügel Bier an den König!'

Glückselig, strahlend vor Freude hockte sich Seraphine auf den Kindersessel und harrte der Dinge.

Der dritte Werber erschien und gab auf Befragen sein Metier bekannt: Scharfrichter, gemeiniglich Henker genannt.

Der „König" markierte grenzenlose Überraschung und schrie: ‚So, was Er nicht gar meint! Ein — Henker will mein Schwiegersohn werden! Ein — Henker! Ehvor ich geb meine Tochter einem — Henker, ehnder tue ich s' tränka!' Der „König" ergriff schnell den im Kasten versteckt gehaltenen Wasserkübel und goß den Inhalt der „Tochter" Seraphine flink über den Kopf. Ein Schrei des Schreckens und der Wut gellte durch die Stube. Die Gäste brüllten vor Lachen, daß die Fenster klirrten. Und das Gelächter steigerte sich zum Gewieher, als die erboste Kellnerin dem „König" einen kraftvollen Hieb ins Gesicht versetzte und kreischend schimpfte, eine Majestätsbeleidigung nach der andern verübte.

Flüchten mußte der „König" vor der wütend gewordenen Kellnerin. Und die Art, wie er aus der Stube hopste, war so drollig, daß sich alle Anwesenden vor Lachen krümmten.

Die Gaudi hatte damit ein Ende. Von Aufführungen anderer Spiele mit weiblicher Mitwirkung konnte freilich keine Rede mehr sein, denn die Mädels wollten nicht mehr mittun. Die Feindschaft der Kellnerin nahm Jenz um so weniger tragisch, als er an Wochentagen im Walde verblieb. An Sonntagen mied er das Dorfwirtshaus und hatte deshalb seine Ruhe. Auch ging Jenz bald nach jenem Ulkabend heim und trug den Eltern seine Ersparnisse ins Haus.

Der Jüngling fand den alten Vater krank vor, sehr gebrechlich und völlig arbeitsunfähig. Die Spargulden des jüngsten Sohnes kamen doppelt willkommen und bedeuteten eine Wohltat. In seiner Hinfälligkeit vermochte der Vater nur kurz mit leisen Worten zu danken. Und liebevoll flüsterte der alte, abgerackerte Eisgruber die Mahnung, es solle Jenz dem Jagdteufel möglichst ausweichen.

Ehe der Vater ein Gelöbnis fordern konnte, schlich Jenz aus der Stube. Und ohne Abschied verließ der Bursch das schöne Heimatl zur selben Stunde und wanderte übers Joch zurück. Nachdenklich, ernst gestimmt, von trüben Befürchtungen erfüllt, daß der Vater vielleicht schon bald in die Ewigkeit wandern werde. Reue empfand der Bursch, vom geliebten Vater ohne Abschied gegangen zu sein. Es mußte aber geschehen; ein Gelöbnis im Sinne des Verzichtes auf das Jaagern hätte Jenz nicht leisten können. Einen Meineid wollte er nicht schwören. Ehrlich durch und durch, bis auf Wild und Jagdpassion. . . .

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bulgariens erster Zar / Roman von Detlev Stern

Schluß.

Während Frau Kathinka mit dem eingeschüchterten Minister beriet was zu tun sei, brache Stambulow Nachricht in das Burowsche Haus, daß Maximow den folgenden Tag Bulgaren zu verlassen habe und daß er wünsche vorher mit Sonja ehelich verbunden zu werden, um sie als seine Frau mit sich führen zu können.

„Ich möchte Sie bitten, Sonja, Ihren Entschluß wohl zu überlegen," fügte er hinzu. Als Frau eines Russen können Sie ihrem Vaterlande nicht mehr freundlich gesinnt bleiben und müssen den Interessen Ihrer Familie feindlich gegenüberstehen. Ihr Vater, dessen Freilassung nur durch meine Fürsprache erwirkt wurde, ist ohnehin schon kompromittiert. Geben Sie Maximow auf und bleiben Sie bei uns. Sie werden ein braves bulgarisches Herz finden, das Sie für seinen Verlust entschädigt."

Sonja spielte mit einem Briefe Maximows, der vor ihr auf dem Tische lag.

„Nichts kann mich entschädigen für das, was ich verliere," murmelte sie.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie so sehr an Ihrem Verlobten hingen, Sonja; Sie haben es nie gezeigt."

Man zeigt nicht immer der Welt sein wahres Gesicht!" entgegnete das stolze Mädchen.

„So lieben Sie ihn also wirklich?"

Um Sonjas Lippen zuckte es:"

„Ich denke er ist überzeugt davon. Wie läßt es sich mit der Trauung einrichten."

„So wollten Sie wirklich?" —

„Habe ich mich nicht deutlich genug ausgesprochen?"

„Auch Ihr Vater wünscht die Heirat nicht mehr."

„Aber er verbietet sie nicht, er ist wie ein Rohr im Winde, jede veränderte Luftströmung bewegt ihn anders. Vor kurzem wehte der Wind russisch, heute weht er bulgarisch. Ich bin nicht gewillt, mich von ihm hin und her treiben zu lassen."

„So bleibt nichts übrig als den Gefangenen unter Bewachung hier ins Haus zu bringen und die Trauung zu vollziehen. Sie müssen sich dann gefallen lassen als Mitgefangener unter Bedeckung zu reisen."

„Morgen abend also! Ich werde bereit sein." Sonja erhob sich mit hochmütig kalter Miene und verließ das Zimmer.

„So ist sie nun," sagte Ljuba, die mit einer Handarbeit beschäftigt, stumm der Unterhaltung beigewohnt hatte:

„Sie will Maximow nicht verlassen und ich bin doch überzeugt, daß sie ihn gar nicht liebt. Sie hing so sehr an dem Fürsten."

„Aber die Sterne, die begehrt man nicht", scherzte Stambulow.

"Nein aber man verehrt sie." Sehen Sie diese Satteldecke hier; ich sticke sie für den Fürsten, wenn er zurückkommt. Er kommt doch zurück?"

„Gewiß kommt er," sagte Stambulow mit Überzeugung, „und er wird glücklich sein, ein so reizendes Geschenk von einer so begeisterten Anhängerin zu empfangen."

Mit einem bewundernden Blick auf das Rosengesichtchen des jungen Mädchens schied der Mann, in dessen Hand zur Zeit die Geschicke Bulgariens ruhten.

Sonja hatte ihr Schlafzimmer aufgesucht. Dort saß sie, das Gesicht in den Händen vergraben und krampfhaft schluchzend. Mußte sie denn mit Maximow gehen? War es nötig, daß sie so in ihr eigenes Fleisch schnitt? Was hatte doch Stambulow gesagt? Es würde sich ein braves bulgarisches Herz finden, welches ihr den Verlust ersetzte. Wußte er auch, welchen Verlust es zu ersetzen galt? Würde sie je einen anderen Mann auf den Altar zu heben vermögen, vor dem sie anbetete und ihrem Ideale opferte? Nie — nie!

„Es ist gut so," murmelte sie und wischte die Tränen ab, „es wäre schade, einen Besseren zu betrügen!" Der Russe heiratete mich, damit ich seinem Zwecke diene, ich ihn, damit er dem meinen Vorschub leiste. Wir werden sehen, wer seine Rechnung am sichersten aufgesetzt hat."

Mit seltener Ruhe und Umsicht ordnete sie am nächsten Tage alles für die Trauung Nötige

Digitized by Google

an. Die Koffer wurden mit Hilfe Olgas und Ljubas gepackt. Der Salon verwandelte sich unter ihren geschickten Händen in eine blumengeschmückte Kapelle, kerzendurchstrahlt, weihrauchduftend. Die Braut in ihrem schweren weißen Atlasgewande glich einer Marmorkönigin. Schön und kalt. So fand sie Maximow, als er nach eingebrochener Dunkelheit mit seiner Militäreskorte eintraf. Er selbst trug einen der nachfolgenden Reise angemessenen Zivilanzug, aber nicht passend für den feierlichen Akt, zu dem seine Braut sich geschmückt hatte. Er entschuldigte seine Einfachheit mit der unglaublichen Lage der Dinge.

„Es ist besser so," entgegnete Sonja, „vielleicht täte auch ich gut, diesen Putz von mir zu tun und sogleich Reisekleider anzulegen, noch ist der Priester nicht da."

„Nein, o nein!" rief Maximow, hingerissen von der strahlenden Schönheit Sonjas, „behalte diesen Schmuck." Er wollte ihre Hand ergreifen und sie an sich ziehen, da kam der alte Burow mit der Meldung, alles sei bereit. Die Braut reichte ihre Hand dem Vater; Maximow folgte mit Olga und Ljuba. Sie waren die einzigen Trauzeugen außer der Dienerschaft, und der Militäreskorte, welche am Eingang des Saales Posto gefaßt hatte. Die Zeremonie wurde vollzogen; der Priester sprach wenige bedeutungslose Worte, das Paar kniete gewohnheitsmäßig und murmelte gewohnheitsmäßig Gebete; dann war der Akt vorüber. Ljuba hing weinend am Halse der Schwester. Die in letzter Zeit zwischen ihnen herrschende Entfremdung schmolz hinweg vor der Macht der Scheidestunde.

„O Sonja, wenn du wenigstens glücklich würdest!" schluchzte sie.

Die Neuvermählte antwortete mit einem warmen Kusse, dann drängte sie fort, um den Brautstaat abzulegen. In fliegender Eile geschah der Toilettenwechsel; der Wagen wartete bereits. Maximows Augen prüften die im Reisekleide Zurückkehrende. Auch jetzt war sie schön, aber ihre ruhigen Züge zeigten nichts mehr von der Verwirrung des jungen Weibes, welches, dem Gatten folgend, zum erstenmal das schützende Vaterhaus verläßt. Der Abschied von den Ihrigen war kurz und wortlos. Nur auf Olgas leise Bemerkung:

„Möchtest du nie Ursache haben zu bereuen", antwortete Sonja schnell und ebenso leise: „Ihr werdet mir einst manches abbitten, wenn ihr verstehen gelernt habt!"

Als sie sich aus Ljubas letzter Umarmung losmachte, waren ihre Augen feucht, aber sie zog den Schleier über das Gesicht und nahm, anscheinend ruhig, Maximows Arm. Im Wagen erwartete sie, in eine Ecke des Rücksitzes gedrückt — Wieslowitsch.

„Ich bedaure es, als störender Dritter an ihrer Hochzeitsreise teilnehmen zu müssen," sagte er, nachdem er das junge Paar beglückwünscht hatte; „aber es ist uns nur ein Wagen gestattet und dieselbe Ehrenwache. Sehen Sie, dort schwingt sie sich auf den Bock! Lebewohl, Sofia!"

In der Haustür stand Ljuba und winkte mit einem weißen Tuche. Plötzlich erblickte sie Wieslowitschs bleiches, an das Wagenfenster gedrückte Gesicht. Sie schrie laut auf, ließ das Tuch fallen und flüchtete ins Haus. Der Wagen rollte davon.

---

13. Kapitel.

„Der Fürst ist in Reni gelandet," so hatte das Telegramm gelautet, und so war es auch. Er weilte auf russischem Boden — ein Gefangener. Zwei berittene Gendarmen und drei Wachen hüteten ihn; in der Nacht schlief ein Rittmeister vor seiner Tür. Morgens zu früher Stunde brachte man ihn im Wagen zum Bahnhofe. Da er ohne Geld von Sofia fortgekommen war, so mußte er mit den nötigen Mitteln zur Reise versehen werden. In einer Zigarrenkiste übergab man ihm das Geld — gewiß ein ungewöhnliches und unbequemes Portemonnaie. Fürst Alexander hatte trotz dem Ernst der Lage den Mut, darüber zu scherzen und wandte sich an einen Lokomotivführer, der sein Frühstück in einem Ledertäschchen herbeitrug.

„Würdet ihr mir das verkaufen guter Freund?" Der Führer sah bestürzt auf seine

Digitized by Google

schäbige Tasche, war aber gern bereit, sie herzugeben und so ward sie zur Börse eines Fürsten erhoben.

Nun ging es fort; immer unter strenger Bewachung; wo der Zug anhielt, besetzten Gendarmen die Eingänge der Station. Über Bender Rasdelnaya führte der Extrazug den Fürsten; dann mußte er den Schnellzug Odessa-Kiew besteigen und erreichte in der Nacht die österreichische Grenze. Hier verließ ihn die russische Bedeckung und er bekam zum erstenmal eine Zeitung zu Gesicht aus welcher er erfuhr, was inzwischen in Bulgarien vorgegangn war. In Lemberg angekommen, legte er sich kurze Zeit zur Ruhe nieder. Als er erwachte, hatte sich der große Platz vor dem Gasthof mit Menschen gefüllt; unter diesen bewegte sich ein junger Student, der aus Wien gekommen war, mit begeisterter Rede hin und her. Es war Sandro. Auf die erste Kunde von dem Verrat an seinem geliebten Wohltäter und Fürsten, hatte er Wien verlassen, wohin er nach dem Kriege zur Vollendung seiner Studien zurückgekehrt war. Als ihn unterwegs die Kunde erreichte, daß der Fürst auf österreichischem Gebiet abgesetzt werde, eilte er nach Lemberg. Es bedurfte kaum seiner enthusiastischen Lobpreisungen, um die versammelte Volksmenge zu nicht endenwollenden Hochrufen hinzureißen, sobald der Fürst sich am Fenster zeigte. Waren doch überall Teilnahme und Mitgefühl für den jungen Fürsten wachgeworden, den ein tagscheues, schmachvolles Attentat um seinen Thron gebracht hatte. Sando wartete, bis der Fürst verschiedene Reden, die aus der Menge heraus an ihn gerichtet wurden, beantwortet hatte, dann begab er sich in den Gasthof und warf sich seinem Wohltäter zu Füßen.

„O, mein Fürst, was haben die Übeltäter aus dir gemacht!"

Alexander winkte dem Jüngling aufzustehen, aber Sandro weigerte sich.

„Mir ist, als hätte ich um Verzeihung zu bitten für mein ganzes Volk, für das blinde, törichte Volk, welches sich selbst den Kopf abschlägt. Was wird der Rumpf anfangen, ohne dich, o Herr?"

„Man wird ihm ein anderes Haupt aufsetzen, welches besser zu leiten versteht als das meine."

„Nein, das darf nie geschehen!" rief Sandrow aufspringend. „Schon bereut man, ich weiß es. Alle Gutgesinnten rufen nach dir, du mußt zu uns zurückkehren."

Wehmütig schüttelte der Fürst das Haupt. „Der frische Mut, das fröhliche Vertrauen sind dahin. Ich habe in diesen Tagen furchtbar gelitten und bin müde, sterbensmüde."

„Einige Tage der Ruhe bringen die alte Kraft zurück."

„Ich spreche nicht von den physischen Qualen, der körperlichen Ermüdung," entgegnete der Fürst. „Es sind der Undank meines Volkes, für dessen Wohl ich unermüdlich gestrebt, die Untreue meines Heeres, das ich zum Siege geführt, die mir am Herzen fressen."

Ein Begleiter des Fürsten, der demselben bis Lemberg nachgereist war, trat mit Depeschen ein. Alexander öffnete sie. Während des Lesens schwand der trübe Ausdruck, der seine Augen umflort hatte. „Den Revolutionären ist die Macht entwunden, mein Volk ruft nach mir. Stambulow regiert in meinem Namen; das Heer schwört Ergebenheit und Treue! und doch — doch — kann ich ihn vergessen, den Schimpf, den man mir angetan? Den Verrat von mehr als 90 Offizieren? — Ich habe das Vertrauen an mein Heer verloren."

Sandro bat und flehte; er erklärte, daß er nicht von seinem, Fürsten weichen werde, daß er ihm folgen wolle, wohin er auch gehe. Die wenigen Vertrauten, welche den entthronten Herrscher umgaben, drängten zu einem Entschluß, aber Alexander lehnte eine augenblickliche Entscheidung ab. Erst am folgenden Tage, nachdem er sich aus mehrfachen Depeschen die Lage Bulgariens genau veranschaulicht hatte, faßte er den Entschluß, zurückkehren. Sandro jubelte.

„Freue dich nicht zu früh!" warnte der Fürst. „Ich fürchte, meine Rückkehr wird von kurzer Dauer sein. Wenn ich aber zum zweitenmal gehe, so soll es freiwillig geschehen und nicht erst durch bestochene Verräterhände!"

„Nie wird man dich wieder fortlassen, nein! Mit Gewalt wird man dich halten, wenn du gehen willst", rief der junge Student begeistert aus.

Digitized by Google

Am Nachmittag desselben Tages bestieg der Fürst den Extrazug, der ihn nach Bulgarien zurückführen sollte. Auf allen Haltestationen wurde er mit Huldigungen überschüttet. Auf rumänischem Gebiet begrüßte man ihn im Namen des Königs und ein königlicher Salonwagen trug ihn nach Giurgewo. Dort empfing ihn die erste bulgarische Deputation; bulgarische Frauen begrüßten ihn; Blumen regneten herab auf ihn; mit Wimpeln geschmückte, menschengefüllte Dampfer begleiteten seine Yacht bis nach Rustschuk. Kanonenschüsse ertönten, auf den Höhen des Ufers drängten sich die Menschen; an der Landungsbrücke empfingen ihn der Metropolit, die Konsuln, selbst der russische, und Stambulow gab den Gefühlen der Menge Ausdruck in den Worten: „Das ganze Land von der Donau bis zum schwarzen Meer rief in diesen Tagen nach dem geraubten Vater, unserem Fürsten! Wir wollen unseren Fürsten wiederhaben! O Herr! Lasse das Volk nicht entgelten was einige Frevler verbrachen. Ich habe die Regierung in Abwesenheit Ew. Hoheit übernommen, um die Ehre Bulgariens zu retten; heute lege ich sie zurück in Ew. Hoheit Hände! Das Volk ist mit Ihnen, es liebt Sie, es ist bereit, für Sie zu sterben."

Mußte ein solcher Empfang nicht alle trüben Erinnerungen verlöschen? Mußte er nicht die Brust des Gefeierten mit Genugtuung schwellen, mit einem Gefühl, wie es selten einem Menschen vergönnt wird?

So dachte Sandro, als er dem geliebten Wohltäter nachdrängte, der auf den Schultern der Offiziere durch die Volksmassen zu seinem Palais getragen wurde.

Plötzlich fühlte er eine Hand auf seine Schulter:

„Guten Tag, Kriegskamerad!"

Er wandte hastig den Kopf und die Röte der Freude stieg in sein hübsches junges Gesicht.

„Du hier, Olga! Sie hier?" verbesserte er sich, indem er verlegen das junge Mädchen musterte.

„Weshalb Sie? Weil ich diesen Mädchenputz angelegt habe? Er steht mir albern, nicht wahr? Aber Vetter Stambulow wollte uns nicht anders mitnehmen." Sie zeigte dabei auf Ljuba welche gleich ihr ein reiches bulgarisches Nationalkostüm trug, mit bunten Stickereien bedeckt und mit silbernen Münzen behangen.

„Nein, es steht dir gut", meinte bewundernd Sandro; „ich möchte dich immer so sehen."

„Alles zu seiner Zeit. Im Felde war die graue Bluse besser, und die Wahrheit zu sagen, ich fühle mich behaglicher darin; aber heute ist ein Festtag!"

Sie erzählte nun, wie sie und Ljuba es nicht hätten erwarten können, bis der Fürst nach Sofia komme, und wie sie durch gemeinsames Bitten erreicht hätten, daß Stambulow sie unter seinem Schutz mit nach Rustschuk genommen habe.

„Wie mir das Herz klopfte," rief Ljuba, „als ich die fürstliche Yacht herannahen sah, und wie es sich mir schmerzlich zusammenzog, als ich die Spuren der erlittenen Seelenfolter, die Trauer, die Ermüdung auf seinem Antlitz entdeckte. O, wir können nicht genug tun, ihn das vergessen zu machen."

„Nein, nie genug!" stimmten Sandro und Olga bei.

„Aha, hier finde ich meine Schützlinge!" ließ sich plötzlich Stambulows Stimme vernehmen, „und natürlich wieder von dem Fürsten schwärmend."

„Ach, er ist zu hübsch", seufzte Ljuba und sah den Minister mit schelmischen Blicken an.

„Jawohl, der Schönheit gegenüber sind die Frauen von vorneherein bestochene Richter!" spottete Stambulow.

„Und die Männer etwa nicht?" fragte Olga ironisch.

Stambulow konnte den Gegenbeweis nicht führen. Auch hatte er keine Zeit, sich länger mit den Mädchen zu beschäftigen, und war froh, daß sie in Sandro einen Begleiter gefunden hatten. Er empfahl sie dem Schutze des Jünglings und eilte zum Fürsten.

---

14. Kapitel.

„Ist es wahr? Ist es wirklich wahr?" Mit dieser angstvoll hervorgestoßenen Frage stürzte Olga in das Zimmer Frau Kathinkas. Sie hatte dieselbe seit ihrer Rückkehr von den Rustschucker Empfangsfeierlichkeiten nicht ge-

Digitized by Google

sehen, heute aber drängte es sie, sich mit der erfahrenen, stets gut unterrichteten Frau auszusprechen. Schon die Miene, mit welcher Frau Karavelow die Eindringende empfing, weissagte nichts Gutes.

„Also wirklich war?" stotterte Olga.

„Wenn du das Gerücht wegen des Telegrammes meinst — ja."

„Aber das kann nicht sein, das darf nicht sein! Wer hat ihm das geraten?"

„Er sich selbst vermutlich!" Die Stimme Frau Kathinkas klang hart und kalt. „Habe ich nicht immer gesagt, er könne sich nicht von dem Gängelbande Rußlands freimachen?"

„Guten Tag, Ivanow, was bringen Sie Neues?" wandte sie sich an den Telegraphendirektor, der seine kleine Gestalt mühsam durch die Tür wälzte in angeborener Ungezogenheit eine schwarzverschleierte Dame hinter sich lassend, welche unmittelbar nach ihm das Haus betreten hatte, und deren schlanke, hohe Gestalt hinter der seinigen hervorragte. Noch ehe der atemlose Ivanow die Frage der Frau Ministerin beantworten konnte, hatte diese die verschleierte Dame erkannt, und von ihrem Sitze aufspringend, rief sie aus: „Sie, Frau Georgiéw? Es muß eine wichtige Angelegenheit sein, welche Sie veranlaßt, aus ihrer Verborgenheit herauszutreten?"

Ranà schlug den Schleier zurück; eine helle Rosenfarbe hatte bei den Worten der Dame ihre Wangen überzogen und goß einen unendlichen Liebreiz über das feine Gesicht. Der kleine Telegraphendirektor starrte die lange nicht gesehene Schönheit mit blöden, verwunderten Augen an und vergaß sich zu setzen. Olga streckte ihr die Hand entgegen und begrüßte sie offen und ehrlich.

„Ich kann mir denken, weshalb sie kommen", sagte sie. „Bewegt doch jetzt nur ein Gedanke uns alle: die Unsicherheit der nächsten Zukunft. Auch zu Ihnen drang das Gerücht von dem Telegramm des Fürsten?"

Ranà nickte. Die flüchtige Rosenfarbe hatte einer plötzlichen Blässe Platz gemacht, und sie ließ sich, wie gebrochen, auf einen Stuhl nieder. —

„So ist es wahr?"

„Es ist, und damit ist unser Urteil gesprochen!"

„So glauben Sie an eine Zurückweisung von seiten Rußlands?"

„Ich fürchte sie", sagte Olga.

„Ich bin deren gewiß!" entgegnete Frau Kathinka.

„Sie ist bereits ausgesprochen!" brummte Ivanow.

„Eine Antwort wäre da?" fragte Olga gespannt.

„Sie ist bereits überallhin verbreitet", grunzte der Dicke Herr. „Der Kaiser von Rußland lehnt den Frieden mit dem Fürsten ab; billigt seine Rückkehr nicht, aus der er unheilvolle Folgen für Bulgarien voraussagt und behauptet, daß der traurige Zustand im Lande fort dauern wird, so lange der Fürst in demselben weile. Hier ist der Wortlaut der kaiserlichen Depesche."

Er zog ein Papier aus der Tasche und ließ es von Hand zu Hand gehen.

„Ganz, wie ich mir dachte", sagte Frau Kathinka.

„Infam!" rief Olga aus.

Ranà ließ daß Blatt mit einem stummen Seufzer aus der Hand gleiten.

„Sie sagen nichts, Frau Georgiéw?"

„Der Fürst hatte sich selber eingesetzt, um seinem Lande den Gewinn zu sichern und hat verspielt", sagte Ranà leise. „Was immer er getan, wie immer er es tat, nur zum Heile Bulgariens geschah es. Er hat nie vergessen, daß der Kaiser von Rußland ihn zum Herrn des Landes gemacht hat; er war stets der Ansicht, daß das Gedeihen Bulgariens nur mit russischer Unterstützung und durch russische Freundschaft seinen Fortgang nehmen könne. Diese Ansicht teile ich, wie Sie wissen mit dem Fürsten, und daher kann ich einen Schritt nicht verdammen, den er im Vertrauen auf den Edelmut des Kaisers getan hat."

„Im Vertrauen auf den Edelmut? Ha, ha, ha, so blind zu sein!" Frau Kathinka lachte laut.

„Die Stimmung für den Fürsten war durch das unglückselige unterwürfige Telegramm sehr herabgedrückt," bemerkte Ivanow,

Digitized by Google

„doch die Antwort des Kaisers hat eine Gegenströmung verursacht und allgemeine Empörung gegen Rußland hervorgerufen."

„So wird der Wille des Volkes den Fürsten halten!" rief Olga. „Wir werden ihm einen triumphalen Einzug in Sofia veranstalten und den Russen ein Schnippchen schlagen."

„Morgen trifft der Fürst von seiner Rundreise durch das Land hier ein; die Antwort des Kaisers ist jetzt in seinen Händen; sie wird ihm die Rückkehr in seine Hauptstadt verleiden", meinte Ivanow.

„Er soll sehen, daß des Kaisers Antwort nichts in der Gesinnung seines treuen Volkes geändert hat und daß er sich auf dasselbe verlassen kann!" rief Olga aufspringend. Frau Kathinka blieb kühl und mißtrauisch.

„Ich sehe keinen andern Ausweg als die Abdankung!"

Ivanow pflichtete ihr bei. Olga protestierte laut. Sie nahm Abschied, um ihren Vetter Stambulow aufzusuchen und dessen Ansicht zu hören. Nanà hörte noch eine Weile auf die klaren kühlen Auseinandersetzungen Frau Kathinkas, dann ging auch sie.

„Und wenn der Fürst fällt, was wird aus uns?" fragte Ivanow.

„Wir bleiben oben", entgegnete die Frau des Ministers.

---

15. Kapitel.

Der Fürst hatte den Einzug in seine Hauptstadt unter dem Jubel der Bevölkerung gehalten; jetzt kam der Rückschlag. Der Entschluß zur Abdankung, den er bereits in Lemberg gefaßt, wurde zur Tatsache. Das kaiserliche Antworttelegramm hatte den Ausschlag gegeben. In einem Ministerrat, den er zusammenberief, tat der Fürst seine unwiderrufliche Entscheidung kund. Tief ergriffen hörten die Minister ihn an; dann erhob sich aus ihrer Mitte, laut protestierend Stambulow. Er stellte den Fürsten vor, wie das Land ohne ihn, gleich steuerlosem Schiff, an feindlichen Klippen scheitern werde, wie die Hoffnung des ganzen Volkes, die Einheitsidee, die alle Herzen erfüllte, nur in ihm wurzele. Mit lebhaften Bitten schlossen sich ihm alle übrigen an — aber Alexander blieb fest.

„Ich habe mich überzeugt, daß mir persönlich der Haß des Zaren gilt; bin ich aus dem Wege, so werden die guten Beziehungen zwischen Bulgarien und Rußland wieder hergestellt werden. Ich habe nach dieser Seite hin Zusicherungen von der Regierung des Kaisers, die mich über die Zukunft Bulgariens nach meinem Scheiden beruhigen."

Doch diese Worte des Fürsten konnten seine Getreuen nicht trösten. Es erhoben sich Stimmen, welche Rußlands gute Absichten auch nach Abdankung des Fürsten in Frage stellten; nur Karavelow wagte einige Worte zugunsten desselben. Da fuhr Stambulow auf:

„Du, was redest du! Ich habe sichere Beweise für deine Zweizüngigkeit. Du hast es heimlich mit den Attentätern gehalten; du bist ein Elender, den ich nicht einmal mehr anspeien mag. Ich schäme mich, daß ich je an dich geglaubt habe."

Das Damoklesschwert, welches Karavelow schon lange über seinem Haupte gefühlt, war gefallen. Im offenen Ministerrat, vor dem Fürsten, hatte Stambulow ihm die Anklage ins Gesicht geschleudert, die er schon früher in seinen Augen gelesen. Jetzt wars vorbei. Wie vernichtet sank der Minister auf einen Stuhl.

„Ich kann mich jetzt nicht verteidigen" — stotterte er. Er fühlte die Blicke der Verachtung sich wie brennende Pfeilspitzen in sein Fleisch bohren, doch alle Qualen überwog der eine Gedanke:

„Was wird Kathinka sagen, wenn sie das erfährt?"

Sie erfuhr es nur zu bald. Als Karavelow nach einem langen Spaziergange, den er zur Sammlung seiner Lebensgeister unternommen hatte, in sein Haus trat, kam ihm Frau Kathinka zornglühend entgegen:

„Siehst du, wie es kommt, wenn du dich ohne mich in etwas einläßt? Der Fürst verachtet dich; sei's darum, er wird gehen; aber die Patrioten zeigen mit Fingern auf dich; das ist der, der uns an Rußland verraten wollte! Nun ist's aus, mit der Ministerherrschaft, mein

Digitized by Google

Herr Gemahl, nun können wir wieder ins Dunkel zurückkriechen, aus dem ich uns so mühsam emporgearbeitet habe. Wenn du es wenigstens klüger angefangen hättest! Aber so ein jämmerliches Zusammenklappen auf den ersten Schlag, kein geschicktes Wort der Verteidigung!"

Sie atmete tief auf und Karavelow benutzte die Pause, um kleinlaut zu entgegnen:

„Jetzt wird Rußland ans Regiment kommen und es ist als sicher anzunehmen —"

„Daß es mit einem Ministerium Karavelow regieren wird?" unterbrach ihn die Dame: „Ich sage dir, daß es mit der Rußlands-Regierung noch gute Weile hat!"

„Es wird einen anderen Fürsten einsetzen, der nach seiner Pfeife tanzt."

„Glaubst du wirklich? Man wird es sich nicht gefallen lassen; vorläufig noch lange nicht. Du wirst bald zur Einsicht kommen, wie dumm du gehandelt hast." Sie schob ihn mit einem verächtlichen Ellbogenstoß vor sich her in das Zimmer, in welchem der dicke Ivanow als Gewohnheitsgast bei einem Glase Raki saß.

„Ich war eine schlechte Prophetin, Direktorchen", rief sie dem kleinen Herrn entgegen. „Hier haben Sie die gefallene Größe! Wir sind nicht oben geblieben."

Ivanow, welcher gerade das Glas zum Munde führte, goß vor Schreck den Inhalt desselben auf seine weiße Sommerweste, und suchte dann nach seinem Taschentuch, um den Schaden abzutrocknen. Frau Kathinka kam ihm zur Hilfe, und so unterblieben fernere Gewitterausbrüche gegen den unglücklichen Minister. Böse Zungen jedoch, deren es in Sofia eben so viele gibt, wie sonst in der Welt, wollen behaupten, daß Herr Karavelow mehrere Tage unsichtbar geblieben und endlich aus seiner Zurückgezogenheit mit etlichen Beulen und blauen Flecken hervorgegangen sei, deren Ursprung sich auf nicht allzuzarte Berührung mit den feinen Händen Frau Kathinkas zurückführen lasse.

---

16. Kapitel.

An den hohen Eisengittern, welche den geräumigen Vorhof des fürstlichen Konak in Sofia umschließen, lehnte eine schlanke Frauengestalt, das Gesicht von einem undurchdringlichen schwarzen Witwenschleier verhüllt. Regungslos stand sie da und wartete. Eine halbe Stunde verrann — eine ganze — die Knie bebten der Harrenden, aber sie wich nicht. Der Platz vor dem Palast füllte sich allmählich mit Menschen; einige Neugierige näherten sich der Schwarzverschleierten, aber sie schien ihre Nähe nicht zu empfinden. Sie hatte den Kopf einem Fenster des Palastes zugewendet und schaute unverwandt in derselben Richtung. Jetzt fuhren Wagen vor; eine unruhige Bewegung tat sich in der versammelten Bewegung kund.

„Er kommt! Er kommt!" flüsterte man sich zu, und „er kommt" hallte es wieder im Herzen der Frau, deren brennende Augen sich mit Tränen füllten. — Auf der Freitreppe seines Palastes erschien der Fürst. Freiwillig verließ er heute den Ort, aus dem er vor kurzem nächtlicherweile entführt war. Und wie ihn damals treuloser Verrat und trunkener Hohn geleitet hatten, so geleiteten ihn heute eine tiefe, aufrichtige Trauer, die unter Tränen und Schluchzen laut wurde, als er im Schritt durch die Volksmenge fuhr. Eine tiefe Schwermut lag auf seinem schönen Gesicht, als er den Blick langsam über die Versammelten gleiten ließ.

Ob auch ihm ein Vergleich aufstieg zwischen seinem Kommen und seinem Gehen? Die schwarzverschleierte Frau dachte daran. Vor ihrem geistigen Auge zeigte sich das Bild des jungen Fürsten, wie sie es vor sieben Jahren zum erstenmal gesehen, als er mit frischem, frohen Jugendmut und dem Vertrauen auf sein gutes Glück den bulgarischen Boden betreten hatte. Sie dachte an die Prophezeihung, welche ihre Mutter über ihn ausgesprochen, und wie nun alles zu zuschanden geworden.

„Wohl ihr, daß sie die Zerstörung ihres Lebenstraumes nicht mehr zu sehen braucht, murmelte Ranà mit bleichen Lippen. Dann starrte sie mit verlangenden Augen dem sich nahenden Wagen entgegen. Sie hatte dem Fürsten freiwillig nicht mehr begegnen wollen, jetzt aber, da er ging, für immer ging, mußte sie ihn noch einmal sehen.

Digitized by Google

„Vergib mir, Stefan" flüsterte sie und schlug den Schleier zurück. Mit dem Blick eines wunden Rehes sah sie in die Augen des Fürsten, der sich vorgebeugt hatte. War sie bemerkt worden!? Schwerlich. Es war nur ein Moment, dann rollte der Wagen vorüber und Ranà zog den Schleier vor, um sich vor den Nachfolgenden zu bergen. Mit wankenden Schritten strebte sie ihrem Hause zu. „Wäre das nicht alles geschehen, wenn ich ihn damals gewarnt hätte?" so fragte sie sich selbstquälerisch immer aufs neue und fand keine erlösende Antwort.

In ihrer Wohnung fand sie Ljuba und Olga. Beide waren gleich ihr vor dem Palast gewesen, um den Fürsten noch einmal zu sehen. Ljuba weinte bitterlich; Olga sah verdrossen vor sich hin.

Als Ranà müde und wortlos in einen Lehnstuhl sank, stürzte Ljuba auf sie zu und küßte ihr die Hände:

„Er ist fort!" schluchzte sie, „wie sollen wir es tragen!"

„Ein anderer wird kommen, der mehr Mut hat als er", sagte Olga hart.

Noch ehe Ljuba ihr Erstaunen über diese Worte ausdrücken konnte, trat Ivanschkow ein und meldete den Minister Stambulow. Der Angemeldete folgte ihm auf dem Fuße und ward von Olga mit den Worten empfangen:

„Gut, daß du hier bist, ich suchte dich schon wie eine Stecknadel, mit der du das gemein hast, daß du nie zu finden bist, wenn man dich braucht."

„Oho, denke an Zaribrod!"

„Das war eine Ausnahme."

„Und wozu brauchst du mich heute?"

„Als Reisekameraden. Ich hörte, daß du in Mission nach Rußland gehst; du mußt mich mitnehmen."

„Ich gehe allerdings nach Rußland," entgegnete Stambulow ernst, „und kam, mich von Frau Georgiév zu verabschieden, auch von Ihnen, Fräulein Ljuba; aber ich kehre sehr bald zurück und wie ich hoffe, mit guten Nachrichten für meine treuen Patriotinnen."

„Also willst du mich unter deinen Schutz nehmen?" fragte Olga.

„Hast du gleichfalls eine außerordentliche Mission?" fragte Stambulow spottend.

„Eine ganz außerordentliche, zu der ich mich selbst berufen habe. Ich will Medizin studieren."

„Das sieht dir ähnlich!"

„Und nebenbei auch noch ein wenig im Interesse Bulgariens spionieren. Das traue ich dir gleichfalls zu. Aber warum gehst du nicht lieber nach Deutschland. Eine Empfehlung des Fürsten hätte dir dort nützen können." Fürsten freiwillig nicht mehr begegnen wollen, jetzt aber, da er ging, für immer ging, mußte sie ihn noch einmal sehen.

Olga biß die Lippen.

„Ich will keine Empfehlung von ihm; er hat uns verraten." Die Stimme des Mädchens klang rauh, und aus ihren Augen schoß ein Strahl der Verachtung.

„Was ist das?" fragte Ljuba vorwurfsvoll. „Wie kannst du plötzlich dein Ideal verleugnen!"

Olga blickte düster vor sich hin: „Was kann ich dafür? Er ist freiwillig von dem Piedestal heruntergestiegen, auf das ich ihn gestellt hatte; er hat sich schwach gezeigt."

„Und was hätte er nach deiner Meinung tun sollen?" fragte Stambulow ironisch. „Nach der Antwort, die er auf sein Telegramm erhielt, konnte er kaum anders."

Er hätte eben das Telegramm nie abschicken dürfen; er hätte bleiben sollen, wo er war, feststehen auf dem Platze, wohin ein höherer Beruf ihn gestellt, dem Äußersten Trotz bieten! Ich wollte doch sehen, ob man gewagt hätte, ihn ein zweites Mal zu verdrängen." Sie sprach mit so überzeugender Sicherheit, daß Stambulow überrascht ausrief:

„Bei St. Demetrius, du hast Recht, Mädchen, er hätte bleiben sollen! Das wäre kühn, das wäre groß gewesen! Und wir würden ihn gehalten haben."

„Er muß wiederkommen, als König wiederkommen!" rief Ljuba.

„Kam der Schwanenritter zurück?" fragte Ranà wie träumend.

Durch Olgas Hirn flog plötzlich die Erinnerung, an die Unterredung, welche sie mit Ranà über den Lohengrin gehabt. Sie rief sich das Entsetzen der jungen Frau ins Gedächtnis zu-

Digitized by Google

rück und die Angst, mit welcher sie ausgerufen: „Woher weiß jener Mann, der die Oper schrieb, daß es so kommen muß?" Welche ahnende Stimme hatte ihr schon damals gesagt, daß es so kommen müsse? War es schon lange vorher im Buch des Schicksals eingeschrieben? Sie blickte eine Weile nachdenklich vor sich hin. Da tönte leise klagend von Ranàs Lippen die Frage:

„Kam der Schwanenritter zurück?"

„Nein, er kam nicht," entgegnete Olga hart, „aber er hinterließ an seiner Statt den Erben von Brabant; uns ward kein Erbe hinterlassen."

„So müssen wir uns einen suchen", sagte Stambulow.

„Findet ihn!" Der Ton, mit welchem Ranà diese Worte aussprach, klang so seltsam, daß aller Augen sich verwundert auf sie richteten. Der träumerische Zug aus ihrem Antlitz war wie weggeweht; eine leichte Röte lag auf den durchsichtigen Wangen, die sanften Augen leuchteten wie von einer Flamme durchglüht.

„Und glauben Sie, daß es zu den Unmöglichkeiten gehört, einen Mann zu finden, der den bulgarischen Thron zu halten vermag?" fragte Stambulow.

„Wenn er es nicht konnte, wer denn soll es? Wo wollt ihr den Mann finden, der alle Eigenschaften in sich vereinigt, die für den Thron Bulgariens erforderlich sind. Er soll den Russen untertan sein, den Engländern keine Unruhe verursachen, das Mißtrauen Österreichs nicht erwecken und den Bulgaren genehm sein. Mit der Sicherheit eines Equilibristen müßte er sich hin und her bewegen zwischen diesen Staaten und seinem Volk. Keine Bewegung dürfte ihm entgehen in einem Lande, wo der Fürst über Nacht gebunden und über die Grenze gebracht werden kann, ohne das eine Hand sich erhebt ihn zu retten. Sein Wert als Krieger müßte seinem Wert als Staatsmann gleichen. Wo ist dieser Phönix? Darum sage ich: „Findet ihn!" „Wir müssen ihn finden!" entgegnete Stambulow fest; „sonst ist Bulgarien verloren."

„Möge ein gütiges Geschick geben, daß der Schwanenritter dennoch wiederkehre!" rief Ljuba aus. Olga schüttelte ungläubig den Kopf. Stambulow nickte dem errötenden Mädchen freundlich zu: „Der Schmetterling hält, wie es scheint, diesmal an einer Blüte fest; wenn sie aber welk ist, so muß er seine Nahrung dennoch anderswo suchen. Auf Wiedersehen, Fräulein Ljuba." Er drückte dem jungen Mädchen fest die Hand und küßte die zarten Finger Ranàs ehrfurchtsvoll.

Stambulow und Olga reisten am nächsten Tage ab. Ljuba blieb bei der einsamen Ranà.

Nach einiger Zeit trafen Briefe aus Rußland ein. Olga hatte Sonja besucht und berichtete Wunderdinge von derselben. Sie war der Stern der Petersburger Gesellschaft geworden, gefeiert, umringt, angebetet, aber selbst kühl bis ans Herz hinan. Sie hielt die Fäden aller Intrigen in der Hand, wußte Bescheid wie der beste Diplomat, hatte anscheinend, und besonders ihrem Manne gegenüber nur russische Interessen und war doch im Herzen die beste Bulgarin geblieben.

„Wir haben uns sehr in ihr getäuscht," schrieb Olga, „als wir dachten, daß sie uns verraten habe; ich finde in ihr eine eifrige und wertvolle Bundesgenossin."

Ljuba wunderte sich sehr über diese Nachricht, noch mehr aber erstaunte sie, als Ranà dieselbe ganz ruhig aufnahm, mit der Bemerkung: „Ich wußte es längst schon."

Auch Frau Karavelow erhielt eines schönen Tages ein dickes Kuvert aus Rußland; es fand sich nichts darin als eine Zeichnung. Dieselbe stellte ihren Mann und den Fürsten dar, wie sie beide zwischen zwei Stühlen zu Boden gesunken waren. Darunter stand: „Wer hatte Recht? Wieslowitsch."

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Musik

Um mich Musik. . . Mit Glut und voller Schöne
Einstürmen in mein Ich die tausend Töne
Und reißen an des Alltags grauen Ketten,
Daß sie mein ganzes Sein in Farbe betten.

Im Saale rings die Geigen wilder beben —
Ich hör' sie nicht. In fiebernd em Erleben
Verschäumt ihr Brausen, Werben, Sehnsuchtssingen.
Ich horch' den Stimmen, die im Eignen schwingen.

Und sieh', mir ist, als wenn durch stille Weiten
Auch deine ruhelosen Blicke gleiten,
Bis sie in traumgeahnten lichten Gründen
Mich, den Gesuchten, heimlich wiederfinden.

Doch wie die Schatten zitternd mich umrauschen,
Neigt sich die Seele hin zu wehem Lauschen
Und fragt durch Tag und Schatten, Glanz und Nächte,
Wer ihr Erlösung von der Irrfahrt brächte.

. . . Bin ganz bei mir . . . Nur daß ich tiefe Blicke,
Die niemand sieht, in weiße Fernen schicke,
Um — deinen heißen Augen zu begegnen,
Damit sie mich auf meinem Pfade segnen.

Du fern, ich hier. . . Doch unsre Seelen wandern
Jetzt neue Straßen eine mit der andern.
Um uns Musik, ein Klingen und ein Schallen!
Wir lächeln leiß. . . Des Alltags Ketten fallen. . .

Franz Lüdtke.

Frauendenkmäler / Von A. M. Witte

Schon in fernsten Zeiten liebten es Fürsten und Völker, einem hervorragenden Menschen den Zoll der Dankbarkeit oder Verehrung durch ein Denkmal auszudrücken, eine Gestalt in Erz oder Stein für die Nachwelt zu erhalten, — eine Auszeichnung, die auch einzelnen bedeutenden Frauen zuteil wurde; hauptsächlich solchen fürstlichen Standes. So gibt es in Berlin ein Monument der Kaiserin Augusta, neben dem Opernhause; eins der Kaiserin Friedrich vor dem Brandenburger Tore; und eins der Königin Luise, im Tiergarten, nahe der Luiseninsel. Im Rosengarten des Tiergartens befindet sich das Denkmal der Kaiserin Auguste Viktoria, — das dritte, das dieser Herrscherin schon zu Lebzeiten errichtet war. Im Park des Schlosses zur Urville und im Küchengarten des Neuen Palais zu Potsdam stehen ähnliche Denkmäler, obwohl es höchst selten geschieht, daß überhaupt Denkmäler schon zu Lebzeiten der betreffenden Persönlichkeit errichtet werden. Im allgemeinen singt der Dichter mit Recht:

Und endet dies Streben und endet die Pein,
Dann setzt man dem Kaiser ein Denkmal von Stein.

Die ritterliche Aufmerksamkeit des Monarchen zeichnete seine Gemahlin besonders aus. Eine gleiche Ausnahme ward nur noch der Großherzogin Luise von Baden (in Karlsruhe) und der Königin Alexandra von England (in Hongkong) zuteil.

Außer in Berlin ward auch in den Rheinanlagen bei Koblenz der Kaiserin Augusta ein Standbild errichtet, wie es auch noch deren drei von der Königin Luise gibt. In Hildburghausen, wo sie als junge Prinzeß häufig bei ihrer Schwester, der Herzogin von Sachsen-Hildburghausen, geweilt; eins in Tilsit, wo sie die denkwürdige Unterredung mit Napoleon hatte, und eins in Hohenzieritz, wo sie die Augen im Tode schloß.

Drei Standbilder halten die Erinnerung an Maria Theresia wach, — auf dem Hofmuseumsplatz in Wien; im Park der Militärakademie zu Wiener-Neustadt, und in Preßburg. Doppelt so viele wurden der Kaiserin Elisabeth gesetzt; in Wien, Salzburg, Preßburg, Budapest, Montreux und Korfu. Auf dem Luisenplatz zu Oranienburg findet man das Denkmal der Kurfürstin Henriette von Brandenburg, der das dortige Schloß, sowie das dortige Waisenhaus die Entstehung verdanken; — auf der neuen Brücke zu Charlottenburg steht Preußens erste Königin, Sophie Charlotte. Im

Digitized by Google

Park zu Sanssouci ist die Lieblingsschwester Friedrichs des Großen, die Markgräfin von Bayreuth dargestellt — während sich in der Nähe des Schlößchens Charlottenhof eine korinthische Säule mit der Büste der Prinzessin Charlotte von Preußen, der späteren Kaiserin von Rußland, erhebt.

Das Andenken der Großherzogin Alice von Hessen, Schwester der Kaiserin Friedrich, hält ein Riesenobelisk mit ihrem Reliefbilde in Darmstadt fest. Der früh verstorbenen kleinen Enkelin dieser Fürstin, Prinzessin Elisabeth von Hessen, ward ein Denkstein mit ihrem Reliefbilde im Herrengarten zu Darmstadt errichtet. Zwei Standbilder in London und eins in Malta, erinnern an die Königin Viktoria von England. In London, vor der St.-Pauls-Kathedrale, steht das Denkmal der Letzten aus dem unglücklichen Hause der Stuarts, mit deren Tode die Krone Englands an das Haus Hannover fiel, der Königin Anna. Von der Kurfürstin Sophie von Hannover gibt es ein Denkmal im Park von Herrenhausen, wo sie einst, vom Schlage gerührt, zu Boden sank.

Am Lutherdenkmal zu Hannover befindet sich eine Statue der Herzogin Elisabeth, Gemahlin Herzogs Ernst, des Bekenners, als Seitenstück zu der ihres Gemahls. Beide erinnern daran, daß durch dieses Fürstenpaar die Reformation im Lande Braunschweig-Lüneburg eingeführt wurde.

Die Urgroßmutter unserer Kronprinzessin, Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, fand ein Denkmal im Schloßgarten zu Schwerin; Herzogin Friederike, als die Letzte aus dem Hause Anhalt-Bernburg, ein solches in Ballenstedt; Landgräfin Elisabeth von Hessen-Homburg in Homburg, und Kurfürstin Anna von Sachsen, die als „Mutter Anna" im Volksmunde lebt, eines vor der Annenkirche in Dresden, das diese Tochter Christians III. von Dänemark als „echte deutsche Hausfrau" mit Schlüsselbund und Gebetbuch zeigt.

Petersburg errichtete Kaiserin Katharina II. zwei Standbilder, auf dem Alexanderplatze und an der Fontanka. An dem ersteren befindet sich zugleich auch die Statue der Fürstin Daschkows, der Freundin Katharinas, deren Energie nicht wenig dazu beigetragen, Katharina die Zarenkrone zu sichern.

Kaiserin Josephine von Frankreich erhielt ein Monument in Port de France, auf Martinique, ihrer Heimatinsel.

Das älteste aller Frauendenkmäler ziert die Loirebrücke zu Orleans und hält das Andenken an Johanna d'Arc fest. Freilich hatte Karl VII. schon das Andenken an die Retterin seines Landes durch einen Brunnen mit ihrem Reliefbilde geehrt, aber dies genügte dem Volke nicht. Später erhob sich auf dem Place de Martoy noch eine Statue der Jungfrau von Orleans, und später traten noch zwei in Paris hinzu, von dem das eine von Sachverständigen als das „Vollendetste solcher Monumenti" erklärt ward. — Auch in Tirol ehrte man in dieser Weise eine Heldenjungfrau, „das Mädchen von Spinges", d. i. Johanna Herz, die, als die Österreicher 1797 von den Franzosen besiegt schienen, den Feinden mit einer Heugabel entgegentrat und sie zur Flucht zwang, da man sie für eine übernatürliche Erscheinung hielt, wie denn auch „Johanna Steegen", das einfache Mädchen, das, unberührt von den sie rings umgebenden feindlichen Geschossen, Kugeln in der Schürze sammelte, sie ihren Landsleuten zu bringen, durch ein Standbild dem Gedächtnis der Nachwelt erhalten bleibt. Ein schlichter Stein in Kleve erzählt von dem Heldentod einer Johanna Sebus, die durch Goethe besungen wurde.

„Der Engel des Erzgebirges", Barbara Uttmann, erhielt ebenfalls mit Recht ein Denkmal. Ob sie die Erfinder in der Spitzenklöppelei ist, ob sie diese Arbeit von einer ihres Glaubens wegen vertriebenen Brabanterin erlernte, wie andererseits behauptet wird, gilt gleich. Jedenfalls hat sie mit unermüdlicher Geduld zahlreiche Mitschwestern in dieser Kunst unterrichtet und dadurch eine Segensquelle für die sonst so arme Gegend geschaffen. Das Andenken der „Wohltäterin des Schlesierlandes", einer Gräfin Reden, die für die ganze Gegend Rat, Hilfe und eine offene Hand besaß, hält ein schlichtes Brunnendenkmal mit ihrem Reliefbilde im Riesengebirge wach.

Die sogenannte „Butterjungfer" auf dem Marktplatz von Zerbst soll eine Gräfin Linden sein, die den armen Landfrauen der Umgebung das Recht erlaubte, dort ihre Butter feilhalten zu dürfen, und der die Bevölkerung später aus Dankbarkeit dieses Denkmal gesetzt. Doch ist dieses Denkmal schon vom Schleier der Sage umsponnen.

Ein Monument in Tübingen erinnert an die schwäbische Dichterin Ottilie Wildermuth; ein Denkmal an Annette von Droste-Hülshoff, dieser glänzenden Erscheinung in der schriftstellernden Frauenwelt, und eins in Paris an George Sand. — Den dichtenden Frauen reihen sich Künstlerinnen an, die durch ihre Darstellungsgabe Dichterruhm auf das trefflichste zu beleben verstanden. Auf einem Rasenplatz der Pfaueninsel erinnert eine kleine Statuette der berühmten Tragödin Rachel an ihr Gastspiel als Phädra, das dort im Freien vor einem Kreise gekrönter Häupter stattfand; eine Marmorbüste von Henriette Sonntag im Park zu Branitz an die deutsche Sängerin, die selbst in Frankreich und Italien einen Sturm von Begeisterung zu entfesseln vermochte; und in Guben steht das Denkmal Korona Schroeters, der ersten Darstellerin der Iphigenie, deren Bild Goethe während der Dichtung so vorschwebte, daß er der hehren Dianenpriesterin mehr denn einen Zug Koronas verlieh.

Auf dem zu öffentlichen Anlagen verwandelten ehemaligen Johannes-Friedhof in Leipzig erhebt sich das Denkmal von Luise Otto Peters, deren Wirken und Streben der Frauenwelt galt. Dieser

Digitized by Google

„neue Bahnen" zu erschließen, ihr die damals noch doppelt unwirtlichen Pfade des Vorwärtskommens nach Möglichkeit zu ebnen, war das Ziel und die Arbeit ihres Lebens. Einer anderen Bahnbrecherin des Frauenstudiums, Frau Hermine Weils geb. von Benizky, die in Ungarn in gleicher Treue wirkte, ward im Elisabethpark zu Budapest ein Standbild gesetzt.

Die braune Samtkappe / Humoreske von Wolfgang Kemter

„Gestern abend soll am hiesigen Bahnhofe ein großer Taschendiebstahl ausgeführt worden sein; einem Gutsbesitzer aus der Umgebung wurde im Gedränge die Geldtasche mit über zweitausend Mark in Papiergeld gemaust. Täter natürlich entkommen."

So berichtete beim Dämmerschoppen der Stadtarzt Doktor Winter und fragte gleich darauf lachend: „Herr Berghuber, warum erschrecken Sie so, Sie sind ja ganz blaß geworden? Haben Sie Ihr Geld nicht sicher oder glauben Sie, daß auch an unserem Tische ein Langfinger sitzt?"

Die ganze Tischrunde wandte sich dem kleinen Apotheker Berghuber zu, dessen rundes, rotes Gesicht tatsächlich für einen Augenblick die blühende Farbe verloren hatte.

„Herr Doktor," rief das kleine Männchen, „ich fürchte und glaube gar nichts, aber wenn ich etwas von Taschendieben höre, wird mir heute noch schwül zumute, da mir das unangenehmste und peinlichste Ereignis meines Lebens in Erinnerung kommt. Wegen solchen niederträchtigen Halunken habe ich einmal fast Blut geschwitzt, und nie vergesse ich jene Stunden."

Der Apotheker war vor Erregung wieder blaurot im Gesicht geworden.

„Da müssen Sie aber schön gerupft worden sein," lachte Doktor Winter, „daß Sie den Schrecken heute noch nicht überwunden haben."

„Gerupft," brummte Herr Berghuber, „keine Spur davon, keinen Pfennig haben sie mir stibitzt, im Gegenteile. Aber als richtiger Taschendieb bin ich verhaftet worden und bin fast vierundzwanzig Stunden in Untersuchung gesessen, bis sich endlich das fatale Mißverständnis klärte."

Einen Augenblick sahen die Herren den Apotheker verdutzt an, dann brachen sie wie auf Kommando in lautes Lachen aus.

„Lachen Sie nur," schrie Herr Berghuber wütend, „lachen Sie meinetwegen, ich möchte sehen, ob Sie gelacht hätten, wenn Sie damals in meinen Schuhen gesteckt hätten."

„Davon haben Sie uns aber noch nie erzählt", meinte Doktor Winter beschwichtigend.

„Ich spreche nicht gern von dieser Sache", murrte der Apotheker.

„Heute aber haben Sie gewiß den ersten Schrecken hinter sich," sprach Doktor Winter, „und nun könnten Sie es wagen, wir sind sehr neugierig."

Der rasch besänftigte Apotheker kam dem Wunsche seiner Freunde nach, stärkte sich vorerst aber noch mit einem großen Schlucke.

„Ich war", begann er, „damals achtundzwanzig Jahre alt und Gehilfe in der ersten Apotheke einer großen rheinischen Stadt. Also noch sehr jung, und da ich gerne auf junge, hübsche Mädchen Eindruck machen wollte, ein wenig oder vielleicht nicht nur ein wenig eitel. Damals waren gerade die feschen Sportkappen Mode geworden, in allen Variationen und Farben trug sie jung und alt, gleichgültig, ob man einen Sport trieb oder nicht.

Zwei Stunden von jener Stadt entfernt lag eine zweite, kleinere, in der alljährlich im Frühling und im Herbst großer Jahrmarkt abgehalten wurde. Da ging es dann oft toll her, besonders bei den Vergnügungsbuden, und da auch die Landleute aus der ganzen Umgebung dort zusammenkamen und auch aus unserer Stadt ganze Scharen zum Jahrmarkt pilgerten, herrschte dort stets ein reichbewegtes, buntes Leben.

Wieder einmal war Herbstjahrmarkt, und an einem sonnigen Septembertage benützte auch ich einen dienstfreien Nachmittag und fuhr hinüber. Ganz allein, denn ich hatte keinem von meinen Bekannten ein Wörtchen gesagt. Ich wollte nämlich so nebenher ein wenig Herzen brechen, man konnte auf dem Jahrmarkte stets wunderhübschen Rheinländerinnen begegnen, und da mochte ich keine Freundesbegleitung haben. Tags zuvor hatte ich mir in einem Hutgeschäfte, unweit der Apotheke, eine fesche, braunsamtene Kappe gekauft, die mir ausgezeichnet zu Gesichte stand, und die ich stolz wie ein Spanier trug.

Ich fuhr also zum Jahrmarkte, und war bald mitten drinnen in dem lebensgefährlichen Gedränge, das auf dem Platze der Volksbelustigungen herrschte. Von allen Seiten wurde man geschoben und gestoßen, und in kurzer Zeit hatte ich manchen derben Puff und manchen Tritt auf die Hühneraugen weg. Aber das kümmerte mich nicht viel, denn ich war in fröhlichster Stimmung, da ich schon einige Male bemerkt zu haben glaubte, daß mir hübsche Landmädchen ihre verliebten Blicke zuwarfen. Gerade suchte ich so einem herzigen, schwarzen Käfer zu folgen, um mich ihm als Begleiter anzubieten, da bemerkte ich ganz in meiner Nähe einen Mann, der mir aus dem Grunde auffiel, weil er genau dieselbe braunsamtene Kappe trug, wie ich. Er schien Eile zu haben, denn er drängte durch die Menge, und, als er bei mir vor-

Digitized by Google

über wollte, ging es nicht ab, ohne daß wir heftig zusammenrannten. Unwillig wollte ich ihn nicht gerade höflich ersuchen, mehr acht zu geben, da war er aber auch schon spurlos verschwunden und, da ich meine schöne Unbekannte aus den Augen zu verlieren fürchtete, schaute ich mich nicht weiter nach dem Manne um.

In diesem Augenblicke zuckte ich erschreckt zusammen, denn wieder ganz in meiner Nähe gellte eine Stimme: „Zu Hilfe! Taschendiebe, man hat mir die Geldtasche gestohlen, Polizei, hierher!"

Ich wandte mich um und sah, wie sich in kürzester Zeit ein dichter Kreis von Menschen um einen schreienden und zappelnden Bauer drängte, der aus Leibeskräften nach der Polizei schrie. Plötzlich rief dieser verrückte Mensch, mit Fingern auf mich zeigend: „Der war es, der mit der braunsamtenen Kappe, der war kurz vorher neben mir, ich fühlte in der rechten Brustseite einen Stoß, und als ich nach der Tasche griff, war sie weg. Polizei, hierher!"

Im Nu war ich umstellt, Stöcke und Fäuste hoben sich drohend in die Höhe, unheimlich böse Blicke trafen mich aus zahlreichen Augenpaaren, und ich weiß nicht, was geschehen wäre, wahrscheinlich hätten sie mich gelyncht, wenn nicht ein Polizist aufgetaucht wäre, dem nun die schreiende Menge und der zeternde Bauer die Sachlage erklärten. Dann packte mich der Hüter der öffentlichen Ordnung beim Kragen und schob mich durch die Menge zum Wachtlokale.

Ich beteuerte meine Unschuld, ich schimpfte, fluchte und tobte, es half alles nichts, mit mußte ich. Hundertemal hörte ich die Worte: „Ein Taschendieb auf frischer Tat ertappt", und tausend Hände zeigten auf mich. Ich schämte mich fürchterlich und hatte eine Wut zum Bersten. Auch mußte ich noch sehen, wie meine Schöne einen baumlangen Infanteristen etwas sehr herzlich begrüßte, dann stand ich im Wachtzimmer.

Noch einmal beteuerte ich meine Unschuld und erklärte das Opfer eines traurigen Mißverständnisses zu sein, aber der Bauer schwur Stein und Bein, kein anderer als ich könnte ihm die Tasche geraubt haben. Kaltblütig ging nun der Polizeisergeant daran, meine Taschen zu untersuchen, und da — meine Herren, geschah das Unglaubliche, Unfaßbare, das mich erschauern und erstarren ließ. Aus meiner rechten Rocktasche zog der Polizist mit höhnischem Grinsen drei Brieftaschen, die sämtlich größere Beträge enthielten, und eine goldene Damenuhr hervor.

„Hab' ich's nicht gesagt," frohlockte der Bauer, dieser infame Kerl, und führte vor Freuden den reinsten Indianertanz auf, „das ist meine Tasche, die schwarzlederne, und siebenhundertfünfzig Mark sind darinnen."

Es stimmte auf den Pfennig. Mich hatte eine Art Betäubung ergriffen; ich war nicht fähig, ein Glied zu rühren, und meine Zunge versagte völlig, nur einige unartikulierte Laute brachte ich hervor.

„Sind Sie immer noch unschuldig?" rief der Sergeant höhnisch und mußte mich dann aber gleich beschützen, denn der rabiate Bauer bekam einen Wutanfall und wollte mir mit seinem niederträchtigen Stecken zu Leibe.

Da ich den Polizisten nicht die Freude tat, zu gestehen, wurde ich bald darauf ins Untersuchungsgefängnis überführt. Nun kam eine Nacht, doch ich will schweigen davon, noch heute denke ich mit Entsetzen daran. Endlos schien sie mir, wie hundert Nächte, und ich schloß kein Auge. Endlich am Vormittage wurde ich dem Untersuchungsrichter vorgeführt. Es war schon ein anderer Häftling da, und auf dem Tische lagen zwei braunsamtene Kappen. Ich betrachtete mir den Mann und — erkannte ihn sofort. Es war der, der gestern die die gleiche Kappe wie ich trug und mich anrannte.

„Fatales Wiedersehen," lachte der Richter und meinte liebenswürdig, „euch Halunken werden wir das Handwerk auf einige Zeit legen."

Er fragte mich dann, ob ich den anderen kenne.

„Kennen," antwortete ich, „das nicht, aber gesehen habe ich ihn gestern zum erstenmal"; und ich erzählte den Vorgang und nannte den Grund, warum ich mich des Mannes entsinne. Der Richter lächelte nur spöttisch.

„Dann haben Sie also", wandte er sich an den anderen, „diesem die drei Taschen und die Uhr zugesteckt, denn diese Sachen wurden bei ihm gefunden."

Da entfuhr dem Häftling ein wilder Fluch, und er platzte heraus: „Nichts da, den kenne ich nicht."

Das war nicht gelogen, der Richter erkannte es sofort. Nun erklärte ich nochmals, wer ich sei und verlangte die sofortige Vernehmung meines Chefs und des Hutmachers M., die meine Angaben bestätigen würden. Wie die gestohlenen Sachen in meine Tasche kämen, sei mir ein Rätsel.

Ich wurde wieder abgeführt und erst zwei Stunden später neuerlich zum Verhör gerufen. Da standen nun mein Chef und der Hutmacher.

„Herr Berghuber," rief lachend der erstere, „was stellen Sie für Sachen an?"

Mir fiel zwar ein Stein vom Herzen, aber zum Lachen war mir immer noch nicht.

Das Rätsel löste sich nun bald auf. Der Hutmacher erzählte, er hätte vor einigen Tagen im Verlaufe von zwei Stunden neun solcher braunen Samtkappen verkauft. Zuerst kamen acht Burschen, darunter auch der eine Häftling, die neunte endlich hätte ich gekauft.

Dem Richter war nun die Sachlage ganz klar, und er erklärte sie uns. Die Taschendiebe behalten das gestohlene Gut, um nicht überführt werden zu können, nicht lange bei sich. Möglichst rasch stecken sie es einem Genossen, der immer in der Nähe ist, zu. Die acht Burschen gehörten einer Bande an und, damit sie sich im Getümmel schneller

Digitized by Google

fänden, statteten sie sich alle mit den gleichen, sofort kennbaren und nicht ganz gewöhnlichen Mützen aus. Unglücklicherweise hätte ich auch eine solche gekauft. In der Eile hielt mich der Dieb für einen Genossen und ließ die geraubten Sachen in meiner Tasche verschwinden, wo sie mir so verhängnisvoll wurden. Dieser Dieb wurde wenig später auf frischer Tat ertappt; nach den anderen Samtkappen forschte die Polizei mit allem Eifer, aber das Pech ihres Genossen hatte sie schon gewarnt.

Ich aber warf die braunsamtene Kappe, die mir so vorzüglich zu Gesichte stand, ins Feuer und wählte seitdem etwas weniger auffallende Kopfbedeckungen."

*

Vision

Wir saßen am niederen Feuer im Kreis,
Die Scheiter glommen wie Kohlen,
Und sannen. Einer im Schlafe leis
Lachte. Schwer und gespensterweis
Brauten die Nebel durch Polen.

Was ist? Ein geisternder Nebeltrug
Durch Felder, die morgenschwer tauen?
Ein kettenlanger, unheimlicher Zug,
Den ein dunkles Schicksal ins Ödland verschlug,
Mädchen und Kinder und Frauen.

Da, Stille plötzlich. Wir lauschten bang.
Stimmen, im Winde verloren,
Stimmen wie weicher Frauengesang
Wallten nach Osten, wo feuerblank
Licht stand hinter nachtgrauen Toren.

Wo jüngst eine Schlacht mit dem Feinde stand,
Und die Kreuze der Toten ragen,
Dahin hat durch nachttief schweigendes Land
Schemenhaft blasser Frauen Hand
Schwerrauschende Kränze getragen.

Wie Träume der Liebe, die strauchelnd gehn,
Die liebsten Toten zu finden,
Wir sah'n sie an schlafenden Hügeln stehn,
Dann westwärts wieder im Dunst zergehn,
Verraunt und verrauscht von den Winden.

Hellmuth Unger.

Bücherbesprechungen

Karl Jünger: Deutschlands Frauen und Deutschlands Krieg. Ein Rat-, Tat- und Trostbuch. Gesammelte Blätter aus Frauenhand. Ladenpreis geheftet 2,50 M., in Leinwand geb. 3,50 M. Soeben erschienen im Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Lieben heißt opfern! Das ist das Wesen allen Frauentums. Unsere Helden zogen hinaus ins Feld — aber hinter jedem stand eine Frau und Mutter, die ihn mit ihren Wünschen begleitete. Fremd war ihr des Krieges Handwerk, nicht zu hassen und zu kämpfen, zu lieben und zu beten, zu warten und zu hoffen war sie da. Leben zu geben, zu nähren und zu pflegen war sie geschaffen — und sie legte ihren Mann und Sohn und Vater, ihren Bräutigam und Bruder als Opfer auf den Altar des Vaterlandes. Das Leben der Nation, das in ihrem Atem, in ihrem Fleisch und Blut pochte, ließ sie Taten der Liebe und Lebenshingabe tun, deren Spur nicht in Annen untergeht. Zum Wirken in der Familie war die Frau berufen, deutsche Sitte und deutsche Frömmigkeit, deutsche Sprache und deutsche Art im Hause zu pflegen und in der Heimat zu verbreiten. Notleidenden zu helfen, Trauernde zu trösten, Mutlosen den Mut zu stählen war ihres Geschlechts und ihres mütterlichen Geschlechtsbewußtseins Anteil. Die gewaltige Woge der Zeit hat auch sie gefaßt, sie über sie selbst hinausgehoben. So wuchs ihr die Kraft täglich stärker und die Einsicht täglich klarer empor, durchzuhalten, zu helfen bis zum letzten Blutstropfen und zur letzten Brotkrume, in Rausch und Opferseligkeit fast, in himmelstürmender Kampfeslust und ahnender Siegesfreude oft — ein Gefühl, weit über alles Glück und allen Schmerz hinaus, die deutsche Erde bereitend für den Samen kommender Ernte. Alles das spiegelt sich in den Stimmen deutscher Frauen wieder, die dies Buch vereinigt. Allen Gebieten des öffentlichen Lebens angehörend, alle Konfessionen, Parteien und Richtungen vertretend, liefern diese deutsche Frauen den Beweis, wieviel stilles Heldentum in diesem Kriege in der deutschen Frau wach und tätig gewesen ist, ein Denkmal aufrichtend für alle kommenden Zeiten, und Wege weisend für die Entwicklung der deutschen Frau bis in die ferne Zukunft. Mit Stolz können wir heute dem Wort Bismarcks über den preußischen Leutnant und einem andern Wort vom deutschen Schulmeister, der 1866 und 1870 gewann, ein drittes anfügen und nach Bismarck ausrufen: Die deutsche Frau macht uns niemand nach!

Erika Riedberg: Lachende Königin. Roman. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark. Verlag Theodor Gerstenberg in Leipzig.

In ihrem neuesten Roman schildert uns Erika Riedberg die zuversichtliche, selbstverständliche Liebe, die mit Lachen und Jauchzen den geliebten, gleichgestimmten, gleichwertigen Menschen zu sich reißt. — Auch in diesem Roman klingen ernste und auch heitere Töne und man wird die Gestaltungskraft der Verfasserin, die in ihrem letzten Roman „Aus Tiefen" allseitige größte Anerkennung erfuhr, noch verstärkt finden. Dieses Buch legt man nicht unbefriedigt aus der Hand, man liest es mehrmals. Der Umschlag des Buches ist offenbar gut gemeint aber leider total mißlungen.

Digitized by Google

Vermischtes

Feierstunden deutscher Geschichte. In dieser großen Zeit lohnt es sich, wieder einmal auf die Tatsache hinzuweisen, daß führende Männer, die in heiliger Sache zum ganzen Volke reden wollen, den nichtigen Schmuck des Fremdwortes verschmähen. Mit Recht: In den Feierstunden deutscher Geschichte soll nur deutsches Wort erklingen. Wie sehr auch vor den Freiheitskriegen das gesellige Leben gerade der oberen Klassen unseres Volkes vom Fremdwort durchseucht war: der lange, von Theodor von Hippel verfaßte Aufruf, mit dem sich Friedrich Wilhelm III. am 17. März 1813 an sein Volk wandte, enthielt nur ein einziges Fremdwort (Existenz). Wilhelm I. und Bismarck gebrauchten, alter Gewohnheit folgend, viele Fremdwörter, aber die Aufrufe, mit denen 1870 der ehrwürdige König zum Kampfe rief, und der ergreifende Nachruf, den Bismarck 1888 seinem kaiserlichen Herrn im Reichstag widmete, sind, an dem damaligen Sprachgebrauch gemessen, reine Urkunden unserer Sprache. Die Kaiserbotschaft vom 17. Januar 1871 „An das deutsche Volk" ist ein Muster sprachlicher Reinheit. Sie enthält 240 Wörter, von denen nur die eingebürgerten Titel Fremdlinge sind.

Würdig reiht sich diesen Perlen deutschen Schrifttums der am 6. August vorigen Jahres veröffentlichte Erlaß unseres Kaisers an sein Heer an. Da tritt kein fremdes Wort zwischen Kaiser und Heer. Den Ausdruck „Furor Teutonicus", den Millionen unseres Volkes nicht verstanden haben würden, meidet der Kaiser und spricht dafür von dem kriegerischen Geiste unseres Volkes, „der von jeher die Furcht und der Schrecken unserer Feinde gewesen ist". In der kühlen Amtssprache des Aufrufes zur Gestellung befiehlt der Kaiser die Mobilmachung, der Erlaß an das Heer dagegen beginnt in reindeutscher und daher feierlicher Sprache: „Nach 43jähriger Friedensarbeit rufe ich die deutsche waffenfähige Mannschaft zu den Waffen."

So mahnt uns die Form dieses denkwürdigen Erlasses, daß wir auch in unserem Ausdruck die Schlußworte des Erlasses beherzigen:

Gedenket, daß ihr Deutsche seid!

M. Rau (Zwickau).

Wie der Name Antwerpen entstand. Vor dem Rathause zu Antwerpen ragt ein Denkmal auf, das besondere Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nimmt, zugleich aber auch ein gewisses Nachdenken auslöst.

Auf einem mächtigen Unterbau, der Trümmer zerstörter Mauern vortäuscht, liegt lang ausgestreckt der gewaltige Körper eines Riesen. Der Kopf und die rechte Hand sind ihm abgehauen. Über den Körper hinweg schreiten vier phantastische Bronzefiguren, die des Riesen Haupt an den Haaren drohend in die Luft recken. Ferner ist noch die Gestalt eines Kriegers in voller Waffenrüstung sichtbar, der die abgehauene Hand des Riesen über sein Haupt schwingt, als wolle er sie in die Fluten der Schelde schleudern.

Eine Sage deutet das Denkmal und gibt zugleich Aufschluß über die Entstehung des Namens der alten Hafenstadt.

Vor vielen hundert Jahren lag an der Stelle des heutigen Antwerpen ein armes Fischerdorf. Nicht weit davon, dicht an der Schelde, protzte eine stattliche Burg mit hohen Türmen, starken Mauern und tiefen Gräben. Der Riese Druon Antigon hauste hier. Er war der Schrecken des Landes. Für unbezwinglich galt seine Burg. Voller Angst schauten die Dorfbewohner stets nur zu ihren Zinnen und Quadern empor. Willig leisteten sie alle Abgaben und Dienste, die der grausame Burgherr von ihnen heischte. Dessen Auge schaute nur mit kaltem Hohn auf die seufzenden Männer, Weiber und Kinder. Wehe, wenn irgendeine Klage an sein Ohr drang!

Nur sehr wenigen war es im Laufe der Jahre vergönnt gewesen, das Innere der Burg zu betreten. Und sie wußten Wunderdinge zu erzählen von den dort aufgespeicherten Kostbarkeiten. Aus aller Herren Länder hatten die Raubschiffe des Riesen, die auf allen Meeren kreuzten, um friedliche Handelsfahrer zu kapern, sie hierher getragen. Kostbare Edelsteine funkelten neben Schwertern aus blankem Stahl. Goldene und silberne Waffenrüstungen, einst mächtigen Fürsten und Herren gehörig, schmückten halbdunkle, tiefe Nischen. Vor den mächtigen Kaminen breiteten sich Felle von Tieren, die fern in den Tropen hausten. Kostbare Teppiche aus den feinsten Geweben deckten die Wände. Seltsames Gleißen und Leuchten erhellte die weiten Räume, wo die Sonne in vollen Lichtgarben hindurchflutete. Der Riese aber saß dann in dem Rittersaal und hielt mit gleichgesinntem Raubgesindel festliche Gelage, die sich bis tief in die Nacht hinein ausdehnten.

Immer mehr schwoll Antigons ungeheurer Reichtum an. Jedes Schiff, das die Schelde befuhr, ließ er anhalten. Nur gegen ein hohes Lösegeld konnte es seine Freiheit zurück erhalten. Weigerten sich die Seeleute, ein solches zu zahlen, so wurde das Schiff einfach ausgeraubt. Dem Kapitän schlug man die rechte Hand ab und warf sie in die Schelde. Dann durfte er zu seinem geplünderten Schiff zurückkehren, mit dem die entsetzte Mannschaft schleunigst die hohe See zu erreichen trachtete.

Die Kunde von den Greueltaten Druon Antigons verbreitete sich schnell durch das ganze Land. Die Seeleute warnten einander vor dem Raubritter, dessen Gebiet sie „Handwerpen" nannten.

So sehr auch Antigons Frevel um Rache schrien, lange Jahre wagte niemand, den Fürchterlichen zu befehden. Endlich zog der Statthalter einer Nachbarprovinz, Salvius Brabo, ein kühner Kriegsheld, mit einem wohlausgerüsteten Heere der trutzigen Burg zu. Wild gellten die Hörner. Und voll bangen Schreckens schauten die Fischer dem Heerzug nach. Glaubten sie doch, er ginge sicherem Verderben entgegen. Aber es sollte anders kommen. Nach langer, schwerer Belagerung stürmte Brabo die Raubburg. In tollem Ringen, davon die Zinnen und Söller bebten, tötete er den gefürchteten Unhold, schlug ihm das Haupt und die rechte Hand ab, und — ließ sie in die Schelde werfen.

Das von seinem Peiniger befreite Land atmete auf. Und alles jubelte dem Retter zu. Aus Dankbarkeit nannte das Volk nun nach ihm die Heimat „Brabant". Der Ort an der Schelde aber behielt für immer den Namen „Handwerpen". Daraus bildete sich dann im Laufe der Zeiten „Antwerpen".

An diese Sage gemahnt außer dem Rathausbrunnen auch noch das Wappen der Stadt. Es zeigt auf blutrotem Grunde eine Burg mit zackigen Türmen. In dem oberen Teil schweben rechts und links je eine Hand.

A. G. Krüger.

Inhalt des Heftes 34: Stärker als Liebe. Roman von Arthur Achleitner. — Bulgariens erster Zar. Roman von Detlev Stern. (Schluß). — **Beiblatt:** Musik. Gedicht von Franz Lüdtke. — Frauendenkmäler. Von A. M. Witte. — Die braune Samtkappe. Humoreske von Wolfgang Kemter. — Vision. Gedicht von Hellmuth Unger. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 20. Mai 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 35

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Janke Verlag * Nachdruck verboten

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode)

Lu Dorsay preßte sich mit dem linken Arme fest gegen den weißgedeckten Tisch, der die große Aufschrift „Reserviert für die Künstler" trug, — verschränkte die Hände in einen großmächtigen Muff, und versuchte sich selbst weiß zu machen, daß das innerliche Frösteln, mit dem zugleich ein ängstliches Unbehagen ihr den Rücken herunterrann, nur von der äußeren Kälte kam.

Hinter den festgeschlossenen Lippen zitterten ihre Zähne ganz leise.

Im Saal war es wirklich noch recht kalt, leer und dunkel, denn Publikum und Lichtfluten sollten ihm erst Glanz und Wärme verleihen.

Ängstlich zusammengekauert saß Lu in dem großen öden Raum, in einen schwarzen Samtmantel mit breitem Pelzkragen gehüllt, das schwarze Mützchen so tief in Stirn und Nacken gezogen daß sich gerade nur eine dicke, kohlschwarze Locke bis zur Braue herausdrängen konnte. Ihre unruhigen, funkelnden, dunklen Augen glitten rastlos über die vielen leeren Stühle, die Reihen weißgedeckter Tische, die so tot und gespenstig aus dem dunklen Raume hervor schimmerten, bis endlich hinten am Eingange die schmalbrüstige, etwas nach vorn gebeugte Gestalt Julius von Benzbergs auftauchte, Direktor des Kabaretts: „die Büchse der Pandora", — das heute seinen Eröffnungsabend feierte.

Lu aber fühlte sich auch durch das Erscheinen des Direktors nicht beruhigt. Im Gegenteil! Denn in seiner Hand lag jetzt ihr Schicksal!

Fand er, daß sie mit ihren Darbietungen gefiel, wurde ihr Leben, — vorläufig wenigstens — durch ein abgeschlossenes Engagement in ruhige, ihr sorglos erscheinende Bahnen gelenkt. Geschah das aber nicht, dann . . . . .

Lu Dorsay schüttelte heftig den Kopf, ihre scharfen, weißen Zähne gruben sich fest in die Unterlippe, ihre dunklen Augen wurden starr.

Ein grenzenloses Gefühl der Angst, der Haltlosigkeit und des Verlassenseins überfiel sie plötzlich. Keinen Menschen in der ganzen weiten Welt gab es, der sich um sie sorgte, der an ihrem Ergehen teilnahm! Keinen — seitdem sie Mann und Heim eigenmächtig verlassen, um sich selbst ein neues Leben zu zimmern. — —

Noch hatte sie nichts bereut, . . . reichte die Summe, die sie damals besessen und mitgenommen, aus, — aber wie bald würde sie zu Ende sein! Schlug der heutige Abend fehl, — dann . . . .

Warum hatte sie der Versuchung auch nicht widerstehen können, sich schick und elegant einzukleiden! . . . . Mit dem, was Mantel und Hut für ihre Verhältnisse zu viel gekostet, — hätte sie noch ein weniges länger existieren können. Dazu kam die elegante Abendtoilette, die der Direktor bei ihrem Auftreten verlangte, und die sie nach ihrem überfeinen Geschmack, ohne Rücksicht auf die Kosten für sich zusammengestellt hatte.

Es war so herrlich, einmal ihrer Neigung folgen, ihrem stark ausgeprägten Schönheitsgefühle das maßgebende Wort gönnen zu können. — Die Stoffe waren dünn und fein wie Spinnweben, so wie sie es liebte, — und ein

Digitized by Google

fast wollüstiges Entzücken überfiel sie, wenn ihre Finger leise darüber hinstrichen.

Diese leichten, weichen, durchsichtigen Massen! — Ja, es war doch gut — so wie es gekommen! — Frei war sie! — Und so jung! So lebensdurstig! — Was konnte es Schöneres geben! — Ihr früheres Leben — das einer bürgerlichen Ehefrau, festgelegt in engste Grenzen, geknebelt und gebunden in allem, lag hinter ihr. — Zurück hätte sie um keinen Preis gewollt! Also vorwärts, — hinein in die Zukunft, — kopfüber, wenn es sein mußte, — aber kein Grübeln mehr, kein Nachdenken! —

Lu hob trotzig den Kopf. — An den lasziven Text, den sie von diesem scheußlichen roten Podium herunter allen Leuten im Saal in das Gesicht singen sollte, wollte sie gar nicht denken.

Zuerst hatte sie sich gegen den Inhalt der Verse gesträubt, sich ihrer geschämt. — Aber schließlich, — — wenn die Existenz davon abhängt! . . .

Es kannte sie ja auch keiner hier, niemand wußte, woher sie kam! —

Ihr erstes Auftreten!!

Fürchtete sie sich jetzt etwa wieder — weil das innere Frösteln sich wiederholte? Nein — nein, es war nur die Erinnerung an Vergangenes. —

Inzwischen hatte der Saal ein anderes Gepräge bekommen. Das Licht mehrte sich, Kellner tauchten hie und da auf, — am Flügel, der die eine Ecke des Podiums einnahm, griff Willy Enders, der musikalische Beistand des Kabaretts, einige Akkorde.

Nun trat Herr von Benzberg zu ihr und begrüßte sie lächelnd.

„Sie sind sehr früh gekommen, Fräulein Dorsay, — — da macht alles hier einen erkältenden Eindruck. Aber fürchten Sie sich nicht! Mit dem Publikum kommt die Stimmung. —

„Wenn es nun aber ganz leer bleibt?" fragte sie naiv.

Er lächelte. „Das wollen wir doch nicht voraussetzen". In ihr kleines blasses Gesicht blickend, das ihn so eigen ansah, setzte er freundlich hinzu: „Kein Lampenfieber, bitte, es ist ganz unnötig. Sie werden gefallen! — Darum nur Mut!"

Lus Unterlippe zitterte. Am liebsten wäre sie in Tränen ausgebrochen, hätte geschrien: Ich kann nicht! — Kann nicht!! — Ich schäme mich und habe alles vergessen; — ich will fort von hier . . . Aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

„Warum hat die Mitzi Sie so früh und allein gehen lassen?" sagte er fast vorwurfsvoll; „sie kennt doch die Zeit des Anfangs!"

„Ich bin fortgegangen, ohne ihr etwas zu sagen."

Lus Stimme zitterte, sie sah ganz elend aus. Benzberg schüttelte den Kopf, er wollte ihr wieder Mut zusprechen, aber da kam Lexi Heiner mit dem blassen, totmüden Gesicht und dem immer wie zum Gähnen verzogenen Munde. Seine vorgewölbten Augen blinzelten schläfrig.

Lu hatte ihn zwei Mal in den Proben singen hören, seine Stimme war wundervoll, und sie begriff nicht, daß er hier auftreten mochte, da ihn doch jedenfalls jedes große Theater genommen hätte. Sie wollte ihn einmal darnach fragen, wenn sie erst ein wenig bekannter mit dem Kunsteleven geworden, denn die Einzige, die ihr bisher näher getreten, war Mitzi Fink, durch deren Vermittlung sie auch den Weg hierher in das Kabarett gefunden hatte.

Da trat sie ein, und Lu atmete auf. Die kleine üppige, weißhäutige Blondine nickte ihr schon von weitem vertraulich zu, und Lu nickte wieder und fühlte sich leichter werden.

Mitzi Fink behielt noch ihren alten, häßlichen Mantel an, der sie gar nicht kleidete, schüttelte sich ein bißchen, setzte sich dann neben Lu und klagte über die bittere Kälte.

„Ein Wunder, daß man sich hier keine Halsentzündung holt!" sagte sie ärgerlich, winkte eifrig Benzberg heran und begann auch ihm vorzuklagen. Er lächelte aber dabei und zeigte auf seinen Frack.

„So schlimm ist es doch nicht, Frau Fink. Sie haben wohl zu Hause sehr eingeheizt."

Mitzi sah währenddessen in sein bleiches, schmales Gesicht, in dem sich um die Augen dunkle Ränder zogen.

„Sie sollten sich auch wärmer halten, Benzberg," sagte sie mütterlich. „Sie schauen schlecht aus."

Digitized by Google

Er schüttelte nur den Kopf, und da sah Lu zuerst, daß er eine beginnende Glatze hatte und mit dem Rest der Haare sehr sparsam umgegangen war. Auch schien er ihr heute abend viel älter als sonst; auf mindestens vierzig Jahre taxierte sie ihn.

Mitzi lachte schon wieder freundlich. Sie brannte immer gleich zum Dache hinaus, das kannte jeder an ihr, aber ebenso schnell war die Hitze wieder verflogen.

„Temperament!" war dann ihre lachende Entschuldigung. „Temperament!" — Mit fast allen Kollegen war sie auf du und du, auch mit dem Direktor. Seit zwei Jahren wirkte sie ja schon an seinem Kabarett.

„Bei uns gibts kein großes Feuer mehr, Benzberg," lachte sie schalkhaft, „aber gut temperiert ist's alleweil." — Dann zog sie aus dem sehr umfangreichen Pompadour ein kleines winziges Kinderstrümpfchen hervor, an dem sie munter zu stricken begann, dabei immer lebhaft schwatzend und ungeniert in ihren häßlichen Mantel gehüllt. Eine Hand griff ihr plötzlich von rückwärts über die Schulter.

„Kompromittiere uns doch hier mit deiner Hausfraulichkeit nicht, Mitzi," sagte eine weiche, volle Stimme und hielt die emsigen Hände fest, „das glaubt uns ja doch keiner!"

Mitzi sah auf. Ihr frisches, fröhliches Gesicht hätte für die Bühne keiner Nachhilfe bedurft, trotzdem hatte sie es daran nicht fehlen lassen.

„Jesses, die Nelda! Und so früh schon, heut? — Das war doch sonst nicht deine Art?" rief die Fink vergnügt, hielt die weiße Hand fest und sah zu der großen, üppigen Gestalt auf, die in einen dunkelroten, mit russischem Pelz verbrämten Mantel geknöpft war, und deren Kopf funkelndes rotes Haar bedeckte.

Obgleich längst über die Jugendgrenze hinaus, machte die Nelda doch noch einen recht distinguierten Eindruck. Etwas Kühles, Abweisendes umwehte sie fühlbar.

Lu hatte sie noch nicht gesehen und betrachtete sie erstaunt und bewundernd. Mitzi freute sich ihrer Freundschaft, das war klar, sie wies nun auch eifrig auf einen neben ihr stehenden Stuhl. „Setz dich her, Gret! Ich freue mich recht, daß du wieder hier bist."

Die Nelda aber schüttelte den Kopf.

„Schau her, Mitzi, d e n bringe ich dir. — Es ist m e i n Dichter, den ich mir im Sommer aufgelesen habe. Ach, was sage ich! — Aufgelesen? — Gestohlen! — Einfach gestohlen aus einem Kloster. — Die Tonsur ist schon weg . . ." Sie strich ihm leise mit dem Finger über das dichte Haar — „die Weltfremdheit darf er schon noch ein Weilchen behalten. Das ist so lieb, Mitzi, — besonders für Unsereinen! — Nicht? Und nun Bubi, küß ihr die Hand, hörst du?"

Die schmale Jünglingsgestalt, deren Antlitz einen asketischen Ausdruck trug, beugte sich tief errötend auf die quabbligen Finger der Mitzi, die dabei etwas verdutzt aussah.

„Du mußt doch alleweil was Besonderes haben, Nelda", sagte sie dann und überflog den ihr vorgestellten mit prüfendem Blick. Gret Nelda nickte.

„Wie ich zu ihm gekommen bin, ist ein ganzes Märchen, — aber das bleibt unser Geheimnis, Bubi, nicht wahr? Die Hauptsache ist, daß er dichten kann, Mitzi! — Dichten!! . . . Na, du wirst ja hören, ich bringe ihn nämlich heute abend heraus, — zum ersten Male, und das Kind hat Lampenfieber."

„D i e s Kind hier auch", sagte Mitzi und zeigte auf Lu. „Fräulein Lu Dorsay." Die Nelda kniff ein wenig die Augen zu. „Eine entzückende Person! Wo hat denn der Benzberg die her? — Was kann sie?" fragte sie halblaut.

„Kleine Chansons singen", entgegnete Mitzi laut, ohne Rücksicht darauf, ob Lu es hörte. „Ich habe sie entdeckt! Aber bei der wird es vor allen Dingen das Aussehen machen. — Lu, Lu . . . ." sie schaute ihrer Nachbarin in das Gesicht, in dem böse Falten und funkelnde Augen standen. „Jetzt machen Sie aber meine Lobpreisungen zu schanden! — Wie eine Hexe schauen Sie ja aus." Lu öffnete den Mund, schloß ihn aber wieder so heftig, daß die Backenmuskeln sich spannten. Ein großer Zorn stieg in ihr auf und daneben helle Verzweiflung. Also auch Mitzi glaubte nicht an ihr Können! — Und sie wollte doch groß werden! — Groß und berühmt.

Die Nelda nickte ihr leicht zu, reichte der Mitzi die Hand und ging mit ihrem Bubi an

Digitized by Google

die andere Seite des Tisches, wo noch zwei Stühle frei waren.

„Wie heißt er denn eigentlich, der Bubi?" fragte Mitzi und packte ihr Strickzeug endgültig ein. „Ich habe nicht hingehört," entgegnete Lu und zuckte die Achseln; sie war der Mitzi böse.

„Nicht hingehört, Kindl? So, so! — Na, die Nelda muß eben immer ihre Sensation haben — und findet sie auch! — Bin nur neugierig, was das Bürschchen dichten kann. Schaut mir nach rein nichts aus, — als nach neunzehn Jahren und nach Hunger. — Freilich, — wenn die Nelda will . . ."

„Sie sind sehr absprechend, Mitzi," sagte Lu gekränkt, „ich singe schlecht, und er kann nichts."

„Seien Sie kein Schaf, Kleines," entgegnete Mitzi gelassen . . . „Ihrer Stimme wegen habe ich Sie nicht ausgebildet, — auch der Kapellmeister nicht, das sollten Sie doch wissen! — Und nun schauen Sie sich mal das Herrgottskäferlein da drüben an, ja!"

Lu heftete ihre Blicke forschend auf das bleiche, schmale Jünglingsgesicht ihr gegenüber. Das erwiderte den Blick voll und ohne auszuweichen. Sie erschrak fast.

„Er hat ja einen harten Mund und glühende Augen", sagte sie, erstaunt daß Mitzi nichts davon gesehen. Ich glaube, er ist kein Bubi mehr."

Mitzi lachte.

„Lassen Sie das nicht die Nelda hören, Kindl! — Sie liebt keine Kritik an ihren Besitztümern."

„Besitztümer!" dachte Lu verwundert, und sah wieder hinüber, aber diesmal ohne seinen Augen zu begegnen. — — — —

Nun flammten die langen elektrischen Lichtschnüre, die von der Decke herabhingen, plötzlich in blendender Helle und glänzender Farbenpracht auf. Oben im Saale, auf einer Empore, erschienen rotberockte Zigeuner und stimmten ihre Instrumente, auch der Künstlertisch war jetzt besetzt voll, kein Stuhl mehr frei.

Zuerst saß da Blanche Tonnière, die mit ihrem richtigen Namen „Else Leidig" hieß. Klein, mager, reizlos, mit schütterem, blonden Haar und ausdruckslosen Fischaugen. Aber die Natur in ihrer Unberechenbarkeit hatte diesem unscheinbaren, dürftigen Ding einen männlichen Kehlkopf verliehen. Sie sang einen Baß wie der stimmkräftigste Mann, war mächtig stolz darauf und brüstete sich mit diesem Naturphänomen wie ein Pfau.

Lu gegenüber saß ein etwas eigenartig aussehendes Menschenkindl. Bis auf die Wurzeln abrasiertes Haar, Kummerfalten von der Nase zum Munde — und einen Ausdruck im Gesicht, als habe er Essig getrunken. Wenn Lu es bei den Proben nicht selbst gehört hätte, würde sie niemals geglaubt haben, daß dieser Mysantrop der Komiker war, dem es allabendlich gelang das Publikum zu brüllenden Lachsalven zu zwingen. Kurt Larssen kaute mißvergnügt an einem alten Zigarrenstummel, und als jetzt Menschen in Scharen in den Saal drangen, knurrte er nur ein Wort:

„Bande!"

Ganz am Ende des Tisches hockte ein Mädchen mit frechen Augen und frechem Gebahren, die Haare eiergelb, die Augen tiefschwarz untermalt. Lu sah sie an und fühlte sich abgestoßen.

„Wer ist das?" fragte sie Mitzi.

„Die Pia — mehr weiß ich nicht. — Wir nennen sie ‚die Fromme'. — Von der halten Sie sich aber weit ab, Lu."

Das ist kein Verkehr für Sie, — selbst wenn sie noch so liebenswürdig gegen Sie sein sollte."

Endlich kam noch „Heliogabal Müller", der der Mystik ergeben war und dementsprechende Verse vorzutragen hatte . . . Lu fand ihn geradezu widerlich, wie er sich mit verzückten Augen an den schläfrigen blonden Sänger lehnte und mit ihm tuschelte.

„Schauen Sie nur nicht allzu lange auf das Gewächs", sagte Mitzi und stieß sie in die Seite. „Er trägt durchbrochene Seidenstrümpfe, große Schuhschleifen und badet sich in Parfüm. — Ich denke, das genügt." —

Lu sah sie so erstaunt an, daß die Mitzi schleunigst abwinkte.

„Ist schon gut, Dorsay, aber merken Sie sich einmal, hier oben am Tisch sitzen die anständigen Leute, — das da unten ist Gesindel. Mit dem braucht man nicht zu verkehren."

„So etwas nimmt Herr von Benzberg überhaupt an?" fragte Lu entsetzt.

„Ja! Ja! Fragen Sie nicht so viel, Kleine,

Digitized by Google

sperren Sie selbst die Augen auf. Man nimmt, was man kriegen kann, wenn es nur zu brauchen ist! Es gibt überall anständige und unanständige Menschen im Leben — wo man auch hinschaut. — Jesses, wenn doch der Benzberg anfangen ließe! Alles ist ja gepackt voll im Saal. — Denn ich wollte, ich wäre erst wieder daheim bei meinem Mann und dem Buben. Immer habe ich Angst, daß da was geschieht, wenn ich weg bin."

Sie streifte jetzt den alten Mantel ab und saß nun in einer hübschen, halsfreien, blauseidenen Toilette da, die ihr sehr gut stand; und Lu mußte daran denken, wie bei ihr zu Hause ein unglücklicher, halbgelähmter Mann im Rollstuhle saß, in Gesellschaft eines lieben kleinen Bübchens, für die beide die Mutter durch ihr Auftreten im Kabarett das notwendige tägliche Brot verdiente. Sie hatte trotz ihrer glockenhellen Stimme, ihres hübschen Gesichtes das undankbare erste Auftrittslied zu singen, während dem es im Saal immer noch recht laut und unruhig zuging, so daß es meist ins Wasser fiel. Dafür trat sie aber auch nach der Pause zuerst wieder auf und konnte sich dann mit dem Heimgehen beeilen. Um Mitternacht, wenn die anderen noch lange mimten und sangen, konnte sie schon bei ihren Lieben daheim und im Bett sein. Das wog bei ihr mehr, als aller künstlerische Ehrgeiz.

Benzberg ging am Künstlertisch vorüber und überblickte die Gekommenen.

„Ich denke, wir fangen an. Benja kommt doch nicht pünktlich, und ist er erst da, kann er gleich auftreten. Wenn er in die Suppe fällt, muß er dann eben zurücktreten."

„Immer eine Extrawurst für den Benja!" grollte der Komiker. „Hätte er nicht solch gottvergessenes, großes Maul und drapierte sich aus eigenen Gnaden mit seinem Größenwahn, ließe sich kein Direktor seine Frechheiten gefallen."

Die Nelda zupfte ihn am Ohr.

„Vergessen Sie aber eins nicht, Kümmerling, er ist ein Genie."

Der Komiker verzog den Mund.

„Sagt er!"

„Nein — ist er!"

Er schickte aus seinen geschlitzten Augen einen schiefen Blick in ihren Busenausschnitt.

„Die Weiber haben ihn so verrückt gemacht; ich weiß!" knurrte er ingrimmig. „Sie auch Nelda!"

„Gewiß habe ich ihn gern", sagte sie ruhig.

Von dem andern Ende des Tisches schrie die Eiergelbe, indem sie sich weit vorbog: „Er hat mir heute morgen versprochen, daß er kommt. — Also — kommt er!"

Alles lachte, lächelte, grinste. Pia, „die Fromme", war wegen ihrer pikanten Abenteuer allgemein bekannt und brüstete sich gern mit ihren Beziehungen zu Benja.

Lu starrte inzwischen diesen großen, grausamen, blutrot gefärbten Mund an, in dem so viel Tierisches lag und hätte ihr am liebsten in das freche Gesicht geschlagen, obgleich sie noch nie etwas von Benja gehört oder gesehen hatte.

Die Zigeunerkapelle schwieg jetzt.

Oben auf dem Podium stand Benzbergs schmale Gestalt und hielt eine Ansprache an das Publikum. Er sah verblüffend fein und aristokratisch aus, als er sich leicht mit dem rotseidenen Tuch, das er aus der Frackweste zog, über das Gesicht fuhr. Vielleicht empfand Lu das am meisten, weil ihr hier alles neu und fremd war. Dann kam er herunter und holte die Mitzi. Ohne Aufregung, in geruhsamem Gleichmute ging sie durch das Publikum, erstieg das Podium und sang ein Paar ihrer frischen, kecken Lieder, die Lu schon oft in ihrem Heim von ihr gehört hatte.

Wie Lerchentriller klang jeder Ton, und wenn auch im Text mancher Scherz hätte eindeutiger sein können, und die Mitzi noch jede Pointe mit kühnem Wagen unterstrich, so wirkte doch nichts direkt abstoßend, weil die Worte aus einem frischen, reinen Gesichte kamen.

Lu klatschte in die Hände und freute sich über den Applaus, der ihr wurde. Am liebsten wäre sie ihr entgegen gelaufen und hätte sich an sie gehängt in ihrer jetzt wieder so großen Angst und Not.

Die Nummern folgten sich rasch. Heliogabal der Mystiker, — Lu verstand kein Wort von dem was er sagte, — der Sänger Heiner — dann noch ein anderer, der als Tanzgenie mimte, — und nun sie! — Sie! — —

Wie ein schreckliches Ungeheuer erschien ihr Benzberg plötzlich, als er vom Podium herab

Digitized by Google

ihren Namen verkündete: „Fräulein Lu Dorsay, unsere reizende Novize, die ich dem Wohlwollen des Publikums empfehle . . . .

Mit einem halb erstickten Ausruf klammerte sich Lu an Mitzi.

„Ich kann nicht! — Nein, ich kann nicht! — Ich schäme mich, — und ich fürchte mich so."

Leise berührte da jemand ihren Arm; der Bubi war es; er flüsterte:

„Bitte, seien Sie nicht so ängstlich, — es wird schon gut werden — " und ganz leise: „Ich bete für Sie!"

Die alte, oft gebrauchte Floskel! Aber hier! Hier! — Der ganze Tisch hätte sich ja vor Lachen gebogen, wenn nur einer ein Wort davon gehört hätte.

Aber in seinen Augen schimmerte es feucht, und seine jungen Lippen bebten.

Lu sah ihn an wie ein gehetztes Wild, — aber dann wurde sie plötzlich ruhiger.

„Geben Sie mir Ihren Arm", sagte Benzberg ganz mitleidig, als er in ihr verstörtes Gesicht sah.

So führte er sie durch den Saal, und sie flüsterte zitternd:

„Ich habe alles — alles vergessen! — Kein Wort weiß ich mehr."

„Beginnen Sie mit dem Kätzchenlied," sagte er halblaut, „nachher kommt schon alles wieder."

Da stand Lu nun auf dem Podium! Aller Augen in dem großen, weiten Saale starrten zu ihr hinauf. Sie fühlte eine eiserne Faust an ihrer Kehle, einen Schwindel, der sie beinahe zu Boden warf und hörte — wie aus weiter Ferne — eine spröde, klanglose, leise Stimme, die ihre eigene zu sein schien.

Am liebsten wäre sie davongelaufen, aber die Füße versagten, waren wie aus Blei, und ihr Atem ging schwer. Mit großen erschrockenen Augen starrte sie geradeaus, kaum noch ihrer mächtig.

„Nanu!" sagte Mitzi und beugte sich weit über den Tisch, „das sieht ja nach Fiasko aus."

„Zu hübsch dazu", entschied die Nelda kurz.

„Das Baby hat aber Angst!" spottete Pia höhnisch.

Aber da regte sich irgendwo im Publikum eine mitleidige Hand — andere folgten — ein ermutigendes Klatschen umfing die junge, verängstigte Novize.

Das machte Lu Mut, die Befangenheit wich, sie sah auch das Wohlwollen an ihrer Person in all den vielen Menschenaugen, die sich auf sie richteten, merkte, daß sie gefiel, — und mit einem Schlage war die grimmige Angst verschwunden. Leicht und frei wurde ihr zu Mut, ihre Augen funkelten, die Wangen röteten sich, das Gedächtnis war wieder da. Mit neckischem Übermut brachte sie ihr Kätzchenlied zu Ende, warf lächelnd die gewagte Schluß-Pointe ins Publikum und lachte selbst dazu mit all ihren weißen Zähnen.

„Der kokette Racker!" sagte jetzt Kinnerling und zog ein schiefes Gesicht. „Nur eine hübsche Fratze und alles fliegt den Weibern zu."

Das Publikum applaudierte wieder und immer wieder, Lu verbeugte sich wie in einem Rausche.

Wie entzückend sie aussah in ihrem Gewande aus durchsichtigen weißen Schleiern, das ahnte sie ja nicht, auch nicht, wie ihre schüchterne Kindlichkeit von all der dreisten Weiblichkeit, die man gewöhnt war hier auftreten zu sehen, abstach und erfreute. Selbst das zweite, recht kecke Liedchen, bei dessen Vortrag sie sich eigentlich immer etwas geschämt hatte, verlor alles Herausfordernde, als sie es mit ihrer kleinen, süßen Stimme und einer gewissen Befangenheit vortrug. Der Beifall steigerte sich von Nummer zu Nummer; und erhitzt, kaum ihrer Sinne mächtig, ließ Lu sich endlich von Benzberg die Stufen vom Podium herabführen.

Als sie die Gasse passierte, die zwischen den Stühlen und Tischen für die Künstler freigelassen war, trafen ihre Augen gleich links von der Bühne halb unbewußt ein anderes Augenpaar, das sie förmlich in seinen Bann zwang.

Für die Dauer eines Augenblicks sanken ihre Blicke fest ineinander, und Lus Fuß stockte. Unwillkürlich erhob sie die Hand und führte sie an die Stirn.

„Ist Ihnen schwindlig, Fräulein Dorsay", fragte Benzberg besorgt, denn er hatte ihr Zögern wohl bemerkt.

„Danke — nein!" — Sie ging weiter, und nun erst wurde ihr klar, daß dieses Augenpaar

Digitized by Google

zu einer prägnanten Männererscheinung gehört hatte, deren Typ — Kühle und Vornehmheit war.

Sie drehte sich noch einmal, wie suchend, halb um, aber unter den vielen Köpfen konnte sie keinen mehr deutlich unterscheiden. Wenn sie zum zweitenmal auftrat, wollte sie aber aufpassen. Sie würde das Gesicht wiedererkennen, wenn sie sich auch an kein Detail mehr genau erinnerte. Diese kühlen, hochmütigen Augen würden sich finden lassen.

Noch ganz benommen kam sie an den Künstlertisch zurück und streifte dabei die Nelda, deren Nummer jetzt kam.

„Brav gemacht!" nickte ihr die ein bißchen von oben herab zu und raffte die Schleppe ihres aus lauter roten, glitzernden Pailletten bestehenden, wie ein Schuppenleib wirkenden Kleides auf, während sie Benzberg folgte.

Lu setzte sich zu Mitzi Fink, noch immer schwindlig und benommen.

„Beinahe wären Sie zuerst unter die Räder gekommen, Kind! „Wie kann man nur so ängstlich sein! Sind doch alles Menschen wie wir. — Ich habe schöne Angst um Sie ausgestanden."

Mitzi tätschelte freundlich die Hand der Kollegin und fuhr dann fort:

„Sehen Sie, ob ich einen Apfel hier esse oder singe, — das ist mir alles eins . . .!"

Da tönte das wundervolle, sonore Organ der Nelda schon vom Podium herab und erstickte jedes Gespräch.

Sie stand nicht, wie die andern, sondern sie saß, die Arme um das eine hochgezogene Knie geschlungen, dicht vor dem schwarzen Hintergrunde wie eine lodernde Flamme, funkelnd und glitzernd.

In ihrer Art zu sprechen, lag etwas merkwürdig Aufpeitschendes, die Sinne Reizendes. Wie eiskalte Tropfen rann es Lu den Nacken herab. Ja, das war etwas anderes als ihr halb kindliches, halb freches Gezirp. — Das war Kunst!

— Um Sechse haben sie ihn gehenkt,
Um Sieben in das Grab gesenkt,
Sie aber — um halb achte,
Trank roten Wein und lachte! —

Lus Augen füllten sich mit Tränen. — —

Und wie das klang! — So empörend und grausam. — Nie würde sie so etwas leisten — nie!!

Sie blickte auf den jungen Mann sich gegenüber und merkte auch ihm die tiefe Erschütterung an, während Mitzi verstohlen ein Stückchen Semmel in den Mund schob.

Auf dem Podium sprach die Nelda weiter, — immer in demselben aufreizenden, halb höhnischen, halb anklagenden Tone gegen Welt und Menschen, Sünde und Verdammung, Irrtum, Haß und Neid.

„Ist das Gedicht von Ihnen?" fragte Lu und beugte sich über den Tisch. „Sagte die Nelda nicht, sie würde etwas von Ihnen sprechen?"

„Erst das Letzte wird es sein!"

Er stammelte fast, seine Lippen zuckten. Und nun strich sich droben die Nelda mit den weißen, funkelnden Fingern die Stirn und begann.

Es handelte von der verzückten Vision eines Mönches; — Himmelsglück — Erdenglück, und dazwischen klatschte die Geißel auf blutendem Rücken wegen der Sünde des Gedankens an Erdenglück.

Schwül waren die Worte, — wie geboren unter blutigen Schleiern und erdfernem Entzücken.

Mit weit offenen Augen starrte der ganze Künstlertisch auf den jungen Dichter.

Freilich gehörte die Meisterschaft der Nelda dazu, um diese Wirkung zu erzielen, aber vielleicht infolge dessen wirkten die Verse fast quälend, wie der Verzweiflungsschrei eines in sich zerfallenen Menschenherzens.

Lukas Falkner saß da, die Augen halb geschlossen, die Zähne so fest in die Unterlippe gepreßt, daß sich auf der roten Haut ein Blutströpfchen abzeichnete. Lu sah auch, daß seine Glieder zitterten.

Ein unendliches Mitleid machte ihr Herz schneller schlagen. Der da drüben litt wie sie, wenn auch in anderer Form. Er fühlte, daß er seine Seele hier entkleidet preisgab, daß die Nelda in seinen Schmerzen wühlte, und daß diese Schmerzen noch immer in ihm fraßen, obgleich er ihr gefolgt war und das Himmelreich für Erdenglück eingetauscht hatte.

Es gab Stunden in denen er dem Zwiespalt in sich fast erlag, Stunden, in denen nur die

Digitized by Google

Bereitschaft zum Tode ihn aufrecht erhielt, — dann wieder andere, — die ihn zum durstigen Glücksfanatiker machten. — Sein Glück war jetzt in der Nelda verkörpert. — Er liebte sie so glühend, daß er fast an dieser Glut verbrannte. — Nun kam Gret zurück, er fühlte ihre Hand auf seiner Schulter, und sie fragte: „Zufrieden, Bubi?"

Er hob kaum die Lider, beugte sich aber auf ihre Hand und drückte seine fiebernden Lippen darauf. In ihr Gesicht trat ein zärtlicher, fast mütterlicher Ausdruck.

Dann sang Lexi Heiner; Heliogabal sprach wieder seine mystischen Verse, in denen viel von Verzückung vorkam, und den Schluß machte Pia.

In ihrem sonderbaren Kleide, das durch Farbe und Schnitt wie hüllenlos wirkte, fand Lu sie auf dem Podium noch frecher aussehend als vorhin im Sitzen; und nun kreischte sie die ersten Worte hervor:

„Ich bin eine Dirne . . . ."

Der Novize war das Dirnenlied unbekannt, darum fuhr sie jetzt fast hoch vor Schreck und riß die Augen entsetzt weit auf.

„Wozu erzählt sie uns denn das noch!" bemerkte Kimmerling bissig; „über Tatsachen läßt sich ja nicht weiter streiten."

Er, der schon im Privatleben immer gallig war, hatte heute abend seiner Meinung nach nicht genug Applaus geerntet, darum biß er noch mehr um sich als sonst.

„Kysani immer noch nicht da?" fragte Benzberg unruhig, „das Publikum will seinen Liebling haben. Er wird uns doch nicht im Stich lassen? Sein Wort hatte er mir gegeben . . . ."

„Und hält es!" sagte da eine klangvolle Stimme, indem eine Hand so derb auf seine Schulter schlug, daß er fast einknickte. „Lassen Sie sich die Pia nur erst austoben, Konferenzier."

Lu drehte sich erschrocken um.

Da stand hinter ihr ein großer, kräftiger Mann in mexikanischer Tracht. Rote Hosen, gelbe Kniestiefel, Lederjacke und den Gürtel darüber gespickt mit Revolver und Dolch; den grauen Cowboy-Hut hielt er in der Hand.

Sein Gesicht war kühn geschnitten, das dunkelblonde Haar kurz gehalten, und die großen, dunkelumrahmten blauen Augen hatten einen merkwürdigen, stahlharten, rinnenden Blick. Nachlässig nickte er in die Runde.

„Kann ich Sie jetzt ankündigen, Kysani?" fragte Benzberg eilig, denn das Erscheinen des berühmten Mannes gewährleistete noch immer nicht sein Auftreten. Er war launenhaft, wie die verwöhnteste Diva.

„Immerzu!"

Benja Kysani reckte sich ein wenig in den Hüften, drückte den Gurt tiefer und folgte Benzberg.

Mit jedem Schritt vorwärts verstärkte sich das Händeklatschen, das ihn empfing, mit dem das Publikum seinen Liebling begrüßte. Es schwoll orkanartig an, als er endlich auf dem Podium stand.

Der „Abgott der Masse" nannte sich Benja Kysani selbst, und allgemein gab man ihm diesen Namen. Warum? Leistete er etwas so Vorzügliches? — Ja — und nein! — Neben dem banalsten Zeug, kamen Perlen von solcher Schönheit und Glanz, daß man geblendet war. Außerdem hatte er die Kühnheit, das Publikum als eine inferiore Masse zu behandeln, die man mit Grobheiten traktieren konnte, wenn man gerade einmal übler Laune war. Sie nahm das jubelnd auf und quittierte darüber mit doppeltem Beifall: Es gab zur Zeit niemand, der so populär war als Benja Kysani und niemand, der die Popularität so verachtete als er. Obgleich er wahrscheinlich nicht ohne sie hätte leben mögen.

Lu fühlte, daß sie vor Schreck erstarrte, als er mit seinen dreisten Auslassungen begann, die sich gegen das Unverständnis seiner lieben Zuhörer richteten, und daß sie zitterte als er dann in einer Soloszene die letzten Minuten eines Hinzurichtenden gab.

Wie lähmendes Entsetzen packte es sie. — „Ja, unser Kysani ist einzig!" sagte Mitzi zur Nelda, „man muß ihn lieb haben!" Das fand Lu nun nicht, „fürchten muß man ihn", dachte sie im stillen. — Und mit recht gemischten Gefühlen sah sie dem vom Podium Zurückkommenden entgegen, der bisher noch nicht die geringste Notiz von ihrer Person genommen hatte. Pia lehnte ihren Kopf an seinen Arm. Es war eine liebkosende Bewegung. Unwirsch aber schob er sie fort.

Digitized by Google

„Paſcholl! — Laß mich in Ruhe."

Sie kehrte ſich nicht daran.

„Du biſt zum Küſſen unverſchämt, Benja."

Auch jetzt nahm er keine Notiz von Lu.

„Ekelhaft!" ſagte er und ſetzte ſich neben die Nelda, „alle Abend dieſelben Schmarren vortragen, nur um einen Stall voll Eſel zu amüſieren, weil man eben leben muß. Ekelhaft!"

„Ich glaub dir's nicht Benja," lächelte die Gret, „was tätest du wohl ohne dieſen Eſelsſtall. Du biſt verwöhnt mein Lieber."

Jetzt hatte er Lu entdeckt und zeigte mit dem Finger auf ſie.

„Wer iſt denn das?"

„Unſer Baby, — das heute ihr Debut hat."

„Hätte auch was geſcheiteres tun können als das. — Oder nein — hübſche Larven tun gut daran."

Er ſtand auf und ſetzte ſich zu dem Sänger. Etwas Sprunghaftes, Fahriges haftete ihm an, ſo, als hätte er gar keine Ruhe in ſich. —

„D a s iſt euer Benja Kyſani?" ſagte Lu enttäuſcht zur Mitzi. „D e n hätte ich mir auch anders vorgeſtellt."

„Abwarten, Kind! — Nur einen guten Rat gebe ich Ihnen, verlieben Sie ſich nicht in ihn. Er gehört zu den Männern, die zum Weibe die Peitſche mitnehmen."

„Und das läßt ſich die Pia gefallen?" —

„Sie küßt ihn noch . . . übrigens darf man den Benja nicht voreilig verurteilen! — An einem der größten Theater war er der erſte Heldenſpieler, könnte es noch ſein, wenn er nicht . . ." ſie ſtockte.

„Quartalsſäufer wäre", vollendete Kimmerling trocken. „Ja, Fräulein Lu, hier hat jeder ſo einen gewiſſen Knax; das iſt einmal nicht anders."

„Und der Sänger Heiner? Warum iſt der nicht bei der Oper? Deſſen Stimme zwingt doch Jeden in ſeinen Bann."

„Er hat nur noch Gedächtnis für vier Stücke, die er allabendlich herunterleiert. Hinter denen ſitzt in ſeinem Gedächtnis Nacht und Grauen. — Tragiſch!, was?" —

Lu erſchrak.

„Ja, — tragiſch!" wiederholte ſie und warf einen mitleidigen Blick in das bleiche, etwas gedunſene Geſicht des Sängers.

In was für eigenartige Lebensſchickſale war ſie hier hereingeraten, — ſeit ſie ſich dem eignen Heim entzogen hatte und dem Kabarett notgedrungen zugelaufen war. War ihr eigenes Schickſal nicht auch von einer gewiſſen Tragik. Halb neugierig, halb erſchreckt ſah ſie nun in ihre Zukunft.

Mit dieſen Menſchen hier war ſie für die Dauer eines Jahres unlöslich verknüpft. Ihr Leben lief mit Ihnen gemeinſam dahin, ihre Intereſſen waren die gleichen. Würde ſie ſich ihnen vollſtändig anpaſſen, ſich dabei zufrieden fühlen können? — —

In der nun eintretenden Pauſe erhoben ſich einige aus dem Publikum und wanderten hin und her. Manch neugieriger Blick ſtreifte den Künſtlertiſch.

Lu, mit aufgeſtütztem Arm, ſah gedankenlos in das Treiben. Sie hatte den Mantel nicht wieder angezogen, weil ihr jetzt warm war und ſaß in ihrem ſchleierartigen, faſt durchſichtigen Schalkleide wie eine kleine Fee da, der nur das funkelnde Augenpaar, der ſchwellende Mund einen Stich in das Allzumenſchliche gab.

Auf einmal fuhr ſie zuſammen. Der Herr, der ſie vorhin bei ihrem Abgange von der Bühne ſo ſcharf angeſehen, ja mit ſeinem Blick in ſeinem Bann gezwungen hatte, kam vorüber und heftete ſeine Augen mit der gleichen Kraft wie vorher in die ihrigen. Und wieder wich ſie wie bezwungen dem Blicke nicht aus, hielt ihm vielmehr ſtand und gab ihn zurück. Eine heiße Glutwelle ſtieg ihr dabei in das Geſicht.

„Wer mag das wohl ſein?" fragte ſie Mitzi Fink, als er vorüber war.

Die zuckte die Achſeln.

„Weiß ich es? — Recht was Vornehmes ſcheint es zu ſein, — ſieht wenigſtens ſo aus."

Die Fink erſehnte den Wiederbeginn der Vorſtellung, dann hatte ſie ihre zwei letzten Liedchen zu ſingen und konnte nach Hauſe gehen, das war ihr kontraktlich verſprochen.

Und nach einer Viertelſtunde ſchlüpfte ſie in ihren häßlichen Ulſter und verließ den Saal, Lu noch einmal freundlich zunickend.

Die ſaß jetzt in ihren Stuhl zurückgelehnt und ſtarrte zu den langen Reihen bunter Glühbirnen hinauf, die von der Decke herabhingen. Sie ſah aber nicht viel davon. Ihre Gedanken beſchäftigten ſich mit dem Unbekannten.

Digitized by Google

Ja, vornehm war er sicherlich. Die hocheleganteErscheinung, die Art, sich zu halten, zu gehen, ja sogar seine Blicke erinnerten sie an feudale Menschen aus ihrer Vergangenheit, deren Äußeres, deren Art und Weise sich ihr damals tief und unauslöschlich eingeprägt hatte. Aber zugleich fühlte sie auch wieder wie damals, das Brennen im Herzen, daß sie nicht zu ihnen gehörte. — Und nun gar jetzt! — Auf einmal erschienen ihr ihre Kollegen gewöhnlich, — minderwertig, die Stufe auf der sie stand tief — tief unten!

Sie seufzte auf.

Da beugte sich Lukas Falkner zu ihr über den Tisch, die Nelda sprach gerade angelegentlich mit Benzberg, und versuchte Lu's Augen zu fangen, aber seitdem sie seine Verse gehört hatte, empfand sie ein Gefühl der Abneigung gegen ihn, über das sie nicht Herr werden konnte. Solche lodernden Fackeln liebte sie nicht, — machten sie beklommen. . . Und obgleich nicht die leiseste Beziehung zwischen seinen Versen und ihren Erinnerungen bestand, mußte sie doch an eine kleine schmucklose Dorfkirche denken, in der ihr Schwager allsonntäglich gepredigt. Das klang denn doch anders als diese lohende Sinnenglut.

Lukas Falkner merkte, daß Lus Blick an ihm vorbeiglitt und lehnte sich in den Stuhl zurück, ein blasses Rot auf den eingefallenen Wangen. Er fühlte, daß das schöne Mädchen nicht gut von ihm dachte. . . Warum? Ahnte sie, daß er eine abschüssige Bahn herabglitt? Das seine bessere Natur sich noch dagegen sträubte? Daß er in schwerem Konflikt mit sich selbst rang? Daß er unsinnig glücklich und unsäglich elend zu gleicher Zeit war?

Da legte plötzlich die Nelda ihre Hand auf seinen Arm und sah ihn lächelnd an.

„Ich glaube, dir ist unbehaglich, Lukas," sagte ihre volle, warme Stimme. „Aber allmählich wirst du dich schon gewöhnen. Und Sie, Fräulein Dorsay, seien Sie etwas nett zu meinem Bubi! Ich bin nicht eifersüchtig, denn was i ch halten will, das halte ich fest."

Sie errötete. Eine entsetzliche Fremdheit all diesen Menschen gegenüber wuchs immer mehr in ihr auf. Sie hätte heulen mögen wie ein verängstigtes Kind.

Wer würde von all denen sich um sie kümmern, wenn sie einmal Trost oder Hilfe bedurfte? — Keiner! — Denn selbst die Mitzi hatte doch nur Gedanken für die eigne Familie. Aber wohin sie auch gegangen wäre, was sie auch angefangen hätte — diese Einsamkeit würde immer um sie gewesen sein. . . Und war es denn in den sogenannten behüteten Verhältnissen, aus denen sie kam, etwa anders gewesen? Nein, — tausendmal nein, im Gegenteil!! — Dann war es noch besser so. — Mochte nun kommen was da wollte! — Sie biß die Zähne zusammen und folgte Benzberg diesmal fast gleichgültig auf das Podium.

Was lag schließlich an ihr! — Ja, was lag an ihr?—

Und wieder begegnete sie den hellen, kühlen Augen in den vornehm geschnittenen Zügen, mit den fast zu schmalen Schläfen. Und die Augen wichen keinen Augenblick von ihrem Gesicht. Ein bißchen geniert fühlte sie sich doch, ihre Wangen röteten sich, und vielleicht etwas mehr unterstrichen als notwendig, kamen ihr die lasziven Pointen über die Lippen. — Gerade weil sie die Worte als Scham empfand.

Er fixierte sie immerfort, ohne daß sich ein Zug seines Gesichtes veränderte. Weder Lust noch Unlust stand in den kalten Augen; aber als sie durch den Saal zurückging stand er halb auf und verbeugte sich gegen sie.

Eine jähe Freude schoß ihr zum Herzen, und sie grüßte wieder, mit einem Lächeln und leichtem Kopfsenken.

Ihr Herz klopfte noch als sie schon wieder am Tische saß. Sie hörte weder auf Kimmerlings Burleskerien, noch achtete sie auf die anderen Menschen. Seltsam war ihr zumute! Als streckte auf einmal das brausende Leben, nach dem sie sich einst so sehr gesehnt, die Hand nach ihr aus, um sie in seine Arme zu nehmen. — das Leben, — das sie noch gar nicht kannte! Denn seitdem sie aus der Enge ihres Dorfes geflohen, hatte sie nur daran gedacht, sich eine Lebensmöglichkeit zu schaffen, ehe sie ganz mittellos war.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Stärker als Liebe / Roman von Arthur Achleitner

5. Fortsetzung.

Von einem Freunde erhielt Zenz die ihn überraschende Mitteilung, daß die „brennrote" Seraphine Frieden schließen wolle und sich freuen würde, wenn Zenz wieder käme. Über den Beweggrund sprachen die Burschen viel, konnten sich aber nicht klar werden. Zenz glaubte, es werde der geschäftstüchtigen Kellnerin darum zu tun sein, dem Wirt und Brotgeber den vergrämten Gast wieder ins Haus zu bringen. Da Zenz erneut sehr sparen mußte, reagierte er auf das Friedensbedürfnis der Kellnerin nicht weiter und blieb dem Wirtshause fern.

Die Einladungen zum Wiederkommen häuften sich, so daß die Kameraden, von Seraphine animiert, über Zenzens Furcht vor Weiberkitteln spöttelten, ihn einen Feigling nannten. Darob lebhafte und derbe Auseinandersetzung. Am nächsten Sonntagabend saß Zenz in der Gaststube des Dorfwirtshauses, umschmeichelt von der „Brennroten", die in drollig-netter Weise Abbitte leistete und um „Revanche" ersuchte.

Verwundert fragte Zenz, was Seraphine mit der „Revanche" meine.

‚Das ist doch sehr einfach! Ich hab dir damals eine Watsch'n 'geben, du revanchierst dich und haust mir jetzo eine Watsch'n runter! Wenn du aber, nobel wie du schon bist, ein Weib nicht hauen willst, so revanchierst du dich anders und gibst mir einen — Kuß!' Seraphine beugte sich vor und hielt Zenz die kirschroten Lippen entgegen.

Zenz blieb hocken, machte ein Schafsgesicht und zitterte am ganzen Leibe. Die Gäste brüllten vor Vergnügen über den Anblick des verblüfften Zenz, der offensichtlich dieser Situation nicht gewachsen war und obendrein sich ihrer schämte. Die Schamröte brannte auf den Wangen des Jünglings, der sich in arger Verlegenheit nicht zu helfen wußte und nach der Ausgangstüre schielte.

Die durch Zenzens Tappigkeit lächerlich gewordene Situation mißfiel der Kellnerin in hohem Grade. Seraphine wollte sich vor Zeugen nicht abweisen lassen. Schnell entschlossen griff sie zu, nahm Zenzens Kopf zwischen ihre Hände und küßte seinen Mund, daß es schnalzte. Und flink stieß sie den Burschen zurück und trat von ihm weg. ‚So! Jetzt sind wir quitt!'

Zenz aber sprang jäh auf und stürmte mit wilden Sätzen aus der Zechstube.

Wieherndes Gelächter. Spottrufe für den „sittsamen Jüngling".

Zenz lief in die kalte Nacht. Austoben sollte das erregte Blut, ruhig werden die Gefühle. Etliche Stunden verbrachte der Bursch im Freien, bis er fror. Ein junger Wildbratschütz, der ausreißt, sich vor einem kußfreudigen Mädel fürchtet. — — Den Hut und das auf dem Biertisch liegen gelassene Messer wollte Zenz holen und dann heimgehen.

Am Gasthause blieb er stehen und trat in ein Versteck, als etliche Zecher sich lachend von der Kellnerin verabschiedeten.

Kaum hatten sich diese Burschen entfernt, huschte Zenz in den Flur und prallte auf Seraphine, die lachend halblaut rief: ‚Jetzo hat er Schneid! Jetzo pressierts! Aber wart ein bissel in der Kuchel, bis der Letzte fort ist!' Und hastig ging die Maid in die Gaststube, wo noch ein Zecher aus dem Dorfe weilte. Die Wirtsleute waren bereits schlafen gegangen. Seraphine heuchelte Müdigkeit und verwies auf die späte Stunde, um den letzten Gast zur Heimkehr zu bewegen.

Einen Schnaps wollte der ältliche Zecher noch haben. ‚Wurd ich ein Junger sein, täts der Kellnerin nicht pressieren mit dem Ausschaffen! Hast ihn etwa gar eing'fangen den „sittsamen Jüngling"?! Fürchtet er sich jetzo nimmer vor dir?'

Unter Ankündigung der Polizeistunde verweigerte Seraphine die Schnapsabgabe, auch verbat sie sich scharf jedwede Anzüglichkeiten. Und erschreckt horchte die Kellnerin auf das Geräusch schwerer Schritte im Flötz des Hauses.

Ein Gendarm in Waffen trat grüßend in die Gaststube.

‚Zahlen möcht ich!' rief der ältliche Zecher, der es nun eilig hatte, das Wirtshaus zu verlassen.

Digitized by Google

Der Gendarm bat höflich um Anweisung eines Zimmers behufs Nächtigung. ‚Und ein Glas Bier möcht ich, hab arg Durst vom weiten Patrouillegang! Werde aber nicht lange aufhalten, ist ja bereits Polizeistunde!‘

Den Verdruß über diese Störung ihrer Pläne hinunterwürgend, bediente Seraphine den neuen Gast und nahm den Zechbetrag des alten Gastes entgegen, der sich dann hastig entfernte. Dann wies sie dem Gendarm das gewünschte Zimmer an und huschte wieder hinab.

Leer war die Küche; Zenz nicht mehr anwesend.

Erneut mied Zenz das Dorfwirtshaus. Hut und Messer ließ er von einem Freunde holen. Er blieb oben im Bergwald, gesichert vor Verlockungen der „Brennroten“, genügend entfernt vom Polizeimann, dessen Anwesenheit das Wilderergewissen bedrückte. Nach Umfluß etlicher Tage erfuhr Zenz, daß die Gendarmeriekontrolle nicht seiner Person gegolten hatte, und dadurch wich auch die Gewissensbedrückung.

— — — — — — — — — — — —

Einem strengen Winter folgte ein rauher, stürmereicher Frühling mit schicksalsschweren Tagen für den jungen Zenz: die Assentierung, die Militärmusterung stand bevor. Mit mehreren Burschen mußte auch Zenz in die Kreisstadt hinaus wandern und sich auf die Tauglichkeit zum Militärdienst untersuchen lassen.

Mit sehr gemischten Gefühlen trat Zenz diesen Marsch an. Der frische, stramme Bursche wünschte sich geradezu die Assentierung im Gegensatz zu Kameraden, die sich vor der Tauglichkeit, vor dem Militärdienst fürchteten. Als „Staatskrüppel“, untauglich erklärt zu werden, hielt Zenz für eine Schändung seiner Person. Dachte er jedoch an die Konsequenzen einer günstigen Ausmusterung, an den mehrjährigen Zwangsaufenthalt in der öden Kaserne fern der Bergheimat, an die bittere Freiheitsbeschränkung, an die Unmöglichkeit einer Befriedigung der Jagdpassion, — dann fühlte Zenz eine Beklommenheit, eine fast lähmende Angst vor dem Militärdienst. Und es stieg der Wunsch auf, von solchem Zwang verschont zu bleiben.

Am üblichen Rummel mit überreichlichem Bierkonsum und tollen Scherzen beteiligte sich Zenz nicht; er blieb still und nahm die Entscheidung ruhig hin. Tauglich zur Artillerie!

Ein leises Lächeln hatte der Bursch auf den bartlosen Lippen, als dieser Entscheid erfolgte. Komisch mutete es ihn an, daß der leidenschaftliche Wildbratschütz die Militärzeit bei — Kanonen verbringen sollte. Die Einberufung in ein Infanterie-Regiment oder zu den Feldjägern hätte er begreiflich gefunden. Einsam kehrte Zenz in die Berge zurück. Und fürder war er bestrebt, zu jaagern bis auf den letzten Tag der Einberufung zum Militär, auszukosten diese Lust, zu genießen dieses Vergnügen, und wenn es das junge Leben kosten sollte. Übermächtig, unwiderstehlich war dieser Drang, beeinträchtigend das normale Denken, niederringend die Vernunft. Fieberhitze und Schüttelfrost erlitt Zenz, kämpfte gegen Angstgefühle und Sorgen. Dachte an den alten, schwerkranken Vater, an den Grafen und Taufpaten, an die Todfeinde und an das Gericht. Und dann — es war die Balzzeit gekommen — schlug der Bursche alle quälenden Gedanken, all die Sorgen in den Wind und ging auf große und kleine Hahnen. Mußte gehen, denn der Drang war stärker als Verstand und Vernunft. Und Glück hatte Zenz, fabelhaftes Glück; er wurde nicht erwischt. Er trug die Beute im Rucksack verborgen heimlich aus dem herzoglichen Revier durch das von ihm peinlich respektierte Gebiet des Grafen Waldstätten in das Heimatl und warf die Hahnen in die Holzlege der Eltern. Und die Nacht hindurch wanderte er übers Joch zurück.

Und ähnlich wars zur Blattzeit, nur mit geringerem Erfolg, da es wenig gute Böcke gab, und die Jäger scharf revierten. Erwischt wurde Zenz dank seiner Schlauheit und flinken Beine auch diesmal nicht. Daß er vom Schutzpersonal bei gelegentlichem Zusammentreffen auf neutralem Boden des Wildraubes bezichtigt wurde, ließ den verwegenen Schützen kalt. Auf frischer Tat abfangen konnte man ihn nicht; in jener Zeit gab es keinen anderen Anlaß zur Verhaftung und Abstrafung. Mit Beginn der Hirschbrunft wurde der Schutzdienst in so scharfer Weise unter Personalsvermehrung durchgeführt, daß Zenz seine Jagdleidenschaft bändigen und auf den heiß begehrten Abschuß

Digitized by Google

verzichten mußte. Kurz vor dem Einrücken zum Regiment wollte er sich denn doch nicht als Wilderer abfassen und zu Gericht schleppen lassen. Schwer genug litt der Bursch unter der überstarken Passion, wenn die Hirsche orgelten.

Es kam der Abschiedstag. Jenz mußte den Bergwald verlassen, zum Regiment in die Landeshauptstadt einrücken. Übers Joch wanderte er zunächst ins schöne Bergheimatl am smaragdfarbenen See. Bei Eltern und Geschwistern sollte ein Tag verlebt werden. Ein Wiedersehen, ein Aussprechen im Holzhäusel, dann ein Abschied auf Jahre hinaus.

Je mehr sich Jenz der geliebten Heimat näherte, desto bänglicher ward ihm zumut. Bedrückt die Seele, gefoltert von Angst und Heimweh, gemartert von Sorgen und Furcht vor der Zukunft.

Wohl suchte Jenz derlei Empfindungen und Gedanken loszuwerden, er warf den Kopf auf, biß die Zähne aufeinander, schalt sich einen feigen Kerl.

Immer langsamer kamen die bleischweren Füße vorwärts; der Seelenkummer wuchs, wirr wurde es im Kopf. Der frische Bursch und Rekrut, seither der flinksten einer, der beste Bergsteiger, stolperte, taumelte im Abstieg. Und wie der Blick auf das Elternhäuschen fiel, heulte Jenz und vergoß Tränen herbsten Schmerzes. Weinte, und konnte sich die seelische Not nicht erklären.

Torkelnd schleppte sich Jenz hinab, wankte dem Häuschen zu. Stimmengemurmel drang entgegen, halblauter Klang mehrerer Stimmen im Gebete. Weherufe dazwischen, Schluchzen und Weinen. Jenz zuckte zusammen. Wie ein Dolchstich wirkte die Erkenntnis, daß drinnen für das Seelenheil des geschiedenen Vaters gebetet wurde.

Der gute, alte Vater war gestorben. In die Ewigkeit gegangen. Und Jenz, sein jüngster Sohn, hatte nicht Abschied nehmen können; kam zu spät für das Wiedersehen im Leben.

Heiß wurden die Augen, trocken, die Zähren versiegten. Jenz meisterte Herz und Gedanken, grub die Zähne in die Lippen und trat leise in die Stube, wo der Vater aufgebahrt lag. Zu beiden Seiten des Toten knisternde Wachskerzen, zu Füßen die schmerzgebeugte Mutter und die Schwester. Jenz kniete nieder und betete mit, andächtig aus der Tiefe des Herzens wie noch nie im jungen Leben. . . .

Gegen Mittag kam es zu einer Aussprache zwischen der Mutter und Jenz. Bezüglich der für den nächsten Morgen angesetzten Beerdigung draußen im Dorfe war das Pfarramt bereits verständigt, ebenso die Verwandtschaft.

Schluchzend bedauerte die abgerackerte Mutter das herbe Schicksal ihres jüngsten Kindes, da Jenz den Vater nicht mehr lebend sehen konnte, und gleich nach der Beerdigung für viele Jahre zum Militär einrücken muß. ‚Ein bitteres Scheiden, Jenz, wo ich dir nicht helfen kann und die Not im Hause ist! Nicht einmal ein Mittagessen kann ich dir bieten! So schwer sucht uns Gott der Herr heim und dich, mein lieber Bub, mein jüngstes Kind!‘

Stumm ergriff Jenz die Hand der verhärmten Mutter und küßte sie. Was Jenz an Geld entbehren konnte, gab er der Mutter.

Während die Angehörigen erneut an der Totenbahre beteten, verschwand Jenz aus dem Hause. In den rauschenden Wald mußte er fliehen, allein sein mit dem herben Leid in der jungen Brust. Den ärgsten Schmerz verursachte die Gewißheit, daß bittere Not im Häuschen herrschte, die wenigen Gulden vielleicht knapp für die Beerdigungskosten reichen werden. Die letzten Groschen mußte Jenz behalten als Fahrgeld in die Garnison.

Wie nur Geld beschaffen zur Linderung der ärgsten Not für die Versorgung der Mutter mit etlichen Lebensmitteln? Lieber selbst entbehren und hungern; nur die gute, arme Mutter soll nicht darben.

Ein Gedanke schoß durch den Kopf und machte flinke Beine. Jenz lief hinab und den See entlang zur gräflichen Villa. Große Enttäuschung verursachte der Bescheid des Hausmeisters, daß der Exzellenzherr verreist sei, in Ungarn der Jagd obliege. Was der Jenz vom Grafen wünschte, wollte der Hausmeister wissen, beantwortete aber sogleich die Frage selbst mit dem Hinweis auf das Ableben des alten Eisgruber, und sprach dem Jenz das Beileid aus. Zur Linderung der Not im Sterbehause wollte der Hausmeister ein Scherflein beisteuern. Doch Jenz lehnte dankend ab; er hatte die Annäherung des Oberjägers Blum bemerkt und wollte den gehaßten Menschen

Digitized by Google

nicht Zeuge einer Beschenkung sein lassen. Die Begegnung zu verhindern, war unmöglich geworden. Während Zenz sich vom Verwalter verabschiedete, trat Blum in den Flur der Villa. Und sofort rief er dem Zenz zu: ‚Daß sich der Lodter ja nicht untersteht, etwa mein Wild heimzusuchen! So bittergroß wird die Not im Schneiderhäusel nicht sein! Einen Sterbesechser kann der Lump übrigens von mir haben, und ich verzicht auf jeglichen Dank!‘

Zähneknirschend bezwang Zenz die Empörung, stumm entfernte er sich.

Den letzten Versuch einer Geldbeschaffung für die arme Mutter übernahm Zenz bei seinem Freunde Jakob, des Zimmermeisters Neffen und jetzigen Gesellen. Der Mißerfolg überraschte nicht, denn Zenz hatte wenig Hoffnung gehegt. Jakob wußte aber guten Rat, wie Zenz noch schnell vor der Abreise in aller Eile sicher wenigstens einen Gams „holen“ könne, um die arme Mutter mit Wildbret zu versorgen.

‚Wo?‘ rief Zenz im jäh erwachten Jagdeifer, den Rat des Freundes gierig aufgreifend.

‚Auf dem Woising beim Feigentalhimmel hoch droben stehen immer gute Gams! Müssen von oben angegangen und beschossen werden!‘

‚Ich weiß nur, daß die Grenz auf der Schneid liegt! Gams ist Gams, und die Hauptsach bleibt, daß du den Gams schnell kriegst und nicht erwischt wirst! Auf der Hennarwiesen-Alm steht gern ein Jaager, und dem mußt in weiten Bogen nach rechts ausweichen! Halte dich mehr gegen das Hirschkar zu und kraxle der Schneid entlang auf den Woisingkopf! Von dort herunterschießen! Ist ein Jaager nicht auf der Hennarwiesen, kannst absteigen auf dem Almweg zwischen Gsul und Häuslkogel!‘

‚Gut! Dank schön, Jakl! Aber eine Bitt hab ich, weil mir die Zeit nicht langt! Hol du morgen den Gams und bring ihn heimlich in der Finster runter und geb ihn meiner Mutter! Ich werd dir morgen schon sagen, wo der Gams liegt!‘

Ein Händedruck. Dann lief Zenz heim ins Haus der Not und des Todes.

Des Morgens um sieben Uhr wurde unter großer Beteiligung der Bevölkerung der alte Eisgruber hinaus ins Pfarrdorf getragen und dort beerdigt. Ein Totenamt schloß sich an. Das übliche Totenmahl fiel armutshalber aus. Die Trauergäste zogen in ein Wirtshaus, verpflegten sich selbst und veranstalteten eine Sammlung zugunsten der Witib. Groß konnte das Ergebnis naturgemäß nicht sein, doch etliche Gulden wurden es doch. Zenz fehlte beim Totentrunk. Am Grabe war er noch zu sehen gewesen, dann aber verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt.

Mittags fielen hoch oben im Gewänd des Woising zwei Schüsse, die von Jägern gehört wurden, aber bezüglich der Grenzgegend nicht sicher bestimmt werden konnten. Der gräfliche Revierjäger glaubte, die Schufte seien auf herzoglichem Gebiet im Feigentalhimmel; der herzogliche Jagdaufseher hingegen war der Meinung, es sei auf gräflichem Jagdboden am Lechrinnkringel geschossen worden. Dieser Zweifel wegen unterblieb die Nachsuche auf beiden Seiten, und die Jäger wanderten weiter. Etwa vier Stunden später erreichte Zenz ungesehen das Schneiderhäusel, wo er sich eiligst umkleidete und von Mutter und Schwester hastig verabschiedete.

Mit dem bißchen Habe im Rucksack marschierte Zenz aus der schönen Bergheimat. Unterwegs verständigte er den Freund Jakob, daß unweit der Hennarwiesen-Alm, versteckt unter Almrauschboschen, zwei Gams liegen, die Jakob mit seinem Bruder holen und der Mutter im Schneiderhäusel bringen möge. Auch das Versteck des Birschstutzens in einer Gufel am Fuße der Rauheck gab Zenz bekannt mit der Bitte um Abholung und sorgsamer Aufbewahrung im Hause des Zimmermeisters bis zur Heimkehr.

‚Fehlt sich nichts!‘ meinte Jakob, dem die Augen feucht wurden bei dem Abschied vom Freunde Zenz.

Die Zeit drängte. Springen mußte der Rekrut, so er in der weitentfernten Poststation rechtzeitig den Stellwagen zur Fahrt in die Landeshauptstadt erreichen wollte, der abends abging. ‚Aufs Wiederschauen im Heimatl! G'sund bleiben, so Gott will!‘ rief Zenz heiseren Tones und sprang davon. Schluchzend und würgend, vom Heimweh gepeinigt. — —

Die große Stadt, die Kaserne, alles war dem Rekruten neu, fremd das militärische Leben, die Kameraden. Die Eindrücke jagten einander und vertrieben die Qual des Heim-

Digitized by Google

wehs. Zum Sinnieren fehlte die Zeit. Und wenn am späten Abend im Bette der krachmüde Soldat der Heimat gedenken wollte, übermannte ihn sehr schnell der Schlaf.

Nahezu alles interessierte den aufgeweckten Zenz im neuen Wirkungskreise. Groß war der Lerneifer wie ein gewisser Ehrgeiz, der durch Anerkennung seines ehrlichen Strebens rasch wuchs und vorwärts trieb. Zudem hatte Eisgruber wohlwollende Vorgesetzte, gute Lehrer, die sehr bald die gute Auffassungsgabe, die Geschicklichkeit, die Lerngier des Artilleristen erkannten und förderten. Nie erlahmte der Eifer trotz der langen Dauer der Lernzeit. Als nach Umfluß der vorgeschriebenen Zeit dem Lehrplan gemäß zum Unterricht über Geschosse und ihre Wirkungen geschritten wurde, spielte sich eine Episode ab, die für Zenz eine gewisse Bedeutung erhielt.

Den fremden Fachausdrücken wie Perkussionszünder, Konkussion, Tempierung usw. stand Zenz mangels jedweder Vorbildung hilflos gegenüber, bis der Lehroffizier die Fachausdrücke mit deutschen Worten erklärte. Nun begriff Zenz leicht und merkte sich auch die technischen Bezeichnungen ganz vortrefflich.

Gut und verständlich wurden die Wirkungen der Granaten, Bomben, Schrapnells und Kartätschen gelehrt und erklärt. Zur Charakteristik der Kartätschenwirkung hatte der Lehrer angegeben, daß dieses Geschoß bereits im Geschützrohr zerreiße und eine große Streuung erreiche. Aufblickend gewahrte der Lehrer das verständnisvolle, selbstbewußte Lächeln Eisgrubers. Erstaunt fragte der Offizier, ob denn Eisgruber sagen könne, was unter Streuung zu verstehen sei.

Stramm erwiderte Zenz, daß die Kartätschen wirken müßten wie ein — Schrotschuß des Jägers bei richtiger Ladung; zu groß soll der Streukreis nicht sein, weil dadurch die Wirkung beeinträchtigt werde.

Nach einem Belobungsworte dozierte der Offizier weiter. Als aber die Unterrichtsstunde beendet war, nahm er den Zenz beiseite und fragte, wie Eisgruber zu solchen Kenntnissen in der Schießtechnik gekommen sei.

Zenz wollte mit der Sprache nicht herausrücken, er befürchtete eine Schädigung seiner Position oder gar Bestrafung. Dabei kitzelte ihn aber doch die Eitelkeit des erprobten Kugelschützen, und so rutschte ihm wider Willen das Geständnis heraus, daß er sich mit der „Schrotspritze" nicht viel beschäftigt habe und viel lieber die Kugel sicher gebe.

Lächelnd meinte der Offizier: „Wohl ein Gebirgler, bei Pulver und Blei aufgewachsen?! Wo ist Ihre Heimat?"

Mit unverkennbarem Stolz und leuchtenden Auges nannte Zenz den Namen seiner schönen Bergheimat.

„Da müssen Sie doch auch Exzellenz den Grafen Waldstätten kennen?"

„Zu Befehl! Der Exzellenzherr ist mein Taufpate!"

Damit war die Episode einstweilen beendet. Der Offizier behielt aber den auffallend veranlagten Soldaten im Auge und im Gedächtnis.

Langsamer gestalteten sich die Fortschritte im Unterricht bezüglich der Festungsartillerie, der Schießregeln für Belagerungs- und Festungsgeschütze. Von gewöhnlichen Dienstleistungen wurde Zenz, der regen Eifer und viel Interesse bekundete, bald befreit und einer Gruppe zugeteilt, die für den Schießdienst ausgebildet werden sollte und für die unteren Chargen bestimmt war. Die Berechnungen, soweit sie Aufgaben für die Lerngruppe bildeten, bereiteten allerdings Schwierigkeiten, die in der geringen Vorbildung lagen, aber durch zielbewußte Unterweisungen überwunden wurden.

Mit gern gebotener Nachhilfe ging es doch vorwärts. Und nach Umfluß entsprechender Zeit waren jene Kenntnisse erworben, die der Feuerwerker besitzen mußte. Zudem war neben guter Veranlagung gottlob eine erfreuliche Findigkeit vorhanden. Die Geschicklichkeit wie das zwar langsame, aber sichere Rechnen gaben Anlaß, daß der Vinzenz Eisgruber als Primus der Gruppe zum Feuerwerker befördert wurde. Diese Auszeichnung spornte den Lerneifer wie den Ehrgeiz erst recht an. Der junge Feuerwerker Eisgruber führte sich gut im Dienst. In freien Stunden freilich, besonders auf Waldspaziergängen in der Umgebung der Garnisonstadt, und wenn Zenz Rehwild erblickte, da packte ihn das Jagdfieber und durchrüttelte ihn zuweilen in beängstigender Weise. Sehr deutlich fühlte Zenz die Gefahr für sich und seine Lauf-

Digitized by Google

bahn, wenn er dieser Leidenschaft nicht Herr werden könnte. In Subalternstellung beim Militär wollte Jenz nicht bleiben wo er mehr als Oberfeuerwerker nicht werden konnte."

Sophie unterbrach Eisgrubers Darstellung seines militärischen Entwicklungsganges mit innigen Worten der Bewunderung seines zähen Fleißes zur achtunggebietenden Überwindung aller Schwierigkeiten. Und dann meinte Sophie: „Da du doch Offizier geworden bist, muß zweifellos eine Kadettenschule absolviert worden sein! Hat sich da ein Gönner gefunden, der für die Kosten aufkam?"

Vinzenz nickte. „Es muß dies der Fall gewesen sein! Ich weiß aber heute noch nicht, wer sich meiner so nobel und liebreich angenommen hat! Meine damaligen Vorgesetzten, die sich sehr wohlwollend mir gegenüber verhielten, schwiegen sich völlig aus! Ich erhielt eines Tages den Befehl zum Besuch der Kadettenschule, sonst aber keine Andeutung! Es ist ein Geheimnis geblieben, wer durch vier Jahre des Studiums die Kosten bezahlte. Selbstverständlich habe ich versucht, den Namen des edlen Gönners zu erfahren, um dem Wohltäter danken zu können! Alle Bemühungen blieben vergeblich!"

Lebhaften Tones sagte Sophie: „Der edle Gönner kann niemand anders als dein hoher Taufpate gewesen sein!"

Vinzenz schüttelte den Kopf. „Daran hatte auch ich gedacht, mußte aber die Möglichkeit verneinen . . ."

„Warum?"

„Der Exzellenzherr hat in der Bergheimat selten Wohltaten erwiesen, niemals große Summen gegeben; er ist nicht der Mann, der bedeutende Geldopfer bringt. Im Gegenteil: der Graf ist solchen Zumutungen spinnefeind, er hat, wie erzählt wird, sogar seine Söhne zappeln lassen, wenn sie in Geldangelegenheiten nicht Ordnung hielten und Schulden machten! Es ist undenkbar und unmöglich, daß Graf Waldstätten ausgerechnet für mich die großen Kosten der Ausbildung zum Offizier gezahlt hat! Undenkbar!"

„Ich halte es nicht nur für möglich, sondern für wahrscheinlich, ja für gewiß und sicher, daß du dem Grafen die — Offizierswerdung hinsichtlich der Kostendeckung zu verdanken hast!"

„Warum?"

„Das kann ich nicht wissen! Ein Motiv läßt sich aber konstruieren, es ist aus dieser Darlegung unschwer zu vermuten, daß der Graf nicht als gutherziger Taufpate, sondern als praktischer und selbstsüchtiger Jagdherr das große finanzielle Opfer gebracht hat . . ."

Eisgruber guckte groß und fragte beklommen: „Wieso?"

„Das Motiv ist doch leicht zu erraten! Für die — Ruhe in den Revieren und des Wildes konnte der Jagdherr doch gar nicht besser sorgen, als durch Gewährung der Mittel zum Besuch der weit entfernten Kadettenanstalt! Auch dürfte der Graf kalkuliert haben: Ist der Jenz Eisgruber mal Offizier, dann muß jede Beunruhigung des Wildes durch den vom Jagdteufel besessenen Jenz ein Ende haben!"

„Schrecklich wäre es, wenn — du recht hättest! Und ich würde der undankbarste Mensch auf Erden sein! Undankbar jedoch nicht aus freiem Willen, sondern durch unwiderstehlichen Zwang und Drang! Ein doppelt und dreifach unglücklicher Mensch wäre ich, wenn wirklich der Taufpate finanziell für mich eingetreten sein sollte! Der Gedanke in dieser Entwicklung ist geradezu niederschmetternd.!"

Sophie tröstete: „Doch nicht! Bedrückend ja, und dem ist gut so! Denn dieses Gefühl kann, wird und muß die Wirkung erzielen, daß du von dem schrecklichen Zwang und Drang befreit wirst! Das ist zu erreichen, wenn du den guten, festen Willen entwickelst, alles zur Selbstbeherrschung und Überwindung der anormalen Leidenschaft aufbietest! Lebenslang in schnödester Undankbarkeit dem Wohltäter gegenüber kannst du doch nicht verharren! Und ein kaiserlicher Offizier kann kein — Weidmann ohne Jagderlaubnis sein! — Raffe dich auf, lieber Jenz, bezwinge die tolle Passion — mir zuliebe! Und ich will dir getreulich beistehen und helfen zur Überwindung! An mir soll es wahrlich nicht fehlen, ich bin zu jedem Opfer bereit!"

„Von ganzem Herzen innigen Dank!" Es klang müde, fast kühl von Jenzens Lippen. Der Widerstreit der Empfindungen war zu groß. Und etwas wie Reue nagte in der Brust, die

Digitized by Google

Reue, der Geliebten das rückhaltlose Geständnis abgelegt zu haben. Die Angst erwachte plötzlich, daß auch die Freundin ihn wegen seiner Vergangenheit und mühsamen Entwicklung nicht achten könnte. Bisher hatte er sich vor den Kameraden so ängstlich abgeschlossen in der Befürchtung, von den Offizieren nicht für vollwertig genommen zu werden. In solcher Sorge wollte Eisgruber sondieren, fand jedoch die geeigneten Worte nicht. Es mangelte die Gewandtheit. Und deshalb fragte er direkt, ob sich Sophie seiner Entwicklung und Laufbahn etwa schäme.

Lächelnd erwiderte Sophie: „Tschaperl! Ich habe doch bereits meiner Bewunderung für deinen eisernen Fleiß Ausdruck gegeben! Eben darum, weil es in Friedenszeiten selten vorkommt, daß ein Soldat durch Intelligenz, Geschicklichkeit und Ausdauer bis zum Offizier aufsteigt, bringe ich dir die größte Achtung entgegen! Und der Respekt wird sich zum Stolz steigern, sobald ich auch noch darüber informiert sein werde, wie du in der Jugendzeit das tägliche Brot verdient hast. Irgend eine Stellung mußt du doch inne gehabt haben als Jüngling bis zur Aushebung des Rekruten! Du erwähntest ja selbst, daß es dir eine heilige und gerne erfüllte Pflicht war, die armen Eltern nach Möglichkeit zu unterstützen!"

Eisgruber bat um Geduld und Entschuldigung, sprach von Erschöpfung, und begab sich zur sehr verspäteten Nachtruhe.

So begreiflich Sophie die Ermüdung fand, lobenswert und rührend das offene Geständnis, die Nichtbeantwortung der letzten Frage, das ausweichende Verhalten wirkte auffällig, machte stutzig und ließ vermuten, daß Jenz bei aller sonstigen Ehrlichkeit etwas verbergen wollte, verheimlichen sogar vor der geliebten Freundin. Die weibliche Neugierde war in besonderem Maße rege gemacht. Bis in die Morgenstunden sann Sophie über das Nichteingestandene in Eisgrubers Leben nach; eine neue Befürchtung wuchs in dem Maße, als Sophie sich die entsetzlichen Folgen vergegenwärtigte, wenn Eisgruber auf frischer Tat erwischt, als — Wilderer dem Militärgericht eingeliefert werden würde.

Bittere Qual erzeugte dieser Gedanke, den die Freundin als absurd abtun wollte und erst los wurde, als Sophie sich mit den Mitteln beschäftigte, die zu einer — legitimen Jagdausübung führen könnten. . . Um das Schlimmste zu verhüten, darf kein Opfer zu groß sein. Treue, ehrliche Liebe muß Jenz retten, vor der drohenden Katastrophe bewahren. Reicht die Mitgift nicht zur Heiratskaution, so soll dieses Geld einen Schutz vor dem Fürchterlichsten bieten. . . .

Zu später Stunde fand Sophie den Schlummer.

Beim Frühstückskaffee fehlte Jenz. Niemand hatte seinen Abgang vom Häuschen bemerkt.

Noch bezwang Sophie die keimende Sorge. Es konnte Vinzenz ja einen Aufstieg, eine kleine Bergpartie unternommen haben. In Erwartung seiner Rückkehr wagte die opferwillige Freundin es nicht, das Haus zu verlassen. Unfähig war Sophie, irgend eine Arbeit zu beginnen, sich zu beschäftigen. Es wuchs die Sorge zur Befürchtung, das Vinzens abermals allen guten Vorsätzen, Zusicherungen und Gelöbnissen untreu geworden sein werde. Ging er wieder „jaagern ohne Erlaubnis", so ist seine Freiheit, seine Offiziersstellung, die ganze Existenz aufs schwerste gefährdet. Jede Minute kann die Katastrophe bringen.

Immer wieder fragte sich Sophie, deren Leben doch so eng mit Eisgrubers Existenz verbunden ist, ob der Hinweis, daß jeder Gebirgler Jägerblut in den Adern habe, zu einer Begründung und wenigstens zeitweisen Entschuldigung für Jenzens anormales Tun und verwegenes Treiben hinreichend sei. Die Tatsache, daß der — Offizier wildert genau so wie der nächstbeste Bauernknecht, weist unerbittlich und grausam auf eine starke psychische Störung hin.

Ob Eisgruber mit der unüberwindlichen Leidenschaft dem Irrsinn verfallen ist?

Wahnsinnig ist sein Tun, die Gefährdung seiner Existenz! Nur ein Geisteskranker setzt alles ein für den kurzen Nervenkitzel eines verbotenen Jagdvergnügens!

Und nur der Wahnsinn kann dem Wohltäter gegenüber eine himmelschreiende Undankbarkeit vollbringen!

Ist Eisgruber aber geisteskrank, so muß er interniert werden.

Digitized by Google

Und was wird aus der opferwilligen Sophie?

„Allmächtiger, hilf in fürchterlichster Not!" stammelte die gepeinigte Freundin.

Langsam verstrichen die Stunden.

Mit Eisgrubers Schwester wollte Sophie nicht über ihre Herzensangst sprechen.

Dafür, daß Zenz wirklich einen — Jagdausflug unternommen habe, fand Sophie Beweise: Kugelpatronen im Kaliber für einen Birschstutzen unter Eisgrubers Effekten. Auch etliche Gamskrucken versteckt im Koffer zwischen Wäschestücken.

Der wahnsinnigen Leidenschaft genügt demnach nicht die Jagdausübung, sie verlangt auch noch Trophäen. . . .

Bis gegen Mitternacht währte das Martyrium des Harrens auf Eisgrubers Rückkehr. Sophie blieb in den Kleidern und wartete bangend auf Zenz. Gewärtig seines Rufes. Die Sorge war zur Gewißheit geworden, daß in dieser Nacht ein Ereignis eintreten werde, das Eisgruber zur Flucht zwingt.

Kann der Flüchtling aber der selbstheraufbeschworenen Katastrophe entrinnen? Wohin fliehen, wenn die Behörden nach dem — Wilderer fahnden? Fahnenflüchtig der Offizier, steckbrieflich verfolgt?

Wenn ein Windstoß das Häuschen umbrauste, zuckte Sophie erschreckt zusammen und vermeinte, daß der Gendarm an der Türe poche und Einlaß fordere.

Stürmisch war diese Nacht. Bis in die Kammer, wo Sophie bei Lampenschein wachte und harrte, drang das Geräusch der gegen das Ufer schlagenden Seewellen.

Plötzlich ein Klopfen am Kammerfenster. Und ein Ruf: „Sophie! Hilf!"

Im Nu riß Sophie das Fenster auf. „Bist du's, Zenz?"

Heiser, erschöpft klang die Antwort: „Ja! Komm zuhilf! Der Jakl ist ang'schossen, muß g'schwind heim'bracht werden, ehevor es licht wird! Ich kann den Freund allein nicht mehr tragen! Hurtig (schnell) kommen und helfen!"

Herzklopfen empfand die Freundin beim erschreckenden Anblick Eisgrubers. Beim Schein der vom Luftzug zum Flackern gebrachten Lampe sah Sophie, daß Zenz das Gesicht mit Ruß geschwärzt hatte und einen falschen Vollbart trug. Unheimlich sah Zenz aus.

Rasch schloß Sophie das Fenster und huschte aus dem Häuschen. Und erfuhr die Kunde, daß Zenz und ein ehemaliger Schulkamerad Jakob auf Gams gejaagert hatten; Jakl stürzte, sein Stutzen entlud sich, die Kugel fuhr in Jakls Schulter. Den schwerverletzten Freund habe Zenz zehn Stunden weit heraus an den See geschleppt, jetzt aber sei die Kraft zu Ende. Sophie müsse tragen helfen. Durch Nacht und Sturm schleppte das Paar den Verwundeten auf Waldwegen zum Tischleranwesen, wo Jakob seinen aus dem Schlaf geweckten und sehr bestürzten Angehörigen übergeben wurde. Mit der eindringlichen Mahnung, einen Arzt nicht beizuziehen, die Verletzung Jakls zu verheimlichen und mit Hausmitteln zu kurieren.

Dann hastete das Paar zurück zum Schneiderhäusel, wo Sophie eilig Wasser hitzte und mit Schmierseife den Ruß von Zenzens Gesicht abwusch. Den falschen Bart warf sie ins Feuer. Dann erklärte Sophie bestimmten Tones, daß Zenz die Uniform anziehen und sofort die Heimat verlassen müsse. „Erwarte mich in der Bahnstation! Ich komme so rasch als möglich nach! Bitte, keinen Widerspruch! Es gilt deine Stellung! Fort!" Nur einen Blick der Überraschung richtete Zenz auf Sophie, die er so energisch noch nicht gesehen hatte; wortlos fügte er sich ihren Anordnungen und kaum eine halbe Stunde später verließ er Haus und Heimat.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Frühlingsgaben

Frühling — Gleich Kerzen auf deinem Altare,
Schönheit, du ewige, wunderbare;
Leuchtende Blüten an Baum und Reis,
Golden und rosig und silberweiß!
Windgeflüster und Wogengedränge,
Nimmer verstummende Orgelklänge.
Hörst du, mein zagendes Herze, sie nicht?
„Ewig ist Schönheit und Leben und Licht!" —?

Frühling! Nun füllst du des Segens Schale
Lächelnden Aug's schon zum zweiten Male.
Kränze flichtst du voll blühendem Schimmer —
Aber noch brachtest den Einen du nimmer,
Den Einen, von dem wir es wünschten, dein Werde
Möchte hernieder ihn senden zur Erde
Im Ostergeläut, in der Pfingsten Psalmen —
Den Kranz aus wehenden, grünen Palmen! —

Frühling! Wohl brachtest du noch nicht den Frieden!
Eins aber schenkst du, was not uns hinieden:
Führend uns hin zu der Schönheit Altären,
Willst du aufs neue das Freuen uns lehren,
Lässest du Quellen der Hoffnung uns springen,
Willst du Erneu'rung der Kräfte uns bringen.
Kräfte zum Streiten, Kraft zu entsagen,
Kraft, einst die Kronen des Sieges zu tragen!

Florentine Gebhardt.

Wandernde Läuschens / Von Käthe Damm

Was Läuschens sind, wie es im mecklenburgischen Niederdeutsch heißt, oder Löschgens, wie die in Pommern übliche plattdeutsche Sprache sagt?

Läuschens oder Löschgens werden vielfach mit „Märchen" oder noch drastischer mit „Lüge" oder „Lügenmärchen" übersetzt, ohne ganz so schlimm wie die bewußte, beabsichtigte Lüge zu sein. Es bedeutet in verkleinerter, gleichsam gemäßigterer Form etwas Ersonnenes, Erdachtes oder etwas, das sich von der strikten Wahrheit durch allerhand Umstände, z. B. nicht zum wenigsten durch das Wandern von Mund zu Mund etwas verändert hat. Denn die zweite Eigenart des Löschgens oder Läuschens ist die Tatsache, daß sie meist erzählt werden und seltener durch den Druck Verbreitung finden. Daran erinnert die Erklärung Otto Philipp Runges, des bekannten, von dem verstorbenen Hamburger Professor Lichtwark wiederentdeckten Malers der Romantik, als er die in Pommern aufgefundenen niederdeutschen Märchen „Vom Machandelboom" und „Vom Fischer un sine Frau" dem Buchhändler Zimmerer in Heidelberg schickte. (Von dort erhielt sie durch Achim von Arnim das Gelehrtenpaar Grimm, das sie in ihre deutschen Volksmärchen aufnahm.) Er schrieb dazu „— — es ist nur nie zu vergessen, daß solche Löschgens, wie sie die Kindermuhmen erzählen, immer erzählt und nicht gelesen werden sollten."

Und ein Zeitgenosse berichtet von Runge, daß er im Erzählen niederdeutscher Geschichten „unwiderstehlich" war. Aber diese Löschgens, die im Volk entstanden, im Volk fortleben, habe ich nicht im Sinn, sondern die Löschgens, die gelegentlich — man weiß weder Quelle noch Ursprung — in allen Volkskreisen verbreitet sind und als Wahrheit weitererzählt werden. Manchmal schweigen sie eine Zeit, um dann wieder mit einemmal aufzuleben und sich zu verbreiten. Jeder weiß sie, jeder hat sie aus dieser oder jener Quelle gehört, und man schwört darauf: die Geschichten sind wahr. Die Untersuchung, ob sie wahr oder frei erfunden sind, ist ja auch in vielen Fällen ziemlich schwierig,

Digitized by Google

denn gerade jetzt während der Kriegszeit mit ihren Schrecknissen und Trauerspielen sind zahlreiche Löschgens im Umlauf, an denen wohl hier und da ein Körnchen Wahrheit sein dürfte.

Man selbst hört sie — glaubt sie vielleicht zunächst, hört sie da und dort wieder, stellt fest, daß sie an drei oder vier verschiedenen Orten zugleich sich zugetragen haben sollen, denkt darüber nach, daß dies und das gar nicht möglich sein k a n n und kommt schließlich dahinter, daß irgendein kleines, vielleicht ganz anderes Erlebnis den Kern der durch die Wanderschaft von Mund zu Mund ganz verändert, verdreht, schier unglaubhaft geworden, sich als ein Löschgen darstellt. Die ersten Deutschen waren in russische Gefangenschaft geraten, da hörte man fast in jeder Gegend, stets aus dem Nebenhause oder aus der Nebenstraße, wo die Empfängerin ganz genau bezeichnet wurde, folgende Geschichte: „Der Bruder eines Hausmädchens (oder einer Arbeiterin oder einer Verkäuferin) hat an die Schwester eine Karte aus dem Gefangenlager geschrieben. Darauf steht, daß er es gut hat, zu essen bekommt, nur um Sachen bittet usw. Und als Nachschrift die Bitte, die Freimarke abzulösen und für ihn — wenn er heimkehrt — als Andenken aufzuheben. Unter der sorgfältig abgelösten Marke (!) aber steht in Stenographiezeichen die entsetzliche Nachricht, daß ihm die Russen die Hände oder die Füße abgehackt haben! Als ich dieses Löschgen hörte, mit bitterem Ernst und verhaltenem Grimm vorgetragen, fand ich sofort den Mut zur Frage: „Wenn dem Schreiber die Arme abgeschnitten sind, wie konnte er dann schreiben?" und den Einwurf: „War es eine Feldpost-, d. h. eine Karte aus dem Gefangenlager?" Darauf ein bestimmtes „Ja." „Aber auf den Karten und Briefen der Gefangenen sind doch keine Marken, die werden doch nur gestempelt!"

Aber sei's drum. Auch wenn jemand, der sofort die Sachlage übersah, derartige Einwendungen machte, die Geschichte ging dennoch während mehrerer Wochen von Mund zu Mund, ebenso die von dem Strauß, der der Krankenschwester angeboten wird (auf der Straße, im Eisenbahnabteil, auf der Hochbahn, in der Elektrischen oder in einer Ausstellung), und die ihn nicht nehmen kann, weil sie keine Hände hat, ihn zu ergreifen. Die Hände haben ihr die Feinde abgeschnitten. Erst eine objektive Beleuchtung dieses „Falles" in viel gelesenen Zeitungen machte der weiteren Verbreitung der Geschichte ein Ende.

Neuerdings taucht nach den Erzählungen „der Leute, die dabei waren", hier und da eine ältere Frau oder Dame auf, die sich in Begleitung einer Krankenpflegerin befindet, und die nur immer „Eins — zwei — drei", sagt oder an den Fingern abzählt. Drei Söhne hat sie gehabt und alle hingeben müssen — nun haftet nur noch die Zahl ihrer Lieblinge in ihrem verstörten Hirn.

Auch an dieser Geschichte mag der Kern Wahrheit sein, solcher Trauerspiele hat der Krieg viele gebracht — es ist aber unmöglich, daß diese Dame zugleich auf dem Fernbahnsteig des Friedrichstraßenbahnhofs, in der elektrischen Bahn der inneren Stadt, in der Vorortbahn nach Buch oder Zehlendorf gesehen worden ist. Und von all diesen Stellen wurde die Geschichte erzählt. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß, auch wenn jetzt durch den Beweis: das und das k a n n sich gar nicht so zugetragen haben, die Geschichten aufhören, die Runde zu machen, die in der Erinnerung weiterleben, vielleicht in der Erinnerung der Kinder, die die Gegenbeweise noch nicht fassen können, daß diese Löschgens nach langen Jahren wieder aufleben und weiter von Mund zu gehen werden: so etwas geschah damals, als der große europäische Krieg war.

Aber — auch die Friedenszeit hat Löschgens gebracht — wenn nicht Kriegszeit wäre, man würde vielleicht ordentlich auf den Augenblick warten, da die Söhne unseres Kronprinzen im Vorzimmer den Zylinderhut irgendeines vom Vater gerade empfangenen Herrn, eines Geistlichen oder anderen Zivilperson zum Klapphut gemacht haben würden, wie diese Erzählung vor Jahren von unseres Kaisers kleinen Söhnen erzählt, sogar zum Gegenstand von Abbildungen gemacht war. Bekanntlich sollte der Zylinderhut des Hof- und Garnisonpfarrers D. Frommel dieser Verschönerungskunst der Prinzen zum Opfer gefallen sein.

Die Geschichte war ganz niedlich erdacht, aber für Leute, die mit den Gepflogenheiten fürstlicher Kindererziehung etwas Bescheid wissen, nicht zu glauben. Erstens gehört der Hut in der Hand zum Besuchsanzug eines Zivilherrn und wird selbstverständlich mit in den Raum genommen, in dem der Empfang stattfindet. Außerdem pflegen Fürstenkinder niemals ohne Aufsicht im „Vorzimmer" zu spielen, es überhaupt erst kaum zu betreten. Und doch möchte man voraussagen, daß diese Geschichte, wenn nicht in dieser, dann doch in der nächsten Generation wiederkehrend, von Mund zu Mund geht. Ein anderes wanderndes Löschgen, in dem ein Fürstenkind eine Rolle spielt, ist die Geschichte vom „ungewaschenen Prinzen, vor dem die Wache nicht präsentiert." Die Geschichte ist vollständig erfunden, aber es ist nicht von der Hand zu weisen, daß irgendeine bekannt gewordene Tatsache die erste Veranlassung zu dieser Erzählung war, und es könnte v i e l l e i c h t der Wahrheit nahekommen, daß diese Tatsache aus den letzten Lebensjahren der Gräfin Voß, der Oberhofmeisterin der Königin Luise stammt, sich ursprünglich aber natürlich ganz anders verhält.

Die alte Dame war durch den über den Tod der Königin untröstlichen König zum Dank für ihre Treue durch eine besonders wertvolle und ehrenvolle Gabe ausgezeichnet worden. Sie erhielt die kleinen, in ovalen Rahmen gefaßten Bildnisse

Digitized by Google

des Königspaares, am orangefarbenen Bande des hohen Ordens vom schwarzen Adler zu tragen. Sie war also „Dame des Bildes der Majestäten am Bande des hohen Ordens vom Schwarzen Adler", und zur Ehrenbezeugung dafür traten die Wachen unter Trommelschlag ins Gewehr, wenn der königliche Wagen, in dem die alte Gräfin fuhr, sich nahte. Es existiert heute eine Abschrift, nach welcher Damen und Herren des Hofes niemals einen Verwandten oder eine Verwandte, sei's Mutter, sei's Schwester im Wagen mitnehmen dürfen, sobald diese Verwandten nicht zum Hofe oder Hofstaat gehören, und es ist mir nicht bekannt, ob es diese Vorschrift schon damals gab, oder ob Gräfin Voß Ausnahmen machen durfte. Vielleicht fuhr die alte Gräfin auch nicht immer im königlichen Wagen, sondern auch gelegentlich im Wagen ihres Enkels, des Grafen Voß. Selbstverständlich war der Wagen oder Kutscher und sein Diener kenntlich für die Wachen, da der Insassin die besondere Ehrenbezeugung zukam. Bei Spazierfahrten im Tiergarten, nach Charlottenburg nahm sie hin und wieder ein Urenkelkind mit, und das Herausrufen der Wache machte diesem eine ganz besondere Freude. Es ist möglich, daß bei dieser Gelegenheit ein erzieherisches Wort der alten Gräfin Ursache zu der wandernden Geschichte wurde.

Eine in den sechziger Jahren wandernde Geschichte erzählte davon, daß zwei noch im Kindesalter befindliche Prinzessinnen sich selbständig und allein zu einem Photographen Unter den Linden begeben und dort kindlich geplaudert und von „zu Hause" erzählt hätten. Wahrscheinlich hatte diese Geschichte nur den Anlaß, daß die beiden fürstlichen Basen gemeinsam auf einem Bild photographiert waren.

Woher diese Geschichten stammen, die „bestimmt wahr" oder gar „selbst erlebt" sind?

Das ist ein Rätsel, ein nie gelöstes. Daß solche Geschichten, namentlich wenn sie von besonders geliebten Fürstenkindern erzählt werden, große Verbreitung finden, ist sicher. Nur bei solchen Leuten, die die Gewohnheiten fürstlicher Erziehung genauer kennen, finden sie keinen Glauben. — Denn wie man in keiner bürgerlichen Familie die kleinste Kleinigkeit der Öffentlichkeit preisgibt, so bleiben auch gewiß oft vorkommende drollige oder besonders kluge Bemerkungen, kleine Unarten, wie sie auch in fürstlichen Kinderstuben vorkommen, doch stets verschwiegen. Man ist doch in jedem guten Hause, besonders aber in Fürstenhäusern darauf bedacht, verschwiegene taktvolle Personen um sich zu haben.

So pflegen sich die Löschgens im Frieden besonders mit fürstlichen Persönlichkeiten zu beschäftigen, der Krieg dagegen bietet bei der Überfülle von Geschehnissen den Erzählungen und ihren phantastischen Zugaben ein reiches Feld dafür. Es ist nicht gesagt, daß alle Läuschens frei erfunden sind, es mag sogar zutreffen, daß sie alle einen wahren Kern haben — aber indem sie von Mund zu Mund wandern, und hier und dort Zusätze wie Übertreibungen erfahren, ist schließlich der Kern vergessen, und es bleibt bei dem wandernden „Löschgen", das allzugern geglaubt und allzugern wieder weitergetragen wird.

*

Rat

Wandre nicht zu weit hinaus
Wandre nur so weit,
Daß man es bei dir zu Haus
Hört, wenn deine Seele schreit.

Wandre nicht so weit, so weit,
Daß dein Herz vergeht
In der fremden Einsamkeit,
Wo dich keiner liebt und dich versteht.

Leo Heller.

*

Der Narr / Novelle von Rudolf Michael

Hergott, war das ein Händeklatschen und Tücherschwenken, ein Lachen und Schreien, als Jon Jonni auf dem struppigen, gedrungenen Kosakengaul rücklings durch die Arena ritt! Und als er nun gar mit einem gutmütig blöden Gesicht vom Rücken des Pferdes in den weichen Sand purzelte, da dröhnte der hohe, helle Zirkus vom Lachen der tausend heißen Kehlen. Einer, mehrere, viele, alle schrien immer und immer wieder dasselbe Wort „Auf Wiedersehen!" Und der kleine lustige Geselle stand unten zwischen den jubelnden Menschen und schwenkte die bunte Schellenmütze immer aufs neue. Eine Brandung. Die Fahnen, die von den Wänden und der Decke langwallend herunterhingen, schüttelten sich mit vor Lachen und Begeisterung. Es war ein Flittern und Flimmern durch den weiten lärmenden Raum.

Der kleine grinsende Jon Jonni wand sich noch einmal in seltsamen Verdrehungen und Purzelbäumen durch den Sand der Arena und verschwand dann flink.

Da trat ihm ein Diener in den Weg und gab ihm ein Blatt Papier.

„Ruhe!" schrie der Kleine mit kreischender

Digitized by Google

Stimme gegen die Menge. Da erstarb auf tausend heiß gelachten Gesichtern jede Verzerrung, und über alle kam eine tiefstille Andacht.

Der Kleine las mit stolpernder Stimme das Telegramm vor, das man ihm da gegeben hatte, die Nachricht des Sieges, und verschwand dann schnell.

Als die Menge immer noch in lauten Wellen ihren Jubel und ihre Begeisterung hinausschrie unter dies hohe Dach, das sonst nur auf lachende Purzelbäume herunterfah, da stand der kleine Jon Jonni schon draußen vorm Eingang und schaute in die nasse Nacht.

Es regnete mit Prasseln. Das Pflaster der Straße erglänzte unter dem matten Laternenlicht wehmütig. Müde polterten die Wagen vorbei. Irgendeine Uhr schlug Mitternacht.

Jon Jonni trug den dunklen Überzieher über seiner bunten Narrenjoppe und hatte die Fäuste tief in die Taschen vergraben. Das blasse Gesicht war voller Falten und unheimlich schmerzvoll. So oft er den Jubel der Menge drinnen hörte, verzogen sich seine Züge zu einem Ausdruck bitteren Unwillens.

Ihr war's plötzlich, als haßte er diese Menge. Und in einem jähen Entschluß rannte er hinaus in die nasse, triefende Nacht.

Das war nun der letzte Abend! Die Stimmung zum Abschied. Der Abend, an dem der lustigste Mann der Stadt zum letztenmal die Heimat sah, von tausend Schmerzen die Seele voll. Am andern Morgen würde er ausmarschieren. Ins Feld. Wer weiß wohin? Mit vielen, vielen anderen. Und diese Nacht würde die letzte sein bei seiner armen, kranken Frau.

Da trieb ihn eine dumpf empfundene Hast heimwärts. Und so schnell er konnte, rannte er durch die halbdunklen Straßen, durch den strömenden Regen seinem Hause zu.

„Liebe, kleine Frau." Er beugte sich über das hübsche, schmale Gesicht.

„Warum bist du so lange fort gewesen, Jon?" Die Stimme war farblos und doch lieb.

Er log. „Ich mußte noch so vieles regeln. Es ist später geworden als ich wollte."

Warum sollte er es ihr auch sagen, daß er diesen letzten Abend vor der lachenden Menge gestanden hatte, statt still an dem Bett seiner jungen, kleinen Frau zu sitzen? Aber es war doch nur Liebe gewesen, daß er sich diese letzte Vorstellung noch erwirkt hatte. Er wollte noch für Geld sorgen, für eine kleine Ersparnis, die seine Frau jetzt gewiß gut gebrauchen konnte. Freilich, wenn sie's gewußt hätte, hätte sie ihn gescholten und wäre böse mit ihm gewesen. Darum verschwieg ers und schob das Geld später leise seiner Frau unter die Decke des Tisches, der neben ihrem Bett stand.

„Jon, es wird gewiß alles gut. Nicht wahr?" Der kleine Mann nickte lebhaft.

„Du kommst wieder zu mir ganz gesund und findest hier einen kleinen süßen Jungen, der noch garnicht weiß, daß er einen Vater hat."

Die kranke Frau schloß die Augen, und ein seliges Träumen legte sich über ihr blasses Gesicht.

Da küßte Jon Jonni noch einmal, schmerzlich bewegt, dies liebe Gesicht und ging dann leise ins andere Zimmer.

Er ließ es dunkel darin. Ihn ekelte die grelle Helligkeit. Er glaubte noch, das dröhnende Klatschen der Menge zu hören. Da hielt er sich die Ohren zu. Aber der Lärm verging nicht. Das dunkle, kleine Zimmer weitete sich zu einem hohen, hellen Raum mit flatternden Fahnen und wild sich regenden Armen und heißen Gesichtern. Um ihn herum tollte ein kleiner, schwarzer Gaul.

Jon Jonni konnte das Bild nicht loswerden. Da warf er sich wild auf das Bett, vergrub den Kopf tief unter der Decke und suchte zu schlafen.

Aber er war schon wieder wach, als es noch immer dunkel war. Der Kopf war ihm schwer wie nach einer durchzechten Nacht, und die Augen brannten wie nach vielen Tränen.

Kurz der Abschied. Hastig. Fast hart. Und blitzschnell, wie er so oft die Arena verlassen hatte, lief der kleine, graue Soldat aus der Tür. Mit wunderlich milden Augen sah ihm seine junge Frau aus dem Bette nach.

In dem bunten, raschen Wirbel der Tage, die nun für Jon Jonni folgten, ertrank der ganze grelle Flitter wie in einer großen, grauen See. Aber was die anderen Kameraden aufregte und heiß machte, das brachte ihm eine glückliche Beruhigung. Es tat ihm wohl, so hart, so klar die Wirklichkeit zu sehen. Die ernsten Gesichter, das milde, trübe Licht der Nebeltage, das große, stille Leben.

Und über die Grenze ging es, weit nach Rußland hinein. Dörfer voll Kot und Trümmer, Äcker ohne Saat, aber voll von den Wunden der Schlacht.

Jon Jonni erholte sich hier vor den Augen des Krieges von allen Wunden seiner Seele. Er war sehr ernst. Er hatte ja — weiß Gott! — genug gelacht in seinem Leben. Wie schön war es hier draußen, wie groß und ernst!

Dann kam das Gefecht. Gegen eine wilde, feuersäende Übermacht lag das Regiment die ganze Nacht. Todmüde hockten die deutschen Soldaten in den nassen Löchern, die sie sich gegraben. Und aus dem Walde drüben kam der Tod geflogen. Tausende kleiner, singender Vögel.

Die Russen stürmten einmal nach dem andern. Am Morgen mußte das deutsche Regiment weichen.

Müde von der Anstrengung und Enttäuschung der Nacht trottete die Kompagnie auf der durchweichten Landstraße zurück. Hungrig, frierend und in den Fäusten das Zittern einer ohnmächtigen Wut.

Da erwachte in Jon Jonni der alte, vergessene Trieb. Lachend und springend trieb er sich außer-

Digitized by Google

halb der Kolonne herum, machte unter beißenden Witzen die tollsten Sprünge und zwang die müden Kameraden zum Vergessen und zum Lachen. Keiner mochte ihm das verwehren. Er spürte nicht die Anstrengung der letzten Nacht. Er berauschte sich selbst an seiner Kraft, alle müden Herzen zum Lachen zwingen zu können. So zog die Kompagnie dahin, als ginge sie siegessicher in die kommende Schlacht. Und kaum einer dachte mehr daran, daß sie vor einem übermächtigen Feinde wichen.

Am Abend machten sie wieder Front und gruben sich ein. Da gab es Essen und ein wenig Erholung, denn der Feind folgte nicht.

Jon Jonni lag zwischen den andern und genoß das bißchen Ruhe. Er war wieder ganz still geworden.

„Du, spring' doch noch mal ein bißchen! Kannst doch so laut lachen, Kleiner!"

Jon Jonni schaute den Sprecher an mit vollen, bangen Augen. Die wollten wohl sagen: „Du, laß mich, ich hab' das Lachen satt."

Und als er still und wartend in seiner Stellung lag, flüsterten seine Lippen: „Liebe, gute Frau."

Noch in der Nacht kam Befehl, wieder vorzugehen. Mit brennenden Herzen rückte die Kompagnie gegen den Feind. Jon Jonni trabte im Gliede still und gedankenvoll. Und dachte an seine kranke Frau, nur an die junge, liebe Mutter seines Kindchens.

Da packte den kleinen, ewig lachenden Mann eine namenlose Wut. Die Faust wollte den Gewehrschaft gar nicht wieder freigeben. Er war der erste, der sich freiwillig nach vorn meldete. Todesernst, unheimlich ernst blickte er den Hauptmann an, der ihm den Befehl gab, nach vorn zu gehen. Eine Stimme, die ihm nachrief: „Da läuft der Narr", hörte er nicht mehr.

Er holte sich das Eiserne Kreuz in dieser Nacht. Und hart und kurz, mit aufeinander gebissenen Zähnen, trat er wieder vor seinen Hauptmann und gab Bericht von seinem Marsch.

Und als am Morgen die Kanonen aus vielen heiseren Schlünden krachten, da stand er still für sich, küßte einen kleinen, schmutzigen Brief und flüsterte immer wieder vor sich hin unter seligem Lächeln: „Meine liebste kleine Frau! mein guter Junge! mein Kind!"

*

In dunkler Tiefe

In dunkler Tiefe fühlt' ich mich verloren,
Da sich mein Weg von deinem Wege schied,
Und endlos bitter Leid schien mir geboren,
Da ich dich fortan floh, dich fortan mied.

Du warst der Feiertag, nach meiner Wahl,
Und doch — ich fror in seinem Schatten —
Da schritt ich von dir in des Alltags Tal
Und fand dort sonnenwarme Matten. —

Zu Füßen legt' ich dir mein reiches Herz,
Und meine Liebe sollte dir gehören.
Mir schien es Heiligtum und dir nur Scherz,
Der zu gering war, deine Bahn zu stören.

Und fand im Alltag wahren Lebensquell.
— Man kann in dunkler Tiefe schöpfen lernen —
Du gehst im Höhenlichte, kalt und grell.
Du gehst nun einsam weiter — — zu den Sternen?

Elisabeth Haspelmacher.

* ## Vermischtes *

Ein Wort Jakob Grimms über unsere Muttersprache. „In unseren Tagen — und wer frohlockt nicht darüber? — wird lebhaft gefühlt, daß alle übrigen Güter schal seien, wenn ihnen nicht die Freiheit und Größe des Vaterlands im Hintergrund liegen. Was aber helfen die edelsten Rechte dem, der sie nicht handhaben kann? Kaum ein anderes höheres Recht geben mag es als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Zur schmählichen Fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintansetzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete. Man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet. Dann werden sie wie Flocken zerstieben, wenn Deutschland sich selbst erkennend stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht. Wie es sich mit dieser Sprache im guten und schlimmen bisher angelassen habe: ihr wohnt noch frische und frohe Aussicht bei, daß ihre letzten Geschicke lange noch nicht erfüllt sind und unter den übrigen Mitbewerbern wir auch eine Braut davontragen sollen. Dann werden neue Wellen über alten Schaden strömen." — Klingt das nicht wie in den Tagen des großen Krieges geschrieben? Und doch ist Wunsch und Hoffnung, wie sie aus diesen Worten klingen, schon vor 70 Jahren ausgesprochen worden in einem Vortrage von Jakob Grimm, dem wissenschaftlichen Begründer der Deutschkunde. Wer dessen Ansichten über Sprachreinigung im besonderen und über die Beziehungen zwischen Sprache, Volkstum und staatlicher Macht überhaupt in schönem Strauße beisammen haben will, der nehme die schöne Schrift von Theodor Matthias zur Hand: Der deutsche Gedanke bei Jakob Grimm (Leipzig, R. Voigtländer 1915, 134 S. M. 2.—).

Matthias (Plauen i. V.)

Digitized by Google

Etwas für jeden. Sind Sie leicht erregbar? Wenn ja, dann versuchen Sie es einmal mit der Sprachreinigung. Sie mögen ein Hitzkopf sein, ein Gemütsleiden haben, von fieberhafter Unruhe gequält werden — denken Sie öfter über Verdeutschungen nach. Das wirkt wie ein Beruhigungspulver. Sind Sie ein ruhiger Mensch? Dann treiben Sie auch Sprachreinigung. Sie können ein schlagfertiger Redner, ein preisgekrönter Turner, ein sicherer Schütze sein, aber es ist fraglich, ob Ihre Nerven die ewigen Nörgeleien der Querköpfe aushalten. Können Sie das, dann ist's erreicht! Sind Sie ein schlechter Gesellschafter? Dann bringen Sie einmal die Rede auf die Sprachreinigung. Die ganze Gesellschaft wird Ihnen zuhören. Von witzigen Einfällen, lustigen Geschichten, ernsten Betrachtungen, tiefgründigen Untersuchungen wird es nur so hageln. Alle Anwesenden werden munter werden wie die Dackel, und Sie kommen mit einem Schlag in den Ruf eines anregenden Gesellschafters. Oder sind Sie ein guter Gesellschafter? Dann bringen Sie das Gespräch auch auf die Sprachreinigung. Sie werden in die Lage kommen, wo Sie Ihren Mann stehen müssen. Geist, Wissen, Lebenserfahrungen, alle Ihre besten Eigenschaften können Sie leuchten lassen, und auf allen Ihren Gedankengängen wird man Ihnen folgen. In den schwersten Redeschlachten werden Sie Sieger werden, wenn Sie den Fremdwörtern richtig auf den Leib rücken. Haben Sie Zeit? Suchen Sie Arbeit? Die Arbeit liegt auf der Straße. Schreiben Sie den Leuten, die mit ihren Fremdwörtern auf den Geschäftsschildern, Anschlagsäulen, Rechnungen, in Briefen, Anzeigen, Aufsätzen Sie ärgern, sie sollten lieber deutsch schreiben. Das ist eine der wichtigsten Arbeiten, mit der Sie Ihre Zeit ausfüllen und Ihre Langeweile vertreiben können. Haben Sie keine Zeit, die vielen Fremdwörter selbst zu verdeutschen? Dann benutzen Sie Briefe mit der gedruckten Aufschrift: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann." Hängen Sie an Ihre Wand eine kleine Tafel mit der Mahnung: „Sprich deutsch, schreib' deutsch!" Dann werden Sie von den Leuten, die mit Ihnen schriftlich verkehren, mit Fremdwörtern verschont bleiben und nicht mehr um Ihre Zeit und damit um Ihr Geld gebracht. Sind Sie wißbegierig? Dann treiben Sie Sprachreinigung. Sie verlangt Beherrschung aller Sprachen und Fächer, gewährt den tiefsten Einblick in die Staatskunst, die Volkswirtschaft, das Seelenleben und lehrt Sie unsere Muttersprache genauer kennen, höher schätzen und besser gebrauchen, als es die Fremdwortfreunde tun. Wenn ich einen Menschen sprechen höre, der von dem Zusammenhang aller Dinge eine tiefe Ahnung hat, dann weiß ich, daß er auch für das Recht des deutschen Worts eintritt. Damit will ich nun nicht sagen, daß ich, weil ich für das Recht des deutschen Worts eintrete, auch eine tiefe . . . . . Nein, so unbescheiden bin ich nicht. Tesch (Köln).

Die Angst vor dem Konjunktiv. Vor den meisten Kultursprachen hat das heutige Deutsch den Vorzug des größeren Formenreichtums. Darauf beruht zu einem guten Teile die Schönheit und der Wohlklang unserer Muttersprache. Aber die geschichtliche Entwicklung der Sprache geht auch hier in der Richtung, daß die Formen absterben, und zwar immer da, wo für denselben Begriff zwei gleichbedeutende Formen vorhanden sind, eine bequeme und eine unbequeme. Da muß die unbequeme weichen. So geht es in unseren Tagen der Möglichkeitsform (dem Konjunktiv). Neben den alten, gedrungenen Formen wie käme, spränge, liefe, schöbe hat sich die langatmige Form würde kommen, würde springen, laufen, schieben eingebürgert, die, wenn in bedingtem Sinne gemeint oder auf die Zukunft bezogen, begründet ist, oft aber nichts weiter als eine Umschreibung darstellt. Es ist eben zweifellos bequemer, mit der zur Hand liegenden Nennform des Zeitworts kommen, springen usw. und der durch den sonstigen Gebrauch vertrauten Form würde, die wie zu einer festgeprägten Marke erstarrt ist, den Konjunktiv zu bilden, als nach der richtigen Abwandlung der Stammform zu suchen. Die Kenntnis dieser Abwandlungen ist leider schon so geschwunden, daß der Ungeübte bei jedem durch den Sinn des Satzes geforderten Konjunktiv stutzt und aus Angst vor der eigenen Unsicherheit zu der bequemen Krücke der Umschreibung greift. Aber das tut der Schönheit unserer Muttersprache Eintrag. Soviel Mühe sollte doch ein jeder auf seine Sprache verwenden, daß er diese Angst überwindet und in seinem Gedächtnisse die richtige Form sucht. Auch das ist eine Pflicht gegen die Muttersprache, daß man ihr die alten klangvollen Formen, soweit sie noch lebendig sind, erhält. Maydorn (Thorn).

Die Schreibung der Straßennamen ist in vielen Städten noch wenig einheitlich, obschon sie bereits seit sechs Jahren amtlich geregelt ist. Am 21. Februar 1910 richtete nämlich der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten im Einverständnis mit dem Minister des Innern und dem Unterrichtsminister an sämtliche Regierungsbehörden Preußens einen Runderlaß, in dem er empfahl, bei der Schreibweise der Straßennamen nach den Grundzügen zu verfahren, die der Allgemeine Deutsche Sprachverein aufgestellt hatte. Die Grundsätze sind auch in Württemberg und Sachsen von den Ministerien empfohlen worden. Da sie mit den Vorschriften der amtlichen Rechtschreibung durchaus im Einklang stehen, so sind sie auch für alle anderen Staaten als empfehlenswert zu betrachten. Nach diesen Grundsätzen lassen sich folgende Gruppen von Regeln für die Rechtschreibung der Straßennamen aufstellen: I. Hauptwörter: a) die Hauptwörter, zu denen auch die einfachen Eigennamen gehören, werden mit den Bezeichnungen Straße, Platz usw. ohne Bindestrich verbunden (Eintrachtstraße, Königsplatz, Rolandstraße, Buttermarkt, Südbrücke, Hansaring). b) Stehen mehrere Personennamen, wozu die Beinamen gehören, sowie Personennamen nebst Stand oder Titel vor den Bezeichnungen Straße, Platz usw., so werden sie durch Bindestriche verbunden (Kaiser-Wilhelm-Straße, Friedrich-Wilhelm-Platz). II. Eigenschaftswörter: a) Die von Orts- und Ländernamen gebildeten unveränderlichen Wortformen auf -er werden mit den Bezeichnungen Straße, Platz usw. zusammengeschrieben (Leipziger Straße, Brabanter Platz). b) Personennamen auf -er, die also mit den Orts- und Ländernamen auf -er nicht verwechselt werden dürfen, müssen mit den Bezeichnungen Straße, Platz usw. zusammengeschrieben werden (Makkabäerstraße, Karolingerring, Römerplatz). Hierin sind Makkabäer, Karolinger Namen für ein Geschlecht oder Volk. c) Eigenschaftswörter, die keine Biegungsendung haben, werden mit den Bezeichnungen Straße, Platz usw. zusammengesetzt (Blaubach, Langgasse, Kleine Neugasse, Neumarkt). d) Eigenschaftswörter, die eine Biegungsendung haben, werden mit den Bezeichnungen Straße, Platz usw. nicht zusammengeschrieben (Französische Straße, Breite Straße, Alter Zoll). III. Verhältniswörter, die einen Teil des Straßennamens bilden, sind groß zu schreiben (Unter den Linden, Im Laach, In der Höhle). Tesch (Köln).

Inhalt des Heftes 35: Treibholz. Roman von H. Schobert. — Stärker als Liebe. Roman von Arthur Achleitner. — **Beiblatt:** Frühlingsgaben. Gedicht von Florentine Gebhardt. — Wandernde Läuschens. Von Käthe Damm. — Rat. Gedicht von Leo Heller. — Der Narr. Novelle von Rudolf Michael. — In dunkler Tiefe. Gedicht von Elisabeth Haspelmacher. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 27. Mai 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 36

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode).

1. Fortsetzung.

Der Saaldiener kam und brachte auf einer silbernen Platte einen Brief.

Fräulein Dorsay? — sagte er fragend: Lu streckte die Hand aus und nahm den Brief an sich. Alles um sie her schwieg.

Auf dem weißen Kärtchen darin stand:

Graf Egmon von Vossen und darunter ein paar Zeilen:

„Gibt sich die Ehre, Fräulein Dorsay zum Souper zu laden. Das Auto wartet vor dem Hause." —

Pia hatte sich erhoben, war hinter die Lesende getreten und sah ihr über die Schulter.

„Graf Egmon von Vossen" las sie.

„Das ist in Wahrheit Seine Hoheit der Prinz Egmont ***. — Haben Sie einen Dusel, Dorsay."

Neid klang aus Wort und Ton, und das gellende Organ verstärkte beides noch.

Lu fuhr herum und blickte ihr in das Gesicht, die Tochter aus altem adligen Hause regte sich in ihr, unter all' diesen zusammengewürfelten Menschen.

„Und Sie denken! . . . Sie könnten glauben . . ." Ihre Augen funkelten. Mit einem Griff riß sie die Karte mitten durch und warf sie auf das Tablett zurück.

„Kleine Lu, das war sehr töricht!" sagte die Nelda ruhig. „Wissen Sie nicht, daß wir Alle annehmen würden? Ein Souper verpflichtet zu nichts, und wir in unserer Stellung sind Freiwild, wollen es vielfach sogar sein. Unser Moralbegriff ist daher ein anderer als der der bürgerlichen Kreise. Diese Auffassung entspricht unserer Eigenart. Wir schaffen sie uns und tragen ihre Konsequenzen. Wer das nicht kann, bleibt besser dem Kabarett fern, sonst findet er zu viel Dornen darin."

Lu sah erstaunt und befremdet auf die geschminkten Lippen, die so gleichgültig ein besonderes Recht für sich in Anspruch nahmen, dann irrten ihre Augen zu Lukas Falkner. Der aber starrte sie mit bösem Blick an, wie sie meinte.

Was ging das alles ihn an?

Zorn und Empörung stiegen ihr nun brausend zu Kopf, aber zugleich umklammerte ein schweres Angstgefühl ihr Herz.

„Ich verachte die Männer", sagte sie mit trockner Kehle. Denn wir sind ihnen nichts als Mittel für ihre Begierden! Ich will von keinem Manne etwas wissen, mag er sein wer er will."

Alle starrten sie und die kleine Faust, die so energisch geballt auf dem Tische lag, nun lächelnd an.

„Nanu, Dorsay," sagte Kysani und sah zu ihr herüber, „hat Sie jemand gebissen."

„Mehr — viel mehr!" hätte sie schreien mögen, aber sie fühlte, jede weitere Auslassung war hier nicht am Platz. „Ist's war?" fragte die Nelda halblaut um sich, „hat sie wirklich keinen Verehrer?"

„Nein, nein! Sie ist ja rabiat gegen die Männer," flüsterte ihr Benzberg zu, „die Mitzi schwört es."

„Und dann am Kabarett? — Das wird sich bald geben, glaube ich."

„Vielleicht hat sie ihre Erfahrungen," rief eine lustige Sängerin.

Digitized by Google

Lu sah empört die Sprechenden an. — Die Nelda hatte gut reden! Hoch und sicher stand sie auf dem Postament, das ihr Geld ihr gab, kannte wohl nichts von den Abscheulichkeiten, die das Leben für die Armen bereit hält. —

Einstmals hatte sie sich verkauft und dafür den Namen und die Begierden eines Mannes eingetauscht, der ihr in der Ehe verhaßt war. Ein zweitesmal glaubte sie sich freiwillig zu verschenken, um in das verlorene Paradies der Hochstehenden einzutreten, nach dem sie sich mit allen Fibern sehnte. . . Statt dessen erntete sie — Geld. . . Nun sollte sie wohl gar für ein Abendbrot ihre Person hinwerfen? — Niemals! —

Lu sah plötzlich, daß sie noch immer Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war. Um aus diesem Kreuzfeuer aller Blicke heraus zu kommen, stand sie auf, nahm den Mantel um, setzte den Hut auf und machte sich zum Gehen bereit.

Kimmerling folgte ihr mit den Augen.

„Kind, Sie hätten Strümpfe stricken oder Hosen nähen lernen sollen," sagte er mit bedächtigem Kopfschütteln, „graulen Sie dem Benzberg doch nicht sein Publikum fort!" —

Pia lachte gellend auf.

„Der Aff will sich ja nur rar machen, um höher im Preise zu steigen", schrie sie über den Tisch. „Den Trick kennen wir doch!"

„Du nicht!" Kysani kniff sie in den Arm. „Sei jetzt ruhig."

Sie sah ihn aus gelblich schimmernden Pupillen an.

„Bist du verliebt in sie? — Gefällt sie dir gut? — Ja?"

Er gab keine Antwort.

Da kam Benzberg an den Tisch, er hatte gesehen, daß Lu ihr Käppchen aufsetzte und nach dem Mantel griff, und merkte nun auch, daß sie mit Tränen kämpfte.

„Darf ich Sie die Treppe herab geleiten?" fragte er liebenswürdig.

Sie schüttelte stumm dankend den Kopf. Nur fort von hier, fort wollte sie. — Er aber bot ihr die Hand und sagte ein paar freundliche Worte über ihren Erfolg. Dann setzte er hinzu:

Sie haben sich ja schrecklich bei Ihrem ersten Auftreten erregt, Fräulein Dorsay, gehen Sie nur nach Hause und schlafen Sie sich auf Ihren Lorbeeren ordentlich aus. — Auf Wiedersehen morgen."

Sie verbeugte sich stumm gegen ihn und die Zurückbleibenden.

„Wie eine Prinzessin!" spöttelte Pia. —

Lu aber fand nur mit Mühe den Ausgang.

Als sie die steile steinerne Treppe herab stieg, klopfte ihr Herz wie ein Hammer, und dicke Tränen rannen über ihr Gesicht, die sie nicht halten konnte. Zwar hatte sie nun endlich, was sie sich immer so heiß ersehnt hatte — Freiheit und Selbständigkeit, stand mitten im brausenden Leben der Großstadt. — Aber das alles sah in Wirklichkeit so anders aus, als sie es sich erträumt hatte. —

Ob es wohl jedem so ging, daß erfüllte Wünsche wie schmutziger Schaum durch die Finger rannen? — Warum hatte sie plötzlich ein Gefühl des Widerwillens, wenn sie an ihre Kollegen, an das rote Podium dachte?

„Es wird vorüber gehen", tröstete sie sich und wischte die Tränen fort.

„Es m u ß vorübergehen!" dachte sie zornig. — Sie selbst hatte sich doch diese Umgebung gewählt. — Alles Neue verwirrt, — allmählich würde sie sich damit abfinden, denn von seiten der Kollegen war ihr ja eigentlich die Freude über den Erfolg des ersten Auftretens nicht verdorben. Aber hatte sie sich denn jemals das Kabarett als Lebensziel gedacht? Sie kannte ja bis vor kurzem nichts von ihm. — Nein — der Zufall hatte sie hineingeworfen, und sie mußte ihm dafür noch sehr dankbar sein.

Als sie vor dreiviertel Jahren nach Berlin kam, krampfhaft einen einzigen Tausendmarkschein in der Tasche festhaltend, — eine davongelaufene — um nicht eine davongejagte Frau zu werden, suchte sie sich zuerst ein billiges Zimmerchen und saß ein paar Tage, die Hände tatenlos im Schoß gefaltet, wie zerschlagen da.

Dann raffte sie sich auf, kaufte eine Zeitung und suchte nach einer Beschäftigung.

Aber sie konnte ja nichts! — Weder im Haushalt noch auf einem anderen Gebiete war sie zu gebrauchen. Nur auf der Straße liefen ihr die Männer scharenweise nach.

Von denen aber hatte sie genug. — Einmal als sie heim kam, stand ihre Wirtin vor

Digitized by Google

dem Hause und sah das unerbetene Gefolge. Da machte sie ihr den Vorschlag, doch als Statistin an irgend ein Theater zu gehen.

„Sie werden Ihr Glück machen!" sagte sie prophetisch.

Aber Lu zog diese Idee erst dann in Erwägung, als sie merkte wie schnell ihr Geld schmolz. Damit hatte sie ja nie umzugehen gewußt, außerdem hatte sie sich allerlei Wünsche, — nach denen ihre Seele und ihr Schönheitsbedürfnis dürsteten — erfüllt, was sie nachher aber stets heftig bereute. — Doch das Geld war dann einmal fort und kam nicht wieder.

Da zog Mitzi Fink mit ihrem halbgelähmten Mann und ihrem Bübchen in die beiden großen Hinterzimmer ihrer Wirtin, und nach zwei Tagen kannten sich die beiden Frauen bereits.

Mitzi übte fleißig, sang und trällerte den ganzen Tag. — An dies sonnige Wesen klammerte sich Lu in ihrer Einsamkeit und Hilflosigkeit. Und Mitzi machte ihr dann den Vorschlag, sich zur Kabarettsängerin auszubilden, und übernahm anfangs selbst den Unterricht.

„So ein goldiges Hascherl muß doch einen feinen Weg durch's Leben finden", sagte sie lachend. „So einen, der mit Goldstücken gepflastert ist! — Das werden wir schon machen, gelt Kindl?"

Freilich, Lus Stimme war hoffnungslos unbedeutend, das wußte die Mitzi bald. Aber als sie sah, mit welchem Eifer das junge Mädchen — denn dafür hielt sie jeder — ihre Übungen machte, wie sie nur von Ruhm und Ehren träumte, da sagte sie ihr nichts davon.

„Auch solide ist sie, — ein keuscher Joseph in Unterröcken", vertraute sie ihrem Manne und der Wirtin an. „Nichts mit ihr zu machen! — Kaum zu glauben." —

Ja, arg solid war sie wirklich, die schöne Lu! — Alles was hinter ihr lag, steckte ihr noch zu heftig im Blute, wenn sich auch zuweilen die Hoffnung bei ihr regte, daß ihre Zukunft sich anders, besser gestalten würde, — gestalten müsse — weil sie doch noch zu wenig vom Leben empfangen hatte, und so durstig war nach allem was sie bisher entbehrt hatte. —

Ein häßlicher Graupelschauer schlug ihr in das Gesicht, als sie aus dem Tore auf die Straße trat. Es war früh und schnell unfreundliches Wetter geworden, aber die Reklameschilder glitzerten trotzdem wie eine gewaltige Illumination, Menschen stießen und drängten sich auf dem Bürgersteig. Auf dem Straßendamm tuteten die Autos, folgte Wagen auf Wagen.

Während sie vorwärts schritt, dachte sie an das Beifallsklatschen, das ihr gegolten, sah sie noch die kompakte Menschenmasse im Saale, der sie gefallen hatte. Ja, das wollte sie auch ferner: Ruhm ernten. So hoch steigen, daß man sie überall kannte und bewunderte, — so hoch, daß sie mit leisem Lächeln auf die Vergangenheit zurückblicken und ihrem Schönheitsdrange aus eignem Können fröhnen konnte. Kein Mann, der ein Anrecht an sie hatte, sollte mehr ihren Weg kreuzen, nur schade, daß sich bei all diesen goldenen Zukunftsträumen doch etwas in ihrem Herzen regte, das sie bange machte, das Zweifel in ihr erregte, ob ihr alles auch so gelingen werde! — Ein leises Mißtrauen bohrte seinen Stachel in sie, ob die Künstlerin mehr werde gewinnen können als das Weib, dem schließlich doch nur Enttäuschungen zuwuchsen.

Ihr Schritt verlangsamte sich, sie achtete nicht darauf, daß ihr fast jeder Mann ins Gesicht starrte und mancher ihr folgte, so tief war sie in ihre Gedanken versunken.

Daß die Wirklichkeit doch meist so ein häßliches Gesicht trug!

Sie erinnerte sich plötzlich, daß ihre Wirtin verreist war. Sie hatte ihr heute Morgen noch Kohlen in den Ofen gelegt und gebeten, sich ihr Abendbrot selbst zu besorgen. Das hatte sie bei all den Aufregungen des heutigen Tages vergessen.

Sonst standen des Abends immer ein paar kümmerliche Butterbrote auf der zerschlissenen roten Plüschtischdecke; nicht einmal das würde sie heute vorfinden . . . vielleicht aber lag noch in der Küche irgendwo ein Brotrest, — vielleicht auch konnte sie zur Mitzi hinauf gehen und die um etwas bitten.

Doch die Uhr zeigte bereits auf zwölf. Mitzi nahm zur Heimfahrt stets den Omnibus, da schlief sicher schon alles. Aber trotz dieser

Digitized by Google

schlechten Aussichten fühlte sie sich namenlos stolz — einem wirklichen Prinzen eine Souper-einladung abgeschlagen zu haben. — Vielleicht war es doch dumm gewesen!

Mit hundertundfünfzig Mark Gage kam eine Frau mit ihren Neigungen nicht weit, das wußte sie schon.

Aber nur nicht denken! Nicht denken! — „Ein Souper verpflichtet zu nichts!" hatte die Nelda gesagt . . . Hm! . . . Schon möglich — aber lieber nicht — war besser . . .

Plötzlich wurde sie jäh aus ihren Gedanken aufgeschreckt.

Aus dem Hause vor ihr stürzte ein junger Mann auf die Straße — blaß wie der Tod — den Hut im Nacken, aber an jeder Schulter hatten ihn ein paar feste Wächterfäuste gepackt, gegen die er sich mit gewaltiger Anstrengung zu wehren versuchte.

Lu wurde dabei angestoßen und gezwungen, einen Augenblick stille zu stehen.

„Dieb! Dieb!" — hörte sie eine grobe Stimme schreien. Eine Unmasse Menschen war auf einmal da, wie aus dem Boden gewachsen, neugierig umdrängten sie die Ringenden. Sie sah immer nur das leichenfahle Gesicht mit den starren Augen, dem jetzt der Hut abgerutscht war. Der Mensch tat ihr leid. Wie ein abgefangenes, seinen Verfolgern erliegendes Wild kam er ihr vor. Helfen hätte sie ihm mögen, trotzdem er etwas verbrochen.

Und nun hatte er sich plötzlich mit einem wilden Ruck von den ihn haltenden Fäusten losgerissen, seine Kinnladen spannten sich, mit einem Sprunge stand er auf dem Fahrdamm — aber ein heranbrausendes Auto warf ihn zu Boden, überfuhr ihn, — die Menge schrie laut auf. . . Oder war er es?

Halbohnmächtig lehnte Lu mit geschlossenen Augen an der Wand des Hauses vor dem sie stand. Frostschauer schüttelten sie. Heftige Schmerzen im Arm, der schaurige Anblick des Blutes, des Todes, führten einen wilden Tanz in ihrem aufgeregten Gehirn auf. Sie konnte alles das nicht sehen! Sie k o n n t e einfach nicht, ihre Nerven versagten.

Wie genau kannte sie das noch alles von ihrem früheren Manne, dem Landarzt her! Seinen Zorn über ihr unbeherrschtes Entsetzen, sobald sie Blut sah.

Übel und weh lehnte sie an einem Laternenpfahle. Da schob sich eine Hand fest unter ihren Arm. „Kommen Sie!" sagte leise eine gebietende Stimme.

Mit geschlossenen Augen ließ sie sich ein paar Schritte weiter ziehen.

„Ich kann das nicht sehen!" stammelte sie kaum verständlich. „Ich kann nicht!!" —

Da wurde die Tür eines Autos geöffnet, Lu saß auf einmal in weichen Polstern. Verstört riß sie die Augen auf.

Auf dem Fahrdamm, dicht neben ihr stand eine Blutlache; entsetzt schlug sie die Hände vor das Gesicht und wimmerte leise.

Da rollte das Auto fort. Ihre Hände wurden sanft herabgezogen, jemand beugte sich ihr entgegen und sagte:

„Armes, kleines Dingelchen! Auf den Schreck und häßlichen Anblick, ein Glas Wein. Ja?"

Sie riß die Augen weit auf und fuhr zurück. „Hoheit!"

„Graf Vossen wenn ich bitten darf! — Aber wie erschrocken Sie sind! Sie zittern ja wie Espenlaub. — Ruhig sein — ruhig sein!"

Er hielt ihre Hände fest und sah immerfort in das verstörte Gesicht.

„Ob er tot ist?" fragte sie noch ganz hingenommen von dem schrecklichen Erlebnis.

„Was tut's! Ein schlechter Mensch weniger auf der Welt!"

Lus Augen weiteten sich, ein zorniges Funkeln trat hinein.

„Vielleicht hatte er Hunger! Vielleicht trieb ihn etwas, das ihn entschuldigen könnte! Es gibt auch schlechte Menschen, die trotzdem hoch in Ehren und Ansehen stehen."

„Sicherlich!" sagte er, griff in die Westentasche und präsentierte ihr die von ihr zerrissene Karte. Unwillkürlich mußte sie auflachen.

„Ich hasse die Männer!" entgegnete sie hastig, „und — und, — ich möchte jetzt aussteigen!" —

„Gewiß! — Aber mit mir."

Das Auto hielt; er sprang heraus, wies den Groom ab, der sich an den Schlag drängte und bot ihr die Hand.

„Das erzählen Sie mir alles drinnen Fräulein Dorsay, und bitte, machen Sie kein Aufsehen hier! — Das wäre doch peinlich."

Digitized by Google

Nach kurzem Zögern stieg Lu aus. Die Nelda hatte ihr ja gesagt, daß ein Souper zu nichts verpflichte. Und sie nahm sich daher fest vor, dem Grafen auch absolut jede Hoffnung auf ein Nachspiel zu nehmen.

Eine prachtvolle, mit französischen Möbeln und vielen Palmen ausgestattete Eingangshalle nahm sie auf. Wohlige Temperatur schlug ihnen entgegen. Vorüber an tief sich verbeugenden Herren im Gehrock und an livrierten Dienern, ging es durch einen langen Gang, dann riß ein blaugekleideter Knabe eine Tür auf, und sie traten in eine kleine, trauliche Nische, zu deren Füßen ein matt erhellter Saal mit Blumen in allen Ecken, und einladend gedeckten Tischen sich ausbreitete.

Von ihrer Nische aus konnten sie alles beobachten ohne selbst gesehen zu werden. — Mit buntseidenen Schirmen verhängte Flammen verbreiteten magische Dämmerung, Blumen dufteten und leise schwingende Musik kam aus der Ferne.

Lu schloß einen Augenblick die Augen.

Ein Märchen war das, ein Märchen, wie sie es sich früher manchmal erträumt hatte, ohne jedoch an die Möglichkeit einer Erfüllung zu glauben, ein Schönheitsrausch überfiel sie, der ihr zu Kopfe stieg.

„Dies ist mein Nest, das ich alle Abend aufsuchen kann, sofern es mir beliebt. Nicht wahr, — es gefällt auch Ihnen", sagte der Prinz. Und sie atmete tief auf.

„Entzückend."

Er lächelte; ihre naive, echte Begeisterung machte ihm Vergnügen.

Dann trat der Geschäftsführer ein, legte Speise- und Weinkarte vor und verschwand nach erhaltenem Auftrage mit tiefer Verbeugung.

„So," sagte der Prinz und rieb leicht seine Fingerspitzen, „nun können wir plaudern. Aber Lu konnte noch nicht plaudern, die Umgebung nahm sie zunächst ganz gefangen. Den Kopf auf die Hand gestützt, trank sie die ganze Harmonie und Schönheit der Umgebung in sich ein, und dachte dazwischen schattenhaft:

„Gut, daß ich so angezogen bin wie es sich hier gehört. Ich würde mich sonst schämen.

„Belieben Gnädigste sich daran zu erinnern, daß ich auch noch hier bin," erweckte sie plötzlich die kühle, höfliche Stimme ihres Nachbarn.

Als Antwort aber fragte sie nur hastig:

„Wo sind wir?"

Er nannte eines der elegantesten Lokale Berlins und setzte hinzu: „hoffentlich wird es Ihnen hier auch schmecken."

An Essen und Trinken hatte sie noch keinen Augenblick gedacht! Der schroffe Übergang aus der naßkalten Luft, dem häßlichen Ereignis vorher, hinein in das Märchen war zu jäh und überraschend gekommen. Jetzt erst fühlte sie, daß sie wirklich Hunger hatte. Trotzdem war eine Ungewißheit und Angst in ihr, die sie nicht unterdrücken konnte.

„Herr Graf," sagte sie unruhig, „ich — ich bin eine anständige Frau. . ."

„Wer zweifelt daran?"

„Ich pflege nicht mit Herren zu soupieren, denn ich will keines Menschen Schuldnerin werden."

„Sehr schön! — Aber ein Souper ist doch keine Sache die man bezahlen muß."

Sie sah ihm fest in das Gesicht.

„Wirklich nicht? — Dann — ja dann nehme ich an, denn ich bin sehr erschöpft.

„Es bleibt Ihnen auch so wie so nichts anderes übrig," entgegnete er mit leisem Lächeln, „es sei denn, daß Sie mich kompromittieren wollten."

„Eher als mich entwürdigen!" Ihre Augen funkelten, die feinen Finger zuckten nervös.

Er blieb ganz ruhig, aber aus seiner Stimme klang Ärger.

„Fräulein Dorsay, beinahe könnte ich das übelnehmen! Sehe ich denn aus wie Schylock, der unter allen Umständen auf seinem eingebildeten Schein besteht?"

Lu seufzte tief und befreit auf.

„Seien Sie nicht böse," bat sie kindlich, „ich habe nur solche Angst, etwas zu tun, das falsch ausgelegt werden könnte."

„Also, — stopp!" — Er nahm ein paar Blüten aus der Vase und reichte sie ihr. „Stecken Sie die an. Geschmückt muß die Frau sein, die Freude gibt und nimmt."

Er neigte seinen Champagnerkelch gegen den ihren und trank ihn auf einen Zug leer.

„Das geschah auf Ihr Wohl, Fräulein

Digitized by Google

Dorsay", sagte er ritterlich. „Sie sind die reizendste Vertreterin eines Typs, der den Männern noch heftiger zu Kopfe steigt als Sekt, und gerade darum würde es mich interessieren, den Grund Ihrer gewaltigen Männerfeindschaft zu erfahren. Ich sollte meinen, man habe Ihnen im Leben stets die Hände unter die Füße gelegt."

Lu hatte von den aufgetragenen Delikatessen gekostet, an dem schäumenden, ihr unbekannten Getränk genippt, — ihre Wangen waren rosig geworden, ihre Augen leuchteten, — sie sah entzückend aus.

„Das ist eine lange Geschichte", sagte sie nun und stützte wieder den Kopf in die Hand. „Vielleicht verstehen Sie den Urgrund nicht einmal ganz, denn Sie sind ja auch ein Mann."

„Nicht zu leugnen!"

„Gut! — Sie mögen zu den besseren Ihres Geschlechtes gehören, aber an sich bleibt die Sache doch immer dieselbe. — Ach, lachen Sie nicht! Ich glaube nun einmal nicht, daß ein Mann sich ganz in die Seele einer Frau versetzen kann, daß er auch nur ahnen könnte, wie sie empfindet. . . Da ist immer nur Er und Er! Sein Wille, sein Begehren, sein Egoismus. . : Die Frau erscheint ihm wie ein gekauftes Spielzeug, daß für die Fütterung und den Namen, den er ihr gibt, ganz sein Eigentum wird. Seine Sache! Herabgewürdigt durch die sogenannte eheliche Gemeinschaft, die sie zu seiner Sklavin macht."

Der Prinz hatte sich aufgerichtet und starrte Lu aus großen Augen an.

„Sie scheinen ja recht merkwürdige Erfahrungen gemacht zu haben, Fräulein Dorsay! Nur vergessen Sie einen Faktor der ehelichen Gemeinschaft, die Ihnen für die Frau so herabwürdigend erscheint — ‚die Liebe'."

„Ja — Liebe!" wiederholte sie leise. Aber die gibt es ja so selten! Und dann nicht auf lange. — Meist drängt sich etwas zwischen die Eheleute, das trennt. . : Und dann wird die Ehe so wie ich sagte."

„Sie haben also noch nie geliebt?"

„Nein! — Und werde es auch nie!"

Er lachte.

„Wie alt sind Sie, Fräulein Dorsay?"

„Zweiundzwanzig Jahre."

„Das merkt man."

Sie wandte sich ihm fast feindselig zu.

„Warum nehmen Sie mich nicht ernst, Graf Vossen? Ich bin kein ‚Fräulein' Dorsay, wie ich auf dem Zettel stehe, sondern eine verheiratete Frau, die ihrem Manne davongelaufen ist, weil sie es eben nicht ertrug, seine Sache zu sein, jeden Augenblick seinen begehrlichen Wünschen ausgesetzt. Davongelaufen bin ich bei Nacht und Nebel, — weil ich bei einem andern die Erfahrung machen mußte, daß man die Frau bezahlt, wenn man ihr sein Wort bricht, aber sein Portemonnaie voll ist. Damit sind wir abgefunden, wenn wir nicht selbst reich und unabhängig sind, oder auf der Menschheit Höhen stehen. — Sehen Sie, das sind meine Lebenserfahrungen, — und niemand aus meiner früheren Lebensperiode soll ahnen, daß ich noch existiere."

Sie hatte den Kopf auf die stürmisch bewegte Brust gesenkt. Zwei Tränen glitten über ihre Wangen.

Der Graf sah sich um. Niemand beobachtete sie. Da senkte er seine Lippen auf ihre Schulter und berührte sie leicht.

„Armes Kind", sagte er leise.

„Und meine Großmutter war eine geborene Gräfin," fuhr sie schwermütig fort, aber die Not saß täglich mit an unserem Tisch, und der Hunger trieb mich schließlich in die Arme meines Mannes, der die Selbstmörderin aus dem Wasser gezogen. Nochmals versuchen mich zu töten, — dazu fehlt mir der Mut, also muß ich mit dem Leben fertig zu werden suchen. Nun will ich versuchen, Ruhm und Ehre zu gewinnen. . . Alles setze ich daran."

Er blickte tiefsinnig auf seinen Teller. Was ihm heute Abend kurzes Spiel gewesen, bekam auf einmal ein anderes Gesicht.

„Treibholz!" sagte er.

„Was ist das?" Lu legte ihre Hand auf seinen Arm. „Bitte, was meinen Sie damit."

Er sah vor sich hin.

„Aus dem eigentlichen Mutterboden herausgerissenes, dem wilden Spiel eines stürmischen Gebirgsbaches haltlos preisgegebenes Holz. Die zermürbten Planken eines einst stolzen, gestrandeten Schiffes, die Wellen und Winde hier und dorthin jagen und reißen, um sie endlich vernichtet in die Tiefe zu ziehen . . . und . . ."

Digitized by Google

„Und?“ . . . Lu sah ihn mit halbgeöffneten Lippen an, fiebernd — drängend, als hinge alles an dem letzten Wort.

„Dort geht es zu Grunde!“ vollendete er langsam, — „wenn nicht bei Zeiten eine helfende Hand kommt und zur rechten Zeit rettet!

Sie atmete tief auf.

„Das soll mir meine Kunst werden.“

Er entblätterte mitleidlos eine Orchidee.

„Brettlgesang ist keine wahre Kunst, keine die dauernd Ehre und Ruhm bringt, Fräulein Dorsay. — Sehr reizend, recht unterhaltend, aber — durchaus vergänglich.“

Auf ihrer Zunge fühlte sie plötzlich einen bitteren Geschmack. Denn unter den Kollegen war sie noch die Kleinste, Unbedeutendste, das fühlte sie wohl, und mit dem starken Impuls ihrer Natur sagte sie ihm das.

Er widersprach nicht einmal.

„Sie sind zu schön, — zu sehr Weib, Fräulein Dorsay um sich später nicht auch mit dieser Enttäuschung abzufinden.“

„Oh, Graf Vossen!“

Es war ein klagender, verschwimmender Laut der sein Ohr traf, und nervös fingerte seine schmale weiße Hand auf dem Tischtuch. Am liebsten hätte er sie in seine Arme genommen, an sein Herz gedrückt und ihr ein Leben in Schönheit und Genuß versprochen, wie er es seiner Freundin leisten konnte. Aber er fühlte, hier mußte er doch anders vorgehen, als er es sonst bei Frauen, die ihm gefielen gewohnt war. Es würde ein langes Werben und Kämpfen kosten! — Das gerade reizte ihn. —

Sie hatte die Fäuste in die Augenhöhlen gebohrt und saß stumm da, eine einzelne schwarze Locke ringelte sich über ihre Stirn, und als er Lu so nachdenklich ansah, tat sie ihm leid.

„In Vergleich zu Ihnen bin ich ein alter, lebenserfahrener Mann,“ sagte er gütig, „und Sie gefallen mir so sehr, kleine Lu. — Versuchen Sie doch, ob Sie nicht etwas Vertrauen zu mir haben können, ob wir uns nicht wiedersehen wollen. Natürlich unter strengster Diskretion, sonst kostet es Sie Ihren Ruf. — Sagen Sie bitte: Ja.“

Er nahm ihre feinen Finger und küßte sie.

Lu lächelte ein wenig. Die Huldigung dieses vornehmen Mannes tat ihr unendlich wohl. Der alte Leichtsinn in ihr war doch noch nicht ganz tot, er reckte sich wohlig.

„Ja!“ sagte sie daher. „Und vielleicht — vielleicht werde ich doch noch eine größere Künstlerin als sie denken Graf. Ich werde mir jedenfalls viel Mühe geben.“

Er unterdrückte mitleidig ein Lächeln . . . Selbst durch das heißeste Mühen wird man noch keine Künstlerin. Aber er war zartfühlend genug, nichts mehr hinzu zu setzen. Sie war doch noch kindlicher, als er sich gedacht.

Das feinste und beste häufte er auf ihren Teller und goß ihr unausgesetzt ein paar Tröpfchen Sekt nach.

„Essen und trinken Sie, Fräulein Dorsay“, sagte er aufmunternd. „Denken Sie nur, was Sie heute hinter sich haben! Ihr Debüt, dann der Schreck, und nun zu guterletzt — mich.“

Da mußte sie lachen.

„Nun wollen wir vergnügt sein“, bat er „und genießen, was die Stunde uns bringt. Bis jetzt taten wir das nicht.“

„Oh doch,“ entgegnete sie und leerte mit Behagen ihr Glas, ich habe all' die Schönheit ringsum in mich eingetrunken wie diesen köstlichen Wein. Ach, — und ich liebe Schönheit so sehr! —

„Das sieht man Ihnen an.“

Mit spitzen Fingern zerrte sie einen Fetzen ihres Kleides hoch.

„Schon dieses Fähnchen hat mich erfreut und mir Mut gemacht, vor die Öffentlichkeit zu treten; sonst wäre es mir wohl noch schwerer geworden.“

Er blickte sie an, in seinem Herzen regte sich ein immer stärkeres Gefühl für sie.

„Wie behagt Ihnen denn die Kollegenschaft, Fräulein Lu?“

Er nahm ihre feinen Finger, die auf dem Tischtuch lagen und streichelte sie.

Leise entzog sie ihm die Hand.

„Außer der Mitzi kenne ich die anderen kaum, und die Mitzi ist sehr brav. Sie sorgt mit ihrem Verdienst für einen gelähmten Mann und ihr Kind.“

„Alle Achtung!“

„Ich glaube ich könnte das nicht! Soviel Selbstaufopferung würde ich niemals zusammen bringen“, sagte sie nachdenklich.

Digitized by Google

„Sie sind auch zu etwas anderem geboren", er stieß mit ihr an. „Auf das Leben, Fräulein Lu! Und was es uns Schönes zu geben hat!" — —

Der Wein stieg Lu wirklich ein wenig zu Kopf. Ihre Wangen und Augen glühten. Ja, er hatte Recht, das Leben konnte schön sein! — Und der arme Teufel vorhin hatte vielleicht auch nur so ein Zipfelchen Leben erhaschen wollen — und war dabei gescheitert.

Aber der Gedanke daran, glitt nur noch schattenhaft durch ihr Hirn. Ihre Sinne verwirrten sich, und alles wurde so seltsam unwirklich. Ihr war, als müsse sie sich dehnen und recken in nie gekanntem Wohlgefühl.

Der Prinz beobachtete sie verstohlen.

„Ein entzückendes Geschöpf," dachte er, und beobachtete dabei mit Interesse ihre graziösen Bewegungen. Nicht ein einziger Verstoß gegen die allerbesten Manieren war ihr passiert. Sie mußte wirklich von guter Herkunft sein.

Nun lachte und plauderte sie wieder unbekümmert mit ihrem Nachbar, als wären sie seit langem gute Bekannte. Sie wurde ordentlich lustig, und dabei kam es ihr vor, als schwanke der Saal leise und rythmisch zu den Klängen der Musik, als wäre überhaupt um sie ein Heben und Schweben, das sie mitriß.

„Nun wollen wir gehen", sagte Prinz Egmon plötzlich und stand auf. „Wann sehen wir uns wieder?"

„Niemals!" — Und nun stand alles in und um ihr still, — ein unbehagliches Schweigen kroch durch den leeren Saal und berührte sie mit Eiseskälte.

„Das ist doch nicht Ihr Ernst, Fräulein Dorsay," und ehe sie noch etwas erwidern konnte, fuhr er schnell fort: „Freilich bringt meine Stellung vielerlei Verpflichtungen mit sich, ich habe wenig Zeit. Sollte sich aber einmal ein Abend finden, lasse ich Sie in Ihrem Kabarett anrufen, und Sie sagen mir ein Ja oder Nein zurück. Ich hoffe natürlich auf das Erstere."

Lu war plötzlich scheu und verlegen geworden; eine Beklemmung hatte sie erfaßt, die sie die vergangenen Stunden kaum begreifen ließ, und er mußte noch einmal fragen, ehe sie verschüchtert nickte.

Dann stand sie vor einem Auto auf der Straße und nannte ihre Adresse. Mit einem Gefühl von schwindelndem Unbehagen stieg sie ein, — der Schlag flog hinter ihr zu.

„Auf Wiedersehen", sagte der Prinz draußen noch einmal und küßte ihre jetzt kalten Finger, dann entschwand er ihr wie eine Vision, und sie war allein in dem dahinjagenden Auto. — — Allein! — Ja wirklich! — Er hatte keinen Versuch gemacht, sie irgendwie zu bedrängen. — Ihre Angst verflog, das Herzklopfen hörte auf, eine jubelnde Freude ließ sie leise vor sich hinlachen. Die Nelda hatte also Recht, der heutige schöne Abend würde ihr in ungetrübter Erinnerung bleiben. —

Der Prinz schüttelte ein wenig den Kopf, als er dem davonjagenden Auto nachsah.

Wie ursprünglich und gleichzeitig doch wie kompliziert das Empfinden dieser kleinen Frau war! — Aber gerade deshalb stieg sein Gefallen an ihr. Er hatte Zeit — er konnte warten. — Ja, er freute sich auf das Warten. Man hatte Eroberungen ihm immer so leicht gemacht, — nun wollte er einmal ernstlich werben... Allerdings — zu viel Mühe durfte es ihn nicht kosten, das würde vielleicht doch langweilig werden.

Er gähnte als er nach Hause fuhr und dachte gerechterweise, daß doch die Männer recht wunderlich seien. Leichte Eroberungen waren ihnen minderwertig, — schwere machten nervös und unlustig in ihrem Verlauf. Aber dann flüsterte er doch lächelnd vor sich hin:

„Lu! Kleine Lu — dich halte ich fest!"

* * *

Als Lu das Auto, das sie heimgebracht, fortsausen sah und nun allein vor der Türe ihres Hauses stand, fühlte sie Schwindel und Unbehagen! Kalter Regen hatte eingesetzt, schlug ihr ins Gesicht und ließ sie erschauern; trotzdem schloß sie noch nicht auf, sondern drückte sich fröstelnd in eine Ecke der Mauer.

Ihre Gedanken kreisten.

„Ein Prinz! Ein wirklicher Prinz!" dachte sie. Und der Applaus des Publikums im Kabarett heut Abend schien ihr die Melodie zu den Worten zu dröhnen.

„Ach ja, das Leben war verheißungsvoll!"

Endlich schloß sie auf, tastete sich bis an

Digitized by Google

ihre Etage, kam auf den Korridor und stand hier mit klopfendem Herzen im Dunkeln einen Augenblick ohne sich zu rühren.

Nur kein Geräusch machen! Mitzi nicht aufwecken! Was würde die sagen, wenn die sie in diesem Zustande sah!

Denn sie wußte recht gut, daß der ungewohnte Wein ihr das Blut erhitzt, den Kopf schwindelig gemacht hatte.

Wie ein Mäuschen so leise, Schritt um Schritt, tastete sie sich in ihr kleines Zimmer. Da war das Bett nicht abgedeckt, kein Vorhang vor das Fenster gezogen, Licht und Wasser fehlten am gewohnten Platz. Aber eine grauschwarze Dämmerung drang schon durch die Scheiben, und kalt war es — bitter kalt.

Ihre überreizten Nerven gaben plötzlich nach. Unter Tränen entledigte sie sich ihres Mantels, ihres Kleides, unter Tränen kroch sie in das schmale knarrende Bett, obgleich sie nicht wußte weshalb sie eigentlich weinte. Sie wußte auch nicht, daß ihre Sachen unordentlich am Boden lagen; ein Wanken und Schwanken war in ihr und um sie, so daß sie die Arme um die Knie schlang, den Kopf darauf legte um sich krampfhaft an sich selber festzuhalten.

Und dabei strömten ihre Tränen, klangen die Ohren, jagten sich die Gedanken, bis sie endlich betäubt einschlief. — —

Es klopfte. Die Mitzi schreckte sie auf und trat auch gleichzeitig in das Zimmer.

„Lu! Wie sehen Sie aus!" Sie schlug in die Hände.

Verstört blickte die noch völlig Verschlafene sie an. Ihre Augen waren trübe, der Kopf schmerzte zum Zerspringen. Sie stöhnte.

„Was ist denn, Kindl?" fragte die mitleidige Mitzi und trat an das Bett. Erkältet gestern abend? — Wenn ich nicht wüßt', was für ein solides Hascherl Sie sind, würde ich denken: Neben 'naus gegangen! — Kater!"

Lu stöhnte weiter.

„Erbarmen! — Geben Sie mir ein Glas Wasser!"

„Sollen Sie haben! Und einen guten Kaffee dazu. Ich habe ihn ja kaum warm halten können bis jetzt."

Sie ging hinaus, Lu deckte die Hand über die Augen, ein scheußliches Unbehagen quälte sie.

Da kam die Mitzi wieder mit einem großen Tablett auf dem alles stand.

„So — nun werden Sie erst mal wieder Mensch, Kindl! Trinken und essen Sie. Sie kleines dammliges Schaf! Hat Sie der Abend gestern so aufgebracht? Ansehen tut man Ihnen aber nicht viel!"

Sie setzte sich auf den Bettrand, bereit zu schwatzen, während Lu jedes Haar weh tat, und ihr Magen sich gegen jede Zufuhr wehrte.

„Wie finden Sie denn der Nelda ihren großen Jungen?" fragte sie und streichelte ihre eigenen Hände. „Ich weiß nicht! . . . Wenn die sich nur damit nicht eine schöne Last aufgepackt hat! — der Jung' könnte mir unheimlich werden — mit den Augen. Aber der Nelda ist nicht zu raten! — Immer was besonderes, — immer was Junges! Daran glaubt sie sich hoch zu reißen, das arme Weib!"

Lu lächelte schwach.

„Na und der Kysani? — Ein ganzer Kerl! Was? — Die Frauen sind um ihn her wie die Fliegen um ein Stück Zucker. — Nicht nur die von uns — nein auch die ganz vornehmen, sage ich Ihnen. Die Pia wird auch mal ihren Schaden bei Licht besehen!"

Plötzlich wurden ihre Augen starr.

„Ja Kindl, wo liegt denn das neue feine Kleid? Am Boden? — Und hier ein Schuh! — Und der Mantel auf dem Eimer? — Und wo sind denn die seidenen Strümpf' und das Tascherl? . . .

Lu streckte erschreckt ihren Fuß hinaus. Da saß der Strumpf noch. . . Und die Haare waren ungelöst, das Nachthemd vergessen. . .

„Ei! — Ei! — Ei!" — sagte die Mitzi halb erstaunt, halb argwöhnisch, „so liederlich?" —

Da brach Lu wieder in Tränen aus.

„Um Gotteswillen, Mitzi zanken Sie nicht! Ich bin so krank! Und ich habe so schrecklich geträumt."

Die Fink strich schmeichelnd über das lockige unordentliche Haar.

„Weiß Gott, Sie sind immer hübsch, Lu, auch wenn Sie so aussehen wie jetzt. Na — nun wollen wir erst mal aufräumen."

Sie nahm Hut, Kleid und Mantel vom Boden auf, sah alles prüfend an und schüttelte den Kopf.

„Das Kleid müssen wir einmal sicher auf-

Digitized by Google

plätten, und der Hut hat auch einen Knick. — Wie kann man so liederlich sein!"

„Ich sterbe, Mitzi!" — Lu streckte flehend beide Arme nach ihr aus. Mitleidig trat die an das Bett, und als sie Lus pochende Schläfen sah, legte sie ihr ein nasses Tuch auf den Kopf.

„Ich bitt' Sie Kindl, machen Sie keine Dummheiten und werden zu heute Abend krank", sagte sie besorgt. „Ich zieh Ihnen die Vorhänge zu und geh erst mal zum Adolf hinüber und dann in die Küche, denn die Roth kommt nicht vor Abend zurück, Sie müssen also bei uns essen."

Doch ein wenig mißtrauisch geworden, ging sie den Kopf schüttelnd hinaus. Lu sah so merkwürdig aus, — war so sonderbar! Hatte es irgend etwas gegeben? —

— — Es wurde Lu auch wirklich nach ein paar Stunden besser. Sie schämte sich zwar und sah zum Erbarmen aus, aber sie ging doch zu Finks hinüber.

„Gratuliere!" sagte Adolf, der in einem fahrbaren Rollstuhl saß und streckte ihr die Hand entgegen. „Es war ja ein voller Erfolg gestern abend, sagte mir Mitzi, und er galt mehr noch der Frau, als der Sängerin, nicht Lu?"

Mitzi setzte ihre Tellerlast geschwind auf den Tisch und trat zu den beiden. „Ich denke, daran müßte ein echtes Weib die größte Freude haben."

Geschwind fuhr sich Adolf an das Klavier in der Ecke und schlug ein paar tönende Akkorde an. „Nun Fräulein Dorsay, was soll es sein? — Hoch soll sie leben! — Oder der Einzug der Sänger auf der Wartburg? — Ich bin zu allen Schandtaten bereit."

„Lieber etwas ganz melancholisches," sagte Lu, setzte sich auf einen kleinen dreibeinigen Hocker, ihren gewohnten Platz und stützte den Kopf in die Hand.

Weich und leise durchströmten die Töne das Zimmer, und Lu hätte am liebsten wieder geweint. Aber Mitzi durchbrach die Stimmung.

„Warum machst du denn Trauermusik, Adolf? Ein schönes Mädchen zu sein, ist die beste aller Gottesgaben. Gute Sängerin kommt erst nachher! Gelt Lu?"

„Nein! Nein!" rief sie abwehrend. „Künstlerin will ich sein! Große Künstlerin. Das soll mein Leben ausfüllen. Kein Weib! Nur kein Weib allein."

Mitzi lachte und strich ihr fast mütterlich über das schwarze Haar.

„Seiens kein Schaf, Schatzerl! Wenn einer Erfolg als Weib hat und immer haben wird, sind gerad Sie es! Seiens froh darum. Überall wird man Sie verehren. Haben Sie nicht schon den besten Beweis gestern abend gehabt? Alle Männer waren ja wie närrisch nach Ihnen." —

Schließlich werden Sie brillant heiraten, und zuletzt sich selber auslachen. Das prophezeie ich Ihnen." —

„Nein! Nein!" schrie Lu auf, „das gerade würde ich niemals!" — Dann fielen ihr des Prinzen Worte ein, sie sank still in sich zusammen. Treibholz hatte er sie genannt. . .

Einen Augenblick dachte sie daran, mit Adolf davon zu sprechen, seine guten Augen flößten ihr immer Vertrauen ein, dann aber schloß sie herb den Mund. Es brauchte schließlich niemand zu erfahren — was sie dachte.

Mitzi rief zu Tische, dabei sah sie lustig in die Ecke zu den beiden.

„Ist mir schon je so was im Leben vorgekommen, ein Mädel, das seine eigene Schönheit als Schreckbild betrachtet?" sagte sie lachend. „Gelt, Adolfle, du hättest mich nicht mögen, wenn ich so wüst gewesen wäre! Und noch jetzt freue ich mich über all das, was die Natur mir mitgegeben. Wenn mir jemand meiner weißen Haut und gelben Haare wegen applaudiert, ist's mir spaßiger, als wenn's um das Frühlingslied geschieht."

„Ja, du hast auch gar keinen Ernst, Mitzi", sagte Adolf schalkhaft. „Das sieht man dir schon von weitem an."

Bübchen schob seine kleine Hand in die Lus.

„Du bist heute so anders, Tante Lu," wisperte er zu ihr hinauf, „so böse."

„Ich bin nicht böse, ich habe nur Kopfschmerzen," sagte sie und schob die kleinen, warmen Fingerchen fort. Sie hätte fragen und fragen mögen, — so viel hatte sie auf dem Herzen, aber die Schläfen pulsten und rumorten zum Verzweifeln.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Stärker als Liebe / Roman von Arthur Achleitner

6. Fortsetzung.

7. Kapitel.

Wieder waren die Manöver vorüber. Die für Jenz Eisgruber so gefährliche Urlaubszeit kam. Seit Wochen war Jenz entschlossen, diesmal den Urlaub nicht in der Heimat zu verbringen, um der überstarken Versuchung zu heimlichen Jagdausflügen nicht zu erliegen. Dies teilte er brieflich der Freundin Sophie mit und deutete an, daß er einen Ort fern der Heimat, jedoch im Gebirge, zum Ferienaufenthalt erwählen werde.

Sehr rasch kam die Antwort, zum Erstaunen des Empfängers in Gestalt eines Wertbriefes. Die edle, opferwillige Freundin bat Jenz inständig, das Hochgebirge zu meiden und lieber eine größere Reise ins Ausland zu unternehmen. Zu diesem Zweck wolle Jenz einen Kostenbeitrag aus dem Privateigentum Sophiens entgegennehmen, der freudig gegeben sei in der Hoffnung, daß Jenz von jeder Verführung wenigstens während des diesmaligen Urlaubes bewahrt bleiben werde. Auf die Begleitung müßte Sophie verzichten.

Bestürzt las Jenz den Brief immer wieder, der keine Vorwürfe enthielt, jedoch erkennen ließ, wie gut Sophie Bescheid wußte hinsichtlich des Seelenzustandes ihres Freundes. Sie kannte Jenz besser, als er sich selbst, sie erfaßte die Macht und Wucht der unseligen Passion und suchte vorzubeugen durch ein in rührender Liebe gebrachtes Opfer.

Tief erschüttert war Jenz, seinerseits bereit, an Opferwilligkeit der wahrhaft edlen Freundin nicht nachzustehen. Mit wenigen Zeilen des Inhalts, daß er den Urlaub im Hause Köberl verbringen werde, sandte er dankend das Reisegeld zurück.

Jenz hielt mannhaft Wort. Mit Urlaubsbeginn fuhr er zu Köberls, die von Sophie insoweit informiert waren, daß Jenz sehr vorsichtig, wie ein Kranker behandelt werden müßte. Demgemäß bat Vater Köberl inständig, es wolle Jenz das Haus als Eigentum betrachten und mit dem vorlieb nehmen, was die herzliche Liebe ehrlicher Freunde bieten könne.

Jenz hingegen bat innig, es mögen die Eltern ihn solange im schutzbietenden Hause behalten, bis — das Ärgste überwunden sei.

Lang währte die Aussprache mit Sophie, die Bekundung des Dankes für soviel Opferwilligkeit, Edelmut und Güte.

Alles gelobte Jenz gerührten Herzens so eifrig, daß Sophie ihm mit den weichen Händchen den Mund verschloß und liebreich lächelnd meinte: „Versprich nicht mehr, als du halten kannst! Den guten Willen in Ehren, aber es bleibt fraglich und ungewiß, ob die Liebe den Dämon in deiner Brust bezwingen kann!"

„Du bist ein Engel an Güte, eine Heilige!" flüsterte Jenz.

Schon nach wenigen Tagen zeigte es sich, daß der an Bewegung in freier Luft gewöhnte Mann das Stillesitzen im Hause nicht vertrug. Jenz wurde mehr denn je wortkarg, verdrossen; er langweilte sich mangels zeitausfüllender Beschäftigung, wußte auch nicht, was er mit Sophie besprechen sollte, die naturgemäß für artilleristische Angelegenheiten kein Interesse haben konnte. Und über Wild und Jagd wollten beide nicht sprechen, dieses gefährliche Thema nicht berühren.

Ausflüge ins benachbarte Gebirge unterließ Jenz aus triftigen Gründen; er wollte die nie schlummernde Sehnsucht nicht steigern. Sophie sah scharf und erkannte seinen bedenklichen Zustand. Nur zu gut hatte sie jene Schreckensnacht in der Bergheimat in Erinnerung und seither in Angst und Sorge vor Wiederholungen gelebt und gezittert.

Eines Tages, zu einer Stunde, da das Paar sich allein im Hause befand, bat Sophie herzlich und zugleich in einem bestimmten Tone, es solle Jenz von ihrem Erbteil eine Summe annehmen und so rasch als möglich eine — kleine Jagd pachten. Die legitime Ausübung des Weidwerks sei ihrer Auffassung nach das einzige und wohl auch das beste — Heilmittel, ein wirksamer Schutz vor verhängnisvoller Versuchung. Jenz fuhr erschreckt auf, kreideweiß im Gesicht; mühsam würgte er lockersitzende Worte ungesprochen hinunter. Die bleich gewordenen Lippen zitterten in heftiger Erregung, die geballten Hände bebten.

Digitized by Google

„Ruhig, Liebster!" sprach mild und liebreich die Lichtspenderin. „Rege dich nicht unnötig auf! Zwinge dich zur Gelassenheit und höre zu! — Wir lieben einander, können jedoch nicht heiraten, da meine Mitgift zur Kautionsstellung nicht reicht! Was an Geld und Gut ich besitze, ist selbstverständlich dein Eigentum; du kannst darüber verfügen! Ich bitte dich darum! Und wie ich dich kenne, dich und deine Jagdleidenschaft, halte ich es für meine Pflicht, alles zu tun und zu opfern, um dich von dem Dämon zu befreien! Ich verzichte auf jeglichen Mammon aus treuer Liebe zu dir! Nimm das Geld, pachte ein Jagdl, jaagere nach Herzenslust auf deiner Jagd in legitimen Grenzen! Willst du mir diese Freude bereiten, Jenz?"

Eisgrubers Brust arbeitete heftig. Jenz ächzte in schwerer Erregung. Doch er wurde ihrer Herr. Er küßte Sophiens Rechte und flüsterte: „Ein Engel bist du! Ich danke dir von ganzem Herzen! Und ich werde tun nach deinem Wunsche!"

„Gott sei Lob und Preis! Nun wird alles gut werden! Die Rettung winkt, der Dämon muß weichen!" Liebreich führte Sophie den Geliebten zum Schrank, der ihr Hab und Gut in Noten und Wertpapieren barg. „Nimm, Liebster! Und pachte eine Jagd!"

Jenz zögerte im Gefühle der Bedrückung vor der Großmut und Noblesse Sophiens. Doch seine Augen glänzten, zitternde Vorfreude, die Jagdleidenschaft ließ ihn erbeben.

Den flackernden Blick gewahrte Sophie, sie sah, wie sehr der Geliebte im Banne der unbezähmbaren Passion stand, und sie erkannte, daß auch dieses Opfer werde vergeblich gebracht sein. Dennoch wollte das edle Weib das Angebot nicht rückgängig machen. Tapfer erlitt Sophie den herben Schmerz der Erkenntnis, daß Jenz über die Liebe das Jagdvergnügen stellte. Und Sophie entschuldigte in Gedanken den Freund, der vielleicht gar nicht verantwortlich gemacht werden kann und einem Dämon verfallen ist. . .

So schnell wie gewünscht konnte Eisgruber eine kleine Jagd nicht pachten; für Niederwild hatte der Gamsjaager wenig Interesse. Im Anzeigenteil einer Jagdzeitschrift fand er Abschußgelegenheit in Ungarn ausgeschrieben. Zu hohem Preise freilich, aber ein guter Brunfthirsch war viel Geld und ein großes Opfer wert. An der Innigkeit des Abschiedskusses merkte Sophie die Größe des Dankes wie der Freude Jenzens; an der Hast der Verabschiedung die Schußgier.

Alsbald war Sophie allein mit ihren Gedanken und Ausblicken in die düstere Zukunft. Den Eltern verschwieg sie alles, um Jenz und sich Vorwürfe zu ersparen, die Sophie insgeheim als berechtigt bezeichnen mußte. Denn die vielen Gulden würden eine andere, bessere Verwendung finden können . . .

Mit einem schweren Seufzer fand sich Sophie mit dem Geschehnis ab. — — — — —

Jenz kam mit einer kapitalen Trophäe aus Ungarn zurück. Ein anderer Mensch, verwandelt, glücklich, prächtig erholt und dankbar in einem Maße, daß Sophie aufatmete in frohem Hoffen und sich des gebrachten Opfers nun herzlich freute.

---

8. Kapitel.

Geraume Zeit war verflossen, und Jenz Eisgruber zum Hauptmann zweiter Klasse befördert worden. Jubelnd teilte er das freudige Ereignis der Geliebten mit und bat innig um Geduld; die weitere Beförderung zum Hauptmann erster Klasse und hierauf zum Major müsse abgewartet werden. Dann werde er in Pension gehen, sich um einen Nebenverdienst umsehen und Sophie heiraten in treuer Liebe und Dankbarkeit.

Der Depeschenbote brachte alsbald die Antwort: „Innigsten Glückwunsch. Ich warte gern in Treue und hoffe auf baldige Ankunft des Urlaubers. Gruß und Kuß. Sophie."

Wohl hatte Jenz die Absicht, der Familie Köberl sich als Hauptmann vorzustellen; zu Urlaubsbeginn fuhr er aber, vom Heimweh erfaßt, ins Bergheimatl.

Mächtig stolz war die Verwandtschaft auf Jenz, der es nun gar bis zum Artillerie-Hauptmann gebracht hatte und nach Auffassung der Brüder auch noch General werden müsse. Dieser Verwandtenstolz schloß die Naivetät nicht aus; nach ausgiebiger Bewunderung fragten die Brüder sowie die Schulkameraden, wann ein gemeinsamer Gang auf — Gams stattfinden werde.

Digitized by Google

Diesmal sagte Jenz: „Ich bin jetzt — Hauptmann!"

Bei den Freunden und Verwandten galt infolge dieser Äußerung als feststehend, daß Jenz „arrogant" geworden sei und mit ihnen nicht mehr „jaagern" wolle. Diese „Arroganz" wurde schwer verübelt, die Hauptmannscharge als „nichts besonderes" erklärt, dem Jenz wurde „vorgerieben", daß er eben Glück gehabt habe beim Militär und ein widerwärtiger — Streber geworden sei.

Die Freundschaft bekam einen bösen Riß.

Jenz erfaßte die Situation sofort und tat das Klügste: er reiste ab.

Die Heimat war ihm nun verleidet, das Schneiderhäusel verschlossen.

Das schmerzte bitter. Dennoch vermeinte Jenz, dieser Boykottierung sich freuen zu dürfen. Fiel doch fürder jede Verlockung zum unberechtigten Weidwerk hinweg.

Jenz fuhr zu Köberls und gestand der Geliebten diese Erlebnisse. Sophie frohlockte innerlich ob dieser Ereignisse, gab aber diesem Empfinden keinen Ausdruck. Sie gelobte, ihrerseits alles aufzubieten, um Jenz die verlorene Heimat zu ersetzen.

Dieser Urlaub endete, ohne das Jenz einen einzigen Schuß auf Wild abgegeben hatte.

Sehr unzufrieden mit sich und dem Schicksal, übernahm Jenz die ihm zugewiesene Batterie, deren Ausbildung ihm eine geradezu heilige Aufgabe war.

Einem Rohr im Winde vergleichbar, der Mann mit der Jagdleidenschaft, im Dienst aber eisern fest und untadelhaft, ein tüchtiger Offizier durch und durch. Seiner Mannschaft gegenüber ein Vorgesetzter, der, bei aller Strenge im Dienst, vergöttert wurde wegen seiner Gerechtigkeit und Freundlichkeit, seines Verständnisses für die Denkweise und das Empfinden des schlichten Soldaten.

Mustergültig in jeder Beziehung wurde die Batterie Eisgrubers, sehr leistungsfähig dank der zielbewußten Führung des fachkundigen Chefs, der für seine Person kein — Streber war, die Leute nicht hetzte, nicht peinigte.

Nach Jahr und Tag befand sich Eisgrubers Batterie in einem Stadium der Ausbildung und Leistungsfähigkeit, daß sie Neid erwecken mußte. Die Nörgler rührten sich und suchten Anlaß zu Kritik und Tadel. Und da an den Leistungen der Batterie nichts auszusetzen war, beschäftigte man sich mit dem Privatleben Eisgrubers, dessen Zurückgezogenheit manchem Kameraden einer Jägertruppe nicht gefiel, zu Nachforschungen und abfälligen Bemerkungen reizte.

Ein Jäger-Oberleutnant de Vigili aus adeligem Geschlecht des Südens wollte seinen Namenstag mit Rotwein aus der Heimat feiern und lud nebst seinen Bataillonskameraden auch die Offiziere der Artillerie zur „Begießung" des Santo Porfirio ein.

In einem reservierten Hotelsaale fand die Namenstagfeier des Jäger-Oberleutnant de Vigili statt, zu der auch Hauptmann Eisgruber erschien, der sich nicht ausschließen wollte, obwohl ihn die „Begießung" des Santo Porfirio mit dem bei den Jägeroffizieren sehr beliebten, schweren Rotwein der Sorte „Isera" nicht reizte. Auf einen Happen kalten Fleisches zum „Isera" hatte die Einladung gelautet; ein üppiges Liebesmahl auf Kosten des Oberleutnants wurde geboten. Schon diese aufdringliche Bewirtung verstimmte Jenz, machte ihn wortkarg; direkt unangenehm berührte ihn die oft wiederholte Aufforderung, dem Wein in reichlicher Weise zuzusprechen, wobei de Vigili bemerkte, daß nur seine südliche Heimat solches Rebenblut erzeuge, gegen das deutsche Weine nicht aufkommen können.

Der rubinfarbene, würzigsüffige und schwere Wein fand großen Beifall und wurde fleißig geschluckt. Nur Jenz hielt zurück und nippte nur zuweilen; er fürchtete die Folgen übergroßen Konsums dieser schwersten Sorte südtirolischer Edelweine und wollte für seine Person klaren Kopf behalten.

Bis köstliches Meraner Obst auf den Tisch kam, war die Wirkung des „Isera" allenthalben zu merken an der Stimmung und der laut gewordenen Unterhaltung. Der Lautesten einer war das „Namenstagkind" Porfirio de Vigili, der zwar an dem schweren Heimatwein gewöhnt war, aber zuviel davon in kurzer Zeit geschluckt hatte und stichelluftig geworden war. Offensichtlich reizte ihn die Ruhe und Enthaltsamkeit Eisgrubers, der sich an Gesprächen über Pferde und Weiber wenig beteiligte und beim Thema: „Vorgesetzte" völlig verstummte.

Digitized by Google

„Stille Wasser sind tief! Herr Hauptmann Eisgruber, du hast wohl einen Abgrund voll Heimlichkeiten in der Brust, weil du so still und abstinent unter uns sitzest?!" stichelte Vigili.

Zenz lächelte. „Wenn du erlaubst, Herr Oberleutnant, bin ich ein — Stadlustiger! Jeder nach seiner Art! Übrigens ein Prosit! Und Dank für den vorzüglichen Tropfen, der sehr gut, mir freilich zum Kneipen zu schwer ist!"

Die Kameraden seiner Batterie stimmten Eisgruber bei.

Der heißblütige Porfirio wollte weiter sticheln und verbiß sich in das Thema: Heimliche Passionen, denen alle stille Menschen, besonders aber verschlossene Offiziere frönen.

An einen Scherz glaubend, lachten die Herren.

Zenz zog lächelnd die Schultern hoch.

De Vigili ließ nicht locker: „Du mußt ein großes Geheimnis in dir verschlossen haben, Herr Hauptmann Eisgruber! Du sollst uns — beichten! Alles an dir ist geheimnisvoll, räfselhaft! Und sehr interessant, weil dein Geheimnis nicht mit dem Weib in Verbindung steht. . ."

„Was du aber alles weißt!" spottete Zenz gutmütig.

„Mit Bestimmtheit kann ich behaupten, daß Herr Hauptmann Eisgruber kein Weibergeheimnis hat! Daß weiß ich genau, denn ich habe mich darüber erkundigt!"

Jäh wurde es still im Saale. Die Kameraden blickten betroffen, bestürzt auf Porfirio, der so ungeniert aussprach, gegen einen Offizier hinterrücks spioniert zu haben.

Obgleich peinlich berührt, glaubte Zenz mit einem Scherz einen Themawechsel herbeiführen zu können. „Bin sehr verbunden, daß die Auskunft mich von Liebesaffären losgesprochen hat! Alles weitere interessiert mich begreiflicherweise nicht!"

„Umsomehr aber mich! Denn ich will wissen, welche Leidenschaft dich erfüllt, dich verschlossen und unzugänglich macht! Es ist in Kameradenkreisen nicht üblich, daß ein Offizier sich exkludiert und einer Leidenschaft frönt, die das Tageslicht zu scheuen hat." . .

„Herr Oberleutnant de Vigili wird diese Verdächtigung sofort zurücknehmen!" rief Eisgruber bestimmten Tones.

„Nicht eher, als bis Herr Hauptmann Eisgruber uns erklärt, welche Heimlichkeiten er jeweils in der Urlaubszeit betreibt! Darüber wird allerlei gemunkelt! Ich will nicht verdächtigen, gewiß nicht! Dem Gemunkel soll Herr Hauptmann Eisgruber durch ein offenes Wort ein Ende machen! Sodann werde ich augenblicklich zur Verfügung stehen!"

Warnende Rufe ertönten, die meisten Offiziere wünschten einen Themawechsel.

„Ich habe nichts zu erklären! Wer mich einer strafbaren Passion beschuldigt, muß den Beweis erbringen! Verdächtigungen sind nicht Beweise!"

Der hagere Major von den Jägern griff energisch ein und nötigte Porfirio zur Abgabe einer Entschuldigung unter Hinweis auf den — schweren Wein.

Zenz begnügte sich mit den wenigen Worten aus Gründen der Vorsicht und Not. Und kurz darauf verließ er die Gesellschaft.

In seiner stillen Behausung hing er den bitteren Gedanken nach, die sich mit der unglückseligen Leidenschaft und der Zukunft beschäftigten. In schwerer Gefahr hatte er sich eben befunden. Und da bereits gemunkelt wird, kann sich sehr leicht die gefährliche Situation wiederholen, die zur Katastrophe führen muß, wenn auch nur ein kleiner Bruchteil der Wahrheit bekannt wird. Groß und nahe genug war diesmal die Gefahr, sie konnte nur beschworen werden durch — kaltblütiges Auftreten gegenüber dem bezechten Feinde . . . . Ob dies bei einer Wiederholung unerquicklicher Auftritte sich ermöglichen lassen wird, bleibt unsicher und fraglich.

Abermals hatte Eisgruber die besten Vorsätze, schwor sich selbst heilige Eide, lebte in Zurückgezogenheit und litt darunter mehr denn je. —

Größere Übungen standen bevor, zu denen Reserve-Offiziere einberufen waren. Zur Batterie Eisgrubers kam ein adeliger Oberleutnant, Baron Lechberg, im Zivilverhältnis Hofmann, Kammervorsteher einer depossedierten ausländischen Herzogsfamilie, die auf öster-

Digitized by Google

reichischem Boden große Güter, im Hochgebirge einen riesigen Jagdkomplex besaß, von dem bekannt war, daß der ausgezeichnet gehegte Bestand an Hochwild und Gemsen bezüglich der Qualität sogar die kaiserlichen Leibgehege übertraf.

Davon hatte auch Eisgruber Kenntnis. Zitternde Hoffnungen zogen ins Herz. Jenz liebäugelte mit der Möglichkeit, daß der Hofkavalier infolge guter Kameradschaft bei seinem hohen Gebieter ein gutes Wort für eine — Abschußerlaubnis einlegen könnte.

Doch kaum war dieser Gedanke entstanden, ließ ihn Eisgruber wieder fallen in der korrekten Erwägung, daß das Dienstinteresse in keiner Weise, auch nicht um den hohen Preis einer Jagderlaubnis, vernachlässigt, nicht leiden dürfe, wenn etwa der zu Übungen eingezogene Hofkavalier vom Hauptmann Eisgruber gewisse Diensterleichterungen als — Kompensation wünschen sollte.

Zu irgendwelchen Durchstechereien wollte sich Jenz nicht hergeben; der Dienst muß heilig bleiben und unter allen Umständen gemacht werden. Dazu war Eisgruber fest entschlossen, die beseligende leise Hoffnung aber blieb Privatsache.

Baron Lechberg, ein hagerer, eleganter Kavalier im besten Mannesalter, entwickelte von der ersten Stunde an große Liebenswürdigkeit mit wienerisch faszinierendem Einschlag und zeigte viel Sympathie für Eisgrubers korrekte Haltung und Bescheidenheit. Von vornherein erklärte der Hofkavalier, während der Dienstzeit auf keinerlei Bevorzugungen oder Rücksicht aspirieren zu wollen. Die Erfüllung der Dienstpflicht könne um so weniger schwer fallen, als der zu den Übungen eingezogene „Reservist" als Hochgebirgsjäger gut trainiert, an derlei Strapazen seit Jahren gewöhnt sei. Reine Privatsache bleibe hingegen das Leben außer Dienst, und wenn Hauptmann Eisgruber da als Gast des — Kammervorstehers mithalten wollte, würde es dem Baron eine besondere Freude bereiten.

Da Lechberg das Wort: „Kammervorsteher" stark betonte, glaubte Jenz alle Bedenken unterdrücken zu müssen; er stimmte in stiller Hoffnung zu.

„Sehr dankbar! Sie sind mein Mann, weil — Politiker aus Vernunft, nicht nach Gefühl!"

Eisgruber guckte verwundert.

„Keine Sorge, Herr Hauptmann! Wir werden keine dem Offizier untersagte ‚Politik' treiben. ‚Politisch' aber muß jeder Mann sein zu jeder Stunde außer Schlafenszeit, wie ja auch der Weidmann immer — politisch jaagern soll . . . ."

Einen Moment stutzte Eisgruber; dann rief er lebhaft: „Ich verstehe! Herr Baron wollen sagen: Jeder Jäger soll nach den gegebenen Verhältnissen weidwerken, sich unter Umständen auch an eine weniger angenehme Jagdart gewöhnen; so beispielsweise an die Kanzel, obwohl die Birsch sympatischer ist!"

„Gottlob, Herr Hauptmann sind Jäger! Und Jaager halten immer zusammen! Der Kitt wird sich auch für uns finden! Darf ich fragen, wo Ihnen Jagdgelegenheit geboten ist?"

Vinzenz fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen schoß. Und blitzschnell überlegte er, ob die volle Wahrheit hinsichtlich des gänzlichen Mangels an legitimer Abschußerlaubnis gesagt werden solle. Zögernd sprach Eisgruber: „Herr Baron haben richtig geraten: Ich bin passionierter Jäger! Echte Passion! Doch ihre Befriedigung gestattet der — Finanzminister nicht mehr! Niederjagd aber interessiert mich wenig, denn ich bin im Hochgebirg geboren und aufgewachsen!"

Baron Lechberg lachte verständnisvoll und scherzte über den „gebürtigen Wilderer"; nahm aber den nicht böse gemeinten Scherzausdruck sofort zurück, als er die schmerzkündende Miene Eisgrubers gewahrte. „Nichts für ungut, Herr Hauptmann! Ein landläufiger Witz ohne jede Anzüglichkeit! Ich habe volles Verständnis für die Situation, in der sich jagdfreudige Offiziere sehr häufig befinden! Die Jagd ist das schönste und edelste Vergnügen auf Erden, zugleich allerdings auch das kostspieligste auf der Welt! Teurer noch als der Pferdesport und schöne Frauen! Na vielleicht läßt sich etwas zur Befriedigung der Jagdpassion erreichen, vorausgesetzt, daß sich die Ansprüche nicht zu hoch versteigen!"

Digitized by Google

„O, zu gütig, Herr Baron! Von — Ansprüchen kann gar keine Rede sein! Echte Jagdleidenschaft ‚hofft' auf Befriedigung, so lang die Hand den Stutzen ruhig halten kann! Freilich wird die ‚Hoffnung' meist zu Wasser, wenn Geld oder Beziehungen fehlen! Ich bitte zur Kenntnis nehmen zu wollen, daß ich überhaupt Ansprüche nicht erhebe!"

„Das klingt paradox! Qualität beansprucht jeder passionierte Jäger!"

„Ich meinte den ‚Anspruch' bezüglich des Abschusses! Selbstverständlich ist mir eine kapitale Trophäe lieber und wertvoller, als etwa das Jahnstochergeweih eines geringen Berghirschls!"

„Über die Angelegenheit wird noch zu reden sein! Den Erfolg einer Fürsprache kann ich nicht verbürgen; so unvorsichtig ist bekanntlich niemand im Hofdienst, auch nicht der ‚renommiereifrigste Renommist'! Interventionen hängen nicht so sehr vom Vermittler ab, als von der Gunst des Augenblicks, der zur Vorbringung einer Bitte gewählt wird! Geschicklichkeit mit Witz gespickt, hat manches schon herausgezwickt bei hohen Herren im glücklich erwischten Moment!" Baron Lechberg blinzelte Eisgruber spitzbübisch an und fügte schalkhaft bei: „Der größte Trottel kann fabelhaften Erfolg erzielen, wenn rechtzeitig der Gebieter zum Lachen gebracht wird! Zum Superlativ zähle ich — noch nicht!"

„Zu — was?" rutschte es Vinzenz heraus.

Lechberg schrie vor Lachen. Er hielt für prachtvollen Witz, was auf Seite Eisgrubers Mangel an Verständnis für den Scherz des Kavaliers war. Baron Lechberg sorgte dafür, daß die drollige Situation „begossen" wurde und erzählte lustige Episoden aus dem Leben und Treiben bei Hofjagden. Dabei fiel dem Kavalier auf, daß Eisgruber zwar sehr interessiert zuhörte, fein zugespitzte Pointen aber nicht sofort verstand, manche gar nicht erfassen konnte. Hingegen offenbarte Eisgruber auf jagdlichem Gebiete ein so ungewöhnlich hohes Maß von Verständnis und Erfahrung, daß Lechberg groß staunte und den Entschluß faßte, für den Offizier ein gutes Wort beim Gebieter einzulegen..

Der Abschluß der dienstlichen Übungen brachte dem Hauptmann Eisgruber die schönste Anerkennung für streng korrektes Verhalten insofern, als Baron Lechberg lachenden Mundes erklärte: „Geschenkt haben Sie mir im Dienst wahrhaftig nichts, mich so rücksichtslos herumgehetzt, daß jeder Windhund im Vergleich zu mir ein — Waisenknabe ist! Unter das Schneidergewicht haben Herr Hauptmann meinen Korpus gebracht, und das ist wirklich eine großartige militärische Leistung! Dafür werde ich mich rächen nach dem schönen Spruche: similia similibus! Vor dem Beginn der Hirschbrunft werden Sie die — Rache an Ihrem Leibe zu spüren bekommen. Weidmannsheil, Herr Hauptmann!"

Von beseligender Freude erfaßt, erstattete Eisgruber den Dank für solche Verheißung. Trotz der Erregung vermochte er aber noch die Bitte vorzubringen, es wolle die „Rache" etwa zehn Tage vor Beginn der — lauten Brunft angesetzt werden.

Baron Lechberg, der bereits im Wagen platzgenommen hatte, sprang wieder heraus, um sich wegen dieser Bitte näher informieren zu lassen, die überraschend wirkte.

Eisgruber in wilder Vorfreude legte hastig dar, daß zuweilen die besten Erfolge in der „stillen" Brunft, die der „lauten" um etwa zehn bis vierzehn Tage vorausgeht, erzielt werden. Die Birsch sei zwar in der „stillen" Brunft schwieriger, doch nicht für den erfahrenen Jäger, dem bekannt ist, daß meist gute Hirsche, selten Schneider, brunftige Tiere still treiben und viel später erstmals röhren.

„Donnerwetter! Das muß ich Hoheit erzählen! Jetzt bin ich dessen gewiß, daß Sie eine Einladung erhalten werden!"

Baron Lechberg fuhr weg.

In einem Freudentaumel, wie berauscht, stapfte Vinzenz seiner Wohnung zu.

Auf die zugesicherte Jagdeinladung bestimmt rechnend, hatte Vinzenz sich einen Urlaub „krankheitshalber" erwirkt. Wie einst der tolle Kamerad Ainhirn, nur zu anderen Zwecken. Eine andere Leidenschaft war das Motiv. Und der Drang diesmal so stark, daß der Gedanke an eine mögliche Verübelung der Bitte um Urlaubsgewährung vor den Manövern völlig kalt ließ. Bisher hatte Vinzenz das Ziel im Auge behalten, die Beförderung zum Major zu erreichen und dann schleunigst in Pension zu gehen, um Sophie — ohne

Digitized by Google

Kaution — heiraten zu können. Jetzt, da die Weidwerksausübung auf legitime Weise in einem hochberühmten fürstlichen Jagdgebiete zu gewärtigen war, verlor auch dieses bisher hochgehaltene Lebensziel, der heilige Akt pflichtschuldiger Dankbarkeit dem edlen Weibe gegenüber, jede Bedeutung. Die Gier nach Jägerfreuden, die rasend machende Passion verschlang alle anderen Empfindungen.

Genau genommen, war der Krankheitsurlaub kein Schwindel, denn Vinzenz war seelisch krank in wilder Erregung und tollster Freude. In einem Sinnestaumel erwartete er die von Baron Lechberg versprochene Botschaft, unfähig zur Arbeit. Immer nur denken an die jagdlichen Genüsse. In lichten Momenten, wenn das Herzklopfen weniger stark zu spüren war, faßte Zenz den vernünftigen Entschluß zur Selbstzucht, zur Bemeisterung der — Schußgier. Zurückhaltung muß geübt werden im Hofjagdrevier, auf daß beim Gebieter nicht der Schußneid geweckt, der Jagdgast nicht in Ungnade weggeschickt werde. Daß Schußneid sehr leicht entsteht, bösartig wird und totsicher auch dann zur Abschiebung des Gastes führt, der nur guten Anlauf, aber nicht viel erlegt hatte, das war Eisgruber bekannt aus Mitteilungen von Kameraden, denen solch mißliches Unheil widerfuhr. Je länger Vinzenz an die „Mucken" der Weidwerksausübung in Hofjagdrevieren dachte, desto mehr kam er zur Überzeugung, daß das „Jaagern ohne Erlaubnis" trotz der schweren Gefahr des Erwischtwerdens fast leichter zu betätigen ist, als das legitime Weidwerken, wenn jeder Anstoß nach oben vermieden, Verdruß unmöglich gemacht werden soll. Es muß der Jagdgast im fürstlichen Gehege sich beherrschen können, sich und die Kugel völlig in der Gewalt haben, oder es gibt heillosen „Krach". All das vergegenwärtigte sich Hauptmann Eisgruber, faßte die festesten Entschlüsse zur Selbstbemeisterung und zitterte in schier wahnsinniger Erregung dem Bescheide entgegen.

Ein Telegramm brachte die heißersehnte Einladung mit den Worten: „Hoheit erteilt Jagderlaubnis, Abschuß vinkuliert auf zurückgesetzten Hirsch, eine Stange abgekämpft. Interessant, schwer zu bekommen; Trophäe verbleibt Jagdhaus. Drahtantwort, ob reflektieren, nebst Ankunftsansage. Baron Lechberg."

Mit gemischten Gefühlen der Freude und Enttäuschung las Eisgruber die kurze und doch inhaltreiche Depesche. An sich war die Jagderlaubnis geeignet, helles Entzücken auszulösen; aber die „Vinkulierung", die Beschränkung des Abschusses auf einen nur einstangigen Hirsch trübte die Freude in erheblichem Maße. Der zweifellos schwierigen Situation, der interessanten wenn auch heiklen Birsch auf den zurückgesetzten, also alten, gewitzten Hirsch fühlte sich Vinzenz auf Grund seiner reichen Erfahrung als Praktiker gewachsen. Hat die Birsch aber, wie mit Sicherheit zu erwarten steht, Erfolg, dann will doch der Schütze die mühevoll erbeute, noch dazu abnorme Trophäe erst recht als Andenken behalten. Die Ablieferung kommt einer Grausamkeit gleich, die geradezu Schmerz verursacht.

Vinzenz stellte sich selbst die Frage, warum Baron Lechberg die Worte: „Drahtantwort, ob reflektieren" gebrauchte. Will der Hofkavalier andeuten, daß Eisgruber der „Vinkulierung" wegen — ablehnen soll? Ein Verzicht könnte doch nur die Folge haben, daß Vinzenz ein zweites Mal nicht mehr wird eingeladen werden.

Da Lechberg aber die Ankunftsansage erwähnt, kann die Depesche insgesamt nichts anderes sein als die etwas verklausulierte Aufforderung: Komme, schieße den Hirsch ab, harre des weiteren.

In diesem Sinne legte Eisgruber sich den Text aus. Und alsbald befand er sich unterwegs. Und dreißig Stunden später stand er vor dem ideal schön gelegenen Jagdhause, drückte dem Baron Lechberg die Hand, erstattete schluckend vor Erregung tiefgefühlten Dank und hörte die Beschwörungsrede des Hofkavaliers an.

Zunächst gab Baron Lechberg eine Schilderung des zum Abschuß bestimmten Hirsches, und seines Standortes am „Hochbrand". Dann folgte eine Beschwörung in Form einer sehr eindringlichen Warnung vor einem streng verbotenen Mehrabschuß. „Freigegeben ist auf meine Bitte hin nur der einstangige Hirsch, den zu bekommen nur einem sehr erfahrenen Jäger möglich sein wird. Ich muß Sie aufmerksam machen, daß der Hirsch in Gesellschaft eines Rudels steht; es sind in seiner nächsten Nähe

Digitized by Google

wiederholt ein Tier mit Kalb, etliche geringe Hirsche und merkwürdigerweise auch ein sehr guter Zwölfender mit erstaunlich gutem, weit ausgelegtem Geweih gesehen worden. Auf den Zwölfender mit armdicken Stangen reflektiert Hoheit selbst, der Herzog will diesen kapitalen Hirsch, der als Berghirsch ein Unikum zu nennen ist, demnächst schießen. Behalten Sie also um Gottes willen die Kugel im Lauf, respektieren Sie die Absicht und den Wunsch des gnädigsten Jagdherrn, lassen Sie den kapitalen Zwölfender unbeschossen! Die Folgen einer Nichtbeachtung meiner warnenden Worte, eines Abschusses des Zwölfers, würden für mich wie für Sie sehr unangenehm werden! Ich habe mich verbürgen müssen, daß Herr Hauptmann den Zwölfender nicht schießen! Ich bin verpflichtet, von Ihnen das Ehrenwort zu fordern, daß Sie den Zwölfer unbeschossen lassen! Der Wortbruch würde mich meine Hofstellung, die ganze Existenz kosten! Ich bitte um Handschlag und Ehrenwort!"

„Selbstverständlich! Hier meine Rechte! Auf Ehrenwort! Ich werde nur den freigegebenen Hirsch abschießen! — Eine Frage noch, Herr Baron: Ist es wirklich nicht zu erreichen, daß die erbeutete Trophäe des Einstangigen dem Schützen überlassen wird?"

„Hoheit gibt grundsätzlich keine Trophäe an die Gäste ab; es muß alles an Gehörnen, Geweihen und Krucken in den Jagdhäusern der fürstlichen Reviere verbleiben! Jede Bitte ist vergeblich, bewirkt nur Verstimmung und führt dazu, daß der Bittsteller nicht wieder eingeladen wird! Herr Hauptmann tun gut, sich bedingungslos zu fügen! Ein Abschuß in diesem Prachtreviere bietet doch wahrhaftig Weidmannsfreude genug! Tausende von Jägern ersehnen solche Erlaubnis — vergeblich!"

„G'horsamsten Dank, Herr Baron! — Wer wird mich aufs ‚Brandjoch' geleiten?"

„Dazu ist der Jagdgehilfe Seppl bestimmt, der Auftrag hat, in der Nähe zu bleiben, bis der Einstangige umgelegt ist! Ich brauche wohl nicht aufmerksam zu machen, daß der Schuß auf Wild in Ruh verpönt ist! Hingegen möchte ich betonen die Notwendigkeit, daß der Einstangige mit nur einer Kugel aus dem Rudel herausgeholt, eine ‚Kanonade' vermieden wird! Es muß eine größere Vergrämung, das Verziehen des Zwölfenders verhindert werden! Seppl wird die ‚Juno', die beste Schweißhündin des Gebieters, mitführen!"

All diese Bedingungen, Vorbehalte und Anordnungen paßten Eisgruber sehr wenig, genau genommen, gar nicht; er war an ganz andere Birschgänge gewöhnt, ohne Begleitung von Führern und Hunden. Doch die Klugheit nötigte zur Fügsamkeit.

Nach eingenommenem Imbiß wollte Baron Lechberg dem Gaste die Räume des prächtig und praktisch eingerichteten Jagdschlosses zeigen, die interessantesten Trophäen erklären. Eisgruber aber bat um das Geleit auf eine Höhe, die einen orientierenden Blick auf den „Hochbrand", auf das „Arbeitsfeld" gewährt.

Gern erfüllte Lechberg diesen Wunsch, machte jedoch auf ein heranziehendes Gewitter aufmerksam.

Eisgruber versicherte, daß derlei Gewitter nicht lange währen, zum Abend sicher Sonnenschein zu gewärtigen sei, der das Wild zum Austreten veranlassen werde.

In einer Heuschupfe am Berg wurde das Gewitter abgewartet. Dann stiegen die Herren vollends zum Gipfel. Bei herrlichster Beleuchtung bot sich ein Blick auf das gegenüberliegende Gelände, aus dem der „Hochbrand" stolz aufragte. Eine fast 2000 Meter hoch gelegene felsige Kuppe, teilweise von schmalen Lahnern durchzogen, teils bestockt mit Krummholz in starker Dichtigkeit.

Schluß folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Pfingsten

Rosen blühen in Hecke und Hag.
Maientag!
Rosen leuchten so rot wie nie . . .
Fernher und leise
Verflatternde Weise
Marschierender Krieger
Baßmelodie.

Mädel im Garten
Brauchen nicht warten
Blumen pflücken zum Strauß.
Kriegszeit im Lande
Trennt alle Bande.
Soldaten marschieren nach Welschland
Hinaus.

Werden die Rosen noch einmal verwehen,
Ehe die Glocken im Jubelklang gehen,
Sieghell und weit?
Heimkehrgesänge
Um Rosenhänge . . . . .
Sommer, bringst du
Der Kriegsernte Zeit? . . . .

Hellmuth Unger.

Deutsche Frühlingsbräuche am Himmelfahrtstage / Von A. M. Witte

Trotz aller Fortschritte der Kultur lebt im christlichen deutschen Volke, wie in Schweden Dänemark, Norwegen und Holland noch immer ein letzter bedeutsamer Rest altheidnischen Glaubens, durchdringt alle Kirchenfeste eine leise Erinnerung an einen längst untergegangenen Kultus.

Die Feste der Germanen waren sämtlich Naturfeste, deren verschiedene Zeremonien bei der Einführung des Christentums mit der kirchlichen Feier auf Rat der christlichen Sendboten, denen der harmlose Naturkultus unschädlich erschien, tunlichst verschmolzen wurden, um der neuen Lehre leichter und schneller Einlaß im Herzen des Volkes zu verschaffen. Im Himmelfahrts- wie im Pfingstfest spiegelt sich darum das Frühlingsfest der Altvordern wieder, jenes Fest, daß arm und reich, alt und jung einst mit so großer Freude begrüßte. Wie Tacitus anläßlich einer solchen altdeutschen Frühlingsfeier die Prozession der nordischen Göttin Nerthus schildert, wurde in einzelnen anderen Gegenden der gleichfalls in innigster Verbindung mit der Natur stehende Gott Freyr in einem reich mit Blumengewinden geschmückten Wagen durch die Felder gefahren, damit er Segen und Fruchtbarkeit den Saaten spende. Aus diesen ältesten mythologischen Vorstellungen der germanischen und skandinavischen Völker gingen im Wechsel der Zeiten die am „Himmelfahrtstage" später üblichen „Flurumzüge" hervor, die sich durch Jahrhunderte erhielten, um dann aber allmählich in Vergessenheit zu sinken. Als letzter Niederschlag der alten Vätersitte hat sich hier und dort in katholischen Ländern noch der Brauch erhalten, daß die Gemeinde die Gemarkung in Form einer Prozession umzieht, der das Kruzifix vorangetragen wird. An den vier Ecken des Ackers wird halt gemacht und je ein Kapitel aus den vier Evangelien verlesen. In einzelnen protestantischen Ortschaften wurde ein ähnlicher Brauch geübt. Die Bewohner marschierten nach den Klängen der Dorfmusik um das Weichbild des Dorfes, um die Grenzen aufs neue festzustellen, und das Gedeihen der Feldfrüchte zu erbitten. Überall klangen diese Umzüge in Gesang und frohen Spielen aus.

Außer diesen mit kirchlichen Vorstellungen verknüpften Umzügen gibt es noch verschiedene andere Bräuche, die in der Idee des jetzigen Geschlechtes zum „Himmelfahrtstage" gehören, d. h. zu dem Tage, der uns Christen an den Vorgang in Jerusalem mahnt, da der Heiland Abschied von seinen Jüngern nahm, um gen Himmel zu fahren, die aber sehr deutliche Beziehungen zu dem heidnischen Wettergotte „Donar" enthalten, dem der Donnerstag geweiht war. So kennt man in Deutschland noch in einzelnen Gegenden die Sitte, an diesem Festtage in den Wald zu ziehen, um „nüchtern und schweigend", wie der Volksmund sagt, bestimmte Kräuter zu sammeln, die zu Kränzen gewunden und in die Stuben wie Ställe gehängt werden, als Schutz gegen das Gewitter, das mit Vorliebe an diesem Tage am Himmel stehen soll. Eine ebenso deutliche Ideenverbindung mit dem Wettergotte findet sich auch in dem, in mehreren deutschen Ortschaften üblichen Brauch, neue Kräuter zum Strauße zu winden, um diesen zu Füßen des Muttergottesbildes auf den Altar zu legen, damit ihn der Priester segne. Naht in den

Digitized by Google

Sommermonaten ein Gewitter, dann legt der Älteste der Familie einen dürren Stengel dieses geweihten Straußes auf den Herd mit den Worten: „Gott walte es!“ verschließt die Türen und verteilt den Dampf tunlichst in alle Räume, um dadurch Gewitterschaden fern zu halten. Trotz der kirchlichen Weihe läßt die deutsch-heidnische Zahl „neun“ auf den heidnisch-germanischen Ursprung dieses Brauches schließen, der einst der Freya und dem Donar gegolten.

„Neun Kräuter“ spielten ja auch am Tage der Sommersonnenwende bei den Altvordern eine große Rolle, wie es im „Wilden Jäger“ heißt:

Neunerlei Blumen winde zum Kranz,
Knüpfe den Anfang ans Ende.
Sinn und Bedeutung, im blühenden Glanz,
Wirket zur Sonnenwende . . . . .

Überall die Erinnerung an jene Tage, wo in Baum und Blüte die segenspendenden Gottheiten gedacht wurden.

Hier und da wird auch am Himmelfahrtstage nicht genäht, da der Volksglaube fürchtet, der, der ein an diesem Festtage genähtes Kleid trägt, können im Laufe des Sommers vom Blitz erschlagen werden.

Grauer Vorzeit gehört ferner der Glaube an, daß am Himmelfahrtstage sowohl am Kyffhäuser wie am Hörselberge „die blaue Blume“ erblüht, die die Pforte zum Berge und dadurch den Eingang zu den dort lagernden Schätzen erschließt. Diese blaue Blume, die sich in zahlreichen Volksmärchen findet, ist nichts anderes, als das Symbol des Blitzes, der die Fruchtbarkeit der Erde weckt, und somit auch eine Anlehnung an den Donarglauben. Weiter einen sich Christen- und Heidenglaube in der alten Dorfsitte, am Himmelfahrtstage eine von Engeln umgebene Christusfigur an einem Seil durch die Kirche zu ziehen und auf dem Chor verschwinden zu lassen, wobei die Anwesenden genau darauf achten, nach welcher Himmelsgegend des Heilands Blick sich wende, da „von dort im Sommer die Gewitter kommen würden.“

Eine Reminiszenz an die einstigen Blumenopfer findet sich in der im Harz üblichen Sitte, daß junge Mädchen in der Frühe des Himmelfahrtstages das Allermannskraut oder „den Allermannsharnisch“ suchen, der ihnen den ersehnten Freier bringen soll.

Den Allermannsharnisch, das böse Kraut,
Das hab' ich gefunden und bin doch nicht Braut . .

singt die Jugend. Ein Beweis, daß auf die Pflanze doch kein ganz sicherer Verlaß ist.

In der Mark Brandenburg kannte man bis vor wenigen Jahrzehnten den Brauch, an diesem Festtage Waldmeister zu pflücken, um die Kirche — hauptsächlich den Altar — damit zu schmücken. Jetzt ist dieser Volksbrauch allerdings in Vergessenheit geraten. Nur in Rheinsberg, dem ehemaligen Lieblingssitze Friedrichs des Großen, ist auch heute noch das „Möskefest“ (Möske d. i. Waldmeister) ein allgemeines Volksfest, an dem alt und jung am frühen Morgen in den Boberow-Wald zieht, um Möske zum Schmuck des Gotteshauses zu suchen. Dieses Fest wurde später vom Himmelfahrtstage auf den 6. Mai gelegt, zur Erinnerung an den Sieg der Preußen bei Prag. —

Ein letzter Nachhall des einst auch bei den Germanen bekannten „Menschen“opfers findet sich noch vereinzelt am Himmelfahrtstage, wenn in die Fluten der Enz, in die vordem als Opfer ein Kind, ein Schaf und ein Brot geworfen wurden, oder in die Wellen des Neckars, in die man zur Heidenzeit einen Menschen stieß, eine Strohpuppe versenkt wird.

Da der Himmelfahrtstag meist in den Monat Mai fällt, sind auch einzelne Bräuche, die sich ehedem an die Maifeste banden, mit ihm verknüpft. So kennt man in Schweden und Norwegen noch jetzt den „Kampf mit einem Unhold“, der am Himmelfahrtstage stattfindet, d. h. zwei mit frischem Grün geschmückte junge Burschen fechten den Kampf zwischen Sommer und Winter aus. Da der Ursprung der alten Sitte fast vergessen ist, nennt man es „Kampf mit einem Unhold“; dieses poetische Spiel einer untergegangenen Kulturstufe, die das Wiedererwachen der Natur mit frohen Spielen einst gefeiert.

Das alte Landhaus

Ich seh' es oft in meinen stillen Träumen,
Das stille Landhaus hinter grünen Bäumen.
Das rote Dach, in Blüten tief versteckt,
Die kürzlich erst der Maienglanz geweckt,
Im Gartengitter die verschloss'ne Pforte,
Die sich nur auftut einem Zauberworte;
Im letzten, purpurroten Abendschimmer
Seh' ich mein kleines, stilles Dichterzimmer,
Davor den ros'gen Apfelblütenschnee —
Hier schweigt die Welt, hier schweigt auch alles Weh.
Hier wollen wir, um völlig zu genesen,
Die Pforte schließen hinter dem Gewesen,
Und schöpfen aus dem Quell der Einsamkeit
Den Lethetrunk für alles Erdenleid.

Clara Voigt.

Digitized by Google

Geisterspuk / Skizze von Wolfgang Kemter

Pierre Moulier lag im Unterstand des Schützengrabens und träumte wachen Auges. Seine Wangen waren blaß und eingefallen, das Feldleben und besonders das Essen bekam ihm nicht gut. Er träumte und an seinen aufglänzenden Augen glitten wunderbare, altbekannte Bilder vorüber. Das stille Heimatstädtchen weit drunten in Frankreichs Süden mit seinen alten Häusern und Toren, mit den blendend weißgetünchten Landsitzen in der Umgebung, den großen Weinbergen und dem breiten Flusse, der sich wie ein silbernes Band durch die Landschaft schlängelte. Sein Häuschen am Platze der Republik mit dem Delikatessengeschäfte, das die vornehmsten Leute von Stadt und Umgebung zu seinen Kunden zählte und seinen Mann redlich nährte, seine geliebte Jeanette und die zwei munteren Knaben, sein altes Mütterchen, die mit den Kleinen, während Jeanette im Geschäfte tätig war, spazieren ging. Bild um Bild zog vorüber und Pierre Moulier sah mit glückseligen Augen die von der Sonne des Südens beschienenen Fluren der Heimat und für kurze Zeit vergaß er, daß er im Nebel Nordfrankreichs in den Schützengräben lag.

Ein rauher Befehl aus Unteroffiziersmunde riß ihn jäh in die Wirklichkeit zurück. Seine Ruhezeit war um, war glücklich verträumt, es war Nacht geworden und er mußte Wache stehen.

Pierre Moulier zuckte zusammen, wurde aschfahl und durch seinen Körper ging ein Zittern und ein Schauer, als ihm der Unteroffizier seinen Posten anwies. Er kannte ihn. Ein großes Gebüsch stand vor dem Graben, das aus irgend welchem Grunde dort verblieben war, und schon flüsterte ihm sein Vorgesetzter einen Befehl, einen bekannten Befehl zu.

Geraume Zeit verstrich und Pierre Moulier stand regungslos auf seinem Platze und hatte die Augen geschlossen. Er wagte es nicht durch die Zweige des Strauches zu sehen, obwohl das gerade seine Pflicht war. Er schauerte vor dem Anblicke, der sich dann ihm böte. Drei, vier Meter vor dem Gebüsche lag ein toter, deutscher Offizier. Seit acht Tagen lag er dort, seitdem er bei einem vergeblichen Sturme gefallen war und von den Seinen zurückgelassen werden mußte. Seitdem war gerade an dieser Stelle ein Posten aufgestellt worden, der darüber zu wachen hatte, daß sich die Deutschen den Toten nicht holten. Jeder derartige Versuch, und es wurden viele gemacht, wurde mit rasendem Feuer beantwortet, so daß es den Feinden bis heute nicht gelungen war, ihren Kameraden zu holen und ihm ein ehrliches Soldatengrab zu geben.

Tag für Tag sausten über den toten Offizier die Kugeln, donnerten die Granaten und platzten Schrapnells, hin und her.

Pierre Moulier stand schon zum viertenmal auf diesem Posten. Der Anblick war ihm furchtbar und erschütterte ihn jedesmal aufs neue. Der Tote lag mit dem Kopf gegen ihn, ein wenig auf der Seite und er konnte einen Teil des erstarrten Antlitzes sehen. Am Anfange des Krieges war Pierre Moulier oft übel geworden, seine zarten Nerven versagten vor den grauenhaften Bildern der Schlachtfelder, wenn er die verstümmelten Menschen, die zerfetzten Tierkörper, wenn er vernichtete Dörfer und brennende Städte sah. Daran jedoch hatte er sich allmählich gewöhnt; auch er war bis zu einem gewissen Grade stumpf und roh geworden, aber das Bild des toten Offiziers, der starr und regungslos Tag für Tag vor dem Graben draußen lag, das riß an seinen Nerven und ließ ihn nicht mehr los. In jedem Traume im Schlafe sah er es und nur, wenn er mit wachen Augen träumte, konnten die Bilder der Heimat dieses für kurze Zeit verdrängen.

Aber nun stand er wieder zum viertenmal auf dem verhaßten und gefürchteten Posten. Er hatte die Augen geschlossen und sah doch ganz genau was vor ihm war. Dort lag der fremde Mann, tot und starr, ein Opfer dieses unseligen, furchtbaren Krieges. Vielleicht hatte auch er eine geliebte Jeanette zu Haus, vielleicht auch herzige Kinderchen und ein altes Mütterchen, die Tag und Nacht für Vater, Sohn und Gatten heiße Gebete zum Himmel sandten und seine Heimkehr ersehnten. Die ihm Tag für Tag, wie seine Jeanette, tausend Grüße schickten und mit heißer Sehnsucht ein Kärtchen von seiner Hand erwarteten, ein paar winzige Zeilen, die nie mehr kämen. Nie mehr kehrte er zurück, der dort draußen lag, stumm und starr, von einer feindlichen Kugel durchbohrt.

Wenn er seine Jeanette, seine Knaben, sein Mütterchen, sein Haus und seine Heimat nie mehr sehen würde? Bei diesem Gedanken schüttelte es ihn jedesmal wie im Fieber und eine ungeheure Erregung machte ihn erzittern.

Plötzlich öffnete der kleine Pierre Moulier die Augen und spähte durch den Busch. Das geschah von Zeit zu Zeit. Eine dämonische Gewalt, die Herr über ihn war, ließ ihn nach dem Toten schauen, obwohl er wußte, daß er seine Augen in der nächsten Sekunde wieder schaudernd schloß. Diesesmal aber blieben sie offen, wurden starr und groß und furchtbares Entsetzen spiegelte sich darinnen.

Der Tote lebte. Acht Tage war er tot da draußen gelegen und nun wieder lebend geworden. War das denkbar? Ging das mit rechten Dingen zu? Der furchtsame Pierre Moulier zitterte wie ein Espenlaub und durch seinen Körper rann ein eisiger Schauer nach dem anderen.

Digitized by Google

Geisterspuk? Nein, er sah es ganz deutlich, der Tote bewegte sich, das Gesicht hatte zwar noch den starren Ausdruck, aber der Körper bewegte sich. Kein Zweifel, der Tote kroch zurück. Langsam, Zoll für Zoll, aber er war schon weg von dem Platze, wo er durch acht Tage lag.

Pierre Moulier horchte mit klopfendem Herzen in die Nacht hinaus. Das Feuer war verstummt und nur weit in der Ferne krachte dann und wann ein Schuß. Pierre Moulier horchte und hörte nicht den leisesten Laut, aber der Tote bewegte sich, Ruck um Ruck entfernte er sich vom Graben.

Pierre Moulier betete in heißer Angst, von namenlosem Grauen und Entsetzen gepackt, alle die Gebete her, die er einst in der Kindheit lernte. Plötzlich war es ihm, als hätte der Tote eine Hand gegen ihn erhoben und dann das Gesicht, und ein furchtbarer, drohender Ausdruck lag darinnen.

Vor Pierre Mouliers Augen schwammen schwarze und rote Flecken, er fühlte sich dem Wahnsinn nahe, und um sein Entsetzen und sein Grauen zu beschwichtigen, begann er auf einmal zu schießen. Das ganze Magazin schoß er auf den Toten ab, dann ein zweites und drittes. Er wollte ihn zum zweitenmal töten, ihn, der ihn fast verrückt machte. Sofort waren die anderen Franzosen auf und eine Viertelstunde lang knallten sie in die Nacht hinein. Dann wurde es wieder still.

Pierre Moulier frohlockte. Er hatte den Geist getroffen, denn nur ein Geist konnte im Spiele sein. Dort drüben, schon ziemlich entfernt vom eigenen Graben und der Stelle, auf der er früher gelegen war, lag er wieder tot und starr und regungslos. Der totgeschossene Tote. Pierre Moulier frohlockte und wischte sich den Schweiß mit dem Handrücken von der Stirne. Er war froh, nun war der Tote weiter weg und sein Anblick nicht mehr so grauenhaft.

Doch — — — was war das? War die ganze Hölle im Spiel? Er lebte noch, er lebte wieder, der Tote. Pierre Moulier riß die Augen auf, entsetzt und vom Grauen geschüttelt. Wieder bewegte sich der starre Körper da drüben. Langsam, Zoll für Zoll schob er sich zurück.

Und nun — — wieder hob der Tote das Gesicht und ein furchtbarer, drohender Blick traf Pierre Moulier und dann — — auf einmal war er verschwunden, der Tote, wie in den Erdboden hinein verschwunden. Pierre Moulier schaute und schaute und die Augen traten weit aus ihren Höhlen. Er sah nichts mehr. Der Tote war fort. Gott im Himmel — — —

Da griff sich der kleine Pierre Moulier an den Kopf und stieß einen Schrei aus, einen einzigen, gräßlichen Schrei, der grauenhaft durch die dunkle Nacht gellte. Kameraden eilten herbei und fanden ihn ohnmächtig im Graben liegen. Sie trugen ihn zum Arzt, ein anderer übernahm die Wache. Als Pierre Moulier wieder die Augen aufschlug und der Arzt in diese Augen sah, da zuckte er mitleidig die Achseln. Am nächsten Tag brachten sie ihn hinter die Front. Ein lebendiger Toter.

Der Körper des kleinen Pierre Moulier, so schwach er war, hatte die Strapazen des Krieges ertragen, sein Geist nicht. Die zarten Nerven waren gerissen.

Arme Jeanette . . . .

Endlich nach vielen vergeblichen Versuchen war es geglückt. Die wackeren, deutschen Landwehrmänner im Schützengraben hatten seit Tagen versucht ihren toten Oberleutnant hereinzuholen. Immer aber wurden sie von den Franzosen bemerkt und ihr Vorhaben durch ein mörderisches Feuer vereitelt. Doch sie gaben nicht nach. Und in der letzten Nacht war es geglückt. Vier Mann schlichen sich hinaus und dem Feldwebel gelang es, unbemerkt und lautlos bis zum Toten zu kriechen.

Dort band er ein langes Seil um dessen Fuß und unbemerkt kam er wieder in eine Bodensenkung zurück. Nun zogen sie den Toten langsam zu sich heran. Einmal fingen die Franzosen ein wütendes Geknalle an und die vier Männer lagen regungslos und warteten bis alles wieder ruhig war, dann brachten sie ihre wackere Tat zu glücklichem Ende und im Morgengrauen senkten sie ihren Oberleutnant in die fremde Erde.

★

Abschied

Kameraden kommen, Kameraden gehn,
Man sagt, wie etwas Selbstverständliches: „Auf Wiedersehn!"
Und fühlt doch plötzlich dumpf: Es wird nicht sein,
Man reißt noch einmal das Licht fremder Augen in sich hinein.

Man schweißt sich noch einmal in eines andern Lebens Hand,
Das morgen schon zurückfällt in ein dunkles Land.

Alfred Richard Meyer.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Artur Brausewetter: **Meine Fahrten an die West- und Ostfront.** Verlag Edwin Runge, Berlin-Lichterfelde.

In natürlichem Plauderton, manchmal aber doch etwas einförmig, schildert Brausewetter in einer Reihe von Skizzen, untermischt mit hübschen kleinen Zügen aus der Wirklichkeit, Erlebnisse und Eindrücke von seinen Reisen an die West- und Ostfront. — Das Wichtigste dieser Erlebnisse ist seine Begegnung mit Hindenburg. Es wird ja auch allerhand über deutsche Organisation im Feindesland, deutsche Friedensarbeit mitten im Kriege berichtet, und es sind mancherlei Beispiele von der Selbstverständlichkeit deutscher Pflichterfüllung und dgl. beigebracht, aber schließlich wundert man sich doch, daß Brausewetter nach solchen Reisen in solcher Zeit uns nicht mehr, nicht Bedeutenderes zu sagen hat: das legt die Vermutung nahe, daß sein Buch nichts ist als eine rein äußere Zusammenfassung vorher einzeln erschienener Zeitungsartikel.

Artur Brausewetter: **Die Alten von Gerschauen.** Erzählung. Verlag Edwin Runge, Berlin-Lichterfelde.

Einfach und natürlich, anspruchslos, aber anziehend wie der Inhalt dieser stillen Geschichte von einem ostpreußischen Gutshofe ist auch die Form der Darstellung in dem liebenswürdigen kleinen Buche. Warmes Behagen strömt von diesen liebevoll gezeichneten Lebenskünstlern aus, und auch die Herzensaffäre, die wenigstens für den Enkel der Alten einen Funken Feuer in die gleichmäßige Ruhe dieser vornehmen Atmosphäre gießt, fügt sich harmonisch und stimmungsvoll in die abgeklärte Beschaulichkeit dieses sympathischen Kreises.

Francesco Chiesa: **Historien und Legenden.** Autorisierte deutsche Übersetzung von E. Mehwes-Béha. Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Ein Buch von ins Auge springender, unbedingter Originalität — zweifellos! Aber man verliert nie den Eindruck, als ob diese Originalität um jeden Preis erstrebt sei, künstlich, gewollt, bewußt. Trotzdem gelingt es Chiesa, Probleme von überraschender Tiefe aufzuwerfen, der menschlichen Seele auf Wegen zu folgen, auf denen ihr noch selten einer nachgegangen, und auch darstellerisch volle und reine Stimmungen zu erzeugen. Anderwärts wieder ist die Sprache schwerflüssig, geschwollen, mühsam gedrechselt, die Schilderung von ermüdender Breite. Am deutlichsten stoßen die Gegensätze in den „Drei Episoden aus der Flucht nach Ägypten" zusammen: wie fein und zart der „Meuchelmörder", und wie kraß und geschmacklos die verrückte „Salzsäule", die abstoßend und widerlich wirkt, auch wenn so etwas wie „romantische Ironie" in sie hineingelegt sein soll!

Paul Keller: **Ferien vom Ich.** Roman. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau.

— **Die Insel der Einsamen.** Eine romantische Geschichte. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H., Berlin, München, Wien.

Was Paul Kellers reifem, reinem und warmem Roman „Ferien vom Ich" sein eigenstes Gepräge verleiht, das ist nicht bloß die herzerquickende Mischung von Behagen und Ernst, von Humor und Gemüt, von Laune und Nachdenklichkeit, es ist zugleich und fast noch mehr die straffe Durchführung einer leitenden Idee, einer Idee, die neu ist, fruchtbar und gescheit. Sie ist nach allen Seiten durchdacht, und das Buch bietet damit ein vollgerüttelt Maß sehr beachtenswerter Lebensphilosophie, aber sie ist zugleich an einem runden Dutzend prächtiger Menschenkinder so frisch und fröhlich veranschaulicht, daß nicht bloß der Denker, sondern auch der Erzähler Keller sich als Meister bewährt.

Etwas verschleierter tritt der Grundgedanke in der „Insel der Einsamen" hervor; Keller hat das wohl selber gefühlt: auf der letzten Seite spricht er ihn, zusammenfassend, ausdrücklich aus. Vielleicht liegt uns diese romantische Geschichte, gerade weil sie romantisch ist, etwas ferner als die „Ferien vom Ich", in denen wir Menschen von heute und unsere Gegenwart selbst mit leisem Dichterfinger berührt werden und plötzlich aufglänzen wie flammendes Gold, aber schön und stimmungsvoll ist auch sie.

Walther Nithack-Stahn: **Höhengänge.** Drei Erzählungen aus den Alpen. J. Frickes Verlag. Halle a. S.

Der Verfasser, dem wir — nach und neben manchen anderen Schriften — die beiden Romane „Der Mittler" und „Zwei Frauen", dazu die geistvolle dramatische Dichtung „Ahasver" verdanken, schenkt uns hier drei kürzere Erzählungen. Schenkt uns! — das ist keine Phrase. Zwar geschieht nicht viel in diesen Geschichten, zwar sind es keine überraschende Probleme, um die es sich handelt, aber es ist der tief menschliche Zug darin, der uns ergreift, und was das Wunderbare ist, diese Offenbarungen eines voll verstehenden Herzenskündigers finden einen so angemessenen darstellerischen Ausdruck, daß sich Inhalt und Form aufs innigste verschwistern, daß also das entsteht, was das Höchste ist für den Dichter — ein wirkliches, in sich vollkommenes, ausgeglichenes Kunstwerk. Namentlich die erste, längste der drei Erzählungen, „Die Scharte des Großglockners", ist erschütternd und erhebend, befreiend zugleich.

Felix Janoske: **Der Kompaniehund** und andere Feldzugsgeschichten. Verlag von Wilh. Gottl. Korn, Breslau.

Daß der Verfasser der „Schnutenorgel", die in den Schützengräben und in der Heimat so fröhlich ihre derbhafte Weise erklingen ließ, uns auch in seinen neuen Feldzugsgeschichten keine „Literatur", sondern wirkliches Leben vorsetzen würde, war zu erwarten, steht er doch selber mit „draußen" unter den Fahnen. Unmittelbarkeit, Frische, kräftiger Humor und ergreifende Gemütsinnigkeit sind auch die Vorzüge dieser neuen zehn kurzen Geschichten, die ihren inneren Zusammenhalt darin finden, daß sie durchweg Schlesier zu Helden haben und schlesische Volkseigenart schildern.

Franz Reuß: **Bei Türken und Kroaten.** Verlag Hermann Costenoble, Jena.

Ein Zitat nach Alban Stolz entschuldigt oder begründet die Subjektivität dieser Reisebeschreibung. Es ist nichts Grundsätzliches dagegen einzuwenden, auch nichts gegen die Durchführung dieses Leitgedankens, Gegenden und Dingen, Menschen und Begebenheiten ein neues, besonderes Leben zu verleihen, indem man sie im Spiegel der eigenen Seele betrachtet. Reuß schildert farbenreich, seine Sprache ist männlich, oft kernig, ja derb, dann wieder ganz Stimmung und Duft. Er sieht mit den Augen des Dichters, aber auch mit denen eines scharfen Kritikers. Nur zweierlei ist zu tadeln: sein Bericht holt reichlich weit aus, und die Ausgangsworte „Abschied" sind, wenn man's hart ausdrücken will, dürftig. Dr. Hans Zimmer.

Digitized by Google

Dr. Ernst Schultze, Großborstel: **Die Mobilmachung der Seelen.** A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.

Was dem Leser dieses 16. Bändchens der „Deutschen Kriegsschriften" zuerst in die Augen fällt, ist ein roter Zettel: „Zur Besprechung — for notice — pour compte rendu" —!! Die Seele des Verlages ist, wie es scheint, trotz 22 Kriegsmonaten noch immer nicht mobil, oder sollte die Geschäftsverbindung mit England und Frankreich so lebhaft sein, daß diese törichte Ausländerei notwendig ist? Es ist jedenfalls bezeichnend, daß wir in berufenen und unberufenen Kriegsschriften fast ersticken und doch solche „Kleinigkeiten" nicht verschwinden wollen. Die Schrift selbst bringt nicht viel Neues; der Verfasser beleuchtet außer dem „Geist von 1914" verschiedene politische Fragen vom moralischen Standpunkt und läßt sich in etwas predigerhafter Weise über alle schwebenden Fragen aus, die uns seit Kriegsbeginn bewegen. Es finden sich eine Reihe beachtenswerter Anregungen und Vorschlägen darin, die über den trockenen Ton des Ganzen hinweghelfen. Ein sehr schlechtes Gedicht von Friedrich Lienhard macht den Schluß, in dem er das Holz der "Tollkirsche" (oh, oh!) zu dem der Eiche in Gegensatz bringt und dem „Meuchlerpack der Finsternis, dem Drachengift, dem Serbenbiß" (!) eins auswischt, womit er in der Sache wenigstens Recht hat.

Dr. Heinrich Fränkel: **Was können wir zum Siege tun?** Kriegspflichten der Daheimgebliebenen. Verlegt (in!) München 1916 bei Georg Müller.

Auf dem Titel prangen als Mitwirkende die besten deutschen Namen: der Verfasser hat nämlich an diese Männer Korrekturabzüge verschickt und die erhaltenen Randbemerkungen verwertet. Den Inhalt kann man nur loben, wenngleich das alles schon hundertmal ausgesprochen und hoffentlich ebenso oft befolgt ist. Aber man liest es gern wieder, und wenn nur ein Bruchteil wirklich Eigentum unserer Gedanken wird, dann darf man zufrieden sein, und das Wort vom „Durchhalten" bekommt allmählich seine eigentliche Bedeutung, je mehr Schmalhans Küchenmeister wird und auch die Daheimgebliebenen empfinden läßt, daß es um alles geht. Die Kleinmütigen und Zweifler wird das Werkchen trösten mit dem frohen Ausblick in die siegreiche Zukunft. Dr. Erich Janke.

★ Vermischtes ★

Geschosse. Bombe ist aus dem Griechischen abzuleiten, wo das entsprechende Wort einen lauten Knall bedeutet. Im Dreißigjährigen Kriege ist dieses Wort wie viele andere in unsere Heeressprache übernommen worden. Granate ist aus dem lateinischen Wort granum d. h. Korn gebildet. Von ihm wurde das Wort granatus abgeleitet, das mit Körnern versehen heißt und zur Bezeichnung des Geschosses verwendet wurde, weil dieses mit Pulverkörnern gefüllt war. Handgranaten brauchte man schon im 16. Jahrhundert. Battista della Valle beschrieb ihre Anfertigung in seinem Werke il valle 1524. In dem Heere Ludwigs XIV. von Frankreich wurden jeder Kompagnie vier Leute zugeteilt, die Granaten werfen sollten und daher Grenadiers hießen. Schrapnell hat seinen Namen nach dem Erfinder, dem englischen Obersten Shrapnel (1803). Das Torpedo ist nach dem Fisch gleichen Namens benannt. Torpedo ist ein lateinisches Wort, das zunächst die Lähmung der Lebenskraft, die körperliche und geistige Stumpfheit, Trägheit und in übertragenem Sinne den bei Berührung starr machenden Zitterrochen bezeichnet.

Falsch verstanden. Englische Zeitungen posaunen den nahen Erfolg des Aushungerungsplans aus. In Deutschland, so berichten sie, hat der Mangel an Nahrungsmitteln so sehr zugenommen, daß die Leute zu widerwärtigen Speisen greifen. Ihr Gewährsmann ist ein englischer Austauschgefangener. Er erzählte, daß er unzählige Male in Berlin den verzweifelten Schrei gehört habe: „Nu brat' mir eener 'n Storch!"

Anzeigendeutsch. In den Anzeigen der Zeitungen behauptet das Fremdwort am hartnäckigsten seinen Platz. Warum? Macht es einen besseren Eindruck, wenn à statt zu, Offerte statt Angebot, Referenzen statt Empfehlungen dasteht? Höchstens auf solche Leute, die auch heute noch keinen Sinn für das gute deutsche Wort haben. Oder ist es verständlicher, Telephon statt Fernsprecher, Rohmaterial statt Rohstoff, Reservelager statt Vorratslager, franko statt frei zu sagen? Das kann kein Mensch im Ernst behaupten. Oder zwingen Schönheitsrücksichten, Export der Ausfuhr, en detail dem Kleinhandel, illustrierte Kataloge gratis den kostenlosen Verzeichnissen mit Abbildungen vorzuziehen? Reinheit ist doch die größte Schönheit der Sprache. Oder bringt es größeren Geschäftsvorteil, wenn man Fabrikat für Erzeugnis, umfassonieren für umändern, prima Qualität für bestes oder feinstes setzt? Deutsche Arbeit ist doch jetzt so gut, daß sie des Aufputzens durch ein Fremdwort nicht mehr bedarf. Oder will etwa die Kundschaft, daß man ihr statt eines Abteilungsvorstehers einen Ressortchef vorstellt, statt vom Fach von der Branche spricht, statt des Lederköpers Covertcoat vorlegt? Das deutsche Volk hat es in dem Kriege bewiesen, daß es die Vertreibung der fremden Eindringlinge wünscht. Im Grunde wünschen das die Anzeigenden auch; sie sind ja alle vaterländisch gesinnte und wohlmeinende Leute. Was ist also der Grund? Der Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter läßt auf mangelhafte Beherrschung der eigenen Muttersprache oder auf Bequemlichkeit schließen. Ein geschmackvolles, möglichst fremdwortreines Deutsch ist heute die wirksamste Geschäftsempfehlung. Darum möge jeder, der etwas in die Zeitung zu setzen hat, in seinen Anzeigen sich gut deutsch ausdrücken.

Tesch (Köln).

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Jankes Verlag. Beide Adressen: Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Inhalt des Heftes 36: Treibholz. Roman von H. Schobert. — Stärker als Liebe. Roman von Arthur Achleitner. — **Beiblatt:** Pfingsten. Gedicht von Hellmuth Unger. — Deutsche Frühlingsbräuche am Himmelfahrtstage. Von A. M. Witte. — Das alte Landhaus. Gedicht von Clara Voigt. — Geisterspuk. Skizze von Wolfgang Kemter. — Abschied. Gedicht von Alfred Richard Mayer. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 3. Juni 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 37

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode).

2. Fortsetzung.

„Wissen Sie was, Lu, ich geb' Ihnen ein Antipyrinpulver, und Sie legen sich bis um Sechs wieder zu Bett. Vielleicht haben Sie sich gestern abend auch noch zu der Aufregung verkühlt. Da hilft Bettwärme am besten. — — Und nur nicht heulen, Lu! — Die Augen sind das Schönste an Ihnen, die müssen glänzen."

Dankbar schluckte Lu das Pulver und ließ sich zur Ruhe bringen. Wie zerschlagen fühlte sie sich und totunglücklich dazu.

Treibholz — das Wort, der Begriff wollte nicht mehr aus ihrem Hirn. Hatte der Prinz nicht Recht? — Auch Mitzi und ihre ganze Familie war dann solch Treibholz. — Wenn einmal ein Engagement fehlte, lagen sie zerschmettert im Grunde. Die paar Klavierstunden, die der gelähmte Adolf geben konnte, fielen nicht schwer in das Gewicht.

Und trotzdem waren sie froh und glücklich, weil das Wasser sie noch sanft und schaukelnd trug. — —

Auch Adolfs Gedanken beschäftigten sich mit Lu.

„Ob sie jemals zufrieden sein wird unter euch, die Kleine? — Ich glaube es nicht", sagte er zu seiner zurückkehrenden Frau. Die ist so anders! — Etwas Schwerblütiges liegt in ihr, neben allem Lebensdurst. Das gibt immer etwas Halbes."

„Du mein Gott! Sie ist ein Narr." Mitzi räumte den Tisch ab. „Sie wird sich halt gewöhnen, wie wir alle! Mit der Zeit kommt das schon. — Daß sie keinen Tropfen Künstlerblut in sich hat, wird sie vielleicht gestern abend schon gemerkt haben. Sie war ja auch ein kleines Scheusal. Das ist der letzte Fetzen Aristokratenblut. . .

Vielleicht kriegt sie auch wirklich noch einen Prinzen. Ich — du weißt — ich war immer eine Ente im kleinen Teich."

„Ja, eine liebe, kleine, gute, Entenmutter!" Er küßte sie. „Nimm dich nur weiter der Kleinen an, ich glaube sie braucht es nötig." —

* * *

Die Nelda hatte ihren grauen Tag. Dann ging sie mit offenem Haar, das voll und farbecht war, — trotz des rotgoldenen Scheines, in ihrer kleinen sehr hübsch eingerichteten Wohnung umher, rauchte maßlos viel Zigaretten und haderte mit Gott und der Welt.

An solchen Tagen lag sie innerlich ganz tief am Boden, — Welt und Menschen boten ihr keinen Lichtstrahl, sie ersehnte den Tod und pfiff auf alles was die Gegenwart ihr Gutes gegeben.

Falkner kannte diese Gemütszustände seiner Freundin bereits zur Genüge.

Zuerst hatten sie ihn tief erschreckt, — er war totunglücklich gewesen, darin eine Strafe des Himmels für seine Abtrünnigkeit gesehen und also bereit, jede Buße dafür auf sich zu nehmen. Allmählich aber hatte er sich daran gewöhnt, wenngleich sie ihn noch immer mit tiefem Kummer erfüllten.

Die Nelda saß jetzt in einem tiefen Sessel, das Haupt zurückgeworfen, so daß die schimmernde Haarflut sich breit über die Lehne ergoß. Mit halbgeschlossenen Augen starrte

Digitized by Google

sie in die Ferne, ihre Hände hingen schlaff über die Seitenlehnen, und zwischen zwei Fingern der Rechten glomm eine Zigarette in den letzten Zügen. Neben ihr auf einem niedrigen Taburett kauerte Lukas Falkner und starrte sie verzückt an.

Er liebte diese reife Frau — das erste Weib auf seinem Lebenswege — mit der Glut seiner Jünglingsjahre und mit dem ganzen Idealismus seines weltabgekehrten bisherigen Lebens. Willig hätte er sich für sie martern und töten lassen. Die ganze Ekstase seiner asketischen Jünglingszeit brannte in den Augen, die er unentwegt auf sie gerichtet hielt.

„Sieh mich nicht so an Lukas," sagte sie mit halber Stimme, „heute bin ich zu alt für dich, — heute könnte ich deine Mutter sein."

Statt aller Antwort küßte er ihre feinen, schlanken Finger.

„Heute bereue ich es tief, dich aus deinem Kloster gerissen zu haben."

„Aber gestern nicht, — und morgen auch nicht, Gret!... Ich kann mir kein Leben ohne dich mehr denken!"

„Und wenn es doch so käme, — Kind?" —

„Dann stürbe ich!"

„Oder du rettest dich in Verachtung für mich hinein... Das ist ein probates Heilmittel, Lukas; vergiß es nicht." Wußte sie, daß sie nur posierte? — Für dieses große Kind war das allerdings überflüssig, denn es nahm jedes Wort auf Treu und Glauben hin.

Aber sie konnte nicht anders, die Nelda, es lag mal in ihr. Ein Teil ihrer Stimmungen war auch echt.

„Wie oft bedauere ich, daß damals die Kugel nicht besser getroffen hat," fuhr sie fort und legte die Hand auf die Herzgegend, in der sich eine tiefe Narbe befand. „Einen Zoll weiter nach links — sagten die Ärzte — und auf der Welt hätte es keine Nelda je gegeben! Willst du die Narbe fühlen, Lukas?"

Er schauderte.

„Nein! — Nein! — Dann hätte ich dich ja nicht gefunden."

Sein Haupt lehnte sich an ihr Knie, er hatte die Augen voll Tränen.

„War es ein Glück für dich, Lukas? ?— Das frage ich mich manchmal, und dann habe ich Gewissensbisse."

„So etwas darfst du nie sagen, Gret!" — Er zitterte von Kopf bis zu Fuß. „Was auch kommen mag, es ist nichts schwer genug als Preis für das Glück, das du mir gegeben."

Sie lächelte ein wenig.

„Gut, Lukas, das soll mir ein Trost sein. Dann gestehe es nur, ich habe dir viel genommen."

„Das hast du, Gret! — Meinen Glauben, mein Ich, meine Selbstachtung, — ich — lebe von dir."

„Tor! Wägt man denn Groschen und Taler, wenn es sich darum handelt Menschenwerte einzutauschen?"

„Ich fühle, daß sie mich verachten, deine Kollegen und Kolleginnen," sagte er rauh. „Ich bin deine gekaufte Sache, die sich nicht rühren darf ohne deine Erlaubnis."

Er zitterte heftiger vor quälenden Erinnerungen.

„Sie beneiden dich."

„Nein, o nein! Ich lese etwas anderes aus ihren Mienen."

„Bist du so ehrsüchtig, Lukas? Auf einmal hast du Gefühle, die du früher nicht kanntest."

„Ich kannte manches nicht."

„Wer hat dich aufgeklärt?"

„Keiner! Ich fühle es eben, und das ist genug."

„Bubi — Bubi!" sagte sie leicht schmollend, nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn auf den jungen frischen Mund. „Warum quälst du mich grade heut mit deinen falschen Empfindungen!"

Nach einer kleinen Pause fügte sie ernst hinzu: „Heute ist der Todestag meines einzigen Kindes, — heute mußt du stille sein." —

Und er war es. Schweigend legte er das kleine Buch, das er bisher in der Hand gehalten und das sein neuestes Gedicht, „Ein Traum" enthielt, bei Seite. Er hatte es ihr vorlesen wollen, sich auf diesen Augenblick gefreut; nun schien es ihm nicht mehr der richtige Zeitpunkt zu sein, und er verschob es auf später. Gerade nach solchen Tagen pflegte als Reaktion eine doppelte Lebensgier bei der Nelda zu erwachen.

Er verstand sie vielfach gar nicht. Wie ein Buch mit sieben Siegeln lag ihre Vergangenheit, ihr Innenleben vor ihm, und keine Frage hatte sie bisher veranlassen können,

Digitized by Google

von sich zu sprechen. Kein Flehen seinerseits vermochte sie, den Schleier zu lüften, der sie ihm verbarg. Nur einige äußere Geschehnisse kannte er aus ihrem Leben. Daß sie aus ihrer Ehe ein Kind gehabt und verloren, daß sie die Narbe einer Schußwunde von eigener Hand unter dem Herzen trug, und daß sie Vermögen besaß.

Aber das genügte ihm nicht.

Wäre er eine weniger komplizierte Natur gewesen, oder hätte er selber über einen Schatz reicher Lebenserfahrungen verfügt, hätte er sich damit abfinden können, so aber, in seiner aufgewühlten, noch ganz im Dunkeln tappenden Seele wurde er gequält und verbittert — auch gegen sie! —

Dazu hatte er das dumpfe Empfinden, das in ihm wühlte, daß er kein Geld, keinen Unterhalt von einer Frau annehmen dürfe, selbst wenn sie hoch über ihm stand, daß ihn das in den Augen anderer herabwürdigte, wenn auch die Nelda selbst darüber lachte und ihn einen Phantasten schalt.

Das Leben, nach dem er sich hinter Klostermauern fast verzehrt hatte, erschien ihm jetzt bedenklich, fast bedrohlich. Es half nichts, daß er zuweilen sich in heißer Sehnsucht nach dem Beichtstuhl und seinen Tröstungen verzehrte! Nie würde er zurückkehren können! Nie! — Die Verdammnis in härtester Form schwebte ja über ihm, und vor allem das Gebot — dann die Nelda lassen zu müssen.

Das schien ihm unmöglich. —

Lieber im ewigen Feuer brennen als das! — Lieber .... da aber stockten seine Gedanken .. Und er preßte im Geheimen seine Nägel in das Fleisch bis es blutete, zerraufte sein Haar, rutschte seine Knie wund im Gebet. Dann fühlte er sich im Fegefeuer. . . Und dann entstanden die seltsamen Gedichte, die der Nelda jedesmal einen Schauer der Erschütterung über den Leib jagten.

„Zeige her," sagte sie jetzt plötzlich und streckte die Hand nach seinem Buche aus. Er aber zog es widerstrebend zurück.

„Ein anderes Mal!"

Es verdroß ihn, daß sie keinen Blick, kein Verständnis für seine seelischen Qualen hatte, die ihm doch deutlich genug auf dem Gesicht standen. Nur für sein Talent hatte sie Interesse, damit schien für sie der Mann erschöpft, der so schwer an ihrer Seite rang.

Er war froh als es jetzt klingelte und das Mädchen eine Karte brachte.

„Ach — Benzberg!" sagte sie und sah mit Staunen, daß Lukas lautlos verschwunden war.

„Ich lasse bitten."

Sie ging dem Ankommenden bis zur Tür entgegen und reichte ihm die Hand. Mit einer raschen Bewegung warf sie das lose Haar zurück.

„Ohne Umstände", sagte sie lächelnd. „Aber was ist Ihnen denn, lieber Freund, Sie sehen elend aus."

Die Nelda hatte recht. Seine Gestalt erschien noch schmaler und gebeugter als sonst, das Gesicht war bleich, die Augen unruhig flackernd.

„Ich glaube ich bin auch recht elend", entgegnete er. Dann sah er sich scheu um. — Sie waren allein, das ließ ihn aufatmen.

Die Nelda sah ihn prüfend an.

„Trinken Sie eine Tasse warmen Tee mit mir, das wird Ihnen bei dem greulichen Wetter gut tun. Sie sollten jemand haben, der sich um Sie kümmert, Bensberg; das wäre Ihnen dringend Not, denn der ewige Husten, — und allabendlich das rauchige Lokal, dazu keinerlei Pflege . . ."

Er wehrte ab.

„Das ist es nicht, Nelda. Was mache ich mir schon aus dem bißchen Husten! Und Pflege habe ich nie gebraucht. Im Kadettenkorps hat man sich dergleichen abgewöhnt, glauben Sie mir. — Nein, — mich quält etwas anderes. . . Sorgen!"

Er saß ihr jetzt zusammengesunken gegenüber und stützte den Kopf in die Hand. Nervös zerkrümelten seine Finger die angezündete Zigarette.

„Lassen Sie sich doch nicht auslachen, Bensberg! Alle Abend ist der Saal ja bis zum letzten Platz gefüllt."

„Der Saal faßt knapp fünfhundert Personen, — davon gehen die Freibillette ab, da ist die zahlende Menschheit denn nicht allzu groß. Was verschlingt aber die Miete, die Beleuchtung, die horrenden Gagen! Der Kysani ist ohnehin wie ein Blutegel; ewig braucht er Vorschuß! Ich begreife gar nicht, was er damit macht. —

Digitized by Google

Er zieht mich rein aus, Nelda, für mich bleibt nur das knappste zum Leben übrig. Hätte ich nicht noch meine schmale Leutnantspension, — ich könnte buchstäblich verhungern."

Die Nelda legte ihre Hand auf seinen Arm, tiefes Mitleid stand in ihrem schönen Gesichte. Sie hatte Verständnis für die Sorgen anderer.

„Lieber Freund, mir können Sie die Gage kürzen. . . Auf Halb, auf Ganz, — ich habe genug zum leben, auch so. . . Und Ihr Kabarett gibt mir schon dadurch eine Lebensmöglichkeit, daß es mich beschäftigt, mich von mir selbst abzieht. . . Seien Sie brav und reden Sie nicht mehr davon."

Er nickte ihr dankend zu.

„Sie sind gut, Nelda . . . die Beste von Allen, das wußte ich längst. . . Aber ich brauche auch bares Geld. . . Seit den zwei Monaten in denen ich das Kabarett hier halte, habe ich fünfhundert Mark Unterbilanz."

Er sah während seines Geständnisses nicht auf, hoffend sie würde ihn verstehen. Sie verstand auch.

„Ich will sie Ihnen geben, Benzberg! — Dies eine Mal — wohlverstanden, denn eine Millionärin bin ich nicht. — Auf irgendeine Weise müssen wir also Abhilfe schaffen."

Sie stützte die Ellenbogen auf die Knie, den Kopf in die Hände und sah vor sich nieder. Er beobachtete sie. Der brennende Wunsch sprang in ihm auf, immer einen so verständigen, mitsorgenden Lebenskameraden neben sich zu haben. Ganz heiß stieg es ihm in das Gesicht.

„Gret," sagte er halblaut, „könnten Sie sich nicht entschließen, meine Frau zu werden? Auf den Knien würde ich es Ihnen danken."

Sie sah überrascht auf, dann schüttelte sie leicht den Kopf.

„Lieber Benzberg, ich habe genug von der Ehe und bin so durchtränkt von Menschenverachtung, daß ich mich zu keiner bürgerlichen Institution mehr aufschwingen kann. — Mein Freund sollen Sie bleiben, Justus — aber nicht mehr. Glauben Sie mir, es ist das beste was ich geben kann. Schlagen Sie ein!"

Sie hielt ihm die lange, schlanke Hand hin. Er zog sie an die Lippen, aber in seinen Augen lag ein trüber Schein.

„Sie ahnen gar nicht, Gret, was ich manchmal für eine Sehnsucht nach etwas Liebe, Güte und Teilnahme habe! — Es mag unmännlich sein — meinetwegen! Trotzdem gestehe ich es ein; und legale Bande sind doch immer die festesten."

Sie nickte.

„Ich verstehe Sie vollkommen, weiß auch daß Sie etwas weich sind, obgleich Sie bei Ihrer Arbeitslast kaum Zeit haben Gefühlen nachzuhängen."

„Gret," sagte er noch einmal in fast bettelndem Ton, überlegen Sie es! Weil Ihre erste Ehe unglücklich ausging, braucht die zweite doch nicht ebenso zu werden. — Ich würde Sie auf Händen tragen."

Sie lachte schrill.

„Das sagte der andere auch, — damals! Und ich war jung und glaubte es! Was nachher kam . . . ach Benzberg, seien Sie barmherzig und lassen Sie mich schweigen. — In den Augen der Welt war natürlich ich allein die Schuldige. — Wann wäre das nicht so!" —

„Und wie sind Sie jetzt zu Falkner gekommen?" Schmerzliche Eifersucht regte sich in ihm.

Sie deckte die Hand über die Augen.

„Bitte fragen Sie auch darnach nicht. Wir sahen uns und — und . . . Ja es war wirklich sehr romantisch und glühend, und ich brauchte eine Sensation um nicht ganz trübsinnig zu werden. — Die bot er mir. — Ich war wirklich allein die Schuldige."

„Sind Sie seiner noch nicht müde, Gret?"

„Gott bewahre! Ich habe ihn lieb. . . Es ist mir, als wäre Jugend und Reinheit mit ihm zu mir zurückgekehrt. Solch Gefühl gibt man nicht leicht auf. — Und dann, Justus — er vergöttert mich."

„Und ich, Gret? — Was tat ich nicht?"

„Sie wären ein reifer Mann, durch hundert Wasser, durch tausend Feuer geschliffen und geglüht. Das ist etwas anderes, lieber Benzberg. Man mag dann friedlich miteinander leben, aber der Hauch des Traumes fehlt, dafür herrscht Vernunft und Arbeit.

„Ach," erwiderte er unbehaglich, „Arbeit ist doch nicht alles! Und meine Arbeit freut mich nicht immer. — Ich will etwas Wärme, etwas Freude in meinem Dasein haben. Weiche Hände, die sich mir entgegenstrecken, wenn ich

Digitized by Google

matt heimkomme — eine Trösterin — eine Frau."

Die Nelda sah ihn nachdenklich an.

„Zu alledem brauchen Sie keine Frau ... Sie mögen mich wohl recht gern haben, Benzberg, aber lieben tun Sie mich nicht. — Ich aber muß Liebe haben — große, gewaltige, in der ich mich verlieren kann. . . Versuchen Sie es doch mit der Dorsay! Die ist noch jung, die können Sie sich am Ende ziehen. Und die steht dem Leben noch vollständig naiv gegenüber."

Er blickte ihr nachdenklich in das Gesicht, nur seine Lider zuckten nervös.

„Sie ist zu jung für mich!"

„Aber Sie imponieren ihr, weil Sie der Direktor vom Ganzen sind."

Er lächelte müde.

„So ein schönes Mädchen! — Nein, das macht größere Ansprüche ans Leben als ich zu geben im Stande bin. Wenn da nicht Verstand und eine gewisse Resignation mitsprechen, ist die Sache aussichtslos." —

„Finden Sie die Dorsay nicht auch schön, Nelda?"

„Ja, das finde ich. Sehr sogar; Herrengeschmack. — Mich wundert nur, daß sie noch keinen gefunden hat. Jedesmal wenn ich sie sehe, fällt mir ihr verführerischer Typ auf."

„Na also!"

Er seufzte, aber ihr schönes Gesicht stand deutlich vor ihm, die feinen, leicht vibrierenden Nasenflügel, das schmale Oval des blassen Gesichtes, die feurigen schwarzen Augen, und das schwere schwarze Haar, aus dem sich eine Locke immer hervordrängte. Ihm wurde wärmer um das Herz.

„Esel!" sagte er gleich darauf zu sich selber, ganz im Geheimen. —

Die Nelda hatte inzwischen das Buch aufgenommen, das Falkner vorhin liegen gelassen. Sie blätterte die letzten Seiten auf und überflog hastig die Verse. Ihre Wangen röteten sich.

„Hören Sie, Benzberg, ich glaube in dem Falkner steckt viel. Lesen Sie einmal. Bis jetzt sprach ich seine Sachen, wie wäre es, wenn er selbst sie vortrüge? Erstens wäre es gerecht, — zweitens hätte er dann nicht mehr das drückende Gefühl von mir abzuhängen, denn eine kleine Gage müssen Sie ihm dann geben, — wäre es auch aus meinen Mitteln. Hauptsache, daß er nichts erfährt."

Benzberg nickte.

„Wie zartfühlend Sie sind, Nelda, wenn Ihr Herz im Spiel ist! Aber das will ich gern tun. Bilden Sie nur erst seinen Vortrag, — sonst schadet er sich." Wissen Sie was mir fehlt? — Eine Attraktion — ein Stern, — irgend etwas, wovon die Leute reden, so daß ich das Eintrittsgeld erhöhen könnte. Mit Ausnahme von Ihnen und Kysani ist doch alles nur zweiten Ranges. Selbst die Schönheit der Dorsay reicht dazu nicht aus — ist keine Kunst. Und dann möchte ich den Heiner und den Heliogabal los sein. Wissen Sie, Nelda, wenn man ein anständiger Kerl ist, aus guter Familie stammt, wie ich — dann geht einem so manches gegen den Strich. Man kann nicht dagegen an. Könnte ich rücksichtloser nur auf Verdienst bedacht sein, würde das Unternehmen besser gehen. Trotzdem habe ich aber dem Agenten Seligmann schon Auftrag gegeben.

Die Nelda nickte.

„Sagen Sie mal, Benzberg, Sie waren doch Offizier. Wie kamen Sie eigentlich dazu, den Dienst zu quittieren? Und wie kamen gerade Sie dazu, Direktor eines Kabaretts zu werden? Ich wollte Sie schon immer einmal danach fragen."

Benzberg stand auf und ging, die Hände in den Hosentaschen, im Zimmer auf und ab. Sie folgte mit ihren Blicken seiner Gestalt, die schmal und vornehm, aber durch die gebeugte Haltung schwächlich und ungesund wirkte.

Da er schwieg, sagte sie ruhig:

„Sie dürfen auch darüber schweigen, — so war es nicht gemeint, Justus. — Nur weil Sie mir vorher Ihre Hand antrugen, — mir — der Nelda — fragte ich."

Er schwieg noch eine Weile. Seine Züge sahen ernst, fast traurig aus. Die schwelende Zigarette hielt er jetzt zwischen zwei Fingern, ohne weiter zu rauchen.

„Das alte Lied", begann er endlich.

„Warum soll ich es Ihnen nicht erzählen. Es gibt ja viele Menschen ohne Rückgrat — ohne Widerstandskraft, die immer zu den Verhältnissen in eine Art Hörigkeit geraten. Zu

Digitized by Google

denen gehöre leider auch ich. Ich wußte genau, daß ich nicht spielen durfte — hatte es auch meinen Eltern in die Hand gelobt . . . trotzdem zogen mich die Kameraden an den Spieltisch. — Ich klage deshalb keinen an, — schließlich muß man ja für sich selber einstehen, aber .. na ja .. ich spielte also, spielte oft und mit Pech. — Zu einer gewissen Entschuldigung mag ja wohl das gottvergessene kleine Grenznest dienen, in dem es ordentlich nach Langeweile roch. — Einmal bezahlte mein Vater meine Spielschulden, das zweitemal war er nicht mehr dazu in der Lage, — ich bekam meinen Abschied . . . daß mir die Pension als Oberleutnant blieb, war eigentlich ein Stück Gnade unseres Obersten. Als Adjutant war ich einmal mit dem Pferde gestürzt, buchstäblich auf den Kopf gefallen und hatte mir eine Gehirnerschütterung geholt, — daher die Milde. So brauche ich wenigstens nicht gerade zu verhungern, denn meine Eltern sind tot, und Vermögen war keins da. Ich war, Gottlob, ihr einziges Kind.

Zufällig fand ich einmal Fühlung mit der Boheme; sie gefiel mir, — sie riß mich auf. — Ich gab schließlich dem Drängen einiger Heißsporne nach und gründete vor drei Jahren dies Kabarett. Mein Gott, was einem Freiherrn von Wohlzogen zur Ehre gereichte, konnte mich doch nicht diskreditieren. — Ich habe ja auch manche vergnügte Stunde gehabt, undankbar will ich nicht sein. — Aber jetzt — jetzt habe ich es herzlich satt. Ich möchte Ruhe und Frieden und ein wenig Pflege für meine Person haben; — ja, das möchte ich!"

Er hustete hohl.

„Ewig bin ich erkältet!" schloß er ärgerlich, „und das verräucherte Lokal fällt mir jeden Abend mehr auf die Lunge." Er sah trübe vor sich hin, — dann wandte er sich hastig zu der Nelda.

„Aber, Gret nicht allein deshalb warb ich um Sie, — das dürfen Sie nicht glauben. Ich schätze Sie sehr. — Sie sind eben Dame, trotz Ihrer Entgleisungen, — ja ich habe Sie sogar lieb, und ich hätte gern meinen Lebensweg mit dem Ihrigen vereinigt. Ich glaube Sie können sogar stützen."

Er warf die Zigarette in den Aschbecher, den Rest zerkrümelnd. Grell traf ihn das Licht über dem Tisch. — Ja, er sah elend aus; die Nelda erschrak.

„Vorhin wollten Sie es nicht Wort haben," erinnerte sie ihn, „jetzt sagen Sie es selber. — Ich will Ihnen ja gern eine aufrichtige, treue Freundin sein; kommen Sie nur immer zu mir, wenn es irgendwo hapert. Ich kenne auch die schwärzesten Seiten des Lebens. . . Und nun noch eine Tasse Tee?"

Er warf sich in den vorhin verlassenen Sessel.

„Danke sehr. Mein Magen verträgt nicht mehr viel. Am wohlsten hat mir das Plauderstündchen mit Ihnen getan, Nelda; nun gehe ich nach Hause und ruhe noch etwas."

Die Gret stand auch gleich auf und schüttelte das schöne, weiche Haar in den Nacken. Sie sah wundervoll aus.

Bis an die Korridortüre geleitete sie ihren Gast. Ein wenig mütterlich, ein wenig zerstreut, weil sie an Lukas dachte, der nun so lange einsam gesessen hatte. Als sie zurückkehrte, stand er mit finsterer Stirn, die Lippen so fest zusammengepreßt, daß sie einen bläulichen Schein hatten, mitten im Zimmer. Er atmete stürmisch.

„Das ertrage ich nicht!" stöhnte er heiser. „Das ertrage ich nicht! — Er will dich heiraten, und du sagst mir, daß du mich liebst!"

„Was hat denn das damit zu tun, Närrchen," lächelte sie. „Das sind doch zwei ganz verschiedene Dinge! — Aber wenn du gehorcht hast, wirst du auch gehört haben, daß ich ihn abwies."

„Ja, ich habe gehorcht!" keuchte er außer sich. „Ganz dicht habe ich mit dem Ohr an der Tür gelegen, — und hättest du ja gesagt, — hättest du ihn geküßt . . . Herrgott, — ich hätte ihn ermordet."

Sie strich ihm mit der Hand über den Arm.

„Beides tut man nicht mein Junge! . . . Man läßt klügere Leute für sich handeln."

Er griff sich an den Kopf.

„Herr mein Gott!" murmelte er noch einmal dumpf, — dann fiel er vor der Nelda auf die Knie.

„Rette mich vor mir selber, Gret!" flehte erstickt. „Ich weiß nicht, was das in mir ist, — aber ich leide so sehr!"

Digitized by Google

Er umschlang sie und drückte seine Stirn in ihr Gewand.

„Eifersucht ist das!" Sie setzte sich und zog ihn neben sich. „Aber dazu hast du noch gar keinen Grund."

„Noch?" — Er starrte sie entgeistert an. „Es könnte also einmal so kommen, daß ein anderer dir lieber sein würde als ich?"

Sie nahm seine Hände leicht in die ihrigen.

„Vielleicht kommt einmal jemand, dem ich stiller Weggenosse werden könnte, wenn — dein Traum ausgeträumt ist, Bubi!"

„Nenne mich nicht mehr so!" fuhr er mit gefalteter Stirn auf. „Ich bin kein Junge mehr, mit dem man machen kann was man will. Und — ich liebe dich so sehr! . . . Liebst du mich auch, Gret?"

„Ja, ich liebe dich! — Obgleich ich weiß, daß diese Liebe mir ein Golgatha werden kann."

„Nein! Nein!" schrie er aufspringend. „Wie kannst du so etwas sagen, — so etwas denken! Mein letzter Atemzug wird dir noch ebenso gehören wie in dieser Stunde. Ich bete dich an, Gret! — Solch starkes Gefühl kann nie — nie sterben."

Sie sah ihn selig an. Seine überschäumende Jugend riß alle Schranken, alle Hemmnisse mit sich fort. . . So wollte sie geliebt sein, — um zu vergessen." —

„Du hast dich vorhin über deine Stellung bei uns beklagt," begann sie dann, „Benzberg ist bereit, dich zu engagieren. Damit ist deinem Stolz dann wohl Genüge geschehen. — Nicht ich mehr, du selbst sollst von jetzt ab deine Gedichte vortragen, und er zahlt dir auch Gage, weil das was du schaffst, gut ist. — Morgen beginnen wir mit Rezitationsunterricht."

„Gret! Gret!" schrie er selig und erstickte sie fast mit seinen Küssen. „Mein erster Schritt in das Leben!"

„An das ich dich verlieren werde," sagte sie resigniert, und ihre Augen feuchteten sich. „Das ist der Weltlauf. — Küsse mich noch einmal Lukas,"

Sie wollte so gern seinen heißen Schwüren glauben, — aber — sie kannte das erbarmungslose Leben.

* * *

Benja Kysani lag in seinem eleganten Schlafzimmer, in seidenen Kissen auf dem Bauch, — in absoluter Besinnungslosigkeit.

Ein Dunst von Alkohol verpestete die Luft, geleerte Flaschen lagen auf dem Smyrnateppich und zwischen den seidenen Kissen. Über seine Lippen kam ab und zu ein dumpfes Röcheln. Vor dem Bett standen die Pia und seine Wirtin — die Dudinski, eifrig bemüht, ihn ins Bewußtsein zurück zu rufen.

Mit nassen Handtüchern rieben sie ihm das Genick und die Pulse; dazwischen sprachen sie eifrig miteinander.

„Es ist ein Elend!" sagte die Dudinski in weinerlichem Tone. „Wenn man bedenkt, so jung noch, und manchmal solche Seele von Mann — und dann zu der nämlichen Zeit immer das Nämliche."

„Meinetwegen könnte er ja schlafen so lange er möchte," meinte die Pia, bei der allmählich der Zorn hochkochte, „aber das Kabarett fängt um acht Uhr an, und jetzt ist es sechs. Der Benzberg schmeißt ihn ja raus, wenn er wieder fehlt. Was dann?"

Sie wischte sich die feuchte Stirn und sah auf den Stöhnenden. Dann packte sie plötzlich die Wut der unbeherrschten Proletin. Mit beiden Händen fuhr sie in sein seidenweiches, üppiges Haar und riß mit aller Kraft daran.

Ohne die Augen zu öffnen, taumelte Kysani hoch, ballte die Faust und schlug mit seiner Bärenkraft zu, ohne darauf zu achten, wohin der Hieb fiel.

Er traf die Pia mit voller Wucht auf die Schulter; sie stieß einen Schrei aus und knickte zusammen, aber schweigend, nur mit schmerzverzerrtem Gesicht rieb sie dann die Stelle.

Grunzend war der Betrunkene in seine frühere Lage zurückgefallen ohne völlig zum Bewußtsein gekommen zu sein. —

„Na, nun kommen Sie man, Fräulein Pia," sagte die Dudinski beruhigend, „nun hilft es doch nichts mehr."

Machen wir uns in der Küche einen schönen Kaffee. Das stärkt!"

Die Pia folgte stöhnend der dicken schlampigen Frau, von der sie wußte, daß sie es mit jedermann gut meinte.

Sie hockte dann in der mollig warmen Küche und rieb fortgesetzt ihre schmerzende

Digitized by Google

Schulter — aber ohne irgendwie gekränkt zu sein. Die Dudinski warf ihr vom Herde einen sorgenden Blick zu.

„Gott, Fräulein Piachen," begann sie nach einer Pause, „Sie werden das doch nicht schwer nehmen? So ein vernünftiges Mädchen wie Sie? — Im Trunk taugen die Männer alle nichts — na, und sonst auch, — ich kenne mich doch aus! Ich habe doch dreie gehabt. —

„Gut, daß es nur hierher getroffen hat und nicht in das Gesicht", sagte die Pia und entblößte ihre Schulter. „Das wird doch blau und grün werden." — Nun kann ich vierzehn Tage mit einem Schal ausgehen. — Kräfte hat der Mann!! Unglaublich."

Die Dudinski schmunzelte.

„Ja, das muß man sagen! Für Dreie! Das wäre ein tüchtiger Möbelträger geworden! So kann er die Kräfte gar nicht recht verwerten und es steigt ihm dann zu Kopf — bis er irgendwo hinhaut. Wohin ist ihm egal. Aber Sie haben ihn doch lieb, Fräulein Piachen, und am Ende heiratet er Sie auch noch. — Möchten Sie nicht, Fräulein Piachen?"

„Natürlich möcht' ich! Aber dem stellen sie ja Fallen! Oh! Die feinsten Damen. — Er macht sich aber nicht viel aus Weibern."

„Das weiß ich doch am Besten", schmunzelte die Dudinski. „Wenn ich so morgens die Briefchen reintrage — oft einen Haufen, — finde ich sie nachher meist im Papierkorb wieder. Nee, Fräulein Piachen — Ihnen kann keine! — Soll ich die Schulter kühlen? Mein einer Seliger verhaute mich auch immer wenn er besoffen war."

Aber Pia wehrte ab, obgleich die Stelle wie Höllenfeuer brannte. Sie schwatzte aber doch noch ein Stündchen mit der Alten, stippte eine Schrippe in den Kaffee und fühlte sich sehr zu Hause. Die Dudinski dachte nicht daran, ihr Verhältnis zu Kysani, die Mißhandlungen und Demütigungen die sie ohne Widerstand erlitt, ihr anzukreiden, sie etwa deshalb zu verachten. Sie sah, im Gegenteil, ein vernünftiges Mädchen in ihr, das sich dem Leben anpaßte ohne große Gefühle, und dies durch ihr Festhalten an Kysani bewährte. Daß sie trotzdem viele Sünden nebenher beging, schien ihr ganz gleichgültig, ja erlaubt; ihre Moral war auch nicht anders geartet. Und wenn die Pia ab und zu Faustschläge bekam, war das auch nicht weiter wichtig. Sie hatte es immer noch besser darin als manche arme Ehefrau, die sich das auch gefallen lassen mußte, aber nicht einmal davonlaufen konnte, wie dieses freie Mädchen, das nur ihre Zuneigung für den Mann festhielt.

Die Dudinski nahm eben die Welt die sie kannte, wie sie war, nicht wie sie sein sollte, und damit kam sie prächtig durch das Leben. Seitdem Benja Kysani bei ihr wohnte, kannte sie keine Sorgen mehr, und die Pia hatte sie geradezu lieb. —

Aber die Stunde verrann, und Pia stand auf.

„Wenn Sie ihn hoch kriegen, Mutter Dudinski," sagte sie, in ihren eleganten Mantel schlüpfend, das sehr auffällige Barett auf das eigelbe Haar drückend — „bis neun Uhr muß er im Kabarett sein. . . Ich ziehe mich jetzt um. Für den Kaffee schönen Dank. Das nächste Mal bringe ich Kuchen mit. Adieu!"

„Ein schönes Mädchen!" dachte die Alte, ihr wohlgefällig nachsehend. Für die aufdringliche Sprache ihres großen tierischen Mundes fehlte ihr jedes Verständnis. —

„Heute wird der Benja wohl nicht kommen," sagte Pia eine Stunde später am Künstlertisch des Kabaretts und zog sorgsam den Schal um die Schultern, damit niemand die Schwellung und Rötung derselben sehen sollte. „Er hat wieder seine Zeit! — Da ist er nicht hoch zu bekommen." Die Nelda blickte betroffen auf. Sie wußte, was solch Ausfall für Benzberg bedeutete.

„Schade, wirklich schade um den Mann!" sagte sie. — Halb Grandseigneur — halb Zigeuner! Was hätte aus dem werden können ohne diesen unglückseligen Hang!"

Die Pia aber wehrte mürrisch ab:

„Lassen Sie doch jedem sein Vergnügen, Nelda. Ich weiß nicht, weshalb sich immer der eine um den andern kümmert." —

Die Nelda wandte sich ab. Mit der Pia mochte sie nicht anbinden, da zog die Gebildetere stets den kürzeren, daß wußte sie schon aus manchem vorausgegangenen Streite. Ihr tat es nur um Benzberg leid. —

Zu aller Erstaunen aber erschien Kysani kurz vor dem Zeitpunkt an dem er aufzutreten hatte

Digitized by Google

im Saale. Er sah sehr bleich und abgespannt aus.

„Sind sie bereit, Kysani?" fragte Benzberg und rieb sich nach seiner Gewohnheit nervös die Hände, wie stets wenn er aufgeregt war, oder sobald ein Mitglied fehlte, besonders der unverläßliche Kysani.

„. . . Den Klown zu machen", ergänzte der. — „Aber natürlich lieber Freund und Konferenzier, dazu bin ich ja da! — Das ist doch der Gipfel meiner Kunst, den ich jetzt endlich erklommen habe. — Weshalb sollte ich dieser unübertrefflichen Lebensaufgabe nicht nachkommen?! — Mit Wonne sage ich Ihnen." — Und langsam schlenderte er auf das Podium zu, ein spöttisches Lächeln um den Mund.

In dem Augenblick kam ein Saaldiener und rief Lu an den Fernsprecher. Ihr schoß das Blut heftig in das Gesicht, aber sofort stand sie auf, ohne sich an Mitzis neugierige Frage zu kehren.

So bald also dachte der Prinz an sie!

Blitzgleich schoß es ihr wieder durch den Kopf wie sich ihr Leben anders gestalten würde, wenn sie sich entschließen würde anzunehmen was man ihr wiederholt bot.

War ein Prinz nicht einer Ausnahme wert? Und ihre Sehnsucht nach Schönheit, Luxus und Wohlleben, die sie gefoltert hatte so lange sie denken konnte, — hier würde sie Befriedigung finden, war kein Unrecht mehr — nur etwas Gebotenes — Notwendiges. — Warum darbte und entsagte sie aus freien Stücken?

Die Versuchung war da — warum schwankte sie noch?

Während sie an den Fernsprecher ging, wurde sie sich ganz klar, daß auch noch eine andere Saite ihres Wesens da in Schwingungen geriet. Ein sich Aufbäumen ihrer Selbstachtung war es, vor einer Hingabe in der nur der Zwang regierte.

Sie kannte den Ekel, das Erniedrigtsein daraus, so genau! — Sie wollte nicht wieder — nein, sie wollte nicht!

Mit dem Entschluß trat sie an den Fernsprecher.

Eine fremde Stimme rief sie an, eine fremde Stimme sagte ihr, daß um zwölf Uhr ein Auto vor dem Ausgange halten werde, in das sie einsteigen solle, wenn sie Zeit habe, setzte aber sogleich hinzu: „Im Auftrage des Grafen Vossen."

Einen Augenblick sann Lu nach.

War es nicht bedenklich, so bald schon ein zweites Rendezvous zu gewähren? — Andererseits klopfte Eitelkeit und Versuchung mächtig in ihren Adern. — So entschloß sie sich zu einem nicht direkt bindenden Bescheide.

„Vielleicht! — Ich werde sehen!" —

Mit möglichst gleichgültigem Gesichtsausdruck ging sie an ihren Platz zurück. Aber die Neugier der Mitzi ließ sie kaum sich niedersetzen.

„Was haben Sie denn zu telephonieren, Lu? Was war es denn?"

In der Gefragten bäumte sich etwas auf, hochmütig blickten die schwarzen, funkelnden Augen. Selbst die Mitzi bekam einen kleinen Schreck und fühlte sich etwas in ihrer gönnerhaften Stellung erschüttert.

Ich hatte nur Angst, daß dem Adolfle etwas passiert sein könnte, und daß man Sie daher eher anrief als mich", entschuldigte sie sich. „Gehen Sie Kindl — machen Sie nicht so wüste Augen, das kleidet Sie gar nicht."

Lu setzte sich ohne zu antworten. Ihre persönlichen Angelegenheiten hier erörtern zu lassen, dazu fühlte sie keinerlei Neigung.

Die Pia warf sich breit über den Tisch.

„Ganz gescheit, Dorsay, daß Sie den Prinzen neulich so abfahren ließen", rief sie laut hinüber. „Ich weiß am besten wie es zugeht. Sagt man nein, sind sie in ihrer Eitelkeit gekränkt, die hohen Herren! Sagt man aber ja, zeigen sie uns beim nächsten Mal allerhöchste Mißachtung, besonders wenn sie etwas für uns geopfert haben. — Seien Sie gescheit, Dorsay, lassen Sie alles abfallen, was zu Ihnen kommt; es sei denn was solides. Leider sind das aber meist Hungerleider oder Scheusäler, mit denen auch nicht viel anzufangen ist, was einen dann auch nicht freut. — Ach, ich habe die ganze Geschichte dick bis an den Hals!"

Kimmerling tätschelte sie auf die geschwollene Schulter, und sie zuckte schmerzhaft zusammen.

„Kommt schon wieder, Pia — kommt schon wieder, der Geschmack", tröstete er sie väterlich. „Wer ist Ihnen denn wieder mal durchgebrannt?"

Sie wandte sich ärgerlich von ihm fort, ein häßliches Wort dabei murmelnd; und Lu empfand wieder den Schauer der Abneigung gegen

Digitized by Google

ihre Kollegen, der sie manchmal befiel. Noch immer stand sie im Leben an unrichtiger Stelle, das wußte sie genau. Nie würde ihr einer von diesen hier mehr sein können, als ein aufgezwungener Geschäftsgenosse, — fremd blieb sie unter ihnen — und sie empfand diese Vereinsamung fast als etwas, das ihrer Eitelkeit schmeichelte. —

* * *

Als die Künstler aus dem Lokal traten um sich nach Hause zu begeben, hielt vor dem Portal ein Mietsauto, das durchaus nichts auffälliges an sich hatte. Lu ging darauf zu und öffnete den Schlag; der Chauffeur beugte sich zu ihr und nannte den Namen des bekannten Hotels.

Sie nickte.

„Nanu, Dorjay — so großartig?" riefen ihr die verdutzt zurückbleibenden Kollegen nach. „Warum denn auf einmal?"

„Mein Fuß tut mir weh!" — Sie rief das über die Schulter zurück, und wieder empfanden sie alle den Eindruck von Hochmut und Abstand, den diese junge Kollegin häufig um sich zu verbreiten wußte, während sie sonst eigentlich ein guter Kerl war, mit dem sich leben ließ, wenn sie sich auch ängstlich von jeder näheren Bekanntschaft mit den männlichen Kollegen zurückhielt und keinen Gefallen an Klatsch und Tratsch der weiblichen Mitglieder fand.

Heute abend durchpulste sie eine quellende Fröhlichkeit. Es war ihr gelungen die Spürenden hinter das Licht zu führen, und sie freute sich auf denjenigen, der sie erwartete. Ihm fühlte sie sich näherstehend als den anderen.

Hastig schlüpfte sie an dem Portier vorüber, dem führenden Kellner nach und legte mit roten Wangen und blitzenden Augen ihre Hand in die des Prinzen.

„Da bin ich."

Prinz Egmont zog ihre Finger an seine Lippen.

„Dank Ihnen, kleine Lu! — Ich habe so viel an Sie denken müssen, daß mir darüber ganz unheimlich zumute geworden ist. — Und da ich einer Jagdeinladung auf etwa vierzehn Tage folgen muß, wünschte ich sehr, Sie vorher noch einmal zu sprechen."

„Sie gehen fort, Graf Vossen?"

Die Enttäuschung darüber malte sich deutlich auf ihrem pikanten Gesicht, und eine stille Hoffnung sank in ihr zusammen.

Er preßte ihre Hand fester.

„Ich komme ja wieder", flüsterte er heiß, und in seinen Augen glomm ein flackernder Funke auf.

„Wenn auch!" Sie war ganz traurig geworden. Was die Pia vorhin gesagt hatte fiel ihr schwer aufs Herz.

„Für diesen Kummer bin ich Ihnen dankbar. Aber jetzt, — jetzt wollen wir noch nicht an Trennung denken."

Seine Hand lag auf der ihren, sie war so vornehm kühl und gepflegt. Es schien Lu als zöge die Berührung sie empor. Unberührt ließ sie Messer und Gabel.

„Essen Sie schnell, Lu", mahnte er. „Heute Abend ist meine Zeit beschränkt, und ich möchte nachher noch ein kleines Plauderstündchen mit Ihnen haben."

Sie sah ihn erschrocken an.

Er lachte. „Keine Angst. — Ich fahre direkt von hier zur Bahn."

Jetzt sah sie erst, daß er im Reiseanzug war, und ein Stein fiel ihr vom Herzen.

„Ich sehe Ihnen zu," sagte er, als sie zu essen begann, lassen Sie es sich schmecken."

„Und Sie Graf! Warum essen Sie nicht?"

„Ich habe mein Souper schon hinter mir, kleine Lu! — Zwar ein sehr opulentes, vornehmes Souper mit lauter hohen Herren, aber voller Langeweile, die Hoffnung auf diese kleine Spanne Zeit tröstete mich darüber hinweg."

Lu sah ihn von der Seite an. Vielleicht hatte er gar mit dem Kaiser gegessen und saß nun hier, neben ihr und sagte ihr Schmeicheleien.

Wie angenehm der Gedanke war! —

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Stärker als Liebe / Roman von Arthur Achleitner

Schluß.

Mit freiem Auge besah Eisgruber die von Ost nach West verlaufende Kuppe, und alsbald beurteilte er die Situation dahin, daß das Latschengebiet auf starken Gamsbestand schließen lasse, dieser ein Anbirschen auf den Hirsch unmöglich mache. „Der dem ‚Hochbrand' vorgelagerte Rücken kann für ein Anbirschen nicht in Betracht kommen, da er niedriger als der ‚Hochbrand', der Schuß hinüber viel zu weit ist! Auch erscheint es nicht wahrscheinlich, daß der Hirsch auf dem Rücken seinen Einstand hat, da die Krummholzbestockung dort viel zu dicht ist. Zeitweilig kann der Hirsch vielleicht auf dem Rücken stehen, ständig kaum; ein Lieblingsplatz wird jenes überaus dicke Latschenfeld nicht sein! Ich halte dafür, daß das Rudel auf den herzförmigen, zwischen dem Latschenfeld und dem Lahner eingekeilten Grasfleck am eigentlichen „Hochbrand" austreten wird, und dort muß der Einstangige die Kugel erhalten!"

„Sehr richtig beurteilt! Ich staune über die Sicherheit und Raschheit, Herr Hauptmann! Tatsächlich heißt jener Grasfleck das „Herzl", auf ihm äset das Rudel regelmäßig! Wenn wir etwa eine Stunde warten, werden wir ‚guten Anblick' haben!"

„Herr Baron, eine Bitte! Gestatten Sie gütigst, daß ich diese gute Stunde ausnütze und sogleich auf den bewilligten Hirsch birsche! Ich bin vollkommen orientiert, meiner Sache absolut sicher und bedarf keiner Führung! Binnen einer Stunde hat der Einstangige die Kugel im Blatt! Und der Jäger kann den Hirsch heute noch holen und zum Jagdhause bringen! Erfüllen Sie die Bitte, Herr Baron! Ich spreche als praktischer Jäger und weiß, was ich sage!"

„Es stimmt allerdings jedes Wort, die Beurteilung ist durch und durch richtig! Ich zweifle auch nicht am Erfolg! Zu bedenken bleibt aber, daß die eine Seite des Latschenfeldes am Rande starkes Gefäll hat! Flüchtet der Hirsch in dieser Richtung, so kann im Sturz die einzige Stange abbrechen . . .! Und es fehlt auch der Schweißhund zur eventuellen Nachsuche! Und der Jäger Seppl soll dabei sein!"

„Ich habe noch nie einen Hund wie einen Begleiter benötigt! Meine Beurteilung der Situation wie des Einstandes stimmt immer! Ich wette um meinen Kopf, daß binnen einer Stunde der Hirsch die sichere Kugel hat! Abstürzen kann er nicht an der angegebenen Stelle, weil er mit Blattschuß die stark verfilzte Latschendickung nicht mehr zu durchqueren vermag! Nach drei, höchstens vier Fluchten bricht der Hirsch nieder und verendet! Das garantiere ich!"

In Verblüffung sagte Baron Lechberg: „Wenn Sie Ihres Schusses so beispiellos sicher sind, will ich mich nicht ablehnend verhalten! Aber ich wiederhole: Nur der einstangige Hirsch ist freigegeben!"

In freudiger Erregung dankte Eisgruber mit kurzen Worten, während er sich vergewisserte, Patronen bei sich zu haben. Ein prüfender Blick galt dem Stutzenschloß. Dann verschwand Vinzenz, indem er pfeilgerade mit raumen Schritten bergab eilte. Mehr ein Springen denn Schreiten, auffallend trittsicher und nahezu geräuschlos.

Lechberg blieb auf dem Beobachtungsposten aus mehrfachen Gründen, unter denen Mißtrauen und Befürchtungen, die plötzlich aufgetaucht waren, keine kleine Rolle spielten. Das heiße Verlangen, heute noch an den freigegebenen Hirsch zu kommen, konnte mit sehr großem Jagdeifer erklärt werden. Mißtrauen erweckte aber die Gier, den Abschuß ohne Führung zu betätigen. In Sorge fragte sich der Hofkavalier, warum der Jagdgast die Kontrolle des Jagdgehilfen vermeiden wollte. Auffällig war das ganze Verhalten, ungewöhnlich bei einem Offizier; erklärlich nur in dem Falle, daß superlative Passion vorliegt, daß Hauptmann Eisgruber vom Jagdteufel gehetzt wird. Wenn der Mann aber im Bann wildester Leidenschaft und Schußgier steht, ist an eine Beschränkung des Abschusses auf das eine freigegebene Stück Wild nicht zu denken, und der für den Gebieter zu reservierende Zwölfender wird — verloren sein.

In dieser Erwägung bereute Baron Lechberg lebhaft, die Bitte Eisgrubers erfüllt zu haben. Ein heilloser Verdruß, wenn nicht

Digitized by Google

Schlimmeres, wird die unvermeidliche Folge dieser Unvorsichtigkeit sein müssen.

Der Gedanke an den Hauptmannsrang des Gastes gab wieder etwas Trost, ließ der Hoffnung Raum, daß Eisgruber das Ehrenwort nicht brechen werde. Dies wäre unerhört, ein riesiger Skandal, der die Charge kosten würde. Ein Ehrenmann und aktiver Offizier kann unmöglich in solcher Weise handeln — —.

Lechberg drängte die unangenehmen Gedanken zurück. Der Zeit nach war bald drüben auf dem „Herzl" ein jagdlicher Vorgang zu erwarten. Mit dem Glase suchte der Kavalier die Lahnerstreifen um das Latschenfeld ab. Im Sonnenschein funkelten die Regentropfen auf den Krummholzzweigen wie Diamanten. Eine wundersame Pracht lag auf dem „Hochbrand", hehre Alpenmajestät, abendlicher Friede, göttliche Stille.

Die Lahnerstreifen bekamen allmählich Leben. Aus dem Latschengehölz zogen erst einzeln Gemsen, dann trat immer mehr Krickelwild aus, schüttelte sich das Naß von der Decke und suchte leckere Aesung auf dem hochgelegenen Grasfleck, den die gütige Natur wohl eigens für Gemsen und Hochwild geschaffen haben mochte.

An die fünfzig Stück Gams zählte der scharf beobachtende Kavalier und erwog die Chancen für den jetzt anbirschenden Jagdgast, der sich mit der winzigsten Unvorsichtigkeit alles verderben wird. Zwiespältig wurden die Empfindungen Lechbergs; er gönnte wohl dem Jagdgast vollen Erfolg, anderseits zufolge gewisser Befürchtungen wünschte er, daß Eisgruber auf ein Aftchen treten und dadurch das Wild zur rettenden Flucht veranlassen möge, besonders den Reservat-Zwölfer . . .

Am Latschenfeld leuchtete es rot auf, ein Hirsch war erschienen. Durch das Glas zählte Baron Lechberg die Enden. Ein Zehner, normal mit beiden Stangen. Weiter oben trat ein Tier mit Kalb aus, gut entwickelte Stücke und völlig vertraut. Ihnen folgte — Lechberg zuckte vor Schrecken — der kapitale Zwölfender, der selbst auf die große Entfernung durch das Glas mit seinem mächtigen Geweih enorm prahlte und einen sehr guten Anblick bot. Unwillkürlich seufzte der Kavalier und murmelte: „Drück dich fort, Zwölfer!"

Wo nur der Einstangige so lange blieb? Er war doch seither abends immer in dieser Gesellschaft von Seppl gesehen worden.

Plötzlich erschien er, komisch zu äugen als Spottfigur im Vergleich mit dem kapitalen Zwölfender. Die einsame Stange auf dem Haupt, hochragend etwa 80 Zentimeter, aber nur drei Enden aufweisend, wirkte nahezu lächerlich, gemahnte an eine schäbige Noblesse, die mit Bettlerallüren den Grandseigneur markieren will.

Unwillkürlich dachte Lechberg, daß es Eisgruber Schmerz bereiten wird, auf den kapitalen Zwölfer zu verzichten und nur dem Einstangigen die Kugel zu geben, zumal der Jagdgast nicht genügend Zeit hat, den Einstangigen genau auf die interessanten Details des Bruches der linken Stange und der pendelnden Knopfbildung zu prüfen.

Der Einstangige zog über einen Lahnerstreifen und verschwand in den Latschen, in denen ein Wechsel bestehen mußte, der die auffallend rasche Durchquerung ermöglichte. Und alsbald erschien der Hirsch auf dem „Herzl", wo er sogleich zu äsen begann. Ein kurzes Abrupfen, dann hob der Hirsch das Haupt und äugte zum Kahlwild, stellte sich in Positur, als wollte er sagen: „Ich hab zwar nur eine einzige Stange, aber ein schöner Mann, ein König bin ich doch!"

Der Zwölfender war näher getreten, warf auf und schüttelte das stolz geweihte Haupt.

Ob der komischen Situation lächelte Baron Lechberg und flüsterte: „Hast schon recht, Zwölfer, da du die Schönheit des albernen einstangigen Renommisten verneinst!" Jäh erstarb das Lächeln.

Drüben fiel ein Schuß, im Moment darauf ein zweiter . . . .

Dem Beobachter gab es einen Ruck vor Schrecken über den zweiten Schuß, sodaß Lechberg das „Herzl" aus dem Gesichtskreise verlor. Bis er das Glas wieder auf den Schauplatz einstellen konnte, war der Grasfleck wildleer . . .

Und wie ausgelöscht war das Sonnenlicht. Grau ragten die Felsen auf, in dunklem Violett lagen die Hänge, aus den Tiefen stiegen Nebelschwaden auf. Gähnend öffnete die Nacht ihre dunklen Fittiche.

Digitized by Google

In übler Stimmung vollzog Baron Lechberg den Abstieg und wanderte durch den Graben zum Jagdhause. Immer wieder fragte sich der sorgenerfüllte Kavalier unterwegs, wie der zweite Schuß gedeutet werden könnte. Hatte Eisgruber den Einstangigen schlecht getroffen und deshalb schnell die zweite Kugel gegeben oder galt der zweite Schuß dem — Zwölfender?

Auf diese bange Frage mußte in einer Stunde die Antwort im Jagdhause erfolgen. Lechberg zweifelte um so weniger, daß Eisgruber dort sich einfinden und ehrliche Auskunft geben werde, als ja im Revier nichts verheimlicht werden kann. Würde der Jagdgast eine Versündigung ableugnen, die Nachsuche bei Tageslicht wird alles aufdecken.

Bei Ankunft Lechbergs meldete der Jagdgehilfe Seppl in offensichtlicher Aufregung, daß am „Hochbrand" zwei Schüsse gefallen seien.

„Ich weiß es!" Mit diesen kühl gesprochenen Worten erledigte Lechberg die ihm momentan sehr unangenehme Meldung, worauf sich Seppl verstimmt zurückzog.

Auf acht Uhr abends war das Diner angesetzt.

Um neun Uhr wurde bei Baron Lechberg angefragt, ob serviert werden dürfe.

Hauptmann Eisgruber war noch immer nicht im Jagdhause erschienen. Hatte sich ein Unfall ereignet oder der Jagdgast sich verirrt, den Weg zum Jagdhause nicht gefunden?

Daran konnte Lechberg nicht glauben. So manche Beobachtung deutete doch darauf, daß Eisgruber ungewöhnlich vertraut ist mit der Bergwelt, mit Wald und Wild. Ein Mann mit diesen außerordentlichen Gebirglereigenschaften m u ß trotz Finsternis durch ein völlig fremdes Gebiet den richtigen Weg finden. Kommen m u ß der Gast, denn seine Handtasche lagert im Jagdhause.

Um zehn Uhr war Hauptmann Eisgruber noch nicht erschienen. Nun sorgte sich Lechberg um den verschwundenen Gast. Und mit Seppl, der nochmals vorstellig geworden war, besprach der Kavalier jetzt eingehend alle Möglichkeiten für die zwei Schüsse, wie für das unerklärliche Ausbleiben des Jagdgastes. In dunkler Nacht war nichts zu unternehmen.

Seppl in Anhoffnung eines guten Trinkgeldes und im Glauben, daß der Gast sich werde verlaufen haben, erbot sich, durch den Graben bis auf halbe Höhe des „Brandjoches" zu gehen und dauernd Huppsignale zu geben, um den Verirrten auf den Heimweg zu bringen.

Baron Lechberg stimmte zu, blieb auf und wartete stundenlang. Gegen Mitternacht kam Seppl allein zurück. Das Huppen war unbeantwortet geblieben.

Auf Anordnung Lechbergs wachte Seppl bis zur Morgendämmerung. Vergeblich.

Bei Tageslicht wanderte Lechberg mit drei Jagdgehilfen und Schweißhunden auf den „Hochbrand" zur Nachsuche. Im Latschenfeld wurde der verendete Einstangige gefunden, Einschuß wie abgezirkelt auf dem Blatt. Und nicht weit davon im dichtesten Gewirr lag — der kapitale Zwölfender mit Hochblattschuß, Lungenteile daneben.

Sprachlos starrte Baron Lechberg den kapitalen Reservat-Hirsch an. Seppl stellte fest, daß beiden Hirschen die Granen ausgeschnitten waren . . . .

Bruch des Ehrenwortes, Aneignung der kleinen Trophäen, das Verschwinden des Schützen unter Zurücklassung des Reisegepäcks, alles zusammen konnte Baron Lechberg nicht anders beurteilen, als eine ins Maßlose gesteigerte, krankhafte Jagdleidenschaft, die jenseits der Grenze psychischer Norm liegen muß. Die Tat eines geisteskranken Wildschützen.

In diesem Sinne erstattete Lechberg den Bericht an den hohen Jagdherrn, und wortlos sandte der Kammervorsteher das Reisegepäck mit der Post an Eisgrubers Garnisonadresse.

Vinzenz ließ nichts von sich hören . . . . .

Um eine schlimme Erfahrung reicher, behielt Baron Lechberg den Hauptmann Eisgruber fürder im Auge. Die Tat als solche wurde auf Befehl des Jagdherrn, der trotz alledem Schonung üben wollte, totgeschwiegen. Infolge dieser noblen Berücksichtigung des Standes blieb die Schädigung der Laufbahn Eisgrubers vermieden.

Nach Umfluß etlicher Monate las Lechberg in Zeitungen die Nachricht, daß Vinzenz Eisgruber zum Hauptmann erster Klasse befördert und zu einem Regiment der Korpsartillerie versetzt wurde, das in einer anderen

Digitized by Google

Alpenstadt garnisonierte. Auch der Herzog hatte diese Nachricht gelesen und sprach darüber mit seinem Hofchef Lechberg, welcher der Hoffnung Ausdruck gab, daß die bekannt wildarme Umgebung jener Alpenstadt vielleicht doch einen mildernden Einfluß auf den im Banne der fürchterlichen Jagdleidenschaft stehenden Offizier haben könne.

Der Gebieter war anderer Meinung und äußerte die Befürchtung, daß noch viel Schlimmeres zu gewärtigen sein werde, da die bis zum Irrsinn entwickelte Schußgier eines Tages zur Katastrophe führen müßte. Bei Hauptmann Eisgruber liege nicht die Jagdpassion, das echte gute Interesse für Weidwerk und Wild vor. Eisgrubers toller Zustand sei nichts anderes, als die unter Geistesstörung zum Superlativ gesteigerte — Gier, auf Wild zu schießen. Solche Schußgier habe mit dem Weidwerk nichts gemein und drücke den „Schießer" zum — Aasjäger herab, der — mag es jahrelang dauern — eines Tages doch dem Jagdschutzpersonal in die Hände geraten werde.

Baron Lechberg warf die Frage auf, ob superlative, jenseits der Vernunftsgrenze liegende Schußgier überhaupt heilbar sein könne.

Rundweg verneinte der Gebieter diese Frage .....

---

9. Kapitel.

Auch im äußersten Osten des Alpenlandes besaß Graf Waldstätten weitgedehnte Jagdgründe, insbesonders ein berühmt vorzügliches Gamsrevier, wo aber auch Hochwild stand.

Im letzten Monat, knapp vor Eintritt der Schonzeit für Krickelwild, fiel im Gamsrevier ein verdächtiger Schuß, der vom gräflichen Jagdaufseher Wastl gehört, als Kugelschuß gedeutet wurde und den pflichttreuen Jäger veranlaßte, trotz der schlechten Geländeverhältnisse in die Schußrichtung zu eilen. Doch so flink Wastl war, er kam viel zu spät, konnte den Wilderer nicht erblicken, der, wie vom Erdboden verschlungen, spurlos verschwunden war.

Just im Schußbereich erwies sich das Gelände ausgeapert, die Sonne heiterer Dezembertage hatte den Schnee weggebissen, auf die oberste Höhenlage zurückgedrängt. Der unbekannte Wilderer konnte nicht gespürt werden, es fehlten auf schneefreiem Boden jedwede Anzeichen. Doch einen Bartgams fand Wastl, einen guten Bock mit ausgezirkeltem Blattschuß und ohne Krickel, die von kundiger Hand mit einem Beil sehr schnell aus dem Grind geschlagen worden sein mußten. Zum Bartrupfen schien dem Wilderer die Zeit gefehlt zu haben.

Angesichts des der Hauptzier beraubten Gamsbockes fluchte Wastl im berechtigten Zorn. Allein in seinem Schußbezirk hatten sich die Fälle solchen Wilddiebstahls bereits siebenmal ereignet, ohne daß der rätselhafte Wilderer hatte dingfest gemacht werden können. Die gleichen Tatsachen waren auch bei den Kollegen festzustellen gewesen. Jeder liegengelassene Bock wies einen bewundernswerten Blattschuß auf und war ohne Krücken. Ein Meisterschütze mit unfehlbarer Treffsicherheit mußte der Wilderer sein, zugleich ein Liebhaber von kapitalen Krucken, denn nur ausgesucht gute, kapitale Böcke legte er um.

Und dieser Unfug währte bereits seit Jahren, brachte die Jagdgehilfen zur Verzweiflung, schuf um so mehr Erbitterung, als der alte Jagdherr Graf Waldstätten in maliziöser Weise bezweifelte, daß der Jagdschutz in genügender Weise betätigt werde. Sogar das harte Wort: Pflichtvernachlässigung war schon gefallen im Ärger über die nicht zu findende „Laus im Jagdpelz".

Niemand hatte eine Ahnung, wer der rätselhafte Wilderer, der Meisterschütze sein könnte. Auch Graf Waldstätten wußte nicht, wem im weiten Umkreise diese „Taten" zuzutrauen wären. Drüben im fernen Westen am märchenschönen Bergsee wilderten die Holzarbeiter kühn und verwegen. Das war bekannt und nur mit Aufgebot aller Energie einzudämmen, war auch in den letzten Jahren besser geworden.

Dafür knallte es im Osten oft und immer fiel ein guter Gams, dessen Wildbret der Meisterschütz verschmähte. Stets fehlte aber die Trophäe.

Der Zeit nach erschien der nicht zu fassende Unbekannte verschieden; man fand Böcke ohne Krücken manchmal im Herbst, dann in der Brunftperiode. Und diesmal fiel der abgezir-

Digitized by Google

kelte Blattschuß anfangs Dezember. Und so schlau war der Wilderer, den verräterischen Schnee zu meiden.

Wastl raffte sich auf und rannte in wilder Hast hinaus zur nächstgelegenen Telegraphenstation, um die Gendarmerie draußen im Taldorf zu ersuchen, alle fremden Personen männlichen Geschlechtes zu kontrollieren.

Gut gemeint war dieses Telegramm, doch der absonderliche Text ohne Begründung der Bitte verfehlte den Zweck; der Gendarmerie-Wachtmeister lehnte mangels jedweder Motivierung des Ansuchens eines ihm noch dazu unbekannten „Wastl" die Kontrolle „aller fremden Personen männlichen Geschlechts" ab.

Gegen Abend, als es schon stark dämmerte, erschien ein etwa 42jähriger Tourist mit stark gespreiztem Rucksack im Gastzimmer des Kirchenwirtes im Taldorf, grüßte freundlich im Dialekt und hing den Rucksack auf einen Haken neben der Stubentüre.

Höflich bot der Wirt dem fremden Gast, der den Eindruck eines Mannes von Distinktion machte, das an die Zechstube stoßende Honoratiorenstübchen an.

„Da wird es wohl zu kalt sein!" meinte der Tourist..

„Nein, nicht! Der Ofen heizt beide Stuben, also findet der Herr das Extrastüberl schön warm und ohne Tabaksqualm! Bitt schön, haben S' die Ehr und nehmen S' Platz im Stüberl! Gleich schick ich die Kellnerin! Wünschen der Herr etwas zu schnabulieren? Schnitzl, Rostbraten, ein gutes ‚Kaiserfleisch' hätten wir auch! Wird der Herr wohl Hunger haben von der Kraxelei hoch droben! Ist merkwürdig, daß die Stadtleut so umeinanderkraxeln mitten im Winter, wo unsere Bergler froh sind, wenn sie in der Stub beim warmen Ofen hocken können! Was ist g'fällig, gnä' Herr?"

„Danke! Ich will nur ein Flascherl Bier, hußig (schnell)! Bin pressiert, muß gleich weiter, will den letzten Bahnzug noch erreichen!"

Ob des Verdienstentgangs enttäuscht, äußerte der geärgerte Wirt sein Erstaunen darüber, daß die Touristen tagsüber viel Zeit mit zweckloser Kraxelei vergeuden, beim Wirt mit der Zeit geizen und am Abend heimpressieren.

Der Tourist warf den Kopf auf, fixierte den Wirt, unterdrückte aber die beabsichtigt gewesene Zurechtweisung. „Besorgen Sie rasch die gewünschte Flasche Bier!"

„Die Bedienung ist allemal Sache der Kellnerin! Ich bin der Wirt und Herr im Haus!"

„Und ein Prachtexemplar dazu!" rutschte es dem Touristen wider Willen heraus.

„Was Frozzeln auch noch?! Wer weiß, was Sö für ein Prachtexemplar sind?! Ein Tourist, der fürs Essen keine — Zeit hat! Die Sorte kennt man! Herrisch auftreten bei uns, in der Stadt sind sie, die Herrischen, Bandlkramer und Haringsverkäufer! Haha!"

„Entfernen Sie sich augenblicklich!" rief erzürnt der Tourist.

„Was? Ausschaffen? Mich, den Hausherrn, ausschaffen?! Nicht übel!"

Breitspurig ging der Wirt und warf die Tür kraftvoll zu.

Im Schein der Hängelampe erblickte der Wirt den Rucksack neben der Tür, dessen ausgespreizte Form sehr auffällig war und die Neugier weckte. Hastig befahl der Wirt der Kellnerin, dem Touristen eine Flasche Bier zu bringen.

Im Moment, da die Hebe den Gast im Extrastüberl bediente, nahm der mißtrauisch gewordene und beleidigte Wirt den Rucksack vom Haken und öffnete den Schlitz. Ein Blick — und der Wirt pfiff leise durch die Zähne. Im Nu war der Rucksack wieder zugebunden und aufgehängt. Dann verließ der Wirt das Haus und rannte aus Leibeskräften zur Gendarmeriestation. Trotz der drängenden Zeit leerte der Tourist das Fläschchen Bier bedächtig. Dann rief er nach der Kellnerin zur Bezahlung, öffnete die Verbindungstüre und guckte in die Zechstube. Niemand war zu sehen, die Stube menschenleer. Der Tourist legte den Betrag für die Flasche Bier nebst einem Nickel für die Kellnerin auf den Tisch des Honoratiorenstübchens, schlüpfte in den Lodenmantel und wollte eben den Rucksack vom Kleiderhaken nehmen, als ein Gendarm und der Wirt eintraten.

Überrascht stand der Tourist mit dem Rucksack in den Händen.

Streng dienstlich, doch höflichen Tones

Digitized by Google

richtete der Gendarm an den Touristen die Aufforderung, Legitimationspapiere vorzuweisen.

„Was soll das? Bin ich denn irgendwie — verdächtig?"

„Sehr sogar!" rief höhnisch der grinsende Wirt.

Der Gendarm verbat sich jede Einmischung in seine Dienstangelegenheiten und wiederholte die Aufforderung zur Legitimierung.

Für einen Moment starrte der Tourist den Beamten entsetzt an; aus Wangen und Lippen wich die Farbe, sie erbleichten plötzlich, wurden kalkig. Verzweiflung kündete der Blick. Ein Zittern lief durch den Körper; die bebenden Hände ließen den Rucksack los, der zu Boden fiel und hart aufschlug. Dann ein Griff in die Tasche der Lodenjoppe. Der Tourist überreichte dem Beamten die Legitimation, ein Urlaubszertifikat, das der Gendarm, unter der Hängelampe stehend, aufmerksam las und dann sehr überrascht, geradezu in peinlicher Verlegenheit fragte: „Gilt diese Legitimation wirklich für Sie?"

„Ja!"

„Dann sind Sie der Hauptmann Vinzenz Eisgruber vom .... Korps-artillerie-Regiment?"

„Ja!"

„Unbegreiflich! — Öffnen Sie den Rucksack!"

Eisgruber tat dies, nun wieder gefaßt, und reichte den Schnerfer dem Sicherheitsbeamten, der ein in zwei Teile zerlegtes Kugelgewehr, mehrere Kugelpatronen und ein paar frisch ausgeschlagene Gamskrickel sowie ein kleines scharfgeschliffenes Beil herausnahm und auf den nächsten Biertisch legte. Kopfschüttelnd betrachtete der Gendarm diese Gegenstände. Gewaltsam mußte sich der Beamte mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Offizier, ein aktiver Hauptmann erster Klasse, der seit Jahren gesuchte — Wilderer ist. Und schwer fiel es dem Gendarm, die vorschriftsgemäßen Worte zu sprechen: „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie!"

Heiseren Tones erwiderte Eisgruber: „Ich bin bereit, Ihnen zu folgen!"

Der Wirt mengte sich ein: „Erst zahlt der saubere ‚Herr' Raubschütz das Flaschl Bier! Auf Trinkgeld verzichtet die Kellnerin, wo eine — ehrliche Person ist und nie nicht stiehlt!"

Schweigend deutete Jenz auf die Tür des Nebenstübchens.

Der Gendarm legte die Gegenstände wieder in den Rucksack und hängte diesen um. Und in einer Anwandlung von Ritterlichkeit sprach er: „Geben Herr Hauptmann Ihr Ehrenwort, daß Sie nicht flüchten werden?"

„Ja!"

„Gut! Ich verzichte auf die Schließung der Armgelenke! Bitte, gehen Sie voran! Wir marschieren zur nächsten Militärstation, wo ich Sie einliefern muß! Vorwärts!"

In später Nachtstunde wurde Hauptmann Eisgruber, der unterwegs kein Wort gesprochen hatte, dem Kommandanten der Garnison in der Stadt B .... übergeben, dem Jenz alles eingestand in männlicher Fassung.

„Um Himmelswillen! Ist das denn möglich? Welch fürchterliche Leidenschaft! Der Jagdteufel im Superlativ! — Freilassen kann ich dich nicht, Herr Hauptmann Eisgruber; aber das Menschenmögliche wird geschehen, um alles aufzubieten, dir die Existenz zu retten!"

„Danke! Bemühe dich nicht weiter, Herr Major! Mir ist nicht zu helfen! Daß dieses Ende kommen wird, wußte ich seit Jahren; dennoch konnte ich diese Leidenschaft nicht bezwingen! Unwiderstehlicher Drang und Zwang!"

„Gräßlich! Das Gericht muß diesen krankhaften Drang berücksichtigen und dich deshalb freisprechen ..."

„Nein! Der Drang ist unwiderstehlich, doch Irrsinn liegt nicht vor!"

Der Stationskommandant nahm Eisgruber das Ehrenwort ab, nicht zu flüchten, und behielt ihn über Nacht als Gast in seiner Wohnung. Am frühen Morgen verständigte der Major den Jagdherrn Graf Waldstätten telegraphisch von der Verhaftung Eisgrubers wegen illegitimen Wildabschusses und erbat die schnellste Intervention Seiner Exzellenz behufs Rettung der Existenz des Hauptmanns Eisgruber.

An die Möglichkeit einer Hilfe für Jenz glaubend, zögerte der Major mit der Ablieferung Eisgrubers in das Garnisonsgericht der Landeshauptstadt.

In Sorgen verflossen etliche Stunden.

Digitized by Google

Endlich traf eine Depesche des Grafen ein, die Ankündigung, daß ein wichtiger, rettender Brief unterwegs sei.

Im Orte, wo Eisgruber verhaftet worden war, hatte dieses Ereignis ungeheures Aufsehen erregt und die Kunde davon sich mit Blitzesschnelle in der Bevölkerung verbreitet. Eine vom Wirt verständigte Person telegraphierte die Sensationsnachricht noch am Abend an das größte Blatt der Landeshauptstadt, so daß am Morgen die Alarmnachricht bereits gedruckt zu lesen war und kolossales Aufsehen erregte.

Gegen Mittag hatte der Kommandant der Militärstation B . . . . bereits den Befehl des Generalats zur sofortigen Einlieferung des Hauptmanns Eisgruber in das Garnisonsgericht zu G . . . in Händen.

Mit dem nächsten Eisenbahnzuge mußte Jenz, von zwei Offizieren als Eskorte begleitet, zwangsweise nach G . . . abreisen. Eine Stunde nach dieser Abfahrt erhielt der Major in B . . . . den rettenden Brief. Zu spät kam die in edelster Weise vom Grafen Waldstätten als Jagdherrn ausgefertigte — Jagderlaubnis für Hauptmann Eisgruber . . .

Während in der Armee die Affaire Eisgruber mit begreiflicher Erregung in allen nur denkbaren Variationen besprochen und beklagt wurde, die Jagdzeitschriften und die Tagesblätter das unerhörte Ereignis sehr scharf behandelten, wurde vom Militärgericht der Prozeß gegen Vinzenz Eisgruber eingeleitet.

Da der Angeklagte geständig war, lagen prozessuale Schwierigkeiten nicht vor. Doch die Gerichtsherren als Militärs wünschten zu erfahren, wie sich die an Wahnsinn grenzende Leidenschaft, die krankhafte Schießwut so übermächtig entwickeln konnte, daß sie ein aktiver Offizier im Hauptmannsrang nicht zu überwinden vermochte.

Eisgruber wiederholte das Geständnis, seit vielen Jahren unberechtigt Hochwild und Gemsen geschossen, vielfach das Wildbret liegen gelassen, nur die Granen von Hirschen, die Krucken von Gamsböcken an sich genommen zu haben. Gegen die Annahme, daß — Geistesstörung, Irrsinn vorliege, wehrte er sich heftig. Über die Entstehung der übermächtigen Jagdleidenschaft schwieg er sich aus.

Just in diese Frage verbiß sich der Ankläger mit dem Hinweise, daß nur die wahrheitsgemäße Beantwortung dieser Frage Klarheit in die sonst unfaßliche Angelegenheit bringen könne. Wenn der Angeklagte nicht geistesgestört sein wolle, den Irrsinn bestreite, müsse zum mindesten — erbliche Belastung zugestanden werden. Zur Beurteilung des beispiellosen Reates sei unerläßlich die Kenntnis der Verhältnisse, aus denen Eisgruber hervorgegangen sei. Daß der damalige Feuerwerker nach Absolvierung der entsprechenden Schule ausnahmsweise zum Artillerie-Offizier aufrücken konnte, wisse man aus den Akten. Unbekannt sei aber, in welchen Verhältnissen die Großeltern und der Vater des Angeklagten lebten, welchen Einfluß die Verhältnisse der Familie und Heimat ausüben mußten. Das Gericht müsse wissen, welchem Beruf der Angeklagte bis zur Aushebung zum Waffendienst angehörte.

Der Forderung, hierüber Auskunft zu geben, setzte Vinzenz Schweigen entgegen.

Worauf der Ankläger ankündigte, daß die Gerichtsverhandlung vertagt und inzwischen von den Behörden in der Heimatsgemeinde Erhebungen über Großeltern, Eltern und früheren Beruf des Angeklagten gepflogen werden müssen. Die augenblickliche Verheimlichung könne nichts nützen, die Gendarmerie werde binnen kurzer Zeit Aufklärung schaffen. Der Angeklagte aber könne die Dauer der Haft und Qual abkürzen, wenn er offen sage, was ja doch kein Geheimnis bleiben könne. Ehrlos werde die Berufsstellung sicher nicht gewesen sein, denn derlei werde stets bekannt und hätte ganz gewiß die Ernennung Eisgrubers zum Offizier verhindert. Ehrliche Arbeit, sei sie noch so hart oder grob, schände niemals den Mann.

Vinzenz kämpfte etliche Sekunden mit sich, überwand das bittere Empfinden und teilte mit, daß er bis zu seinem 20. Lebensjahr — Holzknecht war . . . .

Dieses eine Wort sagte und erklärte alles.

Die Mienen der Gerichtsherren zeigten volles Verständnis. Auf weitere Mitteilungen wurde verzichtet.

Verständnis und Mitgefühl konnten die ungeheuerliche Tatsache, daß ein aktiver Offizier beim — Wildern abgefaßt wurde, nicht ändern. Mildernde Umstände blieben aus-

Digitized by Google

geschlossen, da der Angeklagte selbst jedwede Geistesstörung bestritt. Über unüberwindliche Jagdleidenschaft, unwiderstehlichen Drang und Zwang, Schußgier usw. hatte das Gericht nicht zu befinden. Das Urteil lautete auf Gefängnisstrafe in der Dauer von mehreren Monaten, auf Entlassung aus dem Offiziersstande, Verlust der Charge und Pension.

Eisgruber trat wortlos die Strafe sogleich an . . . . .

---

10. Kapitel.

In der engen Gefängniszelle, abgeschnitten von der Welt, marterte Jenz am meisten der Gedanke an Sophie. Wie mußte die Schreckenskunde seiner Verhaftung auf das engelsgute edle Weib gewirkt, welche Seelenpein erzeugt haben.

Wird sich Sophie nun nach der Verurteilung und Ausstoßung aus der Armee schaudernd von Jenz für immer abwenden?

Begreiflich und entschuldbar wäre es. Dies sagte sich Jenz selbst und er glaubte daran. Unmöglich kann sich Sophie an ihn unter den gegebenen, erschrecklichen Verhältnissen gebunden fühlen. Lose, sehr lose war das Band für das Paar seither, um so leichter die Trennung.

Rasenden Schmerz im Gehirn verursachte der Gedanke, Sophie für immer verlieren zu müssen. Und seelische Qual erzeugte die Erkenntnis, daß Jenz selbst an allem Schuld trug, zu wenig Widerstand leistete, ungenügend oder gar nicht gegen die Jagdleidenschaft ankämpfte, der Gefahren nicht achtete, auf Sophiens Mahnungen und Warnungen nicht hörte . . .

Je mehr Jenz sann, vor dem geistigen Auge seine Wildererataten vorüberziehen ließ, desto deutlicher und schrecklicher wurde ihm das Ungeheuerliche seines Tuns klar.

„Ich war verrückt!" stöhnte Jenz. „Und ich verliere den Verstand völlig, wenn Sophie mich verlassen wird!"

Wie kochendes Schmelzblei brausten die Gedanken im Gehirn . . . .

Dem psychischen Schmerz folgte das stumpfsinnige Dahinbrüten, die Lethargie.

Aus diesem Zustande riß den Gefangenen ein vom Gerichtsherrn geöffneter und dienstlich wieder verschlossener Brief, der von Sophie an Eisgruber gerichtet worden war. Eine Epistel, gütig, liebreich und verzeihend, wie sie nur ein edles, liebendes Weib schreiben kann in Hingebung und unerschütterlicher Treue.

Trostworte, die Mahnung zu geduldigem Ausharren, zum Wiederaufbau der zertrümmerten Existenz. Auch einen Wink gab die kluge, weitblickende Freundin, wo Jenz sich nach wiedererlangter Freiheit um eine Anstellung im Zivildienst bewerben solle. Und Reisegeld wurde zugesichert für die Fahrt nach Wien.

Beglückenden Sonnenschein zauberte in die öde Zelle und in Jenzens Brust der Schluß des Briefes: „Hast Du eine Anstellung gefunden und hegst Du den Wunsch auf ein weiteres Zusammenleben, so laß es mir wissen. Ich werde Deinem Rufe mit Freuden folgen. In treuer Liebe Deine Sophie."

* * *

Wenige Wochen nach Verbüßung der Strafe fand Jenz Eisgruber eine Anstellung als Kanzleibeamter einer Patronenfabrik in . . . ., deren Besitzer am märchenschönen Bergsee eine Villa sein eigen nannte, den Jenz seit langem kannte und der sich seiner in der bitteren Not erbarmte.

Alsbald betrieb Eisgruber die Vorbereitungen zur Verehelichung mit Sophie, der er die Treue hielt. Treue um Treue.

In aller Stille fand die Trauung statt. Dann fuhr das Paar nach . . . . . und bezog das kärgliche Heim.

Kärglich blieb die neue Existenz mit vielen Sorgen, die sich mehrten, da dem Paare viele Kinder beschieden waren. Just diese Häufung von Sorgen aller Art erwies sich als — Segen insofern, als die Mittel zu Fahrten in die wildreiche Bergwelt fehlten. Eisgruber war an das kärgliche Heim in . . . . . gebunden. Nie wieder sah er die Heimat. Die harten Sorgen bissen das Heimweh und die unglückselige Jagdleidenschaft tot und erbrachten den Beweis, daß Not und Elend alles überwinden, auch jene Leidenschaft, die stärker ist, als die Liebe. . .

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Fülle der Liebe

Die Blüten des Frühlings, die blassen, die blauen,
Sie täuschten meiner Liebe Vertrauen;
Verwelkt, ihr Blauen, verdorrt, ihr Blassen!
Ihr habt auf den Liebsten mich warten lassen. . .

Euch brennenden Herzen, euch sommerroten,
Euch sei die Glut meiner Seele entboten!
Blüht, Rosen und Mohn! Mit Mohne, mit Rosen
Will ich das Tiefste des Lebens erlosen!

Mit Rosen will ich den Liebsten kränzen,
Kommt er geschritten aus blutigen Tänzen.
Sie sollen ihm künden, die Zagheit verdammend:
Meine Liebe ist worden flammend!

Und kehrt er nimmer zu meinem Herzen —
O Mohn! Hilf du mir betäuben die Schmerzen!
Mit Tränen will ich es dir erpressen,
Das Tränklein „Allesvergessen". . . .

Bald wird der Sommer die Leuchten entzünden,
Die mir in Flammen mein Schicksal verkünden.
Herz, wie entscheidet sich's — ahnst du es schon?
Mit wonnigen Rosen? Oder mit Mohn?

Bernhard Schäfer.

Die alte Uhr / Skizze von Fritz Müller

Nachmittags um drei Uhr zog sie noch die alte Pendeluhr mit den tannenzapfenen Gewichten auf. Dann sagte sie noch was Fröhliches zu ihrem Mann. Und darauf neckten sich die beiden, die des Lebens Mittagshöhe längst schon überschritten hatten, noch eine kleine Weile.

„Still," sagte sie, „ich habe jetzt keine Zeit mehr; ich muß noch einen Ausgang machen und mein grünes Blüschen anziehen — djö."

Und dann war sie ins Schlafzimmer gegangen. Er dachte, nun, sie wird gleich wiederkommen, und wartete ein Stückchen.

Dann dauerte es aber doch zu lange.

„Ach ja, die Frauenzimmer", murmelte er lächelnd und fing an, wieder an seiner Arbeit zu schreiben.

Die hatte ihn im Handumdrehen so gefesselt, daß die Zeit um ihn herum versank. Er schrieb und schrieb. . . .

Wie er sich endlich zurücklehnte in seinem Stuhl und tief aufatmete, erschrak er, es war schon dämmerig geworden.

Ei, ei, und seine Frau? Die war nun ausgegangen, ohne ihm im grünen Blüschen Adieu zu sagen. Das hatte sie doch sonst nie vergessen — nie, nie, solange er denken konnte. . . .

Na, wenn sie heimkommen würde — das würde er ihr aber ankreiden — beleidigt wollte er sich stellen — jawohl, tiefbeleidigt — eine Stunde lang würde er kein Wort mit ihr sprechen — eine Stunde? nun, sagen wir, eine halbe Stunde oder eine Viertelstunde — na, schließlich waren fünf Minuten auch genug — sie war ja so empfindlich — und das war dann schon Strafe genug — und dann. . . .

Er war in Gedanken aus dem Zimmer gegangen, den Gang entlang — da — es läutete.

Hm, er würde selbst aufmachen müssen; er war ja ganz allein im Häuschen. Durch das offene Gangfenster sah er den Briefträger auf dem Flur stehen.

„Kommen Sie nur herein!" rief er hinüber. Und dann sah er den Briefträger auf die Klinke drücken — wieder auf die Klinke drücken — nun, warum blieb er denn noch immer stehen — warum kam er nicht herein?

Jetzt sah er, wie er sich bückte und unten am Türspalt was hereinschob und dann wieder fortging.

Ärgerlich ging er nun selber an die Flurtüre und wollte öffnen. Aber es ging nicht. Der innere Riegel war vorgeschoben.

Er schob ihn zurück, öffnete — ach, eine Drucksache lag am Boden — weiter nichts als eine Drucksache — ‚empfiehlt sein reich assortiertes

Digitized by Google

Lager in Briefpapieren, Tinten, Schreibmaterialien und sieht einem gefälligen Probeauftrag gern entge—'

Bei diesem Wort entsank ihm urplötzlich das sauber gedruckte Quartblatt und schaukelte zu Boden. Und ihm fuhr es siedendheiß durch den Sinn:

Aber wenn sie fortgegangen war, so konnte sie doch den Riegel nicht von innen zugemacht haben — zugemacht haben — haben. . . .

Verwirrt starrte er noch immer auf den Riegel und rührte sich nicht.

Mit einem Male aber schoß er den Gang zurück, die kleine Treppe hinauf, riß die Türe des Schlafzimmers auf:

Nein, jetzt so was — nun war sie richtig eingeschlafen und saß mit dem grünen Blüschen im Lehnstuhl mit den hohen Seitenlehnen und lächelte —

Wahrhaftig — lächeln tat sie jetzt im Schlafe.

„Aber Betty", entfuhr es ihm halblaut. Jedoch erschrocken legte er sich selbst die Hand geschwind auf den Mund — nein, wecken wollte er sie nicht — sie sollte ruhig weiterschlafen, weiterschla—

Auf einmal kam ihm ein neckischer Gedanke.

Da drüben lagen die Glitzerfäden für den Weihnachtsbaum. Aha, sie hatte sie schon hergerichtet für übermorgen. Hahaha — die wollte er ihr leise über den schlafenden Kopf hängen — ganz leise — wie einer Silberfee würden ihr die Strähnen herunterhängen — und wenn sie aufwachte — nein, die würde Augen machen.

Auf den Zehenspitzen war er an den Tisch hinübergegangen, hatte einen tüchtigen Silberstrang genommen, ihn vorsichtig mit den Fingern auseinandergespreitet. —

So — jetzt sah er ihr noch geschwind und lächelnd von unten her ins Gesicht: Ob sie sich auch nicht verstellte? Na, warte, du Schlafmütze, du liebe . . .

Aber plötzlich vollführten die Silbersträhnen eine wirbelnde Bewegung in einer schreckgeballten Hand — schlugen mit der Hand auf den Boden — erhoben sich wieder — flatterten wie Haare einer Silberfurie gegen die Frau im Lehnstuhl . . .

Aber nie sind die Strähnen zu dem vorbedachten Zweck gekommen, neckisch über Bettys Kopf herabzuhängen.

Denn eine T o t e bedeckt man nicht mit Flitter für den Weihnachtsbaum.

— — — — — — — — — — — —

Die blanke Nacht war vergangen.

Am Morgen kam die Leichenbeschau, kamen die Formalitäten.

Er tat es alles wie im Traum. Die Stimmen, die auf ihn einredeten, schienen ganz fernher zu kommen, aus einer andern Welt. Wenn er die Hand ausstreckte, um einen Händedruck zu erwidern, kam es ihm vor, als wüchse sein Arm einen Kilometer weit in die Länge. Es war alles so sonderbar.

Jetzt redete der Pfarrer zu ihm. Er wollte sich Notizen zu einer Leichenrede machen.

Aber er verstand ihn nicht.

„Im grünen Blüschen ist sie gestorben", sagte er ganz ruhig.

„Gewiß, gewiß — aber fassen Sie sich — ich möchte einige wichtige Daten aus ihrem Leben, verstehen Sie?"

„Die Silberfäden für den Weihnachtsbaum hat sie noch hergerichtet, Herr."

„Sie dürfen Ihrem Schmerz nicht zu arg nachgehen, verstehen Sie — Sie müssen an sich selber denken."

„Ja — und gestern nachmittag, bevor sie ausging, hat sie noch die alte Pendeluhr aufgezogen, Herr."

Er war aufgestanden — zu der alten Schwarzwälderin war er hinübergegangen — aufmerksam betrachtete er die braunen tannenzapfigen Eigengewichte für die Zeiger und das Schlagwerk.

„Denken Sie, Herr Pfarrer," sagte er aus einem tiefen Sinnen heraus, „denken Sie, diese Uhr geht noch von ihren Händen — wie kann etwas leben, wo sein Schöpfer tot ist, Herr Pfarrer?"

„Beruhigen Sie sich doch — es ist ja nur eine Uhr, eine tote Uhr."

„Nein, Herr Pfarrer, die Uhr ist nicht tot — die Uhr lebt — die Uhr lebt von ihren Händen — sehen Sie doch, die Gewichte haben noch ein Viertel zu laufen, bis sie stille werden — bis sie auch — auch stille stehen werden . . ."

Der Pfarrer hatte sich erhoben:

„Ich werde heute Abend noch einmal vorbeikommen," sagte er, „vielleicht haben Sie sich bis dahin mehr gefaßt, damit Sie mir die Angaben machen können, nicht wahr — und nun leben Sie wohl und gewinnen Sie wieder Trost — es muß alles einmal heilen."

Und dann hatte er mit dem Pfarrer noch einen verlorenen Händedruck gewechselt und irgend etwas gesagt — irgend etwas Gleichgültiges.

Und wie der Pfarrer gegangen war, hatte er sich wieder vor die alte Uhr gesetzt und ihren Pendelschlägen zugeschaut. Ohne daß er's wußte, machte sein Kopf die Pendelbewegungen mit.

„So schnell wie ein Puls geht," dachte er, „gerade so schnell, wie ihr Puls gegangen ist."

Darauf sah er zu den Zeigern hinauf. Die Zeit schrumpfte zusammen. Er sah den Minutenzeiger springen. Er konnte den Minutenzeiger rücken sehen. Jetzt bewegen sie sich gegeneinander. Jetzt voneinander. Die Uhr veränderte die Mienen.

Natürlich — die Uhr hatte doch ein Gesicht. Und auf dem Gesicht zuckte es von allerlei Gedanken.

Hat sie nicht eben gelächelt, die Uhr? So wie Betty immer lächelte?

War auch ein Wunder, daß die Uhr wie Betty

Digitized by Google

lächeln konnte. Es war doch Bettys Gesicht, das vom Zifferblatte freundlich auf ihn herunterſah.

„Na, Betty — willſt dein grünes Blüschen anziehen? Aha, ausgehen? Weihnachtsbeſorgungen machen, gelt? Iſt gut, Betty — ich ſchreibe einſtweilen an meiner Arbeit weiter. Aber höre mal, Betty, daß du mir noch einen Kuß gibſt, bevor du aus der Türe gehſt — eigentlich ſollte ich dir noch von geſtern bös ſein — geſtern — nicht, es war doch geſtern, wo du von mir fortgingſt, ohne was zu ſagen — pfui, Betty, pfui — das haſt du doch früher nie getan — nun denke mal, wenn ich das täte — du würdeſt ſchön beleidigt ſein, wie . . .?"

Und der Mann fuhr fort, mit der Uhr zu reden. Und die Uhr antwortete ihm unermüdlich mit leiſem Schlag.

Es war ſchon eine lange Weile, daß er ſo daſaß. Daß er dann und wann mit der Hand über die braunen Eiſengewichte fuhr, wie man andere, geliebte Hände ſtreichelt.

Und Leute kamen, um ihn zu holen. Aber er machte:

„Bſcht, bſcht, ich habe jetzt keine Zeit — ich muß noch mit meiner Frau etwas bereden", und trieb die Leute aus der Türe und ſchloß ſie ab.

Und dann ſaß er wieder vor der Uhr und ſprach mit ihr und hatte ſie lieb.

Die Zeiger rückten und der Pendel ging — die Kette wurde länger, die Gewichte ſanken tief und tiefer — mit ihnen ſank die Zeit.

Auf einmal war es ihm, als hätte er die Antwort auf eine Frage nicht mehr recht gehört:

„Wie meinſt du, Betty?" ſagte er, „ich kann dich kaum verſtehen?"

Das Gewicht, das die Uhrenzeiger trieb, zitterte leicht. Es war an ſeinem längſten Ende angelangt. Ein leichter Knacks ging durch das Uhrwerk.

„Wie, Betty, wie?"

Das Pendel ſchwang noch ein paar mal leer hin und her.

„Aha — ich habe ſchon verſtanden, Betty — nein, nein, heute will ich dich lieber nicht allein ausgehen laſſen — heute geh ich mit dir, Betty — einen Augenblick noch, Betty — einen Augenblick — ich will nur noch meinen Mantel holen — gleich bin ich wieder bei dir — bei dir . . ."

Und als das Pendel zum letzten Male ſchwang und ſtille ſtand, brachen ſie von draußen die Türe ein — ein Arzt, ein Krankenwärter, ein Schloſſer und ein erbberechtigter Neffe — und fanden einen totenſtillen Mann, der ſich nie mehr rührte — der mit ſeiner Betty fortgegangen war in eine andere Welt.

✱

Dämmerung

Dämmerung ſchleicht ins Haus und löſcht die Brände
Meiner Tulpen rot und violett;
Schwarz und tonlos wuchtet das Spinett,
Und die Bilder tauchen in die Wände.

Nur ein Silberrahmen iſt noch wach,
Fein und lächelnd kommt ſein Glanz geglitten.
Nach des Tages immer leiſern Schritten
Geht ein letztes Lauſchen durchs Gemach.

Helene Brauer.

✱

Ein Beſuch / Skizze von Marie Pego

Durch einen infolge eines Sturzes als Kind ſchon erlittenen Beinſchaden dienſtuntauglich gemacht, hat er vom Kriege daheim bleiben müſſen. Oder vielleicht ſage ich richtiger: dürfen, — denn ich glaube nicht, daß er ſelbſt mit geſunden Gliedern einen echten und rechten Soldaten abgegeben hätte. Möglich aber auch, daß er ohne das alle körperliche Behendigkeit lähmende Hinken nie zu dem geworden wäre, der er heute iſt.

Künſtler möchte ich ihn nennen, obgleich er von der Allgemeinheit ſchwerlich als ſolcher eingeſchätzt wird; aber Seele, Augen und Hand ſind die eines Schaffenden und Könners, wenn er auch nicht mit dem Pinſel feſthält, was er ſieht, ſondern mit der Kamera.

Zuerſt bin ich aus Mitleid zu ihm gegangen, damals vor drei Jahren, als man mir von dem jungen, halblahmen Landsmann erzählte, der draußen in der Vorſtadt ein Atelier für künſtleriſche Photographie aufgetan haben ſolle. Halblahm fand ich ihn nun freilich nicht, ſondern trotz ſeines ſteifen Beines leidlich bewegungsfähig, aber jung war er und — das ſahen meine prüfenden Augen wohl, trotz der geſchmackvollen Einrichtung ſeines Atelierraumes — verhärmt und verhungert. Die Aufnahme, die er von mir machte, gelang ausgezeichnet und half dazu, ihm hier und dort Weiterempfehlung zu verſchaffen. Auch ſonſt klang bald immer einmal in der Stadt ſein Name auf, viele ſprachen von ihm, einige gingen auch zu ihm hin, und heute „hat er zu tun", wie er ſelbſt verſichert, wenn auch am Ende immer noch nicht viel.

Digitized by Google

Mir aber bewahrt er in seinem, dankbarem Gemüt eine rührende Anhänglichkeit; denn er mag unschwer erraten haben, daß es mir damals bei meinem ersten Besuch weniger um ein Bild zu tun war als darum, einem mittellosen Anfänger vorwärtszuhelfen. Inzwischen aber ist sein Atelier für mich ein Ort geworden, den stets in größeren Pausen aufzusuchen mir eine liebe Gewohnheit ist. Arthur Helbig ist Künstler genug, um jedesmal im Schrank ein paar Aufnahmen zu hegen, die er nicht ausstellt, Schmerzenskinder, an denen er unter Mühen ein neues Verfahren erprobt, oder innigfeine Stimmungsbilder, die ihm zu lieb sind, um sie oberflächlichen Blicken preiszugeben. Zu diesen Schätzen führt er mich, wenn ich komme, und wenn ihm beim Ausbreiten und Erläutern der Blätter die Augen strahlen, so fühle ich, er ist ein glücklicher Mensch.

Als ich gestern um die Nachmittagsstunde nach längerer Pause einmal wieder bei ihm eintrat, auf der Schwelle vorsichtig spähend, ob er beschäftigt sei, kam er mir nicht so bereitwillig wie sonst entgegen. Deutlich sah ich, wie er beim Öffnen der Tür zusammenzuckte, sich über eine Arbeit beugte, als wolle er sie mit seinem Körper verdecken, und dann das Bild, an dem er anscheinend retouchierte, halb in eine offne Mappe hineinschob.

Ich schaute ihn lächelnd und scherzhaft den Hals reckend an: „Geheimnisse?" fragte ich neckend, „da legen Sie dieselben nur lieber erst einmal besser weg, denn ich bin unheimlich weitsichtig, und könnte wohl gar schon von hier aus ein Stückchen Gesicht oder Kleid mit den Blicken erhaschen." Er aber lächelte nicht zurück, errötete nur und schüttelte den Kopf. „Nichts dergleichen, was Sie vermuten," erwiderte er mit ernster Abwehr, „und wenn Sie mich erschrecken und das Bild verbergen sahen bei Ihrem Eintritt, so war er nur, weil ich eine andre Besucherin erwartete, schon mit Beklommenheit erwarte, seitdem es draußen zu dunkeln beginnt."

Bei seinen Worten hatte er mich sacht einem Sessel zugeführt und durch eine bittende Handbewegung zum Platznehmen eingeladen, während er selbst, mit dem Rücken an seinen Arbeitstisch gelehnt, in einiger Entfernung von mir stehen blieb. Seine warmen jungen Augen sahen mit einem guten, bekümmerten Blick zu mir hinüber. „An dem Platz, wo Sie jetzt sitzen," begann er dann wieder, seine vorherige Rede erklärend, „saß vor etwa einer Woche nämlich eine andere, ein kleines, altes Mütterchen, die kugelrunde, pralle Gestalt in eine schwarze Mantille vorsündflutlichen Schnittes gehüllt, das runzelige, welke, aber rotbackige Bratapfelgesichtchen unter einer Kapotte mit rührend bescheidenem Federbusch geborgen, an dem es mehr kahle Rippen als Flaum zu sehen gab. Sie selbst schien sich der eigenen Wunderlichkeit beschämend deutlich bewußt, denn nur unter der fortwährenden Entschuldigung, daß sie hierher ja gar nicht passe, und daß sie sich eben von draußen nicht habe träumen lassen, in solch eine noble Einrichtung zu kommen, ließ sie sich von mir zu dem Sessel führen, den Sie jetzt innehaben, und wenn nicht ihre Kurzatmigkeit ihr ein Niedersitzen allzu erwünscht gemacht, ich hätte sie schwerlich dazu bewegt, sich auf das Polster herunterzulassen. Da saß sie nun, rang mit freundlichstem Lächeln nach der abhanden gekommenen Luft und wirbelte dabei eine wachstuchene Einholetasche mit so sprechender Gebärde zwischen den runden Händchen herum, daß ich auch ohne Worte erriet, es müsse in derselben der Grund zu ihrem Kommen verborgen sein.

Und richtig, sobald der Atem wieder ruhig ging, zog sie die wollenen Fäustlinge ab und brachte mit den zitterigen alten Fingern aus der Tiefe der Tasche einen Briefumschlag hervor, dem sie mühsam eine Postkarte entzog. „Hier nämlich, hier ist er," gab sie dabei lebhaft ihre Erläuterung zum besten, „da werden Sie gleich sehen, weshalb ich gekommen bin. Nur böse sein dürfen Sie nicht, wenn das vielleicht keine Arbeit für Sie sein sollte; ich bin eben als Braut zuletzt bei 'nem Photographen gewesen, mit meinem Seligen natürlich, und versteh' mich nicht darauf."

So sprechend legte sie die Postkarte vor sich auf den Tisch, griff nochmals vorsichtig fingernd in die Tasche, holte eine Brille hervor und brachte sie nach umständlichem Putzen endlich auf die Nase. Nun sah sie anscheinend befriedigend. Ganz glücklich, das Zittern des zeigenden Fingers nach Möglichkeit beherrschend, wies sie mir nach einigen Kreuz- und Querfahrten auf dem Bild, das im ganzen etwa zwölf Soldaten wiedergab, den Kopf eines sichtlich blutjungen Bürschleins, das sich nur mühsam mit Gesicht und Schultern über seine Vordermänner erhob. „Das — — das ist er," verkündete sie strahlend, „das ist mein Junge; so sieht er aus in seiner Felduniform. Heut' morgen erst ist das Bild gekommen, aber als ich's hab' ansehen wollen, was meinen Sie? Da ist mir vom nahen Daraufgucken das Wasser so in den Augen zusammengelaufen, daß ich ihn gar nicht hab' rausfinden können. Zum Glück hört' ich gerade meine Flurnachbarin nach Hause kommen; die hab' ich denn gerufen, und richtig — nach zwei Minuten hatte sie den Franz entdeckt. Jetzt, wo ich die Richtung weiß, finde ich ihn ja nun zwar auch, aber ihm richtig in die Augen sehen, wie ich's gern möcht', das kann ich bei einem so winzig kleinen Bilde denn doch nicht mehr mit meinen zweiundsiebzig. Und da hat mir eben meine Nachbarin geraten, ich sollt' zu einem Photographen gehen, der könne so einen kleinen Kopf herausphotographieren und dann mit seinem Apparat ganz groß machen, so groß, daß ich ihn ohne Mühe ansehen kann. Erst wollt' ich's ja nicht glauben, daß es so etwas überhaupt gibt, aber schließlich, was ist denn heutzutage nicht möglich? Und ich besann mich dann auch, schon hier und da in den Bilderschaukästen was von Vergrößerungen gelesen zu haben. Die

Digitized by Google

Adresse, die meine Nachbarin mir nannte, hab' ich nicht behalten können, dachte, du gehst eben mal auf eigene Faust los, und so, als ich Ihr Schild am Hause las und noch obendrein merkte, daß Sie zu ebener Erde wohnen, bin ich in Gottes Namen hereinspaziert. Aber sagen Sie, geht denn das hier auch, so im Parterre? Bei meiner Zeit, lieber Himmel, da mußte man zum Photographieren allemal vier Treppen hinauf!"

Ich konnte nicht umhin, hell aufzulachen. „Ja, sehen Sie," antwortete ich, „das war, wie Sie selber erzählten, auch schon ein bißchen sehr anno damals, denn wenn Sie jetzt zweiundsiebzig sind, und zum letztenmal als Braut zum Photographen gingen ..." Da lachte auch sie; aber als ich an meinem steifen Bein herunterstrich und dazu bemerkte, daß ich eben überhaupt schwerlich meinen jetzigen Beruf hätte wählen können, wenn ich bei seiner Ausübung unter's Dach hätte hinaufklettern müssen, — da schoß ihr vor Mitleid das Wasser hell in die guten blauen Augen. „Ach Gott, ja, darum also, entschuldigen Sie nur! Ich hab' doch gleich schon beim Gutentagsagen mich gewundert, warum der junge Mann wohl nicht mit sei, aber freilich, zum Soldatwerden — dazu muß man gesund sein." Und dann, leise, strahlend von Stolz: „Mein Franz da, mein Franz, wissen Sie, der ist Ihnen noch einer, kerngesund, hat der Herr Stabsarzt gesagt, als er ihn untersucht hat, und dabei, wenn ich denke, als der Vater ihn mir brachte, so jämmerlich, so klein, und hatte doch der Mutter das Leben gekostet, — und wie ich ihn aufgebracht hab' — die Angst mit dem neumodischen Soxleth allein, bis das alles richtig sauber und warm war. Herrgott, nein, und selbst schon Mitte der Fünfzig!"

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen und schüttelte in schwerer Rückerinnerung den Kopf. „Er ist mein Enkel nämlich, der Franz," gab sie mir dann endlich vollgültigen Aufschluß, „heute ein strammer Bursch von siebzehn. Aber damals — — wenn ich's nur denke! Seine Mutter, was meine Tochter war, tot, vier Tage nach der Geburt, und mein Schwiegersohn, schon brustkrank ohnehin, ganz verlassen mit dem hilflosen Wurm. Da hab' ich die Beiden denn zu mir genommen, und als der Gram um die Frau den Mann bald ganz unter die Erde brachte, da saß ich allein da, ich alte Frau, mit dem halbjährigen Flaschenkind. Leicht war's nicht, das kann ich Ihnen sagen, noch dazu bloß mit der schmalen Witwenpension, die ich von meinem Seligen hatte. Und vollends schlimm ward es erst, als da so eine Neunmalgescheite zu mir in's Haus zog, die ihre Nase in alles steckte und mir nun hinterdrein weismachen wollte, daß es Unrecht gewesen, meine Tochter dem lungenkranken Mann zur Frau zu geben; der hab' sie angesteckt, natürlich, und der Junge, der hätte das schlimme Erbteil nun auch schon von der Geburt an weg. — Das Frauenzimmer mußte mir aus der Wohnung mit ihrem Gesalbadere; in meiner Jugend hat man von so 'nen Hirngespinsten nichts gewußt, — aber sitzen geblieben ist doch was von dem Gift, das sie mir in's Ohr gespritzt, und nie hab' ich den Franz mehr anders ansehen können als mit der Angst, ob er denn wirklich was abgekriegt habe vom Vater. Zumal als er dann dem Papa immer mehr gleichgesehn hat, auch so lang und so schmal in den Schultern; da hat es manches Ei in die Suppe gegegeben, das für mich allein nicht daran gekommen wäre. Aber Gott sei Dank, Gott sei Dank — —" sie atmete zitternd auf, „,kerngesund' hat der Herr Stabsarzt gesagt!"

Immer innerlich bewegter hatte ich der kleinen Alten zugehört, und Sie können sie nicht gar nicht rührend genug vorstellen, wie sie da auf Ihrem Platze saß, so tapfer, so alt, und nun so allein. „Haben Sie's denn wirklich über's Herz gebracht, ihn ziehen zu lassen?" fragte ich schüchtern, ganz ehrfürchtig vor so viel Größe. „Übers Herz gebracht?" wiederholte sie und sah mich an, als habe sie nicht recht gehört, „danach wird unsereins heut' nicht gefragt, junger Mann. Wir Mütter dürfen heute auf unser Herz nicht hören; — das hätt' auch Ihre Mutter nicht gedurft, wenn Sie gesund wären. ‚Wir Mütter', sage ich, denn er ist ja doch mein Kind, mehr fast als meine Tochter es gewesen, die ich einst ohne sonderliche Mühe groß gezogen, als ich noch frisch an Jahren war. Was ich gelitten hab' in meiner Kammer, während der Junge fort war, um sich beim Militär untersuchen zu lassen, das weiß nur ich. Aber als er dann wiederkam und mir den Ausspruch vom Stabsarzt entgegenrief, da — was meinen Sie? — da hab' ich doch gejubelt, als sei's ein Gnadengeschenk, denn wofür hab' ich ihn wohl anders groß gepäppelt in Angst und Sorgen, als für's Gesundwerden? Und gesund ist er, mein Franz, kerngesund, hat der Herr Stabsarzt gesagt!"

Wie einen Schild hielt sie diese Worte mir entgegen, als solle all mein Mitleid daran abprallen, aber ich fühlte, sie lege dieses Wort auch als Schutzwehr über ihr eigenes, armes, bangendes Mutterherz, wohl mit dem stillen Nachgedanken, daß Gott ihn nicht könne so gesund haben aufwachsen lassen, um ihn jetzt draußen der ersten besten Kugel preiszugeben.

Arthur Helbig senkte die Stirn. „Und dennoch kam es so," fuhr er nach einer kurzen Pause aufblickend fort, „drei Tage, nachdem die alte Frau die Vergrößerung bei mir bestellt, las ich die Todesanzeige ihres Enkels in der Zeitung: ‚Gefallen bei einem Patrouillengang.' Gewaltig hat's mich getroffen," fügte er hinzu, „wohl eine Viertelstunde lang bin ich hier im Atelier auf und abgeschritten und habe immer wieder ein ‚Nein' und ‚Nicht möglich' gemurmelt; und dann — dann hab' ich etwas getan" — sein feines junges Gesicht rötete sich wie das eines sehr guten Menschen, der sich einer schönen Handlung zugleich freut und schämt — „ich hab'" — und er griff rückwärts nach der Mappe, in

Digitized by Google

welche er bei meinem Eintritt ein Bild hineingeschoben — „ihren Franz habe ich ihr herausgearbeitet aus der kleinen Aufnahme, so groß es mir irgend möglich war. Als sie nämlich hörte, wie teuer solche Vergrößerungen sich stellen, hat sie in sichtlichem Schrecken ihre Ansprüche immer weiter zurückgesteckt. Und obgleich ich meinen Preis ihr zuliebe schon ungewöhnlich niedrig angesetzt, glaubte sie doch, nicht über eine Vergrößerung in Visitformat hinausgehen zu dürfen, für die ich ihr drei Mark als Honorar vorgeschlagen. Auf diese Größe hatten wir uns geeinigt; aber als ich dann das las — das in der Zeitung — da hab' ich," und nun zog er das Bild vollends hervor, „dies hier gemacht, und es soll sie nicht einen Pfennig teurer zu stehen kommen, denn, weiß Gott, diese Zeit hat sie genug gekostet!"

Er hielt mir die Vergrößerung hin, ein tadellos klares Bild weit über Kabinettgröße; ich sah in ein herzensgutes, frisches, lächelndes Knabengesicht, und mußte den Blick wenden, weil er sich mir trübte im Anschauen dieses jungen unausgelebten Lebens, das nun sein Ziel gefunden.

Helbig zog jetzt auch das Original heran: „Sehen Sie hier, klein aber scharf," sagte er und wies auf den kaum über die Gruppe seiner Kameraden hinausragenden Kopf des Jünglings, „daraus ließ sich mit einiger Mühe schon eine gute Vergrößerung machen. Und beachten Sie bitte einmal hier den dünnen Kreis; erraten Sie, was er bedeutet?" Ich verneinte. „Seine Großmutter hat ihn gemalt. Als ich bat, mir ihren Enkel mit einem Merkmal auf der Postkarte bezeichnen zu dürfen, damit ich ihn, wenn sie fort sei, nicht mit den andern verwechsle, hat sie mir plötzlich in jäher Angst den Bleistift aus der Hand gerissen und ‚Nein, nein, kein Kreuz, kein Kreuz!' gefleht und selbst mit den zitternden Fingern den Kreis über den Kopf ihres Jungen gezogen, wie einen Zauberbann."

Stumm sahen wir eine Weile darauf nieder. „Heute ist der Tag, wo sie das Bild holen soll," hub Helbig endlich wieder an, „‚am achtundzwanzigsten ist es fertig', habe ich ihr versprochen, und nun warte ich, seit es zu dämmern beginnt, warte und bange. Darum mein Zusammenfahren, als Sie kamen, mein Verbergen des Bildes in der Mappe. ‚Gegen Abend komme ich', hat sie so eifrig gesagt, damals schon, als sie den Lebenden noch draußen wußte im Feld, frisch und gesund, wieviel mehr wird es sie heute hertreiben, wo ihr Bild, ihr armes Bild, das einzige ist, was seine Züge ihr aufbewahrt. Aber darum auch, sehen Sie, bangt mir davor, und ich wünschte fast, es läge schon hinter mir. Und sacht muß ich zu Werke gehen, damit sie nicht erschrickt, denn das Bild, das sie erwartet, ist nur klein — meines aber —," prüfend hielt er es vor sich hin, „muß sie nicht denken, wenn sie es zuerst sieht, er lebe?" — murmelte er. — — Ich nickte bewegt. — Da, ein Füßeabklopfen draußen, ein langsam herannahender Schritt — mit zwei Sätzen war ich an einer Tür, die in ein Nebenzimer führte, „ich gehe", flüsterte ich, ein Dankblick seinerseits, ein Händedruck, und ich war hinaus. Durch den Ausgang seiner eigenen kleinen Wohnung schlüpfte ich wenige Augenblicke später auf die Straße. Gern hätte ich sie wohl gesehen, die liebe, alte Frau; aber das wußte ich, diese zwei Menschen mußten allein bleiben in dieser Stunde, allein mit dem Dritten, der nicht mehr unter den Lebenden war.

Bücherbesprechungen

Waldemar Bonsels: **Himmelsvolk.** Ein Buch von Blumen, Tieren und Gott. 1915. Schuster & Löffler, Berlin.

Bonsels ist als feiner Psychologe bekannt; er versteht es mit Sicherheit, das Typische eines Wesens herauszuarbeiten. Diese Kunst befähigt ihn besonders zur Behandlung der Tierfabel, wovon uns das vorliegende Buch eine neue Probe liefert.

Bonsels zeigt uns das Leben auf der Waldwiese in der Frühlingsnacht; er läßt in meisterhafter Form vor uns den Kampf „Hassans" mit „Ala", des Igels mit der Kreuzotter erstehen und erzählt uns höchst anschaulich, wie „Assap" und „Jen" aus Kaulquappen zu Fröschen werden und was sie dabei für Froschempfindungen haben:

„Segne unserer Schenkel Schwung,
sende große Fliegen,
nämlich ohne einen Sprung
kann man sie nicht kriegen."

Alle diese Schilderungen ergeben ein ebenso anmutiges wie wahrheitsgetreues Bild vom Leben und Weben der Natur und vom Treiben der Tiere in ihr; diese Darstellungen sind dem Verfasser ausgezeichnet gelungen. Weniger gefallen mir dagegen die Engel und Elfen, die ein bißchen oft vorkommen und denen man nicht viel Interesse entgegenbringt; sie passen nicht recht zu den realen Vorgängen der Natur und sind eine ganz andere Art Poesie als die angeführten Beispiele; von diesen reinen Phantasiegestalten sollte sich der Verfasser frei machen. Schade ist es auch, daß das Buch keine eigentliche durchgehende Handlung besitzt, wie etwa des Verfassers „Biene Maja"; das ganze Werk würde dadurch sehr gewonnen haben.

Alles in allem möchte man das Buch gern im Besitz eines jeden wissen, der Freude an beschaulicher und vom Alltag gründlich ablenkender Lektüre hat.

Dr. Hans Janke.

Inhalt des Heftes 37: Treibholz. Roman von H. Schobert. — Stärker als Liebe. Roman von Arthur Achleitner. — **Beiblatt:** Fülle der Liebe. Gedicht von Bernhardt Schäfer. — Die alte Uhr. Skizze von Fritz Müller. — Dämmerung. Gedicht von Helene Brauer. — Ein Besuch Skizze von Marie Pego. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke
Ausgegeben am 10. Juni 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 38

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode).

3. Fortsetzung.

Lu spitzte die roten Lippen und aß und trank. . . Ein unendliches Behagen durchströmte sie, obwohl die wundervolle Umgebung heute viel weniger Eindruck auf sie machte, als das erstemal. Sie empfand mehr die Harmonie des ganzen als Folie für ihre gute Laune.

Sie trank aber sehr vorsichtig, nicht mehr als zwei halbe Gläser Sekt; diesmal wollte sie keine häßliche Nachwehen haben. So viel er auch bat, sie blieb standhaft.

„Was Sie für ein Eigensinn sind, kleine Lu", sagte er beinahe ärgerlich. „Morgen werden Sie mich trotz Ihres Protestes für einen Geizhals halten."

Sie lachte so herzlich, daß ihr geschmeidiger Körper sich bog; aber es war mehr ein Girren, kein lautes Gelächter. Von Augenblick zu Augenblick entzündete sie ihn mehr, merkte er doch, daß sie wirklich von anderer Herkunft sein mußte.

Fest faßte er ihre Hand, ja, er zog den ganzen Arm zu sich herüber.

„Eins versprechen Sie mir aber, Lu. Während ich fort bin, — mit niemandem gehen Sie soupieren!"

Sie sah ihn an. Es war der ehrliche Blick einer anständigen Frau.

„Aber selbstverständlich", sagte sie geärgert „was glauben Sie denn Graf." —

„Das genügt mir nicht. Sagen Sie — ich gelobe es feierlich."

Sie wiederholte zwar lächelnd seine Worte, aber ein kleiner melancholischer Unterton klang darin mit.

„Die Pia sagt: hohe Herren sind vergeßlich, — wie sie auch zu den Frauen stehen mögen."

„Die Pia? — Ist das die Eiergelbe? — Die macht wohl bei jedem Manne dieselben Erfahrungen. — Solche Weiber — ja wohl, solche Weiber — ziehen das ganze Geschlecht herab. — Und daß Sie mit darunter stecken, Lu, — Sie! — Das ist mir höchst unangenehm."

„Ich verdiene mir ehrlich mein Brot."

„Lu," sagte er erregt, „Sie könnten es besser haben wenn Sie nur wollten." — Er zog einen Aluminiumschlüssel aus seiner Tasche und legte ihn auf das Tischtuch vor sie hin.

„Sehen Sie, dieser Schlüssel schließt eine kleine vierzimmerige Wohnung, eingerichtet wie ein rosiges Nest. Und diese Wohnung gehört mir. — Seit Jahren steht sie leer. Ein liebes Geschöpf bewohnte sie einst, — ist aber gestorben, nun suche ich nach einer Nachfolgerin. . . . Bisher war mir keine gut genug. — Wollen Sie die Wohnung beziehen, Lu? — Und alles was dazu gehört — auch den Mann behalten?"

Sie spielte mit dem funkelnden Schlüssel, den sie gedankenlos aufgenommen hatte. Was wurde alles in ihr lebendig! All die Träume und Wünsche nach Schönheit und Reichtum, ihr ganzer, verfeinerter Kulturinstinkt. — Und sie wog diesen Mann gegen die Männer aus ihrer Vergangenheit . . . . War er nicht ein anderer? Würde er sie in ihrer Selbstachtung so schwer kränken wie jene? — Vielleicht tat sie unrecht, auch in ihm nur den rücksichtslosen Besitzer ihrer Person zu sehen. . . .

Digitized by Google

Eine Sekunde schloß sie die Augen, der Schlüssel bebte in ihrer Hand.

„Du gefällst mir so sehr, Lu", sagte er halblaut in ihr Ohr. —

Aber dann war es vorüber. Groß und klar öffnete sie die Augen, leise legte sie den Schlüssel in seine Hand zurück.

„Ich kann nicht."

„Warum nicht, Lu?" drängte er heiß.

„Ich muß frei und unabhängig bleiben! Ich sterbe in Fesseln!"

„Ja, fesseln möchte ich dich allerdings", er preßte ihren Arm dabei bis zum Schmerzgefühl und stieß die Worte in höchster Erregung zwischen den Zähnen hervor. „Du gefällst mir, und ich will dich halten."

Sie straffte ihren schmalen, feingliedrigen Körper hoch, etwas Feindseliges trat in ihr Gesicht.

„Sehen Sie, daß ich recht habe!"

Er strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Der urewige Kampf zwischen den Geschlechtern, Lu! So lange es Menschen gibt, immer derselbe. Ich — oder du! Wer ist der Stärkere?"

Lu beugte sich zu ihm; ein süßes Lächeln auf den Lippen, funkelnden Glanz in den dunklen Augen.

„Lassen Sie uns doch Freunde sein, Graf Egmont."

Er lachte.

„Närrchen!" sagte er nur. Dann — nach einer kleinen Pause:

„Hören Sie, Lu, Sie haben mich abfallen lassen wie einen — — — na, verzichten wir auf jeden Vergleich! Sehen Sie wenigstens ein, daß Sie mir eine Revanche schuldig sind?"

Betroffen, die Unterlippe zwischen die Zähne ziehend sah sie ihn an.

„Wenn ich kann . . ." entgegnete sie unsicher.

„Diesmal können Sie es, — denn es hat mit meiner Person nichts zu tun" . . . Der Groll über ihre Weigerung klang doch darin noch nach, und so fügte er hinzu:

„Sie sind sehr vorsichtig, kleine Lu."

Sie zog sich in den Schultern zusammen wie ein ängstliches Kätzchen und sah ihn mißtrauisch an.

Er lachte.

„Ja, führen Sie nur Ihre schönen Augen ins Treffen! — Die werden noch manch einen damit in Brand setzen, aber Sie sind ja Willens jedes Feuer zu löschen."

Lu seufzte tief auf.

„Wenn Sie an meiner Stelle wären, Graf.."

Jäh verstummte sie. Er hatte ein Etui aus seiner Brusttasche gezogen und ließ es vor ihren Augen aufspringen. In dem eingebetteten, kostbaren Brillantringe spiegelte sich das Licht, er funkelte hell. Strahlengarben schossen aus ihm auf.

Schweigend nahm der Prinz den Ring und griff nach ihrer Hand.

„Zur Erinnerung an mich."

Das kühle Gold glitt über ihren Finger, der Ring paßte vorzüglich.

Lu war dunkelrot geworden. Wie ein Rausch ging es von den blitzenden Steinen aus, der sie fast schwindlig machte. Sie starrte darauf nieder und vergaß alles. Leise und langsam schloß der Prinz ihre Finger zur Faust. Da traf ihn ein kurzer, schmerzlicher Blick.

„Führen Sie mich nicht in Versuchung", sagte sie mit erstickter Stimme.

„Das ist keine Versuchung — nur ein Andenken; es soll Ihnen Glück bringen." Aber Lu zog schweigend den Reif vom Finger und legte ihn auf das Tischtuch.

„Ich kann — ich will nichts annehmen, — schon das Souper ist zu viel", stieß sie hervor, und ihre Augen wurden feucht. „Ich will kein — Treibholz in Ihrem Sinne werden."

„Kleine Lu — —" er nahm ihre Hand und drückte sie — — „Manches davon gerät auch ans Ufer und rettet sich warm und weich in den Sand. jedenfalls hoffen! — Sie sind zu hübsch um unterzugehen."

Hatte sie überhaupt gehört, daß er sprach? Mit verzehrenden Blicken hing sie an den funkelnden Brillanten, und in ihr kämpften widerstrebende Empfindungen bis zum Schmerzgefühl.

Er schob den Ring wieder an ihren Finger.

„So dürfen Sie mich nicht kränken", sagte er ernst. „Habe ich bisher nicht gehalten, was ich Ihnen versprach?"

„Ja!" Sie sah dankbar zu ihm auf.

„Nun also! — Dieser Ring soll keine Schlinge sein um Sie darin zu fangen. — Ist das nicht genug?"

Digitized by Google

Sie stieß einen Laut aus, — halb Glückseligkeit, halb noch Bangen, — aber, dann schloß sie die Hand fest.

„Ich danke Ihnen, — oh, wie ich Ihnen danke", jubelte sie wie ein Kind. „Noch niemals habe ich ein Schmuckstück besessen wie dieses. — O, wie glücklich ich bin!"

Er strich langsam über ihren Arm und seufzte ein wenig. Sie kam ihm so harmlos und naiv vor, fast konnte man sie beneiden.

Da beugte sie sich ihm impulsiv entgegen und bot ihm die Lippen. Er küßte sie, hastig und stumm. Dann zog er die Uhr.

„Es ist Zeit für mich, kleine Lu. Denken Sie manchmal an mich wenn ich fort bin!"

Sie hielt ihm strahlend die Hand entgegen.

„Jede Stunde — jede Minute!" versicherte sie eifrig.

Einen Augenblick hielt er ihren gertenschlanken Leib umfaßt, noch einmal suchten zum Schluß seine Lippen die ihren. Dann aber stand er nicht wie das vorige Mal mit leichtem Gähnen auf dem Trottoir und sah ihr Auto um die Ecke flitzen. Diesmal war ihm erregt zumute. —

„Verbrenne dir nicht zu sehr die Flügel, mein Alter," sagte er spöttisch im Geheimen zu sich, „du warst doch schon so verünftig geworden."

Dann stieg auch er in ein Auto, denn es war für ihn die höchste Zeit. Aber wenn es noch in seiner Macht gestanden, wäre er lieber hier geblieben um seinen kleinen Roman weiter zu verfolgen. —

Diese Nacht schlief Lu wieder nicht. Aber der Wein war diesmal nicht Schuld daran. Alle Stunde machte sie Licht, drehte den Ring hin und her und ließ ihn funkeln; jedesmal drückte sie zuletzt ihre Lippen auf den Stein.

Was würden morgen die andern zu ihrem Reichtum sagen?

Und da fiel es ihr schwer auf das Herz, — wie sollte sie diesen Besitz rechtfertigen, wenn man sie fragte?

Schnell schob sie die Hand unter die Decke und sah nachdenklich vor sich hin.

Aber wer hatte denn überhaupt ein Recht danach zu fragen? Das waren ja ihre Sachen ganz allein . . . hinter ihrem Rücken zu reden konnte sie niemandem verbieten, das mußte ertragen werden, und ein gut Teil Neid würde da mitreden, besonders bei der Pia, aber trotzdem — tun konnte sie was ihr beliebte, wenn sie nur den Mut dazu hatte.

Die Hand mit dem Ringe schlüpfte wieder hervor, der Ring glühte und flimmerte, behexte sie vollständig.

Trotzdem trug sie ihn am nächsten Tage noch nicht, erst am Abend erschien sie damit am Künstlertisch, und im Augenblick war ihre Hand Gegenstand allseitiger Aufmerksamkeit.

„Ein feines Spielzeug", sagte Kimmerling als erster und betrachtete mit schiefem Kopfe das zuckende Farbenspiel. „Ja, Dorsay, wenn Sie so weiter machen, wird schon ein hübscher Haufen aus tausend und einer Nacht zusammenkommen! — Ihr Weiber habt es gut."

Lu, die das Wortspiel nicht verstand, lächelte ihn an.

„Unbescheiden bin ich nicht", sagte sie treuherzig.

„Werden es schon werden! — Keine Angst."

Mitzi sah beleidigt aus und wandte sich ab. Sie fühlte sich in ihrer Beschützerrolle Lu gegenüber durch ihre vollständige Unkenntnis gekränkt.

Die Pia aber schrie erbost:

„Nun soll uns die Dorsay nur nicht mehr den Unschuldsengel vorspielen, — solch Gelump muß immer bezahlt werden." Sie betrachtete dabei ihre eigenen funkelnden Hände, an denen kein Stein echt war und streckte sie gespreizt von sich, — „da seht her, das kostet nicht viel, — in jedem Laden kann man es für ein paar Mark haben. Echt — dazu hat's nicht gelangt!"

„Das solltest du nicht so laut sagen, Pia," Kimmerling kratzte sich am Ohr und bog es zusammen, er machte ein bekümmertes Gesicht. „Schlimm für dich, daß du so tief unter Pari stehst."

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihm an die Gurgel, aber Benzberg kam gerade in Sicht . . . da murmelte sie nur eine Bemerkung vor sich hin.

Die Nelda lächelte, und der junge Falkner sah Lu mit großen Augen an, als sähe er sie zum ersten Male.

„Wie ihr alle tut!" sagte sie geärgert und vergrub trotzig die Hand mit dem funkelnden Stein in ihr dickes schwarzes Haar. „Man sollte es nicht für möglich halten." — Aber es

Digitized by Google

blieb ein unerfreulicher Abend für sie, und sie war froh, als sie endlich nach Hause konnte.

Zu ihrem Staunen fand sie Mitzi noch auf und in ihrem Zimmer, denn die platzte geradezu vor Neugierde.

„Nun aber erzählen, Lu, — ehrlich mit der Sprache herausgerückt."

Breit — in quellender Fülle saß die Brave auf dem Sofa, nur eine lose Matinee hing um ihre Schultern, und die Haare waren schon zur Nacht eingedreht. Sie erinnerte herzlich wenig an die Erscheinung der abendlichen Kabarettsängerin.

Sie streckte ihre vollen, weißen Hände aus und sagte: „Zuerst aber geben Sie mal den Ring her, Kindl. Sind Sie auch nicht angeschmiert worden? — Ist er echt?"

„Ich glaube schon."

Lu setzte sich in den fadenscheinigen alten Plüschsessel, der zu der Ausstattung ihres Zimmers gehörte und kreuzte die Arme hinter dem Kopf. Sie lachte mit schimmernden Zähnen. Allmählich begann sie sich köstlich darüber zu amüsieren und geschmeichelt zu fühlen.

In ihrem früheren Leben wurde wohl nach anderen Werten gemessen als in ihrem jetzigen, aber mit dem hatte sie nichts mehr zu tun, — sie war jetzt Lu Dorsay — die Kabarettkünstlerin.

„Von wem?" Inquirierte die Mitzi unbarmherzig.

„Ich weiß nicht!" Lu zuckte die Achseln. „Anonym!" sagte sie endlich lächelnd.

„Gehen's, machen's kein Pflanz!" — Das soll einer glauben? — Bei uns?" —

Wenn die Mitzi in Dialekt verfiel, war sie sehr ungnädig; sie stand auch jetzt sofort auf.

„Wenn Sie nicht wollen — gut! — Aber das hätt ich wohl um Sie verdient."

Lu hielt die Zürnende zurück.

„Vom Prinzen!" sagte sie hastig. „Aber nichts — nichts hat er dafür bekommen oder verlangt! Eine Wohnung hat er mir angeboten und 10 000 Mark jährliches Taschengeld!"

Die Mitzi sank halb betäubt auf das Sofa zurück.

„Nein, aber so was! — Unerhört!! — Sie haben doch zugegriffen?"

Aber Lu richtete sich hoch auf.

„Ich bin eine anständige Frau, Mitzi — was denken Sie denn! ‚Nein' habe ich gesagt."

„Nein, so eine Dummheit! Da können Sie lange warten bis Ihnen wieder so was geboten wird, Sie kleines Schaf Sie! — Na und er? Was hat denn er gesagt?"

„Den Ring hat er mir gegeben."

„Und Sie? Jessus nein, — ich bin ganz verdattert! Was wollen Sie denn eigentlich?" Lu sprang auf und drehte sich lachend um sich selber.

„Mag er mich doch heiraten", trällerte sie übermütig. — „Nein Mitzi, — auch dafür wäre ich kaum zu haben."

Sie war wieder ganz ernst geworden, ruhig und unbeweglich stand sie am Tisch, ihre Augen sahen ins Weite. Ein leichter Schauer überrann sie.

Die Mitzi achtete nicht darauf, sie bekam Hochachtung vor diesem merkwürdigen Geschöpf da vor ihr, dessen Seelenregungen, — wenn sie einmal zutage traten, weit über ihren Horizont gingen; aber sie sagte nachher zu ihrem Adolf:

„Ich bin doch platt, Männle! An der Darsay können wir noch was erleben, — das ist eine ganz Raffinierte."

Adolf widersprach.

„Im Gegenteil! Ein guter, anständiger Kerl, nur mit einer anderen Blutmischung als wir. Ich wünsche ihr alles Glück."

Die Mitzi richtete sich in den Kissen auf und stützte den Kopf in die Hand. Tiefsinnig sah sie ihren Mann an.

„Was hat sie nur an sich, daß sie gleich allen Männern die Köpfe verdreht, während andere, die ebenso hübsch sind, ganz unbeachtet bleiben. Ich sinn oft darüber nach. — Findest du die Lu schön, Adolf?"

„Schön? — Viel mehr als das! Aufregend pikant."

Mit hörbarem Ruck warf sich Mitzi in die Kissen.

„Na — sei so gut!" murrte sie ärgerlich.

Es war als sei mit dem Besitze des Ringes ein anderer Geist in Lu gefahren. Wünsche und Träume ihrer erster Jugend erwachten wieder und hielten sie fest in ihrem Banne. Nicht Geld als solches lockte sie, das galt ihr wenig, aber ihre Augen, ihre Sinne schrieen nach Schönheit. Wenn sie in ihrem fadenscheinigen Mietszimmer saß und die Augen schloß, stand das ihr angebotene Nest des Prinzen Egmont vor ihr, wie es sein

Digitized by Google

könnte, sein würde in all seiner wundervollen Einrichtung. Sie sah sich darin umhergehen, gepflegt, beglückt bis in die feinsten Fasern ihres Empfindens, in Wolken von Chiffon und Spitzen gehüllt, duftend und strahlend in ihrer jungen Schönheit, der das alles zur Folie diente. An die Bewunderung anderer dachte sie nicht, nur an den Genuß den sie an ihrer Umgebung, an sich selbst haben würde.

Bis in die kleinsten Einzelheiten malte sie sich alles aus, — wieder und immer wieder — bis sie endlich mit einem schweren Seufzer die Augen hob. Dann sah sie die ganze Häßlichkeit ihrer Umgebung noch schärfer als vorher und empfand sie fast schmerzhaft, sah die dunkelnde, regennasse Straße, in der schmutzige Kinder lärmten und das grelle, scheußliche Schild auf der anderen Seite, das nicht einmal orthographisch richtig geschrieben war, und wurde von alledem abgestoßen bis zu einem Gefühl voller Qual.

Wenn sie die Mitzi auf all diese Dinge aufmerksam machte, lachte die vergnügt und ganz verständnislos.

„Schauen Sie nicht mit so prüfenden Augen um sich, Kindl", sagte sie. „Jeder kann doch nicht Professor oder gar Kaiser sein! Sein's nur ganz zufrieden! Es ist, wie es ist!" —

Dann schwieg Lu, malte sich aber ihre ständige Vorstellung immer wieder aus:

„Gewiß war ich früher einmal eine ägyptische Königstochter, — oder eine schöne Römerin, die in Eselsmilch badete, und deren ganzer Daseinszweck es war, in Schönheit zu leben. Vielleicht war das, was in mir sich regt, vor tausend Jahren schon einmal lebendig und hat unbewußt diese verzehrende Sehnsucht nach dem Einst mit hinübergenommen in das Jetzt, das so ganz anders ist, — so trivial und häßlich... Könnte das denn nicht möglich sein? Ob so noch mancher andere außer mir fühlt und in dieser quälenden Art? — Ja, — wenn man das alles wüßte!" —

Sie seufzte und strich mit der Hand über die Stirn. Die ganze innerliche Hilf- und Haltlosigkeit, die sie so leicht von einem Extrem in das andere trieb, kam ihr wieder einmal so recht zum Bewußtsein. Und sie beneidete die Nelda, die so sicher und selbstbewußt ihren Weg ging, sogar die Pia, die nach nichts anderem Verlangen trug, als nach ihrem lockeren Lebenswandel, und die stets mit sich zufrieden war.

Übrigens merkte sie recht gut, daß der Ring, den sie nun täglich trug, in den Augen ihrer Kollegen keine Schande war. — Im Gegenteil! Etwas wie Hochachtung und neidische Bewunderung umgab sie jetzt manchmal, und sie mußte darüber nachdenken, wie verschieden doch die Lebensauffassung der Menschen sein mußte! — In ihrem bisherigen Leben hatte man sie geächtet, an das Kreuz geschlagen und als unverzeihliche Sünderin betrachtet, wenn sie so ein Geschenk angenommen und damit noch geprahlt hätte. Hier betete man jeden Erfolg an, — auf welcher Seite er auch lag. Man begriff nicht einmal ihr Zögern, sich ein gesichertes Leben, wenn auch auf Kosten ihrer Selbstachtung zu schaffen.

Und wieder kam das Fremd- und Verlassensein unter all diesen Menschen mit voller Gewalt über sie.

Sie nahm Hut und Mantel und ging auf die Straße. Sie wollte nicht grübeln, es nutzte nichts und hatte keinen Zweck. — Als sie ein paar Straßen weit gelaufen war, sah sie einen Mann vor sich gehen, dessen Gestalt ihr bekannt vorkam; aber sie besann sich im Augenblick nicht, wo sie ihn gesehen haben konnte. Er ging sehr langsam mit etwas gesenktem Kopfe, die Hände in den Manteltaschen vergraben. In der ganzen Haltung lag etwas Nachdenkliches und Insichgekehrtes. Bald hatte sie ihn erreicht, und als sie mit flinken Füßen vorüberging, sah sie ihm überrascht in das Gesicht.

„Herr Falkner! — Nein! — Daß ich sie nicht eher erkannt habe!"

„Das ist ja so natürlich. Ich bin doch keine interessante Persönlichkeit", sagte er bitter.

Lu ärgerte sich darüber.

„Interessant oder nicht — das hat nichts mit einem rascheren Erkanntwerden zu tun." —

Er sah stumm gerade aus und an ihr vorüber, sein Gesicht war bleich und eingefallen, nur seine Augen glühten.

Es reizte sie plötzlich, mit ihm zu sprechen.

„Wenn Sie kein direktes Ziel haben, Herr Falkner, gehen wir ein wenig zusammen. Ich möchte dem schrecklichen Grübeln entlaufen, das mich schon den ganzen Tag quält."

Er sah sie überrascht an.

Digitized by Google

„Sie könnten grübeln, Fräulein Dorsay?"

„Warum nicht, — oder glauben Sie, ich könnte nur lachen?"

Er hatte sich in Gedanken noch nie mit Lu beschäftigt, das machte ihn jetzt unsicher, und er schwieg.

„Ich habe in meinem Leben schon viele Tränen geweint", sagte sie sehr ernst, mit einem zitternden Unterton in der Stimme. „Manchmal wundere ich mich sogar, daß ich noch lachen kann."

„Ich kann es nicht mehr", entgegnete er und preßte wie im Schmerz die Hände gegeneinander.

„Warum nicht?"

„Weil ich mit mir selbst zerfallen bin. Das sind schreckliche Stunden, Fräulein Dorsay."

Lu nickte. „Das weiß ich. Aber Sie haben doch die Nelda!"

„Ich liebe sie ja sehr — und doch — und doch! . . Wäre ich geblieben was ich war, — würde ich wohl glücklicher und vor allem — zufriedener sein."

„Nein!" sagte Lu hart. „Was in uns sitzt, — muß heraus, — wir können nicht dagegen an, denn es knechtet und verzehrt uns. Darum ist es belanglos, ob wir uns zuerst dagegen auflehnen. Es kommt doch."

Mit großen, erstaunten Augen sah er sie an. Die ganze Überhebung der jüngsten Jugend, die nur ihre Erfahrungen als das Maßgebende und einzig und allein Richtige ansieht, lag in dem Ausdruck seines Gesichtes, seiner Stimme als er sagte:

„Was wissen Sie davon!"

Lu lachte leise.

„Viel! Vielleicht ebensoviel, wenn nicht mehr als Sie!"

Er zuckte ein wenig überhebend mit den Schultern.

„Ach, — Frauen!" sagte er in derselben Tonart wie vorhin. Und dann mit leidenschaftlicher, verhaltener Stimme:

„Kennen Sie wirklich Sehnsucht, — heiße, verzehrende Sehnsucht nach dem Leben wenn es sich uns entzieht? Kennen Sie Unrecht und Schuld gegen sich selbst? Kennen Sie die Stunden des Entsetzens vor sich selbst?"

„Ja!" sagte sie einfach.

„Dann erzählen Sie mir von sich."

Aber Lu schüttelte den Kopf.

„Wozu? — Man findet sich am besten mit allem ab, — wenn man vergißt."

„Wer das könnte!"

„Ich versuche es." Sie lächelte ihn an. „Versuchen Sie es doch auch."

Sie waren durch das Brandenburger Tor gegangen, Falkner schritt unbewußt gewaltig aus, so das es Lu schwer wurde neben ihm zu bleiben; dennoch gelang es ihr. Sie hatte das Gefühl, als täte ihre Nähe ihm gut. Zum erstenmal sah sie ihn bei Tageslicht und ohne die Gegenwart der Nelda. Sein Gesicht war noch bleicher und hagerer, als es bei Lampenlicht erschien, und Lu dachte, es ließe sich viel aus diesen Zügen herauslesen. Kaum bewußt tat er ihr leid. Wußte sie doch auch, was solche tief inneren Kämpfe bedeuteten. Trotz des unfreundlichen, regenfeuchten Wetters warf Falkner sich auf die nächste Bank, senkte den Kopf und faltete die Hände. Lu setzte sich zu ihm.

„Ich bin ein Ruheloser geworden," sagte er dumpf vor sich hin, „ein Geächteter, der sich nicht lösen kann und sich an seinen Fesseln wund reibt."

„Tannhäuser!"

Es klang ein wenig spöttisch, als sie das sagte und fröstelnd die Hand im Muff barg. — Aber es gibt ja eine Rückkehr!"

Er fuhr auf. Ein roter Schein lief über sein Gesicht.

„Für mich nicht, Fräulein Dorsay. Einmal bin ich treulos gewesen, — ein zweites Mal nicht."

Lu stand auf, denn durch ihre dünne Kleidung drang die Feuchtigkeit des Holzes, auf dem sie saß und zeigte ihr die Unvernunft ihres Beginnens. Sie legte dabei ihre Hand kameradschaftlich auf die seine und fühlte deren Glut.

„Kommen Sie, Herr Falkner," sagte sie eindringlich, „wir holen uns hier beide den allerschönsten Schnupfen, und ich muß heute Abend singen. Eigentlich lohnt es auch nicht, sich selbst tragisch zu nehmen! Es kommt doch alles wie es kommen soll."

Er rührte sich nicht und antwortete auch nicht, fühlte aber mit Schrecken, daß die kühlen, glatten Finger auf seiner Hand ihn beunruhigten, ihm plötzlich Herzklopfen machten. — Bisher war nur die Nelda in sein Leben getreten, er

Digitized by Google

hatte ihretwegen blindlings alles fortgeworfen und sich ihr mit Leib und Seele ergeben. Die Treue gegen sie sollte ihn von der Untreue gegen sich entsühnen, nun aber fühlte er, daß auch eine andere auf ihn einwirken konnte, daß ihm die Treulosigkeit also im Blute lag, und vor Scham und Entsetzen hätte er laut aufschreien mögen, so sehr erschrak er. Kaum verständlich murmelte er:

„Ja, gehen Sie! . . Gehen Sie schnell!" —

Ahnungslos rief Lu ihm zu:

„Auf Wiedersehen heute Abend", und ging davon.

„Armer Kerl!" dachte sie teilnehmend, denn sie erinnerte sich ihrer eigenen Hilflosigkeit dem erwachenden Leben gegenüber, und wie auch sie gerungen hatte. Ganz ausgereift kam sie sich auf einmal vor, sicher und unbeirrbar in ihrem Wollen, fähig, einen anderen zu stützen und zu trösten, bis auch er seine harten Lehrjahre hinter sich hatte. Sie nahm sich also vor, freundlich und teilnehmend zu Falkner zu sein, weil er doch zur Nelda nicht von seinen seelischen Bedrängnissen reden konnte.

Unwillkührlich nahm sie die Hand aus dem Muff, — der Ring des Prinzen funkelte und flimmerte. —

Lukas hatte der Davongehenden nicht nachgesehen. Fest die Zähne zusammengebissen und die Fäuste geballt saß er da.

Was war er für ein Mensch! —

Die letzte armselige Entschuldigung, daß er damals einem Zwange erlegen, der stärker war als er selbst, lag nun zertrümmert am Boden. — Jedes andere Weib, das in sein Leben getreten, hätte denselben Zwang ausgelöst, — seine Sinne waren eben stärker als Glaube, Charakter und Moral, — und er war ihr Sklave! Das wußte er jetzt. Das Kainszeichen der Untreue brannte auf seiner Stirn.

Vielleicht sah es auch die Nelda! — dann durfte sie ihn verachten.

* * *

Als Benzberg am Abend an der Kasse vorüberging, rief ihn der Kassierer an und reichte ihm einen Brief. — Er war von Heliogabal, der ihm darin mitteilte, daß er nicht mehr kommen würde, da er einen Mäzen gefunden, der ihn nach Amerika mitnahm, und mit dem er sich schon heute abend in Hamburg nach dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten einschiffte. Ein Gruß an die gesamte Kollegenschaft war beigefügt.

Das Papier erregte dem nervösen Benzberg durch sein betäubendes Parfüm Übelkeit. Er steckte den Brief in die hintere Rocktasche und sah etwas betreten aus.

Eine Nummer mußte nun ausfallen . . . das war unangenehm. —

Benzberg trat an den Künstlertisch und stützte die Hand leicht auf die Stuhllehne der Nelda.

„Meine Herrschaften, ich habe Ihnen einen Abschiedsgruß von Heliogabal zu überbringen, er ist zu Schiff nach Amerika. — Auf Nimmerwiederkehr!"

Das gedunsene, gelbliche Gesicht Lexi Heiners, dessen Augen schon lange nach dem Eingang gestarrt hatten, wurde fahl. —

„Fort?" stöhnte er. „Fort!"

Und plötzlich begann er zu weinen und zu schluchzen. Wie Bäche strömten ihm die Tränen über das Gesicht.

„Mein Freund! Mein einziger Freund", jammerte er. „Und fort! Ohne mir Adieu gesagt zu haben."

Die am Tische sehen ihn teils verwundert, teils teilnahmslos an.

„Daraus sehen Sie schon, was das für ein Freund gewesen ist! — Lassen Sie ihn laufen", sagte die Pia beinahe brutal. Heiner aber fuhr fort zu weinen, obgleich Kimmerling ihn höhnisch von der Seite ansah. Haltlos wie ein Kind knickte der große, starke Mann in sich zusammen.

Lu wunderte sich, daß niemand ihm ein tröstendes Wort sagte, aber allmählich kam ihr das Weinen auch unmännlich, erbärmlich vor und reizte sie.

Plötzlich hob Heiner den Kopf und sah Benzberg flehend an.

„Geben Sie mir den Brief, — geben Sie ihn mir! Vielleicht . . ." er verstummte; Benzberg holte aus seiner hinteren Rocktasche das betäubend riechende Papier und reichte es ihm. Mit einem Stöhnen preßte er es an die Lippen und sog den Duft auf.

„Heut kann ich nicht singen, — heut nicht!" Er stand schwerfällig auf. „Nach will ich ihm — wiederhaben muß ich ihn."

Digitized by Google

„Mäßigen Sie sich etwas", sagte Benzberg unmutig, denn der Saal begann sich zu füllen. „Und so ohne weiteres jetzt ausbrechen, — das geht auch nicht."

„Ich kann nicht, — und wenn ich nie mehr kommen soll."

Kimmerling stieß ihn in die Seite.

„Mann Gottes, seien Sie kein Frosch! Froh könnten Sie sein! Der Kerl verdient ja keine Träne."

Heiner aber schlug beide Hände vor das Gesicht. Es schüttelte ihn ordentlich. Dann stand er auf und taumelte hinaus.

Die Nelda hielt Benzberg fest, der ihm nach wollte.

„Ordentlich froh bin ich, daß sie beide weg sind. Ein Ekel waren mir die beiden. — In ein paar Tagen ist Heiner durch einen neuen Freund getröstet. Aber lassen Sie ihn nicht mehr zu uns, Benzberg."

Auch Mitzi stimmte zu, und Lu sagte etwas ärgerlich:

„Daß er weinte, war ja unmännlich, aber einen Freund zu verlieren ist doch auch etwas Trauriges. Wenn Sie fortgingen, Mitzi, würde ich auch Tränen vergießen."

Mit eigenem Ausdruck sah Mitzi in Lus Gesicht.

„Da hätten Sie auch alle Ursache, Schatzel. Aber ich merk' ja, was für ein Lampel Sie noch sind! — Mir waren die beiden Kerle ein Greuel."

— „Was nun?" fragte Benzberg und rieb sich nervös die Hände. „Zwei können wir nicht entbehren, — einer — das wäre schließlich noch gegangen, wenn jeder ein Drittes oder Viertes zugelegt hätte. Aber zwei? — Das Publikum wird schon ungeduldig."

Mit raschem Entschlusse wandte sich die Gret zu Falkner.

„Wie wäre es, Bubi? Springe du in die Bresche. Etwas profitiert hast du ja schon. Willst du?"

Er zuckte unter ihrer Anrede zusammen. Seit kurzem traf diese Anrede ihn immer wie ein Peitschenhieb. Zum erstenmal an diesem Abend sah er scheu zu Lu hinüber, die sich schon lange gewundert, daß er sie bisher so geflissentlich übersehen hatte. Er schüttelte heftig den Kopf.

„Sei gescheit, Bubi" sagte sie gütig und legte ihm die Hand auf den Arm. „Traumbilder — und — Leidenschaft — kannst du wirklich gut sprechen. Einmal muß doch jeder Anfang gemacht werden."

Falkners Gesicht aber wurde fast steinern.

„Nein!" sagte er hart.

Die Gret sah ihn ganz erstaunt an und winkte Benzberg zu, aus der Hörweite zu gehen.

„Tu es mir zuliebe, Bubi."

Da fiel ihm seine heimliche Treulosigkeit gegen sie ein. — Auch Gedanken sind Sünden, die man büßen muß — war ihm einst gelehrt worden. — Gut! Er wollte büßen! — Tief beugte er sich auf ihre Hand und küßte sie.

„Um deinetwillen, Gret!" —

Ein weiches Rot stieg in ihr Gesicht, ihre Augen bekamen einen warmen Glanz.

„Dank dir, mein Lieber!" flüsterte sie leise.

So kam Lukas Falkner zu seinem ersten Auftreten, zu seinem ersten Erfolge. — Denn es war ein ungeahnt großer Erfolg. Die schmächtige, aufgeschossene Jünglingsgestalt mit dem aszetischen Gesicht und den glühenden Augen stand starr und unbeweglich auf dem Podium. Wie in eine andere Welt schaute er, und schwer und markig, zerrissen von innerstem, schmerzlichem Erleben, fielen die Worte wie Blutstropfen in den Raum. Selbst die Nelda war überrascht und erschüttert.

Als er geendet, blieb alles einen Augenblick still und stumm. Wie erstarrt war das Publikum, noch ganz im Bann der Dichtung und der Persönlichkeit.

Mit feuchten Augen sah die Nelda dem Kommenden entgegen, während der Saal von Beifallssalven erdröhnte. Wie berauscht waren die Menschen.

Da schob sich ein kleiner, feister Herr aus dem Publikum in Falkners Weg und hielt ihn auf. Der Kritiker eines herrschenden Blattes, und er fragte, ob die vorgetragenen Poesien bereits gedruckt wären, und ob sich der junge Dichter entschließen könne, nächstens auch in einer Privatsoiree vorzutragen. Die Einladung dazu würde er ihm gern übermitteln. Allmählich habe man sich an Komikern müde gelacht, und verlangte nach Tiefe und Schwüle, um die Gemüter aufzureizen. — Er verstehe wohl.

Aber Falkner verstand nicht, und ein Lächeln flog über das Gesicht des Werbenden. Wo er diesen hinbrachte, brachte er Sensation.

Digitized by Google

„Na, überlegen Sie es, Herr Falkner," sagte er endlich, „hier ist meine Karte. Sie brauchen mir nur zu schreiben."

Ganz benommen faßte Lukas nach dem Blättchen und hielt es noch zwischen den Fingern, als er an den Künstlertisch zurücktrat.

„Bravo! — Das war blutwarm!" sagte Benzberg und schüttelte ihm die Hand.

„Von nun an sind Sie unser Mitglied und treten allabendlich auf. — Wollen Sie?"

„Ja!"

„Das andere vereinbaren wir später!"

Er eilte auf das Podium um Kimmerling anzukündigen, und die Nelda zog Lukas auf seinen Stuhl.

„Bravo, Bubi! Bravo!" sagte auch sie. Und dann nahm sie ihm die Karte aus der Hand, las sie und ließ sich erzählen. Als Falkner schwieg, zerzupfte sie das Blättchen in Stücke und warf die zu Boden.

„Das ist belanglos", sagte sie halblaut.

„Mein bist du, und hast mit niemand anderem etwas zu schaffen. Weißt du das? Sie sollen dich mir nicht nehmen. Das leide ich nicht! Mag der Vorwand sein, welcher er will!"

Lu hatte sich interessiert vorgebeugt und die kleine Szene beobachtet. Er merkte es, errötete und faltete finster die Stirn.

Schön war dieses Mädchen! Verführerisch schön! — Aber an ihn sollte sie nicht heran, — und er warf keinen Blick auf sie, tat, als wäre sie gar nicht vorhanden, so daß er den erstaunten Ausdruck ihres Gesichtes mehr fühlte als sah. — Lieber wollte er unhöflich sein, als sich ihr nähern, mochte sie denken was sie wollte.

Allmählich fühlte Lu sich gekränkt. — Was hatte sie ihm denn getan, daß er sie jetzt so geflissentlich übersah? Ehrlich war sie ihm doch entgegengekommen, und der flüchtige Freundschaftstraum, der nachmittags in ihr aufgestiegen, hatte ihr wohl getan.

Nun aber?

Ach, er brauchte nicht zu fürchten, daß sie sich ihm aufdrängen würde. — Was ging er sie schließlich an!

Aber Talent hatte er! — Sie fühlte etwas wie Hochachtung vor ihm. — Die Gret hatte recht — er war etwas!"

Die Pia kam an den Tisch.

„Kinder," lachte sie, „heute habe ich eine Eroberung gemacht! Gut, daß der Benja mal wieder nicht da ist! Einen Ofenfabrikanten, eben so breit als lang — aber ein gespicktes Portefeuille. Zum Kugeln verliebt ist er!"

„Woher weißt du denn das so sicher — mit dem gespickten Portefeuille", fragte Kimmerling, der Pessimist.

„Er hat es mir doch gezeigt."

„Wo denn?"

„Na, beim Diner, bei Kempinski. — — Ganz verschossen ist er in mich! — Das wird eine ernste Sache."

„Waren es auch keine Blüten?"

„Nee, nee, wahrhaftig nicht!" beteuerte sie. „Da sitzt er übrigens, seht nur, seht, — er macht mir verliebte Augen."

Sie zeigte mit dem Finger in das Publikum, wo allerdings ein älterer Mann saß und mit süßem Lächeln auf das Mädchen starrte.

„Na, — das ist auch 'ne Nummer!" bestätigte Kimmerling gemütlich. „Halt'n fest, Pia." —

„Jeder kann nicht so schön sein wie du", entgegenete sie zornig und machte mit der Hand eine bezeichnende Bewegung nach ihrer Nase.

Aber Kimmerling gab nicht nach.

„Erzähle mal, — was hast du ihm denn gesagt?"

„Daß ich mich nie verkaufen würde, und daß Geld für mich nur eine untergeordnete Rolle spielt", sagte sie mit solcher Emphase, daß die Aufbrechenden lachten. Kimmerling hob warnend den Zeigefinger.

Der Stolz, Therese, ist das Schlimmste, —

Was du kriegen kannst, — das nimmste. — Oder spekulierst du etwa auf reelle Absichten?"

„Nun und wenn schon!" meinte sie und verzog ihren Mund. — An Benja glaubte sie manchmal doch nicht mehr recht.

Das hinderte sie aber nicht, sich noch an demselben Abende Kysani an den Hals zu werfen, als würde sie ihn nie im Leben lassen können, obgleich er vollständig betrunken war und nichts von ihr wußte.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Am Mövenstein / Roman von Ludwig Müller-Grimmold.

Das Meer träumte; ein milder Himmel wölbte sich darüber hin; der Wind war schlafen gegangen; Stille befriedete den Strand.

Selbst um den mächtigen Findling, weit draußen, in einer einsamen Bucht, war kaum ein Raunen. Wohlig sonnte der Riese den granitnen Rücken an den Strahlen der Sonne. Eine Welt für sich lag er da, keines Schutzes bedürftig seiner Kraft froh bewußt; und schnell gegürtet, wie ein Recke das steile Ufer zu schützen, wann der Ost daher wuchtete, und die Wogen die gischtgekrönten Krallen gierig nach der nährenden Scholle streckten. Der Mövenstein ward er genannt, von den Scharen der Leichtbeschwingten, die bei Unwetter um ihn sich sammelten. Heute schwieg ihr krächzender Sturmschrei: sie waren nach Beute aufs Meer hinausgesegelt.

Eine Last trug der Mövenstein trotzdem: in den wolligen Mantel gehüllt lag Annemarie auf ihm, den Kopf in die Hände gegraben, den Blick in die Ferne gerichtet. Ein Träumen stand in ihren Augen, ein seliges Vergessen, ein wunschloses Untertauchen in die Schöne ringsum. Sie küßte den Recken, zum Dank für seine Gastfreundschaft, und richtete sich empor. Der Mantel fiel von ihr ab; ein wohliges Frösteln durchschauerte die keusche Nackte ihrer schimmernden Glieder; das Wasser nahm sie auf; willig teilte es sich vor den gleichmäßigen Stößen ihrer jugendstarken Arme.

Erst kurz vor dem Riffe, das niemals die zackige Krone den Blicken enthüllte, kehrte sie um.

Ein Marienkäferchen war auf ihren Schuh gekrochen. Behutsam setzte sie es in die flache Hand. „Bringst du mir Glück, trag ich dich heim."

Das zerklüftete Steilufer blieb hinter ihr zurück; breiter wuchs der Strand; jenseits des Kiefernwäldchens schoben sich die Sommerhäuser heran. Einige hatten schon die Fensterladen geschlossen, andere bereiteten sich für die Winterruhe vor. Die Sandburgen am Strande waren eingestürzt; nur Fahnen, die der Sturm und Regen der letzten Woche zerfetzt, meldeten noch von fröhlichem Kinderspiel. Die Pulte im Musikpavillon waren zusammengerückt; der Tennisplatz begrünte sich mit Moos; der Blumenladen zeigte leere Fenster; vor der Konditorei neben dem Kurhause tranken nur wenige eine Tasse Fleischbrühe oder Schokolade. Ihre schlichte Kleidung schon bezeigte deutlich, daß sie allein Erholung hier suchten.

Annemarie bemerkte das alles; es sagte ihr zwar, daß wieder einmal das kurze, rauschende Freudenfest des Sommers vergangen, daß die lange, stille Zeit nahe, wo der Strand den Eingesessenen gehörte; der kleine Ort in Gemächlichkeit von dem mühsam erworbenen Gelde der Badegäste zehrte; es ließ sie gleichgültig, als weile auch sie nur zu kurzem Aufenthalte hier, eine Fremde unter Fremden . . .

Sie fühlte sich beobachtet und lugte auf: ein junger Mann schlenderte daher; seine Hochgebirgstracht trotz starker Abnutzung noch immer durch Schnitt und gleichmäßige Farbe gefällig, stellte seine Hünengestalt klar zur Schau; unter der Mütze, die keck auf den Hinterkopf gestülpt war, quoll das Haar in Wirbeln auf die hohe Stirn, der derbe Knotenstock glich in seiner Hand fast einer schwanken Gerte. Seine dreisten Blicke wurden ihr unbequem; sie beschleunigte den Schritt, bis sie beim Neubau des Konversationshauses, das nun schon kräftig emporwuchs, Doktor Georg Manners einholte und begrüßte. Er zog förmlich den hohen Seidenhut und setzte den Weg fort. Erst ihr vertraulich — neckendes: „Aber Herr Doktor, ich bins", riß ihn aus seinen Gedanken und trieb ihn zu einer Entschuldigung: „Herr Professor von Scholz, der berühmte Berliner Maler, ließ mich rufen; er glitt aus und zog sich einen Knöchelbruch zu." Seine Stimme war gedämpft; die Worte tropften ihm von der Zunge, jedes bedächtig auf seinen Wert abgewogen.

Sie sagte nur: „O ja . . .", und hielt ihm ihr Glückskäferchen hin.

„Beim Baden flog es mir zu."

„Am Mövenstein?"

„Wo denn sonst."

Seine behandschuhte Rechte hob sich zur Warnung; das Anschwellen seiner Stimme milderte sie zur Bitte.

Digitized by Google

„Davon darf ich nichts wissen: ich müßte Sie anzeigen wegen Übertretung des Verbotes, außerhalb der Badeanstalt zu baden."

„Und noch dazu ohne Anzug." Sie lachte fröhlich auf. „In diesem Stücke bekehren Sie mich nicht. Drei Monate habe ich den Genuß entbehren müssen, in freier Natur mich frei zu bewegen. Zwischen Pfählen, unter Menschen, die sich selbst fürs Wasser aufputzen, bade ich nicht."

Er legte zwei Finger auf ihren Arm. „Ich sorge nur, es könnte Ihnen ein Unfall begegnen .. Oder einer Sie trotz der Einsamkeit überraschen . . ." Eine verhaltene Wärme fügte seine Worte schneller und natürlicher.

„An den Mövenstein verirrt niemand sich, und trägt er auch seine Wanderlust schon an den Wadenstrümpfen zur Schau . . . Was gibts?"

Doktor Manners war stehen geblieben. „Nun schelten Sie mich zerstreut; mein Bruder wartet beim Kurhaus auf mich. Er überraschte uns heute morgen unangemeldet." Und dann in einem Tone der Entschuldigung, als berge diese Feststellung schon einen Vorwurf: „Es war eine freudige Überraschung für mich; eine sehr freudige: ich sah Hans lange nicht, zum letzten Male vor vier Jahren bei meiner Hochzeit in Berlin . . ." Er verstummte. Sein Blick irrte ins Leere.

Auch sie schwieg beklommen, und suchte nach etwas, seine Gedanken abzulenken. „Die Kinder haben heute schönes Wetter für ihre Sedanfeier."

Er drückte ihr dankbar die Hand für die erwünschte Hülfe. „Ich bin vom Kriegerverein geladen. Leider: Hitze, Bierdunst und Tabakqualm sind etwas Entsetzliches." Ein Schaudern schüttelte ihn, als spüre er schon im voraus das körperliche Unbehagen, und verschloß ihm die Ohren gegen die weitausgreifenden, festen Schritte hinter ihm, bis ein lachender Anruf: „Du bist mir der Rechte, befiehlst mir zu warten und kneifst mir aus", ihn aufschreckte.

„Vergebung, lieber Hans; ich war im Begriffe zu dir zurückzukehren . . ."

Und dann zu Annemarie: „Mein Bruder, das heißt: mein Halbbruder; unser Vater war zweimal verheiratet. Daher der bedeutende Altersunterschied zwischen uns beiden . . ."

Annemarie horchte nicht auf das langbekannte; sie suchte nach einem schicklichen Vorwande, davon zu fliehen; wie vorhin am Tennisplatze litt sie unter den bohrenden Blicken des Fremden. Es war ihr, als entkleide er sie in seinen Gedanken und prüfe sie: „Taugst du zum Modell?" Verschämt senkte sie den Blick; eine helle Röte flammte auf ihren Wangen auf.

Er merkte es und ließ doch nicht ab, bis er sich befriedigt hatte: „Etwa zwanzig; keine Schönheit nach landesüblicher Schablone; besseres: Eigenart; nur müde und furchtsam, ohne rechtes Leben; oder auch eingeschläfert in der Enge dieses Nestes . . ." Er brannte eine Zigarette an; verspöttelte gutmütig zwischen zwei Paffen seinen Bruder: „Verlies in Gemütsruhe meinen Steckbrief", und wandte sich zu Annemarie: „Wir verständigen uns schneller nach meiner Art: ich heiße also Hans Manners, achtundzwanzig, trotzdem noch immer nicht im Besitz der großen Goldenen . . . Wer sind Sie und was treiben Sie?"

Seine ungezwungene Art verwirrte sie, daß sie ihm wider Willen Auskunft gab. „Annemarie Ellfeldt . . ."

„Ellfeldt . . ., Ellfeldt?" Seine buschigen Brauen zogen sich zusammen. „Von hier?"

„Nur mein Vater. Ich wurde in Marseille geboren."

„Sie haben Verwandte im Ort?"

„Ich wohne bei meiner Tante und meinem Onkel. Meine Eltern sind verstorben."

„Ihr Onkel ist Kapitän?"

„Er war es; jetzt ist er hier Hafenmeister."

„Und seine Schwester heißt mit Vornamen Jette?"

„Ja."

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn." Hans packte sie an beiden Händen und behielt sie trotz ihres Widerstrebens fest umspannt.

„Hat Jettchen Ihnen niemals von mir gesprochen, wie sie mich von meiner Geburt an gehegt und gepflegt, mir die Mutter ersetzt hat, die ich niemals gekannt; wie viele Sorge ich ihr bereitet, wie sie mich in ihr Herz geschlossen?"

„Zuweilen, wenn ein Brief von Ihnen kam . . ."

„Da kennen Sie mich also so gut, wie ich Jettchen ihr ‚Mieken', ihre ‚Deern' . . ." Er lachte ihr vertraulich zu. „Hin zu Jettchen!"

Digitized by Google

Sie atmete schwer und verhalten; sie fürchtete sich vor ihm.

Doktor Manners lächelte, dieses liebenswürdige, ein wenig leere Lächeln, das die einen als Ausdruck von Verlegenheit, die andern als angenommene Berufsmaske deuteten, bis er den rechten Ausdruck für eine warnende Bitte gefunden, Annemarie allein heimgehen zu lassen: „Ich wage nicht zu entscheiden, lieber Hans, ob du jetzt gelegen kämest . . ."

Hans unterbrach ihn sehr kurz: „Ich komme Jettchen immer gelegen"; entwand unversehens Annemarie den gebündelten Bademantel und verabschiedete seinen Bruder: „Also bis zum Mittagessen"; es reizte ihn, Jettchens vielgerühmtes „Mieken" kennen zu lernen.

Doktor Manners sah den beiden eine Weile nach, strich mit dem Zeigefinger über die Stirne und nahm nachdenklich den Rundgang bei seinen Kranken wieder auf; er sorgte um Annemarie.

Sie hatte den kürzesten Weg heim über das freie Feld um den Leuchtturm eingeschlagen, sich schnell des lästigen Begleiters zu entledigen, und wies durch Schweigen seine Bemühungen zurück, ihr mehr zu entlocken. Er sprach unbekümmert auf sie ein. „Seit ich zuletzt hier war, vor sieben Jahren, bei Vaters Tode, hat der Ort sich ein neues Kleid angelegt. Das alte war mir lieber. Damals trug jedes Haus sein schlichtes, ehrliches Gesicht. Jetzt haben die meisten sich mit falschen Fronten maskiert und Veranden wie Schwalbennester angeklebt. Warum? mehr Miete herauszuschinden. Die vier Hotelneubauten protzen mit ihrem Großstadtstil; ebenso wie das neue Kurhaus draußen. Keine Ahnung von Anpassung an Zweck und Umgebung. Alles verkatert. Nur die alten Linden sind geblieben." Sein kräftiger Fußstoß traf den Kiesel; der Stein sprang eine weite Strecke, bis an die Bazarbude am Eingang der „Vordereihe", die sich einseitig bebaut am Strome entlang dehnte.

Die Bude hatte die Läden schon geschlossen; die fünf oder sechs Rennyachten an der „Neuen Brücke" bereiteten sich für das Winterlager vor; die geschorenen Linden beschatteten leere Bänke; in den Häusern hatten sich die Anzeigen für Wohngelegenheit vermehrt; vergeblich warteten die Lustbote auf Arbeit; ihre Führer schimpften sich den Ärger über die Kurgäste vom Halse, die vor ein paar Tagen schlechten Wetters davon geflüchtet waren, lugten verdienstsüchtig aus und fragten neugierig: „Wat för eenen slept Jochen sin Miken dor mit ran. Dats en bannig groten Kirl."

Hinnerk Böbs, der Altermann der Fischergilde, der nur zum Klönen gekommen war, wußte Antwort zu geben. „Jungs, dat s uns ollen Doktor sin lustgen lütten Hans"; spie seine Ladung Kautabak aus und stakte auf Hans zu. „Se warn mi doch wol noch kennen."

„Ne, Hinnerk; Se hev ik lang vergeten."

Hinnerk verzog vergnügt grinsend den zahnlosen Mund. „Denn is allens gut." Sprach Hans Platt, antwortete er natürlich auf Hochdeutsch.

Einige der Führer traten hinzu; ein Kreis bildete sich; grunzendes Gelächter begleitete Hans derbe Scherze; und Hinnerk sprach nur aus, was alle dachten, als er den beiden nachguckte: „De is beter tacht as sin Broder; mit dem let sik noch n verstännig Wort snaken."

Hans zog Annemarie vom Wege ab auf die alte „Ratsbrücke" mit ihrem mächtigen Gefüge von Eichenbalken, besser den Hafen zu überblicken. Der Strom stand, träge und schläfrig. An den Ducdalben jenseit lagen eine Brigg und ein Dreimastschoner in Erwartung von Segelorder; an der Stadtseite qualmte ein einzelner Schlepper; auf dem seichteren Wasser der „Siechenbucht", die weiterhin tief ins Land bis zum alten Spital zum heiligen Georg eindrang, schaukelte ein Dutzend flachkieliger Fischerboote.

„Auch nicht ein brauchbares Motiv; ausgenommen der „Alte Zoll". Wie der so daliegt: allein für sich, mit seinen Grundmauern aus Feldsteinen, den dickbauchigen Wartturm ins Wasser hineingeschoben, mit den kleinen, vielgeteilten Fenstern und den kokett aufstrebenden Treppengiebeln um das hohe, steile Dach . . . Ob's sich gemütlich drin wohnt, weiß ich nicht; so von außen betrachtet: eine Freude für jeden Unverbildeten. Wer arbeitet da im Garten? Jettchen." Er hastete voran, ohne auf seine Begleiterin zu achten, und versteckte sich hinter die Kronen der hohen Rosen die den Garten gegen die Straße deckten.

Tante Jette grub Myrten und Topfrosen aus, die über Sommer hier draußen frische Kraft gesucht hatten. Das gehäkelte, vielgestopfte Um-

Digitized by Google

schlagetuch, dessen Schwarz durch lange Benutzung eine unbestimmte Farbe angenommen, war ihr von den Schultern geglitten; die Haube mit den baumelnden Flügeln auf dem spärlichen, gebleichten Haare war auch schon ein Jahrzehnt alt, wie der weitgeschnittene Kleiderrock mit der altmodisch aufgeputzten Bluse. Neben ihr schlief ein Vierbein von unbestimmbarer Rasse. Maul und Schnauze deuteten auf einen Mops, die Hängeohren auf einen Pudel, der gestreckte Leib auf einen Dackel.

Annemarie kam heran und suchte in großem Bogen die Haustür.

Hans hielt sie an. „Ein merkwürdiges Geschöpf, der ‚Prinz‘; aber durchaus passend zu Jettchen. Bereiten Sie sie vor, ich möchte sie sonst erschrecken." Eine Zusage erhielt er nicht.

Die morsche Gartenpforte ächzte. Prinz schlug heftig an; er stand mit Annemarie auf Kriegsfuß.

Rückenlahm stützte Jette sich empor. „Bist glücklich wieder da, Deern? Ich hab all so viel nach dir ausgeguckt. Ich muß rein noch mal mit dem Doktor wegen deines Gebades da draußen reden. Der ist noch der Einzige, auf den du hörst."

Annemarie wies die Drohung mit einem Achselzucken ab und hob die Stimme; Tante Jette ward immer schwerhöriger. „Doktor Manners hat Besuch erhalten."

„Sag mal an . . . Kannst mir helfen die Töpfe reintragen. Stine kernt Pflaumen aus. Sind dies Jahr artig teuer."

„Es ist ein Herr, Tante. Du kennst ihn."

„Wohl möglich; er hat viele Freunde, von der Universität her."

„Du kennst ihn sehr gut; wirst dich freuen ihn zu sehen."

Die Alte wurde aufmerksamer. „Was machst für Umstände. Wer ist es denn?"

„Der Bruder vom Doktor . . ."

„Hänschen? . . . Dumm Deern, kannst mir das nicht gleich sagen? Daß ich die Freude noch erlebe . . . Will mich mal schnell umkleiden und zu ihm gehn; so bin ich doch zu abgetakelt . . ."

Zwei kräftige Arme schlangen sich fest um sie. „Zu spät, Jettchen."

Annemarie entfernte sich in ihr Zimmer hinauf, ordnete an den Blumen auf dem Fensterbord und schaute in die Ferne.

Das Wasser des Flusses stand; am Mövenstein hatte ein Unterstrom eingesetzt, das erste Anzeichen eines Sturmes weit weit ab, schwellte leise das Wasser und netzte dem schlafenden Hünen die Ferse.

* * *

Mit weitausgreifenden Schritten legte Hans die kurze Wegstrecke vom Alten Zoll zum Doktorhause zurück; er hatte sich bei Jettchen verschwätzt, und Bruder Georg hielt strenge auf Pünktlichkeit, wie in allem, so auch besonders beim Mittagessen.

Die Haustür stand geöffnet, auch die Zwischentür aus vielfarbigem Glase ließ jeden eintreten ohne eine Glocke zu rühren; ein leises Zeichen in der Küche benachrichtigte: „Es kam jemand."

Eins der beiden Mädchen die, wie ihre beiden Genossinnen, in schlichtes Schwarz gekleidet war und als einzigen Schmuck eine schmale, weiße Krause auf dem Haar trug, trat an Hans heran. „Herr Doktor lassen melden, daß er aufs Land hinaus gerufen sei und kaum vor abend zurückkehre." Sie sprach leise, als läge ein Toter im Hause, und begrub sich alsbald wieder in die Küche.

Hans stieg die Treppe hinauf. Dicke Läufer fraßen den Schall seiner festen Tritte; ausgestorben lag der Flur des ersten Stockwerkes da; das Fenster am Ende war geschlossen. Ein Schweigen hüllte das ganze Haus ein. Die Hühner im Garten suchten stumm Rasen und Gebüsche nach Käfern ab, als achteten auch sie das Ruhebedürfnis des Hausherrn.

Hans guckte beim Umkleiden hinab; alles war erhalten, wie er es gekannt hatte; selbst sein Lieblingsversteck vor Jettchens Ruf zu den Schularbeiten, die Laube mit dem Geranke aus Pfeifenkraut und wilder Klematis; nur daß die Pfähle und Balken aus Buchenästen durch ein eisernes Gerüst ersetzt waren. „Praktisch, aber unschön und poesiestörend."

Ein „Verdammt" kam ihm über die Zunge; das weiche Vorhemd, das er heute morgen nach der Ankunft angelegt, wies einen Knick auf. Es war ärgerlich; er hatte nur vier für die zwei oder drei Tage die er zu bleiben gedachte, eingepackt. Zum Glück hatte der Smoking keine Kniffe von der Reise mitgebracht.

Digitized by Google

Auf dem Flur schlug eine Uhr die zweite Stunde aus, dumpf und langsam, wie eine Sterbeglocke.

Gehorsam folgte er ihrem Rufe zum Essen.

Auf dem Flure war eine Zimmertür aufgesprungen. Er lugte in die Stube; es war der Schlafraum seiner Eltern gewesen. Jetzt stand da nur ein Bett, ein Waschtisch. Er zuckte die Achseln. „Sonderbar, verheiratet, und zur Nacht getrennt . . .“

In der Eßstube fand er sich schnell zurecht. Die schweren eichenen Möbel standen genau wie vor alters; sie wirkten durch ihre Größe und Steifheit fast plump unter der niedrigen Decke des langgestreckten, schmalen Raumes. Ihre Schlichtheit versöhnte; sie sprach von dem graden Sinn dessen, der sie einst nach seinen Angaben bauen ließ. Auch sonst war kaum etwas verändert; nur die grell bemalten Majolikavasen waren entfernt, zum Vorteil des Ganzen. Und neben der Anrichte war ein Bild aufgehängt. Er kannte es. Helene hatte es während der Ferien hier kurz vor ihrer Verlobung mit Georg entworfen und während der wenigen Wochen ihres Brautstandes in Berlin vollendet. Es war gut gesehen, kraftvoll angefaßt; noch kein Meisterwerk, doch sicherlich eine viel versprechende Leistung.

Ein Rauschen von seidenen Gewändern kam den Treppenflur herab; im Nebenraum klapperten Schlüssel; eine lachende Ermunterung drang über die Schwelle: „Warum hast du nicht angefangen? Ich esse keine Suppe; Suppe macht dick.“

„Aus Höflichkeit, schönste Schwägerin.“ Er streckte Helene die Hand hin. „Und um dich erst einmal regelrecht zu begrüßen. Die zehn Worte zwischen Tür und Angel heute früh zählen nicht mit.“

„Warum liefst du mit Georg weg. Du hättest gerne bleiben können. Du störst mich beim Arbeiten nicht.“ Sie hob das „Du“ scharf hervor.

Er achtete nicht darauf; er war das Du von ihr schon aus der Zeit vor ihrer Verlobung gewohnt. Ein anderes beschäftigte ihn. „Du hast dich wenig verändert, Helene; noch immer so schlank wie als Mädchen. Daß du verheiratet bist merkt man dir nicht an.“ Und dann vorsichtig, in Ungewißheit, ob sie ihm die alte Vertraulichkeit noch gestatte: „Ich habe immer auf eine frohe Nachricht gewartet . . .“

„Schaf.“ Sie schob die Unterlippe vor; sprang ab: „Willst auch du keine Suppe, schelle ich“, und machte sich zu schaffen, bis das Mädchen das Fleisch aufgetragen hatte.

Er betrachtete die schwere Kristallschüssel mit Eingemachtem. Sie gehörte zu dem Satze, den er Helene auf ihren Wunsch zur Hochzeit geschenkt hatte. Es war ihm schwer gefallen, sich von diesen schönen Stücken seiner Sammlung zu trennen; jetzt bereute er es. Eine Ecke war abgestoßen, durch den Boden zog sich ein Riß, der recht und schlecht genietet war. Und Verstimmung schloß ihm den Mund.

„Helene rüttelte ihn auf: „Träumst du schon wieder? Bloß keine philosophische Abhandlung. Dafür hol dir den Pastor und seine Frau. Erzähl mir von deinen Reisen. Wie war es in Rom, Neapel und Venedig. Und vor allem Paris . . . Beneidenswerter: frei durch die Welt zu pilgern . . . Ich bin in diesen vier Jahren nur auf der Hochzeitsreise herausgekommen und nachher einmal an den Rhein. Georg hat angeblich nie Zeit und Geld. Wer's ihm glaubt.“ Sie langte quer über den Tisch nach dem Eingemachten, ungeschickt, daß der weite Ärmel von der Bratensauce trank, und lachte nervös, während sie den Schaden mit dem Mundtuch beseitigte: „Ich habe mir das Kostüm längst zuwider getragen. Hättest du die Toiletten in der Saison gesehen . . .: Fast Berlin. Wir werden Weltbad: soviele bedeutende und geistvolle Menschen . . . Denke dir: ich habe Vorlesungen gehalten, hinten beim Mövenstein. Idyllisch schön. Nächsten Sommer will ich einen richtigen Kursus veranstalten: Einführung in die neue Malerei, mit Lichtbildern. Da sollen sie mir aber feste berappen. Dann werde ich auch mehr Bilder los. Dies Jahr hat ein Händler mit Ramschware mir das Geschäft verdorben. Knapp die Rahmenpreise hat er gekriegt. Damit begnüge ich mich selbstverständlich nicht. Auf der letzten Herbstausstellung in der Stadt habe ich ein Relief verkauft.“

Sein Löffel klirrte auf den Teller nieder. „Du hast verkauft?“ Und noch einmal entpreßte Überraschung ihm die Frage.

Sie richtete sich stolz auf. „Neunhundert gefordert, sechshundert erhalten. Verlangst du

Digitized by Google

mehr? Jetzt habe ich wieder zwei Bilder fertig. In meinem Atelier zeige ich sie dir." Behende hüpfte sie die Treppe in den zweiten Stock voran.

Ihm wurden die Füße schwer von Neid; auf jeder Stufe legte sich drückender heimliche Sorge, beschämendes Zurückdenken auf seine Seele. Verzagt betrat er das Atelier.

Es war das Zimmer in dem er als Junge viele Jahre gehaust hatte. Bescheiden war es damals eingerichtet gewesen: das Nötigste nur an Möbeln aus gestrichenem Tannenholze; an der Wand über einer scheckig verblichenen Tapete ein paar harmlose Kupferstiche; in der Ecke ein kleiner eiserner Ofen . . . Und dennoch ein Paradies, fern von aller Störung die heilige Troja neu zu erbauen, die Schrecken der siebengründigen Hölle in grellen Farben zu entwerfen, an der Bewunderung der Freunde die Liebe zur Kunst zu entflammen und vorahnend den Triumph aller Mühen zu genießen . . .

Was ihn jetzt hier umfing . . . Ein paar gute Stücke besaß Helene, Geschenke von Freunden aus der Berliner Zeit: der Vorhang aus Leinewand mit der keck hingeworfenen Liebesszene; den gewebten Fries mit den Kranichen; Fritz Rosentals lebensgroßes Windspiel, Hofmeiers beide Negerköpfe . . .: in dem Wulst protziger Geschmacklosigkeiten tauchten sie unter, in dieser reizlosen Unordnung, die jedes durchdachten Planes entbehrte, in diesem Wirrwarr, den allein Nachlässigkeit verschuldet . . .

Eines hatte Unverstand unangetastet lassen müssen: den wundervollen Weitblick über den Strom, in das Land hinein, über das Meer hinaus . . . Und über den Himmel, den uralten, und doch ewig neuen Himmel mit dem Zuge der Wolken, gleich schön in strahlendem Sonnenglanze wie im Dunkel des Wetterbrausens . . .

Mit vollen Segeln steuerte eine Bark in den Hafen; ihre Schanzkleidung guckte nur wenig übers Wasser hervor; die Windmühle arbeitete schwer; in dickem Strahle sprudelte das faulige Kielwasser aus der Pumpe.

„Ein echter Seelenverkäufer, der nur noch auf der Holzladung schwimmt." Hans preßte die heiße Stirn gegen die Scheiben; ein bitterschmerzlicher Vergleich drängte sich ihm auf: „Wie du."

Hinter ihm bereitete Helene den Kaffee auf der zierlichen Spritmaschine aus Silber, die sie einmal im Übermute auf einer Auktion für sein Geld ersteigert hatte. Sein Grübeln ward ihr lästig. Unversehens schlug sie ihn von rückwärts mit beiden Händen zugleich auf die Backen.

„Katzenjammer? Worüber? oder Mißgunst, daß ich verkauft? Schäm dich. Du bist doch nicht aufs Verdienen angewiesen."

Er riß sich zusammen. „Katzenjammer? Kenne ich nicht, dieses Übel empfindsamer Seelen. Und die Kunst zur Milchkuh erniedrigen . . . pfui. Dein Braten war mir zu fett. Mein Magen schreit nach einem Likör."

„Likör gibts bei uns nicht: Georg ist Vorsitzender vom blauen Kreuz, den Fischern das Trinken abzugewöhnen. Und doch, vielleicht, versprichst du zu schweigen . . . Schieb mal den Kranichfries beiseite."

Sie äugelte ihn an.

Ein Wandschrank bot sich ihm, mit einer Flasche Benediktiners und Gläsern.

Sie trank ihm zu, lehnte sich in die Kissen des Sofas zurück und zog beide Füße hinauf. „Jetzt wird's gemütlich, wie vordem bei dir im Atelier. Du hast es doch noch?"

„Warum sollte ich es aufgegeben haben." Er trotzte sich ein Lachen ab.

„Gibst du noch immer solche Sektfeste?"

„Natürlich." Er leerte hastig ein zweites der übergroßen Likörgläser. Seine Hand gewann die Stetigkeit zurück; die Kälteschauer vergingen.

Helene träumte mit offenen Augen gegen die Decke. „Hofmeier scheint an Größenwahnsinn zu leiden, seitdem er den ‚Professor' erhielt; er hat mir mit keiner Zeile für meinen Glückwunsch gedankt."

„Damals war er unzertrennlich von dir. Denke ich an die Schlittenpartie in den Spreewald . . ."

Erinnerungen erwachten in ihnen; eine rief die andere herbei. Unbemerkt umspann die alte Vertraulichkeit sie enger und enger, dieses freie Sich-aussprechen, dieses lässige Sich-geben.

„Fritz Rosental hatte geheiratet, Lenchen; eine schwer reiche Waise."

„Vater unbekannt?"

„Jedenfalls: ich bin nicht sein Schwiegerpapa."

Digitized by Google

Sie stimmte in sein Lachen ein: „Da hat er dir wohl endlich dein Darlehn zurückgezahlt."

Er brannte eine Zigarette an, sagte zwischen zwei Paffen erzwungen leichthin: „Wunderbar, wie vergeßlich Menschen sein können", und trat vor die Staffelei. Die Zigarette tanzte zwischen seinen Lippen; seine Zähne zermalmten das Mundstück.

Ihre Gedanken wanderten schon wieder weiter. „Gefallen dir meine beiden Seestücke? In drei, vier Wochen schicke ich sie nach Berlin, zu van der Straten."

„Van der Straten?" Überraschung und Zweifel dehnten die Frage. „Keine unmöglichen Hoffnungen, Lenchen: bei Van der Straten findet unser einer ohne Namen verschlossene Türen."

„Wer weiß; hat man Beziehungen . . ."

„Oder einen Titel . . . . Hofmeier ist bei ihm untergekommen."

Sein verbissener Fluch weckte ihr Mitleid. „Nicht verzagen; du kannst mehr als der dicke Hofmeier. Du mußt es nur richtiger anfassen, mehr darauf achten, was die Käufer verlangen. Mit deinen ernsten Porträten und strengen Landschaften wirst du nichts. Male einen Wald im Mondschein mit einem Förster und Rehen, oder einen Sturm mit Schiffsuntergang. Sturm und Brandung gibts hier jetzt bald genug. Das Schiff phantasierst da dazu."

Seine Brauen schoben sich finster zusammen. „Ein schlechter Rat, Lenchen. Seine Eigenart verschachern, das Beste, das man vor andern voraus hat, was dem Werke den wahren Wert verleiht . . ." Und dann zwischen Spott und Scherz: „Früher hättest du mit mir über solche Ansicht gescholten. Hat die Ehe dich auf solche Irrwege verführt? Da hättest du lieber die Sorge ums tägliche Brot ein paar Jahre länger ertragen sollen: ich hätte dich nicht im Stiche gelassen."

Ein Zucken lief über ihre hübschen Züge. „Red' keinen Kohl. Als hätte ich deshalb geheiratet. Und so knapp war ich niemals daran. Mir das zuzutrauen. Schäm dich."

Er streckte ihr versöhnlich die Hand hin. „Es war übereilt aber . . . Zuweilen fliegen einem so dumme Gedanken an. Wie damals, als ich deine Verlobungsanzeige kriegte. Mein Brüderchen eine Künstlerin . . . Eine hausbackene Pastorstochter wäre mir wahrscheinlicher gewesen. Na, es ist gut ausgeschlagen; darauf kommt's an." Er trat von neuem vor die Staffelei.

In ihren Augen leuchtete Spannung auf; und mengte sich mit Ungeduld und Ärger, als die erwartete Anerkennung sich von Minute zu Minute verzögerte.

Bis er sie endlich erlöste: „Kräftig in Ton, keck hingesetzt. Für meinen Geschmack etwas reichlich viel Staffage. Morgen, bei besserem Lichte, will ich' genauer betrachten. Jetzt . . . Jetzt geh ich spazieren."

Sie wies auf den Platz neben ihr. „Draußen ist's langweilig; hier schwätzt's sich so gemütlich. Und ich habe dich noch so viel zu fragen." Lockend streckte ihre Hand sich ihm hin; ihre Eitelkeit war befriedigt; sein Urteil bedeutete ihr eine volle Anerkennung; er war von jeher mit Lob sparsam, bei vielen als ein unbestechlicher Richter verrufen gewesen.

Ihn trieb Ärger über die beschönigende Unwahrheit davon, über diese falsche, fälschende Rücksicht auf ihre Empfindlichkeit: das Bild enttäuschte ihn; dieses Übermaß an Staffagen von Möven, Wellen, Wrackstücken, eilenden Menschen erinnerte zu sehr an Neuruppiner Bögen. Und auch in der Technik wähnte er einen Rückschritt zu bemerken: die Farben standen hart gegen einander, ohne Tiefe, ohne Leuchtkraft, und doch wieder klecksig und verwaschen.

Er ging. Und alte Gewohnheit führte ihn den Weg, den er vordem jeden Tag um diese Stunde mit Jettchen gepilgert war: die Vorderreihe entlang, über das freie Feld um den Leuchtturm, ein Stück auf der Mole, zum Strande hinab . . . Jetzt: plumps, Hänschen, plumps . . .

Zweie kamen langsam daher. Er guckte und guckte: der guten Alten wurde das Gehen nicht mehr so leicht, ihr Körper pendelte bei jedem Schritt von einem Fuß auf den andern; der Regenschirm, den sie von jeher bei jedem Wetter mitgeschleppt, diente ihr als Krückstock. Den Veilchenduft am Kapotthütchen glaubte er ebenso wie das Ungetüm von Mantel noch zu kennen.

Auf Annemarie lag wieder eine Müdigkeit; ihre Blicke suchten über den Boden hin; ihr Gang entbehrte des Federnden . . . Und jetzt, da sie seiner ansichtig wurde, trat wieder dieses Bange, Fragende in ihre Augen . . .

Digitized by Google

„Habe ich Sie erschreckt, Fräulein Ellfeldt?" Er bot ihr vor Jette die Hand und hielt sie ein wenig länger als nötig umspannt.

Jette antwortete für sie: „So leicht erschrickt Mieken nicht", entsann sich alsbald ihres Erzieheramtes: „Ohne Paletot, Hänschen? du wirst dich erkälten"; und beklagte gutmütig gegen Annemarie sein fröhliches Verlachen: „So war er nu immer. Ich hatt' meine liebe Not mit ihm. Akkrat wie mit dir jetzt. Mußt nicht gleich verdrießlich werden, weil du heut früh nicht Klavier üben konntest."

Er horchte auf und tastete vorsichtig: „Hielt ich Sie ab, Fräulein Ellfeldt?"

Ihr Blick streifte flüchtig seinen. „Mir fehlte die Lust." Sie bückte sich, ließ die beiden ein gutes Stück vorangehen und hielt immer wieder an, sie nicht zu erreichen.

Es war Jette ganz recht: jetzt konnte sie endlich mal wieder ungestört ihr Herz ausschütten. „Ist ein rechtes Kreuz mit der Deern, Hänschen; ich hab ihr eben noch einen Lex gehalten, sich das Leben nicht unnütz zu erschweren. Aber läuft ihr das Geringste gegen den Strich .. Nu sag mal, was meinst du, hätte Bruder Jochen es ihr erlauben sollen?"

„Was erlauben, Jettchen?"

Sie sah sich um. „Mieken ist weit ab. Aber reinen Mund halten, hörst. Sie wollt' Künstlerin werden, in Konzerten Klavier spielen. Ich war mit ihr bei einem Professor in der Stadt. Der hat sie sehr gelobt. Ich hatt Jochen auch schon rumgeredet, das Geld zu spendieren. Kosten tut es artig was. Er hat's ja, will er's auch nicht wahr haben. Und ist doch nichts draus geworden: dein Bruder riet ab."

„Das hätte ich dir voraussagen können." Hans lachte verbissen.

„Für meinen Bruder beginnt der Mensch erst beim Beamten und Studierten. Wer keine festen Arbeitsstunden, keinen genau umschriebenen Pflichtenkreis kennt, ist ein Bummler .." Und dann, als sie beruhigend ihm die Backe streichelte: „Vielleicht hat er recht; wenn nicht für alle, doch für viele. Zum Beispiel bei mir .."

„Hänschen; muß ich wieder mal zur Ruhe reden. Von dir spricht er so liebevoll . . ."

Er wehrte ihr ab. „Und wie wurde es mit Annemarie?"

„Wie sollt's werden. Da sagte Jochen natürlich: nein. War eine böse Zeit, kannst du mir glauben. Ich hatt' Angst, Annemarie würd' drauf gehen. Hätt' dein Bruder sie nicht so gepflegt . . .: spazieren gegangen ist er mit ihr; hat mit ihr bei uns Musik gemacht auf seiner Violine . . . Als er sich dann verlobte, kam er natürlich seltener; jetzt kratz ich Mieken auf, so gut es geht. Ist schwer: sie will nur von Musik hören . . . Nu man langsam; bei den Stufen merk ich, daß ich älter werd'."

Er stützte sie ins Haus und half ihr ablegen. Es war eine umständliche Arbeit: um den Hals war noch ein Kragen geknotet, unter den Armeln saßen Pulswärmer, die Bänder des Kapotthütchens vertrugen durchaus kein festes Anfassen . . .

An ihnen vorüber huschte Annemarie die enge, gewundene Treppe hinauf, über den Umgang, der an festen Eisenstäben von den Deckenbalken herabhing, in ihre Stube hinein.

Er sah ihr nach. Und unter dem aufleuchtenden Verständnis für ihr müdes, gedrücktes Wesen trieb es ihn hin zu ihr, die wie er unter Versagung und Verkennung litt; stieß ihn die wortreiche Freundlichkeit der Alten ab, daß er in die Einsamkeit des Wohnzimmers flüchtete. Die Stille hier reizte erst recht; diese Behaglichkeit sprach in ihrer altväterischen Bescheidenheit von festgegründetem Wohlstand, von ruhigem Lebensgenuß, von Arbeit, die freudig getan, mit Freuden lohnte . . .

Beim Ibachflügel im Nebenraum suchte er Ablenkung von den ärgerlichen Gedanken. Eine Sonate von Beethoven kam ihm ungesucht unter die Finger. Einem Klagesang gleich zog das Adagio grave e sostenuto dahin; trotzig, ein Schrei nach Leben und Glück, stürmte das Presto voran.

Über ihm küßte die Topfrose Blatt um Blatt ein unter Annemaries Empörung: ohne Bitte, ohne Erlaubnis vergriff er sich an ihrem Eigentum; keck und dreist wie in allem, wie auch in der Wahl des schweren Stückes mit den weitgespannten Akkorden und den wirbelnden Läufen. Verächtlich kräuselten sich ihre Lippen; ihre Ohren horchten schärfer, ihm keinen Fehlgriff, keine falsche Betonung nachzusehen.

Süßer Schwermut voll verhauchte das Andante, in jubelnden Klängen feierte das Allegro Sieg und Erfolg.

Digitized by Google

Sie fahndete nicht mehr nach Fehlern; sein Spiel hatte sie ergriffen: vollendet war es, fast so unbeirrbar sicher, wie das der bewunderten Virtuosin vor Jahren; und noch abgeklärter in der Auffassung, wahrer in Schmerz und Freude, aus der Tiefe der Seele neu geschaffen . . .

Die Hausglocke schrillte; Jochen Ellfeldt stakte auf die Diele, horchte eine Minute oder zwei und steuerte ins Musikzimmer. „Hallo, ein neuer Badegast an Bord?" Er schüttelte Hans die Hand. „Jette hat mir schon erzählt. Sie ist rein aus der Tüt. Und hat sie mal erst den rechten Wind in den Segeln, ist kein Anhalten mehr mit ihrem Gerede." Und dann nach ein paar Worten hin und her, derb-vertraulich: „Sind Sie nun wie Ihr Bruder: bloß klares Brunnenwasser, oder mehr für einen Steifen? Sonst sitz ich um diese Zeit bei Mutter Clasen, wir sind da unser sechs am Stammtisch. Heut . .: die Veteranen haben mich eingeladen. Und wo ich ein guter Patriot bin . . . Denn kommen Sie mal mit in meine Koje."

Jochen Ellfeldt ging ohne lange Entschuldigung voran in das Turmzimmer; mischte den Grog nach seinem Geschmack: „Halb Wasser, halb Rum, und viel Zucker, daß der Löffel drin steht"; freute sich an dem Staunen seines Gastes über die vielerlei „Kuriositäten", die er von seinen Reisen heimgebracht hatte, und gab zu jeder eine langatmige Erklärung.

Hans vergaß, was ihn eben noch erregt hatte: das Eigenartige des engen Gemachs zog ihn an, diese bunt zusammengewürfelte Schau aus Nord und Süd und Ost und West an Decke und Wänden, zu der die umlaufende Bank und der runde Tisch aus gefirnißtem Eichenholz so gut stimmten. Dazu der Hausherr selber: kräftig, nicht allzu groß, ein wenig untersetzt, mit braungebrannten Backen, schillernder Nase, struppigem Bart und, trotz seiner sechzig Jahre, vollem, dunklen Haupthaar . . . Es war verständlich, daß alle ihn gerne hatten und schlechtweg „Kaptein" riefen.

Von neuem füllte Jochen Ellfeldt sich ein Glas; wies mit der kurzen Pfeife auf das Tigerfell vor dem bauchigen Kachelofen und lachte leise knurrend. „Ich war mal mit der ‚Marie Luise' nach . . . nach . . ." Seine Faust fiel schwer auf den Tisch. „Gottsdunnerslag, wo het de Ort noch." Unbemerkt glitt er im Eifer ins Platt. „Dat wer in Vorrerindien, son Stücker drehunnert Seemeilen den Ganges rup. En schönen Morgen nehm ik min Knüppel, lat mi an Land setten un find dor ok so wat wi 'n Weg, twee oder dree Fot breet. Gah den längs, kik mi de Blomen an, all so 'n Tüg, wat bi uns nich wast. . . Up en Mal seh ik dor wat flieken, geel mit swatte Striepen un en Poor Gluhogen: Junge, ik kreg kenen slechten Schreck. ‚Umkehren', denk' ik. ‚Nee: denn springt dat Diert di in den Nacken un du hest utsungen. Dat het noch 'n poor Johr Tied.' Dunn set dat Beest ok all an. Ik, nich ful, drück mi achter ne Palm, krieg dat Aas an n Steert to faten, swenk dat n dree Mal richtig um Kopp un denn, bautz mit em in den Dschungeln rin. He löpt weg. Ik har mi so verfehrt, dat ik mök wedder an Bord to kamen. Nah en Johrener veer kam ik wedder up dat Flag. Dit mal har ik mi aber en feine Flint mitbröcht. Dor hängt se. Ik lad se mit twee Kugeln un marschier forsch in de Dschungeln rin. Ik bün noch ken Kabelläng vör, kümmt dor so 'n Beest an. ‚Tov', denk ik; nehm den Püster her, holl up em. . . Dor nimmt dat Viech den Steert mang de Been un neit as so 'n geölten Blitz ut: dat wer min Tiger west; dat Diert har mi up 'n ersten Blick wedder kennt. Ik lach: ‚Den bremmst du en up 'n Oars.' Un nu?: dor vorn Aben liegt he."

Auf der Schwelle erschien Jette und lud zum Abendbrot. Sie kam Hans ungelegen: er fand Gefallen an dem Alten und seinen Räubergeschichten.

Jochen formte die Hände zu einem Sprachrohr und schmetterte ein langgezogenes „Halloh" gegen die rauchgeschwärzte Decke.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Auf einem Bergsee

An der reglos schwarzen, stummen Flut
Blühen Blumen, grünt der Farne Pracht,
Und durchs Wasser, drin der Himmel ruht,
Zieht dein Nachen — schwanensacht.

Zu des Schweigens heil'ger Grenze steh'n
Hohe, graue Felsen, hohe Tannen,
Deren Flutenbilder, dunkelschön,
Deinen Blick zur Tiefe niederbannen.

Wie ein liebes, langersehntes Bild
Schwebt ein Boot heran aus Einsamkeiten —
Schwebt vorbei — ein Traum, der schön und mild
Wieder will aus deinem Leben gleiten.

Reinhold Braun.

Der Handschuh / Erzählung von Florentine Gebhardt

„Euren Arm, edler Herr von Gablenz!"

„Meine erlauchte Gönnerin befehlen?"

„Führet mich ein weniges weiter hinweg von diesem Lärm des Tanzes. Ich bin dessen nicht gewöhnt und bereits herzlich müde!"

Der junge Edelmann, sich ehrerbietig neigend, bot seinen Arm der stattlichen Matrone und schickte sich an, ihrem Wunsche zu willfahren.

Da klang es halb scherzend, halb klagend aus dem Kreise der Damen, die auf Polstern und Teppichen auf dem Rasen lagerten: „Oh, will meine teure Muhme Sidonia uns den getreuesten Ritter entführen? Euer Liebden wissen doch, daß mein Gemahl, der Graf Balthasar Erdmann, uns den Herrn von Gablenz als absonderlichen Schützer zur Seite gestellt haben!"

„Doch wohl nicht nur Euch, werte Frau Nichte — auch Euer Liebden Muhme hat Anspruch auf solchen Schutz! Ihr aber, das sehe ich ja, fühlet Euch sehr wohl und geborgen unter dem jungen Volk. Und Euch macht es noch Freude, zu tanzen und der Musika zuzuhören! Daher überlasset mir den Herrn von Gablenz für ein halb Stündlein allein!" —

Lachend hatte sich die junge Gräfin erhoben und ihr kindliches Antlitz der Matrone und dem umstrittenen Ritter zugewandt. „Nun, ich gebe Euch Urlaub, Herr von Gablenz! Ich weiß, daß auch Ihr diese Tanzlustbarkeit nicht liebt, und nur aus Ergebenheit für meinen Gemahl die Last auf Euch nahmet, mich zu diesem Feste zu geleiten! Aber —" sie drohte ihm schelmisch, „vergeßt nicht über der gelahrten Philosophia meine geringe Person und kehret bald zurück! Meine Frau Tante ist bei Euch unter sicherer Hut!" —

Der junge Edelmann neigte sich über die ihm hingestreckte Hand und berührte sie mit seinen Lippen. Dabei überflog ein rasches Rot seine sonst blasse Stirn und das feingeschnittene Antlitz. Langsam richtete er sich dann empor, wandte sich der Gräfinkante wieder zu und wandelte mit dieser einem kleinen Wäldchen zu, das sich an den Rand des hellen Flüßchens hinabzog, neben dem auch der Festplatz lag.

„Unverantwortlich, liebe Gräfinbase, daß Euer Gemahl Euch ohne seine Begleitung fortließ! War der Graf Balthasar Erdmann von Promnitz zu gelahrt, um seine Zeit für so weltliche Dinge als diese Truppenschau und die Festerei danach sind, zu vergeuden?" — Die Worte kamen von der Nachbarin der Angeredeten, einer jungen Schönen, deren Antlitz Keckheit und Spottlust verrieten.

„Euer Liebden sagen es", seufzte Gräfin Promnitz. „Mein Gemahl vergißt über seinen Büchern, daß er noch so gar jung ist, und seine Agnes, die er vor drei Jahren erst gechelicht, erst recht! Aber er hatte wenigstens nichts einzuwenden, daß ich diesen Festlichkeiten beiwohnte!" —

„Es wäre eine Kränkung für Kursachsen gewesen, die Einladung abzuschlagen. Ist doch der gesamte hohe Adel der Lausitzer anwesend — und selbst die Schaffgotsche — wie unter anderem meine Persona zeigt, dünkten sich nicht zu hoch! — Im übrigen" — sie flüsterte das Gräfin Agnes ins Ohr — „meinet Ihr nicht, daß man nicht viel verloren hätte, wenn man fern geblieben wäre?"

Gräfin Agnes wurde der Antwort enthoben. „Der Tanz beginnt wieder!" rief es im Kreise der Damen. Eben erklang eine Trompetenfanfare als Zeichen des Wiederbeginns. Im Trinkzelt er-

Digitized by Google

hoben sich die zechenden Herren, machten noch rasch die Nagelprobe und schickten sich an, mit weingerötheten Gesichtern und etwas unsicherem Gange, ihren Tänzerpflichten zu genügen. Mit Spannung sahen die Damen ihnen entgegen, weil die Ordnung dieses Festes bei jedem Tanze Wechsel der Tänzer und Tänzerinnen vorschrieb.

„O weh," raunte Eleonora Schaffgotsch ihrer Base zu, „der alte Obristleutnant Braun! Er hat es, scheints, auf mich abgesehen!" —

„Da wünsch' ich Euer Liebden Glück! Schon dreimal tanzte er mit mir, der plumpe Bär mit den gichtischen Beinen!" —

„Ein beklagenswertes Unglück, das durch den großen Krieg zu Väterzeiten über den Adel gekommen ist! Daß man diese herausgekommenen Bauern und Bürger, diese vormaligen Landsknechte als seinesgleichen achten muß!"

„Still — der Obristleutnant ist unser Gastgeber — holket nur aus, Eleonora! Er ist schon heran — aber — wer geht neben ihm? Der wilde Dyherrn? Er wird doch nicht — —?"

Die besprochenen Herren standen bereits vor den beiden gräflichen Damen. Der alte, verwittert dreinschauende Kriegsmann machte seinen Kratzfuß vor Eleonora, wie sie es gefürchtet. Sie machte ein paar Redensarten: „Ach, viel Ehre, Herr Obristleutnant, daß ein so verdienter Kriegsmann sich für mich junges Ding bemühen will —"

Der Obristleutnant lachte rauh: „Mühe? Ei Wetter, mein schönes Kind! So arg ist's mit dem Alten doch noch nicht, der nimmts mit jedem Jungen auf und weiß ein zart Weibsbild auch herumzuschwenken! Mit Verlaub, edle Dame." — Und schon umfaßte er die leise Widerstrebende und führte sie hinweg, um mit ihr den Reigen zu eröffnen.

Der zweite Kavalier, ein herkulisch gebauter, noch junger Mann, dessen ganzes Aussehen brutale Kraft und das Bewußtsein derselben verriet, machte indessen der Gräfin Agnes seine Reverenz. Hofmäßig fiel sie just nicht mehr aus; aus seinen dunklen, flackernden Augen wie von der gerötheten Stirn sprach der Rausch, und seine Rede ließ die schickliche Ehrerbietung sehr vermissen.

„Endlich hab' ich Glück, schöne Gräfin Agnes! Jetzt werdet Ihr mir doch einen Tanz nicht versagen? Euer sanftmütiger, gelahrter Ritter, mein alter Gegenfüßler Gablenz ist Euch einmal nicht zur Seite — da darf der arme Dyherrn wohl auf die Gnade hoffen?" —

„Der edle Herr von Gablenz ist allerdings nicht anwesend, Junker von Dyherrn. Was habt Ihr gegen ihn? Er ist ein Edelmann von Anstand und guten Sitten, und so gelahrt dazu, daß er im Disput mit meinem Gemahl die Herrn Rektores und Magister ausstich. Lasset ihn vor mir aus dem Spiel!" —

„Gelahrt ist der wilde Dyherrn nun freilich nicht, schönste Schloßfrau! Aber dafür, so mein' ich, ein ganzer Mann. Sollten Eure Augen wie die aller schönen Weiber auf einen solchen nicht mit mehr Wohlgefallen blicken, denn auf den Mönch im Edelmannskleid? — Schönste Dame — die Musika lockt — laßt mich nicht warten!" —

Gräfin Agnes, statt der Aufforderung zu folgen, ließ sich mit einer müden Geberde auf ihren Polstersitz zurücksinken. „Ich muß Euch danken, Edler von Dyherrn. Ich begehre diesen Tanz zu überschlagen. Drei Tage der Lustbarkeit hintereinander dünken mich bereits zu viel und ich bin ermüdet. Ich gebe Euch Urlaub, suchet eine andere Tänzerin!"

Die Röte auf Dyherrns Stirn hatte sich vertieft. Das ihm — und hier so öffentlich? Im Sorauer Schloß wich sie ihm auch immer aus, da aber war sie die Gebieterin und er als Untergebener des Grafen nicht berechtigt, von ihr zu fordern, was sie verweigerte. Hier aber — ha, er wollte, mußte es erzwingen um jeden Preis, den Arm um sie schlingen, sie an sich pressen im Wirbel des Tanzes — ha, und einmal, einmal sie küssen, diese spröden Lippen, die wider ihn sich stets so spöttisch kräuselten, während sie den verächtlichen, weibischen Gesellen, dem Gablenz, freundlich zulächelten —

Mühsam bezwang er noch die Wut und Enttäuschung. Mit trotziger Miene ließ er sich neben der Dame nieder: „So vergönnt mir, Euch Gesellschaft zu leisten. Ich bin zwar nicht gelahrt und geistvoll — wie —"

„Fangt Ihr schon wieder an? Ich wiederhol' Euch: Ich mag nichts hören gegen meines Gemahls Spielgenossen und besten Freund! Daß sie beide wurden, wie sie sind — da müßt Ihr mit meiner Muhme Sidonia rechten. Die Putbuserin ist eine fromme und gelahrte Frau, wie es deren wenige gibt. Dazu meines frühverwaisten Gatten und des Junkers Gablenz Erzieherin — neben den eigenen Zwölfen, die sie Ulrich von Promnitz auf Pförten schenkte. Meines Gatten Oheim, Ihr wißt es, konnte als Kaiserlicher Kriegsrat und Obrist sich um Haus und Familie ja gar wenig kümmern— war er doch bald wider die Schweden, bald wider die Türken im Krieg. Da ist der Herr des reichen Sorauer Landes denn ein Gelahrter worden — und ich — oh, ich bin stolz darauf, sein Gemahl zu heißen!"

Sie sah liebreizend aus mit den jetzt leuchtenden Augen und den gerötheten Wangen. Er sah es mit aufflammender Begier. Verdrossen blickte er vor sich hin. Er fand nicht das richtige Wort, seine Dame zu unterhalten, wie es sich geziemt hätte, und so, wie er es wollte, das ging nicht an. Einige Minuten rannen im Schweigen.

Endlich seufzte die Dame auf. „Wahrlich, es ist öde, solch ein Fest, bei dem es nichts anderes gibt denn Schmausen, Trinken und Tanzen! Unser

Digitized by Google

Gastgeber hätte wohl auch ein wenig mehr seine Gedanken anstrengen mögen, um das Wohlgefallen edler Damen zu gewinnen!"

„Was hätte er denn anstellen können, gestrenge Frau? Ich meine, des Vergnügens wär' es wohl genug für einen, der sich vergnügen will!"

„Oh, am Sorauer Hof wußte man ehedem ganz andere Feste anzustellen. Wißt Ihr nicht auch die Märe von dem großen Huldigungsfeste des Grafen Heinrich Anshelm, von dem die Chronika unserer Stadt berichtet? Anno 1622 war es."

„In der Chronika zu lesen, hat mir niemals Freude gemacht! Ich bin für solche Lust, die gegenwärtige Stunde mir gewährt!"

„Wie, Ihr wüßtet nichts von dem großen Feuerzauber, den man damals spielen ließ. Von einem hohen Turme fuhr der Griechenheld Perseus herab zu einem Felsen, daran die schöne Andromeda geschmiedet war. Ein scheußlich Drachenkier lag zu ihren Füßen. Doch Perseus zündete die Ketten der Schönen mit Feuer an und bekämpfte den Drachen, der aus gewaltigem Rachen Feuer spie. Solche Feuerkünste wären ein herrlich Schauspiel!"

„Nun, Feuerkünste konnte man den Damen hier nicht bieten. Statt dessen aber hat man den schönen Wiesenplan am lichten Wasser zum Tanzplatz hergerichtet —"

„Am Wasser — freilich", sagte die Dame und schien ein Gähnen zu unterdrücken. „Dennoch dünkt mich all das ein trocken Vergnügen — wie Ihr, Junker von Dyherrn, wahrlich auch nur ein trockener Gesellschafter seid. Ihr lasset die Dame reden, statt —"

Der Junker von Dyherrn sprang auf. „Noch niemand hat den wilden Dyherrn ungestraft beleidigen dürfen! Wäret Ihr ein Mann, Gräfin Promnitz —ich —"

Auch diese stand auf. „Kühlet Euer heißes Blut, Dyherrn", sprach sie ablehnend. „Jedermann weiß, daß Ihr eine rasche Hand habt, und Ihr selber rühmt Euch ja der vierzehn Gegner, die Ihr im Duell getötet —"

Aber Dyherrn war jetzt ganz unter der Herrschaft des Rausches und der Wut. „Verkühlen? Beim Teufel, da ist Gelegenheit! Über den trockenen Gesellschafter soll Euer Gnaden nicht mehr klagen brauchen!"

Er hatte es herausgeschrien, und da die Musik gerade schwieg, die Tänzer ihre Damen an die Plätze führten, ward seine Stimme weithin auf dem Platze vernommen, als er sie noch lauter erhob: „He, Marketender, Wein — doch nicht das sauer Lausitzer Gewächs — den besten, den du hast!"

Er riß dem Herbeieilenden Flasche und Becher aus der Hand. „Heda, Ihr Kavaliere, eine neue Art der Lustbarkeit! Wer seine Dame ehrt, tu' wie ich!" Und, mit zwei Sprüngen den flachen Uferrand erreichend, setzte er mit einem dritten mitten hinein in das seichte Wasser des Flüßchens, so wie er ging und stand. Johlend schwenkte er den Becher in der Luft: „Die schönen Frauen, hoch!" Mit einem Zuge goß er den Wein in die Kehle.

Einen Augenblick stutzten die Herren. Dann brach ein Gelächter aus, das in lärmenden Jubel ausartete: „Hallo! Das ist ein Einfall! Wird gut tun bei der Hitz'!" Und im Nu hatte es einer nach dem andern Dyherrn gleich getan. Im Wasser stehend, das manchem unter ihnen bis an die Brust ging, brachten sie die Gesundheiten ihrer Schönen aus. Das Uferwäldchen jenseits gab den Schall ihrer Worte wieder. Da befahl Dyherrns dröhnende Stimme: „Trompeter, herein! Blas er das Echo an!" — Untermischt vom brüllenden Gelächter der Ausgelassenen, schwebten gleich darauf die Klänge eines alten Reiterliedes über die Wellen hin und weckten einen klagenden Wiederhall.

Die Damenschar stand, anfangs erschrocken dreinschauend, dann neugierig zusammengedrängt, am Ufer, den seltsamen Anblick der im Wasser zechenden Kavaliere, dem wirklich Neuen, zuzuschauen. Da schrie Dyherrn zum drittenmal befehlend: „Musika! Zum Tanz gespielt!" Die Musiker stimmten an. Und erwartungsvoll standen die Damen: „Was würde nun wohl vor sich gehen?"

Plötzlich aber kreischten sie erschrocken auf und sprangen erschrocken zurück, sich und noch mehr ihre Staatsgewänder vor dem Sprühregen zu wahren, der sich plötzlich über sie ergoß.

Schnell, wie sie ins Wasser gelangt waren, sprangen nämlich jetzt die Kavaliere ans Land, auf ihre Tänzerinnen zu, die sie mit starkem Arm ergriffen, in ihre nassen Umschlingungen zwangen und im Tanze zu drehen begannen, wie eine jede sich auch dessen zu erwehren suchte.

Am besten kam Eleonore Schaffgotsch davon. Der alte Obristleutnant, der es wiederum auf sie abgesehen, hatte nämlich die Wasserpartie nicht mitgemacht, sondern war hübsch auf dem Trockenen geblieben. Aber Gräfin Agnes? —

Zornig und geängstigt wand sie sich in Dyherrns Armen: „Was unterfangt Ihr Euch? Ihr seid von Sinnen! Laßt mich — ich meld' es dem Grafen, meinem Gemahl —"

Nur ein Lachen antwortete ihr, fester noch preßte sie der Trunkene an sich. Sie schlug ihm mit dem Handschuh, den sie lose in der Hand getragen, mitten ins Gesicht. Er entriß ihr den Handschuh: „Haha, Schönste, was scheren mich alle Grafen der Welt? Jetzt halt' ich Euch und laß Euch sobald nicht wieder. Über den trockenen Gesellschafter werdet Ihr ja nicht mehr zu klagen haben! Verkühlt — ha ha — verkühlt aber es hat mich nicht, das Wasser! Es brennt in mir, brennt — da gibt es nur eines, das kühlt —" Seine Lippen näherten sich den ihren, während er sie im Wirbel mit sich zog. —

Kreischen von Frauenstimmen, Lachen und Johlen trunkener Männer — dazwischen die grellen Instrumente der Musikanten — zu einem Höllen-

Digitized by Google

sabbat wollte der dritte Tag der Truppenschaufestlichkeiten ausarten. —

Im Schatten des heiteren Gehölzes wandelten indessen Gräfin Sidonia mit ihrem Begleiter, durch jenes vom Lärm und Treiben des Festplatzes völlig geschieden, und in philosophisch-religiöse Gespräche vertieft. Die Dame aber war heute nicht sonderlich mit ihrem ehemaligen Zögling zufrieden.

„Ihr seid zerstreut und hänget anderen Dingen nach, Junker", warf sie einmal mit leisem Tadel hin. „Ich sehe, daß Ihr doch noch zu jung an Jahren seid, die Freuden der Welt zu fliehen. Ich hätte Euch nicht dem Kreise der anderen entführen sollen. Gestehet, Ihr wäret jetzt tausendmal lieber dort drüben und lauschtet — da Ihr selber ja das Tanzen verschmähet, der Musika, statt meiner Fragen, und sähet statt meines Antlitzes jetzt lieber die rosigen Gesichter der jungen Edelfräulein?! — Was wendet Ihr ab? Ich soll Euch nicht undankbar schelten? Aber mit nichten! Es ist ja nur natürlich, daß Jugend zur Jugend gehört. Und — vielleicht — gilt Euer heimlich Seufzen und Sehnen, das Eure Gedanken so ganz auf sich ziehet, auch nur einem einzelnen Blümlein aus dem vollen Kranz der Armut und Jugend, der sich auf dem grünen Anger dort vereinigt? — Erraten? Ihr werdet rot, guter Gablenz!"

„Meine gnädigste Gönnerin," stammelte dieser, „Ihr irret Euch — wie dürfte ich mich unterfangen — ferne ist mein Wünschen von dem, was Ihr da angedeutet habt —"

„Nun, nun, das wollen wir doch nicht sagen. Und ganz im Gegenteil, Eure Freundin, als welche Ihr mich kennet, möchte Euch in diesem Stücke gerne hilfreich sein. Beichtet nur, lieber Gablenz, und nennt mir den Namen der Schönen, nach welcher Ihr begehret —"

„Ich gedenke mich niemals in einer Ehe mit einer Jungfrau des Landes zu binden. Ich sterbe unvermählt!"

„Die Ehe ist kein Hindernis im Dienst der Wissenschaften. Sehet unseren lieben Neffen an, Euren Gebieter! Wir haben Sorge getragen, ihn in jungen Jahren schon zu vermählen. Denn eines rechten Herren Pflicht ist es, der Vater einer Familie zu werden. So dienet er sich, seinen Untertanen und der gesamten Nation —"

„Von welcher Verpflichtung meine geringe Person demnach entbunden bleiben dürfte, erlauchte Frau!"

„Oh, ist, was Euch bedrückt, nur daß Ihr unbegütert seid? Meinet Ihr, mein Gemahl, der Eurem sterbenden Vater auf dem Schlachtfeld für Euch zu sorgen gelobte — oder Euer Freund und Gebieter, der Graf auf Sorau, würde es sich nehmen lassen, Euch mit einem hübschen Freigütlein auszustatten, so Ihr ans Ehelichen denkt? Wir gönnen Euch von Herzen ja ein stilles Glück!"

Er küßte in ehrerbietiger Dankbarkeit die Hand der Dame. „Mein einzig Glück soll sein, mein Dasein im Dienste derer von Promnitz hinzubringen! Sprechet nichts mehr davon, ich bitt' Euch, meine Gönnerin!"

In seinen Zügen stand ein solcher Ausdruck geheimen Wehs, daß Frau Sidonia erkannte, weiter von dem Thema reden, hieße an Wunden rühren. Allein da Heiratsstiften nun einmal aller Frauen leidenschaftlich Begehren ist, hätte sie trotz allem nicht geschwiegen, wenn nicht ein seltsames Getöne beider Aufmerksamkeit abgelenkt hätte. Die Klänge der Trompete, die vom Fluß aus das „Echo anblies".

„Es dünket mich nun wohl an der Zeit, zurückzukehren", sprach die Gräfin drum. Und miteinander lenkten sie die Schritte wieder nach dem Festplatz hin.

Sie kamen gerade noch zurecht, das wilde Bacchanal mit anzusehen, in dem die Tanzlustbarkeit geendet, zu sehen, wie der trunkene Dyherrn, die halbohnmächtige Gräfin Agnes im Arm, an ihnen vorüberraste.

Aber Agnesens angstvoll umirrendes Auge hatte gleichzeitig die Tante und ihren Begleiter erfaßt. Da kam etwas von neuer Kraft über sie. Gewaltsam riß sie sich aus des ungestümen Tänzers Armen los, gab diesem, da er sie wieder zu ergreifen strebte, einen heftigen Stoß vor die Brust und floh wie ein gehetztes Wild zu Gräfin Sidonia hin, der sie zitternd und schluchzend an den Busen sank

Dem Dyherrn gab der Stoß den Rest. Ohnehin nicht mehr fest auf den Füßen, fiel er um und war außerstande, selber sich wieder aufzuhelfen. Schallendes Gelächter folgte seinem Fall, aber zugleich brach die Musik ab, und der wilde „Wassertanz" hatte sein Ende. Bald darauf die ganze Festlichkeit. Denn der Sorauer Hof und was mit ihm verwandt war oder zu ihm sonst gehörte — und das war fast der gesamte Lausitzische Adel, hoch und niedrig, brach auf Anordnung Gräfin Sidonias auf. Der Obristleutnant Braun, der einzige der Herren, der seine Sinne und Glieder noch einigermaßen beieinander hatte, redete vergeblich. Seine Entschuldigung mit der „Weinlaune" nahm die würdige Matrone zwar lächelnd hin. Aber das Fest war und blieb vorzeitig gestört; die meisten Gäste nahmen eilig Abschied. Die Tanzweisen verstummten, und nur im Trinkzelt zechten die Wetterfestesten und Unermüdlichsten noch weiter bis in die sinkende Nacht, während die Opfer der Trunkenheit unter den Bänken schnarchend ihren Rausch ausschliefen.

*

Im Saal des Sorauer Schlosses saß nach der Tafel noch eine Anzahl von Edelleuten — Glieder des Hofes und Gäste, bei Trunk und Spiel beisammen. Die Herrschaft hatte sich bereits zurückgezogen. Von Jagd und Hunden, Pferden und Weibern ging das Gespräch. Und wie gewöhnlich war am lautesten der wilde Dyherrn. Die Dyherrn, obwohl ein freiherrlich Geschlecht, waren doch der

Digitized by Google

Herrschaft Sorau untertänig, und ihre Söhne taten in Jünglingsjahren Edelknabendienste am reichsgräflichen Hofe. Das war auch mit Hans Dyherrn der Fall gewesen, nun hatte er noch eine Art von Offiziersstelle bei der Schloßhauptmannschaft inne, und war unter den jungen Edlen des Hofes die bekannteste und gefürchtetste Person weithin in Stadt und Land, um seiner Prahlerei, seiner Raufluft und scharfen Klinge willen.

Gegenwärtig ließ er nur der ersteren freien Lauf. Und wenn die lachenden Hörer ihm auch nur die Hälfte der Großtaten, von denen er berichtete, glaubten, so hüteten sie sich doch, ihm dies zu zeigen, aus Furcht vor Streitigkeiten. Er war leicht gekränkt, und die Geschichte jener Vierzehn, in deren Blute er beim Zweikampf seine gekränkte Ehre reingewaschen, eine bekannte Tatsache.

Im übrigen mochte man seinen heutigen Prahlereien gerne glauben. Die lockeren Liebesgeschichten, die er erzählte, waren etwas Gewöhnliches. Obzwar der schlimme Krieg, der des Volkes Sittlichkeit in allen Kreisen untergrub, schon fast ein Menschenalter dahinter lag, war noch nicht alle verderbliche Frucht, die er gebracht, hinweggetilgt. Und ungescheut besprach man Dinge, die besser sich vor dem Licht des Tages verborgen hielten.

Einer der Tischgäste mochte solches wohl empfinden. Er machte eine Bewegung nach dem Ende des Tisches hin, wo der Herr von Gablenz im Gespräche mit einem jungen Manne in Gelehrtentracht saß, und raunte Dyherrn zu: „St, mäßigt Eure Stimme, daß der Herr Diakonus Fritsche nicht Eure lose Rede höre!"

Dyherrn lachte: „Oho, wir sind hier nicht in Sagan bei den Jesuitischen."

„Nein," fiel ein anderer ein, „wir sind gottlob gut lutherisch. Und unser Doktor Martinus Luther hat selbst gesagt: ‚Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang' — was sollten wir in jungen Jahren schon zu Betbrüdern werden?" —

„Das überlassen wir andern", grinste Dyherrn und wies zu Gablenz hinüber. „Wenn es nach denen geht — freilich, da werden wir hier bald kalvinisch! Noch aber, was soll ich's leugnen, wie ich's treibe? Wer jung ist und ein Mann, soll sein Leben genießen nach rechter Art und Kraft! Daß es die rechte Art ist, — Ihr seht's, die lieben Weiblein fühlen's, alle! Lächeln sie auch einmal den Leisetreter mitleidig an — dem Starken schenken sie doch ihre Gunst! Ich könnte Euch Beweise bringen — ha, staunen würdet Ihr Herren, und den Hans Dyherrn beneiden um das Minnezeichen, das eine hohe Dame ihm geschenkt!" —

Er hatte mit Absicht seine laute Stimme noch mehr erhoben, so daß selbst der Junker von Gablenz aufhorchend die Stirne hob und das Auge dem Sprecher zuwandte. Da sah er dessen höhnisch lächelnden Blick auf sich geheftet und wußte nun, daß die Rede offenbar auf ihn gemünzt war.

„Ja, ja, so geht's, ihr Herren", lachte Dyherrn. „Ist der eine selig und wird rot wie ein Schulbub', wenn die hohe Dame ihm die zarte Hand reicht. Die Schleppe trägt er, bückt sich und duckt sich und rechnet's sich zur Sünde, das Händchen zu berühren. Hans Dyherrn aber nennt ein Pfand sein eigen, das er aus der Hand der Schönen selber nahm! Wollt ihr, daß ich's euch zeige? Morgen sollt ihr's mit euren Augen sehen!" —

Gablenz war aufgestanden. Sein Antlitz war bleich. „Wahret Eure Worte, Dyherrn", sprach er langsam und laut. „Wenn Ihr von einer Dame redet, so beachtet Ort und Stunde besser und bedenket, was Ihr Frauenehre schuldig seid!" —

Der Diakon Fritsche faßte ängstlich beschwichtigend nach seiner Hand. „Um Gottes willen, edler Herr von Gablenz, bindet nicht mit diesem Dyherrn an!" raunte er. „Denkt, welche Sünde es ist, ein Menschenleben um loser Worte willen aufs Spiel zu setzen — und — wenn's das eigene ist! Zehnfach schlimmer noch, wenn man schuldig wird, daß ein Sünder in der Last seiner Missetaten dahinfährt! Schweigt, daß nicht ein blutiger Zwist entstehe."

„Keine Furcht, werter Diakonus! Ich schlage mich nicht!" gab Gablenz kühl zur Antwort. „Ich habe mir nur erlaubt, die Herren zu erinnern, daß sie hier unter unseres gnädigen Grafen Dache sind. Wenn die Weinlaune verflog, wird man wohl mancherlei bereuen!" — Er grüßte stumm die übrigen Herren, ohne Dyherrn anzublicken. „Geleitet Ihr mich, werter Diakonus? Mein Gebieter wünschte Euch heute noch zu sprechen!" —

Schluß folgt.

★

Fluch

Und seine Seele glitt aus seiner Hand,
Die aus der Welt viel süßes Gift gesogen,
Und seine Lippen waren blaß gebrannt,
Die einst geblüht. Sie hatten oft gelogen.
Sein junger Wille, der so hoch geflogen,
Zerbrochen fiel er auf ein dornicht Land.
Die strenge Güte hatte ihn gewogen
Und seine Habe als zu leicht erkannt.

Das aber war sein bitterstes Erleben,
Das sank ihm grabtuchschwer auf Stirn und Brauen,
Und hüllte seinen Sonnenweg in Schatten:
Sie, die er liebte, mußte ihm vergeben.
Doch ewig welk und krank blieb ihr Vertrauen
Zu seinen Lippen, die gelogen hatten.

Ilse Franke.

Digitized by Google

Vermischtes

Die Geschichte der Seife. Zu einer Zeit, da die Seife ganz außerordentlich im Preise gestiegen ist, dürfte es gewiß interessieren etwas über die Geschichte der Seife zu hören. Man kann es sich kaum vorstellen, daß die Menschheit Jahrhunderte lang die Seife nicht gekannt hat, und es wird gewiß Wunder nehmen, wenn man hört, daß die Seife, die zum Waschen verwendet wird, noch gar kein stattliches Alter hat.

In der vorchristlichen Zeit kannte man die Seife nicht, obwohl in einer deutschen Uebersetzung des Alten Testamentes der Ausdruck: Seife, einigemale zu finden ist. So heißt es z. B. in Jeremias, Kap. 2, Vers 22: „Und wenn du dich gleich mit Lauge wäschest und nähmest viel Seife dazu, so gleißt doch deine Untugend desto mehr vor mir." Und im Maleachi, Kap. 3, Vers 2, wird von Christus geweissagt, daß er sein werde wie das Feuer des Goldschmiedes und wie die Seife der Wäscher. Es ist aber längst nachgewiesen, daß das hebräische Wort „borith", daß Luther mit Seife übersetzte, Pottasche oder Laugensalz und nicht Seife bedeutet.

Den ältesten Bericht eines Waschtages gibt uns Homer im 4. Buch seiner Odyssee. Da wird die liebliche Königstochter Nausikaa von ihrer Mutter mit den Mägden an den Fluß zum Waschen der Wäsche ausgesandt. Homer beschreibt uns mit seiner bekannten Genauigkeit die Ausrüstung der Königstochter ganz genau. Sie erhielt stärkende Speise und labenden Wein, man gab ihr in goldener Flasche geschmeidiges Oel, um sich nach der Anstrengung zu salben, aber Seife gab man ihr nicht.

Die trojanischen Helden, ebenso die Griechen und Römer, die irgendwo Gastfreundschaft genossen, wurden stets zuerst in ein Bad geführt und mit wohlriechenden Oelen gesalbt; aber keine Zeile kündet uns, daß sie jemals Bekanntschaft mit der Seife gemacht haben.

Erst Plinius, der um das Jahr 75 n. Chr. lebte, erwähnt zum ersten Male dieses wichtige kosmetische Mittel. Nach seinen Mitteilungen wurde die Seife aus Talg und Asche gefertigt, am Ratsamsten war es Bockstalg und Buchenasche dafür zu verwenden. Plinius behauptet, daß die Seife eine gallische Erfindung sei, und so würden wir demnach Frankreich als das Geburtsland der Seife zu betrachten haben. Obwohl man sie kaum verwendete, fand sie doch rasch ihren Weg nach Deutschland, und dort wurde sie fast nur von den Männern benutzt. Diese auffällige Erscheinung erklärt sich dadurch, daß man die Seife nicht zum Waschen, sondern zum Einfetten der Haare nahm, sozusagen als Haarpomade, und da in jener Zeit das lange, dichte Haar der Männer in gedrechselten Löckchen auf dem Kopf getragen wurde, sogenannte Titusköpfe, brauchte man eine Fettigkeit, um diese Locken haltbar zu machen. Die Frauen steckten das Haar in den griechischen Knoten am Hinterkopfe zusammen und hatten daher für die Pomade weniger Verwendung. Die Römer setzten der Seife färbende Substanzen, namentlich gelben Ocker zu, um den Haaren damit die goldige oder gelbe Farbe zu geben, die damals sehr beliebt war. Man wollte die blonden Germanen im Aussehen nachahmen.

Zum Waschen des Gesichtes verwendete man fein geschlämmte Erde, die sogenannte Walkererde und Pflanzen mit seifenartigen Säften, das Seifenkraut und den Mauerpfeffer. Auch Lauge, Pottasche und Soda ersetzte die Seife. Wir wissen von verschiedenen Schriftstellern, daß die alten Römer ihre Götter in den Tempeln nicht mit Seife, sondern mit Pottasche wuschen.

Immerhin müssen diese Mittel dem Teint der Damen nicht geschadet haben, denn Aspasia, die gefeierte Schönheit Griechenlands und die schöne ägyptische Königin Kleapatra sollen eine blendend weiße Hautfarbe besessen haben. Ihre weißen wollnen Gewänder wurden stets ohne Seife gewaschen, und doch sollen sie immer von blendender Reinheit gewesen sein.

Erst im 8. Jahrhundert wird der Seife in den Schriften des Abu Mussa Dschafar al Sofi Erwähnung getan. Aber auch er weiß noch nichts davon, daß die Seife zum Waschen des Gesichtes benutzt wird, er will sie als äußerliches Arzneimittel gegen Hautunreinigkeiten anwenden. Dann hörte man wieder lange nichts, aber in der Mitte des 17. Jahrhunderts entstanden in rascher Folge zahlreiche Seifensiedereien, und aus jener Zeit sind eine Menge ausführlicher Anweisungen zur Bereitung der Seife vorhanden. Den mächtigsten Aufschwung erhielt die Seifenfabrikation erst, als der berühmte französische Naturforscher Chevreul in den Jahren 1813—23 systematisch Untersuchungen anstellte und all seine Forschungen und deren Resultate in einem großen Werke niederlegte.

Seit jener Zeit ist die Fabrikation mehr und mehr gestiegen, und der Bedarf an geeigneten fetten Substanzen ist immer größer geworden. Die tierischen Fette reichten nicht mehr aus, und so mußte die immer fortschreitende Wissenschaft helfend eingreifen. Durch die Einfuhr des Palmöls und des Kokosöls war es möglich, die Seifenfabrikation noch immer mehr zu vergrößern, und das war gut, denn der Bedarf stieg von Jahr zu Jahr.

Heute ist es uns kaum möglich, ohne Seife auszukommen. Was ist nicht alles nach dieser Richtung hin geleistet worden. Der Gedanke, dieses wichtigste aller kosmetischen Mittel auch nur auf kurze Zeit entbehren zu müssen, würde allen zivilisierten Menschen geradezu Pein verursachen, und der berühmte Chemiker Liebig hat nicht so unrecht, wenn er in seinen chemischen Briefen sagt: „Die Seife ist ein Maßstab für den Wohlstand und die Kultur der Staaten."

M. Trott.

Briefkasten

Es wird gebeten, den Einsendungen Rückporto beizufügen. Kleine Erzählungen, die den Umfang von 3—400 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte sind „An die Redaktion" zu senden, Romane nur an „Otto Jankes Verlag". Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft.

M. L. in Koburg. Etwas herkömmlich in den Gedanken, die Bilder in „Frühlingsfeier" sind mißlungen, Druckreif ist nichts. **W. S. in Aachen.** Sie senden mir acht Zeilen, die teils Goethe, teils Lenau „entnommen" sind, die Ueberschrift stammt von Ihnen. Was soll das heißen? **Musketier G. G.** Die Stimmungsbilder sind ganz formlos: „Ein Krach! Ein Schlag auf meinen Arm! Ein Regen folgt von Dreck. (!) Ich fühl's, ich bin getroffen. ein neuer Krach und neuer Dreck." Selbst einschlagende Granaten können auf solche Weise komisch wirken. **E. L. H.** „Gelübde" ist nicht gerade schlecht, aber doch nicht ursprünglich genug, die Bilder teilweise alltäglich. **H. S. in C.** Nichts brauchbares, zuviel Schwulst und Geschraubtheit im Ausdruck, streben Sie nach Einfachheit.

Inhalt des Heftes 38: Treibholz. Roman von H. Schobert. — Am Mövenstein. Roman von Ludwig Müller. — **Beiblatt:** Auf einem Bergsee. Gedicht von Reinhold Braun. — Der Handschuh. Erzählung von Florentine Gebhardt. — Fluch. Gedicht von Ilse Franke. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 17. Juni 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 39

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode).

4. Fortsetzung.

Nun waren es schon zehn Tage, daß Benja Kysani jeden Abend gefehlt hatte. Weder Pia noch seine Wirtin bekamen ihn mehr munter, denn selbst, wenn er einmal den Kopf hob und mit verglasten Augen um sich sah, — griff er sofort wieder zur Kognakflasche.

Abends stolperte er dann in irgendeine verborgene Wein- oder Schnapsstube, saß dort die ganze Nacht vor den Flaschen, um morgens kaum noch heimzufinden. Auch Benzberg vermochte nichts, so oft er ihn auch aufsuchte um ihm in das Gewissen zu reden; es war alles vergebens.

In dem Ärger, den seine Mitglieder ihm machten, flüchtete er dann oft zur Nelda, aber er fand sie jetzt meist zerstreut, mit anderen Dingen beschäftigt, und als er sie einmal direkt fragte, genierte sie sich doch, ihm die Wahrheit zu sagen.

Ein leidenschaftliches Bedauern erfüllte sie, da sie selbst Lukas Falkner den Weg in die Öffentlichkeit geebnet hatte, aus der ihm so viel Teilnahme entgegengebracht wurde. — Sie hatte das Gefühl, als entglitte er ihr allmählich, und das erfüllte sie mit heißer Angst und Eifersucht. Ihr zerstreutes, nervöses Wesen fiel aber schließlich Benzberg so stark auf, daß er fragte:

„Sind Sie nicht wohl, Gret?"

„Warum?"

„Ihr ruhiges, wohltuendes Gleichgewicht scheint mir gestört. Unrast kennt man sonst nicht an Ihnen. Sie standen immer über den Dingen."

Sie runzelte zornig die Stirn.

„Ja, darf man denn niemals ausbrechen aus dem gewohnten Wege, wenn man nicht gleich gestellt sein will."

„So ist es nun nicht gemeint, Nelda," begütigte er. „Aber wenn Ihnen irgend etwas ist, so sprechen Sie sich doch aus."

Einen Augenblick zögerte sie, dann gestand sie unentschlossen:

„Bubi macht mir Unruhe."

„Ah! — Und ich dachte, er hätte sich glänzend eingeführt."

„Das ist es ja gerade", sie packte erregt seinen Arm. „Ich habe ihn nicht mehr ganz — so wie früher! — Etwas Neues ist in sein Leben getreten und verdrängt mich . . . Ich kann das nicht ertragen, Benzberg — ich gehe daran zugrunde! — Er ist mein Letztes in der Welt."

„Aber Ihr Wunsch war es doch gerade, Gret." —

„Ich wußte nicht was ich tat!" — sie deckte die Hand über die Augen und seufzte tief. „Wenn man einen Schatz hat, soll man ihn geizig hüten .. Ganz für sich allein behalten, damit er nicht gestohlen wird."

„Sie sehen Gespenster, Nelda," tröstete er, „Falkner ist kein anderer geworden trotz seiner Erfolge. Die treibende, gährende Kraft in ihm, der Kampf zwischen dem Jetzt und dem Einst mag ihn manchmal schütteln. Er ist eine stark empfindende, tiefe Natur, glaube ich. Aber seiner sind Sie wohl sicher."

„O, daß Sie recht haben möchten!" sagte sie inbrünstig, mit feuchten Augen. —

„Weiber! — Weiber! Euch kennt man auch nie aus", dachte Benzberg kopfschüttelnd, als er heimging.

Was hatte die Nelda an diesem jungen Burschen? Daß er ihre Liebe über kurz oder lang

Digitized by Google

mit Treulosigkeit lohnen würde, daran zweifelte er keinen Augenblick, es war der Lauf der Natur, und die Luft des Kabaretts gerade die richtige, um diesen Lauf noch zu unterstreichen.

Die Nelda würde dann tief und schmerzlich leiden — — aber niemand konnte ihr helfen, selbst er nicht, so gut er es mit ihr meinte.

Warum hatte sie nicht seine Hand ergriffen und sich ein ruhiges Glück an seiner Seite aufgebaut, nach dem besonders er eine so schmerzliche, heimliche Sehnsucht in sich trug! — Wie ein Kind griff sie nach einer Seifenblase und meinte sie halten zu können.

„Arme Gret!" — —

— — — Am nächsten Abend brachte Benzberg ein hübsches frisches Ding in seinen Künstlerkreis, das er als die Kunstpfeiferin Gabriele Streit vorstellte; sie sollte als Ersatz für Lexi Heiner eintreten.

Mit unbefangenen, freien Augen sah sich Ele ringsum; sie lächelte und nickte jedem Einzelnen zu, dann zog sie sich einen Stuhl an Lu's Seite.

„Ich möchte neben Ihnen bleiben", sagte sie offenherzig. „Wir beide passen gewiß gut zusammen."

„Haben Sie gar keine Angst vor dem ersten Auftreten?" fragte Lu erstaunt.

„Aber warum denn? Seligsohn, der Agent, hat mich geprüft und empfohlen, Benzberg war zufrieden. Das Publikum wird einen doch nicht gerade auffressen. Meinen Sie nicht?"

Lu schwieg einen Augenblick verblüfft.

„Für mich war der erste Abend ganz schrecklich."

„Ach, ich bin nicht furchtsam. In Hannover hatte ich doch auch immer Applaus! Und", — sie sah sich prüfend um — „wenn wir beiden Jungen nicht gefallen wollen, — das wäre ja noch schöner."

Sie lächelte Kimmerling zu, der mit schiefer Nase zu ihr herüber schielte.

„Das ist ja ein Mordskerl!" meinte sie und lachte. „Ach, hier gefällt es mir überhaupt."

Sie sah sich im Saal um, der eben erhellt wurde, und fuhr fort:

„Unser Direktor ist wohl sehr was Feines, nicht? So ein adliger Name klingt hübsch. — Aber krank sieht er aus."

„In letzter Zeit hatte er viel Ärger", berichtete Lu, denn die Harmlosigkeit der Neuen gefiel ihr. Vielleicht wurde die eine Kameradin, denn Mitzi hatte doch zu viel mit Mann und Kind zu tun.

Als ob die Ele ihre Gedanken erraten hätte, sagte sie:

„Sie sind wunderschön, Fräulein Dorsay, und gefallen mir gut. Kann ich nicht morgen nachmittag zu Ihnen kommen? Ich bin ganz allein in Berlin, das ist so fad."

„Gut also! — Sagen wir um drei, — und geben Sie mir Ihre Adresse." —

Benzberg stand in der Nähe der Türe und beobachtete, wie sich der Saal füllte; auf einmal schoß helles Rot in sein Gesicht, und die Augen wurden ihm groß.

Zwei Herren hatten eben ihre Überzieher abgelegt und kamen auf ihn zu. Er erkannte in dem einen seinen besten Freund aus dem Kadettenkorps, mit dem er auch als Fahnenjunker und später als Offizier in demselben Regiment gestanden. Sie waren unzertrennlich gewesen, und Benzberg hatte manche Gefälligkeit für den andern gehabt. Aber daran dachte er jetzt nicht. Die Freude des unerwarteten Wiedersehens stieg ihm zu Kopf.

Mit einem Schritt stellte er sich den beiden in den Weg und streckte die Hand aus.

„Egon! Egon Mittler!" sagte er mit vibrierender Stimme, „wo kommst du denn her?"

Der Angeredete blickte erst erstaunt, dann unangenehm betroffen auf das schmale, gealterte Gesicht.

„Benzberg!" — Er dehnte den Namen ungebührlich, „was — ja was führt — dich — hierher?"

„Ich bin der Konferenzier des Kabaretts, mehr noch, der Direktor."

Ganz flüchtig glitt die Hand des Offiziers an der seinigen vorbei, seine Züge nahmen immer mehr den Stempel der Unfreiheit, des Unbehagens an.

„So, so! — Auch ein Metier! — Aber mein Begleiter, — ah, er ist schon voraufgegangen! — Auf Wiedersehen."

Er ging eilig davon. Man sah ihm an, wie scheußlich ihm diese Begegnung gewesen, und er bot Benzberg auch nicht zum Abschiede die Hand.

Dessen Gesicht war kalkweiß geworden, seine Lippen zitterten. Das war ein Schlag ins

Digitized by Google

Gesicht. — Ja, konnte er denn etwas anderes erwarten? — Aus seiner Kaste gefallen, zählte er für diese nicht mehr mit.

Aber der da war doch sein bester Freund gewesen, — kannte seine ganze Vergangenheit, — wie oft hatte er Freundschaftsdienste gegeben und genommen . . . Und er trug in dieser Stunde nicht einmal die Uniform! Menschen allein hatten sich gegenüber gestanden.

Benzberg trat an den Künstlertisch und umkrampfte den Stuhl der Nelda so fest, daß diese sich hastig umwandte. Als sie in sein Gesicht sah, stand sie auf und trat an seine Seite.

„Was ist Ihnen geschehen, Benzberg?"

Seine Züge verzerrten sich zu einem Lächeln.

„O nichts! — Ich habe eben einen früheren Freund und Kameraden gesprochen, dessen Art und Weise mir gezeigt hat, daß mein jetziges ‚Metier'" — er betonte das Wort besonders — „gleich hinter dem Pferdestehlen kommt. — Meine Hand ist nicht mehr rein!"

„Armer Kerl!" sagte sie halblaut, „das hat ihre empfindlichste Stelle getroffen. Steh auf, Bubi, und laß den Benzberg sitzen."

Es tat Not, daß sie sich seiner annahm. Ein nervöses Zittern schüttelte ihn wie ein Krampf.

„Seien Sie doch vernünftig", sagte die Nelda fast ungehalten. „Haben Sie es denn anders erwartet?"

Er gab keine Antwort. Was wußte denn eine Frau davon, wie solche Wunden schmerzen und brennen können. —

„Würde es einem von uns anders ergehen, wenn wir mit unserer Sippe zusammenträfen?" fragte die Nelda. „Ich glaube nicht! — Und nun schlucken Sie die Pille und zeigen Sie auf dem Podium Ihr bestes Gesicht. — Es braucht niemand zu wissen, wie leicht und wie tief man uns kränken kann."

Er preßte ihre Hand unter dem Tisch, sprechen konnte er nicht.

„Haben Sie sich das niemals vorgestellt, Benzberg, daß so etwas kommen konnte?"

„O ja! Aber die Wirklichkeit ist noch stärker."

Er strich sich ein paar Mal mit dem seidenen Tuch über das Gesicht. Dann stand er auf, um dem Publikum den nächsten Auftretenden anzukündigen; mit aller Gewalt machte er sich stark, aber die Nervosität, die ihn immer in den Klauen hielt, machte sich doch noch deutlich auf seinem Gesicht erkennbar. Kimmerling rückte vertraulich auf den leeren Stuhl neben die Nelda.

„Unserm Benzberg könnte man auch raten: Landgraf, werde hart! Eine Extrawurst wird eben keinem gebraten."

„Kaum!" — Sie sah vor sich hin. „Ich glaube, er ist körperlich kränker, als wir alle annehmen."

Kimmerling lachte, — ein verhaltenes, spöttisches Lachen, dann sagte er:

„Mich würde so etwas nicht anfechten! Was sind denn alle diese Kerle, die sich unterstehen, etwas Besseres zu dünken als wir! Ganz genau derselbe Haufen Erde zum Schluß! — Benzberg sollte ihnen in das Gesicht lachen."

Die Nelda drehte sich dem Sprechenden ganz zu.

„Sie sind ein Unikum, Kimmerling."

„Hat sich was! — Ich bin derselbe Esel wie ihr alle! Aber darüber zu reden hat ja keinen Zweck. — So, — nun kann Ihr Bubi seinen Stuhl wiederhaben." —

Ele Streit flötete droben auf dem Podium ihre Melodien wie Nachtigall und Kanarienvogel. Sie hatte hübsche Beine zeigte sie und machte dabei doch einen unschuldigen, fast kindlichen Eindruck. Strahlend, mit viel Applaus, kehrte sie nach ihren Leistungen an den Künstlertisch zurück.

„Habe ich Ihnen auch wirklich gefallen?" wandte sie sich gleich an Lu ohne erst irgendein Wort abzuwarten. „Es würde mich so freuen."

„Ja, es war reizend!"

Die schwarzen und blauen Augen trafen sich und hielten sich sekundenlang fest. Dann legte Ele den Arm um Lus Schulter.

„Das freut mich wirklich!"

Lu lachte.

„Sie sind zu bescheiden! Was liegt wohl an meinem Urteil."

„Ich habe Sie gern!" sagte die Kleine einfach und herzlich.

Da trat plötzlich Kysani aus dem Publikum hervor und an den Tisch. Die Pia schrie auf, alle sahen ihn erstaunt an, Benzberg kam eilig auf ihn zu.

„Ihr tut ja beinahe, als käme ich aus der Unterwelt zurück", sagte er, und seine leuchten-

Digitized by Google

den, dunkelblauen Augen blickten gutmütig wie bei einem Kinde ringsum: „So schlimm sind doch meine Entgleisungen nicht, und ihr könntet euch allmählich daran gewöhnt haben."

„Kysani", sagte Benzberg beinahe beschwörend, „tun Sie mir den einzigen Gefallen und übertreffen Sie sich heute selbst, dann soll alles verziehen sein."

Der sah sehr verwundert aus.

„Ist vielleicht ein gekröntes Haupt anwesend?"

„Bewahre! Aber ich möchte unsern Beruf gekrönt sehen — durch Sie!"

„Danke für's Kompliment lieber Benzberg. Ich werde tun was ich kann."

Und er übertraf sich selbst. — — Das Publikum applaudierte wie rasend, es hörte gar nicht auf; zwei Sträußchen flogen vor seine Füße. Er hob sie auf und reckte den Arm weit hinaus.

„Der Meister der Bohème dankt seinem Publikum."

Seine laute, klangvolle Stimme durchdrang selbst diesen Lärm; aber dann hieß es: Zugeben! Zugeben!

Kysani rollte seine klaren, leuchtenden Augen und zuckte die Achseln; aber sie gaben keine Ruhe, er mußte zurück.

Und dann rezitierte er jenes nichtswürdige kleine Gedicht, von dem er behauptete, es stamme von ihm, mit dem Refrain:

„Ihr wißt ja gar nicht, — wo — ich sterblich bin!"

Und wieder der Applaus! Und wieder der Wunsch, ihn zurückzuhalten . . . .

„Nee!" sagte er und wies seine wundervollen Zähne. „Nun ist es genug für euer lumpiges Eintrittsgeld."

„Recht hat er! Recht!" brüllte das Publikum lachend.

Als Benja Kysani an den Künstlertisch zurück kam, sagte Benzberg kopfschüttelnd:

„Sie muß man wirklich mit anderem Maße messen als andere! Ihnen geht eben alles durch, davon werden Sie leider so größenwahnsinnig."

„Bin ich, bin ich, Verehrtester!"

Er klopfte ihn fast gönnerhaft auf die Schulter, „fühle mich aber sauwohl dabei."

Die Pia, die sich an ihn lehnte, schüttelte er ab wie ein lästiges Insekt, ohne sie nur anzusehen, dagegen richtete er seine Augen auf Lukas.

„Nun, Laienbruder, was macht die Kunst, — und vor allem die Weiber?"

Lukas errötete, denn der Ton, in dem das gesagt wurde, verletzte ihn. Die Nelda beugte sich über ihn, dem Sprecher entgegen.

„Lassen Sie uns gegenüber doch Ihre faulen Witze, Kysani", sagte sie gereizt.

„Faule Witze? — Ist das ein fauler Witz, Nelda?" Dabei verdrehte er die Augen. „Es wird seinerzeit doch alles so kommen, wie es kommen muß!"

Pia hatte sich inzwischen eines der beiden Sträußchen genommen und roch daran. Brüsk riß er es ihr fort.

„Laß das! Ich weiß nicht, ob es nicht aus reinen Händen kommt."

Sie keifte ein wenig, da aber niemand sich darum kümmerte, sie auch an schlechte Behandlung gewöhnt war, verstummte sie bald.

Als das Kabarett zu Ende war, stand Kysani im Ausgang und streckte beide Arme seitwärts.

„Hört mich an, teure Kollegen und Kolleginnen", und seine Stimme rollte durch den leeren Saal. „Heute ist mein Geburtstag. Die Welt wurde dadurch mit einem Kleinod beschenkt. Das wollen wir nebenan in der kleinen Weinstube feiern und begießen. Ihr seid alle höflichst eingeladen."

„Um Gotteswillen, Kysani," sagte Benzberg erschrocken, „ich dachte, Sie hätten diese Periode eben hinter sich?"

Die Hand des Schauspielers fiel schwer auf die Schulter des Aristokraten, dessen schmale Gestalt unter der Wucht fast zusammensank.

„Ich Teuerster?" Er lachte. „Ich trinke nur Wasser. By Jowe! — Aber nun kein Fackeln. Wer nicht mit will — bricht aus; wer kommt, hebe die Hand hoch."

Fast alle Hände flogen hoch. Kysani hatte sich bisher immer ablehnend verhalten, nun betrachtete jeder diese Einladung als besondere Ehre. Nur die Nelda reichte ihm die Hand.

„Dank, Kysani aber ich bin krank, ich muß nach Hause." Ihre Lippen zitterten. Das körperliche Unwohlsein war nicht erlogen, sie litt schwer unter der zehrenden, stets verheimlichten Krankheit.

Digitized by Google

„Und dein Bubi? Laß ihn mit Nelda."

„Er mag gehen!" Sie senkte die Augen, Keiner wußte, was dieser Entschluß sie kostete, auch Lukas nicht, sonst wäre er wohl nicht geblieben.

Sie rang im Auto die Hände, und Tränen flossen über ihre Wangen.

„Sie nehmen ihn mir! Sie nehmen ihn mir!" stöhnte sie. —

„En avant!" rief Kysani inzwischen, und lustig setzte sich das Völkchen in Bewegung.

Kysani ließ viel Wein kommen; seine Laune war glänzend, vor ihm aber stand richtig nur eine Flasche Selterwasser.

„Auf mein Wohl, Kinder!" rief er laut und hob sein gefülltes Wasserglas hoch. „Wünsche mir, daß ich das finde, wonach ich mich sehne!"

„Und was ist das, Meister?" fragte Kimmerling und legte den Kopf schief.

„Das sind gestreifte Barchentröcke und derbe Leinenhemden, langärmlich und mit rotem Monogramm! — Ich habe sie satt, diese seidenen Dessous, die Spitzenwäsche, durchbrochene Strümpfe und scharfes Parfüm. — Satt bis zum Halse! — Eine Frau möchte ich haben, der nur von mir Auserwählte die Hand reichen dürften, und die das als Ehre empfänden, — keine Talmigeschöpfe . . ."

„Wie die wohl aussehen würde", meinte die Pia spöttisch. „Ist dann aber dieser Irrsinn vorüber, geht es desto eifriger hinter den anderen her. — Laß dich nicht auslachen, Benja!"

Der aber saß da und starrte ins Weite.

„Solche Sehnsucht habe ich", fuhr er aufseufzend fort, und seine Stimme klang fast elegisch, „nach Moral und kleinbürgerlichster Enge! Nach Hausfrauentugenden und Rindfleisch mit Kohl! — Ja — wirklich eine Sehnsucht!" — Sie lachten alle. Und doch schwang in den meisten ein ähnlicher Ton mit. Nur Lu legte die Arme auf den Tisch und sah den Sprechenden mit glühenden Augen an.

„Kennen Sie die Enge?" fragte sie, und ihr schönes Gesicht begann zu glühen. „Ahnen Sie, was es heißt, geknebelt zu sein, Barchent tragen zu müssen und aus Sehnsucht nach Seide krank zu werden? — Das, was Sie jetzt so weit fortwerfen — ist Schönheit; was Sie auf den Thron heben — das Häßliche, die Verneinung der Freude am Leben, denn ich glaube, daß alles in der Welt geschaffen ist, um schön, nicht aber um häßlich zu sein."

Die Ele rückte ihren Stuhl ein Stückchen weiter und starrte Lu in das Gesicht. Alle andern taten das auch. Benjas Augen hefteten sich groß und voll auf das schöne Gesicht.

„Kleines Mädchen," sagte er endlich mit gedämpfter Stimme, „wissen Sie denn nicht, was Enge und Moral bedeuten? — Unser Hort ist es, — unsere Schutzwehr gegen die reißenden Fluten in uns und um uns, die uns zerstören, ohne daß wir ihnen wehren können. — Treibholz sind wir, wir sogenannten Freien! Durch widrige Winde losgerissen und verschlagen, tanzend und schaukelnd, so lange es dem Zufall gefällt, aber durch die nächste Woge aus dem Kurs geworfen und endlich an Klippen zerschellend, ohne eine Spur zu hinterlassen. — Armes Treibholz, das selten jemand noch tragen mag, denn wir sind bis in den Kern hinein zermürbt und vermorscht, aus uns selbst zu nichts mehr fähig." —

Benzberg hatte den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt und sah nicht auf, Falkner nickte versonnen; nur die schrille Stimme der Pia setzte ein:

„Das soll ein Vergnügen sein, sich so einen Quatsch mitanzuhören? Na, prost ihr Treibhölzer! das Schaukeln ist gar nicht so übel."

„Die Stimme des Alltags!" rief Kimmerling. „Hast recht Pia — schaukeln wir fröhlich weiter!"

Und wieder lehnte sich die Pia an Kysanis Schulter, und wieder nahm sie erst das eine dann das andere Sträußchen, roch daran und steckte es schließlich an. Diesmal duldete es Kysani. Dann sagte sie vertraulich über den Tisch herüber zur Ele:

„Das ist bei ihm der Moralische, der packt ihn immer, wenn der Quartalssuff vorüber ist. Das ist nicht so schlimm gemeint."

Es war schon früh am Morgen, als die vergnügte Tafelrunde aufzubrechen begann. Benzberg trat zu Kysani.

„Das wird ja eine nette Zeche geben", sagte er leise. „Wenn's nicht reicht, mit etwas kann ich Ihnen aushelfen."

Der Schauspieler machte eine große Geste.

Digitized by Google

Dann rief er den Kellner und ließ sich die Rechnung machen. Eine stattliche Zahl stand darunter.

Nur mit einem Augenwinkel streifte er sie.

„Das stimmt noch nicht, mein Sohn!" sagte er mit Emphase. „Dreißig Mark Trinkgeld dazu für dich."

Er duzte meist alles was ihm in den Weg kam.

Der Kellner knickte vor Entzücken fast zusammen als er das hörte, seine verschlafenen Augen wurden groß und glänzend.

„Der Wirt soll das ganze anschreiben; ich bezahle nächstens."

Die Devotion des Kellners schwand, aber vor den ihn beherrschenden Augen Kysanis wagte er kein Wort. Der Wirt kannte den Herrn ja auch.

Dann trat man in die nächtliche Kälte hinaus.

„So'ne Frechheit," gröhlte Kimmerling, „das kann auch nur Kysani! Lädt eine große Gesellschaft ein und hat keinen Pfennig in der Tasche."

„Keinen Pfennig!" bestätigte Benja. „Morgen komm ich zu Ihnen, Benzberg."

Der war ganz nüchtern und äußerst peinlich von der Sache berührt. Er konnte sich nun mal nicht helfen, immer blieb er innerlich doch der feinfühlige Kavalier, mochte man ihm das auch äußerlich nicht mehr zugestehen wollen.

„Ja! ja!" sagte er geniert, schlug den Rockkragen hoch und drückte sich. Pia und Kysani gingen Arm in Arm, die beiden jungen Mädchen nahmen ein Auto.

„Merkwürdig!" dachte Lu immerfort. „Treibholz! — Das Wort hörte ich jetzt schon zum zweiten Male, und es hat eine böse Bedeutung. — Bin ich das wirklich auch geworden? — Gibt es keinen Halt mehr für mich?" —

Aber zur Ele sprach sie diese Gedanken nicht aus.

* * *

Am nächsten Nachmittage saß Ele Streit mit deutlichen Anzeichen von Wohlbehagen bei Lu, in dem bequemsten Stuhl der etwas verblichenen, üblichen Mietswohnung. Sie wiegte sich leicht hin und her, hatte ein Bein hochgezogen, baumelte mit dem andern in der Luft, umspannte das Knie, auf das sie das Kinn stützte und blickte höchst vergnügt in die Luft.

„Zu nett, daß wir uns gefunden haben", sagte sie zu Lu, die emsig an einem Stück Schiffon nähte. „Gestern noch — um diese Zeit gerade — habe ich mir so sehr eine Freundin gewünscht."

Lu blickte überrascht auf.

„Freundin? — Ich habe nie eine Freundin gehabt", sagte sie träumerisch.

„Warum nicht?"

Lu legte ihre Arbeit beiseite. „Ich weiß nicht! — ich war wohl den Menschen immer zu phantastisch, hatte stets andere Ideen im Kopf und ließ mich nicht gern beeinflussen. Wenn man in der Jugend sehr einsam ist, bleibt wohl etwas davon an uns hängen."

„Die Frauen sind Ihnen gewiß immer neidisch gewesen," behauptete Ele ungeniert, „denn Sie sind wunderhübsch, und die Männer werden Ihnen allenthalben nachgelaufen sein. Aber wissen Sie, — ich bin so gar nicht neidisch! Warum sollten wir auch beide nichts vom Leben haben? Dem einen gefallen Sie, dem andern ich. — Sie sollen mal sehen, wie gut wir zusammen passen."

Sie drängte, aufspringend, ihr frisches Gesichtchen an Lus Wange und zeigte dabei in den gegenüber hängenden Spiegel, der die beiden hübschen Mädchengesichter hell zurückgab; dann drückte sie Lu einen Kuß auf und schaukelte sich eine Sekunde später wieder in ihrer Lieblingsstellung.

„Sie bekommen noch mal einen Prinzen", sagte sie und lachte. „Nur für einen Prinzen sind Sie auch gut genug."

In Lus Gesicht stieg verräterische Röte, sie griff hastig nach ihrer Arbeit, und ihr Herz erwärmte sich für das Mädchen, das ihr so lieb näher trat. Aber sprechen von sich, — nein, das wollte sie lieber erst später.

„Und auf was warten Sie denn, Ele?" fragte sie daher hastig.

„Ich?" — — Die Kleine streichelte in Gedanken ihren feinen seidenen Strumpf, dann sagte sie:

„Mit mir ist das etwas anderes, Lu. Ich kann keine so großen Ansprüche machen."

„Warum nicht, Ele? Man muß sich nur selber hoch bewerten."

Digitized by Google

Die Kleine schüttelte den Kopf.

„Ich heirate den ersten der mich nimmt und der mich ernähren kann. Das ist ja der ganze Zweck meiner Karriere", sagte sie wie selbstverständlich.

Lu ließ ihr Nähzeug fallen.

„Ich würde nie heiraten", entgegnete sie mit blitzenden Augen. „Die Ehe ist schrecklich. Das Eigentum eines Mannes zu werden, den man vielleicht nicht einmal so recht mag, — etwas Entwürdigerendes gibt es doch nicht."

„Quatsch!" Ele regte sich gar nicht weiter auf. „Ich würde Gott auf Knien danken, wenn erst einer käme und das ewige Gefrett ein Ende hätte. — Jetzt bin ich zweiundzwanzig! Wie lange dauert denn die Jugend? — Soll man etwa noch mit zweiunddreißig auf der Bühne stehen? — Ja — vielleicht manche möchte das, weil sie verdienen muß — aber der Direktor will nicht. — Und das Publikum auch nicht . . . und dann können Sie verhungern . . . Nein, Lu — ich meine es gut mit uns beiden . . . Eine Versorgung für das Alter, — das ist die Hauptsache."

„Sie würden also jeden heiraten, Ele, jeden?"

„Jeden — wenn er mich nur ernähren kann."

„Und die Kunst?"

Ele lachte laut auf.

„Kunst! — Nennen Sie mein bißchen Pfeifen und Ihr Gröhlen — Kunst, Lu? Das habe ich mir noch nie eingebildet."

Lu zog ein bitterböses Gesicht.

„Wie können Sie so etwas sagen?" Aber in ihr war auch eine Stimme, die Ele recht geben mußte, und um die zu übertäuben wurde sie heftig.

„Mit solchen Gedanken sollten Sie zu Hause geblieben sein, um auf den Mann zu warten."

Ele rekelte sich noch lässiger, denn sie nahm die Sache ganz kaltblütig.

„Zu Hause? — Ja, dahin kommt doch niemand. Da versauert man ganz ungesehen, das habe ich mir schlauerweise bald gesagt. — Sehen Sie, meine Mutter ist eine Küsterswitwe in einem kleinen Dorfe. Als Vater starb, blieb sie mit acht Jöhren sitzen und wußte nicht, wovon und wie weiterleben. Ich war die Älteste. Arbeiten habe ich müssen von früh bis spät für die Rangen, denn Mutter ging nähen, aber es reichte doch nicht. — — Ich hatte bei der Arbeit immer so vor mich hingepfiffen, so lange ich denken kann, Mutter konnte das aber nicht ausstehen. — Mädchen, die da pfeifen und Hühner, die da kräh'n — denen soll man beizeiten das Genick umdrehn — sagte sie oft und backpfeifte mich dabei gehörig. Eines Tages kam eine Tante aus der Stadt, gerade als ich mal wieder heulte. Sie hat mit ihrem Mann ein Restaurant in der Stadt und wußte im Leben bescheid. Mutter klagte ihr nun, und sie ließ mich pfeifen; dann sagte sie:

„Time, gib mir die Ele mit. Sie soll das noch besser lernen und dann in einen Tingel-Tangel gehen, das bringt viel Geld und vielleicht auch einen Mann. Der rote Ludwig vom Schulzen hat sich ja doch nun 'ne andere angeschafft, und somit wäre hier doch keiner zum Heiraten für die Ele. Mutter wollte erst nicht, — da doch Vater täglich die Glocken geläutet hatte und Kirchendiener gewesen war, — aber ich wollte. Ging mit Tanten mit und ließ mich ausbilden, — sie hatte da so einen an der Hand — dann trat ich auf, gefiel, — na und nun bin ich hier! — Vielleicht findet sich hier in Berlin auch noch ein Mann für mich."

Lu hatte die Sprechende nicht unterbrochen, sie nur unausgesetzt angesehen. Jetzt sagte sie mechanisch:

„Wollen es hoffen." —

„Ich will kein vornehmes Verhältnis," plauderte Ele weiter, „das dauert doch auch nur seine kurze Zeit! — Nicht weil ich so moralisch sein will. Gott bewahre! Aber was hat man nachher? — Verwöhnt eine Weile, — und dann nichts! — Ich bin auch ganz bescheiden, — glauben Sie ja nicht, daß ich an Reichtümer denke! — So seine 300 Mark monatlich müßte er haben. — Ein kleiner Beamter wäre mir schon das liebste, — denn arbeiten kann ich. — Und ich wollte ihn gern haben, selbst wenn er häßlich wäre und ihm alles zu Liebe tun, aus Dankbarkeit schon."

„Das ist furchtbar schwer, Ele! Man wird schlecht dabei." Lu lehnte sich in den Stuhl zurück und schloß einen Moment die Augen.

„Ach wo, Lu! — Solche verrückten Gedanken habe ich gar nicht! Ich bin dann Frau

Digitized by Google

und habe mein tägliches Brot. Ach, — das wäre so mein Ideal."

Sie sprang auf und hüpfte im Zimmer umher.

„Die Männer arbeiten doch für uns, das darf man nur nicht vergessen, selbst wenn sie mal eklig sind."

„Wenn Sie dann aber nachher jemand finden, den Sie lieben, Ele?"

Ele steckte die Zunge heraus und bewegte sie lachend.

„Liebe! — Sehr schön! Aber reelle Absichten schätze ich mehr. — Aus Liebe würde ich keine Dummheiten machen! — Man muß nur mal so recht im Dalles gesessen haben, wie wir zu Hause, — dann weiß man, was das Schrecklichste im Leben ist. — Ja, Lu, — Sie können mir's glauben, — Hunger tut weh! — Ich schicke auch Mutter alle Monat 30 Mark für die Jöhren. — Das hilft schon viel!"

„Sie sind ein glückliches und gutes Geschöpf, Ele, — vielleicht haben Sie recht!"

Es würgte sie etwas im Halse, sie wußte selbst nicht recht was.

„Nicht?" sagte Ele vergnügt. „Dann könnten wir eigentlich du zu einander sagen, es ist so bequem. — Wie alt bist du eigentlich, Lu?"

„Auch zweiundzwanzig."

Einen Augenblick reckte sich der Hochmut, der ihr immer im Blut steckte, hoch. Sie und dieses einfache, törichte Mädchen sich duzen! — Aber dann verflog die Anwandlung. Sie hatte ja auch kein Recht mehr dazu. Was war sie denn mehr?

„Du," sagte Ele mit spitzbübischem Gesicht, „ich war so klug und habe mich für neunzehn ausgegeben. — Jetzt macht es ja noch nichts aus; aber für später. Siebenundzwanzig klingt besser als dreißig, nicht? — — Du hoffentlich auch."

„An so etwas habe ich gar nicht gedacht!"

Lu kam es plötzlich zum Bewußtsein, daß in dieser kleinen Spitzbübin mehr Lebensweisheit stecken könne als in ihr, daß sie am Ende manches von ihr lernen könne.

„Nun erzähle mir was von dir", sagte Ele und umhalste sie. „Du bist so schön wie eine Fee und so fein wie eine Prinzessin. — Erzähle!"

Da klopfte es an die Tür und Mitzi trat ein.

„Kinder — kommt e wengerl zum Adölfle, er hat seinen melancholischen Tag. Heitert ihn mir mal e bissel auf. — Er will auch nit alleweil seine alte Frau um sich haben, — was Neues — was Junges."

Sie lachte über das ganze Gesicht, und die Mädchen lachten mit, dann gingen sie zusammen zum Adölfle hinüber.

„Das ist doch wahre Liebe!" dachte Lu, als sie wieder einmal sah, daß die Mitzi nur in und für den gelähmten Mann lebte, aber sie sagte nichts. —

Adolf Fink saß am Klavier, aber er spielte nicht. Auf seiner Stirn lag Schwermut, obgleich er die Ankommenden herzlich begrüßte.

„Nun därfst mir aber kein Gesicht mehr machen, Adölfle", drohte seine Frau. Statt aller Antwort begann er zu spielen. Ele griff den kleinen Adolf und drehte sich mit ihm im Kreise. Aber nicht lange, die Musik wurde so seltsam; damit ließ sich nicht Takt halten, eine wirbelnde, hohe aufreizende Weise wurde es, so daß alle aufhorchten.

Adolf hatte die Augen halb geschlossen und gab sich ganz seinen Fantasien hin. Lu fuhren die Töne wie kalter Strahl in Seele und Körper, sie wußte nicht was ihr geschah. Es packte sie, riß sie empor, — sie machte ein paar Schritte in dem Zimmer, schloß die Augen und begann zu tanzen.

Es war ein sich winden, drehen, beugen. Jede Bewegung voll entzückender Grazie. Den Kopf im Nacken, die Augen halb geschlossen, hob und senkte sie die Arme, spreizte die Finger der wagerecht ausgestreckten Hand. Etwas eigentümlich Fremdartiges und verhaltene Leidenschaft einten sich zu einem wunderbaren Ganzen, dessen sie sich kaum bewußt schien.

Aber durch ihr Gehirn zuckten Blitze der Rückerinnerung. — Hatte ihr nicht einmal jemand gesagt, daß sie der verkörperte Tanz sei? Ach ja, — jetzt wußte sie es genau. Ihr erster Liebhaber, der Graf war es gewesen.

Sie lächelte unbewußt. — So empfand sie ja auch, als dränge jeder Ton der Musik in ihr Blut und setzte sich in Bewegung um. Sie hatte nichts anderes zu tun, als dem nachzugeben.

Wie ein Rausch — eine Raserei kam es über sie; das Tempo verdoppelte, verdreifachte sich, und Adolf, der sie unablässig im Auge behielt, folgte ihr verständnisinnig mit den Tönen.

Digitized by Google

Lus Haar löste sich. Wie eine Bachantin warf sie die knabenhaft schlanken Glieder.

Adolfs aufmerksame Augen sahen nicht allein den Rythmus, sondern auch das Wilde, Fesselose darin, die eigenartige Haltung des zurückgeworfenen Kopfes, den vergeistigten Ausdruck des Gesichtes, — und er staunte.

So lange lebten sie nun schon in kameradschaftlicher Gemeinschaft, und keiner hatte geahnt, was in diesem schlanken Mädchenleibe steckte!

Ob sie selbst?!

Er glaubte es nicht, sonst hätte sie jedenfalls schon einmal einen ähnlichen Versuch gemacht. Sie wollte ja ausübende Künstlerin werden. Nun — hier war ihr Feld! —

„Tante Lu! — Tante Lu!" schrie plötzlich das Kind in die atemlose Stille hinein. Es wurde ängstlich vor diesem stummen, kreiselnden Wesen, das es so ganz anders kannte. Lu zuckte zusammen und blieb taumelnd stehen; schnell streckte ihr Adolf die Hand entgegen, an der sie sich hielt. Wie aus tiefem Traum erwachend, sah sie um sich.

„Aber Lu," sagte die Mitzi, noch ganz benommen von dem empfangenen Eindruck, „solche Künstlerin sind Sie und sagen uns kein Sterbenswörtl davon?"

„Künstlerin?" Lu stammelte das Wort und sank in einen Sessel, „davon weiß ich nichts. Es kam so über mich bei der Musik Ihres Mannes. — Tanzen — tanzen wollte ich ja mein Lebelang nicht mehr."

„Kindl! Kindl! Sie sind und bleiben ein Schaf", meinte Mitzi treuherzig. „Ihr Gesang ist ein Gefrett gegen Ihren Tanz. Benzberg wird sich die Finger schlecken, wenn er Sie so herausstellen kann. — Im Salome-Kostüm, gelt, Adölfle?"

„Das kann ich nicht", Lu lachte, ihr war noch wüst und wirr zu Sinn, aber gleichzeitig fühlte sie, daß etwas in ihr seine Fesseln gesprengt hatte, daß sie frei wurde — beseligt frei.

Tanzen! —

Sie hatte eigentlich nie daran gedacht, nun wußte sie, daß der Wunsch immer still neben ihr hergegangen war, bis er sie heute überrumpelt hatte.

„Das war wunderschön, Lu", sagte nun auch Ele und zauselte an dem gelösten Haar der neuen Freundin. „Freilich ist das mehr als dein Gesinge; du wirst eine große Künstlerin werden."

Lu trank mit offenen, großen Augen jedes Wort in sich hinein, wie eine Verdurstende. Also doch!! — Es steckte doch etwas in ihr, das sie aus der Allgemeinheit heraushob . . . Sie hatte Künstlerblut in sich! —

„Adolf!" sagte sie bittend, fast flüsternd. Sie mißtraute ihrem Gefühl, dem Entzücken der Frauen — und Adolf blieb so still . . .

Aber jetzt nickte er langsam.

„Ja Lu, Sie haben das Zeug zu einer Künstlerin."

Sie schrie auf und flog ihm an den Hals. Ein Schluchzen schüttelte sie. Leise strich er über ihr dickes Haar.

„Sie müssen gleich Unterricht nehmen, Lu," sagte Mitzi wichtig, „in vier Wochen können Sie vielleicht fertig zum Auftreten sein."

„Unterricht?" Adolf schüttelte den Kopf. „Ihr Eignes muß sie geben! — Schickt mir euren Kapellmeister her und vielleicht auch Benzberg, ich spreche dann schon mit ihnen."

Ele drückte ihr Gesicht an Lus Schulter, keine Spur von Neid war in ihr.

„Wie ich mich freue! Wie ich mich freue! — Dein Gesang gefiel mir nicht recht für dich. Nun werde ich stolz auf dich sein." —

— — Nach vier Wochen trat Lu zum erstenmal im Kabarett als Schlaftänzerin auf. Diesmal hatte sie keine Angst, sie gab sich ja nur selbst.

Wie schön sie war! —

Sie empfand das selbst am deutlichsten, als sie in ihrem häßlichen Zimmer angekleidet vor dem kleinen Spiegel stand. Mitzi und Ele hatten ihr das Kostüm besorgt, ein Mittelding zwischen Salome- und Dunkan-Gewand und Lu keine Einwendungen dagegen gemacht.

Der plissierte, durchsichtige Rock ging bis zu den Knöcheln, darunter ein panzerartiges Unterkleid aus Goldbändern und Goldschnallen, das die Oberschenkel bedeckte. Die Brust war geschmückt mit Schaustücken aus Metall und Perlenreihen.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Am Mövenstein / Roman von Ludwig Müller-Grimmold.

1. Fortsetzung.

Annemarie schreckte aus ihrem Grübeln empor; ein Schauder durchfröstelte sie, aus den Höhen reinen Genießens hinabsteigen zu sollen in die Niederungen; zu Essen und Trinken, zu Reden über Wind und Wetter, zum Anhören oft, zu oft gehörter Schwänke.

Jette horchte. „Alles still bei ihr. Sie wird doch nicht krank sein."

„Ihren Bock hat sie. . . Hallooh."

„Jochen." Bitte und Vorwurf einigten sich in dem Anruf, daß Jochen brummend den Rückzug antrat: „So wie du sie verziehst . . . Meinetwegen guck nach ihr."

Sie wandte sich Hans zu. „Er meint's nicht so bös. Bloß wenn nicht alles auf den Sturz parat ist. . . Ich will mal nach ihr gucken."

Jochen Ellfeldt leerte den Rest des Glases. „Der Teufel weiß, was mit der Deern los ist. Hat alles was sie will und ist doch immer unzufrieden. Ich wollt' sie mit in den Kriegerverein nehmen zum Tanz; kam schön bei ihr an. Tanzen . . . Denk' ich an früher, als ich so in Ihren Jahren stand . . ." Er plinkte Hans listig zu. „Junge, die Deerns waren nicht faul. Und denn auf dem Heimweg hinterm Knick. . . Der Pastor erfährt's besser nicht, von wegen Gründonnerstag. Ist ein guter Mann, liest viel und predigt kurz. Hält aber höllisch auf Moral. Ich sag' bloß: was schadet's solcher Deern; ihren Mann kriegt sie nachher doch."

In der Eßstube wurde es laut. Er dämpfte die Stimme, soweit es ihm möglich war. „Das unter uns. Jette ist auch so 'n halber Pastor und Mieken ein ganzer. Und nu wollen wir 'n Happen essen." Er sah über den Tisch hin und knurrte befriedigt: Jette hatte gut und reichlich angefahren, wie es sich schickte, war ein Gast da. Selbst für Wein hatte sie gesorgt. Die Ellbogen aufgestemmt, griff er tüchtig zu.

Jette begnügte sich auch heute mit ihrem weichgekochten Ei und einer Scheibe Schwarzbrotes, die unter Butter verschwand.

Annemarie genoß kaum etwas: sie schämte sich Onkel Kapitäns, seines Schwatzens, seines dröhnenden Lachens, seiner lügenhaften Geschichten; und Tante Jettens, die von nichts Besserem als von Küche und Keller zu reden wußte; zum höchsten eine alberne Kindererinnerung auffrischte. . . Eine Demütigung dünkte ihr das freundliche Eingehen auf diese Enge und Beschränktheit an Geist und Seele durch den, der halb Europa bereist, auf den Höhen des Daseins wandelte, in einer Welt voll Wunder und berückenden Zaubers lebte. . . .

Jochen Ellfeldt stieß kräftig sein Glas gegen das von Hans. Es waren dicke, bauschige Gläser; dünnere wären zerschellt. „Freut mich, daß Sie ein gutes Garn gern hören. Jetzt muß ich in den Kriegerverein. Ihr Bruder soll da reden. Wenn's man nicht zu gelehrt wird. Ist nichts für Veteranen und Bierdurst. Wollen Sie morgen abend wieder einen Steifen bei mir trinken. . ."

„Ich komme, Kapitän. Gute Geschichten höre ich gerne." Hans geleitete Jochen Ellenfeldt hinaus.

Annemarie entfernte sich wie von ungefähr in das Musikzimmer, unbeachtet in ihre Stube zurückzuschleichen. Beim Flügel zögerte sie. Es trieb sie mit Macht, in reinen Klängen Geist und Seele über das Häßliche und Kleinliche hinauszuheben. Bangend lauschte sie, ob Onkel Kapitän wenigstens den Fremden jetzt mit sich hinweg führe; hörte Schritte nahen, flüchtete an die Dielentür. . .

„Auf ein Wort, Fräulein Ellfeldt." Hans vertrat ihr den Weg. „Ich bitte um Vergebung, daß ich ohne Erlaubnis Ihren Flügel benutzte. Es ist ein schönes Instrument. Ich spielte gerne von neuem." Ohne ihre Zustimmung abzuwarten, begann er eine Etude von Chopin.

Sie wich bis an den notenbedeckten Tisch zurück; nahm sich fest vor: „Sobald er geendet, gehst du", und lauschte doch mit verhaltenem Atem den einschmeichelnden Klängen.

Und freute sich, daß er fast ohne Pause ein Notturno begann. . . . Und erlag nach flüchtigem Schwanken seinem Angebot: „Jetzt spielen wir vierhändig."

Befangenheit lähmte sie, eine Furcht zu entgleisen, wie sie sie weder beim Musizieren mit Doktor Manners noch bei den Vorträgen in den Volksunterhaltungsabenden jemals gekannt hatte; es wurde ihr schwer, Takt zu halten; die

Digitized by Google

Figuren blieben verwischt, dem Spiele mangelte der Ausdruck.

Er merkte ihr die Verlegenheit an und vergriff sich absichtlich. „Sie müssen Nachsicht mit mir haben: solch ein Bramscher Tanz ist kein Kinderstück. Haben wir uns erst eingespielt . . .“

Nebenan holte Tante Jette die Romanfortsetzung aus der Leihmappe, ihre Neugier zu befriedigen, ob die beiden sich nun doch noch kriegten. Es war ihr sehr zweifelhaft. Ihre Spannung auf den Schluß im nächsten Hefte stieg aufs höchste. Und sie überlegte hin und her, bis sie plötzlich alles vergaß: Annemarie lachte. Wirklich: die Deern lachte, leise nur, ein wenig verschämt; aber sie lachte. Ein Schmunzeln zog ihren Mund breit, ihre Stümpfnase wurde platt wie ein Hasennäschen, von Held und Heldin des Romans wanderten ihre fragenden Gedanken zu den beiden am Flügel.

Annemarie ruhte die Hände im Schoße; Hans griff in die Tasche, wo er die Zigaretten lose trug. „Sie kannten die Anekdote nicht. Ich habe noch mehr von der Sorte.“ Und er scherzte mit ihr und unterhielt sie, als habe er die Tochter eines schwerreichen Kunstfreundes oder einflußvollen Geheimrates vor sich; freute sich, wie sie ihre Scheu ein wenig ablegte, und wandelte sein Urteil: „In dem Mädel steckt Leben; es muß nur geweckt werden; ich werd's besorgen.“

„Jetzt der zweite Tanz, Fräulein Ellfeldt. Es dur. Eins, zwei, drei, los.“

Dieses Mal brachte Annemarie den Auftakt klar und kräftig heraus; das Schwanken im Takt fiel fort, die Läufe gelangen ohne Fehl; selbst der schwere Schluß klappte.

„Verlangen Sie noch mehr?“ Hans nickte ihr aufmunternd zu. „Und wie viel netter ist es, hier gute Musik zu machen, als im Kriegerverein patriotische Reden zu erdulden, und Lieder zu grölen. Oder haben Sie Lust auf einen Tanz? Jettchen spielt uns auf. Einen kann sie, aber auch nur einen. Und den nur mangelhaft . . . Jettchen.“

Die Alte fuhr aus dem Halbschlaf empor. „Geduld, Hänschen: gleich sind wir mit dem Schreiben fertig. . .“

„Haarstrich; nicht über die Linie... Jettchen, du hast geträumt. Erwache, spiele uns auf: ‚Schöne Minka, ich muß scheiden. . .‘ Wir wollen tanzen.“ Er legte den Arm um Annemarie, fester und fester; er trug sie fast, während er sie in langsamen Bewegungen um den Flügel herum in die Nebenstube führte. „Jetzt kommt die schwierige Stelle, wo Jettchen entgleist: f statt fis. Da haben wir den Salat . . .“ Er nahm die Melodie auf und summte ihr herausfordernd ins Ohr: „Nie werd' ich von dir mich wenden, mit den Lippen, mit den Händen, werd' ich Grüße zu dir senden.“ Ungerufen trat Jochen Ellfeldts Wort von den tanzlustigen Deerns ihm ins Gedächtnis, und die Versuchung beschlich ihn, die freien Bräuche seiner Atelierfeste hierher zu übertragen.

Jette kam zurück. „Deern, Mieken, knallrot im Gesicht. . . Laß sie mal sitzen, Hänschen; sie ist das nicht gewohnt.“

Annemarie löste sich von ihm und trat ans Fenster. Der halbe Mond neigte sich dem Untergange zu; sein Glitzern lag auf dem Flusse, quer herüber von dem einzelnen Gehöfte auf der sandigen Halbinsel jenseits bis an den Turm heran. Der Strom lief stark ein, der Wind frischte auf, vom Strande her klang durch die Stille der Nacht deutlich das Auflaufen der Wellen.

„Jettchen ist müde. Bis morgen.“ Er bot Annemarie die Hand.

Zögernd legte sie ihre hinein. In ihren Augen stand eine Frage, schwer und verhalten wie das Adagio von Beethoven.

* * *

Bei „Mutter Clasen“ führten Reden, Bier und Tanz zu lärmender Begeisterung; in der Wochenstube des Böhlauer Schmieds wurde nur die dünne Stimme des neuen Weltbürgers vernehmbar. Mit Ehrfurcht betrachtete der Schmied, wie sorgfältig Doktor Manners die weiße Achselschürze abstreifte, mit harter Bürste Hände und Arme schrubbte und sich zweimal frisches Wasser in die Waschkumme füllen ließ: wann er selber vom Blasebalg weg zum Essen ging, steckte er höchstens die Hände in den Eimer, der zum Kühlen des Eisens diente. In der guten Stube stand der Abendtisch gedeckt: ein gebratenes Huhn, Kartoffel und Bohnen.

Doktor Manners fiel es schwer etwas zu genießen, trotz des Hungers: er litt unter einem Gefühl der Unreinigkeit und sehnte sich nach dem warmen Bade daheim. Nur den Schmied nicht zu kränken, trennte er sich einen Flügel ab.

Digitized by Google

Der Schmied aß nicht mit, das dünkte ihm gegen den Respekt zu verstoßen. Dafür unterhielt er seinen Gast: von des Müllers Gaul, der vor Tagen in eine Egge getreten war und deshalb hatte abgestochen werden müssen. „Is hart, Herr Doktor; war ein starkes Tier, seine achthundert Mark gut wert. Und das bei den teuern Zeiten. Sie spüren das nicht so. Aber was acht Kinder in den Magen stopfen . . . Und nun ist Nummer neun auch da."

Doktor Manners neigte den Kopf ein wenig, nach rechts, seitwärts, und horchte auf das an und abschwellende Geflüster im Nebenraum. Unbeachtet rauschte das Klagelied des Schmiedes an seinen Ohren vorüber; über seine Züge legte sich ein Lächeln, ausdrucksvoller als gewöhnlich, mit einem Anflug von Ernst, fast von Schmerz.

Erst nach Mitternacht kehrte er heim; Schlaf fand er noch lange nicht: immer wieder wähnte er die Stimme des Neugeborenen zu hören; und die törichte, wie törichte Klage des Schmiedes.

Trotzdem betrat er pünktlich wie an jedem Morgen um halb acht die Eßstube; stutzte freudig überrascht, Hans schon anzutreffen; sagte mit einem Anflug von Verlegenheit: „Wir tun wohl besser, nicht auf Helene zu warten", und lud Hans zum Niedersetzen ein, würdevoll, als leite er im Gemeinderat von dem erhöhten Platze des Vorsitzenden aus die erregte Verhandlung.

Hans griff ohne Nötigung zu und beendete so schnell das Geschäft der Sättigung, als dränge es ihn daheim zur Arbeit. Doktor Manners aß in winzigen Bissen und übte an denen noch mit großem Bedacht seine Zähne; opferte die liebgewonnene Morgenruhe seiner Pflicht als Hauswirt; erzählte von dem Neubau des Konversationhauses und deutete sehr vorsichtig die Schwierigkeiten an, die dem Gemeinderate und den Behörden in der Stadt aus den rücksichtlosen, starrköpfigen Wesen des Besitzers erwachsen. „Es ist recht lästig, mit Herrn Meifert zu tun zu haben."

Hans antwortete nur: „So, so"; die Sorgen des Gemeinderates waren ihm sehr gleichgültig; ihm lag daran, sich nach diesen Jahren der Trennung mit dem Bruder auszusprechen, ihm seine Not zu bekennen, seine Hilfe zu erbitten. Tropfen um Tropfen leerte er den Rest in der Tasse, einen passenden Eingang zu ersinnen. Er fand keinen; sein Kopf arbeitete plötzlich unendlich schwer und langsam. Es verwirrte und entmutigte ihn. Und statt von sich zu reden, begann er von Helene. „Hat sie sich hier eingelebt; entbehrt sie nicht die Anregungen, wie Berlin sie bietet?"

Ein leichtes Rot färbte Doktor Manners Backen: bedachtsamer als eben noch reihte er Wort an Wort, die Befürchtung zu widerlegen. „Hier bieten allerdings nur die Sommermonate Abwechslung; in der Stadt findet sie immer, was sie sucht; die halbe Stunde Bahnfahrt hindert wenig, zumal die Züge sehr gut liegen..." Und dann in einem Ton mutloser Entsagung: „Mich halten meine ärztlichen Pflichten und anderweitige Geschäfte leider oft zurück."

Er führte es aus, bis er auf die acht Schläge der Uhr sich entschuldigend erhob: „Meine Sprechstunde beginnt"; und Hans zum Abschied die Hand mit einer Wärme schüttelte, als habe er ihm für einen großen Dienst zu danken.

Hans flüchtete zum Hause hinaus, die Vorderreihe entlang, dem Leuchtturm zu. . . Auf dem freien Felde lag die Sonne rein und warm wie gestern. Eine der Rennyachten wurde stromauf ins Winterlager geschleppt; ein Ewer trug seine braune Leinewand in See; der Postdampfer kam herein und entbot mit schrillem Heulen den Zollwächter an Bord . . .: Hans sah nichts; es fröstelte ihn vor Erregung über seines Bruders eigenartiges Benehmen; Frage um Frage drängte an ihn heran, drohend, Klärung fordernd; und auf keine wußte er eine Antwort.

„Zu Jettchen."

Mit langen Schritten hastete er zum Alten Zoll.

Schon in der Tür begrüßte ihn Annemaries Flügel: sie übte die Tänze, die er gestern mit ihr vierhändig gespielt hatte; an zwanzig Male wiederholte sie den Lauf, der ihr mißglückt war, bis Ton an Ton gleichmäßig klar hervorperlte.

Seine Erregung ebbte; auf den Zehen schlich er in die Eßstube; an die geöffnete Tür zum Musikzimmer.

Und von neuem wandelte er sein Urteil: eine sonnige Heiterkeit lag über Annemaries Zügen, vertieft durch reine Hingabe an das Spiel, durch ein Genießen der Klänge, durch eine Befreiung von allem Kleinlichen . . .

„Skizzenbuch heraus." Nur in Umrissen deutete er das Nebensächliche an; dem Kopfe allein galt seine Sorgfalt; aber auch hier sparte er

Digitized by Google

fast geizig mit jedem Strich, und erzielte doch eine wundervolle Wirkung.

„Hier, Fräulein Ellfeldt; ich habe Sie bestohlen."

Ihre Augen richteten sich scheu auf ihn; ihre Lippen öffneten sich zu schnelleren Atemzügen. Sein Buch brannte ihr in der Hand.

Er lehnte sich auf den Flügel, mit gekreuzten Armen leicht und lässig; sein Blick forschte von neuem, ob er keine Linie vergessen oder fälschend dargestellt. Und ein Bedauern beschlich ihn, daß er keine Farben zur Hand hatte: durch alle Befangenheit hindurch schimmerte in ihren Augen ein Sehnen, das der Bleistift nicht wiederzugeben vermochte; eine verborgene Glut, die ihr wunderbar gut stand; ein sich selber unbewußtes Begehren, das Begehren weckte, Erfüllung verhieß; so ganz rein in seiner Natürlichkeit und darum so viel anziehender als die berechneten Lockungen diamantenbesäter Bankierstöchter.

„Sechs Tänze hat Brahms geschrieben; zwei nur nahmen wir gestern durch. . ." Er rückte einen Stuhl an ihren.

Ihre Finger griffen übereinander wie die Noten es erzwangen. Sie spürte die Berührung, ohne sich störend beeinflussen zu lassen: das Spiel nahm sie wieder gefangen. Einmal, da er im Takte schwankte, zählte sie sogar ganz laut: „Eins . . . Eins . . . Eins . . ." Und beim Abschied beantwortete sie seine Frage: „Heute nachmittag um drei"; mit einem fast fröhlichen: „Wenn es Ihnen Freude macht . . ."

Er kam, auch am nächsten Morgen, Tag um Tag. Zweie hatte er bleiben wollen, nun rundete sich schon die Woche, ohne daß er ans Abreisen dachte. Selbst das Geschäft, das ihn hergeführt, verlor sich aus seinem Gedächtnis. Pochte es einmal leise an seine Tür, wies er es ab: „Ich habe Besseres unter Händen, bin nicht in Stimmung, bis zum Monatsende ist's noch lang."

Er lebte nur für Annemarie, beobachtete mit wachsender Freude, wie sie ihre Befangenheit vor ihm jeden Tag mehr abstreifte, und gab sich heimlichen Wünschen gefangen: „Hättest du sie in Berlin, in deinem Atelier . . . Oder könntest du sie hier draußen irgendwo unter vier Augen bestürmen . . ."

Drei Morgen hatte er ihr nun schon vergeblich in der Nähe der Badeanstalt aufgelauert, seitdem er von Jettchen erfahren: „Sie badet." Auch heute war ihre Stunde längst abgelaufen, es ward fast Zeit für ihn, sich an ihren Flügel zu setzen. Die Lust mangelte ihm: der Raum im ‚Alten Zoll' war eng; Jettchen ging ein und aus. „Solch halber Pastor; noch dazu alt geworden, ohne jemals die Jugend genossen zu haben . . ."

Und schön war es hier draußen heute, wunderschön: bis weit hinaus, wo es in reiner Klarheit versank, hatte das Meer sich eine weiße Spitzenhaube auf das tiefgrüne Gekräusel seiner Locken gelegt; wogte heran, hob das Haupt, duckte sich nieder. . . Und wie es die Faust gegen den Strand stieß, nicht im Ernste: im neckischen Spiele, öffnete es die Hand, beschenkte ihn mit Algen, Muscheln und Seesternen, und raunte ihm Märchen zu von den Geheimnissen seiner unerforschten Tiefen. . .

Und drüberhin jauchzte der Wind, sang seine Lieder, pfiff zuweilen dazwischen, wie ein übermütiger Bruder Studio in den ersten seligen Wochen goldener Freiheit . . .

Nur daß hier Menschen waren, wenige und dennoch genug, einen Mißklang in die Schöne ringsum zu tragen; Leutchen, fest vermummt, mit ängstlichen Gebärden: „Nicht zu nahe ans Wasser." Ihre Augen tränten und bemerkten doch noch, was sie nicht sollten; ihre Lippen bläuten sich vor Alter unter der Frische: zum Verklatschen taugten sie nur um so besser. . .

Hinterm Kiefernwäldchen, im Schutze des Borkentempels ließ sichs ruhiger genießen, schauen, wünschen, planen. . .

Zornkreischend gegen den Störer ihrer Ruhe erhoben sich in dichten Scharen die Möven und steuerten schwingenkräftig gegen den Ost davon zu ihrem Stein.

Dort fanden sie freilich auch ein Wesen, das nicht zu ihnen gehörte; äugten scharf, schrien sich die Kunde zu: „Nur die Gutbekannte"; und ruderten hinaus in den Wogendrang.

Annemarie kämpfte vergeblich, tieferes Wasser zum Schwimmen zu erreichen: die Wogen umschlossen sie, trugen sie auf weichen Armen immer wieder auf den festen Strand zurück und raunten ihr Warnung um Warnung vor dem Strudel um das Riff herum zu, bis sie den Heimweg antrat.

Digitized by Google

Ein Schoner kreuzte gegen den Ost auf; er hatte nur das Klüversegel gesetzt und stampfte schwer.

Sie sah ihm nach, neidisch über das Glück, hinausziehen zu dürfen aus der Enge des Hafens in die weite Welt, wagemutig, kampffreudig, siegesgewiß. „Gute Fahrt, glückliche Heimkehr."

Vor ihr, halb von Seetang bedeckt, gleißte etwas in der Sonne: ein Rundholz war es, nach alter Art geformt, wie die Klipper sie vordem zu führen pflegten. Und plötzlich tauchte ein Bild vor ihren Augen auf. . .: voraus tobende Brandung, dahinten Brecher an Brecher auf der Untiefe, in der Mitte die Brigg stampfend und schlingernd in dem Hexenkessel der widerprallenden Wogenberge; der Fockmast gebrochen, die Segel zerfetzt, das Deck unter Wasser, die Mannschaft in den Wanten, durchnäßt und bis zur Erschlaffung erschöpft. Da, vom Lande her blitzt es auf; zischend saust die Rakete mit dem rettenden Seile herüber. Der Steuermann will es greifen, die Bö packt ihn, seine Kräfte versagen . . .

„Onkel Kaptein, Onkel Kaptein, Muus ertrinkt" . . .

„Ruhig, Mieken; auf Gott vertrauen" . . .

Der Koch packt die Leine; zu dreien holen sie in schwerer Arbeit das Tau mit der Boje heran, befestigen es am Stumpf . . .

„Erst das Kind, Klaus". . .

Der Gischt fegt über das Schiff, es kracht in den Fugen. . .

„Mut, Mieken, Mut" . . .

„Mama, Papa". . . .

„Die kommen gleich nach". . .

Die Boje gleitet, eine Woge stürzt über sie hin, der Wind schleudert sie zur Seite. . . Das Wasser bleibt zurück, feste Arme packen zu.

„Gerettet". . .

„Aber die Brigg". . .

Ein Krachen, ein Splittern, ein Schrei aus achtzehn lebensgierigen Kehlen. . . Schreckenstarr, machtlos sehen die am Lande dem Ringen zu. . . Einen nur schwemmt eine mitleidige Woge ans Ufer; in fremde Erde betten ein gebrochener Mann und eine Waise Eltern und Geschwister. . .

Und Schmerz gewaltig wie in der Stunde ersten furchtbaren Erwachens zur Wahrheit zwang sie nieder auf den Sand; dieses mutraubende, kraftmordende Gefühl: „Allein, verlassen, unversorgt, unverstanden". . .

Ein Schatten schob sich über sie; zwei kräftige Arme stützten sie empor. „Wo fehlt's, Fräulein Annemarie?"

Höher reckte das Meer das Haupt, lauschte zwei Wogen lang mit verhaltenem Atem, wälzte sich drohend gegen den Strand, erhob mächtiger seine Stimme, kleinen und kleinlichen Menschenlaut zu ersticken. . .

„Ich möchte Ihnen helfen, Fräulein Annemarie; Ihnen einen Weg ebnen zu dem, was Sie ersehnen: zu der Flucht aus der Enge, zu der Freiheit dort draußen, zu Ihrem Rechte, sich auszuleben". . . .

Die dritte Woge, höher als ihre Schwestern, brauste und brandete zu Land. Der Strand erbebte, ein Zittern lief über den Sand, ein Bangen und Zagen, als Korn um Korn in die Flut hinabglitt. . .

„Haben Sie so wenig Vertrauen zu mir? . . . Sie schweigen; weisen mich weg". . .

Von neuem dröhnte und donnerte es heran. Der Strand setzte sich zur Wehr, erbaute eine Mauer aus Tank und Steinen. . .

„Ihrem Willen die Ehre: ich gehe. Brauchen Sie mich: ein Wort, und ich bin da."

Die Woge schäumte zurück; sanfter rollte das Meer heran, koste mit weichen, schmeichelnden Händen den Strand und tröstete ihn über den Verlust seiner Stärke: „Dir bleibt noch genug."

Um den Mövenstein pfiff der Wind sein Lied, ein trotziges, übermütiges Schelmenlied nach alter Vagantenweise: „Kein sich'rer Weg zur Liebsten Kammer führt, als sprichst du ihr von Tugend fromm. . ."

* * *

Im Kurhause machte Doktor Manners sich daran, den gebrochenen Enkel seines vornehmen Patienten zu untersuchen; löste mit spitzen Fingern die Nadeln des Verbandes, wickelte äußerst behutsam den Leinenstreifen ab. . .

Scholz warf seiner Frau einen Blick zu: „Ist der Mensch umständlich." Sie deutete durch ein Heben der Achseln ihm ihre Meinung: „Das haben wir lange erfahren. Was läßt sich dabei ändern"; beugte sich über den Fuß und tröstete:

Digitized by Google

„Das sieht schon viel besser aus, Alterchen; nicht mehr so bunt, wie eine deutsche Landkarte."

Doktor Manners betupfte vorsichtig die Bruchstelle; seine Finger berührten sie kaum. „Die Geschwulst hat sich gemindert; dennoch möchte ich den Gipsverband erneuern, Ihre Zustimmung vorausgesetzt. . ."

„Sicher." Scholz blähte die Nase, ähnlich wie wenn einer in der Prüfungskommission für die Zulassung der Bilder zur jährlichen großen Ausstellung seine Geduld durch Schwanken allzu stark belastete. Es ging die Sage, er habe bei solcher Gelegenheit einem zugerufen: „Zählen Sie Ja oder Nein an den Knöpfen ab." Und auch jetzt munterte er im Herzen Doktor Manners auf: „Weniger Ängstlichkeit"; und überließ es seiner Frau ein Wort des Dankes zu sagen, als der Verband endlich beendet war.

Doktor Manners zog sich in den Nebenraum zurück; säuberte sich mit Bürste und Feile Nägel und Hände; legte den Gehrock wieder an; knöpfte den Überzieher fest zu; streifte die Handschuhe über und trat an das Lager, sich zu verabschieden.

„Wie lange muß ich noch liegen, Herr Doktor?"

Doktor Manners zögerte überlegend. „Es ist schwer, genau voraus zu bestimmen. Treten keine Komplikationen ein, dürften Sie in vielleicht acht bis zehn Tagen das Bett gegen einen Rollstuhl vertauschen können."

„Auch ein Trost, Guste." Scholz erstickte Ärger und Enttäuschung in einem langen Atemzuge.

Sie nickte ihm zu, während sie die Decke strich: „Auch die Zeit geht vorüber. Nachher ist die Lust zum Arbeiten um so größer."

„Und bis dahin sterbe ich vor Langeweile."

„Ich lese dir vor."

„Habe gerade genug davon."

„Nicht gleich so ungeduldig, Alterchen."

Er schalt immer heftiger; sie bewahrte ihre Freundlichkeit; tröstete ihn fast mütterlich. Und suchte bei Doktor Manners Rat für eine Zerstreuung: „Es ist sehr bedauerlich, daß wir keine Kurmusik mehr haben. Gibt es hier jemanden, der meinem Manne auf dem Klavier vorspielen könnte?"

Doktor Manners neigte zustimmend das Haupt, nach rechts, ein wenig zur Seite; sprach vom Küster, und von einer Lehrerin. . .

„Wie alt?"

„Etwa sechzig, Herr Professor."

„Dankend abgelehnt. Nachteulen schätze ich nicht. Ich will ein munteres, junges Ding um mich haben." Er trommelte auf die Bettkante.

„Guste, such' mir eine, hier oder in der Stadt."

„Herr Doktor wird uns gewiß helfen, Alterchen."

Doktor Manners sah an den beiden vorüber, den Einfall abzuweisen, der wer weiß woher an ihn heranschwirrte und dreimal zurückgetrieben mit immer stärkerer Kraft auf ihn eindrängte. Endlich sagte er: „Es wäre nicht unbedingt ausgeschlossen. . . Ich möchte nichts versprechen. . . Sie erlauben mir Bedenkzeit. . ."

Nachdenklich trat er den Heimweg an.

Annemarie sah ihn das Kurhaus verlassen. Von neuem schoß ihr das Blut zu Herzen. Weiter und weiter blieb sie zurück, aus Furcht vor Fragen: „Woher des Weges"; vor freundlicher Warnung: „Laß dich nicht betören"; vor schmerzlicher Bitte: „Vertraue meiner Erfahrung". . .

Bei der Lotsenwache, wo die Vorderreihe dem Strome folgend eine scharfe Biegung machte, hielt sie vollends an. Doktor Manners freilich war nicht mehr zu sehen: da vor ihr drohte der „Alte Zoll" mit seiner Enge, seiner Beschränktheit, seiner kleinlichen Lebensauffassung: „Was werden wir essen, was werden wir trinken"; seinem grausamen Herrschaftsgelüste, seiner unentrinnbaren Tyrannei: „Mieken, seg ik: Twee Strich över Nord, dann stüerst du twee Strich över Nord, fünft kannst im nächsten Hafen afmustern."

Sie trat auf den schmalen Bootssteg, nur anderthalb Brett breit, ohne Geländer, kaum über dem Wasser erhaben. Der Strom lief stark ein; seine Wellen plätscherten gegen die Feldsteine der Uferbefestigung, brachten Grüße vom Meere, summten einen Sang wie die Schwestern, nur leiser, schmeichelnder, lockender: „Brauchen Sie mich: ein Wort, und ich bin da."

Das Wasser hob sich, schwoll über die Ufer, rauschte heran. . .

Sie flüchtete davon: es schwindelte sie plötzlich vor diesem Auf und Ab, wie vor einem Ruhelosen, einem Unsteten, einem Haltlos-Wechselnden. . . Ein köstliches Gut bot der „Alte Zoll" allem zum Trotz: treue Hut in Wassersfluten und

Digitized by Google

Sturmesbrausen. Wie hoch auch um Tag- und Nacht-Gleiche der Strom zuweilen das Haupt erhob: vor der fünften Stufe zum Hause hinauf war er noch immer umgekehrt.

Auf der Diele empfing Doktor Manners sie. Und plötzlich brandeten neue Sorgen auf sie ein und verschlangen die um ihre Zukunft.

„Ist Tante oder Onkel erkrankt?"

Er zog den hohen Seidenhut. „Darf ich sonst nicht vorsprechen?"

Ihre Unruhe wuchs. „Die Wahrheit, Doktor, ohne Umschweife." Beschwörend faßte sie seine Hand.

„Es ist niemand krank. Ihretwegen kam ich."

„Meinetwegen." Ihre Wangen färbten sich; ihre Augen mieden ihn. Ihre Frage erstarb unvollendet unter schnelleren Atemzügen.

Auf seinen Zügen schwand der Ausdruck des Lächelns: dieses Erschrecken um nichts, diese überhastete Sprache, dieses scheue Verstummen gemahnte ihn zu deutlich an die Wochen nach der Stunde, da sie unter der erzwungenen Aufgabe ihrer hochfahrenden Wünsche an Seele und Leib zusammengebrochen war.

„Darf ich Sie um ein paar Worte drinnen bitten, Fräulein Annemarie?"

Er öffnete aufs Geratewohl die nächste Tür.

Das Musikzimmer nahm sie auf. Ein Fenster stand noch geöffnet. Der Wind blähte die Gardinen und blätterte in den Heften mit den Brahmschen Tänzen auf dem grünen Friesüberzuge des Flügels.

Während er noch das Fenster schloß, versteckte sie die Noten unter den Haufen auf dem Tische und sann dabei auf eine Ausflucht, wenn er sie wegen des Spielens mit Hans befragen sollte: „Es ist ja ihr Bruder . . . Tante weiß darum. . . Es macht mir Freude; bringt mir Abwechslung in das öde Einerlei. . . In ein paar Tagen reist er davon auf Nimmerwiederkehr. . ." Ihre Erregung ebbte: dieser Gedanke beruhigte sie: „Morgen reist Hans ab, kehrt dir die Ruhe zurück. Wenn du ihn nur inzwischen meidest. . ." Es wurde ihr wieder klar vor den Augen.

„Nun, Herr Doktor, was Gutes bringen Sie mir."

Er fühlte ihr den Puls und griff zu einem Scherze, ihr seine Sorge zu verbergen.

„Der Mövenstein, Fräulein Annemarie; der verbotene Mövenstein. Ihre Wangen glühen, Ihr Puls geht unregelmäßig. . ."

Sie hatte sich schon wieder völlig gefaßt, daß sie ihn vernecken konnte: „An allem trägt stets mein armer Freund dort draußen Schuld, wie bei Onkel Kapitän das Rauchen, und bei Tante Jette das Stückchen Käse. . . Ich suche mir einen anderen Arzt."

In seinen Augen glimmerte es fröhlich auf; seine Bedenken, ihr von Scholz zu reden, schwanden. Ohne zu stocken oder vorsichtig die Worte abzuwägen, beriet er mit ihr; überzeugte sich dabei immer fester, daß ein Verkehr mit einem ergrauten Künstler keine Gefahren in sich berge, und ermutigte sie zu einem Versuche: „Sie hören einmal etwas anderes; von Dingen und Menschen, die uns hier ferner liegen. Herr Professor von Scholz plaudert gern und gut."

„Da Sie mir zureden. . ." Sie wandte sich von ihm ab, aus Scham über die Unwahrhaftigkeit, der ersten gegen ihn in allen diesen Jahren, und aus Furcht, er könne erraten, was sie zu der schnellen Annahme bewege. „Gehen wir hinaus; ich wechsle nur eben das Kleid."

Er vertrieb sich die Langeweile des Wartens bei den Notenheften. Eine kostbar gebundene Ausgabe der Beethovenschen Sonaten kam ihm in die Hand. Er schlug die erste Seite auf; las die Widmung: „Mit herzlichem Danke für so manche schöne Stunde"; und trat an das Fenster.

In der Mitte des Stromes schob sich das Wasser in lebhafter Bewegung; Welle bedrängte Welle, die stärkere verschlang die schwächere; da war kein sanftes Auslaufen: ein Jagen, Stoßen, Raufen, Niederzwingen. . . Im Winkel hinter dem festen Eichengefüge der Ratsbrücke hob und senkte die Flut sich ruhiger; keinen Schaumkopf gab es da, kein wirbelndes Auf und Ab. Nur nahe der Ufermauer, bei dem Feldstein, der den Bauleuten in tieferes Wasser entglitten war, zog ein Strudel seine Kreise, verschlang in seinen Trichter, was da lebensfroh heranschwamm, und quälte ans Tageslicht, was sich zu Vergessen schenkendem Schlafe in die Tiefe geborgen hatte. . .

„Ich bin bereit, Herr Doktor." Annemarie blieb auf der Schwelle stehen. Es drängte sie weg von hier, bevor Hans doch vielleicht vorsprach.

Digitized by Google

Doktor Manners wandte sich langsam zu ihr um. Es lag etwas Schwerfälliges in der Bewegung; etwas müdes in seiner Zustimmung: „Gehen wir also." Erst jenseits seines Wohnhauses fand er die Kraft zu einer freundlichen Gleichgültigkeit, seine Begleiterin über das was ihn bewegte hinweg zu täuschen. „Ich bedachte ... Kenne ich dieses Kleid schon? Ich glaube kaum."

Ihr helles Lachen scheuchte die Spatzen auf. Diese Begründung seines Schweigens überraschte sie. „Seit wann achten Sie darauf, was ich trage. Gefällt es Ihnen?"

Ihre Frage zwang ihn, näher hinzuschauen. Das Kostüm gefiel ihm, dieses Weinrot stand ihr gut, vorzüglich sogar; und die schlichte Aufmachung ohne allen Flitterbesatz entsprach ihrem Wesen. „Hat Onkel Kapitän das aus der Stadt mitgebracht?"

Sie äugte zu ihm auf. „Wie können Sie das annehmen. Onkel hätte ein schottisch-kariertes Hauskleid eingehandelt, vom besten Stoff, aber in einem Schnitt, der in seiner Jugend schon veraltet war. Ich hab's mir selber geschneidert."

Die Rüsternallee nahm sie auf; das weiße Gemäuer des Kurhauses schimmerte herüber und lenkte ihre Gedanken zu dem ab, das dort ihrer wartete. Ein heimliches Grauen ängstete sie, neuer Verlockung zu verbotenen Wegen entgegenzugehen, neuem Schmerze über die Verweigerung sehnlichster Wünsche.

Auch Doktor Manners verstummte: er legte sich eine Anrede an Scholz zurecht, ihm klar doch ohne Kränkung einzuprägen, wie Annemarie nur aus Liebenswürdigkeit diesen Liebesdienst auf sich genommen. Es fiel ihm schwer, so in der Eile die rechten Worte zu finden; selbst auf der Treppe war er noch nicht mit sich ins reine gekommen.

„Hier hinein, Fräulein Annemarie. Ich will zunächst allein mit Herrn Professor sprechen."

Sie blieb im Vorzimmer zurück. Nüchtern in der üblichen Ausstattung einer Hotelstube bot der Raum sich ihr; nichts erinnerte an den Beruf des Kranken; der Öldruck über dem Sofa war sogar beleidigend unkünstlerisch durch seine grellen Farben.

Eine ältere Dame kam herein, mittelgroß, schon ein wenig in die Breite gegangen, das glatt gestrichene Haar in der Mitte gescheitelt; mit einem starken Hängekinn, das die Waschbluse zu einem weiten Ausschnitt genötigt hatte; am Arm an silbernem Reifen ein Strickzeug.

„Das ist freundlich von Ihnen. Mein Professor war so schlechter Laune. . . Aber nicht wahr: muß einer untätig das Bett hüten . . . Jetzt bespricht er ganz vergnügt mit dem Doktor, ob ein Klavier heraufgebracht oder er unten einquartiert werden soll. Ich bin mehr dafür, er bleibt hier. Das Klavier könnte da in der Ecke stehen. . ."

Die Worte plätscherten ihr über die Lippen, bis sie vor einem klaren, kurzen: „Guste", abbrach und sich eilends verabschiedete: „Mein Alterchen ruft mich. Ich bin gleich wieder da, liebes Fräulein Ellfeldt."

Annemarie sah ihr mit offenem Munde nach; ihre Furcht schlug in ausgelassene Heiterkeit um; dieses rundliche, strickende Hausmütterchen mit den blinzelnden Augen hinter dem goldenen Kneifer, in diesem unglaublich-kleinstädtischen Aufzuge erinnerte stark an Tante Jette oder an Ida Ekmann, oder an eine der anderen gutmütig-harmlosen alten Jungfern aus Tante Jettens Kartenpartie; von Künstlerischem hatte sie nichts an sich; wenigstens nichts von der Art, die Doktor Manners warnend und rügend schilderte. Es war wirklich ausgeschlossen, dieser „Guste" Wankelmut, Leichtfertigkeit und ausschweifendes Leben zuzutrauen.

Ohne Herzklopfen folgte sie dem Rufe ins Nebenzimmer; der Gedanke an den berühmten Meister trat vor der Neugierde nach Gustes Mann völlig zurück. Sie malte ihn sich aus: unansehnlich, bebrillt, schlecht gepflegt, mit struppigem Haar. . . So trat sie an sein Krankenlager

Scholz behielt ihre Hand umspannt, während er sie bewillkommte: ruhig, sparsam mit den Worten, den Blick fest auf sie gerichtet, mit der freundlichen Herablassung eines Großen: „Sie erweisen mir einen besseren Dienst als Sie vielleicht annehmen. Ich will's Ihnen herzlich danken. Ich selber spiele kein Instrument. Musik zu hören, gute, ernste Musik, ist mir nach der Tagesarbeit ein Labsal; doppelt jetzt, da ich notgedrungen auf Arbeit verzichten muß. Wollen Sie mir dazu verhelfen?"

„Gerne." Annemarie stammelte es heraus: ihr Selbstvertrauen war verraucht, Befangenheit

Digitized by Google

verwirrte sie. Und dennoch hing ihr Blick an dem Kranken, wie unter einem Zwange.

Er fuhr ermunternd fort; erzählte ihr den Hergang seines Unfalles: „Ich machte es eben wie Hansguckindieluft"; scherzte: „Zur Strafe muß ich auf die Erstaufführung morgen in Berlin verzichten, für die ich, einem Freunde zuliebe, die Dekorationen entwarf"; lobte sie für ihre Vorliebe für Beethoven, Brahms und Bruckner: „An den drei vortrefflichen Heiligen halten Sie fest" . . . Und wartete dabei mit Ungeduld, ob der Doktor nicht bald sie allein lassen werde, und gab ihm endlich einen deutlichen Hinweis: „Vielen Dank; Fräulein Ellfeldt und ich werden uns sicherlich schnell verständigen."

Doktor Manners sagte etwas von: „Ich hoffe; es würde mich freuen"; drückte Annemarie die Hand mit einer Wärme, als habe sie ihn aus enger Drangsal erlöst, und verabschiedete sich: „Bis morgen, Herr Professor." Vor der Terrasse hielt er an: eine Lust überkam ihn, zum Strande hinab zu steigen und in vollen Zügen den frischen Meerwind zu trinken. Wochen waren vergangen, seitdem er Sand unter den Füßen gefühlt; Jahre, seitdem er am Mövenstein geruht, an jenem Ostermorgen, als Annemarie, halb Kind noch, in dem berückenden Reize seligen Erwachens zum Leben ihn zu Wünschen und Hoffnungen begeisterte. . .

Er kehrte dem Strande und dem Mövensteine den Rücken, Helene sein Versprechen zu halten: „Ich begleite dich zum Geburtstagsbesuch beim Herrn Pastor."

Helene las in ihrem Atelier, die Ellenbogen aufgestützt, die Schläfen auf die flachen Hände gelehnt. Seit zwei Stunden schon enträtselte sie so den dicken Stoß vergilbter Akten über „den schrecklichen Mord, so allhie im Jahre des Heils siebenzehnhunderteinunddreißig geschehen." Die verblichene Tinte, die verschnörkelte Schrift erschwerten die Aufgabe. Dennoch ward es ihr nicht leid, den Bund aus dem Winkel auf dem Boden hervorgezogen zu haben: das Geheimnis, das ungelüftet bis auf diesen Tag über der Tat ruhte, erregte die Phantasie und führte zu Fragen, die immer neue Fragen gebaren.

Die Kirchenuhr sang den Mittag aus. Helene dachte daran, daß sie sich nun für den Geburtstagsbesuch ankleiden müsse; und las weiter.

Doktor Manners nutzte die halbe Stunde bis zur verabredeten Zeit, eine Akte für die nächste Sitzung des Gemeinderates zu studieren. Sie handelte von der Neuanstreichung der Bänke und des Geländers unter den Linden der Vorderreihe. Eine Eingabe von Bürgern lag dabei, auch auf dem Wege zum Leuchtturm zwei Bänke aufzustellen; ein Majoritätsgutachten der eingesetzten Kommission empfahl Bewilligung; ein Minoritätsgutachten Ablehnung „wegen nicht nachgewiesenen Bedürfnisses und wegen der hohen Kosten von achtundsechzig Mark."

Mit großer Aufmerksamkeit war Doktor Manners bis zur dreiundzwanzigsten Seite der Akte vorgedrungen, als der gedämpfte Schlag der Dielenuhr seine Aufmerksamkeit auf den Besuch lenkte. Er verschob die Durchsicht der letzten neun Seiten auf den Nachmittag, machte sich fertig und suchte Helene im Wohnzimmer.

Er stieg nach einer Weile des Wartens die Treppe hinauf und klopfte an ihre Schlafstubentür und begab sich nach vergeblichem Horchen ins Atelier im zweiten Stock.

Um seine Mundwinkel zuckte heimlicher Ärger; seine Haltung bewahrte die Ruhe. „Es dürfte an der Zeit sein, Helene."

Sie heuchelte Überraschung: „Zeit, wofür?", sie widersprach: „Der Geburtstag ist doch erst morgen"; klagte über Kopfschmerzen und quängelte ihn, allein zu gehen, bis er widerwillig nachgab: „Ich werde dich entschuldigen."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Einsame Pflüger

Am Wagen bin ich durch das Feld gegangen,
Ein Bauer Furche hin an Furche zog;
Noch waren alle Gräser taubehangen,
Zum Äther auf sich jubelnd Lerchen schwangen,
Verträumt ein erster Schmetterling schon flog.

Und weiter, immer weiter zog der Pflüger,
Vom Tal zum sanften Höhenzug hinan;
Erschien auch manches Schaffen größer, klüger,
Aufrecht — die Peitsche haltend wie ein Sieger —
Schritt er, — ein Herrscher, ein gewalt'ger Mann.

Der Tag war heiß und lang. Am Abend wieder
Sah ich den Bauer, fern am Horizont;
Noch immer Scholle fiel an Scholle nieder,
Er ging beim Klange ferner Wanderlieder,
Von einem letzten Abendstrahl besonnt.

Weiß nicht, wie's kam, daß jäh zusammenkrampfte,
Mein Herze sich, wie voller Neid und Gier;
Der Nachttau fiel; und das Gespann, es dampfte,
Wie's heimwärts endlich aus dem Felde stampfte, —
So unverdient schien meine Ruhe mir.

Thilo Kiefer.

Der Handschuh / Erzählung von Florentine Gebhardt (Schluß)

Laut lachte Dyherrn hinter ihm her. „Er glaubt, ich prahle? Haha, morgen führ' ich ihm das Corpus delicti vor Augen! Wenn er morgen sich bei Tische sehen läßt! Memme, die er ist!" —

War es wirklich die Angst, die den jungen Gablenz von Tische forttrieb? Wenn eine Angst, so nicht die vor dem ihm seit je verhaßten Dyherrn, dessen Feindschaft wider ihn auf natürlichen Gegensätzen beruhte, gewissermaßen eine angeborene war. Auch nicht die Angst, daß jener irgendeine Berechtigung zu seinen prahlerischen Reden besaß. Wohl war kein Name genannt worden. Aber welche hohe Dame er meinte, darüber war für Gablenz kein Zweifel. Die Prahlerei mit einer geheimen Gunst, die Gräfin Agnes einem Dyherrn gewährt haben sollte, war so lächerlich, daß die Empörung darüber fast überflüssig war. Aber wie kam Dyherrn dazu, ihn, gerade ihn um seiner Ergebenheit gegen die Gebieterin willen zu verhöhnen?! — Ergebenheit?! Oh! Wär's doch nur das gewesen, was ihn erfüllte! Was ihm das ungehorsame Blut in die Stirne trieb, sobald sie in der Nähe weilte, was ihn erzittern ließ bei jedem Worte, jedem Blicke, jeder Berührung ihrer Hand, die ihm gewährt ward! —

Angst war es, tiefe Seelenangst, die das allzu zarte Gewissen des jungen Edlen quälte. Er liebte, er begehrte — ja begehrte eines andern Weib; das Weib des Gebieters, der zugleich sein Freund und Jugendgenosse war! Begehrte es mit allen Fasern seiner Seele, allen Kämpfen und Selbstvorwürfen zum Trotze! Was für eine schwere, unverzeihlich schwere Sündenschuld, die auf ihm brannte! — Tief, tief im Innersten glaubte er sein Fühlen zu verbergen, niemand, niemand hatte jemals etwas ahnen sollen von den Leiden, die er mit sich selber zu durchringen hatte. So hatte er gewähnt. Und nun? Sein Widerspiel, der rohe, vor keiner Gewalttat, keiner Beschimpfung, selbst der Frauenehre zurückschreckende Dyherrn hatte ihn durchschaut, wagte es, seine heiligsten Gefühle, seine tief verborgene, geheime Schuld vor den Ohren aller Welt zu verhöhnen? —

Er mußte schweigen, mußte tun, als verstünde er die Meinung des andern nicht. Morgen waren die Prahlereien, im Rausche gesprochen, wohl längst vergessen! —

Wohl kam ihm der Gedanke, dem Dyherrn einfach auszuweichen. Und dieser hatte mit einigen Gefährten auch schon gewettet: „Was gilt's? Hundert Dukaten setz' ich, das Pfäfflein (so nannten seine Gesinnungsgenossen zum Spott den Gegner), das Pfäfflein hat morgen das Fieber und läßt sich erst nicht blicken." —

Allein der Stolz verwarf das Gebot der Klugheit. Er kam wie gewöhnlich, nur zurückhaltender als sonst, und nahm den Platz ein, der ihm seinem Range nach hier zukam. Dyherrn sah seine Wette verloren. Das reizte ihn, sein frevles Spiel noch

Digitized by Google

eher zu beginnen, als am vergangenen Tage, nicht erst die Abendtafel abzuwarten. Die Gelegenheit war günstig; der Graf mit seinem Amtmann in Wirtschaftsangelegenheiten über Land gefahren, weshalb die Gräfin mit ihren Damen auf ihren Zimmern speiste. Lebhafter als sonst in Gegenwart der Herrschaft ging es drum heute am Tische zu, und noch weniger als sonst tat Dyherrn sich Zwang an. Man war erst beim Braten, als es ihm keine Ruhe mehr ließ. —

„He, Knobelsdorf," rief er seinem Gegenüber zu, „denkt Ihr wohl noch an gestern abend? Ihr wolltet mir nicht glauben, und ich versprach Euch, das Zeichen mitzubringen, zum Beweise, daß ich wahr gesprochen. Wollt Ihr's sehen? Hier ist es!" Er zog aus seinem Wams einen arg zerknüllten Gegenstand und hob ihn triumphierend in die Höhe. Es war ein Damenhandschuh.

Die Augen aller derer, die gestern dabei gewesen waren, hefteten sich bei diesen absichtlich laut gesprochenen Worten auf Dyherrn. Der aber lauerte spöttisch zu Gablenz hinüber. — Ah! Wie die Träumeraugen sich schreckhaft weiteten, das blasse Antlitz sich in jähe Glut tauchte! Der Köder saß!

„Nun, Herr von Gablenz, hab' ich gestern nur geprahlt? Mir scheint, Ihr kennt den Handschuh?" —

Gablenz riß sich zusammen. Hart und scharf klang seine Stimme, als er jetzt langsam entgegnete: „Wohl kenne ich den Handschuh und auch die Dame, deren Eigentum er ist. Ich ersuche Euch, Dyherrn, gebt ihn mir, daß ich ihn zurückbringe an seine rechtmäßige Besitzerin. Denn wie er in Eure Hände gelangte, das freilich ist mir dunkel. Auf rechte Weise sicher nicht!" —

„Oho! Der Handschuh bleibt mein! Ich nahm ihn aus der Schönen eigner Hand!"

„Das lügt Ihr!"

„Schurke! Meinst du, das sagst du einem Dyherrn ungestraft? Das fordert Rechenschaft! Die Herren sind Zeugen!"

„Rechenschaft geben, ich — Euch? Ich schlage mich nicht mit Euch!"

„Haha, Feigling! Schrecken dich die anderen Vierzehn? Du sollst als Fünfzehnter vor meine Klinge!"

„Ich wiederhol's — ich schlage mich nicht mit Euch. Ihr habt in meinen Augen die Rechte eines Edelmannes verscherzt!"

Dyherrn brüllte vor Wut. „Und ich schwör's, ich mach' mit dir die Mandel voll — so oder so!"

„Vor Mördern kann ich mich nicht wahren. Aber wohl vor der Notwendigkeit, die gleiche Luft mit Euch zu atmen! — Ihr Herren — mit Verlaub!"

Betroffen, verstört und beunruhigt sahen die Zeugen des heftigen Wortwechsels dem ruhig davonschreitenden Gablenz nach. Was zum Teufel war in diesen stillen Menschen gefahren, daß er den wilden Dyherrn reizte? War er des Lebens müde? Dumpfes Schweigen lag auf dem Kreise; gewaltsam hielten die Tischgenossen Dyherrn zurück, daß er dem Beleidiger nicht nachstürzte, auf der Stelle seine Wut an ihm zu kühlen. Aber er knirschte in sich hinein: „Er soll mir's büßen! Die Mandel mach' ich mit ihm voll!"

Das Gerücht von dem Streit drang schnell genug in das Gemach der Gräfin. Sie befahl Gablenz zu sich: „Was hör' ich, Junker? Ihr habt Euch in Händel eingelassen? Mit wem?"

„Mit Dyherrn. Er ist seit je mein Feind."

„Du mein Heiland — mit diesem gefährlichen Menschen? Und was gab die Ursach'?"

„Oh — eine Nichtigkeit — ein — gestohlner Handschuh —"

„Wißt Ihr es auch, daß Ihr nun nicht mehr sicher seid in dieser Stadt? Ihr müßt fort!"

„Ich fliehe nicht, das wäre wider meine Ehre, Gräfin!"

„Fliehen? Wer fordert das? Nein, aber in meinem Auftrage werdet Ihr die Stadt sogleich verlassen; mit wichtiger Botschaft an unseren Oheim zu Pförten. Reitet sogleich, und auf Umwegen aus der Stadt — ich will es; ich heische es von Euch als Zeichen der Ergebenheit! Wartet — ich schreibe rasch das Brieflein! Und nun Gott mit Euch!"

Sie reichte ihm die Hand; er aber, statt wie sonst die Lippen darauf zu pressen, nahm nur hastig das Schreiben, verbeugte sich tief und schweigend und schritt hinweg, ohne sich umzusehen. Schnell hieß er seinen Diener das Pferd satteln, und eine halbe Stunde später ritt er gemessenen Trabes zum Schloßhof hinaus, die Straße entlang, dem Niedertore zu.

Es war Spätnachmittag, noch stand die Sonne hoch, und wie ausgestorben lag die Gasse. Die Inwohner waren draußen bei der Arbeit auf den Ackerfeldern oder im herrschaftlichen Weinberg. Laut scholl der Hufschlag seines Rosses durch die Stille. Aber lauter klang in seinem Innern eine Stimme: „Sie schickte ihn fort, sie selber, und es war gut so. Es war der einzige Weg, ihn vor sich selbst zu retten und vor dem Wachsen seiner Schuld. Wie sagt das göttliche Gebot? Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib! — Wer aber des Nächsten Weib anschauet, ihrer zu begehren, der bricht die Ehe in seinem Herzen — und — du sollst nicht ehebrechen!" —

Plötzlich stutzte sein Roß, und auch er selber ward aus seinen Sinnen gerissen. Hinter ihm klang der Hufschlag eines zweiten Rosses, und gerade, als er das Niedertor hinter sich gelassen, vernahm er eine nur zu wohlbekannte Stimme, die ihm zuschrie: „In drei Teufels Namen — feiger Hund, der Ihr seid! Haltet und stellt Euch!" —

Der wilde Dyherrn! — Er mußte sein Fortreiten bemerkt haben, war ihm nachgejagt, und hatte ihn ereilt — nun wohl — war es des Schicksals Wille, wie konnte er dawider? Er hemmte seinen Ritt.

Digitized by Google

„Ha, hab' ich Euch glücklich?" schrie der Gegner ihn an und ritt dicht heran. „Jetzt sollt Ihr mir nicht mehr entgehen. Herunter vom Pferd — Degen heraus — sonst — ich stech' Euch die Plempe in den Leib, eh' Ihr ein Paternoster hersagen könnt! So wahr ich Dyherrn heiße!" —

Gablenz sah, es gab kein Ausweichen mehr. So verhaßt ihm Duelle waren — hier galt es Notwehr gegen einen Angriff auf sein Leben. Er sprang vom Pferde und zog. Der Gegner desgleichen. Die Klingen kreuzten sich. —

Dyherrn, als der Geübtere von beiden, war seiner Sache allzu gewiß; in ihm glomm noch die Wut, und er focht hastiger und unvorsichtiger, als das sonst seine Art war. Das sollte ihm zum Verhängnis werden. Sein Stoß ging fehl, er ließ die Deckung außer acht — und des Gehaßten Waffe fuhr unversehens bis ans Heft in seinen Leib. — Er brüllte auf und stürzte.

Bleich bis in die Lippen beugte sich Gablenz über den Besiegten. Er sah, hier war nicht mehr zu helfen. „Dyherrn," sprach er mit zuckendem Mund, „Ihr habt es selbst gewollt — ich, bei Gott, stand nicht nach Eurem Leben! Schnell, habt Ihr noch etwas auf dem Herzen — sagt es mir — oder soll ich einen Pfarrer rufen, daß Ihr nicht hinfahret in Euren Sünden —?"

Ein heiseres Gelächter brach von des Sterbenden Lippen. „Meine Sünden? Die vermach' ich Euch! Da — mitsamt diesem —" Seine zitternde Hand riß aus dem Wams den verhängnisvollen Handschuh und preßte ihn in des zusammenzuckenden Gablenz Rechte, sich zugleich krampfhaft um dieselbe schließend. Ein wildes Bäumen — ein Stöhnen noch — dann war der wilde Dyherrn nicht mehr unter den Lebenden,

Von eiskalten Schauern überrieselt, kniete der Sieger immer noch neben dem Gefällten, wagte nicht, die Hand von dem Griff des Toten zu lösen. Stier blickte er vor sich hin und lauschte dem Nachhall der grausen Worte: „Meine Sünden — die vermach' ich Euch —!"

Des Sterbenden — des von ihm Erschlagenen letzte Worte — sein Vermächtnis an ihn — zu schon vorhandener Schuld —

„Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib — du sollst nicht ehebrechen — du sollst nicht töten!" Und nun — vierzehn Menschenleben zu diesem hier — vierzehn ungesühnte Morde — die Sünden des Erschlagenen — auf seiner Seele?!

Mit dem Leichnam des getöteten Raufboldes zugleich hob man seinen ohnmächtigen Besieger vom Gestein der Straße.

*

„Hier also trifft man Euch, werter Junker? Vergraben unter Büchern, im Kirchenheiligtum? Es schaut bei Euch aus, wie man die alten Schildereien siehet, darauf die Mönche, papistischen Wahnes voll, daß in der Weltflucht nur das Seelenheil zu finden sei, im Dämmer ihrer Zelle aufgemalet sind. Wüßt' ich nicht, daß ich Euch selber in der reinen Lehre auferzogen, ich müßte fast fürchten, daß Ihr mir eines Tages nach Sagan entwichet und katholisch würdet —"

„Das, meine gnädige Gönnerin, braucht Ihr wohl nicht befürchten. Obwohl mich dünket, die Mönche in alten Tagen hätten so übel nicht gewählet. Sie trugen ihr beschwertes Herz in das Dunkel ihrer Klosterzelle — bargen sich vor dem Blick der Menschen und vor der Fährnis, tiefer ins Irrsal der Sünde zu versinken — und darinnen unterzugehen —"

„Wahrlich, Gablenz, ich sehe, das Bücherlesen tut Euch nicht gut. Ihr tut, als wäret Ihr der Ahasverus oder Satanas in eigener Person. — Es ist wohl Zeit, daß ich Euch aus Eurer Einsamkeit zu den Menschen rufe!"

Forschend sah sie in das abgezehrte Antlitz, in die tief eingesunkenen Augen, darin ein fieberisches Feuer glomm. „Ihr seid wahrhaftig krank, Gablenz! Unser Neffe hätte es nicht dulden sollen, daß Ihr Euch so vergrabt —"

„Ich vergrabe mich nicht, nennet es nicht so, edle Gönnerin. Es ist mein einziger Trost, meinem Gebieter zu dienen, indem ich helfe, die neue Bücherei der Stadtkiche zusammentragen und ordnen. Was soll einer unter den Menschen, — der wie ich — mit schwerer Schuld beladen —"

„Gablenz, jetzt schelt' ich Euch im vollen Ernste! Was sind das für Reden. Weil Ihr die Welt befreitet von einem argen Gesellen wie den Dyherrn — weshalb Euch wahrlich niemand schilt, vielmehr mancher Euch Dank weiß — darum quälet Ihr Euch mit Gewissensangst? Reißt Euch aus solchen Gedanken und begleitet mich — fort von den Büchern!" —

„Laßt mich, gnädige Frau. Ich bin ein Sünder. Wer mag wissen, wie oft er fehlet?" —

„Das weiß keiner, Gablenz. Aber drum den Kopf hängen lassen und den Glauben an die Gnade verlieren — das ist nur eine neue Sünde. — Genug. Ich komme, weil man Euch sonst nirgend treffen mag." —

„Ja — verzeiht, edle Gräfin — Ihr selbst bemüht Euch — zu mir? Womit darf ich Euch zu Willen sein?"

„Nicht aus eignem Antrieb kam ich, sondern im Auftrag unserer lieben Frau Nichte. Sie ist erzürnt auf Euch, und ich rat' Euch, tut, was sie von Euch verlangt, so Ihr nicht wünscht, den letzten Rest ihrer Gunst zu verscherzen." —

Das sagte sie mit Lächeln, der Junker aber schien es ernsthaft zu nehmen, denn er zitterte.

„Und — womit kann ich Ihrer Erlaucht zu Diensten sein?" —

„Ihr dürftet wissen, daß dem Hause Promnitz ein großes Freudenfest bevorsteht. Des Erben — des jungen Erdmann — Taufe. — Wie? Ihr fahrt

Digitized by Google

auf? So ganz seid Ihr in Euren Büchern der Welt entfremdet worden, daß Ihr des vergaßet? — Nun wohl, ich sags Euch, in wenig Tagen werden die Festlichkeiten beginnen — wir selber sind dazu schon hier eingetroffen. Diesen Festlichkeiten aber dürft Ihr Euch nicht entziehen. Die Gäste sind geladen, die Paten gewonnen — bis auf einen. Das, so meint unser Neffe, müßte sein Spielgenosse, sein Studienfreund und nunmehriger Herr Bibliothekarius werden. Die Zusage einzuholen, habe ich übernommen. Dieweilen Ihr immer Euch wisset, der Zwiesprach mit dem Grafen oder der Gräfin zu entziehen, komm' ich selber. Mir werdet Ihr Euch nicht versagen."

Das Zittern ward zu einem Beben. Zwei-, dreimal atmete der Junker heftig auf. Dann beugte er die Knie vor der Dame. „Erlauchte Gönnerin — ich flehe Euch an — entbindet mich von dieser Pflicht. Ich darf — ich kann sie nicht erfüllen;" — Das klang so wehe-, ja verzweiflungsvoll, daß ihr Groll sich sänftigte. „Steht auf, Gablenz! Man wird Euch nicht zwingen, nach unserm Wunsch zu tun — wenn Ihr das denn durchaus nicht könnt noch wollt. Allein — zur Tafel — das befiehlt Euch unser Neffe, erwartet er Euch zu sehen! Darauf faß' ich Eure Hand!"

„Nicht die Hand — nicht die Rechte, — sie — sie ist besudelt —"

„Törichter Mann! Doch — wie Ihr wollt! Die Linke ist mir auch genug. Ich denke, es darf Eurem Stolze doch genügen, daß wir in höchsteigener Person zu Euch gekommen waren? — Euer Wort nehm' ich mit hinweg! Auf Wiedersehen bei der Taufe!" —

Kopfschüttelnd sah sie auf den gehorsam sich Verneigenden. Beim Hinausgehen aber dachte sie: „Ich will es unserm Neffen sagen. Er soll den Junker seinem Leibmedikus empfehlen, und dem Superintendenten-Hochwürden dazu, daß sie sich seiner annehmen. Er ist krank, krank an Leib und Seele!" —

•

Der feierliche Taufakt war vollzogen, und die erlesene Gesellschaft, die ihm als Zeugen beigewohnt, begab sich aus der Schloßkapelle in den großen Festsaal, allwo die Tafel stattfinden sollte. Die zahlreichen, zur Tafel geladenen Gäste standen erwartungsvoll, dem Eintreffen der Herrschaft und deren hochadliger Verwandtschaft entgegensehend. — Endlich wurden die Flügeltüren aufgetan, ein Rauschen von Seide und Samt hub an, und ein Blinken von Gold- und Silberstickereien, von edlem Gestein und Perlenglanz. — Da kam am Arme des Gemahls die Gräfin Agnes, des Täuflings Mutter! Wie schön sie war! Die kindliche Zartheit und Lieblichkeit gereift und umgewandelt zu frauenhafter Anmut und Würde, die früherer Lieblichkeit doch nicht entbehrte! Des jungen Edelmannes Augen, die wie gebannt am Eingang des Saals gehangen hatten, hefteten sich auf sie, sahen sie allein. Ein Meer voll Leid, ein Meer voll Sehnsucht lag im Grunde dieser dunklen Sterne, und ihr Blick zwang die Gräfin, das Haupt zu wenden. Sie suchte — sah und erkannte den Gesuchten: „Gablenz? Ah — Junker, also seid Ihr doch gehorsam gewesen? Tretet her, ich befehl' es — so! Und nun lasset Euch gütigst herbei und führet unsre teure Base, die Gräfin Eleonora Schaffgotsch zur Tafel. Das ward so von uns angeordnet." Und lächelnd meinte sie zu ihrem Gemahl: „Unsere Base hat es übernommen, den Junker von seinem Trübsinn zu heilen." —

Der Hofmarschall wies, seinem Amt gemäß, den Gästen nun der Reihe nach die Plätze an. Stumm hatte Gablenz sich vor der kleinen, lustigen Schaffgotsch verneigt, sie zum Tische geleitend an die ihnen angewiesenen Sitze. Da er nun aber, sich zusammenraffend, aufblickte, ward er mit Schrecken inne, daß er gerade schrägüber seiner Gebieterin saß und seine Augen ihr Angesicht kaum zu meiden vermochten. Oh, wenn er sie doch hätte schließen dürfen! Aber, ohne daß er wollte oder wußte, gingen sie immer von neuem hin zu ihr, mit jenem verlornen, wehvollen, sehnsüchtigen, heißen Blicke — und die Welt um ihn versank; nur das Bewußtsein der einen, großen, sündigen Leidenschaft war ihm noch gegenwärtig. —

Vergebens hatte Eleonora Schaffgotsch wiederholt versucht, ihn ins Gespräch zu ziehen. Endlich hub sie laut, zu ihm gewendet, an: „Ihr seid mir ein wenig höflicher Geselle, Herr von Gablenz. Ich hatte ein anderes Bild von Euch in meinem Gedächtnis. Wisset, von damals her — da wir zuletzt zusammen waren. Da ging es lustig zu. Wisset Ihr, wann das war? Genau ein Jahr ists heute; ich hab' es nachgerechnet auf dem Kalender. Bei der Truppenschau zu Guben!" —

„Oh, Liebden-Base, redet mir nicht von jenem Feste!" fiel hier Gräfin Agnes ein. „Mir steigt die Scham auf, wenn ich daran denke. Da waret Ihr Herren, liebwerte Freunde und Gesippen, fast alle miteinander nicht so, wie ein Edelmann sich zeigen soll!" —

„Was wollen Eure Liebden? Weinlaune! Unsre Staatskleider waren zwar verdorben — aber der Spaß war das schon wert! Der Rausch ist ja hinterdrein verflogen, und alles vergessen und vergeben!" —

„Nein, so leicht vergeß' ichs nicht! Erst heute noch ward ich daran erinnert. Denn da der wilde Geselle — der Junker Dyherrn — mich zum Tanze zwang, kam mir ein Handschuh abhanden — heute sah ich sein vereinsamt Geschwister in meiner Truhe. Ein kostbar Stück wars, dieses Handschuhpaar — eine Brautgabe von Euch, mein Gemahl — — aber — was ist — Eurem Freunde?" — Sie blickte erschrocken zu dem Herrn von Gablenz hin, der aufgesprungen war und stieren Augs hinüber sah, die Lippen lautlos bewegend wie in einem Murmeln.

Digitized by Google

„Ihr wißt — er kann es nicht vertragen, daß man vor ihm den Namen Dyherrn nennt —"

„Wetter," grollte der Graf Ulrich, der Pförtener Oheim, „ist er denn ein zimperlich Jüngferlein? Das mag er sich abgewöhnen!"

Gräfin Agnes aber wandte ihr Auge nicht von dem Gesicht des Junkers. Und plötzlich ward ihr etwas offenbar. Wie hatte er denn gesagt, damals, als sie um die Ursach' zu jenem verhängnisvollen Streit gefragt? „Um einen gestohlenen Handschuh?" — Ja, nun verstand sie ihn! Und sie tat etwas, was gar nicht nach der Etikette war. Rasch stand sie auf, schritt um die Tafel zu Gablenz hin und erfaßte seine Hand: „Herr von Gablenz — lieber Freund — ich weiß es, daß ich Euch zu danken habe — mehr, als ich bisher geahnt —"

Er war zusammengezuckt, und mit dem Ausdruck des Entsetzens riß er die Hand vor der Berührung der ihren zurück: „Die Hand — nein, nein, die Eure darf sie nie berühren — niemals —"

Sie aber hielt sie fest: „Weil Ihr sie mit Blut befleckt zu haben meinet? Das Ihr doch nur vergossen, um meiner Ehre willen?" —

Gewaltsam hatte er sich losgerissen. „Nicht!" wiederholte er abgebrochen und heiser, „Diese Hand — hier — hier hatte der Tote die Finger eingekrallt —"

„Es ist nicht Eurer wert, daß Ihr Euer Gewissen beschwert mit Reue um einen, der fiel, weil er mit Sünden überreich belastet war —"

„Der starb — in seiner Sünden Blüte — durch mich — und seine Sünden — mir hat er sie vermacht — mit seiner Hand in meine — ungesühnte Mord — vierzehn — und ich? Du sollst nicht töten — du sollst nicht begehen seines Nächsten Weib —"

Gräfin Agnes starrte entsetzt auf die verzerrten Züge, auf die lodernen Augen, darin das Grauen stand. Gott — das war Wahnsinn — oder?!

„Unglückseliger Mann", murmelte sie, sich von ihm wendend. „Möge der Herr Christ in Gnaden Eurer sich erbarmen!" —

Gablenz aber, seiner nicht mehr mächtig, wandte sich ebenfalls und floh mehr als er ging, zum Saal hinaus.

„Es folge ihm jemand nach", befahl unruhevoll der Graf. „Ich fürchte — es geschieht ein Unglück —"

„Lasset Euer Erlaucht ihn jetzt allein", fiel der Superintendent, näher tretend, ein. „So Euer Gnaden aber nichts dawider haben, will ich meine werten Amtsbrüder am nächsten Sonntag eine öffentliche Fürbitte tun lassen für eine arme Seele, die unter eigner Sündenlast und fremder, die ihm aufgebürdet worden, zusammenbrechen will!" —

Der Graf nickte stumm Gewährung.

Drei Sonntage hindurch ward die Fürbitte von allen Kanzeln der Stadt verlesen. Und die Gemeinde, Vornehm und Gering, sprach sie trauernden Herzens mit. Galt sie doch nicht mehr einem Lebenden.

Denn am Abend des Taufaktes war es, daß Bürger der Stadt, als sie die Gegend am Niedertor passierten, da, wo vor wenigen Monden der Junker von Gablenz den von Dyherrn im Streit erstochen, den Leichnam des jungen Edelmannes, neben seinem klagenden Rosse liegend, aufhoben. Seine Rechte umklammerte eine Pistole. Er hatte sich selbst entleibt — ungesühnte Blutschuld, damit er sich beladen, mit dem eignen Blut zu sühnen.

So meldet die Chronik der Stadt als Ursach seines Todes. Ob aber damals tief in einem mitleidsvollen Frauenherzen die Ahnung lebte, daß noch andre Schuld es war, die ihn in Wahn und Tod getrieben? Gesprochen hat Gräfin Agnes von Promnitz darüber nicht. Den Handschuh aber, der, seines Geschwisters beraubt, vereinsamt in ihrer Truhe bei anderen Kostbarkeiten lag, hat sie nie betrachten können, ohne daß ein Tränlein in ihre Augen trat und auf ihre Lippen ein leises Seufzen. Das schloß in sich ein stumm Gebet um eine Seele, die verloren war, so nicht die ewige Gnade ihrer sich erbarmte. Die Gnade, die Vergebung dem verheißt, der „viel geliebet hat".

*

Kriegsfrauen im Dorf

Wie nun so lautlos stille sind
Im Heimatdörfchen rings die Gassen.
Um alte, traute Giebel spinnt
Die Dämm'rung ihren Traum, den blassen.

Von braunen Ackerschollen gehn
Die Frauen heim mit müden Schritten,
In ihrer Stirnen Falten stehn
Der Sehnsucht Nöte, heiß erlitten.

Noch brachten sie sie nicht zur Ruh,
Die aus den kampfumlohten Weiten
Genaht, und ihren Hütten zu
Auf allen Wegen sie geleiten.

Erst in der Kammern engem Raum
Gibt ihrer Sehnsucht heißem Liede
Aus kleinem Bett ein Kindertraum,
Ein lachender, ein süßer Friede.

Johanna Weiskirch.

*

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Karl Stielers Werke. Fünf Teile in einem Bande. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Quenzel. Leipzig, Hesse & Becker. Gebunden 2,50 M.

Aus Dialektdichtungen mache ich mir nicht viel, ganz gleich, ob sie den eigenen oder einen fremden benutzen; der Dialekt wirkt wohl ursprünglicher als das Hochdeutsch, doch sind ihm stets Grenzen gezogen, die er nicht überschreiten kann.

Stieler als Dialektdichter wird am richtigsten von seinen engeren Landsleuten bewertet werden können, während wir ihn mehr nach seiner hochdeutschen Poesie einschätzen. Hier ist manches schöne Gedicht zu finden, auch warm empfundene Lieder und schwungvolle Balladen. Aber ich weiß nicht, der große Zug, die originelle Linie, wie sie etwa bei Lenau, Platen und vielen anderen zu finden ist, kann ich bei Stieler nicht entdecken. Sehr nette Sachen, mehr aber auch nicht.

Der vorliegende Band enthält ferner einige Vorträge und Aufsätze „Hochlandsbilder", die einiges Interessantes bringen; gewundert hat es mich, einen Vortrag „Die oberbayrische Mundart" zu finden, bei der durchweg „oberbayrisch", nicht „oberbayerisch" geschrieben steht. Wie mir einmal bedeutet wurde, legen die Bayern gerade auf das e hinter dem y Wert; sollte das Stieler als Bayer nicht gewußt haben oder liegt hier eine Absicht des Herausgebers vor? Dr. Hans Janke.

Deutscher Heldentod. Gedichte vom Opfermut im Felde und daheim. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

Eine Kriegsanthologie, deren Auswahl Dr. Rudolf Krauß besorgte, und die ein gesondertes Kapitel umfassen will, den Opfermut. In diesem Buche steht viel Trauriges, das uns gefangen nimmt, aber auch viel Tröstendes, das unsere Herzen erheben will. Bekannte und unbekannte Dichternamen, die sich in jeder Anthologie finden. Viel Gutes und manches Minderwertige, wie es unvermeidlich ist, wenn ein Buch abgerundet sein soll. Einige prächtige Dichtungen dabei wie Ewers „Drei Grafen Spee", Watzlik „Einem deutschen Bauernknecht" und Ina Seidels „Gedämpfter Trommelklang". Einiges ganz Prächtiges aber von dem großen Kriegsdichter „Unbekannt", Lieder, die keinen Verfasser kennen und von dem ganzen Volke geschaffen scheinen. Hellmuth Unger.

Alfred Maderno: **Scirocco.** Dalmatinischer Roman. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Das Buch ist flott geschrieben, es hat Stellen voller Gemüt, auch Stellen voller Humor, aber es ist alles andere als eine künstlerische Leistung. Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen — natürlich! Aber es ist darum noch lange keine „Erzählung". Dieser ganze „Roman" ist eine verkappte Reisebeschreibung, verhängt mit dem Mäntelchen einer recht spärlichen Handlung, die auch durch die Hineinziehung politischer Meditationen und des Serajevoer Thronfolgermordes nicht bedeutender wird. Als Reisebeschreibung wäre das Werkchen vielleicht ein gutes Buch geworden — so ist's eine Mischung verschiedenartiger Stilelemente und darum künstlerisch leider nicht möglich.

Marie Pego: **Lea Hardtmuth.** Roman. Hans-Sachs-Verlag, München—Leipzig.

Von einer Unterhaltungsschrift darf man verlangen, daß sie unterhaltend sei: das ist Marie Pegos Buch nicht im erwünschten Maße; es ist große Strecken hindurch weitschweifig, lahm und ermüdend. Daß der Weg zum Ruhm für junge Bühnenkünstlerinnen vom „Wohlwollen" des Direktors oder Regisseurs abhängt, ist eine altbekannte Tatsache — in Romanen, und daß ein Herz, daß die Liebe nicht kennt, sich schließlich doch selber entdeckt, ist selbstverständlich — wiederum in Romanen Zum Schluß kommt Fräulein Lea natürlich wirklich in die Hände des „Richtigen", der Rezensent aber schüttelt mißvergnügt den Kopf, daß diese abgedroschenen Motive zu ihrer abermaligen Durchführung eines Aufwandes von 392 Druckseiten bedurften. Nichts für ernste Literaturfreunde — leichteste Unterhaltungslektüre! Hans Zimmer.

Zur freundlichen Beachtung!

Unseren verehrlichen Abonnenten zur gefälligen Nachricht, daß mit Heft 39 das dritte Vierteljahr des 53. Jahrgangs der „Deutschen Romanzeitung" schließt.

Für das vierte Vierteljahr des 53. Jahrgangs (Juni — August) sind unter anderem folgende neue Romane vorgesehen:

Erika Riedberg, Der Wille zur Flamme.
Richard Voß, Grauen.

Auf diese zeitgemäßen und höchst spannenden Romane möchten wir unsere verehrten Leser besonders hinweisen.

Neu hinzutretenden Abonnenten werden die Nummern der bereits begonnenen Romane auf Wunsch kostenfrei nachgeliefert.

Verlag der Deutschen Romanzeitung.

Inhalt des Heftes 39: Treibholz. Roman von H. Schobert. — Am Mövenstein. Roman von Ludwig Müller-Grimmold. — **Beiblatt:** Einsame Pflüger. Gedicht von Thilo Kieser. — Der Handschuh. Erzählung von Florentine Gebhardt. — Kriegsfrauen im Dorfe. Gedicht von Johanna Weiskirch. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke, Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 24. Juni 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung

Herausgegeben von Otto Janke
Dreiundfünfzigster Jahrgang 1916

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt

Vierter Band

Verlag von Otto Janke * Berlin SW 11

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des vierten Bandes

*

Romane

Treibholz. Roman von H. Schobert (Baronin v. Bode). Seite: 1—9, 25—33, 49—56, 73—80, 97—104, 121—128, 145—152, 169—176, 204—210, 228—234.

Am Möwenstein. Roman von Ludwig Müller-Grimmold, Seite: 10—18, 34—42, 57—66, 81—90, 105–114, 129—138, 153—162, 177—186.

Der Wille zur Flamme. Roman von Erika Riedberg. Seite:193—203, 217—227, 243—256, 265—280, 289—304.

Grauen. Ein Erlebnis, erzählt von Richard Voß. Seite: 234—236, 257—260, 281—284, 306—308.

*

Beiblatt

	Seite
Wir Sieger. Gedicht von Ilse Franke	19
Der erste Sieg der Deutschen über die Franzosen bei Andernach am Rhein, 876. Von Prof. Dr. Karl Meurer	19
Auf der Höhe. Gedicht von F. Wagenknecht	21
Weib. Skizze von Rudolf Michael	22
Die Verlassene. Gedicht von S. M. Schulze	24
Abend an der Weichsel. Gedicht von Franz Lüdtke	43
Militärische Jugenderziehung. Von Paul Baumann	43
Heldenklage. Gedicht von Paul Friedrich	45
Der Dichter des Deutschtums. Von Paul Pasig Zum 100jährigen Geburtstage Gustav Freytags. 1816 — 13. Juli — 1916	46
Ein Brief, den wir fanden. Gedicht von Werner Peter Larsen	48
Friedenshoffnung. Gedicht von Cl. v. Peßler	67
Das Kornfeld und die deutsche Dichtung. Von A. M Witte	67
Wandern. Gedicht von M. Dorn	69
Weggenossen. Skizze von Ludwig Kapeller	70
Du bist das Licht. Gedicht von Albert Wietfeld	71
Dorfabend. Gedicht von Fr. Alfred Zimmer	91
Wie der Bauer den Hader bezwang. Erzählung von Bertha Oesterhaus	91
Urlaub. Gedicht von Paul Friedrich	93
Geisterei. Von Fritz Müller	93
Wildblühendes Glück. Gedicht von Eugen Stangen	95
Im Giebelstübchen. Gedicht von Thilo Kieser	115
Zu den sieben Wunden. Erzählung von Gutti Alsen	115
Ährenfeld im Winde. Gedicht von Leo Heller	118
Der Spiegel Skizze von Ludwig Kapeller	118
Rosenblüte. Gedicht von Erich Debus	119
Der Morgen. Gedicht von F Wagenknecht	139
Zwischen Abend und Morgen. Von Joh. Freumbichler	139
Sommer. Gedicht von Gertrud Rothe	140
Erkennen. Skizze von Hedwig Forstreuter	141
Die Eltern. Gedicht von Hans Anton Schütt	143
Einsam. Gedicht von M. Diersch	163
Volkstrachten. Von Dr. Heinrich Pudor	163
Nachher. Gedicht von Paul Friedrich	165
Kampf in Galizien. Von Hellmuth Unger	165
Reife Sommertage. Gedicht von Kurt Siemers	187
Erziehung zur Lebensmittelkarte. Von Paul Baumann	187
Soldatengrab. Gedicht von Julius Haupt	189

Digitized by Google

Seite

Erzerum und Trapezunt. Von Joh. Weiskirch . . 190
Der Tag der Seele Gedicht von Hans Sturm . 211
Die Löwenschlucht. Ein Reiseerlebnis von Ottfrid von Manstein 211
Die Sandbank. Gedicht von Clara Bernhardine Voigt 213
Die Frau in der Friedensbewegung. Von M. Trott 214
Sommermorgen. Gedicht von Charlotte Marr. . 237
Kätzchen. Skizze von Hedwig Forstreuter . . . 237
Im Heimatfrieden. Gedicht von Reinhold Braun 238
Philipp, der Dorfnarr. Von Johannes Freumbichler 239, 261
Deutsche Ernte 1916. Gedicht von Thilo Kieser . 261
Die Liebe. Gedicht von Paul Baumann 263
Requiem. Gedicht von Alice Maria Heinevetter 285
Wenn der Bismarck das Zwölfuhrläuten hört. Von Fritz Müller 285
Herbstdämmerung. Gedicht von Thilo Kieser . . 288
Wenn man an der Grenze wohnt. Gedicht von Suse Pfeilstücker 309
Blumen im Schutt. Skizze von Marie Pego . . 309
Meine Träume. Gedicht von Eg. Ph. Pfeiffer . . 311

Bücherbesprechungen.

Paul Friedrich Schröder. Das Bild in den Bergen 96
B. L. Freiherr v. Mackay. Die moderne Diplomatie 96
Franz Karl Ginzkey. Die Front in Tirol 96
Stanislaw Przybyszewski. Polen und der heilige Krieg 96
Wilhelm Börner. Charakterbildung der Kinder . . 96
Karola Bassermann. Fürs Vaterland 168

Seite

Rosa Weibel. Seine Wahl 168
Gustav Schlein. Erziehung zum Glück 168
Bertha Hallauer. Späte Rosen 215
Leo Heller. Das schwarzgelbe Buch 215
Paul Linde. Hallo, Tommy, komm zur Armee! . 215
Erika Grupe-Lörcher. Zum Rhein, zum deutschen Rhein 264
Gertrud Franke-Schievelbein. Stilles Heldentum und andere Novellen 264
P. Maurus Carnot. General Demont 264
F. Gebhardt. Um eine Königskrone 264
Arthur Brausewetter. Wer die Heimat liebt wie du 264
F. W Berger. Das letzte Werk des Meisters . . 264
Eduard Mellinghoff. Der letzte Philosoph . . . 288
Ulrich Amstutz. Hintergaßleute im Kriegsjahr 1914 312

Vermischtes.

Antike landwirtschaftliche Geräte in Kleinasien . . 71
Zittern wie Espenlaub 72
Keine Zwangs-Jugendwehr 120
Hermione von Preuschen 120
Menschenverluste im Kriege — früher und jetzt . 143
Passen und verpassen 168
Wegwarte (Zichorie) 168
Turnierfreudigkeit 192
Ein Meisterwort über die Fremdwörter 192
Sprachliche Kriegskinder 216
Heiratsschau in Bosnien 216
Briefkasten 144

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 40

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode).

5. Fortsetzung.

Auf dem Tisch lag neben einer mit Riesenbuchstaben gedruckten Affiche: Erstmaliges Auftreten der Mlle. Lu Dorsay als Schlaftänzerin, das Ele mit nach Hause gebracht hatte, die zum Kostüm gehörige altägyptische Kopfbedeckung, die ein Ibiskopf schmückte.

Adolf sollte das schöne Mädchen sehen ehe sie fortfuhr, und so setzte sie sich den helmartigen Kopfputz auf und ging zu ihm hinüber.

Auch er verstummte, als er sie sah. Ihre Erscheinung wirkte mächtig, ganz unwirklich, wie aus fernem, fernstem Altertum herübergeholt in die nüchterne Jetztzeit, und das sagte er ihr auch.

Lu lachte.

„Ich glaube es fast selbst. Jetzt kommt zum Ausdruck, was ich meiner Überzeugung nach einmal vor zweitausend Jahren gewesen bin: eine ägyptische Königstochter; oder eine Bajadere. Ganz egal, wenn es nur Schönheit war."

„Es ist Schönheit, kleine Lu."

Sie lief noch einmal in ihr Zimmer zurück, stellte sich vor den erblindeten Spiegel, hob die Arme hoch und drehte sich langsam um sich selbst.

„Meinen Gruß, Tochter Ramses des so und sovielten", sagte sie halb ernst, halb spöttisch.

Ele, die ihr wie ein Hündchen überall hin folgte, sah sie erstaunt an.

„Wie du komisch bist, Lu! — Aber wahrhaftig, du paßt auch nur für einen Prinzen."

Sie hielt ihr dann zum Überziehen ein schwarzseidenes, bis oben geschlossenes Mantelkleid hin, denn in dem Kostüm konnte Lu unmöglich im Saal sitzen, und eine besondere Damengarderobe gab es nicht. Nur ein kleines winziges Eckchen hinter dem Vorhange, gerade groß genug für einen Stuhl und Spiegel.

„Ich glaube, der Kapellmeister ist in dich verschossen, Lu," sagte Ele vergnügt, „ich habe seine Augen bei all den Proben beobachtet, — und nun heute — in dem Kostüm!"

„Gott, Ele, du denkst auch immer nur an Liebe und Männer! Davon will ich nichts wissen."

In dem Augenblick aber fiel ihr plötzlich ein, daß ihre letzte Begegnung mit dem Prinzen ungefähr schon sechs Wochen zurück lag. Vierzehn Tage hatte er doch nur wegbleiben wollen .. also . . .

Sie schob die Unterlippe verächtlich vor. — Wenn es ihm leid war, mochte er fortbleiben, sie lebte auch ohne ihn, hatte seiner in dieser Zeit der Arbeit und der Aufregung fast gar nicht mehr gedacht . . . Das Herz würde ihr nicht darüber brechen — über keinen Mann der Welt! — Und wenn sie heute abend reüssierte, hatte sie selber Geld genug, sich manchen Traum zu erfüllen. Man würde sich vielleicht um sie reißen — aber sie blieb bei Benzberg, wenn er ihr genügend Gage gab.

Ein Traum von Ruhm und Macht durchbrauste sie und machte sie glücklich.

— — Sie kamen ziemlich spät in das Kabarett, hinten herum, so unauffällig wie nur möglich. Die Kollegen begrüßten sie, halb neugierig, halb scherzhaft und wunderten sich nur über ihre ruhige, siegessichere Miene. Lukas Falkners Augen glitten mehrmals ruhelos über

Digitized by Google

sie hin, er sagte ihr aber kein Wort. Während der Pause, als der Saal sich etwas geleert hatte, schlüpfte sie hinter den Vorhang.

„Rosen müßten auf mich niederregnen und mich mit ihrem Dufte betäuben", dachte sie und ließ die Augenlider sinken. „So war es wohl einst."

Ein merkwürdiges Gefühl durchrieselte sie, als knüpfe sie in diesem Augenblicke wirklich einen Faden an längst Vergangenes an, das sie nur noch in moderndem Hauch umschwebte. Da begannen draußen die aufreizenden Töne von Adolfs Musik, die ihr immer noch durch Mark und Bein ging. Merkwürdig! Die Töne packten und beherrschten sie. Wie in einer wirklichen Traumdämmerung stand sie gleich darauf auf dem verbreiterten Podium und begann zu tanzen.

Totenstill war es im Saale geworden. Das, was sich den Zuschauern bot, war etwas Überwältigendes, Wundervolles. Im bunten Lichte des Scheinwerfers der schlanke Frauenkörper, der sich wand und drehte, bog und hoch aufschnellte, in immer wechselnden Rhythmen — wirkte berauschend schön.

Lu aber wußte gar nicht mehr, daß sie vor einem großen Publikum tanzte, sie wußte nicht mehr, daß sie das prachtvolle Ebenmaß ihres Körpers tausenden von Augen preisgab. — Sie tanzte! . . . .

Als das Klavierspiel abbrach, öffnete sie die Augen und sah wie erschreckt um sich. Erst der donnernde Applaus brachte sie wieder zur Besinnung. Selbst Kysani hatte nie auch nur annähernd einen so enormen, sich immer wiederholenden Erfolg gehabt.

Sie trat wie taumelnd bis an die Rampe und verbeugte sich dankend. Da sah sie Prinz Egmonts Augen auf sich gerichtet, aber mit einem so verzückten Ausdrucke, daß sie flüchtig errötete. Er war also da! Er hatte ihr Debüt nicht vorübergehen lassen.

Alles erfreute sie heute abend — auch das.

Am Künstlertische schüttelten sie ihr alle die Hände; mancher nicht ohne Neid.

Auch Falkner trat zu ihr; zum ersten Male seit jener zufälligen Begegnung. Seine Augen glühten, er sprach kein Wort als er ihr die Hand schüttelte. Sie merkte kaum darauf, aber die Nelda sah es, und ihre Stimme klang ganz heiser und gepreßt als sie sagte:

„Sieg auf der ganzen Linie, Dorsay! — Ja — ja — auf der ganzen Linie!"

Benzberg kam und küßte ihr die Hand. Sein dünnes Haar klebte ihm vor Aufregung an der Stirn. Sie zog lachend ihre Hand zurück. — Jetzt, in ihrem nonnenhaften, schwarzen Mantel hatte sie nur noch wenig Ähnlichkeit mit einer Prinzessin aus dem Orient. Ele küßte sie nun auch ganz ungeniert ab.

„Gott, Lu, was bin ich froh, daß ich dich kennen gelernt habe!"

Da kam der Saaldiener mit einem prachtvollen Strauß roter Rosen, der so groß war, daß er Lus ganzes Gesicht verbarg.

„Glück muß man eben haben", sagte die Pia giftig.

„Und noch ein bißchen was mehr!" schnitt Kimmerling ihr das Wort ab. „Ein bißchen was mehr, das man eben nicht erwerben kann. — Wie sonderbar Dorsay, daß Sie erst so spät Ihr Talent entdeckt haben."

„Eigentlich war es mein Mann", rief die Mitzi dazwischen. „Sagen Sie selbst, Lu, war es nicht mein Mann?"

„Ja, gewiß!"

Der Mitzi war diese kühle Anerkennung nicht genug, sie versuchte mehr für ihren lieben, armen Gatten herauszupressen, aber Lu verbarg ihr Gesicht in den Blumen. Nur etwas Gebundenes war durch Adolfs Musik frei in ihr geworden, das empfand sie jetzt wieder deutlich. Der Tanz war ihr Leben! —

Prinz Egmont ging vorüber und senkte ein paarmal die Lider; Lu erwiderte den Gruß und bejahte damit seine verstohlene Frage. Es fiel ihr auf, daß er elend aussah und mager geworden war. Sie wollte ihn sprechen, — er sollte ihr sagen, was er von ihrem Tanze hielt; nach seiner Anerkennung lechzte sie.

„Machen Sie sich doch nicht zum Narren, Dorsay", sagte die Pia verächtlich, die dies kurze Manöver beobachtet hatte. „Als ob wir uns darum kümmern, mit wem Sie gehen, oder ob Sie im täglichen Leben die Jungfrau von Orleans spielen. Solche Mätzchen kennen wir doch alle aus eigener Erfahrung. Nicken Sie schon kräftig Ja!" —

Falkner hatte die Ellenbogen aufgestützt, Lu fühlte, wie seine Blicke an ihr hingen. Das peinigte sie, der Nelda wegen! Ihretwegen

Digitized by Google

brauchte er sich gar nicht um sie zu kümmern. — Sie sah ihn daher zurechtweisend an. Aber in seinem Gesichtsausdruck stand so unendlich viel. — Und unter diesen Blicken kam ihr zum ersten Male das Bewußtsein, daß sie heute abend ihren Körper preisgegeben hatte, — jedem, der ihn sehen wollte, — auch diesem — und daß in seinen Augen flammendes Begehren stand, ohne daß er es vielleicht selbst wußte.

Ihr wurde das unbehaglich, sie wandte sich demonstrativ ab und beschloß, ihn zu meiden, so gut es ging. —

„Sage mir nur," drängte da wispernd die Ele, „war das vorhin ein Zeichen? — Trefft ihr euch heut abend, du und der Prinz?"

Lu nickte. Der Ele konnte sie vertrauen, die war gut und lieb.

In deren Augen drängten sich zwei klare Tropfen.

„Du Glückliche! — Er wird dich heiraten und aller Sorgen entheben. — Ich — ich werde wohl keinen finden, denn bis jetzt ist alles, was kam, nichts Gescheites!"

Lu drückte ihr lächelnd die Hand.

„Warte nur, Ele! Es kommt auch mal was Gescheites!"

Als Lu an diesem Abend in das Hotel kam, erwartete Prinz Egmont sie schon in dem lauschigen, bekannten Winkel. Er breitete ihr die Arme entgegen und riß sie an seine Brust.

„Lu! Meine schöne Lu!"

Erschrocken befreite sie sich. An ihrem Mantel waren ein paar Haken aufgegangen und zeigten den glitzernden Schmuck. Er faßte darnach und küßte den blutwarmen großen Stein am goldenen Kettchen. Wie von Sinnen kam er ihr vor, und das machte sie kühl und besonnen.

Sie wehrte ihn energisch ab.

„Warum solche stürmische Begrüßung nach sechs Wochen? — Vierzehn Tage nur sollten es sein." — —

„Ich war krank, Lu. Auf der Jagd holte ich mir eine böse Influenza, auch heute hätte ich eigentlich noch nicht ausgehen dürfen, aber ich las die Ankündigung Ihres Auftretens als Schlaftänzerin. Da wagte ich es eben doch. Unvernunft siegt überall."

„Gefiel ich Ihnen?" fragte sie kokett.

„Gefallen? Ach Lu, das ist kein Wort dafür." Er drückte seine Lippen in ihr volles Haar. „Sie sind eine große Künstlerin .... Aber ich neide der großen Masse Ihren Anblick! — Wie schön Sie sind, Lu! Wie schön!" —

Sie entzog sich ihm und setzte sich in ihren Sessel. Er beruhigte sich nun und setzte sich auch, aber auf seinen Wangen brannten rote Flecke.

„Wären Sie mein, Lu, ich schmiedete Sie in eiserne Ketten, ehe ich diese Profanation Ihres Leibes duldete! — Wie können Sie es über sich gewinnen, so — so . . ."

Sie sah ihn treuherzig an.

„Aber daran denke ich doch gar nicht, — werde nie daran denken! Ich gebe, was ich fühle. — Sie selbst nennen es ‚Kunst'."

„Es ist Profanation," beharrte er, „noch dazu eine verderbliche, gefährliche für diejenigen, die sich dadurch betören lassen. — Wie viele werden heute abend an Sie denken, von Ihnen träumen! — Da steckt das Gift, das Ihr ausströmt, — Ihr Treibholz — das Euch so verderblich macht für die anderen, die euch verfallen. O, Lu, Ihr seid eine furchtbare, zerstörende Macht! Lange noch nicht genug gewürdigt und gefürchtet. — Himmel und Hölle vereint Ihr in Euch und tut zuweilen so unschuldig wie neugeborene Kinder! — Nicht die Pia mit dem Stempel des Lasters — ist die gefährliche! — Ihr — Ihr, die Ihr Schranken um Euch zieht, an Euch kann man zugrunde gehen! — Hütet Euch vor den Schäden, die Eure Schönheit anrichtet!"

Lu sah den Sprechenden betroffen an. So kannte sie ihn gar nicht! Er war ihr immer das Bild vornehmer, zurückhaltender, sich etwas überhebender Männlichkeit gewesen, — jetzt machte der fremde Ton sie unsicher und verwirrt.

„Sie sind recht hart, Graf", sagte sie und zerbröckelte ihr Brötchen. Sind wir schlechter, wenn wir der Kunst ganz rein dienen? Und sind wir weniger vergiftend, wenn wir leichtsinnig sind?"

Er nahm ihre Hand und hielt sie fest. Seine Finger glühten.

„Ich weiß es nicht, Lu. — Ich weiß nur, daß Ihr gefährlich seid. — Manche Träne fließt um Euch, manch Frauenherz mag brechen, wenn Ihr Eure Raubzüge tut. — Fühle ich es doch am besten, kleine Lu, wie du mir zusetzest."

Digitized by Google

Sie öffnete gedankenlos ein paar weitere Haken ihres Mantelkleides, so heiß und unbehaglich war ihr.

„Wäre ich frei, — Herr meiner Zeit, meiner selbst, ich nähme dich auf meine Arme und trüge dich in die Einsamkeit — allein, — ganz allein für mich! Du würdest schon eine süße Prinzessin sein. — Aber leider kann ich das nicht! — Ich bin gebunden in meiner Zeit, gebunden an die Familientraditionen. — Darum kannst du mir nur im Geheimen gehören, — aber wäre das schlimm?"

Sie machte sich hastig frei.

„Jetzt? Jetzt, — wo ich eine Künstlerin geworden bin? Wo ich an Ruhm und Ehren denke? — Nein, Graf! — Das kann ich nicht! — Selbst wenn ich Sie liebte!"

Er lachte leise.

„Du hast ja keine Ahnung von Liebe und Leidenschaft, kleine Lu! Und ich will dir auch nichts davon wünschen. — Aber — später werde ich dich einmal wieder fragen."

Sie sah ihn mit lockendem Lächeln an.

„Ja! — Später! . . . Denn ich habe niemanden lieber als Sie."

Er küßte die Finger, die sich schmeichelnd um die seinen wanden, denn weh wollte Sie ihm ja nicht tun, — aber noch einmal eines Mannes Eigentum werden, davor graute ihr.

Sie sah in sein Gesicht, in dem die Muskeln zuckten, die Augen glühten, das eine besorgniserregende Röte bedeckte.

„Sind Sie noch krank?" fragte sie teilnehmend.

„Ich weiß nicht! — Möglich! — Ich weiß heute abend nur, daß wir leben, — du und ich!"

Sein Atem flog, die Hand, die das Weinglas hielt, verschüttete den Inhalt.

„Lu! — Kleine Lu!"

„Aber Sie sind gewiß krank; wirklich!" rief sie aufspringend, „und ich — ach, ich bin so müde!"

Sie hob ein wenig die Arme und ließ sie schlaff wieder sinken, ein kleines Gähnen verzog ihre roten Lippen. „Lassen Sie uns gleich nach Hause gehen, — ja?"

Er fühlte, daß er taumelte, ihm war wirklich böse zu Mute, die Aufregung rächte sich an seinem noch geschwächten Körper.

„Wenn du mich küßt, wollen wir gehen."

Ohne Ziererei küßte sie ihn wiederholt und streichelte seine heiße Stirn, sein feuchtes Haar. Unter ihren Liebkosungen wurde er ruhiger.

„Wenn ich wieder krank werden sollte, kleine Lu, willst du mich dann besuchen, du allein bist doch schuld daran?" fragte er müde.

„Gern! Gern! Die Ele ist ein guter kleiner Spatz, die kommt schon mit."

Ihr lag viel daran, dies Tete-a-tete baldigst zu beendigen. Körperlich selbst wirklich ermattet, war er ihr anfangs zu feurig gewesen, — und davor zog sich ihre Seele immer zusammen wie eine Mimose.

„Also ohne die Ele geht es nicht? — Meinetwegen!"

Er tauchte die Hand in das Eiswasser des Kübels und netzte sich Stirn und Schläfen.

„Du bekommst also Nachricht, kleine Lu."

Als er aufstand, schwankte der Saal um ihn, die Schwäche, die ihn ergriffen, war stärker als jedes andere Gefühl. Er reichte ihr die Hand.

„Gute Nacht, süße, kleine Lu! Sage im Vestibül, man soll nach meinem Auto und meinem Kammerdiener telephonieren, damit ich schleunigst abgeholt werde; mir ist nicht gut."

Furchtbare Bruststiche quälten ihn, ganz vornüber gebeugt, mit erloschenen Augen saß er da. Leise küßte sie seinen Scheitel.

„Gute Nacht und gute Besserung, Egmont", sagte sie mütterlich zärtlich, dann glitt sie hinaus.

Als sie selbst im Auto saß, machte sie sich doch unruhige Gedanken um ihn. Aber — vielleicht war es besser so! — Vielleicht . . .! Wenigstens blieb sie frei, und Benzberg hatte ihr heute fünfhundert Mark monatliche Gage geboten. — Das war ja ein Reichtum! — Sie lachte vor sich hin und preßte, glücklich, die Fäuste in die Augen.

* * *

Die Nelda wachte mitten in der Nacht auf. — Irgendein Ton war an ihr Ohr gedrungen und hatte den Schlaf verscheucht. War es ein Schlag gewesen oder ein Stöhnen? Sie wußte es nicht recht.

Jedenfalls stand sie auf und warf den Schlafrock über, denn unter Falkners Türe hindurch schimmerte Licht.

Digitized by Google

Ganz leise öffnete sie — und hielt sich entsetzt am Türrahmen fest.

Mit entblößtem Oberkörper lag Lukas auf den Knien vor seinem Bett, in der herabgesunkenen Hand eine Geißel. Aus der zerplatzten Haut des Rückens sickerten kleine Blutstropfen, und in die seidene Decke hinein klang sein brünstiges Stöhnen.

Als die Nelda Herrin ihres Schreckens geworden war, trat sie langsam näher; sie zitterte, und ihre Zähne schlugen aufeinander.

„Lukas, was tust du?" Sie sagte es ganz ruhig, — aber mit einem Schreckensschrei fuhr er auf und starrte sie aus glühenden, verschwollenen Augen an.

„Für welche Sünde strafst du dich so hart?" fragte sie weiter, mußte sich dann aber doch setzen, so sehr zitterte sie.

„Frage nicht!" stieß er wild heraus und schleuderte die Geißel zur Seite. „Ach! Es hilft nichts! — Nichts!"

Sie nahm seinen Kopf und bettete ihn in ihren Schoß; zärtlich, mit bebendem Herzen strich sie über die Wunden, so daß sich ihre Finger rot färbten.

„Es ist die Sünde! — Die Sünde gegen das Gewissen", stöhnte er qualvoll. „Du darfst nichts davon erfahren, Gret."

„Ich weiß es schon, Lukas."

Er sah sie entsetzt an, aber dann schüttelte er den Kopf.

„Wüßtest du es, würdest du nicht gut zu mir sein, sondern würfest mich auf die Straße."

„Weil du gegen mich sündigst?" Ein wehes Lächeln zog um ihren Mund. „Sind wir denn Herr über unsere Wünsche, unsere Begierden? Raubtiere sind das, die aus dem Hinterhalt über uns herfallen und uns zu Boden werfen, stärker als wir, — grausamer als wir, — denn wenn sie uns vernichtet haben, fliehen sie und überlassen uns der Verzweiflung."

Mit geöffneten Lippen sah er sie entsetzt an.

„Könntest du es wirklich wissen, Gret?" murmelte er. „Ich glaube es nicht."

„Der Anblick der Dorsay hat dir das Blut vergiftet, Lukas", fuhr sie bitter fort. Nun toben und drängen deine Sinne, deine Fantasie zu ihr, verwirren und verzehren dich. Ist es nicht so, Lukas?"

Er nickte kaum merklich.

„Dagegen hilft kein Geißeln und Beten," ihre Stimme wurde immer härter, dagegen hilft nur Selbstbeherrschung oder Erfahrung. Beides hast du nicht."

„Jage mich fort von dir, — und ich gehe in das Kloster zurück, selbst wenn sie mich töten."

Der Körper der Nelda bog sich in wahnsinnigem Schmerz zusammen, — nun sie ihre Furcht bestätigt fand. Mit einem Schlage sah sie aus wie eine ganz alte, leidende Frau.

Sie fühlte das selbst und strich glättend mit den Fingern über das Gesicht, so stark war die Macht der Gewohnheit in ihr.

„Es ist also die Dorsay", sagte sie hart nach kurzer Pause. Ich habe schon lange gemerkt, daß ihr Anblick dir ins Blut gegangen ist, Lukas. Aber sie ist nicht das, was sie scheint, was du vielleicht in ihr siehst. Ein kaltherziges Geschöpf ist sie, das immer nur an sich denkt, die Inkarnation des Egoismus. Ihr hübsches Gesicht, ihr schöner Körper reizt und lockt, — das ist aber auch alles. — Weißt du das?"

„Ich weiß nichts, — nichts als daß ich elend bin!! — Verstehe mich nur recht, Gret, — du, die du alles weißt und begreifst — woran ich zugrunde gehe. Dich liebe ich keinen Grad weniger als bisher! Du bist wie ein reiner Stern in mir, der nie verlöschen kann, — sie aber — die andere — ist Teufelsspuk. — Ohne mein Wollen hat sie sich meiner bemächtigt, — und ich kämpfe dagegen, kämpfe einen wilden, verzweiflungsvollen Kampf gegen die Gedanken an sie, gegen ihr Bild, das ich Tag und Nacht vor Augen habe, ob ich sie sehe oder nicht. Unglücklich bin ich geworden! Scham und Gewissen zerreißen mich! — Daß ich dir das auch antun muß, Gret, ohne meinen Willen!"

Äußerlich saß sie ganz still da, wie zu Stein erstarrt, — wild und zornig aber schoß bei dieser Beichte alles in ihr auf — wollte sich ihr auf die Lippen drängen, — trotzdem aber bezwang sie sich und schwieg.

Er hob schüchtern den Kopf.

„Verzeih, daß ich dir das sage, Gret! Ich wollte es nicht! Darum aber und um der Treulosigkeit willen gegen dich — ließ ich ja mein Blut fließen. Ich kann nichts dafür."

Mechanisch streichelte die Gret sein dichtes, glattes Haar. So entwertet war sie sich noch niemals vorgekommen, wie in dieser Stunde, wo

Digitized by Google

jemand sein Blut vergoß, um ihr Treue zu halten. Sie hätte schreien mögen! —

Nach langer Zeit fragte sie tonlos:

„Wie stellt sich die Dorsay zu dir?"

„Sie weiß nichts!"

Die Nelda lachte mißtönend.

„Sie weiß nichts? — Das wäre die erste Frau, die dergleichen nicht im Gefühl hätte! — Wann sprachst du sie?"

Da erzählte er ihr von jener harmlosen Begegnung, und daß er sie seitdem absichtlich mied.

Sie stand plötzlich auf, hoch und gerade, mit weit gereckten Armen.

„Meide sie nicht, versuche dein Heil bei ihr," sagte sie kalt, „vielleicht bringt dich das am ersten zur Besinnung."

Dann ging sie in ihr dunkles Schlafzimmer zurück, legte sich und lauschte angestrengt auf jeden Laut.

Aber alles blieb totenstill . . .

Am nächsten Nachmittage wurde Lu eine Dame gemeldet, die sie zu sprechen wünschte.

„Eine Dame?"

Sie lief der Angemeldeten fast entgegen, prallte in der Tür aber zurück.

Die Nelda!

Was führte die her?

Zwischen der und den Kollegen spannen sich doch nur kurze, flüchtige Fäden. Lu erinnerte sich kaum, je mit ihr gesprochen zu haben.

Die Nelda war schwarz gekleidet; um die Augen zogen sich dunkle Schatten, und Lu war erstaunt, wie verblüht und alt sie ihr im Tageslicht erschien. Sie faßte sich aber sofort.

„Kann ich Ihnen mit irgendetwas dienen?" fragte sie höflich und schob ihr einen Stuhl hin.

Die Augen der andern hingen so verzehrend an ihr, daß es Lu genierte. Auch das Schweigen drückte, — darum wiederholte sie ihre Frage. Die Antwort aber war:

„Was haben Sie mit Lukas Falkner, Dorsay?"

Lu riß die Augen auf.

„Ich? — Aber gar nichts, Nelda. Er ist kaum landläufig höflich zu mir."

„Er ist eben in Sie verliebt."

Da lachte Lu laut auf. — So herzlich, so frisch war das Lachen, daß der Nelda ein Stein vom Herzen fiel. Mochte auch in jeder Evastochter etwas Heuchelei liegen, — so weit konnte die Verstellung unmöglich gehen, daß sie dadurch völlig getäuscht wurde.

„Wer hat Ihnen das Märchen aufgebunden, Nelda?"

Sie setzte sich zu ihr und sah ihr frei in das Gesicht.

„Er selber!"

„Aber das ist ja Blödsinn!" Sie stampfte mit dem Fuße auf. „Gibt es denn gar nichts anderes in der Welt, als sogenannte Liebe — und immer wieder Liebe? — Ich habe genug davon."

Eine böse kleine Falte grub sich in ihre Stirn. Warum peinigte man sie so? — „Sagen Sie dem Falkner, daß er nicht geschieden ist, oder daß er sich einen Scherz mit Ihnen gemacht hat."

Die Nelda schlang ihren Arm um Lu.

„Kind, er ist jung! Und Sie sind verführerisch genug, um es jedem Manne anzutun, besonders jetzt, wo Ihre Schönheit beim Tanze allabendlich gezeigt wird."

Lu stieß ihren Arm zurück.

„Ich tanze in dem Kostüm, das Benzberg mir vorgeschrieben hat, denn ich muß von meiner noch so jungen Kunst leben. Ach! — Sagen Sie Ihrem Falkner, daß er der letzte Mensch wäre, für den ich empfinden könnte!"

Die Nelda sah vor sich nieder.

„Warum, Dorsay?"

Sie zog die Schultern hoch.

„Ich weiß nicht! — Etwas Wildes, Gieriges lebt in ihm, auch ist er mit sich zerfallen, und solche Naturen wirken abstoßend auf mich."

„Aber Sie boten ihm Freundschaft?"

Aus den Augenwinkeln belauerte die Nelda Lus Gesicht, das sich allmählich rötete.

„Er tat mir leid. Ich begriff, daß er mit seinen Herzenskämpfen gerade zu Ihnen nicht flüchten konnte, die Sie der Grund dazu waren. Aber nach kurzer Zeit schon fühlte ich, daß es nicht geraten war mit ihm anzubandeln. Ich hätte nicht klärend, nur verwirrend auf ihn gewirkt. Darum war ich über seine kühle Abwehr froh."

„Und wenn er nun an Ihnen zugrunde geht?"

Lu warf den Kopf auf.

„Dann kann ich ihm nicht helfen!"

Da fühlte sie die Wange der Nelda, naß von Tränen, an der ihrigen, und eine tonlose Stimme bat:

Digitized by Google

„Lassen Sie ihn mir, Dorsay! — Mein Herz hängt an ihm. Sie haben die grausame Jugend für sich, ich — nur meine Liebe."

„Ich wiederhole Ihnen: von mir haben Sie nichts zu fürchten."

Und dabei empfand sie es peinlich, die Nelda, der man doch stets eine Sonderstellung eingeräumt hatte, in dieser haltlosen Verfassung vor sich zu sehen, auch daß deren Liebe einem Menschen, wie diesem jungen Falkner, gelten konnte, der trotz aller scheinbaren Genialität, doch nach Alter und Charakter ihrer durchaus unwert erschien.

Als fühlte Gret Nelda die krausen, wirklichen Gedanken, die durch diesen jungen Kopf jagten, richtete sie sich langsam auf und sprach tonlos vor sich hin:

„Ich weiß, daß Sie mich lächerlich finden, Dorsay! Die große Leidenschaft für einen so viel jüngeren Mann setzt jede alternde Frau dem Spott und der Verachtung anderer aus. O, wie Unrecht ihr aber habt! Denn in der Berührung mit dieser schwärmerischen Jugend erwacht unsere eigene Jugend noch einmal und täuscht uns vor, wonach unser einsames Herz sich sehnt. Wir erwärmen wieder, obgleich wir schon erkalteten, und wir wissen genau, daß es heißt festhalten, — denn das ist der letzte Sonnenstrahl, den das Schicksal uns schenkt. — Daß er uns dauernd bleibt, — die Hoffnung ist ja ein frommer Betrug gegen uns selbst, — aber er ist trostreich, so lange wir ihn festhalten können. Natürlich hat er die Dornen schon in Bereitschaft, — wir ahnen sie, ehe wir sie fühlen. Ach — es ist ein bitteres, schreckliches Los — das der alternden Frau. Man geht daran zugrunde."

— — — Posierte die Nelda nicht? — Ein wenig mißtrauisch sah Lu ihr in das Gesicht. Aber nein, — wahrer Schmerz lag in den zerwühlten Zügen. Nur — Lu begriff das so garnicht und geriet deshalb auch in Verlegenheit — was sie ihr sagen sollte.

„Er wird ja gehen — schon bald!" sagte die Nelda, und drückte die Hand auf die Augen. — — — „Nun Kind, haben Sie Dank, daß Sie mich beruhigt haben." —

Ihre Augen blickten fast bettelnd in Lus Gesicht:

„Sprechen Sie bitte zu niemandem von der jetzigen Stunde."

„Zu niemandem, wer es auch sei", gelobte Lu und begleitete sie hinaus.

Dann stand sie mit zwiespältigen Empfindungen am Fenster und sah ihr nach.

Wie verschieden doch Frauen fühlen! Sie hatte sich bei ihrer kurzen Begegnung mit Falkner damals wahrhaftig nichts gedacht. In bezug auf Männer reagierte sie immer nur auf Freundschaft, nun aber zergliederte sie seine Stellung zur Nelda. — Natürlich würde er ihr einmal untreu werden, — das war ja so der Lauf der Welt, und sie würde schwer darunter leiden, — aber sie hielt ihn auch zu fest, denn niemals durfte er sich andern anschließen, und daß darüber gespottet wurde, mußte sich die Nelda doch selbst sagen; knapp, daß sie die paar Stunden an Kysanis Geburtstag ihm freigegeben hatte. Wie ungelenk und unbeholfen er sich damals gegeben, dessen erinnerte sie sich genau.

Er war eben, bei aller Sinnenglut, die aus seinen Gedichten flammte, ein noch durchaus unreifer Mensch, der mit seinem gärenden Temperament sich und die Nelda quälte.

Als Lu ein paar Stunden später die Treppe zum Kabarett emporstieg, rief der Kassierer sie an und hielt ihr einen Stoß Briefe entgegen.

Er schmunzelte! Alle trugen sie auf der Adresse einen huldigenden Vermerk: „Der Diva, — der wunderbaren Künstlerin — der schönsten Tänzerin und so weiter. Auch Lu lächelte und versenkte sie in die Tasche ihres Mantels. Das gab nachher einen Spaß, sie mit der Ele und Mitzi zu lesen! —

Trotzdem stieg ihr ein feines Rot in das Gesicht; — Auf einmal war sie jemand! — Jemand, der etwas bedeutete. — — Wer hätte das wohl vor einem Jahre gedacht? — —

Plötzlich, noch ehe sie den Saal erreicht hatte, war mit ein paar raschen Sprüngen jemand neben ihr.

„Gnädiges Fräulein . . . endlich! — Haben Sie meinen Brief gelesen?"

Erschrocken wandte sie sich um. Denn wie fern war sie mit ihren Gedanken, — weit in die Vergangenheit zurückgeglitten! — Aber wie gut, daß die Gegenwart sie wieder zurückrief, denn die schien ihr in diesem Augenblicke leuchtend. Da-

Digitized by Google

her lächelte sie den Kecken neben sich an und sagte, auf ihre Manteltasche klopfend:

„Ich denke, der wird hier noch stecken."

„Desto besser! Dann kann ich Ihnen mündlich sagen, wie unendlich ich danach lechze, Ihnen meine allerergebensten Huldigungen zu Füßen legen zu dürfen. — Wollen Sie sie aufheben?"

„Ich danke, — nein." Lu lachte vergnügt, dabei sah sie ihren Bewunderer an. Er war jung, hatte strahlende, blaue Augen, ein offenes Kindergesicht noch, aber einen etwas leichtsinnigen Zug um den Mund. Dazu eine zierliche, schlanke Gestalt. Er gefiel ihr.

„Kann ich Ihnen auf keine Art näher kommen?" bettelte er. „Sie würden es nie bereuen brauchen!"

Sie standen schon auf der letzten Treppenstufe, und Lu spähte besorgt in den Eingang. Augenblicklich aber kam niemand.

„Wie denken Sie sich denn das?" fragte sie. amüsiert und etwas neugierig.

Er strahlte sie mit verzückten Augen an.

„Ich bin ja wie behext von Ihnen! Schon seit langer Zeit, als Sie noch sangen. — Aber seit gestern — seit gestern bin ich total verdreht. Sie sind z u schön!"

Er sprudelte die Worte ordentlich hervor, — nun holte er tief Atem.

„Sie sollten mir nur erlauben, mich durch Ihren Konferenzier an den Künstlertisch bringen zu lassen, — und dann ein ganz klein wenig freundlich zu mir zu sein."

Sie lachte.

„Das läßt sich am Ende hören. — Bitte aber keinerlei Konsequenzen daraus zu ziehen! — Dafür bin ich nicht zu haben."

Er schüttelte den Kopf.

„So dreist bin ich gar nicht, Gnädigste. — Man sieht sich doch die Menschen an!"

„Also Menschenkenner!" lächelte sie. — Er wollte zwar dagegen protestieren, aber da kam Benzberg eilig die Treppe hinauf und stutzte als er das Paar sah. Lu hielt aber stand.

„Da kommt Herr von Benzberg. — Nun können Sie selber mit ihm sprechen. — Er riß sich zusammen, machte eine tadellose Verbeugung, die den Offizier verriet und stellte sich vor.

„Baron Spratt. — Darf ich um die Auszeichnung bitten, Ihren Künstlern vorgestellt zu werden, ein wenig mit ihnen zu plaudern? Ich liebe jeden einzelnen — natürlich aber steht Fräulein Dorsay über allen."

Auch Benzberg lächelte in das hübsche Jungengesicht mit dem keimenden Bärtchen und den lustigen Augen.

„Es wird uns allen ein Vergnügen sein", erwiderte er höflich.

Lu war inzwischen verschwunden, die beiden Männer stiegen die letzten Stufen empor.

„Wie ich Sie beneide, Herr von Benzberg! Himmel, wie ich Sie beneide! Immer mit Menschen in Berührung zu sein, die sich über den Alltag erheben. — Bei uns kennt man ja leider nur den Drill — und wieder Drill!"

„Sie sind Offizier?" fragte Benzberg interessiert.

„Ja! Daneben aber leidenschaftlicher Verehrer jeglicher Kunst." —

Eine Minute später saß Baron Spratt neben Lu Dorsay und strahlte in der Erfüllung seiner Wünsche. Keinen Augenblick ließ er die Augen von ihrem Gesicht. Aber seine Blicke waren weder abschätzend noch kränkend, sondern voller Hochachtung. Lu empfand sie daher angenehm. Schon Falkners, der finster hinüberstarrte und der Nelda wegen, die aber die Episode des Vormittags ganz vergessen zu haben schien, denn unnahbar, kühl und lässig in ihrer Haltung, benahm sie sich ganz als Dame und hatte weder für Falkner noch für sonstige beobachtende oder eifersüchtige Blicke Augen.

Das beruhigte Lu sehr, obgleich sie es zugleich auch ein wenig ärgerte! Ungeteilt aber konnte sie nun ihre Liebenswürdigkeit dem neuen jungen Verehrer zuwenden. Zwischen Lu und Ele sitzend, ließ er seine Blicke über den Künstlertisch schweifen. Endlich war sein Wunsch erfüllt! Er saß hier — inmitten all derer, die es ihm schon lange angetan. Er konnte mit ihnen plaudern und lachen, — das stieg ihm etwas zu Kopf.

„Wo ist denn Kysani?" fragte er halblaut.

„Hat sich für ein paar Tage den Fuß vertreten."

„Wie schade. Ich glaube es ist für mich ein großer Verlust, ihn nicht kennen zu lernen. — Er muß einzig sein in seiner Art sich zu geben."

„Ach," sagte Ele, „glauben Sie doch das nicht! Er ist ein ziemlich unausstehlicher, dabei von sich eingenommener Mensch!"

Digitized by Google

„Zu letzterem hat er auch wohl ein Recht."

„Gott ja", Ele lachte. „Er nimmt es sich wenigstens. — Ich kann ihn nicht leiden."

Lu war inzwischen zum Podium geführt worden, und auch Baron Spratt suchte sich nun einen Platz ganz nahe der Bühne. Er fieberte.

Als sie dann unter dem üblichen enthusiastischem Beifall zurückgekommen war, erhitzt und schnell atmend, stand er schon hinter ihrem Stuhl, nahm ihre Hand und küßte sie andächtig.

„Sie sind für mich die Offenbarung der Schönheit, Fräulein Dorsay."

Lu lächelte ihm zu, und da setzte er leiser, wie ein Träumender noch hinzu:

„Ich weiß, daß Sie mein Schicksal werden."

Dann aber kam bald die alte Lustigkeit bei ihm zum Durchbruch, und endlich lud er die ganze Gesellschaft in ein großes Weinlokal.

„Den heutigen Tag will ich feiern, als den schönsten meines Lebens," rief er ausgelassen, „und dazu gehört vor allem Wein, — Wein — Wein, denn schöne Frauen haben wir ja schon hier."

„Na —", meinte Kimmerling gedehnt und wiegte die Schultern, „ob wir am Ende nicht ein zweites Kanossa erleben — wie damals mit Benja? — Reichlich jung scheint mir das Bürschchen noch zu sein."

Die Pia puffte ihn in die Seite.

„Sei ruhig! Alte Krauter, wie du, haben eben keinen Schneid mehr."

„Und junge selten Geld!"

„U n s r e Sorge!" achselzuckte Pia, und dann zog man fröhlich in die kalte Dezembernacht hinaus. Heute ging sogar die Nelda mit, aber da heftige Schmerzen sie peinigten, verschwand sie bald; doch Falkner blieb. —

Es wurde wieder eine sehr lustige Nacht, fast noch lustiger als an Kysanis Geburtstag, denn der junge Wirt war ganz aus dem Häuschen. Er hatte endlich Lus Muff aufgenommen und spielte damit, so fühlte er sich mit seinem Schwarm körperlich verbunden, und das war fürs erste mehr als er erwartet hatte. Auch in Lu brach die ganze Lebensgier wieder durch, die versteckt in ihr lag. Sie weitete ihr die Brust, ließ sie lachen und tollen, denn es erschien ihr hier, inmitten ihrer Kollegen ungefährlicher Sekt zu trinken — als unter vier Augen mit dem Prinzen Egmont.

„Dorsay, so kennen wir Sie ja noch gar nicht", sagte Benzberg und beugte sich über ihren Stuhl.

Sie sah zu ihm auf.

„Wer kennt mich denn? — Ja, kenne ich mich selber?"

Ihre Augen lockten und strahlten, die roten Lippen glühten. Falkner beobachtete sie und hatte dabei das Gefühl, als ob er sie erwürgen müsse.

Am frühen Morgen erst trennte man sich.

„Er hat ordnungsgemäß bezahlt," konstatierte Kimmerling befriedigt und schlug in der bitter kalten Nacht den Kragen seines Paletots hoch, „das Jungchen scheint mit dem sprichwörtlichen goldenen Löffel im Munde geboren zu sein."

Was ihn selbst anlangte, so hatte er reichlich seinen Preis für die geopferte Nacht herausgeschunden, war satt und befriedigt als er heimtrottete.

Lu und Ele bestiegen ein Auto. Mit abgezogenem Hut stand Baron Spratt am Schlage, seine Augen leuchteten, und seine Stimme jubelte als er sagte:

„Auf Wiedersehen meine Damen!" —

Falkner stand dabei hinter ihm, und da er ihn überragte, sah Lu wohl seine glühenden Augen, die sich bannend in die ihrigen bohrten, — aber kein Abschiedswort hatte er, nicht einmal — eine Verbeugung. In schnellem Tempo sauste das Auto davon.

„Das Schaf!" rief Ele und warf sich in ihre Ecke. Mitfahren hätte er doch wenigstens können — für sein opulentes Souper. Einen Kuß hätte er sich nehmen dürfen von dir als Dank, — ich hätte die Augen ja fest zugemacht."

Lu fuhr empor.

„Ele! — Daß er das nicht tat, zeugt mir von seiner noblen Gesinnung."

„Erwartest du etwa, daß er dich ewig mit Sekt und Austern auf den Knien verehren soll? Geh Lu! — Das würde dir auch bald fad werden."

Lu antwortete nicht, nur mit Mühe unterdrückte sie die hochmütigen Worte:

„Was versteht ein Mädchen wie du — von der Gesinnung Höherstehender!"

Der Abschied fiel daher kühler als sonst aus, als sie Ele vor ihrer Wohnung absetzte.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Am Mövenstein / Roman von Ludwig Müller-Grimmold.

2. Fortsetzung.

Bei Pastor Gädertz war großer Empfang; die Haustür stand weit geöffnet; ein Mädchen in der kleidsamen, lichten, alten Tracht mit bloßen Armen und der gekrausten Mütze half ablegen; ein anderes bot Portwein und Kuchen an. Es war echter, unverfälschter Portwein, direkt aus Lissabon bezogen.

Hinnerk Böbs, im Herrgottstischrock und mit zerzaustem Zylinderhut, sagte: „Das is wohl was ganz feines, Herr Pastor."

Jochen Ellfeldt, der wie bei allen feierlichen Gelegenheiten seinen Kapitänsrock trug, nahm ein zweites Glas. „Ich darf's gut und gern: Ihr Vater selig hat manchen Grog bei mir getrunken."

Pastor Gäderitz rieb vergnügt die Hände. „Ich weiß. Er hat oft davon erzählt, wie Sie Ballast aus seiner Sandgrube eingenommen."

„Wie sich das da verändert hat: sechs Katen, außer dem Fährhaus, verkrümelten sich am seichten Ufer, jetzt qualmt ein Fabrikschornstein neben dem anderen an der ausgebaggerten Fahrrinne. Hübscher war's damals; besser ist's jetzt. Und Sie haben sich dabei einen guten Rock angezogen: der Staat hat Ihnen ein Heidengeld für Ihr Erbe gezahlt."

„Hätten Sie das Geld abgeschlagen, Kapitän?" Pastor Gädertz plinkte ihm listig zu. Die ganze Runde stimmte in sein fröhliches Lachen ein.

Jette schob ins Zimmer; das Ungetüm von Mantel füllte die Tür. „Viel Glück, Herr Pastor."

Gädertz führte sie an den Nebentisch mit den Geschenken und wies auf einen Kranz aus Schokolade mit der Zahl fünfunddreißig. „Nun mal gebeichtet, Tante Jette: der stammt wieder von Ihnen."

Sie schmunzelte: sie hatte es so gerne, daß selbst der Pastor sie schlankhin „Tante Jette" nannte. „Ich dachte . . . Sie essen so was doch gern. Und Annemarie . . . Die Deern ist erst mit Herrn Doktor weggegangen. Gott weiß, wo sie nun steckt."

„Hat sie sich nur nicht zu den Nixen gesellt."

Die Frau Pastorin verwies ihm die Rede: „Du erschreckst Tante Jette. Beim Doktor ist Annemarie in guter Hut." Und dann zu der Alten: „Aufs Sofa; ich will dort nicht länger einsam thronen." Sie knüpfte ihr den Mantel auf.

Der Lehrer und seine Frau kamen; Meifert, der Besitzer des Kurhauses, mit seiner Tochter; die Frau Amtsrichter entschuldigte ihren Mann: „Er hat noch Termin" . . .

Annemarie trat ein. Ihre Augen leuchteten. Eine ungewohnte Frische belebte ihre Bewegungen.

Pastor Gädertz zog sie auf den Stuhl neben seinem blumengeschmückten.

„Was für ein Heil ist dir widerfahren, Annemarie: du strahlst übers ganze Gesicht. . . Wie bei deiner Einsegung, und doch wieder anders." Er merkte, daß seine Frage ihr Verlegenheit bereitete, und bog schnell ab: „Bei der Feier damals hast du mir gut geholfen. Es war die erste nach meinem Amtsantritt; das Herz schlug mir doch schneller. Ich sorgte, ob ich meine Predigt glatt zu Ende führen werde. Da fragtest du mich, noch in der Sakristei, aus deinen Gedanken heraus: ‚Gott leitet alles zum besten'. Und so ward mir ganz ruhig und zuversichtlich ums Herz." Unwillkürlich färbte der Klang seiner Stimme sich ernster, trotzdem blieb er frisch und freudig; ja, es tönte etwas wie eine leise, gutmütige Selbstverspottung durch ihn hin.

Jochen Ellfeldt holte tief Luft, man hörte es durch die ganze Stube. Hinnerk Böbs drehte am Hut; die Lehrersfrau sah still vor sich hin. . . Gädertz brach schnell den Bann: „Verhaspelt habe ich mich bei der Rede damals trotzdem und euch gesiezt statt geduzt. Es wird euch weiter nicht geschadet haben."

Die fröhliche Stimmung kehrte zurück; die Reden schwirrten hin und her; Jochen Ellfeldt ereiferte sich über eine neue Verordnung und glitt in sein geliebtes Platt. „Dat s grad so 'n Unvernunft as dunmals as ik in Berlin in de Kommisschon set, dat jedes Schipp mit Utwanrers nen Doktor an Bord heben füllt. Ik hev nog Lüd nah Amerika bröcht, Pollacken un annere Swinegels; würd wen krank, gev ik em en Lepel Rhizinusöl, un hülp de nich, noch en, un noch en; un stürv he denn, wer't Gott's Will'. Wat sull so 'n

Digitized by Google

Plastersmerer an Bord, de bringt blot slecht Weder."

Von neuem füllte fröhliches Gelächter den Raum.

Plötzlich wurde es kirchenstill; erhoben sich alle: Doktor Manners begab sich ins Zimmer; musterte von der Schwelle aus die Runde; ging den Kopf leicht geneigt auf Gädertz zu. . . „Meinen herzlichen Glückwunsch, Herr Pastor, auch von meiner Frau. Sie läßt sich entschuldigen: ihre Kopfschmerzen haben sich leider wieder eingestellt." Er schüttelte ihm die Hand, mit großer Wärme. Auf seinen Zügen lag das verbindliche Lächeln.

Jochen Ellfeldt nahm französischen Abschied; der Lehrer sagte zu seiner Frau: „Es wird wohl Zeit für uns"; die Frau Amtsrichter schloß sich dem Kurhausbesitzer an; Hinnerk Böbs trug seinen zerzausten Zylinderhut hinaus. . .

Gädertz dachte bei sich: „Könntest doch auch du dich drücken"; überlegte schnell: „Womit unterhältst du ihn", und erzählte von seiner Fußwanderung durch die Ötztaler Alpen, wie er sich im Widum des Pfarrers zu Heiligenkreuz mit seinem katholischen Kollegen angefreundet, daß er statt der einen Nacht zwei Tage blieb. Eine lustige Erinnerung kam ihm dabei, von dem Zuwachs im Hause, für den die Kuh sorgte, und von der Hilfe, die seine Frau dem jungen Erdenwesen geschenkt hatte. Davon schwieg er: Doktor Manners stieß sich sehr leicht an noch harmloseren Geschichten, lag ihm gerade was im Sinne.

Die Pastorin in ihrer rheinischen Lebhaftigkeit griff frischer zu.

„Ich möchte Ihren Bruder kennen lernen: alle Welt singt mir sein Lob."

Doktor Manners dankte mit einer Entschuldigung von Hans Ausbleiben: „Er liegt die ganzen Tage zu seiner Erholung am Strande. Ich selber sehe ihn nur beim Mittagessen. Die Abende verbringt er bei Tante Jette."

Jette steckte ihr schmunzelndes Hasenschnäuzchen heraus; Annemarie schurrte den Stuhl zurück, drängte zum Aufbruch: „Onkel wartet"; und erfand schnell eine Besorgung in einer abgelegenen Seitengasse, einer Begleitung durch Doktor Manners vorzubeugen.

Tante Jette verstellte sich, als merke sie nichts: mit solchem Verheimlichen und Ableugnen war's auch bei ihrer Freundin angefangen, die nachher ihre Schwägerin geworden war. Und sie fragte nicht weiter: „Wohin", als Annemarie nach dem Essen zu ungewohnter Stunde das Haus verließ; begrüßte Hans mit Scheltworten: „Dumm Jung; ich hab' kein' Zeit zum Klönen: wir haben heut' Wäsche", und wies ihm den rechten Weg: „Lauf spazieren. Du hast doch gern Seegang."

Das Meer brüllte gegen das Land; die Wogen fraßen den Sand; in dichten Scharen trippelten die Möven vor den Brechern davon und schrien sich zu. . .: da war nicht einmal die Gutbekannte, sie zu belauschen. Mißmutig bog Hans zum Kurhause ab. Seine Zuversicht: „Heute noch hörst du ihre Bitte"; wandelte sich in Verzagen: „Sie narrt dich;" in Ärger über verlorene Mühe, in unerträgliche Langeweile, in Sehnsucht nach den Freunden und Freuden daheim in Berlin.

Grabesstille herrschte im Lesesaale; die Blätter schliefen an ihren Gestellen; nicht mal ein Kellner wartete auf Gäste, „Lauseneest."

Draußen fegte der Ost die Straße. Staubwirbel bedeckten die Terrasse mit den leeren Tischen. Das Tau am Flaggenmast klapperte aufreizend. Von irgendwoher aus dem Hause tönte Klavierspiel, im Piano sich bis bis zur Unhörbarkeit verlierend, bei starkem Anschlage den Baß vordrängend. „Das richtige Geklimper. Widerlich."

Etwas stach ihm in die Augen. Er blickte auf: ein Wandkalender schrie ihm das Datum des Tages zu: „Der siebente September." Die Nagelfeile ritzte ihm die Haut, das Blut quoll hervor. „Widerlich." Und noch einmal: „Widerlich." Dabei sah er von neuem auf den Wandkalender, verbissen, die Brauen finster verzogen, zagend und zweifelnd: „Wenn Georg sich dir weigerte. . ." Es wurde ihm fast zur Gewißheit: „Georg wird sich dir weigern"; quälte ihn mit niederdrückenden Fragen: „Was dann; wie hilfst du dir"; und verwirrte seine Gedanken, daß er keine Antwort fand, nicht einmal nach einer Antwort zu suchen wagte. Sein Kopf sank auf die Brust, kraftlos hingen seine Arme über die Lehne hinab.

Über das Meer peitschte der Ost daher; höher türmten sich die Wogen, brandeten gegen den Strand und überspülten ihn bis weithinauf.

Digitized by Google

Das Klavierspiel verstummte ganz: Annemarie rüstete sich zum Abschiede. Scholz umspannte ihre Hand; sein Blick ruhte wohlgefällig auf ihr. „Heute früh hatten Sie Furcht vor mir, obwohl ich nicht weiß, was Fürchtenswertes an mir ist. . . Leugnen Sie nicht: Ihr Wesen verriet es ebenso deutlich, wie jetzt das erfreulichere, daß Sie die Furcht abgelegt haben und wiederkommen werden."

Sie lächelte noch immer ein wenig verlegen und lugte Schutz suchend auf die Jenseite des Bettes, wo Guste Masche an Masche zu einem Börtchen für ihre jüngste Enkelin fügte. Eine Frage kam ihr auf die Lippen: „Wann soll ich morgen kommen"; die Frage dünkte ihr unbescheiden gegenüber einem, der selber ein berühmter Künstler die berühmtesten Künstler allerlei Art und allerlei Sprache bei sich empfing. So sagte sie nur: „Ich habe Ihnen gerne gedient."

Das Wort rauschte unbeachtet an Scholzes Ohr vorüber; mehr noch als vorhin fesselten ihre Züge ihn, das Spiel ihrer Mienen, das Leuchten ihrer Augen. „Du, Guste, ob das nicht ein Kopf für die Gudrun wäre?"

Guste trat in den Schatten des Fensterpfeilers. „Alterchen, Alterchen... Wozu doch ein Beinbruch gut ist. Den Kopf nimmst du."

Sie trippelte zu Annemarie herum. „Sie sitzen meinem Professor, ja, liebes Fräulein? Er hat so lange vergeblich nach einem Modell gesucht. Kennten Sie die Qual, die er mit denen hat: die eine zappelt, die andere bleibt mitten in der Arbeit aus, die dritte wird zärtlich. . . Alterchen, sei still: es ist vorgekommen. . . Macht die Atelierluft, liebes Fräulein. Sie stehen ihm, mir zuliebe; bloß für Kopf, Brust und Arme."

Annemarie ging der Atem schnell und schwer; nicht in Angst und Scham, wie bei der ersten Begegnung mit Hans, da sein Blick sie empört hatte: „Du entkleidest mich in deinen Gedanken . . .": in einem Bangen, einem süßen, lockenden Bangen vor dem Neuen, Fremdartigen, das so unvermutet sich ihr darbot. „Wenn Herr Professor befehlen. . ."

Er richtete sich hoch, ohne auf den Schmerz im Fuße zu achten; zog sie auf den Bettrand nieder und sprach mit jugendlicher Begeisterung auf sie ein, als säße er wieder in seinem ersten, armseligen Atelier, hoch über der Isar, knapp an Geld, reich an Arbeitslust, stark durch Hoffnungen. „Madle, Madle; befehle: ih hab' di nichts zu befehle. Do gäbsch a Geraufe mit dem Doktor. Aber du bischt a guats Dirnle, erweischt mi a Liabs, gelt."

Der bittende Ton, der feste Druck seiner Hand verdolmetschten ihr die unverständlichen Laute.

„Ich tue es gerne."

„Hascht vernomme, Weib: die Annemarie tutsch gern . . . Sollscht dei Freud' habe, Madle. Dös soll a Bildle gebe. . . Jetzscht was zu trinke, Weib. Ka Heurigen; anen, der sich g'wasche hat."

Annemarie nippte von dem schweren, süßen Ungarwein; das Glas bebte in ihren Fingern; der Raum kreiste vor ihren Augen.

„Dei Wohl, Madle. Austrinke; do ischt mehr im Krügle."

Sie leerte das Glas bis auf die Neige; der Raum stand wieder; ihre Hand hielt das Glas ruhig Guste zu; Freude und Zuversicht festigten ihren Wunsch: „Auf baldige Genesung, Herr Professor. Um zehn morgen bin ich hier."

Die Treppe kicherte unter ihrem leichten Schritt; der Flurläufer glättete sich vor ihr; die Wirbel spielten scherzend um sie herum; vom Strande her jauchzten die Wogen: „Zu uns her, in die Freiheit, in das Leben."

Der Ost sprang ihr in den Weg, warf ihr Knüppel vor die Füße, streute ihr Sand in die Augen und höhnte ihr noch dazu mit frechem Pfeifen.

Das Brüllen der Brandung schwoll an, eine Woge überschrie die andere, keine gönnte der nächsten freien Anlauf. Und immer von neuem jagte es heran, die Lippen voll Geifer, den Rachen bis zum Schlunde aufgerissen.

Der Strand stöhnte unter den Schlägen, aus hundert Wunden rieselte sein Blut in die Tiefe.

Annemarie hörte nichts von dem Achzen, fürchtete sich nicht vor dem Donnern, sie schaute über das Toben und Ringen hinweg in die Ferne, wo über allem Brausen und Wallen und Schäumen und Drohen in strahlender Klarheit die Sonne das dunkle Gewölk durchbrach.

* * *

Digitized by Google

Beim Abendbrot blieb der Stuhl von Hans leer. Jochen Ellfeldt brummte, daß er seinen Grog allein trinken müsse; Jette hatte es bald bei sich ausgemacht, daß ihr Hänschen erkrankt sei, und dachte allen Ernstes daran, die Nacht bei ihm zu wachen.

Annemarie tat ihre Klagen mit einem ungeduldigen Achselzucken ab. „Du mußt dich schon daran gewöhnen, daß er seine eigenen Wege geht, ohne zuvor deine Einwilligung zu erbitten."

Onkel Kapitän horchte auf. Ihm wurde ganz besorgt: so ähnlich hatte sie vor vier Jahren aufgetrumpft. Und ein Verdacht kam ihm, ob der Hans, der Maler und Künstler ihr Grappen in den Kopf geredet habe. „Wo warst du heute nachmittag?"

Tante Jette kam ihr zuvor. „Wo sollt sie gewesen sein, sie ist spazieren gegangen."

„Ist sie nicht. Im Kurhaus ist sie gewesen, Hinnerk Böbs hat sie rauskommen sehn. . . Was hast du im Kurhaus zu tun."

Annemarie reckte sich herausfordernd hoch. „Frage Doktor Manners, er hat mich hingeführt, Professor von Scholz vorzuspielen. Dünkt es dich unpassend, schilt ihn; nicht mich."

Tante Jette wiegte verstimmt den Kopf, daß alles nicht wahr sein sollte, was sie sich so schön ausgedacht hatte. Spaziergang am Strande, Arm in Arm, Auge in Auge, Mund auf Mund.. „Aus dir wird einer sein Lebtag nicht klug, Deern."

Onkel Kapitän trat knurrend den Rückzug an. „Hat der Doktor das für richtig ausgetüdert..." Es wollte ihm nicht in den Sinn; immer wieder mußte er daran denken, wie dringend damals der Doktor ihn vor Kunst, Künstlern und Künstlerleben gewarnt hatte: „Hirngespinnst, halbe Zigeuner, ein Nachtwandeln am Abgrund des Verderbens hin" . . . Und es dünkte ihm richtig, daß auch Annemarie die Einladung zum Sonntag ablehne. „Du, Mieken, Tante hat wegen ihrer Spielpartie abgesagt. Ich krieg rechtzeitig mein Reißen, dem Doktor sein Mosel ist mir zu dünn und das Gedröhn seiner Gnädigen zu dwatsch. Du bleibst auch zu Haus."

Annemarie reckte sich trotzig zu voller Höhe empor: dieser kurze, unbegründete Befehl wandelte ihre Absicht, sich der Gesellschaft beim Doktor fernzuhalten. „Warum? Ich komme ungefährdet allein hin und zurück." Und sie hielt den zürnenden Blicken von Onkel Kapitän stand, bis er in seine Koje schob; setzte sich an den Flügel, dachte an Scholz und Guste und das Modellstehen und begann einen Sang der Sehnsucht: „Die linden Lüfte sind erwacht . . ." Bis in den Schlaf hinein tönten ihr die Klänge im Ohre, weckten ihr verführerische Träume und geleiteten sie noch am frühen Morgen hinaus an den Mövenstein.

Hinnerk Böbs kam schon vom Strande zurück. Er hatte für seinen Sohn nachgeguckt, ob das Meer genug Seetang ausgeworfen, daß es die Abfuhr lohne. Grinsend grüßte er Annemarie; grinsend erzählte er dem ersten Bekannten, den er antraf: „Sie spielt wieder dem da draußen vor." Er hatte den ganzen Ort zum Bekannten ; von Tür zu Tür sprach die Kunde sich herum; Jochen sin Mieken wurde bestaunt und beneidet; verständige Basen schüttelten auch wohl bedenklich den Kopf und wiederholten sich, was die besten Quellen von „dem da draußen" berichteten: „Sehr vornehm, sehr reich; doch leider sehr unsittlich, wie jeder Künstler, und ein Trinkenbold wie kaum einer."

Und Ida Ekmann sagte zu ihrer Anna: „Es sollt mir wirklich leid tun um Jette."

Das Mädchen stimmte ein: „Scha, Fräulein; wirklich"; dachte an Hinnerk Böbs seinen Sohn und freute sich über das niedrig gelegene Fenster ihrer Kammer und den festen Schlaf ihrer Dienstherrin.

Annemarie schwätzte schon wieder vergnügt mit Scholz; ihre Hand lag auf einem Kissen. Er zeichnete sie, in allerlei Stellungen, ihre Linien zu studieren und die rechte Haltung herauszufinden; erzählte ihr dabei Geschichten und reizte sie immer von neuem zum Lachen. Er hörte ihr Lachen gerne.

Guste ging ungeduldig ein und aus: „Käm der Doktor doch endlich, daß ich für neue Wolle in den Ort gehn kann. Du bist ja nun in guter Obhut, Alterchen."

Annemaries Hand zuckte; eine Unruhe trat in ihre Augen.

„Was gibtsch, Madle?"

Sie senkte den Blick und verwirrte sich in die eine furchtsame Frage: „Wie bringst du deine Bitte bei ihm an, gegen Manners vom Modellstehen zu schweigen, ohne ihn zu beleidigen";

Digitized by Google

suchte nach den rechten Worten und verriet durch ihr Gestammel mehr als sie wollte.

Scholz hämmerte auf die Bettbank ein. „So a Philischter, so a Tappriger." Mit jedem Schlage wuchs die Stärke der Verdammungsausdrücke. Alles Begütigen von Guste schlug fehl. „Schtat, Madle; dös ischt unser Sach; behalte wi für uns wie der Prieschter den Wein bei der Meß. Fürchscht, ih würd di zum Dank ins Ungemach schtoße." Und dann ins Hochdeutsche überspringend: „Hat der Doktor da vielleicht mal in einen Hintertreppenroman die Nase gesteckt und verdonnert uns nun als Tagediebe und Lüderjahne: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie solche Sünder." Kommt er, weis ihn ab, Guste: ich selber kurier mich, oder einer aus der Stadt mag kommen."

Sie hörte Schritte nahen, schloß schnell die Tür und begrüßte Doktor Manners: „Mein Mann hat eben eine sehr unbequeme Nachricht aus Berlin erhalten. Ich habe schon Schelte gekriegt, Fräulein Ellfeldt auch. . . Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie uns mit Fräulein Ellfeldt bekannt gemacht haben; mein Mann war gestern nachmittag so fröhlich; und sie ist solch freundliches Menschenkind. . . Sie üben Nachsicht mit meinem Manne."

Drinnen verteidigte Annemarie Doktor Manners: „Er kannte es nicht besser, hat's aus gutem Herzen gesagt, wollte mich bewahren. . ." Ein feuchter Schimmer trat in ihre Augen. „Glauben Sie mir, Herr Professor."

Ihm wurde sehr warm unter der Decke. „Terpentin drüber. Ich vergeß es. Sind Sie nun wieder vergnügt?"

Sie nickte ihm getröstet zu, räumte Doktor Manners den Platz und zog sich ins Vorzimmer zurück.

Unten schlenderte Hans vorüber. Sein Stock trieb mit wuchtigen Hieben den Kies aus der Ruhe auf. Die erloschene Zigarette tanzte zwischen seinen Lippen. Die Mütze war ihm auf die Stirne geglitten. Seine Hacken bohrten sich in den Sand.

Sie guckte ihm nach, bis die Häuser der Strandpromenade ihn ihr entzogen. Eine neue Frage drängte dabei auf sie ein: „Sollte Doktor Manners bei den Warnungen an seinen Bruder gedacht haben." Es ward ihr fast zur Gewißheit, zuviel sprach dafür: die lange, freiwillige Trennung, die Kälte zwischen den beiden, ihr Schweigen voneinander . . . Und sie verstand plötzlich, warum Hans so rührend an Tante Jette hing: die schenkte ihm, was der Bruder ihm vorenthielt: Liebe und Vertrauen. . .

Und erlag schmerzlichem Zweifel, ob sie eben Doktor Manners zu recht verteidigt habe. . .

Die Tür der Schlafstube wurde geöffnet; Doktor Manners trug seinen Seidenhut heraus. „Ich höre mit großer Freude, Fräulein Annemarie, wie schnell Sie mit Herrn und Frau Professor Bekanntschaft geschlossen haben."

Sie zuckte zusammen; sie schämte sich ihrer Zweifel und suchte, wie sie die an ihm gut mache; geleitete ihn die Treppe hinab, bis auf die Terrasse, bis an die Wegbiegung und steigerte ihre Beteuerungen: „Ich spiele dem Professor gerne vor", und übertrieb geflissentlich ihre Dankbarkeit. Und erwehrte sich dennoch je länger je weniger eines bedrückenden Vergleiches zwischen seiner auffallenden Ruhe und Zurückhaltung, und der heiteren Freundlichkeit des Professors. „Haben Sie einen Schwerkranken, Herr Doktor?"

Er neigte leicht den Kopf. „Gottlob, nein. Auch mit der Frau des Schmiedes in Böhlau geht's besser. Warum meinen Sie?"

Der Strauch am Wegrand büßte unter ihrem Griffe einen Zweig ein.

„Ich frage nur so. Auf Wiedersehen. Ich muß umkehren. Herr Professor wartet." Scham über die Unwahrheit trieb sie ohne langen Abschied zurück. Vor dem Kurhause nahm sie die Schritte langsamer, von der Terasse aus streifte sie mit den Blicken den Strand ab.

Der Wind war abgeflaut und drehte sich immer mehr nach Westen. Die Wellen plätscherten nur noch leise. Von rechts zog eine Regenbank auf. Die Sonne war verschleiert. Ein fahles Licht lag über Land und Wasser. Verlassen schlief der Strand.

Im Kiefernwäldchen rührte es sich; einer trat heraus und kam näher. Sein Stock peitschte den Kies auf, seine Blicke eilten voraus. Und plötzlich flog seine Mütze keck auf den Hinterkopf, griffen seine Füße schneller aus. . .

Sie hastete ins Haus zurück, die Treppe hinauf, an das Bett. . . „Vergebung, Herr Professor, daß ich so lange ausblieb."

Digitized by Google

Scholz nickte ihr zu. „Sind Sie mit mir zufrieden? Um Ihretwillen habe ich dem Doktor gute Worte gegeben. Wollen wir jetzt weiterarbeiten?" Er legte ihre Hand auf dem Kissen zurecht; es dauerte unendlich lange; immer wieder hatte er sie anders zu wenden. „So jetzt wird's gehn. Und nun erzähle ich Ihnen, was für eine Bewandtnis das mit dem Bilde der Gudrun hat."

Anemarie horchte scharf hin, kein Wort zu verlieren: eine neue Welt strahlte vor ihr auf, mit Gedanken, die sie niemals gedacht, mit Fragen, die nie an ihr Ohr geklungen, mit Bestrebungen und Kämpfen, Siegen und Niederlagen, Höhen und Tiefen, Genüssen und Entbehrungen ...: märchenhaft, wie aus „Tausendundeine Nacht".

Im Lesezimmer häuften sich vor Hans die Bricken unter dem Becher: das Bier schmeckte ihm wieder. Mit dem Witzblatt kam er langsamer voran: bei dem leisesten Geräusch schweifte sein Blick durch die Glastür auf den Flur.

Im vorüber begrüßte Meifert ihn; stöhnte erst ein wenig: „Schlechtes Wetter, leere Zimmer"; verweilte dann bei seinem Neubau: „Großartig, modernste Architektur, jeglicher Komfort"; bat um Rat wegen der Innendekoration: „Sie soll reich, aber diskret sein", und erbot sich die Pläne vorzulegen, daß Hans sich überrascht fragte: „Will er was von dir."

Auf dem Flure wurde es lebhaft; der kleine Betreßte riß die Tür auf; Guste klomm Stufe um Stufe pustend die Treppe hinauf. Das Paket mit Wolle schaukelte heftig in ihrer Hand.

„Frau Professor von Scholz." Meifert sagte es mit Ehrerbietung; beglückwünschte sich, daß nicht in seinem Hause das Unglück dem Herrn Professor zugestoßen sei. . . „Gestern habe ich ihm ein Piano auf seine Stube schaffen müssen; für Fräulein Ellfeldt. Sie haben es gewiß schon erfahren."

„Natürlich." Hans log frisch drauf los und begann wieder vom Umbau, zwischendurch mehr über Annemaries Besuche herauszuhorchen, bis Meifert auf ein Schellen der Glocke hinauseilte und eigenhändig Annemarie die Tür öffnete. „Meine Gnädigste; Herrn Professor geht's wieder besser?"

Annemarie vergnügte sich, wie diensteifrig Meifert über Nacht geworden war, dankte und ging voran.

Der Strauch am Wegrand beugte sich furchtsam, einen neuen Zweig einzubüßen; und richtete sich schnell beruhigt auf, jetzt streichelten Annemaries Finger weich und zärtlich. Nur zuletzt an der Spitze schloß sie die Finger mit einem Ruck; weh tat auch das nicht, und der Schreck über die unerwartete Anrede entschuldigte sie.

„Jetzt weiß ich, wo Sie gestern den ganzen Tag steckten." Hans nahm ihr die Rolle mit dem Bademantel ab. „Finden Sie sich mit Scholz zurecht? Mit solchen Größen ist meist schlecht Kirschen essen."

Ihr helles fröhliches Lachen lief unter den Laubbogen der Rüstern entlang. „Wollen Sie?" Sie hielt ihm eine Schachtel hin. „Frau Professor brachte mir die Schoko eben mit. Gut ist sie, wir haben schon fleißig geprobt."

Er faßte mit der Schachtel ihre Hand, fest, ganz fest.

Ihre Wangen färbten sich tiefer; ihr Blick schweifte an ihm vorüber.

„Nicht so wählerisch. Onkel Kapitän wartet. Und meine Zeit ist knapp: um drei schon soll ich wieder draußen sein."

„Bis wann?"

„Bis Dunkelwerden; vielleicht auch später."

Es wurde später. Dieses Warten fiel Hans nicht schwer. Und Annemarie folgte ihm ohne Widerrede, als er den Umweg beim Leuchtturm vorüber einschlug: sie hatte ihn allerlei zu fragen: „Wie machen Sie es, wenn Sie ein Bild malen; treiben Sie erst lange Vorstudien, zum Beispiel für die Nase oder die Ohren; zeichnen Sie erst oder arbeiten Sie gleich mit dem Pinsel. . . ."

Er gab ihr bereitwillig Auskunft; ihre Teilnahme beglückte ihn als ein verschämtes Bekenntnis ihrer Neigung. Selbst beim Abendbrot sprachen sie noch davon, daß Jochen Ellfeldt ärgerlich brummte: er kam mit seinen Geschichten nicht zu Raum. Jette aß wieder beruhigt ihr Ei, es war doch alles richtig zwischen den beiden.

Aus dem einen Abholen wurde stehende Übung. Die im Hotel wurden aufmerksam. Hans machte es nichts aus; Annemarie beachtete es nicht. Am Sonnabend benachrichtigte sie ihn aus eigenem Antriebe: „Morgen esse ich draußen zu Mittag, das erste Aufstehen mitzufeiern. Um fünf Uhr kehre ich heim, wegen der Einladung

Digitized by Google

bei Ihrem Bruder. Und jetzt setzen Sie sich zu Onkel Kapitän: ich habe noch zu plätten."

Sie sang die Treppe hinauf. Vor ihrem Schranke wurde sie stiller: der enthielt nur wenige Kleider, und nicht eine Gesellschaftsrobe, wie sie für morgen gewünscht hätte. Das helle Sommerkostüm mit der durchbrochenen Bluse mußte wohl oder übel ihr dienen.

Er war auf das breite Bort des Dielenfensters niedergehockt; sah ihr zu, wie sie das Eisen über den Rock führte, und schwätzte auf sie ein. In der Küche horchte Jette, ging ab und zu und warnte gelegentlich: „Laß dir Zeit, Deern; du verbrennst sonst noch den Mull. Und das Kleid steht dir so hübsch. Acht mal morgen drauf, Hänschen. Dem Professor wird's auch gefallen."

Scholz hatte das Bett mit dem Liegestuhl vertauscht und klappte vergnügt in die Hände. „Madle, Madle, hascht di für mi so fein außig'putzscht. Setzsch di zu mi; heit wird nit g'arbeit; heit wird g'plauscht." Dabei zog er schon wieder sein Skizzenbuch hervor. „Nur den Hals, Annemarie. In dem Weinroten ist der verdeckt. Ich halte Sie nicht auf. Wenn Guste aus der Kirche zurückkommt, sind wir fertig." Er wies ihr die Kopfhaltung an, strich zwei-, dreimal über den Bart. . . „Der Blusenausschnitt ist doch nicht weit genug." Und dann fast bettelnd: „Es ist warm genug im Zimmer Annemarie."

Sie verstand, was er wünschte. Ein paar Sekunden spielten ihre Finger unschlüssig an den Knöpfen. „Um der Kunst willen." Die Bluse glitt von ihr ab; hüllenlos bot sich der volle Busen.

Es wurde still zwischen ihnen. Ihn packte die Aufgabe; die Freude wie der Ernst des Schaffens: die Zeichnung wuchs, gewann Gestalt, formte und rundete sich. Kein Scherzwort entweihte seinen Eifer; nicht einmal ein anderer Gedanke stahl sich in seine Seele als dieser eine nach höchster Vollendung auch in dieser vorbereitenden Skizze.

Noch einmal prüfte er Linie um Linie; jede war richtig, kein Zug, kein Schattenstrich mangelte; und dennoch befriedigte die Arbeit ihn nicht; nur die Farbe gab den süßen Reiz, den belebenden Schimmer der Augen wieder. „Auf dem Schranke hinter der Tür steht mein Aquarellkasten, Annemarie."

Sie reichte ihm Farben, Pinsel und Wasser und von neuem fesselte die Arbeit beiden die redefreudigen Lippen.

Guste kam vom Kirchgang heim. Er hob leichthin den Pinsel. Da legte sie ohne Gruß ab und setzte sich schweigsam mit ihrem Strickzeug auf das Sofa, bis er sie stolz anrief: „Schau her, ob es mir gelang."

Ihre Blicke wechselten zwischen Annemarie und dem Bilde. „Beim Unterkinn stimmt was nicht; es ist zu weich gerundet; nicht energisch genug."

„Wie immer was auszusetzen. Es stimmt, unbedingt. Für mich: ich sehe es so." Er polterte es hervor.

Sie blieb gelassen. „Alterchen, warum fragst du mich, paßt dir meine Kritik nicht. Recht hab' ich doch. Vergleiche noch mal."

Von neuem begehrte er auf, heftiger und ungeduldiger: „Ihr Weiber wißt stets alles besser"; und schalt, daß es Annemarie bange wurde und sie im stillen gegen Guste grollte: „Warum verdarbst du ihm die Laune."

Bis sie ihn wieder den Pinsel führen sah, mit größter Behutsamkeit, mit diesem staunenswerten Eifer, als hänge sein Ruhm gerade von diesem einen Striche ab.

„Du, Guste. . ." Seine Stimme klang weich, „Bist du jetzt zufrieden?"

Sie strich ihm über die Stirn und sagte nur: „Vollkommen"; half Annemarie in die Bluse und dankte ihr: „Hätte ich gewußt, wie gut mein Alterchen behütet war, wäre ich noch zum Strande hinabgegangen. Es ist so schön heute. Eine Menge Leute aus der Stadt sind herunter gekommen."

Das heitere Wetter hatte viele angelockt; die Tische auf der Terasse waren wie in Julitagen besetzt; als Hans den Lesesaal betrat, verschleierte bläulicher Zigarrendunst die Decke.

Er sah nach der Uhr und rechnete: „Mindestens noch vier Zigaretten"; brannte die erste an und vertiefte sich in die Zeitung. Den Leitartikel überschlug er; die Besprechung einer Uraufführung reizte ihn schon mehr; wirklich rege wurde seine Aufmerksamkeit erst bei dem Monatsbericht über die Ausstellung bei Vander-Straten. Seine Brauen verzogen sich finster: der dicke Hofmeier hatte verkauft, zwei große Gemälde auf einen Schlag. „Kunststück: der ‚Herr Professor' macht's." Die Zigarette

Digitized by Google

zwischen seinen Lippen erlosch; die Umgebung versank für ihn in nichts, daß er zweimal die Botschaft des kleinen Betreßten überhörte: „Fräulein Ellfeldt lassen bitten. . ."

Er hastete auf den Flur; und wie er Annemaries Hand umspannte, verrauchte sein Unmut, sein Mißtrauen in die eigene Kraft. „Professor oder nicht; es gelingt dir doch."

Sie lachte ihm zu; die Worte schäumten ihr über die Lippen wie der Champagner beim Mittagessen über den Kelchrand. „Ich komme früher; der Professor legte sich ins Bett. Wir gehen noch an den Strand, ja. Ich will wieder eine Menge von Ihnen wissen."

Der Leuchtturm sandte schon lange sein Blinkfeuer in See, als sie sich endlich dem Orte zuwandten.

* * *

Doktor Manners Haus war heller als sonst erleuchtet. In der Wohnstube brannten zwei Lampen, die eine stand auf dem runden Sofatisch mit den schweren Umbauten; die andere vor dem Spiegel, der sich über dem kaum zwei Fuß tiefen Schranke in starrer Grade erhob. Auf dem Stutzflügel an der Wand gegenüber flackerten zwei Kerzen. Der Kronleuchter trug nicht zur Beleuchtung bei.

Doktor Manners rechtfertigte es gegen Hans: „Es wäre zu feierlich geworden; und wir wünschten es durchaus einfach zu halten"; strich mit zwei Fingern über die Stirne und verbesserte sich: „Übrigens hatte das Mädchen vergessen, die Lichte zu besorgen." Er sagte noch immer nicht die ganze Wahrheit: Helene hatte es versäumt.

Vom Flur her drang leises Geräusch: Annemarie war gekommen, in bloßen Haaren, den Radmantel lose über die Schultern geworfen.

Doktor Manners erkannte sie am Schritt und schob sich wie von ungefähr an die Tür heran, sie zu begrüßen, ohne doch einen Augenblick die Unterhaltung mit Hans zu vernachlässigen. Er erzählte ihm von einem Schulfreunde, der in die Kaiserliche Marine getreten war.

Hans hörte kaum zu: der Freund war ihm unbekannt, der Bericht schleppte sich eintönig ohne Bemerkenswertes dahin. Ein anderes beschäftigte ihn: warum Georg wieder Entlegenes an den Haaren herbeizog und so ängstlich vermied von dem zu reden, was sie beide bewegte. Es quälte ihn: es erkaltete, entfremdete, grub eine Gruft zwischen sie. Und widersprach so ganz der freien Herzlichkeit, die Georg ihm vordem bewiesen. Aber vergeblich sann er, was Georg gegen ihn verschlösse.

Annemaries Eintritt lenkte seine Gedanken ab. Ihre Augen glänzten blank und freudig; der rasche Gang hatte ihre Wangen frisch gefärbt. Sie zögerte auf der Schwelle: unwillkürlich, so wie die Brüder dort nahe beieinander standen, drängte es sich ihr auf, sie zu vergleichen. Der eine fein gebaut, schlank, mit den ruhigen, ein wenig ausdruckslosen Zügen, der zurückhaltenden Sprache, den abgemessenen Bewegungen, fast zu gesetzt, zu überlegend für seine vierzig Jahre... Hans, um mehr als einen Kopf größer, ein Hüne von Gestalt und dennoch so ausgeglichen in allen Gliedmaßen, mit dieser Frische, diesem fröhlichen Zupacken, den großen Augen, die einen bis in die Seele hineinschauten, dem herzlichen Lachen und dieser befreienden Lässigkeit, die sich doch immer im Zaun hielt. . .

Wider Willen kam ihr ein Lächeln, daß sie vor Hans zurückgebangt sei, um Andeutungen und Warnungen, die sicherlich nicht auf ihn gemünzt gewesen waren. Es trieb sie ordentlich, durch eine Freundlichkeit ihm ihr Vertrauen zu beweisen. Und sie flocht in die Begrüßung des Hausherrn ein Bekenntnis zu Hans: „Ich fürchtete schon, mich verspätet zu haben: Ihr Bruder holte mich vom Kurhaus ab, das schöne Herbstwetter hielt uns am Strande fest. . ."

Doktor Manners verzog keine Miene, griff den Namen Scholz auf und fragte, wie ihm das erste Verlassen des Bettes bekommen sei.

„Gut, ausgezeichnet. Der Professor sprach schon von einer Ausfahrt morgen."

„Morgen?" Doktor Manners wiegte zweifelnd den Kopf. „Vielleicht Mittwoch. Und vielleicht wird sich dann der Wunsch des Herrn Professors erfüllen lassen, ihn Ende der Woche nach Berlin zu transportieren."

Annemarie verfärbte sich: dieser Hinweis prägte ihr mit grausamer Härte ein, wie bald das befreiende Glück dort draußen ein Ende haben werde. Es war ihr eine Wohltat, daß der Eintritt der Pastorsleute ihr Frist gab, sich zu fassen.

Bis ein Einfall das Dunkel um sie zerriß. Sie wußte nicht sein Woher, fragte nicht darnach, sie überließ sich ihm wonnetrunken, des Erfolges

Digitized by Google

gewiß: „Du bittest Scholz für dich einzutreten; er wird für dich reden, ihm wird Onkel Kapitän sich willig fügen. So wirst du doch noch Künstlerin."

Frohgemut richtete sie den Blick auf Hans. Sein Versprechen: „Ein Wort, und ich bin da, Ihnen zu helfen", klang ihr im Ohre. Nun hatte sie zweie, ihr beizustehen.

Während sie noch überlegte: „Wem vertraust du dich zuerst an", und bei sich entschied: „Dem Professor, als dem älteren", tänzelte Helene ins Zimmer.

Von der Schwelle her schon streckte sie Gädertz die Hände entgegen. „Vergebung, lieber Herr Pastor, daß ich Sie warten ließ: meine hausfraulichen Pflichten. . ." In den weichen Klang ihrer Entschuldigung mischte sich kichernd das Knistern ihrer seidenen Robe und das Klirren der vielen Armspangen.

Hans zog Annemarie beiseite und spöttelte ihr ins Ohr: „Lenchen dachte entschieden, hier würde heute abend getanzt: fußfrei, tiefausgeschnitten, gepudert: großstädtisch, das heißt: von der unschönen Kehrseite. Wenn der Pastor nur nicht erblindet. Bei mir hat's keine Gefahr: ich kannte Lenchen schon, als sie für den Sommer nur zwei Waschblusen besaß, die irgendwo immer zerrissen waren." Er plinkte ihr spitzbübisch zu und trat Helene entgegen.

Sie glitt an ihm vorüber auf Annemarie zu und zog sie in ihre Arme.

„Ich sah dich so lange nicht. Abend um Abend hoffte ich, du kämest zum Musizieren mit Georg herüber. . . Was hält dich von uns ferne?"

Auf Annemaries Gesicht deuteten sich zwei Linien kaum merklich an: von den Mundwinkeln zogen sie sich hinab zum Kinn. Sie verliehen ihren Zügen einen Anflug von Selbstbewußtsein und Entschiedenheit. „Dein Mann hatte mich nicht aufgefordert; er hatte diese Tage viel zu tun. Auch die Anwesenheit von Hans. . ." Unbeabsichtigt ihr selber kaum bewußt nannte sie ihn vertraulich beim Vornamen.

Etwas Lauerndes trat in Helenes Blick. „Hans verbrachte doch die Abende bei dir."

„Bei Tante Jette." Annemarie befreite sich. Es lag eine gewisse Gewaltsamkeit in der Bewegung, eine trotzige Herausforderung: „Warum plötzlich so freundlich, wo du mich bisher über die Achsel ansahst"; eine entschlossene Abweisung: „Du täuschst mich nicht." Des Angriffs gewärtig, zur Abwehr bereit, reckte sie sich auf.

Helene schlug ein Lachen an; es war mehr ein Kichern. „Wenn du es nicht wahr haben willst . . Oder es so drehst. . . Ich verstehe. Sei mir deshalb nicht böse. . . Ich gönne dir das Vergnügen. . . Komm, Annemarie, wir wollen doch gute Freundinnen bleiben, wie bisher." Bittend und werbend sprach sie auf sie ein, leise und doch jedes Wort klar gegliedert, daß Hans es verstehen mußte.

Er schob sich zwischen sie, harmlos — heiter, als ob er weder Annemaries Abneigung noch Helenes Eifersucht durchschaute; nutzte Gädertz Herantreten, Helene wegzuziehen und besänftigte sie mit einem Lobe ihres Kostüms. „Paris?"

Sie fertigte ihn übelgelaunt ab: „Bloß Berlin. Zu mehr reichte der Erlös aus meinem Relief nicht", und lauschte zu Gädertz hinüber, worüber er mit Anemarie eifrig verhandle.

Die beiden beachteten es nicht: sie wehrte sich gegen seine Neckerei: „Wer verschläft wohl die Predigt". Ihre Rechtfertigung klang entschiedener als sonst; sie barg etwas von einem Angriff in sich, daß er begütigte: „Versteh mich doch recht, Annemarie: bliebst du auch jeden Sonntag aus, ich wüßte, wie ernst du denkst. Und jedenfalls hast du durch deine Pflege heute besseren Gottesdienst gehalten, als wärest du in der Kirche gewesen." Er bot ihr die Hand. Sie schlug kräftig ein und erzählte ihm von Scholz und Guste, bis Doktor Manners ihr den Arm bot, sie zu Tische zu führen. Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Wir Sieger

Wir sind verschmiedet mit Himmelsketten.
Keins kann versinken, keins kann sich retten
Ohne das andre.

Ich zog dich hinab, in Gründe und Särge,
Ich riß dich hinauf, auf Wolken und Berge —
Und du mich.

Wir liebten das Leben, es hielt uns umsponnen.
Wir wurden aus Erden zu leuchtenden Sonnen,
Durch Liebe.

Wir wurden aus Seelen zu siegenden Geistern
Und wagen das Schicksal jauchzend zu meistern,
Eins durch das andre.

Und was wir von Menschen und Göttern erlitten,
Wir haben die Krone des Lebens erstritten —
Wir Sieger!

Ilse Franke.

Der erste Sieg der Deutschen über die Franzosen bei Andernach am Rhein, 876 / Von Prof. Dr. Karl Meurer

Am Vormittag des 8. Oktobers 1876 weckten zu Andernach Böllerschüsse an den wald- und rebengeschmückten Bergen, die den Lauf des vielbesungenen Rheins umsäumen, ihr neckisches Echo, während gleichzeitig harmonisches Geläute der Kirchenglocken zum Festgottesdienst rief. Die Stadt, deren Straßen Fahnen und Girlanden zierten, feierte einen sehr seltenen Gedenktag, die Erinnerung an den glänzenden e r s t e n Sieg, den ein Jahrtausend vorher in ihren Gefilden die Deutschen über die Franzosen davontrugen.

Im Gebiete des belebten, romantischen Mittelrheins hat der abwärts Bingen meist von dicht an den Ufern sich erhebenden Bergen begleitete Strom bei Andernach, dessen Ursprung in die Römerzeit zurückführt, eine ausgedehnte, fruchtbare Ebene zur Seite, die nach Süden hin von der tief im Eifelgebirge entspringenden, gegenüber Neuwied mündenden Nette begrenzt wird und nördlich bis an die Stadt reicht. Die weite Fläche ist geschichtlich bekannter Boden und war Jahrhunderte hindurch der Schauplatz kriegerischer Begebenheiten.

Die Schlacht bei Andernach war ein wichtiger Entscheidungskampf, über den drei bald nachdem sie stattgefunden hatte, in lateinischer Sprache abgefaßte Schriftwerke eingehend berichten: die wahrscheinlich von einem Geistlichen stammenden Fuldaer Annalen, die Annalen des Erzbischofs Hinkmar von Reims und die Chronik Reginos, der als Abt dem Kloster Prüm in der Eifel vorstand. Seit dem 843 geschlossenen Vertrage von Verdun herrschte als König in den ostfränkischen Gauen am Main und nördlich davon in sächsischen Landen sowie in den linksrheinischen Gebieten von Mainz, Worms und Speier Ludwig der Deutsche, und in Westfranken, das von da an den Namen Frankreich hat, sein Bruder Karl der Kahle. Die beiden Enkel Karls des Großen waren durchaus verschiedenen Charakters: während Ludwig der Deutsche in allem ruhige Erwägung und Besonnenheit, zugleich aber auch kraftvolle Entschlossenheit bekundete, kennzeichneten Karl den Kahlen nach den Fuldaer Annalen maßlose Eitelkeit, Hinterlist und Tücke und eine fast abenteuerliche Herrschsucht. Von seiner Unredlichkeit zeugt neben vielem anderen auch der Umstand, daß er 875 in Rom zur Hebung seines Ansehens durch Lug und Trug, allerlei Ränke und große Bestechungen sich mit der Kaiserwürde schmückte, wie von seinem dünkelhaften Hochmut der Titel: „Imperator und Augustus aller Könige diesseits der Meere", den er selbst sich beilegte. Für äußeres Gepränge hatte er eine unwiderstehliche Vorliebe, und der glänzende Pomp, den er entfaltete, war ein staunenerregender: einen solchen hatte man in Frankreich nie gesehen. Seine Kleidung war orientalischer Art. Einen dalmatischen Talar, ein ärmelloses, faltenreiches Gewand, das vom Kopf bis zu den Füßen reichte, umschloß über den Hüften ein prächtiger, tief niedersinkender Gürtel, und das Haupt umhüllte kostbarer Seidenstoff, aus dem an der Stirn ein mit funkelnden Edelsteinen besetztes Diadem hervortrat. Karl der Kahle war zugleich ein phantastische Pläne schmiedender, prahlerischer

Digitized by Google

Phrasenheld, wie die Kriegserklärung beweist, die er nicht lange vor dem Tode seines Bruders Ludwigs des Deutschen diesem zusandte. In hochtrabenden Worten verkündete er ihm, er würde ein so ungeheures Heer an den Rhein führen, daß er, nachdem die Rosse den Strom ausgetrunken hätten, trockenen Fußes das Bett durchwaten werde, um die deutschen Lande in Asche zu legen. Doch König Ludwig der Deutsche war weit entfernt, durch die leere Drohung die Fassung zu verlieren. Kurz entschlossen setzte er seine ostfränkischen Krieger in Bewegung; als Karl der Kahle hiervon Kunde erhielt, schwand ihm der Mut, und feige ließ er von seinem Vorhaben ab.

In seiner Ländergier hatte Karl der Kahle schon seit Jahren nach der Gründung eines großen mitteleuropäischen Reiches getrachtet. Nicht zufrieden mit dem Anteil, der ihm durch den Vertrag zu Verdun zugefallen war, spähte er nach einer Gelegenheit, die deutschen Rheinlande mit Frankreich zu vereinigen. Nach dem Tode Ludwigs des Deutschen, der am 28. August 876 in seiner Pfalz zu Frankfurt a. M., dem damaligen Hauptsitz der ostfränkischen Könige, aus dem Leben schied, hielt er die Zeit für gekommen, endlich seine lange gehegte Absicht zu verwirklichen. Wie er aber auf unrechtmäßige Weise sich die Kaiserwürde angeeignet hatte, vermeinte er nun seinen Neffen Ludwig den Jüngeren, den ältesten der noch lebenden Söhne Ludwigs des Deutschen, des angestammten Erbes berauben zu können. Verblendet und im voraus siegesbewußt zog er an der Spitze einer 50 000 Mann zählenden Heerschar, Horden, die allerorts, wo sie erschienen, durch Sengen und Brennen, Plündern und Morden schreckliche Spuren ihrer Schandtaten und Grausamkeit hinterließen, über Aachen nach Köln. Dem Heere folgte ein ungeheurer Troß mit Gepäck, Waffen und Gerätschaften beladener Lastwagen, dem sich eine Menge Marketender, Krämer und Händler angeschlossen hatte.

Als Karl der Kahle in Köln anlangte, gewahrte er zu seinem größten Erstaunen, daß der Stadt gegenüber bei Deutz sich ein ungewöhnliches ausgedehntes Lager seines Feindes befand. König Ludwig der Jüngere, der erst seit wenigen Wochen die Zügel der Herrschaft in Händen hielt, hatte der seinem Reiche drohenden Gefahr vorgebeugt, und sofort durch Meldereiter, die seine Lande nach allen Richtungen durchstürmten, den Heerbann aufgeboten. Mit den schleunigst in Franken und Thüringen gesammelten Kriegsmannen war er nach Deutz gezogen. Daß umfangreiche Lager sollte nicht bloß diese aufnehmen, sondern auch die Streiter, die er aus den nördlich gelegenen Gebieten Sachsens erwartete und die zum Teil eine kürzere Strecke nach Köln zurückzulegen hatten, als nach Frankfurt. Sobald dieselben eingetroffen waren, begann unverweilt der Marsch rheinaufwärts. Angesichts der immer mehr sich anhäufenden Scharen knüpfte der arglistige Franzosenkönig Friedensverhandlungen an, die sein Neffe, von dem Wunsche beseelt, Blutvergießen zu vermeiden, erfreut aufnahm, obschon sie, wie er vorausgesehen hatte, sich als zwecklos erwiesen.

Oberhalb Andernach setzten Ludwigs Krieger über den Rhein und lagerten sich auf der weiten Ebene. Der deutsche König konnte annehmen, daß er dort mit Karls des Kahlen ihm an Zahl überlegenen Heere einen schweren Kampf zu bestehen haben würde. Doch es war nicht seine Art, den Mut zu verlieren, und er war entschlossen, mit Aufbietung aller Kräfte bis zum Äußersten die herrlichen Rheinlande vor dem französischen Joch zu bewahren. Der Marsch der Franzosen auf dem linken Rheinufer von Köln nach Andernach war ein sehr beschwerlicher. Unaufhörliche Regengüsse hatten die Landstraße, die sich in jener Zeit nicht in dem glänzenden Zustande befand, den sie seit einem Jahrhundert aufweist, mit tiefem Schlamm bedeckt und, noch stundenlang von dem erst allmählich nachlassenden Regen belästigt, strebten Deutschlands Feinde ihrem Ziele zu. In jener verhängnisvollen Zeit spielte auch der Erzbischof von Köln eine bedeutsame Rolle. Den Meldungen der Annalisten zufolge war der erzbischöfliche Stuhl zu Köln im Jahre 869 erledigt. Karl der Kahle besetzte ihn mit einem ihm willfährigen Prälaten, dem er zu Aachen die Weihe erteilen ließ. Doch der damals regierende Vater Ludwigs des Jüngeren war mit diesem Eingriff in seine Hoheitsrechte keineswegs einverstanden. Durch den Erzbischof Lintbert von Mainz teilte er der Kölner Geistlichkeit mit, daß sie der Einführung des zu Aachen Geweihten ihre Zustimmung zu versagen habe und daß er nur einen aus ihrer Mitte gewählten Patrioten bestätigen würde. Falls die Angelegenheit nicht binnen drei Tagen seinem Wunsche gemäß erledigt sei, werde er selbst die Entscheidung treffen. So fiel die Wahl auf Willibert, einen wegen seiner Demut und Menschenliebe, Frömmigkeit und deutschen Gesinnung sich allgemeiner Verehrung erfreuenden Diener Gottes.

Wie Ludwig dem Deutschen, stand der Erzbischof Willibert, der mit Widerstreben die hohe Würde angenommen hatte, auch dessen Nachfolger in treuer Vaterlandsliebe zur Seite. Als letzterer bei Andernach lagerte, erfuhr der Erzbischof, daß Karl der Kahle einen grausigen Plan gegen seinen Neffen gefaßt habe: er wolle ihn überfallen und des Augenlichts berauben lassen, damit er, nach den Fuldaer Annalen, „ihm zur Eroberung seines Reiches nicht mehr im Wege stehe." Von der ihm drohenden Gefahr wurde der König ohne Verzug im Auftrage Williberts durch einen Priester, namens Hartwig, in Kenntnis gesetzt, der, wo es anging, auf Nebenwegen die Franzosen überholte und den Herrscher in der Spätnacht aus tiefem Schlafe erweckte. Wichtiger als die Warnung vor dem tückischen Überfall, welche die Gemütsruhe

Digitized by Google

Ludwigs nicht zu stören vermochte, erschien diesem die Mitteilung, daß der Feind wenige Wegstunden von Andernach entfernt sich ausruhe und vielleicht schon am Vormittag zu erwarten sei In kurzer Zeit saß der deutsche König, von kühnstem Wagemut beseelt, im Sattel und traf die letzten Anordnungen für den ihm freventlich aufgezwungenen Kampf.

Noch war die Morgendämmerung nicht angebrochen, als Ludwig der Jüngere seine Mannen in Schlachtordnung aufstellte. Damit sie in der Dunkelheit einander erkennen konnten, befahl er, daß alle weiße Armbinden tragen sollten, und sandte berittene Boten in die Dörfer und Gehöfte der Nachbarschaft, um die dort zur Beschaffung von Lebensmitteln und Futter für die Pferde zerstreuten Krieger zurückzurufen.

Als Karl der Kahle in der Andernacher Ebene ein schlagfertiges Heer vor sich sah, wurde er stutzig, vertraute aber auf die gewaltige Übermacht seiner Scharen. Doch er hatte sich getäuscht, weil er die Eigenart des deutschen Charakters bei seinem Unternehmen außer Acht ließ. Die Schlacht begann damit, daß infolge eines unerwarteten feindlichen Ansturms die Sachsen, welche Ludwig in die Mitte der Heeresordnung gestellt hatte, eine kurze Strecke zurückwichen, dann aber gegen die französischen Horden Front machten und zusammen mit den Ostfranken dieselben in heldenmütiger Tapferkeit und Todesverachtung, unerschütterlich wie eine feste Mauer, Mann an Mann kämpfend, zur Flucht zwangen. Nach Reginos Chronik wurden die Feinde „wie Feuer in trockener Saat" hingemäht. Ihren wirren Rückzug hemmten am nördlichen Ende der Stadt örtliche Schwierigkeiten. Dort konnten auf der Landstraße, die sich zwischen dem jäh ansteigenden Kranenberg und dem Rhein hinzieht, die zahlreichen Troßwagen der Franzosen oft nicht weiter, und an ihnen vorbei stürmten, wenn es möglich war, Tausende von Flüchtlingen, die niedergemetzelt oder gefangen genommen wurden. Wer dem Tode entrann, betrachtete, wie sogar der französische Annalist Hinkmar berichtet, sein „Leben selbst als Beute," der auch erzählt, daß viele, die ihre Kleidungsstücke eingebüßt hatten, nur „mit Heu und Stroh bedeckt" ihr Heil suchten. Fast unschätzbar war die Beute, welche den Deutschen an kostbaren Gewändern, wertvollem Geschmeide, Gold- und Silbergeräten, Waffen, Wagen und Pferden in die Hände fiel. Das deutsche Volk erblickte in dem vollständigen Scheitern des gegen seine Unabhängigkeit gerichteten Eroberungsplans des Franzosenkönigs nach den Fuldaer Annalen eine gerechte Strafe der himmlischen Vorsehung, „damit er, der in seinem Hochmut Gott verachtete, zu Boden geworfen, seine Habgier und sein törichtes Trachten mindere."

Der eitle Karl der Kahle, „der Imperator und Augustus aller Könige diesseits der Meere", der nach Reginos Chronik die Gelegenheit, deutsches Gebiet seinem Staate einzuverleiben, „mit lautem Jubel" begrüßt hatte, war am Ende seiner erträumten glorreichen Laufbahn angelangt. Als er seine schmähliche Niederlage nahen sah, entzog er sich noch rechtzeitig den Fängen des Todes und sprengte, so schnell die oft gewechselten Rosse ihn tragen konnten, die ganze Nacht und den folgenden Tag ohne Rast nach Lüttich, wo er erst spät abends eintraf und sich in Sicherheit fühlte, während König Ludwig der Jüngere, allerorts als ruhmgekrönter Sieger gefeiert, seinen Einzug in die Pfalz zu Frankfurt a. M. hielt.

*

Der denkwürdige erste Sieg der Deutschen über die Franzosen war eine Frucht der Eintracht, welche die ostfränkischen und sächsischen Stämme zum Schutze des heimatlichen Bodens in treuer Waffenbrüderschaft verband. König Ludwigs des Jüngeren gerechte Sache verfochten nicht nur seine Vasallen und die Geistlichkeit, sondern auch die gesamte Bevölkerung seiner Lande mit ungetrübter Einmütigkeit, durch die in dem Ringen um die Erhaltung nationaler Unabhängigkeit und des Besitzes des herrlichen Rheingebiets französische Eroberungsgier an der ehernen Wucht deutscher, von Begeisterung und dem mächtig wirkenden Willen zum Siege getragener Tapferkeit kläglich zerschellte.

*

Auf der Höhe

Stolzer stieg keiner die Stufen hinauf —
Tausende neideten sein Geschick,
Tausende sahen in Liebe auf,
Hingen an seinem strahlenden Blick. —
Stolzer stand keiner je auf dem Platz,
Den die lauschende Menge umgab,
Da, in der Rede — mitten im Satz
Riß der Faden des Lebens ab!

F. Wagenknecht.

*

Digitized by Google

Weib / Skizze von Rudolf Michael

Marie von Apel saß versteckt in der hintersten Reihe des langen Saales, in dem man ihr, der Dichterin, zu Ehren diese abendliche Feier beging. Durch die Türen des Saales, die sich ununterbrochen wie Flügel sanft und lautlos öffneten und schlossen, bewegten sich die Menschen herein und füllten Platz an Platz, Reihe an Reihe. Ein feines Summen von tausend halberstickten Stimmen stieg unter die Decke, von der das zarte Licht mit kaum geöffneten Augen die hin und her bewegende Menge bestrahlte.

Marie von Apel sah das alles mit einer leise wachsenden Unruhe. Immer wieder schreckte sie zusammen, wenn hinter ihr jemand vorbeiging oder vor ihr in den Reihen sich einer regte, und immer wieder glaubte sie sich peinlich erkannt, obwohl doch eigentlich keiner sie kennen konnte.

Ihr Dichten hatte bisher einen sprunghaften Aufschwung genommen. Seit sie zuerst als Zwanzigjährige in alltäglichen Liedern ihr Herz den Freundinnen und Bekannten mitgeteilt hatte, waren nun schon zehn Jahre vergangen. Den kleinen, anspruchslosen Liedern war ein großer Roman gefolgt, dann ein zweiter, ein dritter, und in diesen drei Büchern hatten Tausende von Menschen etwas Neues und Schönes entdeckt. Diese schwellende und schier nie ebbende Kraft ihrer Bücher war ihr selbst zuerst ganz wunderbar erschienen, so wie wir staunen, wenn eine unserer Handlungen ganz unerwartete Folgen hat. Sie hatte ja nichts Besonderes hineingelegt, sie hatte nur gesagt, was, nun was sie gerade sagen mußte. Aber die Bücher hatten sich von ihr losgelöst und waren ihren eigenen Weg gegangen, sie wußte nicht warum. Erst langsam hatte sie sich an die Tatsache gewöhnt und sich darein gefunden, daß man ihre Bücher lobte. Darauf hatten sich eines Tages einige literarische Vereinigungen der Stadt ihres Werkes angenommen und beschlossen, mit seiner Vorlesung und Erklärung einen öffentlichen Abend zu füllen. Das hatte in Marie wieder eine große Verwunderung geweckt, die nicht ohne Freude war, und sie war zu diesem Abend hergegangen, ohne daß sie es eigentlich sollte und durfte. Man hatte sie freilich zuerst eingeladen und gebeten, an diesem ihrem Ehrenabend selbst teilzunehmen, aber sie hatte absagen, bedauern müssen, denn sie sollte in diesen Tagen Mutter werden.

Seit einem Jahre war sie verheiratet mit einem schlichten, geraden Mann. Weil sie ohne körperliche Schönheit war, ein wenig unbeholfen und zurückhaltend und trotz wachsender Jahre immer noch mädchenhaft verschlossen, so hatte das Leben ihr erst sehr spät einen Liebhaber über den Weg geführt, erst dann, als sie beinahe in das dreißigste Jahr eintreten wollte. Denn als der Ruf ihres Dichtens sich langsam verbreitete durch die Stadt und weit über ihre Stadt hinaus, da schien die Liebe und Zuneigung der Leute, die sie als Mensch erwartete, nur noch der Dichterin und ihrer stillen Kunst zu gehören. Man lud die einfache Frau zwar nicht viel ein, aber sooft sie mit anderen Menschen zusammen war, sprach man nur von ihren Büchern und von ihrem Erfolg, und keiner fragte sie nach ihrem Herzen, nach ihrem Leben und nach den menschlichen Schicksalen dieser Seele, die so schön ihre Gefühle aussprechen konnte. Jeder glaubte ihr etwas Liebes zu tun, wenn er nur von ihrem Dichten sprach, keiner sah hinter der Dichterin den Menschen. Sie hatte sich damals aber bald in diese Hohlheit hineingefunden, wenn auch zuerst ihr alles kalt und müde vorgekommen war. Und mit der Zeit hatte sie in ihren Büchern und ihrem Schreiben einen Ersatz gefunden, der ihr Herz erwärmen half. Bis dann vor einem Jahre ihre Ehe kam. Ihr Mann bot ihr nicht viel, er war ein braver, ehrlicher und guter Mensch, aber ohne Veranlagung, Einfluß auszuüben. Sie aber hatte ihn genommen, als sie sich eines Tages wieder leer und arm fühlte. Dann war nach kurzer Zeit das alte Gleichmaß ihres Lebens wieder eingetreten, sie lebte mit ihrem Herzen fast nur ihrem Dichten und war nach außen eine gute und schlichte Frau.

Aber trotz ihrer Lage hatte der heutige Abend sie nicht im Hause gelassen, obwohl ihr jede Aufregung und Anstrengung verboten war. Sie hatte sich heimlich den Mantel umgehängt, einen weichen Hut tief über das Gesicht gezogen und war voll unruhiger Erwartung, was man von ihr sagen und sprechen würde, hergegangen. Sie fühlte sich jetzt nicht müde, die Aufregung hielt sie wach. Und so saß sie da, sich selbst ihre begierigste Höhrerin.

In dem langen, weißen Saal war noch immer eine Unruhe, ein vornehmer Tumult. Aber als plötzlich das Licht sich voller erhellte, kam ein Schweigen über die vielköpfige Menge wie zum Gebet. Dann betrat ein hagerer, schwarzhaariger Mann im Frack das Pult zur Linken, seine scharfen Augen gingen flink über den ganzen Saal hinweg, von links nach rechts, von hinten nach vorn. Er rückte sich noch einmal mit nervöser Gebärde seine schneeweiße Binde zurecht, verbeugte sich nach beiden Seiten kühl und sachlich und begann zu sprechen mit der Betonung und Würde eines Mannes, der sich bewußt ist, etwas Bedeutendes zu sagen. Er sprach von hohen, oft unverständlichen Dingen, und Marie von Apel, deren Unruhe allmählich in ein leichtes Fieber übergegangen war, fühlte sich bald etwas ermüdet und enttäuscht. Plötzlich nannte der hagere Mann im Frack ihren

Digitized by Google

Namen, so daß ihr gesenkter Kopf in die Höhe schnellte. Er sprach von ihrem einsamen und stillen Leben und von der Kraft, die in solcher Einsamkeit läge. Er nannte viele Namen und Dinge, von denen ihre Bücher erzählten, und ließ oft ein Wort, einen Satz daraus miteinfließen.

Marie von Apel hörte angestrengt zu, mit halber Verwunderung. Von allen diesen Dingen, die der Mann da oben erzählte, wußte sie selbst fast gar nichts, fremd schien es ihr und nichtssagend, bald fühlte sie sich nicht verstanden, bald verhöhnt, und als die Menge auf ein Wortspiel des Redners hin in ein leises Gelächter ausbrach, da meinte sie, man wolle sie verlachen. Immer wieder aber mußte sie auf den Mann hinschauen, der so würdevoll dastand und von ihrer Seele sprach, als sei es seine eigene.

Schließlich endete der Sprechende und ging, wieder mit einer leichten Verbeugung. In dem Saal streckten sich zweitausend Hände hoch und klatschten, daß es scharf von den Wänden widerhallte.

Maries Sinne waren verschwommen wie Gestalten im Nebel, die auftauchen und verschwinden. Sie wußte nicht, was sie denken oder hoffen sollte. Und während sie noch im blinden Zweifel die Augen schloß und auf das Sausen ihrer eigenen Ohren horchte, betrat eine Dame in langer, blanker, blauer Seide das Pult, drei Bücher in der Hand, und schickte sich an, daraus vorzulesen. Bald kräftig und hart wie das Rauschen das Waldes im Winde, bald fein und zart wie das Geplätscher blinkender Wellen, gingen die Worte der Vorlesenden über den Saal hin, in dem die tausend hellen und dunklen Gestalten wie zu Stein erstarrt schienen. Dann und wann, wenn die Dame ein Stück beendet hatte, war ein Beifall in dem Saal, der anschwoll und nachebbte wie das Steigen und Fallen eines Orgeltones.

Marie saß da, eng in ihren Mantel gehüllt, krumm und vorgebeugt, mit blassem Gesicht. Sie fror ein wenig, obwohl die anderen Zuhörer mit seinen Tüchern vor der Wärme Stirn und Wange betupften. Ihre Augen öffneten sich zu glänzenden Kugeln und sahen unverwandt nach dem Munde jener Dame, deren Stimme den ganzen lautlosen Saal beherrschte. Marie war ganz Gefühl, sie wußte, das waren ihre Zeilen und Seiten, aber sie empfand bei jedem Worte einen heiligen Schauer, als komme etwas Neues und Ungeahntes über sie. Ein innerer Rausch, der ihre Ohren tönen machte und ihre Augen starr und blank, packte sie und nahm ihr die Besinnung. Ihr wurde heiß, so daß sie mit jähem Griff den Kragen ihres Mantels öffnen mußte, und dann wieder fror sie, so daß sie die Arme unter dem zusammengepreßten Tuch dicht verbarg. Immer wilder wurden ihre Gefühle, immer üppiger ihre Gedanken, ihr war, als flössen in rascher Folge heiße und eisige Bäche über ihren zitternden Leib. Dann wurden die Sinne benommen, die Gestalten verloren sich und wurden unsicher vor ihren Augen, und plötzlich sank sie mit einem gedehnten Seufzer zur Rechten nieden auf einen freigebliebenen Sitz. Die Umsitzenden, die schon seit einiger Zeit das seltsame Benehmen der unbekannten Frau neugierig beobachtet hatten, sprangen hinzu und trugen sie behutsam hinaus. Ein Arzt, der in der Nähe der gestörten Hörerin war, untersuchte sie schnell, sah ihren kranken Zustand und ließ besorgt einen Wagen kommen. Obwohl der kleine Unfall ganz leise vor sich gegangen war, war das Gerücht davon doch rasch im Saal herum, ein jeder schien es in den Augen des anderen zu ahnen. Eine Dame vom Vorstand kam eilig, sich zu erkundigen, und erkannte in dieser blassen, gekrümmten und fast häßlichen Gestalt Marie von Apel, die Dichterin. Der Wagen kam, man trug die leidende Frau hinaus und fuhr sie in wenigen Minuten in ihr Haus zurück. Da lag sie dann mit geschlossenen Augen in die weichen Kissen vergraben, und auf ihren Zügen war noch ein träumerisches Lächeln wie von einem tiefinneren Geheimnis.

So ruhte sie die lange, schwüle Nacht und litt Schmerzen. An ihrem Bette saß eine Wärterin in grauen, glattgescheitelten Haaren und hielt ihre Hände. Ihr Mann ging besorgt umher und hatte alle Gefühle für sie, deren er fähig war. Schließlich in der folgenden Nacht gebar sie einen blonden, zarten Knaben.

Als sie am Abend darauf für kurze Zeit erwachte, sah sie neben sich das feine, ruhig schlafende Kind. Da ging ein dankbares Lächeln über ihr bleiches Gesicht, sie legte ihre magere Hand dem Kinde auf das spärliche, langseidene Kopfhaar und schlief wieder ein.

Am nächsten Tage wachte sie schon wieder lange Stunden und ließ ihre Augen nicht wieder von dem kleinen Knaben, der ihr zur Linken lag. Ihr Mann trat zu ihr ans Bett und sah sie bang an, als fürchte er sich, seine Frau Schmerzen leiden zu sehen. Sie aber lächelte so sorglos und heiter, wie es ihr Zustand nur zuließ, und gab ihm die Hand, die er vorsichtig ergriff.

Am Nachmittag brachte er ihr einen Brief. Der kam von dem Verein, der kürzlich ihren Abend veranstaltet hatte. Man bedauerte ihren Unfall und wünschte ihr in aufrichtigen Worten schnelle Genesung. Marie ließ diesen ehrenvollen Brief gleichgültig über den Rand des Bettes fallen, wandte sich nach der anderen Seite, hob den kleinen Knaben ein wenig empor und spielte mit inniger Vorsicht in seinen Haaren und Fingern. Eine Seligkeit, so tief und voll, wie sie ein schlichtes Menschenherz nur irgend fassen kann, schien in ihr zu brennen mit stillem Feuer. Die schmale, nicht eben reich ausgestattete Stube war sich dieser Innigkeit auch recht bewußt, denn sie strahlte mit mildem Licht von allen Wänden dieses Glückes wider.

Digitized by Google

Marie genas schnell. Nach einigen Tagen saß sie schon am Fenster und sonnte sich im Lichte des Tages, aber sie ließ ihre klaren Augen nicht von ihrem Kinde, das, unter einer weißen Decke sorglich verwahrt, in einem Wagen schlummerte.

Mit einer Liebe und Sorgfalt, die keiner in ihrer stummen und stillen Seele vermutet hätte, pflegte sie den Knaben, und hatte keinen anderen Gedanken als für ihn. Trotzdem schien sie lebendiger und freier geworden zu sein. Sie war nicht so still ihrem Manne gegenüber wie früher, sie lachte gern und war anregend und heiter. Von unsichtbaren Händen schien ein Mantel von ihr genommen zu sein, den früher keiner gesehen, wohl aber jeder empfunden hatte.

Nach einigen Monaten dieses heiteren und selbstbewußten Lebens erinnerte sie sich plötzlich ihrer Kunst, für die sie die ganze Zeit kaum einen Gedanken gehabt hatte. Wenn sie am Tage oder am Abend nun in ihrem Zimmer allein saß, dann erfand sie neue, bunte Geschichten, und vergaß ihr Kind doch nie. Und dann begann sie eines Tages ein neues Buch zu schreiben, mit derselben liebevollen Hingabe wie früher, mit dem gleichen Fleiß und Eifer.

Das Buch ging hinaus unter die Leute und wirkte mit tausend unsichtbaren Fäden. Man lobte immer wieder, und las es so eifrig man konnte. Man bewunderte wie früher, aber nur wenige fragten nach der menschlichen Seele, die hinter dieser Dichterin stehe.

Eines Abends gab ihr Mann ihr wortlos ein Zeitungsblatt und wies mit dem Finger kurz auf einen Aufsatz, der den Titel trug: „Zwei Seelen". Marie las und las und wunderte sich, freute sich und staunte. Es war eine Besprechung ihres neuen Buches, voll Lob und Ehre. Aber man könne nicht verstehen — so etwa stand da geschrieben —, wie in einer Frau zwei so verschiedene Naturen wach sein könnten. Dieses neue Buch habe einen ganz neuen, anderen Reichtum, es sei schöner und voller als die früheren und doch mit jenen nicht vergleichbar. Das sei eine neue Dichterin, die hieraus spräche.

Marie legte das Blatt lächelnd zur Seite. Mit großer Ruhe nahm sie jetzt das an, was über sie geschrieben wurde. Die Aufregung hatte sich gelegt. Dann ging sie an den Tisch zu ihrem Mann, stellte sich dicht neben ihn und hob seine Augen zu sich empor und schaute ihn lange an.

Der kleine Knabe regte sich im Wagen und wühlte sich auf die andere Seite. Marie stand mit ihrem Manne davor, und beide sahen dem Kleinen zu. Plötzlich sagte sie in einer tiefen Aufwallung ihres Gefühls mit weicher Stimme: „Ich hab' dich doch lieber, als ich selbst geglaubt habe", und dabei lehnte sie sich hingebend an seine hohe Gestalt, die unter dieser Last rasch zu wachsen schien.

*

Die Verlassene

Nun wird mein Garten ohne Sonne sein,
Mein Leben leer, — mein Lachen ohne Freude;
Mein Herz ist still und schwer wie kalter Stein, —
Und, ach, von meiner Sehnsucht bitterm Leide
Wird müd' mein Fuß, mein Auge trübe sein! —

Und meine Tage werden einsam gehn
Wie irre Träume ohne Ziel und Hoffen;
All' meine Blumen wird der Wind verwehn; —
Kein traulich Heimathaus steht froh mir offen,
Und meine Sprache wird kein Herz verstehn.

Und ohne Rast werd' ich von Land zu Land
Nun wandern müssen öde Dornenpfade,
Und niemand werd' ich haben, dessen Hand
Mich treulich schirmt, und keiner Liebe Gnade,
Die selbst um Dornen weiche Hüllen spannt.

Das Leben wird vorbei gehn, — mich allein
Rührt nun sein Blühn nicht mehr; — kein selig' feiern
Der Sommertage, — keine Lust ist mein. — — —
Es träumt der Himmel hinter Wolkenschleiern
Und ohne Sonne wird mein Garten sein!

Isa Madeleine Schulze.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an **Otto Jankes Verlag.** Beide Adressen: Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Inhalt des Heftes 40: Treibholz. Roman von H. Schobert. — Am Mövenstein. Roman von Ludwig Müller-Grmmold. — **Beiblatt:** Wir Sieger. Gedicht von Ilse Franke. — Der erste Sieg der Deutschen über die Franzosen bei Andernach am Rhein, 876. Von Prof. Dr. Karl Meurer. — Auf der Höhe. Gedicht von F. Wagenknecht. — Weib. Skizze von Rudolf Michael. — Die Verlassene. Gedicht von Isa Madeleine Schulze.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Jankes, Berlin; Verlag v. Otto Jankes. Ausgegeben am 1. Juli 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 41

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode).

6. Fortsetzung.

Lu betrachtete es als ein Wunder, daß ihr Inneres immer noch nicht von der Lebensauffassung ihrer Kollegen angefressen war, denn bei der geringsten Gelegenheit empfand sie immer wieder, welch tiefe Kluft sie von ihnen trennte. Auch daß Ele sie heute abend so beneidet hatte, empfand sie bitter. Dann dachte sie an „das Barönchen", — wie sie den jungen Verehrer zwischen Lachen und Scherzen tituliert hatte, und sie freute sich über ihn.

Er war so warm und herzlich gewesen, stellte sie so himmelhoch! Das war es ja gerade, wonach sie sich immer gesehnt hatte!

Nicht Weib — nein, Göttin wollte sie sein!

Das Auto hielt, sie stieg aus. Es schneite heftig. Die ganze Luft war voll von schwebenden Flocken, die eine dämmerige Helle verbreiteten, während sie das Licht der Gasflammen verhüllten, — und aus diesem Grau tauchte eine Männergestalt auf und vertrat ihr den Weg.

Lu erschrak heftig. Weit und breit war kein Mensch zu sehen, allein und hilflos stand sie in der stillen Straße. Da erkannte sie ihn plötzlich:

Falkner! —

Schon steckte sie mit bebenden Fingern den Schlüssel in das Schloß ihrer Haustür, — aber weiter kam sie nicht, denn eine hart zupackende Männerfaust riß sie plötzlich zurück.

„Lu!" — Es war mehr ein keuchender Laut als ihr Name; festeingekeilt stand sie in der Ecke der Tür und konnte sich nicht regen, — dicht vor ihr das glühende Augenpaar, die festzusammengebissenen Zähne unter der zurücktretenden Oberlippe. Wie ein Raubtier sah er aus. Ihr erstarb jedes Wort.

Abwehrend stemmte sie den Muff gegen seine Brust, aber ihre Kraft war ohnmächtig. Brutal fiel er über sie her und küßte sie zum Ersticken. All die Gier, die seit Wochen versteckt in ihm geschwelt, brach wie eine Eruption hervor, als er das Wesen im Arme hielt, nach dem er sich krank gesehnt hatte.

Ihr schwindelte, das Mützchen sank schief auf ein Ohr, jeder Widerstand war vergeblich. Auf der Zunge fühlte sie den Geschmack eines Blutstropfens ohne zu wissen ob er aus seiner oder ihrer Lippe gekommen.

Er keuchte nur. —

Aber dann plötzlich gab er sie jählings frei, seine Arme sanken schlaff hernieder. — Der Schnee fiel noch immer wie dichtes Gerieſel und hüllte sie weiß ein. Alles war wie vorher. Nur seine Seele durchfuhr es wie ein blendender Blitz, der alle Schleier darin zerriß. Er fühlte grimmig deutlich, daß seine ganze heiße Leidenschaft, sein Sehnen, nur krankhaftes Begehren gewesen, das ihn zur Raserei gebracht — weil es ungestillt geblieben war. Nun er erreicht hatte was er gewollt, — zerstob der Zauber wie Hexenspuk. Er wurde ganz kalt.

Das da vor ihm war Lu Dorsay, der Vampyr, der ihm Hirn und Verstand mit seinen funkelnden Augen und weißen Gliedern ausgebrannt hatte?! — Jetzt auf einmal erschien sie ihm nur wie irgend ein anderes schönes Mädchen, um das man sich nicht weiter zu erregen brauchte. Bis in das Herz hinein erschrak er über diese plötzliche Ernüchterung seiner Sinne.

Digitized by Google

— Was bot ihm die Welt noch, wenn es ihm immer so ergehen würde?

Seine Gedanken verwirrten sich. So neu war diese Erkenntnis — so erschreckend! — Dieselbe Ernüchterung war es ja auch, die ihn schon lange von der Gret fern hielt, in der er zuerst sein ganzes Leben gesehen hatte.

Er strich mit der Hand über die Stirn, dann trat er zurück, fühlte die Schlüssel unter dem Schnee an der Erde, hob sie auf und hielt sie Lu hin.

„Fräulein Dorsay, — verzeihen Sie mir! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Sie nie — nie wieder belästigen werde." Sie antwortete nicht, griff nach den Schlüsseln, setzte den Hut gerade und ging an ihm vorüber auf die Haustür zu. Das Herz schlug ihr schwer, ein dumpfer Druck saß im Kopf; ihr schwindelte.

„Seien Sie mir nicht böse," bat er noch einmal, „seit Monaten lechze ich nach Ihnen. — Nun — ist es vorüber!"

Lu verstand kaum den Sinn seiner Worte. Nur fort! Fort aus seiner Nähe! —

Die Tür schloß sich hinter ihr, taumelnd kam sie die Treppe hoch und setzte sich auf einen Stuhl.

Daß es solch eine Leidenschaft gab!

So stark war sie ihr noch nie im Leben entgegengetreten. Ihr wurde ordentlich übel in der Rückerinnerung. Also das war der Typ der Nelda! Daher ihr Kampf um ihn! — — Hastig riß sie sich Mantel und Kleid ab und kroch mit klappernden Zähnen in das Bett.

Wie wohl ihr die Ruhe und Wärme tat! — Endlich kamen auch freundlichere Bilder. — Der kleine Baron! — Wie angenehm stach doch dessen Wesen gegen das Falkners ab! — Falkner! — Sie würde ihn nie wieder ansehen, ihm nie mehr ein Wort gönnen. . . . Wie weh ihre Lippen taten! — —

Lukas Falkner ging, trotz des treibenden Schnees ganz langsam nach Hause.

Mit maßlosem Entsetzen wühlte er in der schroffen Erkenntnis seines Ichs. —

Daß Treulosigkeit ihm im Blute saß, hatte er zum ersten Male deutlich gefühlt, als Lus Hand die seine berührte; wie tief aber diese Treulosigkeit war, das ließ ihn jetzt erstarren. Überall auf seinem Wege fand er sie. Seinen Glauben, seinen Beruf hatte er bereitwillig hingeworfen, als das erste Weib ihn lockte; diese über der zweiten vergessen . . . und nun war auch dieser Rausch, kaum im ersten Stadium der Erfüllung geschwunden. . . Wenn das so weiter ging — was blieb ihm zuletzt? — Immer nur heiße, brennende Wünsche, — Erfüllung — und dann sofort Leere und Ernüchterung.

Ihn fror plötzlich vor sich selber; nachdenklich blieb er im Schnee stehen. — Also blieb ihm gar nichts? . . . Doch! Sein Talent! Sein Ich! Beides würde ihn stets begleiten, mit ihm über Leichen gehen — nur — frei mußte er werden!

Am Fenster seines Zimmers stand er dann und starrte in den immer noch fallenden Schnee.

„Entweder bin ich ein Genie, oder — ein Lump", dachte er ganz klar und kühl; aber dabei hob er den Kopf sehr hoch. — Mit allem Grübeln und sich quälen wollte er nun aufhören, es hatte ja keinen Zweck, vielmehr rücksichtslos seinen Weg gehen, niedertreten was sich ihm entgegenstellte, — denn nur aus sich selbst heraus konnte man ein Ganzes werden.

So wurde in dieser Nacht der Egoist Lukas Falkner geboren! —

Er hörte wohl, daß nebenan die Nelda seufzte; — sie wartete auf einen Gutenachtgruß. Aber er schwieg. Dagegen nahm er Geißel, Soutane und Brevier, zu denen er sich in bösen Stunden geflüchtet, steckte alles in den Ofen und verbrannte es. — Die Vergangenheit — bis zu dieser Stunde, — war für ihn gestorben, — ein neues Leben tat sich auf, — er war gereift. —

Am nächsten Morgen kamen zwei mächtige Blumensendungen vom kleinen Baron an Lus Adresse, die die Gespenster der Nacht vollständig verjagten. Sie riefen ihr die Fröhlichkeit des vergangenen Abends zurück, und sie lief hinüber zur Mitzi um ihr davon zu erzählen. Adolf hielt die Zeitung auf den Knien als sie hereinkam und sah sie ein Weilchen nachdenklich an.

„Wissen Sie auch, kleine Lu, daß Prinz Egmont schwer erkrankt ist? Seine Mutter ist schon zu seiner Pflege angekommen."

Sie wurde blaß, ihr Gesichtchen traurig, aber nichts von der Sorge und Unruhe Liebender stand darin.

„Um Gott! Was fehlt ihm?"

„Doppelseitige Lungenentzündung."

Sie griff nach dem Blatt und las.

Digitized by Google

„Ob er sterben muß, Adolf?" fragte sie zaghaft.

„Das kann niemand wissen; jedenfalls ist die Krankheit lebensgefährlich."

Sie war ehrlich erschüttert, aber in ihrem Herzen regte es sich doch:

„Gut, daß ich nicht mitansehen muß wie er leidet. — Gut daß ich ihn nicht pflegen brauche!"

Sie haßte Krankheit und alles was damit zusammenhing so sehr! — Gewiß war das schlecht. — Aber konnte sie dafür? In ihr drängte alles nach Sonne, Schönheit und Heiterkeit. Der Gedanke an den kleinen Baron war ihr ordentlich ein Trost.

Ele seufzte als sie ihr das alles erzählte.

„Ja du, Lu! — Du hast Glück. — Aber selbst wenn ich an deiner Stelle wäre, — was könnte es mir nützen? Ein Baron ist nichts für mich, heiratet auch nur einmal eine Adlige."

„Wahrscheinlich!"

Lu interessierte das Gespräch nicht weiter. Sie dachte ja nicht an eine Heirat, wohl aber an Lustigsein und Lebensgenuß. — Am Abende dieses Tages stand ihr noch eine angenehme Überraschung bevor.

Benzberg kam mit einem großen Brief in der Hand an den Künstlertisch.

„Ein erster Künstlerverein, der in acht Tagen sein jährliches Ballfest hat, bittet mich um zwei meiner Mitglieder zur Verschönerung dieses Festes; Fräulein Lu Dorsay als Tänzerin und Herrn Lukas Falkner als Vortragskünstler!" sagte er. „Wie ist es denn damit, meine Herrschaften? — Pro Person fünfzig Mark Honorar und alles frei für den Abend."

Sie sahen sich an.

„Ich möchte schon", meinte Lu etwas schüchtern. „Wenn Sie das auch meinen, Benzberg?"

„Ich meine sehr! Sie werden bekannt, und solche Aufforderungen kommen dann öfter. — Nun und Sie, Falkner?"

Die Nelda war kreidebleich geworden.

„Nein! Das ist ja Unsinn! Er hat es weder nötig noch halte ich es gut für ihn", schnitt sie Falkner jede Entgegnung ab. „Ich will es nicht."

Lustig pfiff Kimmerling eine leichte Melodie durch die Zähne und grinste.

Aber da war Falkners Stimme schon.

Sie klang anders als sonst, und doch hätte man nicht sagen können, wodurch, denn er sprach weder laut noch erregt.

„Ich nehme auch an, Herr von Benzberg! — Unter jeder Bedingung."

Die Hände der Nelda begannen nervös zu zittern, aber ihre Selbstbeherrschung war größer als ihre Erregung. Sie schwieg. Fröstelnd zog sie nur den golddurchwirkten Mantel fester an sich.

„Also erteile ich dem Verein einen zusagenden Bescheid. — Das freut mich wirklich."

Lu warf einen schnellen Blick auf Falkner. Allein mit ihm in einer wildfremden Gesellschaft! — Wenn das nur kein Risiko war.

Aber seine Augen glühten ihr nicht mehr entgegen, ganz kühl und gleichgültig blickte er über sie hinweg, und sie hatte nicht einmal den Eindruck, daß das Verstellung war. Was hatte diese plötzliche Entspannung seiner Leidenschaft, die sie doch heiß genug empfunden hatte, bewirkt?

„Na, Lu, dann heißt es aber vor allen Dingen ein undurchsichtes Gewandl", sagte die Mitzi in ihr Grübeln hinein. „Die Mannsleut würden wohl nichts dagegen haben, wenn Sie ‚so' kämen. Aber die Damen! O mein! Die Damen! Da könnten Sie was erleben!"

„Aber natürlich ein anderes Kleid", sagte Lu kurz, immer noch mit ihren Gedanken bei Falkner.

„Charmeuse nehmen wir", schlug die Mitzi interessiert vor. „Das verhüllt zwar, zeigt aber doch noch genug, gelt Lu?"

Die Ele machte ein Mäulchen. Alles der andern — so wenig für sie, — und sie hätte doch gern die Hälfte dieses unerwarteten Verdienstes an die Mutter geschickt. Nur deshalb tat es ihr leid. Auch die Mitzi fühlte ähnlich. Fünfzig Mark! Was hätte sie dem Adolfle dafür antun können! — Freilich — ihre paar kleinen Liedchen sangen wohl die etwas exentrischen Damen der Gesellschaft sich selber . . . Man mußte gerecht sein. Lu und Falkner leisteten mehr, und Kysani, der ihnen doch noch über war, nahm ein für allemal solche Aufforderungen nicht an.

So tröstete die gutmütige Mitzi sich selber. —

Als die Vorstellung zu Ende, fuhren die Nelda und Falkner miteinander nach Hause. Ihre so lange unterdrückte Qual hatte den Höhe-

Digitized by Google

punkt erreicht. Kaum, daß sich das Auto in Bewegung gesetzt, umklammerte sie mit eisernen Händen seinen Arm, ihr Atem flog.

„Das konntest du mir antun, Lukas? Das? Mich dem Gelächter preisgeben?"

„Welchem Gelächter?" fragte er erstaunt.

„Sie freuten sich alle — alle, daß du mir diesen Schlag in das Gesicht gabst! — Alle!"

„Ist das ein Schlag, Gret, daß ich verdienen und mein Talent ausnutzen will?"

„Ließ ich es dir je an etwas fehlen? Tat ich nicht alles für dich, was ich konnte?" schluchzte sie.

„Gewiß! Aber das muß doch ein Ende haben; ich bin kein Kind mehr, — trotz deines unwürdigen Kosewortes — Bubi."

„Ich sage es nicht mehr." Sie wischte sich die Tränen ab. „Aber mach morgen deine Zusage bei Benzberg rückgängig, hörst du? Ich — ich ertrage das nicht."

„Gret!" sagte er ruhig und kühl, „so wie es war, kann es nicht zwischen uns bleiben. Solche Abhängigkeit ertrage ich nicht mehr. Frei will ich sein — innerlich und äußerlich."

„Für die Dorsay!" schaltete sie bitter ein.

„Nicht für die Dorsay, — ich gebe dir mein Wort, daß ich gar nicht mehr an die denke. Ach Gret, du bist doch so klug, — so verstehend, — ich bin dir ungemessenen Dank schuldig, — aber da ist etwas in mir erwacht, — stärker als alles, — das mich zwingt mich frei zu machen, — mich zu entwickeln. Vielleicht ist es zu meinem Unglück, ich weiß es nicht, — aber ich muß."

„Du willst mich verlassen", stöhnte sie und zerriß das Batisttuch in ihren Händen vor Qual.

„Nein, Gret! Wenn du mich noch ein wenig bei dir behalten willst, werde ich es dir danken. — Aber löse die Ketten, die uns verbinden, ich flehe dich an."

„Nein", sagte sie hart und warf sich rückwärts. „Du kannst mich töten, aber so lange ich lebe, halte ich dich fest!"

Einen Augenblick blieb es still. Sie sah nicht, wie sein Gesicht sich verzerrte.

„Dann also — Bruch!" Seine Stimme klang kalt.

Da fuhr sie doch hoch und zitterte.

„Um Gott, Lukas! Das könntest du mir antun? — Ich tötete mich."

Ein schweres Schweigen. — Er wußte, daß das keine leere Drohung war, ihr leidenschaftliches Temperament kannte er gut. Er schrie plötzlich auf.

„Gret! Sei barmherzig, — ich bin jung! Jung! — Ich m u ß hinaus in das Leben! Kneble mich nicht, es wäre mein Unglück."

Kein Laut antwortete ihm, aber er war nun einmal im Zuge und fuhr fort: „Ich habe dich geliebt bis zur Raserei, — alles warf ich deinetwegen fort, du weißt es ja! Ich liebe dich auch noch, — aber nicht mehr so ausschließlich wie zuerst . . . Dann — ja — dann glaubte ich, die Dorsay zu lieben. Ich habe sie gegen ihren Willen geküßt, — und unter diesen Küssen starb mein Begehren. . . . Ich fühle, so wird es mir immer gehen. . . . Nimm mich wie ich bin; aber, um Gottes willen, kneble mich nicht mehr!"

Sie schluchzte auf, dann sagte sie ruhiger: „Um dieses, dein Gefühl beneide ich dich nicht."

„Ich auch nicht. Ich war erschrocken, als ich zu der Erkenntnis kam, kann es aber nicht ändern. — Deshalb könnten wir doch gute Freunde bleiben, Gret."

„Freunde!" Sie sagte es sehr bitter. „Das heißt für eine Frau auf Liebe verzichten."

Er antwortete nicht; sie lauschte ängstlich.

„So eilig bist du zur Freundschaft gekommen?" fuhr sie vorwurfsvoll fort, „nur ein paar lumpige Monate gehörten dazu."

„Sie waren zu voll des Guten! — Begreife doch, Gret."

„Oh, — ich begreife." —

Nun sprachen sie kein Wort weiter, und beim Gutenacht bot sie ihm auch nicht die Lippen wie sonst. Stumm küßte er sie auf die Schulter.

Die ganze Nacht lag die Nelda wach, in Tränen und mit klopfendem Herzen. Er ging! — Mit ihm ihr Glück — ihre Jugend. Wie unbarmherzig er war! Nur an sich dachte er. Mit zusammengeballten Händen hätte sie ihn festhalten mögen, sich an ihn hängen, — doch sie wußte genau, das war vergeblich.

Und dann — als Almosen nehmen, was sie sich erworben zu haben glaubte! — Nein! —

Ihr Stolz bäumte sich dagegen auf, — und leise und schüchtern kam dann die Frage: Liebst du ihn wirklich so sehr, wie du es dir glauben machst? — Ist es nicht nur ein gewaltsames Auf-

Digitized by Google

stacheln deiner selbst, weil du die Leere und Einsamkeit fürchtest? Ist es nicht nur gewaltsames Schüren eines Feuers, das in Wahrheit schwächer brennt als du glauben willst?

Die Arme über den Kopf geworfen, lag sie im Bett und starrte in's Dunkle. Die Augen brannten und taten ihr weh.

Welch elendes Leben! — Immer wieder fand es neue Dornen, mit denen es die ihm wehrlos ausgelieferten quälte und stach. — — Und immer wieder bluteten die Wunden, flossen alte und neue ineinander.

Sie seufzte schwer.

Wie lange so ein nutzloses Leben ohne Ziel und Zweck doch dauerte! — Mit wie Vielem mußte man fertig werden, ob man wollte oder nicht. — Ja, sie hatte ihn lieb, ihren Bubi. Wenn er sie auch kränkte, — von sich weisen würde sie ihn deshalb doch nicht, das wußte sie. —

Lukas Falkner dagegen schlief tief und traumlos. Was ihn die ganze letzte Zeit gequält und beunruhigt hatte, — nun war es heraus! Sein Verhältnis zur Nelda geklärt.

Daß es sie schmerzte, tat ihm leid, aber er konnte es nicht ändern. Die unerwarteten Überraschungen, die er sich selbst bereitete, nahmen ihn vorläufig ganz in Anspruch. Er wuchs und fühlte sein Wachsen und Werden. — Was die Zukunft bringen würde, — daran verschwendete er vorläufig keinen Gedanken.

* * *

Krumm zusammengezogen, in schmuddliger Jacke und mit hängenden Haarsträhnen saß die Dudinska der Pia gegenüber am Küchentisch, das benutzte Geschirr war nur unordentlich beiseite geschoben, und auf der dadurch freigewordenen Ecke ein Spiel Karten aufgelegt.

Mit ganz hingegebenem Ausdrucke starrten beide auf die bunten Blätter.

Pia, neben der Alten hockend, gab der Kassandra einen freundschaftlichen Stoß.

„Na?!" — fragte sie aufmunternd.

„Fräulein Piachen, — Glück, viel Glück und Geld liegt Ihnen zu. — Die Hochzeit ist ganz nahe, nur ein blondes Frauenzimmer steht noch im Wege, — aber auch das Hindernis wird überwunden werden. Fräulein Piachen, ein guter und reicher Mann liegt Ihnen zu, — da gibt es keinen Zweifel!"

Die Pia nickte ernsthaft.

„Der Mann ist ja da, Dudinskán, und das blonde Frauenzimmer auch; es ist seine Tochter. — Wenn die nicht wäre! . . . Ach wie wohl sollte mir sein."

Sie seufzte. — Mit angenäßtem Finger breitete die Dudinska nach einmal die Karten aus.

„Lassen Sie man gut sein, Fräulein Piachen, S i e krieg'n! — Sehen Sie die Coeurzehn? Das bedeutet Hochzeit; die liegt Ihnen zu, aber die Treffsechs, die Veränderung, — der andern. — Da muß nur noch ein bißchen nachgeholfen werden, — von einer schwarzen Dame. Dann geht alles gut aus, denn die hat den Glücksboten neben sich. — Und im Ernst, Fräulein Piachen, ich seh auch nicht ein, warum Sie nicht heiraten sollten! Sie sind ein apartes Mädchen — und Künstlerin, und kochen und flicken können Sie auch. Darauf geben die Männer alle was! — Mit dem Herrn Kysani wird die Geschichte doch nichts, der säuft alle Tage mehr und wird alle Tage gröber und wilder. Gestern hat er auch nach mir geschmissen, — und ich sage, das ist eine Frechheit."

Pia nickte. Sie knabberte von dem mitgebrachten Konfekt, das auf dem Küchentisch stand und schob der Dudinska auch davon zu.

„Sie haben doch auch immer an eine reelle Versorgung durch ihn gedacht, — ich weiß doch. Aber das werden Sie sich wohl aus dem Kopf schlagen müssen, Fräulein Piachen."

„Tue ich ja auch, Dudinskán, wenn auch der andre nicht hübsch und nicht jung ist. . . . Ich habe wirklich an dem Benja gehangen. Jetzt freilich, wo ich mich versorgen kann, kriegt die Sache ein anderes Gesicht."

Die Dudinska streichelte ihre Hand.

„Wenn er man schon Ernst machte, — ich wünschte es Ihnen so! — Aber ich kenne doch die Männer! Das druckst und druckst so lange, bis ihnen die Vernunft wiederkommt. Einer müßte Ihnen da helfen."

Die Pia sprang plötzlich hoch.

„Sie, Dudinskan! Ich stelle Sie ihm als meine Tante vor, und dann können Sie ihm auf den Zahn fühlen. Sie verstehen das gewiß."

„Und ob!" — Die Dudinska warf sich geschmeichelt in die Brust. „Auf mich können Sie sich verlassen! Und ich bin doch auch Wer!

Digitized by Google

Wenn ich mein gutes Kleid anhabe, stelle ich allemal etwas vor!"

Sie zögerte ein wenig. „Und da hätten wir ja auch die schwarze Dame," schmunzelte sie, „die hilft Ihnen schon durch!" —

Pia zog die Uhr, ihr geschminktes Gesicht war ganz lebendig.

„Ziehen Sie sich schnell an, Dudinskan, in einer halben Stunde sitzt er im Kaffee hier an der Ecke und wartet auf mich, da können Sie ihn sich mal ansehen."

Die Augen der Wirtin funkelten vor Freude.

„Machen wir! Machen wir, Kindchen! In einer Viertelstunde bin ich angezogen." —

Als die beiden dann das Kaffeehaus betraten, sahen sie schon von weitem zwischen all den leeren Stühlen den Dasitzenden.

Er wirkte klein und fett, seine Schlitzaugen verschwanden unter den Wangenpolstern, sein großer, beim Erblicken der Kommenden noch länger gezogener Mund, auf dem stets ein süßliches Lächeln lag, und das straff angeklebte Kopfhaar machten ihn zu keinem Adonis, strahlten aber eine unbegrenzte Gutmütigkeit aus. Über der Weste schlang sich eine fingerdicke goldene Uhrkette von rechts nach links, und auf den kurzen dicken Fingern glänzten Brillantringe.

„Das ist was Reelles!" flüsterte die Dudinska der Pia befriedigt zu, die nun vorstellte:

„Herr Ofenfabrikant Gutkait, meine Tante, Frau Dudinska."

„Ehrt mich!" sagte letztere prompt und machte eine tiefe Verbeugung.

Dann saßen sie zusammen, und er nötigte ihnen auf und ließ bringen, daß die Tische fast brachen. Das Gesicht der Dudinska über der goldenen Brosche rötete sich anerkennend.

„Ein feiner Mann, der Herr Gutkait, ich habe schon viel von Ihnen gehört, — die Pia spricht gern über Sie."

„Hoffentlich nur Gutes." Er nahm die Hand der Pia und tätschelte sie, die kleinen Augen wurden ihm wässerig. „Nicht wahr, Fräulein Piachen?"

Sie gab ihm einen leichten Klaps auf die Finger und lachte.

„Gott Karl, vor der Tante brauchst du dich nicht zu genieren, sie weiß doch, daß du ernste Absichten hast."

Er patschte sich mit der Hand auf die Brust.

„Die habe ich! Bei Gott! — Ich bin doch nun mal so für die Kunst eingenommen. Und wenn ich Pia abends da oben stehen sehe und singen höre, ist es mir immer, als hätte ich mir gerade solche Frau gewünscht."

„Mit der Singerei hätte es dann aber doch ein Ende, dächte ich." Die Dudinska verschluckte sich an einem Stückchen Kuchen, hustete und fuhr dann eilig fort. „Sie glauben ja gar nicht, was einem jungen Mädel in solcher Öffentlichkeit alles geboten wird! Grafen und Prinzen könnte sie haben, aber die Pia! Nein! Is nicht."

Er war fast beleidigt.

„Anders habe ich es doch gar nicht erwartet, gnädige Frau."

Die Dudinska platzte beinahe vor Stolz, die Pia aber gab dem Sprecher einen freundschaftlichen Klaps.

„Schwindle nicht, Karl. Versuche hast du genug gemacht. Es hat viel Zeit gekostet, bis du begriffst, wie ich denke."

„Ja, — nun ja —" Er war tödlich verlegen vor der gestrengen Tante. „Aber nun will ich dich ja auch heiraten."

Die Pia lehnte sich zurück und schloß einen Moment die Augen. Eine glänzende Perspektive tat sich vor ihr auf. Ein eigenes Heim, Geld, Kleider — eine Altersversorgung — und einen gutmütigen Mann als Zugabe, der sich leicht leiten ließ. — Sie seufzte.

Der kleine Ofenfabrikant ergriff ihre Hand.

„Ich liebe ihr doch sehr!" sagte er ganz zerfließend in Wonne und Glück, „aber sie liebt mir auch! — Nicht Pia?"

„Na, das weiß ich doch am besten." Die Dudinska lachte. „Und eine herzensgute Frau bekommen Sie an ihr, Herr Gutkait, das sage ich Ihnen. Sie kann auch kochen und flicken. . ."

„Aber dafür habe ich doch Leute", warf er sich stolz in die Brust. „Wenn Sie erlauben, gnädige Frau, spreche ich mal mit Ihnen über meine Verhältnisse. — Ich kann meiner Frau etwas bieten."

Der Stolz des Emporkömmlings sprach aus jedem Wort, aus jeder Bewegung.

„Bitte!"

Digitized by Google

„Ach nein, nicht jetzt. Wenn die Pia fort ist, plaudern wir noch ein Stündchen, und heute abend feiern wir zusammen Verlobung, nicht wahr meine Damen?"

Die Dudinska berührte, stolz über ihren Erfolg, den Fuß der Pia, während sie mit vielen Dankesworten die Einladung annahm; und dann hörte sie nachher mit neidischem Staunen in welch goldenes Bett die Pia sich setzen würde.

„Das ist ja erstaunlich! — Das ist ja erstaunlich!" keuchte sie in ihrem engen Kleide, und einen Augenblick schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, mit der Pia in Konkurrenz zu treten.

„Solch ein Mann!" sagte sie zärtlich und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Der macht viele Lumpen wett!"

Gutkait schüttelte ihre Hand.

„Sie werden später recht oft zu uns kommen, gnädige Frau, nicht wahr, damit Sie selbst sehen, wie gut es die Pia haben wird."

Da vergingen ihr alle Gelüste. Ein warmer Herd, ein gedeckter Tisch waren ihr hier sicher, darum schlauer das festzuhalten, als auf Wagnisse zu spekulieren. Sie zerdrückte eine kleine Träne.

„Wenn es die Pia nur mal gut hat," schluckte sie gerührt, „besser als ich armes Geschöpf, der das Leben schwer genug war."

Wieder tätschelte er ihre Hand.

„Auch Ihnen soll es gut gehen, Tantchen, das verspreche ich Ihnen." —

Als das vergnügte Verlobungssouper bei grauendem Morgen endete, kam die Dudinska mit ganz schief sitzendem Hut auf dem Kopfe nach Hause. Sie war so gesättigt, daß sie ordentlich keuchte.

Auf dem Korridor aber stand Benja Kysani in flammender Wut.

„Wo treiben Sie sich denn rum, Sie alte Mattel!" brüllte er sie an. „Nichts ist zurechtgemacht, kein Wasser da, wofür zahle ich denn den Sündensold an Sie!"

Die Dudinska wackelte in ihr Zimmer ohne ihm Antwort zu geben. Vor sich hinlachend, freute sie sich diebisch, daß sie eben mitgeholfen hatte, diesem Grobian einen Schlag zu versetzen. Der würde die Pia noch vermissen! —

* * *

Am nächsten Morgen erwachte Karl Gutkait mit brummendem Kopf und schweren Augenlidern. Eine ganze Weile mußte er sich erst besinnen, was der gestrige Abend in seinem Verlauf gebracht, aber als ihm alles klar geworden, fühlte er eine große Freude.

Nur eins ließ sie noch nicht ganz hoch kommen, — der Gedanke an seine Tochter.

Er sann und grübelte noch darüber nach, wie er der das Geschehene am besten beibringen könnte, als Else auch schon eintrat.

„Bist du krank, Vater?"

„Nein, Elseken, nein!"

Er rieb sich die Stirn, hustete, versuchte die Augen aufzureißen, es gelang ihm nicht.

„Du bist erst heut morgen nach Hause gekommen," sagte sie vorwurfsvoll, und — „ach, Vater, du hast einen Trauring verloren! Den von Muttern."

„Hab' ich? — So! So!" Er schluckte heftig. Den hatte er ja Pia in der Nacht angesteckt! Nun kam es also zum klappen.

„Komm mal näher, Elseken," begann er mit Löwenmut, „setz dich her zu mir und höre zu! — Ich habe mich nämlich gestern verlobt."

„Mit Mutters Trauring!" — Die kleine schmächtige Gestalt hockte empört auf dem Bettrand, der häßliche Weindunst schlug ihr in das Gesicht, sie merkte es aber nicht.

„Es ist ein schönes, kluges und gutes Mädchen, Elseken, und eine große Künstlerin. — Du weißt, daß mir die Kunst immer über alles gegangen ist. Du und die Mutter, ihr hattet keinen Dunst davon."

„Warst du nicht immer zufrieden mit uns, Vater?"

Über Elses Gesicht kullerten die Tränen, ihre schreckliche, wesenlose Ahnung hatte sie also nicht betrogen.

„Das sage ich ja nicht, Elseken," er wurde ganz kläglich, „aber siehst du, ich bin doch noch ein Mann in den besten Jahren! Immer in fremden Betten schlafen, ist wahrhaftig nicht schön. Und wenn du mir auch fein den Haushalt besorgst, 'ne Frau geht mir darum eben doch ab."

Das unschöne Mädchen senkte den Kopf und weinte heftiger.

„Deine Mutter in Ehren. Sie war eine grundbrave Frau, und mit ihren dreitausend Mit-

Digitized by Google

gift habe ich ja das Geschäft angefangen. Aber sonst, Elseken, meinen Zug nach Oben hat sie nie verstanden. — Die zweite kann das. — Die zweite ist überhaupt eine prachtvolle Person, sage ich dir. — Dir wird sie auch gefallen."

„Wer ist es denn, Vater?"

Das Mädchen hatte die Hände gefaltet und den Kopf auf die Brust gesenkt. Aus ihrer Haltung sprach ein großer Kummer.

„Ja, Elseken das ist es ja eben! Mancher wird was daran auszusetzen haben, — ich denke du bist aber vernünftig. Wer sein Geld in Anstand und Ehren verdient, ist immer achtbar." — Er verstummte zögernd und duckte sich ganz zusammen. Die Augen, der Tochter genierten ihn plötzlich. — Es ist die große Sängerin im Benzbergschen Kabarett, Pia heißt sie."

„Das eiergelbgefärbte Frauenzimmer", schrie Else und sprang jäh auf. „Bist du verrückt, Vater?"

„Erstens," Karl Gutkait wurde nun auch krötig, „verbitte ich mir solche Ausdrücke über meine Braut, verstehst du? Zweitens hat sie einen tadellosen Ruf; in moralischer Beziehung ist nicht an ihr zu tippen, das weiß ich von ihrer Tante. — Und das Eiergelbe finde ich gerade bildschön. Leicht hat sie es mir nicht gemacht, die Pia, schon wegen deiner, sie wollte keine erwachsene Tochter. Aber sie liebt mir — und ich ihr — das ist die Hauptsache, das andere muß sich finden. In vier Wochen ist Hochzeit."

Er war aus dem Bett geklettert; breitbeinig und stämmig stand er da.

„Sieh mich an, Elseken, gibt es einen Tadel an mir? Nee! Also mußt du vernünftig sein."

Else hatte das Gesicht mit den Armen bedeckt, sie schluchzte herzzerreißend; allmählich wurde auch Gutkait weich, seine Augen feuchteten sich, er tätschelte der Tochter Haar.

„Elseken — man nicht so doll! Ihr werdet euch nachher schon gut vertragen. Die Pia ist lustig und gut, du könntest deinem Vater auch ein bißchen Vergnügen gönnen."

Seine Stimme wurde vorwurfsvoll, aber das Mädchen reagierte auf nichts.

„Du stellst dich ja toller an, wie es deine Mutter tun würde", grollte er ganz ernstlich. Da brach es aus ihr hervor.

„Warum hast du mich denn damals nicht den Fritz heiraten lassen, dann war ich dir doch aus dem Wege!"

„Den Lausejungen? Nee! — Und damals kannte ich die Pia doch noch nicht, — wer sollte mir die Wirtschaft führen?"

Der krasse Egoismus dieser Beweisführung machte keinen weiteren Eindruck auf die Tochter, sie schüttelte nur den Kopf.

„Nein, Vater, mit so einer Person bleibe ich nicht im Hause. — Dann laß mich nur zu Tante Minna nach Prenzlau gehen.

Er war plötzlich oben auf.

„Das ist ein guter Gedanke, Elseken, die wollt' dir doch schon immer haben! Da kriegst du auch einen guten Mann. Schreibe ihr nur. Schreibe gleich!"

Else wischte ihre Tränen ab. Ein verhaltenes Feuer brannte in ihren Augen: So leicht gab sie der Vater auf um eine andere! — So leicht! Und sie hatte seit dem Tode der Mutter getan für ihn, was in ihren Kräften stand!

Die Gutkaits waren keine sentimentale Rasse, aber jetzt brannte und nagte es doch an Elses Herzen, als wäre ihr bitter Unrecht geschehen. Mit zusammengepreßten Lippen erhob sie sich.

Da streckte der Vater die Hand nach ihr aus und zog sie an sich. Ein Auge weinte, das andere lachte.

„Mußt vernünftig sein, Elseken; bei Tante Minna ist es auch sehr schön, und mir mußt du mein Glück gönnen! Sieh mal, ich hänge doch so an dem Mädchen, und wenn du uns dann mal besuchst, singt sie dir auch den ganzen Tag was vor. Und um dein Erbteil kommst du auch nicht, Elseken, das stelle ich sicher. Da können keine kommenden kleinen Gutkaits d'ran tippen. — Es tut mir ja leid um dich, Elseken, aber — was sein muß, muß sind!"

Er küßte sie, und das Mädchen schlich hinaus. Als er ihr nachsah, dachte er:

„Hübsch ist sie gar nicht, — sie hat keinen Pli, gerade wie ihre Mutter. Das Herz ist gut, aber gar nischt für die Aogen, — da ist die Pia doch ein anderer Kerl, die kann man nicht genug anschauen."

— — Else saß schluchzend in ihrem Zimmer und bittere Gedanken quälten sie.

Das war nun Vaterliebe! — Eine Fremde brachte er ins Haus, die eigene Tochter konnte

Digitized by Google

gehen! Wenn das die Mutter wüßte, daß das Frauenzimmer in ihrem Bett schlafen, an ihrem Platze sitzen sollte! — Sie konnte keinen anderen Ausdruck für die Neue finden, nachdem sie sie einmal im Kabarett gesehen. Entsetzlich fand sie ihren großen, roten Mund, ihr freches Gebahren. Der Vater mußte blind und besessen sein, daß er das alles nicht sah! Aber sie kannte auch seinen Eigensinn, den brach nichts und niemand. Auf alle Fälle mußte sie den Platz im Elternhause räumen, ehe noch die Hochzeit war. Vorher durfte der Vater ihr das Frauenzimmer aber nicht über die Schwelle bringen, das stand fest.

Wie sehr sie das Scheiden erbitterte! — Wie hart und ungerecht sie es empfand! — Ja, aber dagegen gab es keine Berufung! Kein Richter würde sich ihrer annehmen, wenn sie es auch versuchte. Ihr Kindesrecht war ein Nichts!

Und so schrieb Else an ihre Tante und nahm wehen Herzens Abschied von ihrer Heimat, denn sie wußte schon jetzt, wie alles verlaufen würde. —

„Wenn die Pia bloß den Mund hält!" war das tägliche Gebet der Dudinska, „sonst wirft ihr gewiß noch einer einen Knüppel zwischen die Beine. Solch Glück gönnt ihr so leicht keiner." Und sie predigte das dem Mädchen, so oft sie es sah.

Aber die Pia war selber klug genug zu schweigen, so sehr es sie auch manchmal kitzelte, mit ihren Zukunftsaussichten zu prahlen. Sogar die Dorsay würde sie beneiden, dachte sie, und zog doch sogar den Verlobungsring ab, wenn sie in das Kabarett kam.

Gutkait hatte sie strengstens verboten, sich ihr dort zu nähern, er durfte nur von weitem sitzen und ihr Kußhände zuwerfen, die sie dann strahlend erwiderte. Aber dafür durfte er ihr nach Herzenslust schenken; sie nahm alles, und über Elses Verhalten war sie tollfroh. So ein erwachsenes Mädchen ist in einer jungen Ehe auch eine zu unbequeme Mitgift. Sie wollte sich ihren „Ollen" schon ganz nach Wunsch ziehen.

* * *

Lu erinnerte sich nicht, jemals den kommenden Tagen mit so viel Freude und harmloser Lust entgegen gesehen zu haben. Das machte der kleine Baron, in dessen Gesellschaft sie sich fast jeden Abend befand, und der mit seinen glühenden Huldigungen, die aber niemals die Grenze überschritten, und seinem kinderfrohen Wesen ihr die liebste Gesellschaft geworden war.

Alles an ihm atmete Aufrichtigkeit, völlige Hingabe an seine Erwählte, dabei Bescheidenheit und Herzensgüte.

So wollte sie die Männer, die ihr angenehm sein sollten!

Er war zwanzig Jahre, — also drei Jahre jünger als sie, hatte seit neun Monaten das Offizierspatent in der Tasche und befand sich in dem glücklichen Gemütszustand, in dem man noch fragt — wie teuer die ganze Welt.

Alle erfreuten sich an seiner Jugendfrische, seinem herzlichen Lachen, seiner geradezu tollen Liebe zur Dorsay.

Kimmerling hätte ihm manchmal zurufen mögen: Mensch, bist du blödsinnig! — Trotzdem hatte auch er sein Gefallen an ihm.

So kam der Abend, an dem Lu und Falkner in dem großen Verbandsfest mitwirken sollten. Sie fühlte sich sehr unbehaglich, trotz des dezenteren Gewandes. Alle Menschen da waren ihr unbekannt, — wie hatte sie sich zu benehmen?

Mit scheuen Augen sah sie im Auto zu Falkner auf, der augenscheinlich völlig gleichmütig dasaß. Das erregte sie noch mehr und machte sie fast zornig. Dieser linkische, weltfremde, unter Umständen so brutale Mann, konnte sich doch nicht einbilden, bei seinem ersten gesellschaftlichen Auftreten gleich vollendet zu sein! — Er hatte sich zwar in seinem Äußeren merklich verändert, — immerhin — so schnell streift man doch nicht alle Eierschalen ab! —

Beinahe gereizt fragte sie:

„Haben Sie gar keine Unruhe? Kein Unbehagen, Falkner?"

Er schüttelte gleichgültig den Kopf.

„Wovor? — Vor wem?" fragte er.

Sie ahnte nicht, wie intensiv er noch immer mit sich selbst beschäftigt war. — Wie er in seinem Innern umriß und aufbaute, sich zu einem neuen Menschen umformte, so daß die ganze Umwelt ihm gleichgültig war. Auch jetzt dachte er nur daran, was sich für ihn aus einem möglichen Erfolge ergeben könnte, und daß er Brücken bauen wollte für seine Zukunft, seinen plötzlich erwachten brennenden Ehrgeiz. Der Flug in die Sonne, das war jetzt sein Streben. —

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Am Mövenstein / Roman von Ludwig Müller-Grimmold.

8. Fortsetzung.

Hans folgte mit der Frau Pastorin. Ihre lebhafte Unterhaltung verhinderte das Aufkommen jener gedämpften Stimmung, die sonst das Wesen des Hausherrn erzwang. Es war ein Lachen und Scherzen; Frage und Antwort, Behauptung, Beifall, Widerspruch schwirrte bunt durcheinander.

Die Pastorin gestand freimütig ihre Befriedigung: „So lustig ging's hier noch niemals zu."

Doktor Manners neigte sich gegen Annemarie vor. „Das war eine Spitze gegen mich." Er bekannte es ohne Gereiztheit, mit einem leisen Bedauern über den Mangel der Gabe, solche Fröhlichkeit herbeizuführen; ließ sich willig von ihr tragen und freute sich, wie munter Annemarie das Mittagessen bei Scholz schilderte: „Totvergnügt war es. Ich habe in meinem Leben zusammen nicht so viel Champagner getrunken als an diesem Nachmittage. Der Professor kramte die unglaublichsten Schnurren, Schnadahüpfle und Marterlinschriften aus. Allmählich lerne ich das Kauderwelsch von Deutsch auch verstehen. Begrüßt er mich morgens: „Wie gehtsch di, Dirnle", dann weiß ich: er hatte eine gute Nacht. . ."

„Und was antwortest du ihm?" In Helenes Augen leuchtete es lusthungrig auf.

Annemarie bog aus: „Was man dann so antwortet"; und schob ihr Glas Doktor Manners zu. „Von Ihrem Fruchtsaft, bitte; sonst könnte ich nachher aus dem Takt fallen." Sie sagte es, wie es ihr auf die Zunge kam, ohne lange zu wägen.

Ihm bedeutete der Nachsatz nur einen verurteilenden Hinweis auf die vielleicht mißdeutige Frage; seine unbefangene Heiterkeit schwand dahin; seine Lippen bewegten sich in der Suche nach einem Worte der Rechtfertigung für Helene. „Meine Frau lernte gerne Herrn Professor Scholz kennen. Vielleicht läßt es sich jetzt, wo er das Bett verlassen hat, ermöglichen. . ." Er brach ab: er merkte die Torheit der Begründung und ward sich wieder einmal schmerzlich seiner Redeungewandtheit bewußt. Verstimmt füllte er Annemaries Glas.

In das Glucksen der Flasche mengte sich Helenes spitzes Lachen. „Fängst du so an. . . Kenne ich. . . Da gehe ich lieber allein zu ihm. Auffressen wird er mich wohl nicht. Ist mal solch großes Tier hier, will ich's auch sehen."

Eine peinliche Stille entstand. Annemarie grübelte, ob Scholz Helene empfangen werde; und spürte dabei eine Befriedigung, daß sie hier etwas vor ihr voraus habe, etwas Schönes, Begehrenswertes: die Freundschaft eines anerkannten Meisters, eines Gewaltigen auf seinem Gebiete.

Der Pastor verständigte sich durch einen einzigen Blick mit seiner Frau: „Wieder mal sehr taktlos."

Sie antwortete ihm im stillen mit einem Verse aus der Ilias; in der Ursprache, wie daheim, wenn sie eine Angelegenheit vor den Dienstboten geheim halten wollte.

Hans führte das Gespräch weiter, als sei nichts vorgefallen. „Es war von Marterln die Rede. Ich las mal eine Inschrift:

Dieses Kreuz ist aufgericht't
zu Ehren unser Herrn Jesu Christ
der für uns gekreuzigt ist
durch die Bauern dieser Gemeinde.

Wonach also das Evangelium zu berichtigen, und Pontius Pilatus als Unschuldengel reinzuwaschen ist. Prosit, Herr Pastor."

Gädertz ging auf den Scherz ein; das Gespräch belebte sich. Helene hielt sich schmollend zurück; Doktor Manners bewunderte die Geschicklichkeit seines Bruders und dankte ihm nach Tisch: „Helenes Äußerung war nicht ganz glücklich. Ich hätte ihren Wunsch bereits erfüllt. . . Der Professor bedurfte nur noch der Ruhe. . ."

Hans sagte leichthin: „Gewiß, sehr richtig"; begann zu präludieren und sann dabei von neuem, wie sein Brüderchen zu der Heirat mit einer gekommen sein möge, die in allem, aber auch in allem, sein Widerpart war.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter. „Haben Sie Lust? Noten brachte ich mit." Annemarie klemmte sich zu ihm auf die Bank, die eigentlich nur für eine Person berechnet war. Sie bedrängten sich fast. Sie achtete nicht darauf: die Musik nahm sie gefangen. Ihn riß ihre Nähe zu anderen Wünschen hin; sein Blut wallte auf; immer wieder mußte er sich mit Gewalt zur Ruhe zwingen. Eine süße Qual war es ihm, daß er

Digitized by Google

neben ihr sitzen blieb, als sie nach Beendigung der Sonate Doktor Manners heranrief: „Jetzt wir beide; das Divertissemento von Mozart."

Doktor Manners stützte sich schwerfällig empor; sein: „Sehr freundlich", klang leer, als wisse er nicht, worin er willigte; sorgfältiger als sonst noch packte er die Geige aus; das Stimmen nahm ihm Minuten. „Ich bin bereit, Fräulein Annemarie."

Schmeichelnd und kosend wie in neckischem Schäferspiele hüpften die Figuren des einleitenden Klaviersolos dahin; ein Singen war's, ein Jubeln, Tanzen und Tollen. . . Die Violine fiel ein. . .

Überrascht und enttäuscht horchte Annemarie auf: der Einsatz klang matt heute, dem Triller fehlte der feste Wirbel, die Cantilene ähnelte mehr einer Totenklage als einem Hirtensang. . . Sie belebte ein wenig das Tempo, ihren Mitspieler anzufeuern, und gab es auf: er hielt sich strenge an das Zeitmaß, so daß er zurückblieb. Mißmut beschlich sie; sein Spiel dünkte ihr, zum ersten Male, seelenlos, rein schulmäßig korrekt. Es kostete sie eine Überwindung, sich seiner langweiligen Art anzupassen. Wie eine Erlösung begrüßte sie den Schlußakkord.

Er reichte ihr dankend die Hand. „So gut klappte es noch niemals; nur kurz vor der ersten Kadenz eilten Sie ein wenig. Ich besorgte schon eine Entgleisung." Er drohte ihr im Scherze. Die Musik hatte ihm den Unmut vertrieben und die Sicherheit zurückgegeben. Liebenswürdig wandte er sich seiner Frau zu. „Dürfen wir jetzt dich um einen Beitrag bitten?"

Helene schob schmollend die Unterlippe vor: „Ich kenne nur Walzer; die mögt ihr doch nicht hören"; und wandte sich Gädertz zu.

Hans führte den Mund an Annemaries Ohr, während er ein paar Akkorde anschlug, seine bissige Bemerkung für die anderen zu übertönen. „Lenchen mault. Lassen wir sie maulen." Und dann laut: „Also ein Walzer wird befohlen, Fräulein Annemarie."

Ohne Noten begann sie: „An der schönen, blauen Donau"; er fiel im Baß ein, und so spielten sie nur nach dem Gehör, in scharfem Rhythmus, und doch weich und schmiegend. Unwillkürlich wiegte sie den Oberkörper nach dem Takte. „Könnten wir tanzen."

Ebenso leise lockte er: „Ja, nicht in enger Stube: in mächtigem Saale, unter tausenden und doch ganz allein für uns. Auf einem Künstlerfest vielleicht. . . ."

„Künstlerfest." Ihr Blick traf ihn, ungescheut, voll Leben, Glut und Leidenschaft.

Er antwortete ihr mit einer Bitte: „Die Polka aus der Fledermaus", summte ihr die Worte zur Melodie ins Ohr und reizte sie auf, bis sie mit heller Stimme einfiel.

Gädertz machte: „Ei, ei"; der Pastorin zuckte es in den Füßen. Doktor Manners sah nachdenklich vor sich hin: für diese Art von Fröhlichkeit fehlte ihm das Verständnis; sie grenzte ihm zu nahe an unschöne Ausgelassenheit. Und vergeblich fragte er sich, wo Annemarie diese zweideutigen Verse erlernt haben möchte.

Helene träumte mit offenen Augen: der Kronleuchter umgürtete sich mit Tannengrün; die Kerzen auf seinem breiten Holzrahmen flackerten im Luftzug der Tanzenden; das Klavier versteckte sich hinter Fischergerät; das Sofa wuchs zu einer Estrade wie in einer Bauernschenke; fröhlichübermütiger Sang begleitete Geige, Flöte und Zither; die Krüge kreisten.... „Warum so spröde, Lenchen: einen Kuß von meiner Schäferin, gern gebe ich ein Schaf dahin." . . . „Ich will nicht." . . . „Ich stelle zum Dank deine Bilder bei mir aus." . . .

Das Verstummen der Musik schreckte sie in die Wirklichkeit zurück; ein Frost schüttelte sie; furchtsam streifte ihr Blick ihren Mann: kerzengrade saß er da, mit korrekter Armhaltung, eine Pagode, steinern, ohne Leben, ja ohne Sehnsucht nach Leben. . . . Sie sprang auf und packte Hans an. „Du, tanz mit mir. Annemarie spielt. Aber nicht so was altmodisches: einen Onestep."

Er flüsterte ihr eine Warnung zu: „Ob es Georg auch recht sein wird?"

„Was gehts mich an. Es verlangt mich danach." Sie drängte an ihn heran; ihr Atem schlug ihm entgegen, heiß und begehrlich.

Die Frau Pastorin erhob sich. „Es ist schon spät, wir müssen aufbrechen." Hans verständigte sich mit Annemarie: „Ich bringe Sie heim."

Helene sah ihnen nach. Neid und Ärger schärfte ihren Hohn: „Georg, die beiden. . . .

Digitized by Google

Es wird Zeit, daß Hans wieder abreist." Und dann, als Doktor Manners nur beschwichtigend die Rechte hob: „Natürlich, bei dem leisesten Wort gegen Annemarie. . . . Ich gehe schon. Gute Nacht."

Sie hastete in ihr Zimmer und grub den Kopf in die Kissen: die Träume kehrten nicht zurück, nur Sehnsucht blieb, heißes, unbefriedigtes Verlangen.

Unten setzte Doktor Manners sich an den Arbeitstisch, die Durchsicht der Akte wegen der Bänke zu beenden. Er kam nur langsam voran; immer wieder stahlen sich andere Gedanken dazwischen, Gedanken, die diese Stunden angeregt, denen er nicht nachzugehen wagte; und die er doch nicht abschütteln konnte. Schwerer noch als sonst fügten sich ihm die Worte, prägten sie sich seinem Gedächtnis ein. Eine Furcht befiel ihn, daß er trotz aller Mühe so gut wie unvorbereitet reden müsse.

Die Nachtglocke rief ihn an die Haustür. Hinnerk Böbs sein Enkel zog die Mütze. „Mudder het so veel Wehdag. . . . Vadder is up Fang. . . . Ik wüßt mi nich to helpen. . . ."

Doktor Manners schlüpfte in den Mantel, steckte ein Schlafpulver zu sich und tröstete den Jungen: „Wir wollen deiner Mutter schon die Schmerzen vertreiben, daß sie zur Ruhe gelangt. Komm." Alle Unruhe wich vor der Freude, helfen zu können. Den Jungen an der Hand, schritt er wohlgemut durch die kühle Nacht voran.

Die Vorderreihe lag still da; nur der Leuchtturm hielt die Augen geöffnet. Der Ost war eingeschlafen.

Auf der Ratsbrücke hockte einer; die Mütze saß ihm keck auf dem Hinterkopf; sein Blick hing am Alten Zoll, an dem erleuchteten Fenster des ersten Stockwerks, an dem Schatten, der sich zuweilen auf der Gardine abmalte.

Über den Strom auf ihn zu schlug der Mond eine schwanke Brücke, kaum stark genug, sehnende Gedanken zu tragen.

* * *

An diesem Montagmorgen kam statt des Kellners mit dem gewohnten Glase Bieres Meifert mit einer Flasche Rotweines; breitete die Pläne für den Neubau aus; sprach erst um den Brei herum und begann dann von seinem Wunsche, den „Damensaal" mit Wandgemälden zu schmücken. „Es soll etwas Künstlerisches, etwas Hervorragendes werden, Herr Manners. Und da ich erstklassige Maler nicht kenne . . ."

Hans merkte: „Er will dich einfangen." Der Wein schmeckte ihm plötzlich sauer. Ein Fluch drängte sich ihm auf die Lippen, daß er wie ein Anstreicher Wände bepinseln und noch dazu mit Ansichten aus dem Orte, nach den verrückten Vorschriften dieses Banausen; gegen eine elende Bezahlung. . . . „Sie werden in der Stadt wohl einen finden."

Meifert winkte den Kellner herbei. „Nicht ganz mein Geschmack, dieser Wein; zu wenig Gehalt. Heinrich, eine Flasche Leoville, Weißlack, von dem bekannten Jahrgang. . . ." Er hatte es sich nun mal in den Kopf gesetzt, daß Hans die Bilder malen sollte, und er schmeichelte ihm: „Es ist Ihr Heimatort; Ihr Vater ist für den eingetreten, Ihr Bruder opfert sich für den auf . . ."; sagte was von vorzüglicher Reklame, bester Quelle für Aufträge: „Bedenken Sie die Menge der reichen Badegäste, die Ihre Meisterwerke bewundern werden." . . . . Mit einem weniger nächstenfreundlichen Grunde hielt er zurück: der Gemeinderat hatte die Neuverpachtung des „Strandpavillons" auf den Klippen vor dem Mövenstein ausgeschrieben, und hier wie überall gab die Meinung des Herrn Vorsitzenden Doktor Manners den Ausschlag.

Hans bedachte ein anderes: „Nimmst du an, hast du Georg was aufzuweisen, darf er dir nicht Helenens Verkauf vorhalten, bist du für ein paar Monate aller Sorgen überhoben." Und noch eins flüsterte ihm zu, anzunehmen: der Gedanke an Annemarie.

Bei der dritten Flasche wurden sie einig. Meifert klagte zwar: „Viel zu teuer", und war doch zufrieden. Hans schalt: „Eine Lumpensumme", und freute sich, daß er neben einem höheren Entgelt eine gute Anzahlung herausgeholt und sich für Entwurf und Ausführung volle Freiheit gewahrt hatte.

Während er noch in Meiferts Arbeitszimmer den ersten Verdienst in seinem Leben säckelte, kam Annemarie mit Doktor Manners die Treppe hinab. Wortkarg ging sie neben ihm hin: die verspätete Stunde seines Besuches hatte sie gehindert, Scholz um Beistand und Förderung für ihren Entschluß zu bitten. Diese

Digitized by Google

Verschiebung auf den Nachmittag bedrückte sie, ohne daß sie sich einen wirklichen Grund dafür angeben konnte. Jochen Ellfeldt hätte wieder von Stimmung, Laune, Bock gescholten.

Doktor Manners lag die Sitzung im Sinne. „Ich muß noch eine Akte durchsehen. Hoffentlich bleibe ich vor Tische ungestört. . . . Gestern kam mir immer wieder was dazwischen. . .“ Er lugte zum Meere hinüber; still lag es da; ein feiner Dunst verhüllte die Ferne; über der Sonne webten Schleier. „Ich machte gerne wiedermal einen tüchtigen Spaziergang mit Ihnen, Fräulein Annemarie; ich bedarf der Bewegung; ich fühle es: aber woher die Zeit nehmen.“

Ihm wurde keine Auskunft, nicht einmal eines jener aufmunternden Worte, die ihre Zutraulichkeit ihm zwiefach lieb machten. Und ihr „Auf Wiedersehen!“ beim Abschied dünkte ihm schmerzlich kurz und kühl.

Hinter ihnen schlenderte Hans heimwärts. Die Mütze rutschte ihm fast vom Hinterkopf; seine Finger beschrieben eine Bewegung, als zählten sie Goldstücke.

Bei der Bazarbude hielt Jochen Ellfeldt ihn an. „Das hat ja gestern höllisch lange gedauert bei Ihrem Bruder. War wohl sehr lustig: Mieken flötete und sang, bis ich ihr meinen Stiefel gegen die Wand keilte: um elf will ich Ruhe im Hause haben.“

Hans brannte eine Zigarette an und fragte, um was zu fragen: „Wohin; es ist Essenszeit. Was Wichtiges vorgefallen.“

„Wo haben Sie Ihre Augen. Sehen Sie nichts?“ Jochen Ellfeldt wies voraus in See. „Sturm ist ein böses Ding; der Nebel ist des Teufels Erfindung. Das schlengert sich so leise und listig heran; bautz, sitzt man drin, sieht vom Steuer aus nicht das Heck. Hab das mal vor den Scilly Islands gehabt. Hätte unser Herrgott nicht rechtzeitig einen gehörigen Stüber aus Nord gesandt. . . . Davon habt ihr Landratten ja keinen Dunst von einem Schimmer.“ Er streckte die Nase hoch und schnupperte. „Hat den richtigen Geruch; wird ne böse Sache. Sind fünf Fischerboote heraus.“

Seine Ängstlichkeit überraschte Hans. „Na, Kaptein, die Fischer wissen doch hier Bescheid.“

Jochen Ellfeldt zog den Mund gegen ihn breit. „Se sünd wol en ganz Kloken.“ Und dann, schon im Weitergehen: „En Döskopp sünd Se; und en bannig groten dorto.“

Bei schlechter Laune hätte Hans die harmlos gemeinte Grobheit des Alten mit der schroffen Entschlossenheit zurückgewiesen, um die er selbst bei seinen besten Freunden gefürchtet war. Jetzt lachte er, überlegen und herablassend; faßte nach dem Gelde in der Brusttasche, lugte zum Alten Zoll hinüber. . . . Ein Fenster im ersten Stock wurde geöffnet; eine Hand hielt die Gardine zurück; zwei Augen suchten den Weg unter den Linden ab. . . . „Döskopp sünd Se, Kaptein; un en bannig groten dorto.“

In dieser Stimmung betrat er die Arbeitsstube seines Bruders.

Altvertraut grüßte der Raum, grüßte jedes Stück. Wie vor Jahrzehnten lächelten ihm die Engelköpfe aus den Mittelfeldern des überreich geschnitzten Eichenholzschrankes entgegen; erzählten die Kacheln des holländischen Rundofens Geschichten aus dem alten Testament; warnte auf dem glasperlengestrickten Ofenschirm der Prophet den ehebrecherischen König Judas; prahlten die Kupfer an der Wand mit ihren hochtrabenden Dedikationen an Fürsten, die seit langem Leben, Land und Leute verloren; segelte durch das Luftmeer das metergroße Modell der Brigg, das ein Fischer aus Dankbarkeit und zur Entlohnung gezimmert hatte. . . . Alles war wie vordem, nichts fehlte, nichts war hinzugefügt, ein einziges Stück ausgenommen: sein Bild aus Capri. Im Schatten des Fensterpfeilers hing es, in die Ecke versteckt; wie ein unwillkommener Eindringling; oder wie ein Junge, zur Strafe für eine Schlägerei, für eine unerlaubte Kahnfahrt, einen Einbruch in des Nachbars Obstbaum, ein schlechtes Versetzungszeugnis: „Hans gibt sich nicht genug Mühe, er treibt sich zuviel herum.“ . . .

Er lugte hinter den Schreibtisch aus gedunkeltem Mahagoniholz mit dem mächtigen Schrankaufbau, wo vormals das spanische Rohr hervorgrinste; lauschte zur Tür hinüber, ob Jettchen wie einst mit schweren Atemzügen ihn tröstete: „Ich steh dir bei. . .“ Aus dem Stuhle heraus, in dem jetzt Georg thronte, hatte der Alte seine mahnende, strafende Stimme erhoben; hatte er nach langem bitteren Widerstand drohend eingewilligt: „Werde meinetwegen Maler. So oder so: du bringst es im Leben zu nichts.“

Digitized by Google

Seine Brauen zogen sich finster herab; nicht wie an jenem Morgen im heiligen Zorn jugendfrohen Selbstvertrauens: „Ich will dich eines besseren überzeugen"; in Scham und Verzagen: „Wahr geworden: das Erbe verlottert, die Lehrjahre verbummelt, die Kraft vergeudet, die Zukunft verderbt. . . ." Kein Ausdruck war ihm hart genug, sich selber zu verdammen.

Doktor Manners schob die Akte wegen der Bänke zurück und wies auf den Stuhl neben seinem Pulte. Keine hastige Bewegung, kein Schwanken der Stimme deutete auf seinen Unmut über die lästige Störung; der Bleistift in seiner Hand stand fest wie der Leuchtturm.

„Eine Bitte, Georg. . . ." Hans setzte sich; er versank fast in dem Großvaterstuhl mit den breiten Ohrenklappen. Seine Lippen gaben die verbissenen Zähne frei; Verzagtheit lähmte seine Zunge.

Über Doktor Manners Züge legte sich das vieldeutige Lächeln. Den Kopf leicht vorgeneigt, wartete er geduldig auf den Inhalt der Bitte, als habe er einen hilfesuchenden Kranken vor sich, der aus falscher Scham mit seinem Geständnis zurückhielt.

Endlich hörte er es: „Leihe mir zweitausend Mark auf sechs Monate." Überstürzt kam es heraus, leise, kaum verständlich. Es überraschte ihn völlig, es verwirrte ihn, rief beklemmende Fragen wach: „Du in Geldverlegenheit, um solche hohe Summe, auf viele Monate . . ." Nachdenklich sann er vor sich hin; eine Antwort fand er nicht; die Aufklärung, die er erhoffte, blieb ihm versagt; und fragen . . .: es dünkte ihn unzart, aufdringlich, ein Verstoß gegen brüderliches Vertrauen. . . . „Ich sehe keinen Hinderungsgrund, lieber Hans. Darf ich dir die Summe auf der Stelle geben?" Ohne auf Zustimmung zu warten, zog er das Scheckbuch hervor.

Über Hans lag es wie eine Betäubung: im Handumdrehen war erledigt, wovor er Wochen hindurch gebangt, was er noch hier von Tag zu Tag hinausgeschoben; freundlich war es erledigt, ohne quälendes Aushorchen, ohne Vorwurf, ohne Bedingung; in Vertrauen gewährt, um Vertrauen werbend: „Sprich dich mir aus, rede dir die Sorgen vom Herzen." . . .

„Wüßtest du, Georg, wie ich dazu gekommen, was ich durchgelitten . . ."

„Einen Augenblick, lieber Hans." Doktor Manners führte behutsam den Löscher über die Tinte. „Bitte, nimm. Zwischen drei und fünf ist die Bank geöffnet. Sie wird mir wohl leihen, soweit ich mein Konto überzogen habe." Er sagte es ohne Hintergedanken, als eine einfache Tatsache, die ihm hin und wieder begegnete.

Auf Hans wirkte das Wort demütigend: „Auch du hättest so stolz sprechen, so frei verfügen können, hättest du verständig gewirtschaftet." Das Papier brannte in seiner Hand. Als wolle er einen Schlag abwehren, legte er die Faust auf die Brust.

Ein leises metallisches Klingen kicherte ihm ins Ohr. Sein Verlangen nach einer Aussprache erstarb; seine Zuversicht in sich selbst erstarkte und trieb ihn an, von Meiferts Auftrag zu erzählen. „Ich habe ihn angenommen, da ich augenblicklich keine andere größere Arbeit unter Händen habe. Für die nächsten Monate quartiere ich mich also hier irgendwo ein. Selbstverständlich werde ich dir und Helene nicht zur Last fallen. Ich bedarf auch völliger Ungebundenheit. Fest bestimmte Arbeitsstunden kenne ich natürlich nicht. Wie lange die Bilder mich nehmen werden . . .: ich muß mal sehen. Sobald ich mich nur erst wegen der Motive entschieden habe. . . . Eins böte der Alte Zoll mir vielleicht. Ich meine so..." Vor seinem Geiste entstand das Bild; die Dielentreppe hinab kam Annemarie; sie trug die Tracht der Fischerinnen, um den topfartigen Strohhut schlang sich das blaue Band der Unvermählten; ihr Blick, klar und glänzend, lugte ihn verlangend an. . . . „Ein ausgezeichneter Vorwurf, Georg; wen ich als Modell nehme. . . . Es wird sich schon eine finden. Mir ist nicht bange. Solch Bild zeigt was her; lockt zu Aufträgen; es kommen hier ja so viele reiche Kunstliebhaber über Sommer; fünfzehnhundert bringt so eines mit Leichtigkeit." Er lehnte sich lässig im Stuhle zurück: es stand ihm fest, daß er die Summe erhielt, so fest, als trage er sie bereits in der Tasche, wie den Vorschuß von Meifert.

Vom Flure her mahnte mit zwei gedämpften Schlägen die Uhr zum Mittagessen. Doktor Manners verschloß sein Pult. Und während er den Schlüsselbund in die Tasche versenkte, begrub er die Versuchung, seine Zweifel an solchem Erfolge gegen Hans zu äußern und an Stelle

Digitized by Google

seines Vaters zur Vorsicht zu ermahnen; und berief sich selber: „Es ist nicht deines Amtes." Worauf er mit einem Hinweis: „Helene wird uns erwarten", sich erhob.

Hans hielt ihn zurück. „Ich will dir zuvor einen Schuldschein ausstellen."

Doktor Manners wiederholte die Worte nachdenklich: ein solcher Schein bedurfte des Stempels; die Verschwiegenheit des Beamten war zweifelhaft, der Ruf von Hans hätte gefährdet werden können. . . . „Zwischen uns bedarf es keiner solchen Förmlichkeit."

Die Ablehnung überraschte Hans; sie widersprach zu scharf der Ordnungsliebe seines Bruders, entstellte das Darlehen zu einem Geschenke, zu einem Loskauf von solchen Bitten für alle Zukunft. . . . „Sobald ich die Gemälde abgeliefert und mein Geld von Meifert erhalten habe, zahle ich dir selbstverständlich die Summe sofort zurück."

„Richte es damit ganz nach deinem Belieben ein." Und dann, schon an der Tür: „Helene erfährt besser nichts von unserer Abmachung. Es fällt ihr noch immer schwer, sich mit ihrem Kleidergelde einzurichten. . . . Du wirst mich schon verstehen." Er öffnete, guckte sich um, suchte Helene im Nebenzimmer und entschuldigte ihr Ausbleiben: „Sie fühlte sich schon gestern nicht ganz wohl. Ich will eben nach ihr sehen."

Hans hockte auf das Fensterbrett hin und spann sich mehr und mehr in seine Gedanken ein: das Schweigegebot gegen Helene war ihm unverständlich, die Begründung dünkte ihm wenig stichhaltig, geradezu bei den Haaren herangezerrt. Und das Hinwegschlüpfen über seinen Erfolg kränkte ihn als ein Zweifel in seine Kraft, seinen Willen, seine Ausdauer; rüttelte an seinem Selbstvertrauen, erfüllte ihn mit Ärger gegen seinen Bruder, reizte ihn an, Helene alles zu entdecken und sich an ihrem Verständnis, ihrer Anerkennung über die Herabwürdigung seiner Kunst durch Georg zu trösten. . . .

Und er begrüßte Helene so herzlich, als sei gestern abend nichts zwischen sie getreten: „Gehts besser?"

Sie murmelte etwas unverständliches, nahm ein wenig von der Suppe und murrte aus ihren Bedanken heraus: „Einfach albern."

Über Doktor Manners Stirne glitt eine Furche; um seinen Mund zuckte es, zweimal, ganz kurz nur.

Hans dachte bei sich: „Mein Brüderchen hat seinen Abscheu vor mir an ihr ausgelassen;" und kam ihr zu Hilfe: „Hast du die Akten über den Mord nun durchgelesen?"

Sie wandte sich ihm voll zu, bis sie ihrem Manne fast den Rücken zeigte, und erzählte von ihrem Funde, hastig und ungeordnet; ereiferte sich, mischte Tatsachen mit Vermutungen, schmückte aus, beschnitt, formte den Stoff zu einer Novelle. . . . „Du, Hans, ein famoser Gedanke: ich schreib einen Roman darüber."

„Versuchs, warum nicht." Er plinkte ihr vergnügt zu: ihr Einfall belustigte ihn; es dünkte ihm unmöglich, daß sie, die sich noch zuweilen mit der Rechtschreibung verfeindete, sich an ein solches Unternehmen wagen werde.

Doktor Manners hörte lange schweigsam zu; dann faßte er seine Zweifel in eine sehr vorsichtige Frage: „Würde ein Fehlschlag dich auch zu sehr entmutigen?"; nahm geduldig ihren lebhaften Widerspruch hin und trug schließlich seine mißbilligenden Gedanken in seine Sprechstube.

Helene entließ ihn mit einem „Hem", dessen Bedeutung unklar blieb, und forderte Hans heraus: „Du denkst größer von mir. Das ist ja gerade das bedeutsame an meinem Talent: andere können malen, oder schauspielern, oder dichten, oder modellieren; ich kann alles, spielend leicht."

Gegen seine Überzeugung stimmte er ihr zu, nur um endlich von sich reden zu können. Schon nach den ersten Worten unterbrach sie ihn höhnisch und ärgerlich zugleich: „Das also bestimmte dich, mich nach vier Jahren der Vernachlässigung aufzusuchen. Sonst hättest du mich wohl noch länger gemieden und andern Göttern geopfert. Ist es das, hättest du gern wegbleiben können. Und mir das so lange zu verheimlichen. Hattest du Angst, ich könnte dir Konkurrenz machen? Zu solcher Dekorationspinselei gebe ich mich nicht her. Nun kennst du meine Meinung. Adieu."

„Lenchen." Bittend und drohend schlug der trauliche Anruf an ihr Ohr, daß sie sich in der Tür umwandte. „Was willst du noch von mir."

„Verdirb mir nicht die Freude. Schmiererei liefere ich nicht; verlasse dich darauf. Und Meiferts Absichten waren mir unbekannt, als

Digitized by Google

ich herreiste. Nicht um Aufträge kam ich: dich und Georg zu besuchen . . ."

„Und sitzt den ganzen lieben langen Tag im Alten Zoll. Schürzenjäger."

Seine Brauen zogen sich finster herab; ein Fluch würgte sich seine Kehle hinauf.

Sie schnitt ihm eine Grimasse. „Meinst du, ich wäre blind, hätte gestern abend nichts bemerkt? Hol dir bei dem dummen Gör Rat." Hinter ihr krachte die Tür ins Schloß. Nach einer Weile ächzte eine andere oben im Dachgeschoß.

Er hörte und dachte nichts; er beobachtete nur angestrengt, wie eine naschhafte Spinne sich im Bodensatz seines Weinglases zu Tode spattelte.

Das Mädchen deckte ab, bürstete das Tischtuch von den Brotkrumen rein, legte eine neue Decke auf. . .

Er starrte vor sich hin; in den quadratischen Feldern der Decke tauchten Bilder auf, wie auf den holländischen Kacheln des alten Ofens jenseit des Flures: Ismael, der Verstoßene, in der Wüste, verlassen, verzweifelnd. . .

Ein Frost durchschüttelte ihn; wie ein Verdammter floh er davon, hinaus, aufs Geratewohl.

Der Nebel hatte sich der Küste genähert; lautlos kroch er heran, unfaßbar, und dennoch fast greifbar dick war sein gelbgraues Gewand; unwägbar leicht und doch wieder so schwer, so niederdrückend, tagverschlingend, finsternisbringend; und in der Finsternis das unerkennbare, ungewisse, schreckende; ein Nichts, und doch trennend wie feste Mauern, vereinsamend wie enger Kerker. . .

An den Linden hing er noch wie dünnes Gespinst; die Bazarbude war fast schon verschlungen; im Dunkel verlor sich das freie Feld und der Weg ans Meer. . . .

Im Kurhause hatten sie Licht angezündet; kraftvoll flammte es am Quell; an den belaufenen Scheiben schon ermattete es, auf halber Terrasse verglomm es, müde wie das Leben eines, den der Tod zu lange mied; traurig wie eine Hoffnung, die harte Wirklichkeit knickte.

Vor dem Liegestuhle beugte Annemarie das Haupt tiefer auf die Brust; mühsam hielt sie die Tränen zurück. Neben ihr stand Guste, die Hand tröstend auf ihre Schulter gelegt; untätig hingen die Strickstricken an ihrer Seite; mitleidig wiegte sie den Kopf.

Scholz sprach, langsamer als sonst, die Worte bedachtsam wägend. Ein milder Ernst ruhte auf seinen Zügen. „Stehen Sie von Ihrem Wunsche ab, Annemarie; er bringt Ihnen keinen Segen. Tausend junge Mädchen werfen sich begeistert, siegesgewiß der Musik in die Arme. Eine höchstens erringt den Lorbeer; die andern schleppen sich müde an Leib und Geist in einen stillen Winkel, wie ein Verfehmter zu enden. Und die Eine. . . . Ein Holzhacker tauscht nicht mit ihr: der hat sein geruhiges Heim, seinen bescheidenen, aber festen Verdienst. Eine Klaviervirtuosin wird von Ort zu Ort gehetzt. Zwischenhin das aufreibende Studium. Und dabei die währende Angst, von einer Nebenbuhlerin übertroffen zu werden. Der Beifall und die Blumen haben Sie vielleicht getäuscht: äußere Ehren sinds, längst veräußerlicht. Befriedigung bietet nur das stille Schaffen. Ist es nicht von Geldgier schon vergiftet, von dem Ekel an allem, was am Betriebe hängt. Und kommt ein Fehlschlag, ein Rückschritt. . . .: ein Mann überwindet ihn; eine Frau wird von ihm zu Boden geworfen. Das liegt so in der Natur der Geschlechter."

Zwischen den Dreien ward es still. Nur das leise Schluchzen Annemaries füllte den Raum.

Dichter legte sich der Nebel vor die Fenster, wie ein Bahrtuch bedeckte er die schweigende Landschaft.

Von neuem begann Scholz: „Daß Ihnen der Verzicht schwer fällt, Annemarie . . .: wie könnte es anders sein. Jeder Abschied schmerzt. Und daß Ihnen in dieser Stunde das Leben vielleicht dunkel entgegendroht . . .: jeder, der am Scheidewege stand, litt unter der Ungewißheit, was der neue Pfad im beschere. Und doch: ohne Verzicht kein wahres Glück. Wohl verstanden: untätiges, verzagendes Sichfügen führt zu nichts als zur Aufgabe des eigenen Wesens, zur Abtötung des Willens. Nein: froh muß solcher Verzicht geleistet werden, in klarer Erkenntnis des besseren, das da winkt; in Berge versetzender Zuversicht auf Gelingen; in williger Hingabe des geringeren, um im schöneren Befreiung und Befriedigung einzutauschen. Jedes Streben ohne Verzicht ist eitel, jeder Verzicht ohne kraftvolles Streben Selbstmord. Dem Starken beugt sich

Digitized by Google

das Glück; der Schwache verfällt dem Zufall. Nur Mut, Annemarie; nur Mut."

Ihr Schluchzen wurde zu leisem Weinen; ein Hauch von Frieden milderte ihren Schmerz: kein unbarmherziges „Du sollst nicht", türmte sich ihr in den Weg: liebevolle Mahnung bat und riet aus eigener, schwerer Erfahrung.

Langsam stützte sie sich empor. „Ich will stark sein, lieber Herr Professor." Die Stimme gehorchte ihr noch nicht wieder zu Willen; Erregung erschütterte noch ihren Körper.

Guste zog sie an sich. „Es wird immer alles nur halb so schlimm als man fürchtet, Annemarie. Ich habe auch einmal dort gestanden, wo Sie jetzt stehen. Und damals war mein Alterchen noch lange nicht so rücksichtsvoll: Schund nannte er meine Stilleben, die mir so wunderbar gelungen dünkten. Heute erkenne ichs an: sie waren Schund; bin froh, daß ich nach seinem Rate das Malen aufgab. Krankenschwester wollte ich werden in meiner Verzweiflung. Seine Frau bin ich geworden. Ob ich mich dabei besser stehe. . . ." Ihre kleinen Augen hinter dem Kneifer blitzten freudig auf. „Im Anfang unserer Ehe blieb uns die Sonne oft durch Gewölk verdeckt; ich verdiente nichts, mein Alterchen wenig. Eine Art Scheune war unser Heim; eine große Kiste mit Stroh gefüllt unser Lager. Auf dem gebar ich meine Älteste. Sorge kehrte viel bei uns ein; der fröhliche Mut verließ uns niemals."

Scholz streckte ihr die Hand hin, stolz über das erreichte und in herzlicher Dankbarkeit für sie, die durch alle Nöte tapfer bei ihm ausgehalten. „Ohne dich, Guste, wäre ich trotz Fleiß und Begabung draufgegangen. Hat man durch Monate um den Groschen geknappt und kriegt dann auf einen Schlag ein paar Hunderte in den Beutel, brennt die Lebenslust mit einem durch. . ."

„Und ehe man sichs versieht, ist Schmalhans wieder Küchenmeister. . . ."

„Wärest du nicht zufällig darüber hinzugekommen, als ich das Geld für das „Abendlied" säckelte . . ."

„Den Abend sangen wir fröhlich zusammen, Alterchen; das Maß Bier schmeckte uns köstlicher als heute Champagner . . ."

„Und die Radi dazu, Guste . . ." Er packte Annemaries Hände. „Madle, Madle, ih sag di: such dei Glück do, wofür der Herrgott euch Weiber g'schaffe hat. So a liabs Dirndle wie du . . ."

Ein leichtes Rot färbte Annemaries Wangen. „Ich möchte nun gehen."

„Und Trübsal blase?"

„Nein, lieber Herr Professor. . . ." Und dann zu Guste, überquellend: „Ich will danach trachten, so tapfer zu sein wie Sie." Hastend verließ sie das Zimmer, unachtsam des Weges irrte sie in Nebel und Dunkel hinein.

Ein Maulwurfshügel schob sich ihr vor die Füße: sie stolperte drüber hinweg; ein Brett stieß sich an ihrem Schuh: sie spürte es kaum; der Strandhafer blieb hinter ihr, Fliesen nahmen sie auf, ein Geländer hielt sie an. . . . Da wußte sie wieder, wo sie war.

Die Nacht war hereingebrochen; wie ein Panzer umschnürte sie die Erde; die Himmelslichte waren ausgelöscht; das Feuer von Menschenhand entzündet versagte nach kurzem Laufe. Schwarz lag das Meer. Über es hinweg heulte in abgemessenen Pausen die Sirene ihre Warnung.

Es schmerzte Annemarie in den Ohren, dieses anschwellende, dröhnende, verhauchende Heulen. Furchtbarer noch lastete das Schweigen auf ihr; es reizte unwillkürlich zu bangem Horchen, ob aus der Finsternis heraus hilfeflehende Antwort zurückschalle.

Vor ihr tauchte ein Schatten auf, gewann Gestalt, schob heran. . . . „Annemarie."

Bangend horchte sie auf: anders als gestern tönte ihr heute ihr Name aus seinem Munde entgegen: eine schmerzliche Bitte, ein leidvolles Flehen, als riefe er aus Nacht und Nebel sie zum Beistand auf. „Was ist's, Hans?" Sie faßte seine Hand, weich und liebkosend.

Ihr Zittern lief an seinem Körper hinab. Es beseligte ihn und machte ihm das Herz weit: „Sie hat Mitleid mit dir; sie wird dich verstehen, dir vergeben, dich aufrichten;" daß er über alle ängstlichen Zweifel hinweg ihr die Beichte seiner Nöte ausschüttete.

Von neuem wurden ihr die Augen feucht; nicht länger um eigenes Leid: daß er litt; er, den sie froh und frei und reich und beneidenswert glücklich gewähnt hatte. Sie faßte es nicht, daß das alles falsch sein sollte; seine freimütigen Geständnisse betäubten sie, diese selbstquälerischen Anklagen gegen sich selber: „Alles meine Schuld,

Digitized by Google

Annemarie: ich wirtschaftete darauf los, als wäre mein Geldbeutel unerschöpflich; es schmeichelte mir, andern zu leihen; alle Freuden der Jugend in vollen Zügen auszuschöpfen. . . . Bis ich selber dann nichts mehr hatte. Ich habe dabei trotzdem gearbeitet; mein Boden steht voll von Bildern. Wer kauft sie mir ab. Ich besitze weder Namen noch Titel, noch Gönner. Die, die gestern noch meine Freunde waren, kennen mich heute nicht mehr: es ist nichts mehr bei mir zu holen. Und mein Brüderchen . . ."

Die Ruhe verließ ihn; Ingrimm peitschte ihn zu heftigsten Vorwürfen auf.

„Für einen Pflichtenphilister gilt der Erfolg allein als Maßstab für Wert und Unwert eines Menschen. Ein Scholz ist ihm ein Genie, ein verehrungswürdiger Meister; ich bin in seinen Augen ein Tagedieb und unnützer Brotesser. Von so einem Zigeuner kauft ein ehrlicher Christ sich durch ein Geldgeschenk frei. Er trägt ja nicht die Schuld, daß wir einen Vater haben."

Sie entzog ihm den Arm. „Nicht so hart, Hans. Sie tun Ihrem Bruder unrecht. Er denkt anders, als Sie es darstellen. Sorge blendet Sie. Vertrauen Sie sich ihm an. . . ."

„Ich wollte es; dafür kam ich her. Einmal, ein einziges Mal, fragte er nach meinem Wohlergehen: am ersten Tage, auf dem Wege zum Kurhause. War das der rechte Ort, die rechte Muße, mich ihm zu entdecken? Und heute?: die Uhr schlug zwei, die Suppe wurde aufgetragen. . . . ‚Ein andermal, lieber Hans.' Das anderemal kommt nicht."

„Suchen Sie es, Hans; suchen Sie es: Georg hilft Ihnen. Er liebt Sie, sorgt sich um Sie ab. . ."

„Mein Brüderchen?" Er griff in die Tasche nach einer Zigarette. Das Aufleuchten des Zündholzes zeigte ihr seine verzerrten Züge. Die Zigarette tanzte zwischen seinen Lippen. Wie eine Anklage lastete sein Schweigen auf ihr.

„Hans sprechen Sie sich aus."

„Was ist noch groß zu sagen!" Seine Sprache verlor allen Klang; Spott vergiftete seine Verzweiflung. „Auf Sie setzte ich meine Hoffnung, mein Vertrauen. Und Sie weisen mich ab, verweisen mich an einen, der mich verurteilt. Sie, Annemarie. . . . Trotz meiner Bitten, trotz . . ."

Er brach ab, die Fassung zurückzugewinnen: schwach sollte sie ihn nicht sehen.

Vor ihnen kletterte die Nordermole empor. Das Kreuz auf der äußersten Spitze war im Dunkel verborgen. Viele Male im Laufe der Jahrhunderte hatten die Wogen es zertrümmert; frommer Glaube hatte es stets wieder aufgerichtet, den Abfahrenden zu einem Zeichen des Trostes und der Hilfe; den Ankommenden zu einer Aufforderung: „Danket dem Herrn, der euch freundlich geleitet."

Sie richtete den Blick dorthin, wo es sich riesengroß über der Flut erhob, und faltete einfältig die Hände.

Er tat einen letzten Zug aus der Zigarette, warf das glimmende Ende in den feuchten Sand und starrte es an, bis es erlosch. „Ihr Weg, Annemarie, führt hier rechts. Sie können ihn nicht verfehlen. Einen Gruß an Jettchen und Onkel Kaptein. Und ein fröhliches Abendbrot. Ich . . . Ich werde meine lustigen Gedanken noch ein wenig spazieren führen. Sollten wir uns nicht wieder begegnen . . ." Ein Flackern der Stimme zerriß immer von neuem sein Bemühen, leichthin zu sprechen, und deckte nur um so deutlicher auf, was er verbergen wollte. „Also, gute Nacht; angenehme Träume. Und noch einen guten Rat zum Abschied: nehmen Sie das Leben nicht zu schwer: es ist es nicht wert. Gute Nacht; gute Nacht. . . ." Er wandte sich von ihr ab.

Sie packte ihn mit beiden Händen. „Was haben Sie vor, Hans. Ist das der rechte Weg, aller Not zu entrinnen. Dann verurteilen Sie sich selber. . . . Ich lasse Sie nicht los. Sie sollen mich anhören." Ihre Arme umklammerten ihn; höchste Bedrängnis verlieh ihr ungekannte Kraft. Und den Mut, ihm von sich selber zu erzählen. „Nicht verzagen, Hans; hoffen, vertrauen, das böse überwinden. . . . Scholz hat sich hart durcharbeiten müssen. Sollte es Ihnen mißlingen, wenn Sie nur wie er redlich vorankingen. Sicherlich nicht."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Abend an der Weichsel

Hoch am Ufer des Stromes wölbt das Gotteshaus
Seine gotischen Bogen jäh in den Abend aus.

Drinnen um Chor und Pfeiler dämmert es schwer und dicht;
Heimlich nur vom Altare flackert das ewige Licht.

Rötlich im Meere des Dunkels schwimmt der Ampelschein,
Glänzt in die wehen Herzen all der Beter hinein.

Vesperklänge zittern weich aus des Mettners Hand,
Hauchen als Abendsegen über das stille Land.

Draußen aber im Westen leuchtet, wie Rosenblühn
Über schlummernden Gärten, leise ein letztes Glühn.

Unten in grauer Tiefe raunen die Wasser sacht;
Auf die flutende Weichsel gleiten die Decken der Nacht.

Franz Lüdtke.

Militärische Jugenderziehung / Von Paul Baumann

Wir haben vor dem Kriege innerhalb unsers Schulwesens Bestrebungen gehabt, die sich körperliche und moralische Ertüchtigung der deutschen Jugend zum Ziel gesetzt hatten. Es begann bereits in den 90er Jahren (ich weise auf die Schulkonferenz unseres Kaisers hin) sich zu regen. Schulreformer erstanden, die auf die Gefahren einer zu einseitig geistigen Schulerziehung hinwiesen (Männer wie Arthur Schulz, Berthold Otto u. a. m.), private Gründungen, wie die Deutschen Landerziehungsheime (Dr. Hermann Lietz) und ihre mannigfachen Abzweigungen (freie Schulgemeinden Dr. Wynekens) und Weiterführungen (Paul Geheebs Odenwaldschule) zeigten Wege für die Jugend fern der Großstadt. Das Großstadtproblem selbst aber packten andere an, um es zu meistern (Berth. Otto in seiner Schule Berlin-Lichterfelde, der Leipziger Lehrerverein in seinen „Reformklassen", die weithin Beifall und Nacheiferung fanden) — und nicht zuletzt war es die Jugend selbst, die tatkräftig mit eingriff und mit unwiderstehlicher Gewalt sich zu organisieren begann. Mit dem „Wandervogel", als einer Bewegung, die völlig aus der Jugend selbst, also aus ihren ureigensten Bedürfnissen heraus entstanden ist, brach eine neue Zeit an. Erst nicht gern gesehen von vielen Vorsichtigen. Denn es war echter Sturm und Drang, wie alles, was eine große, neuformende Zeit einleitet. Aber man erkannte den Wert und auch die Vorsichtigen blieben nicht fern. War ihnen der Wandervogel zu ungestüm, so bildeten sich unter ihnen mildere Formen, Pfadfinder, Jugendwehren und was sich im Laufe der Jahre unter dem Banner „Jung-Deutschlands" gesammelt hat.

So war schon vor Kriegsausbruch ein großer Teil unserer heranwachsenden Jugend in Organisationen zu körperlicher und sittlicher Ertüchtigung vereint — sicherlich der größere Teil, wenn wir noch die zum Teil schon recht alten Turn- und Sportvereinigungen hinzurechnen. Und noch stärker ist der Prozentsatz jetzt im Kriege geworden. Wie sich Jünglinge und Männer zu den Fahnen drängten, so die Jugend zu den Jugendwehren. Und an schulfreien Tagen sehen wir sie — geführt von Offizieren der Garnisonen — hinausziehen ins Gelände zu Dienst und Übungen.

In dieser Zeit kam der Gedanke von Zwangs-Jugendwehren auf, die alle Jugendlichen umfassen sollten (gleichgiltig, ob sie anderen Jugend-Organisationen angehörten), die vielerlei Bestrebungen vereinigen und so eine gleichmäßige Ausbildung und Vorbereitung fürs Heer gewährleisten sollten.

Der Gedanke lag nahe, hatte viel Einleuchtendes, besonders für jeden, der die deutsche Organisation pries, und — wirkte beruhigend.

Man fragte sich: soll die ganze bisherige freiheitliche Jugendbewegung in einer Schematisie-

Digitized by Google

rung, Uniformierung, Militarisierung untergehen? Ist das denn nicht wertvoller, was so frei aus der Jugend heraus entstanden ist? Für die militärische Ausbildung — genügt da nicht die gesetzlich festgelegte Militärdienstzeit? Alle diese uns schon so lieb gewordenen Jugend-Organisationen sollen fallen und dafür eine staatliche Zwangsorganisation eintreten?

Die Regierung sagt: nein! Die Jugendorganisationen sollen bleiben. An eine Zwangs-Staats-Organisation wird nicht gedacht. Damit ist zugleich gesagt, daß die Jugendorganisationen sich bewährt haben.

Die Regierung hat nämlich für die Kriegszeit ihre Wünsche betreffs militärischer Jugenderziehung in „Richtlinien" zusammengefaßt. Und diese Richtlinien sind in jeder Beziehung aufs freudigste zu begrüßen. Wir können sie uns nicht besser und freiheitlicher denken. Gleich an der Spitze steht der Satz: „Die Teilnahme der Jugendlichen an den Veranstaltungen und Übungen soll nach wie vor eine freiwillige sein." Es soll auch nicht die Schablone herrschen, die uns die besten Kräfte zur Jugenderziehung entfremden müßte, wie es im Schulwesen leider schon so oft geschehen ist. Eine solche Schablone paßt nicht mehr in unsere Zeit. Sie war früher gut, als man noch glaubte, es ginge nicht anders. Aber heute wissen wir, daß der Fortschritt etwas Natürliches, Gutes ist, nichts, das man bekämpfen muß; heute wissen wir, daß der freie Erzieher, der auf eigenen Bahnen wandelt, ebenso wichtige Arbeit leistet, wie der freie Forscher. Und in Erkenntnis dieser Sachlage bestimmt die Regierung in den „Richtlinien": „Besonders geeigneten Kräften ist der weiteste Spielraum zur Entfaltung ihrer Kräfte zu lassen."

Wie ist nun diese militärische Jugenderziehung weiter gedacht? Es sollen an ihr — freiwillig — teilnehmen möglichst alle Jugendlichen vom 16. Lebensjahre ab. „Die Zugehörigkeit der Jugendlichen, deren Eltern, Erzieher usw. zu einer politischen Partei ist dabei ohne Einfluß." Auch soll an den bisherigen Organisationen wie Jugendwehr, Pfadfinder, Sport- und Turnverein nicht gerüttelt werden.

Also: auf der Grundlage freiwilliger Beteiligung hofft man möglichst alle in Betracht kommenden Jugendlichen zu nutzbringender und ihnen angemessener körperlicher (und geistiger) Betätigung zu vereinen. Daß das für möglich gehalten wird, ist ein gewaltiger Fortschritt unserer Pädagogik. Daß es geschieht, ist die beste Grundlage der geplanten Organisation. Die Freiwilligkeit bürgt für die Naturgemäßheit. Und ohne Naturgemäßheit wäre eine zuträgliche körperliche Ausbildung unmöglich. Das ganze Programm muß sich dem anpassen, was den Jugendlichen des genannten Alters Freude macht. Dann werden sie freiwillig kommen. Dann werden sie sich drum drängen, mit dabei sein zu dürfen. Und dann werden sie in Lernen und Ausbildung auch Erfolg haben.

Das Programm ist auch in der Tat angemessen und vielversprechend. Möge es gelingen, all das in der gedachten, vorzüglichen Weise durchzuführen! Es ist zweifellos, daß das auch auf die Schule zurückwirken würde — in zweierlei Hinsicht: durch Erhöhung der Schulfreudigkeit der Kinder und des Volkes, und durch Gewähren größeren Spielraums auch an den Lehrer!

Auf die Einzelheiten des Programms für militärische Jugenderziehung kann hier nur kurz eingegangen werden. Eine Ausbildung mit der Waffe erfolgt nicht. Dagegen wird das wahre Element der Jugend, die Natur in jeder Hinsicht weitgehend ausgenutzt. Größere Abteilungen werden zu Kompagnien zusammengestellt und mit ihnen werden die einfachsten Formen des Exerzierens in geschlossener wie in geöffneter Ordnung geübt. Also neben Zug- und Kompagnieexerzieren auch Schützendienst, Zerstreuen (Schwärmen) und Sammeln im Gelände, schließlich (was ja stets besondere Freude macht) auf dieser Grundlage kleine Gefechtsaufgaben (Kriegsspiele) zweier Abteilungen gegeneinander. Damit vereinigen sich selbsttätig Geländekunde, Zurechtfinden im Gelände, hierbei: Zurechtfinden an Hand der Landkarte — Kartenlesen, — Zurechtfinden nach Beschreibungen, — wichtig fürs Feld, wo Karten oft selten sind!, — und umgekehrt wieder Zurechtweisen anderer im Gelände. Größere Märsche fehlen natürlich nicht. Auf ihnen können reichliche Gelegenheiten benutzt werden zu Schätzübungen aller Art (Entfernungsschätzen, Schätzen von Truppenstärken), zu Gedächtnisübungen Schilderungen von Vorgängen, Ereignissen, Erlebnissen; richtige Meldungen, Hörchübungen, Spurenlesen, Augengewöhnung, Erkennen schwer sichtbarer Ziele im Gelände, genaue Beschreibung vorliegenden Geländes, Beobachten, zum Gebrauch der Uhr zur Feststellung von Himmelsrichtungen, des Kompasses, des Fernsprechers, der Morseschrift für Winkerdienst. Alle diese Dinge machen der Jugend nicht nur, man muß sie natürlich richtig anpacken, außerordentlich „Spaß" weil sie ihren unbewußten Bildungstrieben naturgemäß sind, sondern sie sind auch für das spätere Leben, für die ganze Volksbildung von großem Werte. Es ist nun einmal Tatsache, daß die Schule bisher diese Dinge hat nicht mitbetreiben können, daß aber gerade eine solche Ausbildung des Körpers und der Sinne auch die geistige Regsamkeit steigert.

Es ist also auch anzunehmen, daß die Jugendlichen den sich hieran anschließenden theoretischen Unterricht gern besuchen werden. Nur wird hier von der bisherigen Art militärischer Instruktionsstunde etwas stärker abgewichen werden müssen. Ich denke mir diesen Unterricht durchaus auf dem Fragerecht des Schülers begründet. Es läßt sich das bei militärischen Instruktionen

Digitized by Google

schon so machen; noch viel einfacher bei denen der Jugendwehren. Und zwar möchte ich das „Fragerecht" so aufgefaßt wissen, daß man dem jugendlichen Schüler auch völlig frei läßt aus welchem Gebiete er eine Frage stellen will. Die Schwierigkeiten, die sich nur scheinbar dabei ergeben: daß keine Einheit in die Fragerei kommt, daß man die Fragen nicht beantworten könne, werden in der Praxis, wie die Erfahrung tausendfach gelehrt hat, in Nichts zusammen fallen. Es läßt sich schon jetzt sagen, daß sich die Wißbegierde auf die politischen Tagesereignisse, auf Kriegsvorgänge ganz von selbst und naturgemäß konzentrieren wird. Und von diesem Gebiete aus läßt sich dann in der Tat bei den passenden Gelegenheiten alles, aber auch wirklich alles besprechen, was in einen theoretischen militärischen Unterricht hineingehört. Ganz gleich, ob es sich um ein Gefecht, um Vorpostendienst, um Schießlehre, um Aufklärung oder Wachtdienst handelt. Man versuche es einmal auf diese schon erprobte Weise — und nicht nur die Jugendlichen, auch man selbst wird besondere Freude und Befriedigung daran finden! —

Es sind nun noch einige Punkte in dem Programm für militärische Jugenderziehung, die ohne alle Schwierigkeit Glücksmomente bei den Teilnehmern auslösen werden — alle die Dinge, die sonst in der Schule als „Allotria" behandelt wurden: vorneweg das Erklettern von Bäumen, Mauern, Floß bauen, das Überschreiten von Flüssen und Wasserläufen auf selbstgebauten Stegen, Zelt- und Hüttenbau, Kochlöcher graben, Feuer machen, Abkochen, dann kleine Behelfsarbeiten (Hilfe bei Unglücksfällen, Knoten binden usw.). Sind das nicht alles Dinge, nach denen wir uns in der Kindheit gesehnt, die aber verboten waren? Erst der „Wandervogel" hat sich ein Recht darauf zu verschaffen gewußt. Nun kommt der Krieg und belehrt uns.

Daß bei alledem die Disziplin nicht zu kurz kommt, liegt in der Natur der Sache. Es ist auch ein Irrtum, zu glauben, das werde von der Jugend schwer empfunden. Denn auch die eigentlichsten Disziplinaufgaben, wie Exerzieren, Befehlserteilung und -ausführung, machen richtig betrieben nicht weniger Freude und der volle Ernst ist dabei. Das Bewußtsein einer Einheit und Gesamtheit, der sich Einzelwillen unterzuordnen haben, liegt in der Menschennatur. Nur aus diesem Trieb heraus ist ja überhaupt die menschliche Staatenbildung zu verstehen! Warum soll da der Trieb der Unterordnung und Einfügung ins Ganze, der neben dem Individualtrieb existiert, nun auf einmal versagen? Daß man voll und ganz auf ihn rechnen kann, hat doch die Kriegszeit bisher stets gezeigt! — —

So lassen sich — in den angedeuteten Bahnen — die schönsten Hoffnungen auf eine wirksame, erfreuliche militärische Jugenderziehung setzen; Pflichterfüllung, Vaterlandsliebe, Mut und Entschlossenheit werden auf Seiten der Herangewachsenen die unausbleiblichen Folgen davon sein. Man kann deshalb den „Richtlinien" alles Glück wünschen und den besten Erfolg voraussagen, — wenn es gelingt, sie auch im gleich freiheitlichen, jugendlieben Geiste durchzuführen, in dem sie von der Regierung gedacht sind. Möge diesmal nichts verknöchern! Denn wir habens mit der Jugend zu tun, bei der sich Verknöcherung bitter rächt. Jugend will wachsen. Und im Wachsen sprengt sie knöcherne Hemmnisse. Möge man immer daran denken, daß die Jugendfrage nicht lediglich Organisationsfrage sondern Frage organischen Wachstums ist!

Heldenklage

Es war um Mitternacht, da scholl und klang
Im Traume an mein Ohr ein Grabgesang.
Bald laut, bald leiser stöhnte es aus Fernen
Und Nähen auf: „Wir schlafen unter Sternen
Lichtlos in tiefer, schwarzer Erdennacht,
Wir toten Kämpfer aus manch heißer Schlacht.
In Freund- und Feindesland ruhn wir und modern,
Verkohlt wie Flammen, die nun nie mehr lodern:
Im Sand der Steppe, unter Polens Schnee,
In Flanderns Erde, auf dem Grund der See,
Wir Ungezählten, die das Schwert erschlagen,
Die Erde stöhnt . . . hört ihr die Toten klagen?
Wie viele Lenze hat ein Schlag geraubt,
Wie viele Hoffnungskränze Sturm entlaubt!
Wie viele Träume stürzten in die Nacht,
Um wieviel Zukunft bist du, Welt, gebracht!
Zum Leid verdammt entsagten wir der Wonne.
Wir klagen, Bruder, klagen um die Sonne!"
So dröhnte aus der Nacht der Totenchor
Und riß aus Schlaf und Traum mich jäh empor,
Entgeistert hörte ich den Nachtwind stöhnen
Und hoch vom Dome dumpf die Turmuhr dröhnen.

Paul Friedrich.

Digitized by Google

Der Dichter des Deutschtums / Von Paul Pasig

Zum 100jährigen Geburtstage Gustav Freytags. 1816 — 13. Juli — 1916.

Jawohl, so kann man Gustav Freytag unbedenklich nennen: den Dichter des Deutschtums. Denn wenn es auch sonst gottlob in unserem Vaterlande nicht an Dichtern gefehlt hat und fehlt, die es als stolzesten Ruhm empfanden, was einer der Besten von ihnen, Hoffmann von Fallersleben, in die schlichten Verse kleidete:

„Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir mein Vaterland". —

so hat doch keiner von ihnen, was er in tiefgründigen Studien erforscht und in gewissenhafter Gelehrtenarbeit zutage gefördert über unseres Volkes Vergangenheit und Wesensart, in dichterischen Meisterwerken so erschöpfend und anziehend behandelt, wie der Verfasser der „Ahnen", der „Verlorenen Handschrift", „Soll und Haben", der Dichter der „Valentine", des „Graf Waldemar", der „Journalisten" u. a. m. Diese flüchtige Aufzählung einiger der bekanntesten Schöpfungen Gustav Freytags läßt zugleich erkennen, auf welchen Gebieten sich dessen Meisterschaft am vollendetsten offenbarte: dem des Romans und des Dramas.

Gustav Freytag, der Sohn eines Arztes und spätern Bürgermeisters, war ein Schlesier von Geburt und hatte in seinem Vater das Vorbild eines Mannes von altpreußischer Zucht und Ordnung vor Augen, der er bis ins Greisenalter blieb. Das Städtchen, wo des Dichters Wiege stand, Kreuzburg, liegt in Oberschlesien und ist rings von slavischer Bevölkerung umgeben. Da ist es kein Wunder, daß schon frühzeitig auf das empfängliche Gemüt Eindrücke einstürmten, die sich, je länger, je mehr, vertieften und die Geistesrichtung des begabten Knaben bestimmten, zumal der Vater, der die Befreiungskriege selbst mit durchlebt hatte, in seinem ganzen Denken und Handeln ein deutscher Mann war. Nach dem Besuche des Gymnasiums zu Öls bezog Gustav Freytag die heimatliche Universität Breslau (1835), um deutsche Philologie zu studieren. Hier zog ihn besonders Hoffmann von Fallersleben, der Hauptvertreter dieses Faches, an, ein aufrechter deutschgesinnter Mann, dem wir bekanntlich auch unser i. J. 1841 gedichtetes Nationallied „Deutschland, Deutschland, über alles" verdanken. In Berlin setzte dann Freytag bei Lachmann seine Studien fort und begann zugleich, sich mit dem Theater zu beschäftigen, indem er nicht nur ein fleißiger Besucher desselben wurde, sondern auch ernste dramatische Studien trieb, deren erste Frucht die Erwerbung des Berliner Doktorhutes durch eine dramatische Dissertation war (1838). Dann folgte eine Abhandlung über die mittelalterliche dramatische Dichterin Roswitha, Nonne in Gandersheim († um 1002), womit sich Freytag in Breslau i. J. 1839 als Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur habilitierte. Hier war es, wo er mit dem fünfaktigen Lustspiele „Kunz von der Rosen" seine Dichterlaufbahn begann, einem Stück, das zwar in Berlin preisgekrönt wurde, sich aber auf den weltbedeutenden Brettern nicht zu halten vermochte.

Die Dozententätigkeit in Breslau wurde ihm dadurch verleidet, daß man ihm nicht gestatten wollte, rein geschichtliche Vorlesungen zu halten. Auch die Maßregelung Hoffmanns von Fallersleben, wegen dessen „Unpolitischer Lieder" blieb nicht ohne Eindruck auf den dankbaren Schüler und jungen Kollegen, der ihm bis zuletzt deutsche Treue hielt.

„Um sich in der Kenntnis der Szenierung zu befestigen", begab sich Freytag nach Aufgabe seiner akademischen Tätigkeit nach Leipzig (1846), wo er mit H. Laube in regen Verkehr trat, dann hielt er sich vorübergehend in Dresden auf (1847), um sich im folgenden Jahre abermals in Leipzig niederzulassen, wo er mit Julian Schmidt die Schriftleitung der „Grenzboten" übernahm, die er, mit einer Unterbrechung, bis zum Jahre 1870 führte.

Seine inzwischen erschienenen Dramen, die beiden Schauspiele „Die Valentine" und „Graf Waldemar", vor allem aber das Lustspiel „Die Journalisten", worin das deutsche Parteileben und der Einfluß der Presse im modernen Staate geschildert sind, hatten den Dichter auf die Höhe nicht nur dramatischen Könnens, sondern auch ungeahnten Erfolges geführt. Er zog sich daher, nachdem er sich zur Zeit an der neugegründeten Zeitschrift „Im neuen Reich" beteiligt hatte, allmählich ganz von der Journalistik zurück, um sich ausschließlich als freier, unabhängiger Schriftsteller zu betätigen. Das einfache, aber behagliche Landhaus, daß er sich bereits i. J. 1851 in dem idyllischen Thüringer Dörfchen Siebleben bei Gotha erworben hatte, wo er seitdem die schöne Jahreszeit zuzubringen pflegte, bot ihm hierzu die beste Gelegenheit. Das Jahr 1866 begrüßte er als das ersehnte Morgenrot deutscher Größe und Macht mit frohen Gefühlen, und i. J. 1870 lud ihn der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm, später Kaiser Friedrich III. („Unser Fritz"), der an dem freidenkenden Deutschen Gelehrten und feinsinnigen Dichter ein besonderes Wohlgefallen fand, ins Hauptquartier der dritten Armee, die er nun bis nach der Schlacht von

Digitized by Google

Sedan auf ihrem Siegeszuge in Frankreich begleitete. Der Gedanke, sein geliebtes deutsches Volk bei der Arbeit, beim frischen, frohen Schaffen, das seine Größe verbürgt, zu schildern, reifte auf der blutigen Walstätte von Wörth und Sedan zur höchsten Vollendung. Hatte der Dichter bereits in seinen beiden großen Romanen „Soll und Haben" (1855) und „Die verlorene Handschrift" (1864), das Evangelium deutscher Arbeit verkündet, im ersten wie sie der Kaufmann in seiner Geschäftstüchtigkeit leistet, im andern, indem er den stillen Gelehrten bei seinen gründlichen Nachforschungen nach einer alten Liviushandschrift schilderte, so wollte er nun, nachdem er in den fünf Bändchen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" (1859—1862) gezeigt hatte, wie das deutsche Gemüt sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt hat, in großartigen, dramatisch bewegten Einzelbildern die gesamte kulturelle und politische Entwicklung des deutschen Volkes vor Augen führen. So entstand unseres Dichters monumentalstes Werk, seine „Ahnen", Freytags „Kriegserlebnisse", wenn man will, denn es ist in der Tat ein Heldengeschlecht, das sein streitbares Antlitz nicht umsonst trägt. In sechs Abteilungen bewältigte Freytag die ungeheure Aufgabe, die er sich gestellt, vom Jahre 1872—1880, und der deutschen Kronprinzessin Viktoria war das Werk gewidmet. Die erste Abteilung „Ingo und Ingraban" führt in die Zeit der Urahnen, teils kurz vor der Völkerwanderung um 357, teils um 754, als Winfried-Bonifatius das Christentum in die deutschen Wälder trug. Der zweite Teil, „das Nest der Zaunkönige", versetzt in die Zeit der Kämpfe zwischen Kaiser Heinrich II. († 1024) und seinen aufrührerischen Vasallen, deren mächtigster der Babenberger war, dessen Tochter Immo der Thüsing in die Mühlburg, eine der „drei Gleichen" bei Gotha, heimführt. Der dritte Teil spielt in der letzten Zeit der Hohenstaufen und führt den Titel: „Die Brüder vom deutschen Hause". Im vierten Teile „Markus König" geleitet uns der Dichter in die Weichselstadt Thorn zur Zeit der Reformation. Der fünfte Teil „Die Geschwister" besteht, gleich dem ersten, aus zwei Erzählungen: „Der Rittmeister von Alt-Rosen" und „Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht", deren erste im vorletzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges (1647), die andere unter Friedrich dem Großen spielt. Der sechste Teil „Aus einer kleinen Stadt" führt uns zunächst in die Zeit der Freiheitskriege und schließt mit dem Revolutionsjahre 1848 ab. — Man hat, meist ohne rechtes Verständnis, anfangs viel an den „Ahnen" herumgedeutelt und herumgekrittelt, namentlich auch in bezug auf die Behandlung religiöser Fragen. Aber Freytag war kein Theologe, sondern Kulturforscher und Dichter, und als solcher sah er eben die Dinge mit anderen Augen an. Ihm lag vor allem an der Schilderung der Entwicklung des deutschen Wesens im Laufe der Jahrhunderte, und das Ringen der Seelen um das ewige Heil mußte da zurücktreten. Darum können Freytags „Ahnen" noch immer als ein „Nationalepos in Romanform" gelten, das sich würdig den gereimten Epen unseres Volkes an die Seite stellt.

Aus dem innigen Verhältnisse, in dem Gustav Freytag zu Kaiser Friedrich III. stand, ging die Monographie „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone, Erinnerungsblätter" (1889) hervor, die interessante Einzelheiten aus den betreffenden Verhandlungen enthält und mehrere Gegenschriften, u. a. von Delbrück und Schrader, hervorrief.

Freytag war alles andere als eine lyrische Natur, und selbst das Pathos war ihm fremd. Dagegen war er ein scharfsichtiger Psycholog, und was er schuf, zeugt von tiefem Eingehen in das Wesen der Sache, in die inneren Zusammenhänge des Geschehens. Dabei ist alles auf das sauberste gefeilt, und so machen seine Schilderungen geradezu einen künstlerischen Eindruck.

An äußerer Anerkennung hat es dem Dichter, der übrigens nie nach solchem Lorbeer geizte, nicht gefehlt. Schon im Jahre 1854 ernannte ihn Herzog Ernst von Koburg, sein Landesherr, an dessen Hofe er wie ein Vertrauter aus und einging, zum Hofrat und seinem Vorleser, und bei Gelegenheit seines 70. Geburtstages (1886) erhielt er den Titel eines Geheimen Hofrates, im Jahre 1893 aber seine Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rate mit dem Prädikate „Exzellenz". Der deutsche Kaiser aber erhob ihn im Jahre 1886 zum stimmfähigen Ritter des Ordens Pour le mérite und verfügte die Beschaffung seines Bildnisses für die Berliner Nationalgalerie.

Gustav Freytag war zweimal verheiratet. Seine erste Frau, eine geschiedene Gräfin Dyhrn, verlor er im Jahre 1873. Seit 1879 lebte er in Wiesbaden, angezogen einerseits durch die herrliche Natur, dann aber durch die Heilquellen des lieblichen Badeortes, die dem alternden Dichter schnelle Hilfe versprachen, wenn er deren bedurfte. Von dort drang Ende April 1895 die Kunde von einer schweren Erkrankung des geliebten und verehrten Mannes in die deutschen Gaue: mit einem Lungenkatarrh hatte das Leiden begonnen, der auf das Herz übergriff und am Monatsletzten zum Tode führte, dem er klaren Sinnes entgegensah. Umgeben von seiner Gattin, deren Schwester, seinen beiden Söhnen und seinen beiden Stieftöchtern war er nach herzlichem Abschiede von den Seinen hinübergeschlummert, die unveränderten Gesichtszüge verklärt vom überirdischen Glanze eines ewigen Friedens. In seinem geliebten Siebleben wurde er zur letzten Ruhe bestattet. Unter den überwältigenden Blumenspenden, die den einfachen Sarg verhüllten, befand sich auch eine solche des Kaisers, ein mächtiger Lorbeerkranz mit Maiglöckchen, Marschall-Niel-Rosen und weißen Wasserrosen;

Digitized by Google

zwei breite Atlasschleifen zeigten in Gold das Kaiserliche W und die Kaiserkrone.

Und er hatte solche Ehrung verdient, der hier zur letzten Ruhe eingegangen war: ein echt deutscher Mann, der selbst im Glanze der Hofgunst, in dem er mehr als andere seinesgleichen sich sonnen durfte, nie vergaß, daß echten Deutschtums Stolz von je Aufrichtigkeit und Geradheit waren. Dazu ein wirklicher Dichter, der mit unerreichter Meisterschaft es verstand, in das Wesen der deutschen Volksseele einzudringen, sein Volk bei seiner Arbeit zu belauschen und in lebensvollen Bildern es auf seinem Entwicklungsgange zu begleiten. Es ist müßig, dem Gedanken Raum zu geben, wessen wir uns hätten versehen können, wenn der Dichter Zeuge der gegenwärtigen Erschütterungen hätte sein können. Er hat seiner Zeit genug getan, und darum lebt er für alle Zeiten, ein Herold des Deutschtums, wie kaum ein anderer, dessen Worte aus dem längeren Gedichte „Die Kaiserkrone", zur Jahreswende 1870-71 niedergeschrieben, wie ein teures Vermächtnis gemahnen und gerade jetzt gewiß jedem Deutschen aus der Seele gesprochen sind.

„Indem wir Zeichen deuten,
Verkündet den Deutschen ihr Neujahr vom Turm das Glockenläuten,
Und so den lieben Häuptern der Fürsten zugewandt,
Erfleh' ich Heil und Segen dem großen Vaterland;
Nach harter Schlachtenarbeit sei heiß ersehnter Frieden,
Die alte Königstreue sei neuem Reich beschieden!"

*

Ein Brief, den wir fanden . . .

Einen Wunsch, einen kleinen,
Habe ich noch,
Und den schreibe ich nun,
Abends nach der Schlacht,
Im Unterstande, mit müder Hand,
Und sehnendem Herzen,
An dich.

Einen Wunsch, einen kleinen,
Habe ich noch,
Daß du unseren Sohn,
Falls ich nicht heimkehre,
Eng zu fesseln verstündest
Mit tausend Banden
An Vater und Mutter,
An die deutsche Heimat,
— An dich.

Einen Wunsch, einen kleinen,
Habe ich noch:
Daß, wenn ich falle,
Unser Sohn dereinst
Als Sieger hinschreite
Über mein Grab — — —
— — — — — — — — — —

Den Zettel fanden wir wohl,
Zerfetzt und vergilbt,
Der sehnende Schreiber aber
War längst verstummt.
Mitten im Schreiben,
Sagte der Hauptmann,
Hat ihn seinerzeit
Die Granate zerrissen. . . .

Werner Peter Larsen.

Zur freundlichen Beachtung! Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Jankes Verlag. Beide Adressen: Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Inhalt des Heftes 41: Treibholz. Roman von H. Schobert. — Am Mövenstein. Roman von Ludwig Müller-Grimmold. — **Beiblatt:** Abend an der Weichsel. Gedicht von Franz Lüdtke. — Militärische Jugenderziehung. Von Paul Baumann. — Heldenklage. Gedicht von Paul Friedrich. — Der Dichter des Deutschtums. Von Paul Pasig. — Ein Brief, den wir fanden . . . Gedicht von Werner Peter Larsen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 8. Juli 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 42

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode).

7. Fortsetzung.

Der Vorstand des Vereins empfing sie außerordentlich liebenswürdig, die Gäste umdrängten sie neugierig. Im Nebenzimmer wurde ihnen ein Souper serviert, dann trat Falkner auf einen kleinen Teppich hinter einen Stuhl und sprach seine Verse.

Lu kannte sie alle, aber trotzdem horchte sie hoch auf. In dieser Umgebung wirkten sie anders, — schwerer, leidenschaftlicher! — Wie Blut und Feuer und Sinnenzauber tropften die Worte von seinen Lippen, das asketische Gesicht hatte einen seltsamen Ausdruck von Ekstase.

Verstohlen ließ Lu die Augen umherschweifen. Auf allen Gesichtern las sie dasselbe Entzücken, ja auch ihr wurde auf einmal klar, daß man ihn im Kabarett Benzberg, im Schatten der Nelda, wohl unterschätzte. Sie bekam ein Gefühl der Hochachtung vor ihm.

Neben ihr, ein junges, blondes, feines Dingelchen schluchzte leise auf, der ganze Halbkreis um ihn, zu dem sie jetzt auch gehörte, stand wie unter einem Banne.

„Ich werde neben ihm völlig verbleichen", dachte Lu mit einer flüchtigen Regung des Neides. „Er nimmt die Menschen gefangen.... Die Nelda hat ausgespielt." — Dann kam sie. — Aber sie fühlte, daß ihre Darbietung hinter derjenigen Falkners zurückblieb. Machten die Augen ringsum sie unfrei, oder war es das veränderte Kostüm? Der Tanz wurde ihr schwerer als sonst — — vielleicht war sie auch müde von der vorangegangenen Leistung.

Augenscheinlich merkte sie das aber nur allein, denn als sie geendet und schwer atmend stehen blieb, drängten sich auch um sie die Damen und Herren und sagten ihr viel Schönes. Besonders einer, ein fetter Kahlkopf wich nicht mehr von ihrer Seite, versprach ihr ein Engagement im Wintergarten, in Wien oder Brüssel, nannte schwindelhafte Summen, sah sie dabei mit Blicken an, die sie empörten, und fragte nach ihrer Adresse.

„Vorläufig bleibe ich bei Benzberg", sagte sie etwas kurz.

„Warum, Gnädigste?"

„Weil ich mich da wohl fühle."

„Und auch wohl Dankbarkeitsehrgeiz haben", höhnte er.

„Vielleicht!"

„Solche antidiluvianischen Rudimente müssen gnädiges Fräulein aber völlig abstreifen. Denn heute kommt nur der vorwärts, der kaltblütig, wenn auch mit Anstand, über Leichen geht. Verstehen Sie?"

Lu lächelte etwas.

„So weit habe ich mich noch nicht entwickelt."

„Aber das kommt! — Verlassen Sie sich darauf — es kommt. Dann halte ich mich zu Gnaden empfohlen und verspreche viel — alles. . . ." Er gab ihr seine Karte. „Hier! Auf alle Fälle. . . . Wollen Sie sich dann an mich erinnern, gnädiges Fräulein?"

Mit freundlichem Danke nahm Lu die Karte, ihre Augen suchten indessen Falkner. Der saß neben dem jungen Dinge, das vorhin geschluchzt hatte, ihre Augen hingen ineinander, sie sprachen eifrig zusammen.

Digitized by Google

Ob er nun wohl bereit war, mit ihr nach Hause zu fahren? — Es schien nicht so, — denn jetzt gesellte sich eine große, starke Dame zu ihnen und riß die Unterhaltung an sich.

Aber Lu betrachtete nicht allein das, sie sah auch ringsum dieses Sichzueinanderbeugen, dieses Werben, Fliehen, Bejahen; ihr war, als sei sie plötzlich hellsehend geworden. Nicht Ele mit ihren Wünschen und Gefühlen stand allein im Leben — vielmehr sie mit ihrer Abwehr jedes Gefühles für ihre Person.

Wie blickte die kleine blonde „Prinzessin", so nannte sie das Mädchen, in Falkners Gesicht! Etwas Bezwungenes, Dienendes lag in den jungen Zügen, als wäre sie bereit, Schweres, Bitteres auf sich zu nehmen.

Prinz Egmont schoß ihr durch den Sinn. — So mochten auch ihn manche Frauenaugen angesehen haben, deshalb hatte er sie zu Anfang auch nicht in ihrem Widerstande begriffen. Heute hatte sie im Morgenblatt gelesen, daß er in der Genesung, mit seiner Mutter an die Riviera gereist sei. Es hatte ihr wenig Eindruck gemacht, der kleine Baron vertrat ja seine Stelle, und er vertrat sie mit der ganzen aufopfernden Illusion der Jugend. — — Nun nahm hier der Ball wieder seinen Fortgang, die Herren umdrängten sie und holten sie zum Tanze; ihre Ermüdung schwand, sie wurde lustig und tanzte unermüdlich bis der Morgen graute.

Als sie neben Falkner im Auto saß, strahlte sie ihn mit frohen Augen an.

„Schön war es, nicht?" Und dann wagte sie eine Neckerei über das „Prinzeßchen".

Er nahm es lächelnd auf.

„Sie ist mir schon zu einem Gedicht geworden", sagte er.

„Schlachten Sie alle Ihre Bekannten so aus?" fragte sie herausfordernd. „Mich auch?"

„Ja alle! — Ist das beleidigend? — Gibt es etwas Höheres als meiner Kunst zu dienen? Und einen namhaften Verleger für meine Gedichte habe ich auch gefunden, und Frau Kommerzienrat X. hat sich sofort auf das erste Tausend abonniert."

„Das nenne ich Erfolg!" sagte Lu bedrückt. „Aber das schönste war doch wohl das Prinzeßchen? Nicht wahr?" —

War es das? — Vorläufig noch — ja! — Denn noch beschäftigte sie ja seine Fantasie. — Wie lange? Er wußte es nicht und fragte auch nicht danach. — Nur vorwärts! Vorwärts!

Lu streifte verstohlen Falkners Gesicht. Auch das schien sich verändert zu haben. Ein scharfer, altmachender Zug lag um die geschlossenen Lippen, während in den Augen ein neuer Traum stand.

Auf sie achtete er garnicht; der Platz neben ihm hätte ebensogut leer sein können. Das ärgerte sie doch und verletzte ihre Eitelkeit. Wodurch hatte sie ihn so ernüchtert?

Wenn sie auch zufrieden damit war, — grübeln mußte sie doch darüber. — Die Männer waren doch seltsame Wesen! — Hätte sie jemanden so leidenschaftlich geküßt wie er an jenem Abende sie, würde der Reiz seiner Person für sie wohl nicht so bald erloschen sein.

Aber dazu reichte ihr Temperament anscheinend nicht aus. Heiß und leidenschaftlich lieben konnte sie einmal nicht. Darum kehrten ihre Gedanken zu dem kleinen Baron zurück, der für all die flammende Glut, die er gab, nichts — gar nichts verlangte. —

Am nächsten Tage überschüttete die Ele sie mit Fragen nach dem Feste. Ihren seidenen Strumpf streichelnd, hockte sie vor Lu und sah sie mit gespannten Augen erwartungsvoll an. Als Lu einen Moment innehielt, sagte Ele schnell:

„Von den Männern brauchst du mir nicht zu erzählen, die kennen wir doch alle. Das sind alles Lumpen in meinen Augen! Betrügen Frau und Kinder, verprassen ihr Geld mit uns, amüsieren sich mit uns und verachten uns hinterher dafür. — Aber ich verachte sie noch viel mehr. Diese elenden Lügner und Betrüger. — Von den Frauen will ich etwas wissen! Von diesen gut gekleideten, gut gepflegten, anständigen Frauen, an die niemand tippen kann. Die so sicher am eigenen Herde sitzen wie die Kaiserin auf dem Throne."

Eine tiefe Sehnsucht leuchtete dabei aus ihren Augen.

„Und sind die Frauen dieser erbärmlichen Männer. Denn du sagtest doch eben . . ."

„Nicht alle! Hoffentlich nicht alle", fiel Ele ihr rasch in's Wort und setzte nachdenklich hinzu — „Na — und wenn schon! Dadurch werden die Frauen doch nicht geringer? Sie machen eben mal die Augen zu und bleiben was sie sind.

Digitized by Google

— Ah, diese Frauen beneide ich so sehr!" — Ein feuchter Glanz zog über ihre Augen. „Denke dir das nur aus, so friedlich hinein leben in das Alter, einen Tag wie den anderen — — keine Sorgen um ein neues Engagement, um die ersten grauen Haare! . . . Was wird übrigens im Sommer aus uns? Hält uns der Benzberg an, oder kündigt er; weißt du es? Es ist schon Anfang März."

„Ich glaube, er plant eine Tournee mit uns durch alle Ostseebäder; bestimmt ist aber noch nichts. Die Mitzi sprach nur davon."

„Das wäre aber famos, Lu! — Vorausgesetzt, daß er uns alle behielte. Wir würden uns doch nicht gern trennen, nicht wahr?"

Der junge Kopf drückte sich in den Schoß der andern. In Eles Charakter lag eine gewisse Weichheit und Hingebung, der sie auch diese tiefe Sehnsucht nach Mann und Kindern verdankte, und Lu streichelte ihr Haar.

„Ich werde es Benzberg als Bedingung stellen", tröstete sie, und Ele lachte froh.

„Das tu! — Und das Barönchen könntest du doch wirklich einmal einen Nachmittag zum Kaffee zu dir bitten, er wünscht es sich so sehnsüchtig, mag es dir aber nicht sagen. Ich und die Mitzi und das Dölfchen könnten ja dabei sein — er hat doch so viel Aufmerksamkeiten für dich, gibt so viel Geld für dich aus."

Lu sah betroffen aus.

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht, aber — du hast recht", sagte sie dann.

„Laß ihn in Uniform kommen, bitte, ich möchte so schrecklich gern einmal wieder neben einem Offizier in Uniform sitzen, ja?"

Lu lachte. „Ich kann es ihm ja sagen, — ob er es tut — ist ein anderes Ding."

„Was du sagst, tut er. — Ich glaube der würde morden und stehlen um dich."

Lu schob mit einem sehr zweifelnden Ausdruck die Lippen vor.

„Ich werde ihm natürlich so etwas nicht heißen, dessen sei versichert. Noch niemals habe ich etwas Unrechtes gewollt."

— — — — — — — — — — — —

Der kleine Baron kam auch wirklich am nächsten Nachmittage, selig und strahlend in seiner Uniform. Im Gefolge befand sich ein ganzes Kuchen- und Blumenlager, das er Lu — lachend vor Freude wie ein Kind — bittend entgegenhielt.

Die Mitzi, das Dolfchen, die Ele kamen und bewunderten, und ließen es sich gut schmecken, der kleine Baron aber war wie im Himmel. Seine strahlenden, noch knabenhaft leuchtenden Augen folgten Lu, die in einem buntseidenen Kimono nicht weniger reizend aussah als auf der Bühne, überall hin.

„Wie wunderschön ist das Leben", sagte er innig, ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Sie sind bescheiden, Baron."

„Bescheiden? — Das nennen Sie bescheiden?" fragte er erstaunt, „wenn ich neben Ihnen sitzen und Sie anbeten kann?"

„Sehr!" Und Lu lachte, denn er machte ihr wirklich viel Freude mit seiner wunschlosen, himmelflammenden Liebe.

„Das können Sie doch alle Abend."

„Ja, aber ich werde nie satt."

Sie drückte ihr Spitzentuch an Lippen und Augen, er nahm es ihr fort.

„Schenken Sie mir das?" bat er leise.

„Gern! Sie geben so viel unnützes Geld für mich aus, daß . . ."

Seine Hand drückte sich fest auf ihren Mund.

„Bitte, kein Wort von solchen profanen Dingen, das steht Ihnen nicht! Das stößt Sie von Ihrem Piedestal, und — das tut mir weh."

Adolfchen kam und schmiegte sich an sein Knie, er griff ihn hoch und schwenkte ihn in die Luft. Lu sah zu. „Ein Kind selber noch", dachte sie warm.

— — Als Baron Spratt an diesem Spätnachmittage nach Hause ging, um seine Kleidung zu wechseln, begegnete ihm ein älterer Regimentskamerad.

„Hallo, Spratt," rief er ihn an, „kommen Sie doch ein Stündchen mit in diese kleine Weinstube, ich habe Hunger."

Teo Spratt wand sich ein bißchen. Er fürchtete eine längere Sitzung und wollte doch rechtzeitig in das Kabarett kommen, der andere aber schob ihm seinen Arm unter und nötigte ihn so zum Mitkommen.

„Ich wollte Ihnen sowieso etwas sagen, Spratt."

Digitized by Google

Teo hörte kaum hin. Wenn er nur noch zeitig genug zu Lus Auftreten kam, dann war ihm ja alles recht.

„Hören Sie, Spratt", sagte der andere, als sie gemütlich saßen, und machte sich mit seinem Glase zu schaffen, „jeder von den Kameraden hat Sie im Benzbergschen Kabarett getroffen; gestern auch ich. Wem gilt eigentlich Ihre so offenkundige Huldigung?"

Der kleine Baron sah erstaunt auf.

„Natürlich der Dorsay! . . . Wem denn sonst?"

„Hm . . . So sah mir's auch aus. — Sie saßen am Künstlertisch . . . Lassen Sie sich warnen, Spratt, solche Weiber sind teuer, — ruinieren uns schließlich die Karriere . . . Hand davon, wenn man kein Krösus ist, und das sind Sie doch nicht, so viel ich weiß."

„Nicht im geringsten."

„Sie bestellten Sekt, — und das sollen Sie fast alle Abende tun, — das kostet aber Geld."

„Jawohl, Strittberg." Der kleine Baron schob sein Glas fort. „Sie haben ja recht. Aber ich glaube, ich kann mir das leisten. — Das erste Glück meines Lebens will ich ganz auskosten, was nachher kommt — schert mich nicht; noch nicht!"

„Das Nachher hat man aber oft nicht mehr in der Hand, Spratt."

„Doch! — Ich doch! — Beurteilen Sie mich nicht falsch, Strittberg, — ich habe keine Schulden gemacht. — Im Herbst erbte ich von einer alten Tante 5000 Mark. Die vergeude ich, — ja ich vergeude sie! Aber was tausche ich ein! Den Himmel! Die Seligkeit! — Ist das Geld alle, — melde ich mich zum Kolonialdienst."

„Das ist ja anscheinend ein festes Programm," der andere zerbröckelte ein Brot, „nur eins stimmt darin nicht, Ihr Himmel wird zu schnell flöten gehen. Im Ernst, lieber Kerl, ist denn eine dieser Frauenzimmer es wert, daß man sich so auf das Spiel setzt? Heute prassen sie mit Ihnen, morgen mit einem andern, — wenn sie nur prassen können. — Und ich dachte, Sie hätten eine alte Mutter, die von ihrer Pension leben muß, und eine Schwester, die aus Mangel an Mitteln noch immer nicht heiraten kann."

„Ja!" Teo Spratt hatte den Kopf auf die Brust gesenkt; einen Augenblick zerriß der glühende Nebel, den Lus Erscheinung ihm um die Augen gesponnen hatte, — er sah klar und fühlte einen Stich am Herzen.

Das alte, schmale, weißhaarige Gesicht seiner Mutter tauchte vor ihm auf, das sich Tag für Tag geduldig auf eine weißwollene Strickarbeit beugte. Ihr Denken, ihr Sinnen, Hoffen und Beten galt nur dem einzigen Sohn! — Und daneben Edith mit dem schon verblühenden scharfen Zug um die Lippen, die sorgte und sparte und ihm das mit manchem Opfer Erübrigte schickte. . .

Keinen Groschen hatte der schlechte Sohn bisher für die Seinen übrig gehabt! — Vom Eintreffen der Erbschaft an hatte er vergeudet, verpraßt, wie ein Grandseigneur, — nur um Lu zu gewinnen, in ihren Augen nicht völlig unbedeutend dazustehen.

Er biß die Zähne in die Unterlippe, daß sie schmerzte. — Was war denn noch übrig von dem kleinen Kapital? — Hundert Mark auf hundert Mark nahm er aus der Schublade seines Schreibtisches, ohne zu rechnen oder nachzusehen wieviel er noch hatte.

Wenn das die Verstorbene wüßte! Die sich dieses Sparpfennigs wegen doch auch manche kleine Daseinsfreude versagt hatte!

Er schämte sich. — Die Augen gesenkt, saß er stumm da und atmete schwer. Strittberg beobachtete ihn verstohlen.

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Spratt, löste ich diese Sache möglichst plötzlich. Das hat sich noch immer als das Beste erwiesen."

Da sah Teo auf. Seine Augen waren ganz schwarz vor Erregung.

„Sie haben in allem recht, Strittberg," sagte er heiser, „nur in einem nicht, — daß ich so plötzlich los kann. Jeder Blutstropfen in mir ist an dieses Weib gebunden, — würde es sein, selbst wenn sie schlecht — oder so wäre, wie Sie glauben. — Das ist sie aber nicht! — Und ich liebe sie! Mein Leben gäbe ich für sie hin! — Dabei soll ich an eine armselige Mark und Pfennige denken? Das ist unmöglich. — Mag ich leichtsinnig sein! Mag meine Pflicht bei den Meinen sein, — ich kann nicht anders! — Habe ich nicht auch ein Recht, mein Leben zu genießen? Ist mir dies Geld nicht zugefallen, um m i c h zu beglücken? — Nun, — dies Glück das es mir schafft, ist so groß, so gewaltig, daß mein ganzes

Digitized by Google

ferneres Leben nicht ausreichen wird, dafür dankbar zu sein. Pflicht! — Jawohl, das Wort ist sehr schön, sehr edel, und ich werde mich stets bemühen, es hoch zu halten, aber einmal will man doch auch Sonne! — Meine ganze bisherige Jugend war ein Sparen, ein Versagen. — Sie wissen, ich diene mit Königszulage. Nun will ich einmal wenigstens aus dem Vollen schöpfen, — so lange der Besitz reicht. Mag dann kommen was will! — Genossenes Glück kann niemandem mehr entrissen werden, es ist ein Ewigkeitsbesitz! — Das ist es, was ich mir jetzt sage, Strittberg."

Der andere saß starr. So schlimm, so vollständig alles andere vergessend, hatte er sich diesen Rausch doch nicht gedacht! Da half wohl nichts mehr. — Es schoß ihm durch den Kopf — die Mutter zu benachrichtigen, dem Oberst Mitteilung zu machen, eine Versetzung nahe zu legen... Von allem stand er ab.

Der Kleine imponierte ihm mit seiner Lebensgier, seinen berauschenden Glücksgefühlen. Wie kam er dazu, Schicksal spielen zu wollen?! —

Mochte das Verhängnis denn seinen Lauf nehmen. — Vielleicht schlug es besser aus, wie er dachte. Hineinpfuschen in anderer Leben war stets eine heikle Sache. — So begnügte er sich zu sagen:

„Was soll ich Ihnen da noch erwidern, Spratt! — Ich kann als Kamerad nur warnen, — und das habe ich getan; alles weitere ist Ihre Sache. Aber eine alte Erfahrung lehrt, daß man in solchen Fällen meist Perlen vor die Säue wirft, und daß keine noch so bittere Reue einmal Geschehenes wieder gut macht. — Daran sollten Sie doch stets denken."

Teos Blick suchte verstohlen das Zifferblatt der Uhr über dem Sofa. — Noch eine halbe Stunde — dann begann Lu zu tanzen, — er wollte, — er mußte sie sehen! Gerade heute, wo er zum ersten Male offene Vorwürfe gehört, wo man seine Familie gegen ihn ins Feld geführt hatte! — Was war das Stärkere in ihm? —

Er brauchte keine Antwort . . . Lu! Lu! Lu! schrie es in ihm mit solcher Gewalt, daß sein Herzschlag fast versagte.

Sprach Strittberg noch? — Ja! — Er meinte es gut, er wollte ihm seine Lebensauffassung, seine Erfahrung übertragen, — und vielleicht hatte er recht! — Aber das blöde Rechthaben war doch nicht alles! — Und er hatte die letzten Sätze nicht einmal in sich aufgenommen, wußte gar nicht, was der andere eigentlich gesagt, — er dachte nur immer:

„Jetzt muß ich schon ein Auto nehmen, um noch rechtzeitig zu kommen! Wenn der gute Kerl nur endlich einmal aufhören wollte! Kennt er Lu denn? — Weiß er wie schön und wie tugendhaft sie ist? — Nein! Und zehnmal nein!"

„Ich sehe, mit Ihnen ist augenblicklich nichts anzufangen", sagte Strittberg endlich etwas gereizt. „Sie sind zwar noch sehr jung, Spratt, aber für so jung hätte ich Sie doch nicht mehr gehalten! Adieu!"

Der kleine Baron hatte eine Bitte um Entschuldigung auf den Lippen, denn daß der ältere Kamerad es gut mit ihm meinte, fühlte er ja. Vielleicht hätte er an seiner Stelle ebenso gesprochen, — aber er unterdrückte jedes Wort, es hielt ihn nutzlos auf, und er würde zu spät kommen, um diesen schönen geschmeidigen Frauenleib in dem berückenden Kostüm sich biegen und drehen zu sehen. Er hatte das Gefühl, als könne er das nicht überleben, als wurzle sein ganzes Ich in diesem Weibe, das er vor ein paar Wochen noch gar nicht gekannt hatte.

„Das ist Liebe — Leidenschaft!" dachte er in dem sausenden Auto nur. Drückte die Hand an die Schläfe. „Los kann ich nicht mehr! — Gott helfe mir!"

Versunken war der Gedanke an die Seinen, verklungen Strittbergs Worte! Nur eine Begierde beherrschte ihn — das Weib! —

Als Teo ankam, verabschiedete Lu sich gerade von dem Publikum. Sie sah ihn und lächelte ihm zu, denn die Erregung die hinter ihm lag, wirkte noch in seinen Zügen, man sah ihm an, wie er sich hergehetzt hatte.

Und lächelnd reichte sie ihm die Hand, als er ihr gegenüber stand. Wortlos küßte er die weißen Finger, einen nach dem andern, ehe er ihr in das Gesicht sah.

„So spät, kleiner Baron?" neckte sie ihn unter dem glühenden, bettelnden Blick der an ihr hängen blieb.

„Doch noch nicht zu spät," stammelte er, „Lu, — noch nicht zu spät, — sagen Sie mir das."

Sie verstand im Augenblick den Sinn seiner Worte nicht und sagte unbefangen:

Digitized by Google

„Wenigstens haben Sie noch Zeit genug mit uns zu plaudern."

„Oh, heute soll es hoch hergehen, Lu — höher als sonst."

„Warum denn?"

„Weil ich mich heute zu Ihnen bekannt habe, frei und offen, und weil ich das nun immer tun werde."

Seine Augen leuchteten. Er hatte das Gefühl, als wäre sie nun sein, gehöre ihm ganz — auf immer.

Und ihr fiel ein, daß das wirklich etwas Besonderes sein müsse, was er getan, daß es ihn etwas gekostet hatte, denn er stand ja auf einer ganz anderen Seite des Lebens als sie. — Ihre Augen wurden strahlender, ihre Lippen röter.

„Dank, kleiner Baron!" sagte sie halblaut und drückte einen seiner Finger stärker, „das ist aber sehr hübsch von Ihnen." —

Im Laufe des Abends, der allerdings eine Symposion in großem Stile wurde, sagte Ele lachend:

„Kleiner Baron, Sie sind ein Wegelagerer und Heimtücker, Lu läßt Ihnen zu viel durchgehen."

Sie krümmte sich dabei vor Lachen, und zeigte mit ausgestrecktem Finger, daß Teo sich auf eine Rockfalte Lus gesetzt hatte, als vermittle die einen innigeren Kontakt. Und er war auch nicht willens diesen Platz zu räumen, ganz böse wurde er.

„Beanspruche ich zu viel?" fragte er Lu und sah ihr fest in die Augen.

„Nein, kleiner Baron. Wenn Ihnen das genügt."

„Alles! Alles! Wenn es nur von Ihnen kommt."

„Ein kompletter Narr!" — sagte Kimmerling zu Kysani und sog den letzten Tropfen aus seinem Sektglase. „Immer in der Voraussetzung, daß er wirklich mit dem Gebotenen zufrieden ist."

Kysani warf einen flüchtigen Blick auf die Gruppe.

„Scheint fast so! Na, dann hat die Dorsay sicherlich einen anderen Angelhaken für ihn in petto. Dämlich genug sind die Männer ja, und einmal mußten die Esel unter uns daran glauben."

„Wo ist denn die Pia?" fragte Kimmerling sich umsehend, „die ist ja verschwunden und konnte sonst doch nicht fortgehen, ohne der Flasche auf den Grund zu sehen."

Gleichgültig zuckte Kysani die Achseln.

„Wenn ich weiter keine Sorgen hätte... Das Frauenzimmer fällt mir allmählich auf die Nerven. Ich wünschte, es fände sich auch so ein Dummer für sie."

„Kann schon sein, daß Ihr Wunsch in Erfüllung geht... Ich habe da so meine Beobachtungen gemacht..."

Kysani fuhr herum; er war betroffen.

„Ach nee, Kimmerling! So was ist anhänglicher als Kletten, das wird man nicht wieder los."

Kimmerling wiegte seinen dicken Kopf, sagte aber nichts mehr.

* * *

Der Frühling kam näher. Man merkte es nicht allein an den knospenansetzenden Bäumen und der wärmeren Luft, sondern auch an dem nachlassenden Besuch des Kabaretts. Der Zuschauerraum wies jetzt manchmal beträchtliche Lücken auf.

Lukas Falkner hatte die letzten Wochen ausgiebig benutzt, um seine zufälligen Beziehungen zu befestigen und neue anzuknüpfen. Diesem bisher so weltfremden und allem Verkehr abgeneigten Menschen, hatten sich plötzlich neue, ungeahnte Quellen erschlossen, die er ergiebig auszunutzen verstand.

Ein toller Ehrgeiz, von dessen Existenz er sicher kaum gewußt, hatte ihn in seinen Klauen, und er war bereit, seinethalben über Leichen zu gehen. Aber zu niemanden sprach er mehr von sich, auch nicht zur Nelda. Sie wußte nur, daß er fast Abend für Abend ausging, und oft erst gegen morgen heimkehrte. — Aber das Fragen hatte sie sich abgewöhnt, — sie erfuhr ja doch nichts.

Als sie eines Abends in das Kabarett kam, ging ihr Benzberg mit mitleidiger Miene entgegen, hielt auch länger ihre Hand als gewöhnlich und drückte sie lange. Erstaunt blickte die Nelda auf.

„Warum sind Sie so feierlich, Benzberg?"

Digitized by Google

In sein Gesicht schoß Rot. Aus dieser Frage merkte er, daß seine Freundin noch ahnungslos war; nun tat es ihm leid, ihr ihre Nummer für heute abend verdorben zu haben. Er zögerte daher mit der Antwort.

Aber nun packte sie seine Hand.

„Was ist, Julius. Um Gottes willen, seien Sie ehrlich!"

Ihre angstvollen Augen taten ihm weh, statt aller Antwort reichte er ihr einen Brief. Es war Lukas Falkners Kündigung.

Die Nelda wankte und hielt sich krampfhaft am nächsten Stuhl, ihr Atem flog.

„Er war schon fort als ich herfuhr! — Ach, der Elende! Er hatte nicht einmal den Mut, mir Lebewohl zu sagen."

„Es ist besser so, Gret!"

„Nein!" schrie sie ihn an, „Nein! Was wißt ihr kaltherzigen Anderen denn davon! — Besser? — Warum? — Ein Ausklang muß doch wenigstens da sein! Ein Ausklang! — Das hat man doch verdient! — Aber Feigheit ist natürlich bequemer."

„Wollen Sie nach Hause, Gret?"

Er sah ihre Erregung, und sie tat ihm leid.

Sie zog die Schultern hoch und krümmte sich.

„Nach Hause? — In die Leere, — in die Einsamkeit? Nein, Benzberg, das ertrage ich nicht — es sei denn . . ."

„Kein Wort weiter, Gret." — Zum ersten Male fand er einen befehlenden Ton. „Ihre Angst und Sorge um Alter und Einsamkeit hat sich verstiegen, Gret, — all die Zeit! — Nun ist es aber durchaus notwendig, daß Sie wieder zu sich zurückfinden. Falkner ist ein starkes Talent, er wird sich durchsetzen, aber dazu braucht er Freiheit, — ungehemmte Freiheit. Keinen Klotz am Bein."

„Der ich ihm war", vollendete sie bitter.

„Zweifellos, Gret! Es geht einmal nicht an, daß wir Junge, Werdende nach uns und unseren Anschauungen eindämmen, besonders wenn mehr in ihnen steckt als das Landläufige."

Sie nickte mechanisch. Wie klug das alles klang. Mit wie tausend Gründen man ihr überall zu beweisen versuchen würde, daß er recht hatte! — An sie und ihr Empfinden dachte wohl keiner, und wenn schon, dann höchstens mit einer Art heimlicher Schadenfreude. Sie wußte das so genau. . . Aber niemand konnte und sollte in ihr wundes Herz sehen. — Niemand! —

Ruhig und ziemlich apathisch saß sie da, nur immer klarer wurde ihr, daß das Leben so nicht weitergehen könne. — Die Stille, die Einsamkeit würden sie allmählich töten. — An einen Ersatz dachte sie nicht mehr. — Aber daß dieser — gerade dieser Lukas Falkner, der ihr alles schuldig geworden, — der erste gewesen, der, ohne jeden Gedanken an sie, das Band zwischen ihnen brüsk zerschnitten — das war mehr als sie ertragen konnte. Ihr Selbstgefühl war eben so hart getroffen wie ihr Herz. —

Lu und Ele flüsterten zusammen, ihre mitleidigen Blicke glitten zuweilen schnell zu ihr hinüber; die Mitzi kam, nahm sie um den Hals und tröstete in ihrer gutherzigen Weise:

„Nimm es nicht so schwer, Gret! War halt ein undankbarer Bub gegen dich, aber schließlich, — so ganz unrecht hat er vielleicht doch nicht. Es geht eben um die Zukunft. — Und du wirst einen anderen finden. — Es geht halt in den Sommer, da wachsen dir doch immer die Abenteuer zu wie die Pilze. . . Dann lachst du über deinen heutigen Kummer. — Hast noch allweil hinterher gelacht, Gret! Bist eben eine sehr Elastische."

Die Nelda schob müde den sie umschlingenden Arm zur Seite.

„Gute Mitzi", sagte sie nur, aber in ihrer Stimme war ein geborstener Klang.

Sie hatten ja alle recht, wenn sie ihren Kummer nicht allzu schwer nahmen, — sie hatte sich ja auch immer bald getröstet, diesmal aber, das fühlte sie, war es anders. Der Krater in ihr war ausgeglüht, seine letzten Flammen hatten Falkner getroffen. Eine große, heiße Liebe für ihn war in ihr gewesen, die sich nun in Todesnöten wand.

Benzberg berührte sie leicht an der Schulter.

„Nelda! — Ihre Partie!"

Sie stand auf und deklamierte, gleichgültig — müde zum Sterben; aber die Routine ersetzte alles. Niemand im Publikum ahnte, daß sie kaum mehr als ein Phonograph gewesen, und Beifall umbrauste sie wie stets.

Die Nelda öffnete die Augen weit und starrte in das Publikum, in all die Gesichter von denen sie keines kannte, und die ihr alle so gleichgültig waren.

Digitized by Google

Nein! — Sie mochte nicht mehr! Sie hatte das ganze Leben satt. Für wen lohnte es sich denn noch die Tage hinzuschleppen? Einmal hatte sie gefehlt — das zweite Mal würde sie besser treffen. Hochauf atmete sie.

Als sie an Kysani vorüberkam, stand der auf und klopfte sie auf die Schulter.

„Gottsdonner, Nelda! — Immer den Kopf hochhalten. — Unterkriegen sollten wir uns lassen, von der erbärmlichen Menschheit, dem gemeinen Leben? Denkt ja keiner daran! — Kämpfen wir feste weiter!"

Sie roch, daß er stark getrunken hatte, sah, daß seine Augen in glasigem Glanze funkelten, — trotzdem tat er ihr wohl mit seiner drastischen, etwas massiven Teilnahme. Sie sah ihn daher mit gutem Blick an.

„Nimmst einen anderen, Nelda! Bist doch immer noch ein Prachtweib."

Sie drückte ihn lächelnd auf seinen Stuhl, denn sein Schwanken wurde bedenklich.

„Benja, Benja, wenn das Publikum das merkt!"

Er reckte die Zunge heraus.

„Sollen sie mich . . .! Diese Spatzengehirne werden mich doch nicht unterkriegen, — mich — mich — den Meister der Bohême, den Götzen des Publikums!"

Als die Nelda zur Heimfahrt in ein Auto stieg, stand plötzlich Benzberg neben ihr, folgte ihr und warf den Schlag zu.

„Warum?" fragte die Gret verwundert.

„Ich möchte dich jetzt nicht allein lassen."

Sie lachte ganz leise vor sich hin.

„Glaubst du, daß Bubi vielleicht zu Hause noch auf mich wartet?"

Eine Vision stieg plötzlich vor ihr auf. Er war daheim und erwartete sie mit offenen Armen, und Licht, viel Licht war um ihn und drang ihr entgegen.

Wie sie aufjubeln — aufweinen würde!!

„Nein!" erwiderte er erstaunt. „Sicher nicht."

Da sank sie in die Ecke und schwieg, merkte auch kaum, daß seine kühle, etwas feuchte Hand nach ihren Fingern griff und sie festhielt.

Als sie ausgestiegen waren und er ihr das Haus aufgeschlossen hatte, ging er mit hinein, schloß von innen zu und folgte ihr in ihre Wohnung.

„Warum?" fragte sie wieder.

„Laß mich noch ein Stündchen bei dir bleiben, Gret, wir trinken eine Tasse Tee zusammen."

Sie hätte ihn gern abgeschüttelt, ihr Entschluß stand fest, und sie ersehnte die Ausführung; trotzdem tat ihr seine Fürsorge wohl. Auf ein paar Stunden kam es schließlich nicht an.

Sie saßen sich gegenüber und schwiegen. Sie dachte nur immer:

„Daß er mich so verlassen konnte! — So! Ohne Abschied, — ohne ein Wort, — nur diese Mitteilung durch Benzberg!!! — Er wird kaum ein Achselzucken haben, wenn er hört was ich getan, — keine Träne! Und ich habe ihn geliebt! Geliebt!"

Es war totenstill im Zimmer, das Ticken der Uhr drang deutlich zu ihnen, und jetzt schlug sie . . . Zwei Uhr. — —

„Geh' nach Hause, Julius," sagte die Nelda und strich mit der Hand über Stirn und Augen, „ich bin so müde!"

Wie erloschen sah sie wirklich aus in ihrem tiefen Sessel, es schien ihr Mühe zu machen, die Hand zu heben. Aber er ging nicht.

„Gret," sagte er vielmehr und beugte sich ihr ein wenig entgegen, „ich weiß was du vorhast! — Du willst dich aus dem Leben stehlen, — um diesen einen — einzigen, — der dir nicht einmal etwas gegeben hat. — Du hast aber kein Recht dazu, denn da sind noch andere, die dich nötig brauchen . . . Prüfe dich einmal ehrlich. War es nicht zum großen Teil ein gewaltsames, künstliches Aufstacheln deiner Sinne, so daß du deine Gefühle nicht mehr richtig bewerten konntest und dir aus der verzerrten Wirklichkeit ein durchaus falsches Bild machtest? Du konntest ihm nichts geben, — denn was er an Talent hat, trug er in sich. — Konntest ihm auch wenig nur sein, — das hat er dir ja gezeigt . . . Also darum . . . Es lohnt nicht, Gret!"

„Wer sagt dir was ich tun will?" Sie sah ihn fragend aus groß offenen Augen an.

„Mein Herz, — meine Liebe zu dir."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Am Mövenstein / Roman von Ludwig Müller-Grimmold.

4. Fortsetzung.

Annemarie spürte, wie er sich enger an sie schmiegte; sich fast auf sie stützte. Das Dunkel um sie verlor das Grauenvolle; ihre Zuversicht erstarkte; ein Selbstvertrauen, wie sie es niemals gekannt, beseligte sie mit der Gewißheit endlichen Sieges.

In ihm ebbte die Erregung ab; nur eine Scham blieb nach, ein Gefühl der Demütigung vor ihr, die ihn vor dem Äußersten bewahrt hatte; eine Sehnsucht nach Entsühnung, nach Kräftigung für den rauhen Pfad, den sie ihm wies.... „Annemarie, Annemarie . . .“ Sein Kopf neigte sich gegen sie vor; seine Hände preßten sie fester an sich.

Sie erriet sein Begehren, schaute ihm milde lächelnd in die Augen. . . . Und bot ihm die Lippen, in heiliger Freude, ihn aus der Verzagtheit errettet zu haben.

Um das Kreuz schwieg das Meer, wie ein Toter. Durch die Nebel erhob sich ein Raunen, ein banges Zittern, ein flüchtendes Weben: landeinwärts erwachte der Wind, rieb sich den Schlaf von den Wimpern, warf die Decken ab und erhob sich neugekräftigt zu frischem Laufe.

* * *

Über Nacht hatte der West die Nebel vertrieben und dafür einen feinen Regen beschert, der noch um diese achte Morgenstunde eine Dämmerung breitete, daß der Schalterbeamte am Bahnhof Licht brannte.

In der Wartehalle legte Hans Annemarie seinen Arbeitsplan für die Tage in Berlin dar, so wie er ihn die Nacht über entworfen. Immer wieder suchte er ihre Zustimmung, immer wieder festigte sie seine Zuversicht durch vertrauensvolles: „Sicher, Hans.“ Den schwersten Entschluß, den härtesten Sieg über sich selber hatte er bis zum Schlusse aufgehoben. „Vor März bin ich mit den Bildern hier nicht fertig. Darum gebe ich mein Atelier auf: ich würfe um nichts die Miete für vier Monate weg. Und ich will sparen. Ich verspreche es dir. Bilder und Möbel stelle ich irgendwo unter.“

Ihre Augen leuchteten auf: sie ahnte, welche Überwindung ihm dieser Entschluß gekostet hatte: er hatte ihr sein Atelier immer als sein wahres Heim gepriesen, als einen Schmuckkasten, eine Arbeitsstatt, in der Kunst und Bequemlichkeit sich reizvoll verbrüderten. Und sie jubelte ihm ihr Freude zu: „Jetzt bist du auf dem rechten Wege, Hans.“

Ihr Lob machte ihn sehr stolz und bestärkte ihn in seinem Willen, hinfort nichts ohne ihren Rat und Beifall zu unternehmen. „Inzwischen suchst du für mich eine billige Wohnung. Zwei Zimmer genügen völlig. Zur Not auch eins.“

Sie streichelte ihn. „Laß mich nur sorgen: im Winter ist hier alles um wenig Geld zu haben. Und mit dem Essen: ich richte es ein, daß Jettchen dich zu Mittag und Abend einladet. . . .“ Sie brach vor dem Rufe zum Einsteigen ab; reichte ihm an der Sperre nochmals die Hand; sah eine Weile dem Zuge nach und ging auf Wohnungssuche.

Den neuen Stadtteil um den Bahnhof durchquerte sie schnell: kein Haus bot hier Aussicht, wie Hans sie wünschte. Vor der Küsterwohnung mäßigte sie den Schritt: die guckte wie Kirche und Pastorat vom hohen Dünenhügel über die Dächer hinweg: die Zimmer waren zu niedrig. In der Quergasse zum Strome hinab drängten sich die Fachwerkbauten der windschiefen Fischerkaten wie Bücklinge in der Kiste. Erst die Vorderreihe bot Hoffnung auf etwas Passendes.

In der Tür des sechsten Hauses rauchte Hinnerk Böbs aus kurzer Tonpfeife. „Haben Sie ihn nun glücklich verladen, Fräulein?“ Annemarie suchte bei ihm auf der Diele Unterschlupf gegen den Regen.

„Herr Manners kommt wieder, hier zu malen. Für Herrn Meifert.“

„Hab' ich all erfahren.“ Er grinste über ihr Erstaunen: als ob ihm auch nur vierundzwanzig Stunden lang etwas verborgen bleiben könne.

„Und ich suche jetzt eine Wohnung für ihn. Sie vermieten . . .“

Das Grinsen auf Hinnerk Böbs pockennarbigem Gesicht ging in die Breite. In den Tonfall seiner Fragen mischte sich ein Unterklang. „Sein Bruder hat doch Platz genug im Haus. Haben die beiden sich verkracht?“

Digitized by Google

Und dann, als Annemarie die Annahme entrüstet zurückwies: „Versteh: junger Mann; will seine Freiheit haben; sich mal nen vergnügten Abend machen....“ Er paffte gewaltige Rauchwolken in den Regen hinaus, bis er eine Absage gefunden, die ihm sehr geschickt schien. „Wenn meine Stuben ihm gut genug sind. . . . Ich verdien gern ein paar Groschen. Töchter hab ich nicht bei mir. Bloß: mit dem Zubettgehn halte ichs mit den Hühnern: Klock neun schließ ich ab. Und Hausschlüssel gibts nicht.“

Annemarie durchschaute Hinnerk Böbs heimliche Gedanken; und verlachte ihn: sie fühlte sich hocherhaben über seinen Verdacht. „Da muß ich also verzichten.“ Sie zog die Kapuze tiefer ins Gesicht: ihr Haar war schon schwer vom Regen.

An diesem Vormittag fand sie nichts: beim Bäcker stieß sie sich am süßlichen Teiggeruch; der Schlosser war wegen seiner Unverträglichkeit verschrien; die Zimmer in der Weißwarenhandlung wurden durch das Glasdach des Balkons verdunkelt; die Witwe von Jochen Ellfeldts Vorgänger im Amte des Hafenmeisters sagte fast vorwurfsvoll: „Ich nehm doch nur Damen ohne Kinder . . .“

Da verschob Annemarie das Suchen, Scholz nicht länger warten zu lassen.

Er empfing sie mit einem „Endlich“; suchte ihren Blick und fragte: „Ich sorge umsonst, Annemarie, daß Sie mir um gestern zürnen.“ Eine Bitte klang ihr aus dem Tone entgegen, eine Teilnahme und Aufrichtigkeit, daß sie froh und dankbar ihr Ausbleiben rechtfertigte, bis sie vor seinem feinen Lächeln ans Klavier flüchtete und für ihre Gedanken und Gefühle Ausdruck in jener Sonate von Beethoven suchte, die Hans am ersten Abend gespielt.

Scholz ließ sich von der Musik in Träume wiegen und sehnte sich aus dem Reichtum und der Berühmtheit zurück in die Tage, da erste Liebe ihm Sorgen und Mühen verklärte. „Madle, Madle . . .“

Ein Seufzer nach Jugend und nach der Jugend Lust schlug es an Gustes Ohr. „Alterchen, nicht Verlorenem nachtrauern; jung im Umgang mit der Jugend bleiben.“ Sie nickte ihm aufmunternd zu und trug ihren Stuhl hinter seinen Rücken, auf daß kein gebleichtes Haar ihm die Freude an dem glänzenden Aschblond Annemaries beeinträchtigte.

Das Andante erstarb in verhaltener Klage; jauchzend stimmte das Allegro den Sang von wagemutiger Lebensfreude, von willensstarkem Ringen an, stürmte dahin in wirbelnden Läufen und rauschenden Figuren, bis zu den letzten Sieg kündenden Akkorden. . .

Annemarie ruhte die Hände im Schoße; ihre Gedanken geleiteten Hans.

Der im Liegestuhl hielt den Blick gebannt auf ihr Aschblond.

Gegen die Scheiben platschte der Regen; er wusch sie, daß sie blank würden vom Staube des Wirbelwindes und von der Blendung des Nebels. Zwei Tage und zwei Nächte plagte er sich ab; da zog er befriedigt weiter und überließ der Sonne das Auftrocknen.

In der Frühe des Morgens schon machte sie sich an die Arbeit, lange bevor der Postbote auf seinem ersten Gange auch im Alten Zoll vorsprach.

Jette schob die Brille auf die Stirne, den Stempel zu enträtseln; zog schmunzelnd die Nase zum Hasenschnäuzchen breit und tappte zu Annemarie hinauf. „Von Hans.“

Annemarie trat ans Fenster, unbeachtet zu lesen. Seine Schrift machte ihr Mühe; die Buchstaben sprangen eigenwillig von der Linie, nach oben und nach unten; im schärfsten Gegensatz zu denen von Doktor Manners, die klar gegliedert sich zusammenschlossen wie ein Regiment in Paradestellung.

Jette wurde ungeduldig. „Was schreibt er? . . . So antwort doch, Deern. Laß mich mal lesen.“

„Es geht Hans alles nach Wunsch, Tante.“ Sie grub den Brief in die Tasche: da stand so manches, das nicht für Jettchen bestimmt war.

„Jetzt geh ich wieder auf Wohnungssuche. Hoffentlich finde ich heute etwas Passendes.“

„Du bist man so krütsch. Frag mal bei Ida Ekmann an. Da ist er gut aufgehoben, und sie kanns brauchen.“

„Vielleicht; ich wills überlegen.“ Unwillig, widerstrebend dehnte sich das halbe Zugeständnis. „Jetzt geh ich erst baden. Um zehn erwartet der Professor mich. Bis Mittag.“

Hinter ihr stieg Jette scheltend hinab: „Du kannst mich doch seinen Brief lesen lassen;“ im

Digitized by Google

Herzen war sie über die Weigerung höchlich befriedigt: ihre Freundin hatte auch immer so ängstlich mit den Briefen ihres Bruders herumgehütet, bevor sie sich noch regelrecht verlobt hatten.

Annemarie las von neuem den Brief, während sie zum Mövenstein hinausschlenderte, träumte sich Hans an die Seite und schwätzte mit ihm. Ihre Lippen spitzten sich zu einem lustigen Pfiff: er suchte Motive, der Mövenstein bot eines, so schön, so eigenartig und poesievoll wie ers nur wünschen konnte. Und sie malte es sich aus, während sie sich vor dem Bade abzukühlen auf den Rücken des Hünen hinstreckte.

Das Meer war kalt heute, es schnitt ihr ordentlich in die Haut. Um so wohliger war die Wärme, die das schnelle Ausschreiten auf dem Heimwege ihr brachte.

Bei dem Hause, das sich klein und bescheiden zwischen die stattlichen Villen zwängte, bog sie von der Strandpromenade ab, Tante Jette zuliebe die Wohnung von Ida Ekmann wenigstens zu besehen. Ein Grund ließ sich gewiß finden, Hans vor dieser redseligen Alten zu bewahren. Eines bestach: die Fremdenstuben, drei an der Zahl, hatten einen eigenen Eingang, direkt vom Garten aus, wenige Stufen hinauf über den niedrigen Vorbau; die Haustür lag an der Seite, weit nach hinten gerückt: Hans konnte sich abschließen.

Ida Ekmann erhob eine lange Litanei: „Vermieten, zum Winter . . .: das hab ich noch nie getan;" zählte viele Schwierigkeiten auf, wegen der Heizung, und der Bedienung, und der Verpflegung; widerlegte zugleich sich selber: „Die Öfen sind gut; leisten könnt Anna es schon; ich muß ja auch essen. . . ." Und überwand schließlich ihre Abneigung gegen alles neue: „Und dann, wo Jette es gern will, und er der Sohn von meinem lieben alten Doktor Manners ist; und ich ihn als Jung oft sah. . . ."

Nach einer Stunde wurden sie handelseinig: „Sonntag soll Hans entscheiden." Ida Ekmann hatte einen unerschöpflichen Gesprächsstoff für ihre leeren Tage; Annemarie summte befriedigt dem Kurhause zu.

Auf halbem Wege hörte sie sich angerufen: vor der Buhne, die den breiten Rücken aus wahllos geschichteten Felsblöcken kurz und niedrig ins Meer streckte, saß Scholz in einem rollbaren Liegestuhl. Sein erstes Wort war: „Wir können mit der Gudrun beginnen: das Gewand ist endlich aus Berlin gekommen."

Sie löste nach seinem Wunsche das Haar; legte Bluse und Unterjacke ab; schlüpfte in das faltenreiche Gewand aus schlicht blauem Tuchstoff und stellte sich auf das Ende der Buhne.

Eine Weile betrachtete er sie mit schweigsamer Aufmerksamkeit; dann sandte er Guste zu ihr, das Gewand nach seinem Willen zu raffen: „Auf der rechten Schulter darf es nur durch eine Spange gehalten werden; die Brust muß noch tiefer entblößt bleiben; den linken Arm darf man nur bis zum Handgelenk sehen, das rechte Bein muß bis an den Schenkel frei heraustreten." Es währte lange, bis die beiden es ihm nach Gefallen gemacht hatten; mehr als einmal brauste er ungeduldig auf: „Zu hoch gehoben; das Haar lockerer über die linke Schulter gelegt, den Kopf mehr zu mir gewandt. . . ."

Am Nachmittag stand sie schon nach wenigen Minuten zu seiner Zufriedenheit; am Freitag früh bedurfte es kaum einiger Winke. Nur ihr Gesichtsausdruck gefiel ihm weniger: etwas Nachdenkliches lag über ihren Zügen. „Wo fehltsch, Madle?"

Sie riß sich aus ihrem Grübeln empor. „Guat gehtsch mi, Herr Professor; guat." Nach wenigen Minuten trübten die Gedanken an Hans wieder ihren Blick, bis sie sich überwand: „Es ist nicht seine Schuld, daß sie ihm so viele Schwierigkeiten in Berlin machen. Und kommt er nun auch erst Mittwoch . . ."

Das Bild schritt schnell voran. Scholz nutzte das gute Wetter. Störung gab es nicht: Gäste kamen nur noch Sonntags auf einige Stunden; Kinder wurden weggesandt; die Fischer, die den Seetang ernteten, blieben hinter dem Kiefernwäldchen.

Am Dienstag allerdings erhielten sie einen überraschenden Besuch. Scholz hatte den Rollstuhl nun schon mit seinem gewohnten Hocker getauscht; der vielbekleckste Malerkittel und die verblichene Mütze entstellten ihn zu etwas wie einem Landstreicher. Guste las im Strandkorb; Annemarie sah einem Schiffe entgegen. Es war ganz windstill. Fast leblos ruhte das Meer.

Doktor Manners stieg von der Promenade hinab; beschrieb einen Umweg um den kleinen Hügel aus Algen und kürzte für einmal seine

Digitized by Google

Fragen: die Leinwand zog seine Aufmerksamkeit an. Meer und Buhne waren erst flüchtig grundiert, auch Teile des Gewandes steckten noch im rohen; Kopf, Hals und Brust mit dem Himmel dahinter waren fast vollendet. Er betrachtete das Gesicht; die Ähnlichkeit sprang ihm in die Augen; er wagte sie sich kaum zu gestehen und lugte angstvoll verstohlen zur Buhne hinüber: „Du mußt dich täuschen."

Annemarie begrüßte ihn frohgelaunt: „Sie gucken mich so zweifelnd an. . . Vermummt das Kostüm mich so sehr?"; kam heran und streckte ihm den entblößten Arm entgegen.

Ihm weigerte Verwirrung die Antwort; seine Backen färbten sich tief rot, sein Blick senkte sich, bis er widerstrebend, unwiderstehlich angezogen auf ihrer Brust haften blieb.

Ihr wurde sein verlegenes Schweigen lästig. Sie verstand es nicht; es reizte sie auf wie ein stiller Vorwurf. Die Warnungen, mit denen er ihr vor Jahren ihren Herzenswunsch ausgeredet hatte, traten ihr ins Gedächtnis, beschämend für seine Unkenntnis, seine törichte Ängstlichkeit; beleidigend für solche unermüdlich Strebende wie Scholz und Hans, für eine sorgende Hausmutter wie Guste. . . . Sie setzte sich zu ihr in den Strandkorb, ihm zu beweisen: „Ich bin besser unterrichtet als Sie."

Der Dampfer näherte sich in schneller Fahrt; seine Masten waren voll herausgewachsen, auch die Deckaufbauten lugten schon übers Wasser herüber.

„Der bringt Kohlen, Frau Professor."

„Woran erkennen Sie das, Annemarie?"

„Am Bau des Rumpfes; und an den Kränen."

Doktor Manners bestätigte die Richtigkeit, weitschweifig, mit langsamem Tropfenfall der Worte, daß Scholz aufbegehrte: „An dei Platzsch, Madle."

Sie gehorchte schnell; es war ihr selbstverständlich, daß er ihr befahl. Er fuhr in der Arbeit fort; Guste nahm die Zeitung wieder auf.

Doktor Manners zögerte unschlüssig; er sagte sich ganz klar: „Du bist hier zu viel", und fand doch nicht alsbald die Kraft, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben nicht, seiner selbst Herr zu werden; sich von dem Bilde blühender, begehrenswerter Jugend loszureißen; und diese heimlichen Ängste über die wunderbare Wandlung in Annemaries Wesen zu überwinden, aus stiller Beschaulichkeit zu . . . Ja, wozu gleich. Er wagte es nicht auszudenken, geschweige einen Ausdruck dafür zu prägen.

Widerstrebend entfernte er sich, in der Richtung auf die Rüsternallee zu; nicht, weil er es so wollte; aus Gewohnheit, aus Zufall. . .

Auf die Bank vor dem Erlengebüsch sank er nieder. Kindermund hatte es die „Zauberinsel" getauft; der Grund war unerfindlich: der Platz war zwar ein wenig erhöht, in der Mulde ringsum sammelte sich höchstens zur Zeit der Schneeschmelze Wasser. Und zu dem Gruseln, das die Kinder von dem Orte abschreckte, war noch weniger Anlaß. Trotzdem haftete der Name ebenso fest wie das Gruseln, wie das Märchen von der Unglückseligen, die in der Walpurgisnacht aus dem Schutz und Frieden des Hauses hierher geschlichen war, den wilden Reigen der Unholde zu belauschen, und die den frevelhaften Fürwitz mit jammervollem Tode gebüßt hatte.

Der Kohlendampfer hatte die Ansegelungstonne schon hinter sich gelassen. Seine mächtigen Schrauben zogen mit Gewalt das Wasser an. Höher hob sich die Buhne. Bis das Meer in einer breiten, brausenden Welle zurückflutete, die Buhne ertränkte und Annemarie bis über die Knöchel hinaus umspülte.

Laut lachend flüchtete sie in den Strandkorb, warf Stiefel und Strümpfe ab und trocknete die Füße im Bademantel. „Für heute früh ist Schluß, Herr Professor."

Er humpelte auf sie zu. „So a Unglück, Madle. Wi helfe wi di?"

„Ich geh barfuß heim; davon sterbe ich nicht."

„Aber erscht a Glas Champagner zum Erwärme."

Im Kurhaus öffneten sie die Augen groß. Der kleine Betreßte lief für frisches Fußzeug in den Alten Zoll und verbreitete eine Schauermär, daß Jette selber sich alsbald auf den Weg ins Kurhaus machte. Erregung und Angst trieb sie voran. Noch niemals war sie die Stufen so schnell heraufgeklommen. Ohne anzuklopfen wankte sie ins Zimmer; atemlos sank sie auf den ersten Stuhl. „Deern, Mieken. . . . Sie sagten, du wärst fast ertrunken. . . . Und nu bist du ganz fidel." Es klang wie ein Vorwurf und entlockte Scholz ein fröhliches Schmunzeln.

Digitized by Google

Annemarie bot der Alten ihren Champagnerkelch. „Trinke erst mal, zur Stärkung, aber langsam." Sie streichelte sie über die Wange: dieser Liebesbeweis stimmte sie froh und dankbar; und löschte die Erinnerung an so manche kleine Unbequemlichkeiten und Ärgernisse daheim. „Noch ein Glas, ja, Tante?"

Die Alte blinzelte leicht verlegen durch die Brille: sie erfaßte, was sie getan. Ein Wort der Entschuldigung dünkte ihr geboten.

Guste unterbrach sie sehr schnell: „Aber nein; wir haben Ihnen Sorge bereitet;" führte sie zum Sofa an die Seite von Scholz und sprach freundlich, daß Jette bald alles Unbehagen überwand und auf dem Heimwege bekannte: „Nette Leute; hätt ich gar nicht gedacht. Ich will mit Onkel reden: wir müssen uns doch erkenntlich zeigen dafür daß sie dich so oft einladen."

Annemarie sann ein paar Schritte lang vor sich hin. „Wenn du meinst, Tante. . . . Aber nicht vor Ende der Woche; dem Professor fällt das Treppensteigen noch schwer." Und dabei rechnete sie: „Bis zum Ende der Woche ist Hans sicherlich zurückgekehrt; und lernt Scholz ihn nur kennen, hilft er ihm auch."

* * *

Ida Ekmann befand sich in einer unnatürlichen Erregung; ihre Kinnlade klapperte wie zur Zeit schwersten Krankenlagers. „Anna, sie müssen gleich kommen."

Sie kamen noch lange nicht: in der Borkenhütte beim Kiefernwäldchen saßen sie Hand in Hand und fanden des Fragens und Berichtens kein Ende. Das Meer spülte leise gegen den Strand; in Schwärmen trippelten die Möven über den Sand nach Muscheln und Seesternen.

Endlich mahnte Annemarie zum Aufbruch. „Wenn ich dir noch beim Einräumen helfen soll. . . . Heute habe ich mich freigemacht. Morgen und Freitag stehe ich Scholz noch wieder Modell. Anfang nächster Woche reisen sie ab. . . ."

„Gehörst du mir ganz allein." Hans schob den Arm um sie. „Ja oder nein?"

„Ja, Hans." Von neuem fanden sich ihre Lippen. „Und jetzt voran, ob du die Wohnung nehmen willst. Ein Gutes hat sie jedenfalls: du bleibst hier ungestört, kannst kommen und gehn, tun und lassen, was dir beliebt: niemand beobachtet dich."

Er suchte ihren Blick, frei und offen; kein heimlicher Hintergedanke trübte seine Frage: „Wird dir der Weg heraus auch zu weit?" herzlich begrüßte sein Lachen ihre Neckerei: „Ich sollte mich zu dir verirren?"

Und so nahm er die Wohnung trotz allerlei Bedenken. „Nur verlange ich, daß die Wände des Balkonzimmers mit grauer Sackleinewand bespannt werden: gegen das Rot der Tapete stehen alle Farben falsch. Ich werde es mit dem Tapezier bereden."

Ida Ekmann bedachte: „Weniger ist besser als nichts", und behändigte ihm zum Zeichen ihrer Einwilligung den Schlüssel zur Verandatür.

Unterwegs besah er ihn und verwarf ihn: „Zu klobig. Auch ist nur einer vorhanden, und wir bedürfen zweier, einen für dich, einen für mich. Die liebreizende Ida wird also noch eine kleine Schlosserrechnung begleichen müssen."

Annemarie verstand nicht, warum sie eines Schlüssels zu seiner Wohnung bedürfe: sie freute sich seines Vertrauens; malte ihm und sich aus, wie sie für ihn sorgen wolle und beriet mit ihm wegen der Einrichtung. Für alles wußte sie Rat, auch für die Ausschmückung seines Ateliers.

„Über die Ecke spannen wir ein Fischernetz. Hinnerk Böbs besorgt uns ein altes. Den Ofen verdecken wir durch ein Segel mit Rudern. Die häßliche Ampel ersetzen wir durch die kleine Lichterkrone aus meiner Stube. Die steifen Möbel wandern auf den Boden. Statt deren stellen wir Korbstühle hinein; die muß Meifert herleihen."

Ihre Teilnahme begeisterte ihn. „Ich lasse noch dies und das aus meinem Atelier in Berlin kommen. . . . Ich hab es doch behalten, Annemarie: der Wirt wollte eine Kündigung frühestens zum ersten Januar annehmen. Die Miete für die zwei Monate wäre beim Umzug draufgegangen, von allen Unbequemlichkeiten abgesehen. So habe ich in Berlin wenigstens mein Heim, sollte ich einen Tag oder zwei hinüberfahren müssen. Man kann nie wissen." Und dann, nach kurzem, vergeblichen Warten auf ihre Zustimmung, mit einem leisen Unterklang von gereizter Selbstverteidigung. „Ich hätte die Ausgabe lieber gespart. Was sollte ich machen: der Wirt war im Recht gegen mich . . ."

Digitized by Google

„Sicher, Hans.“ Sie streichelte seine Hand. „Laß es dich nicht anfechten. Was sein muß, muß sein, sagt Onkel Kapitän.“

Seine Stimme gewann die Klarheit zurück. „Irgendwie zwicke ich Meifert das Geld noch ab: die beiden Türen im Damensaal verlangen nach Supraporten.“

„Supraporten. Was ist das?“

Ihre Unkenntnis überraschte ihn. Seine Erklärung trug einen Anflug schulmeisterlicher Überlegenheit, ebenso wie sein Angebot: „Ich lasse für dich ein paar Bücher über die Kunst, ihre Geschichte und ihre Technik kommen. Es würde unbequem für uns beide, verständest du mich nur halb. Hinein in den Alten Zoll.“

Jette ruderte mit beiden Armen auf ihn zu; Jochen Ellfeldt begrüßte ihn weniger gut gelaunt: für Sonnabend waren Torpedoboote mit einem Begleitschiff angemeldet; die schafften stets viele Scherereien und störten den bequemen Betrieb seines Amtes. Auch die Gesellschaft am Sonntag beschwerte seine Ruhe: er fürchtete sich vor dem Professor und konnte sich durchaus nicht mit Jette wegen der Gerichte einigen.

Annemarie litt wieder einmal unter der kleinlichen Auffassung des Lebens; lugte zu Hans hinüber und bat ihn im Herzen: „Verurteile mich nicht nach ihrer Beschränktheit.“

Er hing schweigsam seinen Angelegenheiten nach; es ärgerte ihn jetzt, daß er aus Bequemlichkeit und im Strudel des Großstadtlebens seine Bemühungen um die Vermietung seines Ateliers so schnell aufgegeben hatte. Er schämte sich vor Annemarie und sagte, als sie wieder hinauspilgerten: „Vielleicht werde ich es doch noch los: der dicke Hofmeier will wechseln.“

Sein Versprechen beglückte sie; ein Zeichen seiner Liebe war es ihr, ein Beweis ihres wachsenden Einflusses auf ihn. Lichter und lichter bot sich ihr die Zukunft; sehnlicher suchte sie nach Gelegenheit, ihm den Pfad zu ebnen, sich die Zeit des Wartens zu kürzen, bis sein Erfolg ihr höchste Weibesseligkeit beschere. Ihr Blick glitt auf das Meer hinaus: in Ruhe und Klarheit lag es da, voll Glanz und Farbenpracht unter den milden Strahlen der Sonne.

Ihm ward sehr weich ums Herz, und zugleich so mutig und zuversichtlich, alle Hindernisse zu überwinden. Und furchtbar bedrängte ihn die Versuchung, von seinem Entschlusse abzufallen: „Nicht eher bindest du sie an dich, als du ihr ein gesichertes Heim bieten kannst“; sie an sich zu reißen und ihr die Bitte zuzujubeln, deren Gewährung jedes Wort, jeder Blick von ihr ihm jauchzend verhieß. Er spürte die Kraft, sich zu der Wahrheit über sich zu bekennen, nicht nur vor Jettchen, auch vor seinem Bruder, auch vor Onkel Kaptein; in geduldiger Demut alle Vorwürfe hinzunehmen und in Hoffnung stark auf Bequemlichkeit und Lebensfreude zu verzichten, bis er sich wieder emporgearbeitet haben würde.

So gelangten sie ans Kurhaus. Vor der Konditorei tranken Scholz und Guste den Kaffee. Und plötzlich wußte Annemarie Rat für ihn und für sich. „Jetzt stelle ich dich ihnen vor.“

Eine Unruhe kam über Hans, eine heimliche Furcht vor Fragen: „Achtundzwanzig Jahre alt und noch nichts geleistet . . .“ Unschlüssig zögerte er. „Sonntag ist bessere Gelegenheit, Lieb. . . Der Professor soll sehr auf die Form achten . . . Ich trage mein abgenutztes Gebirgskostüm. . .“

„Du, Hans . . .“ Sie richtete sich stolz auf. „Um mich wirst du freundlich empfangen. Komm.“ Geraden Weges führte sie ihn der Konditorei zu.

Scholz ging ihr drei Schritte entgegen, begrüßte sie herzlich wie immer, hörte ihre Bitte... Ein feines Lächeln spielte über seine Züge hin; ein Scherzwort kam ihm auf die Lippen:

„Wozu das förmliche ‚Herr Manners‘, warum nicht schlichthin: ‚Mein Verlobter‘. Madle, Madle . . .“

Er versparte es sich auf eine Aussprache unter vier Augen und wandte sich Hans zu. Und während er die kurze Wendung beschrieb, wurde er plötzlich der Herr Professor von Scholz, Mitglied der Königlichen Akademie der Künste, Ritter des Ordens Pour-le-merite, der umworbene Meister, der begehrte Förderer aufstrebender Kräfte. Er schien gewachsen wie er so dastand, die Rechte fest auf den Krückstock gestemmt, den Kopf zurückgelegt, das Auge durchdringend auf den jungen Kollegen gerichtet. Seine klar umrissenen Fragen erlaubten kein Ausweichen; in strenger Gedankenfolge reihten sie sich zu einer Schnur, die den ganzen Werdegang von Hans umschloß.

„Ich danke.“ Scholz neigte kaum merkbar das Haupt; wies auf einen Stuhl; setzte sich und

Digitized by Google

überließ für eine Weile seiner Frau die Aufgabe, das Gespräch fortzuführen.

Guste merkte, daß er noch nicht im klaren mit sich sei; gab Hans von neuem Gelegenheit, aus seinem Leben zu erzählen, und nahm ihn dabei Annemarie zuliebe gegen gewisse Vorwürfe und Bedenken in Schutz, die sie aus den eingestreuten „Oh" und „Ah so" ihres Alterchen ableitete. „Es ist sicher schön, in der Jugend die Welt zu durchstreifen. Und sicherlich: Sie haben die Augen offen gehalten, tüchtig zu lernen."

Hans zögerte die Antwort hinaus.

Bis Annemaries Blick ihn traf, dieser Blick voll Vergebung, voll Vertrauen . . .

„Ich habe manches gelernt und muß trotzdem bekennen; ich hätte Zeit und Geld noch besser anwenden können. . . Vater war heimgegangen; ich war mir selber überlassen, befand mich im Besitze reicher Mittel, war niemandem Rechenschaft schuldig. . . Stände ich heute wieder dort, wo ich vor sieben Jahren gestanden, ich würde mit Geld und Zeit besser haushalten."

Scholz strich zweimal langsam den Bart glatt, tippte Annemarie auf die Schulter. . . „Ich hab' Durst: der Fisch beim Mittagessen war eklich versalzen. Was trinken wir nun?"

„Bier, Herr Professor."

„Das macht müde. Und hier mag ich überhaupt nicht trinken, in dieser Öde, wo die Spatzen einem jeden Schluck vorrechnen. . . Am Strande ist's schöner. Das Wasser kühlt jetzt fast so gut wie Eis den Champagner. Für jeden eine Flasche; also vier. . . Hascht d' Luscht, Madle?"

„Freili, lieber Herr Professor, freili. . ." In ihren Augen leuchtete es auf, von Freude und Dankbarkeit: „Er hilft Hans."

* * *

An der großen Brücke lagen die Torpedoboote vertäut; zu je dreien waren sie ins Fahrwasser hineingeschoben. Die Mannschaften waren beim Reinigen. Ein Schlepper spannte sich vor die letzten, leeren Kohlenschuten. Auf dem Begleitschiff hielt ein Obermaat Instruktionsstunde. Auf dem Hinterdeck schwätzten Hans und der Kommandant. Sie waren Bekannte von Berlin her.

Jochen Ellfeldt steuerte befriedigt knurrend heimwärts: bis soweit war alles ohne Ritsch und Ratsch abgelaufen. Seine Gedanken wandten sich der Gesellschaft morgen abend zu. Über das Essen hatte er sich endlich mit Jette geeinigt; der Professor hatte um Speisen von der „Wasserkante" gebeten, also kriegte er erst Erbsensuppe mit Speck, dann Dorsch, zwischenhin Labskau und zum Beschluß Wildenten. Den Schnippelkram zum Nachtisch mochte Jette nach Belieben bestimmen. Wegen der Weine war er auch im klaren: zwei Sorten Rot, einen Mosel, Portwein und Champagner, viel Champagner, sehr viel Champagner. „Das merk' dir, Jette: wenn — denn. Auf einen Taler mehr oder weniger soll's nicht ankommen. Und wegen der Pastorsleute. . . Das ist ein guter Gedanke: ich lade sie ein, als Ricinus gegen den Doktor mit seiner Dwatschen."

Nur eins machte ihm noch Sorge: wie er seine Gäste in der Koje unterbringe. Er maß die Länge der Bank, teilte sie gewissenhaft durch zehn Kreidestriche; beschnitt den Platz für Hans, den Pastor und Annemarie und legte das Gewonnene für Jette und Guste zu: die beiden hatten es nötig. Für ein anderes wußte er schneller Rat: er malte auf Pappstücke mit Rotstift zwei große „Ici" mit einer weisenden Hand: so beugte er unbequemen Fragen vor. Jettens Bitten, die anstößigen Plakate zu beseitigen, verhallten unbeachtet. Annemarie wartete ihre Zeit ab: unmittelbar vor dem Eintritt der Gäste gab sie eigenmächtig die Pappen dem Herdfeuer zum Fraße und verhänselte noch obendrein Onkel Kapitän mit einem seiner kräftigen Lieblingsreden: „Dor geiht he hen und blarrt."

Er schwor ihr einen derben Verweis zu. Im Laufe des Abends vergaß er den Ärger: er befreundete sich schnell mit den „Berlinern". Mit ihrem Essen war er weniger zufrieden als mit ihrem Trinken.

„Recht, Herr Professor; was ehrliche Deutsche sind . . ." Er füllte ihm das Glas gewissenhaft bis an den Rand. „Ist mehr da, Herr Professor; und wo allens bar bezahlt ist" . . .

Und dann quer über den Tisch hinüber zu Hans: „Jung, sup sachten: du glövst nich, wat du laten kannst."

Scholz lachte laut auf und trank Hans zu: „Prosit, lieber Kollege. Ich werde mir den Spruch merken." Er betonte das ich und schob sein Glas von neuem Jochen Ellfeldt hin. „Zu einem guten Trunk gehört eine gute Geschichte,

Digitized by Google

Kapitän. Und unser Herr Pastor hat mir verraten, daß Sie gut erzählen."

Jochen Ellfeldt drehte und wandte sich, Jette sein Versprechen zu halten: „Ich geb' nichts zum Besten." Endlich gestand er mit einem deutlichen Hinweis auf sie: „Ich darf nicht, sonst krieg' ich drei Tage schlecht' Wetter, wie damals, als ich mit der Marie Luise von Reval herunter kam. Gottsdunnerschlag, war das ein Wetter. Bei Bornholm kriegte uns ein richtig gehender Norder im Nacken. Schließlich hatten wir nur noch das Klüversegel stehn. Hätt' ich die Einfahrt hier nicht gekannt wie meine Koje . . . In der Siechenbucht endlich faßte der Anker. Nu hatt' ich einen Kandidaten an Bord, wollt' Lehrer werden, so 'ne rechte Landratte mit 'ner Mohrenangst vorm Ersaufen. Also wir waren glücklich fest, ich runter zu ihm in die Kabine. ‚Everything all right, Sir.' Gotts Donner, was für 'ne Bescherung ich da fand."

Seine beiden Fäuste fielen schwer auf den Tisch. Erinnerung riß ihn mit sich fort, Eifer verleitete ihn in sein geliebtes Platt.

„So'n Swinegel. Man füllt nich glöven. Un wat stöhnt dat Minsch?: ‚Einen Arzt. . . Ich hab' Gift genommen . . .' Dormit harn Sei töwen kunnt. Nu en Plasterkasten? Stecken Sei de Näs up Deck' . . . ‚Ich sterbe' . . . ‚Dummtüg.' Dormit stek ik em twee Finger in 'n Mund, kettel em en beten: ruf käm de Dot. Sünd Sei mal in Verlegenheit, Herr Doktor, so ward makt."

Selbst Doktor Manners stimmte in die Heiterkeit ein: Annemaries fröhliche Neckerei trug ihn über einige weniger glückliche Wendungen von Jochen Ellfeld hinweg.

Helene allein blieb mürrisch — verschlossen: bisher war alles anders gekommen, als sie es sich zurecht gelegt hatte. Ihre Hoffnung stand auf die Stunde nach Tische. Und sie umwarb Scholz mit überquellendem Lobpreis seiner Werke, den Boden für ihre Wünsche zu bereiten.

Nach dem dritten, vierten Satze unterbrach er sie: „Ich hörte lieber von Ihnen"; begann ähnlich wie bei Hans seine Fragen zu stellen; verfolgte geduldig ein paar dieser nichtigen, wortreichen Antworten. . .

Jochen Ellfeldt schob an ihn heran. „Das Wasser für den Steifen kocht all in meiner Koje."

„Einen Grog? Vorzüglich, lieber Kapitän." Und dann zu Helene mit der ausgesuchtesten Höflichkeit: „Ihre Mitteilungen haben meine ganze Aufmerksamkeit. Möge Ihnen alles nach Wunsch gelingen."

Sie hatte noch ein Anliegen. „Ich sähe so gerne Ihre neueste Schöpfung."

„Eine unfertige Arbeit, meine Gnädigste?" Er spreizte abwehrend die Finger der Rechten; verabschiedete sich: „Unser liebenswürdiger Hausherr befiehlt zum Grog in die Koje"; und wandte sich Jette zu: „Weisen Sie mir den Weg. Ich bin sehr neugierig: der Hans hat mir so viel von dem Raritätenkabinett erzählt. . ."

Jette faßte sich ein Herz; und wie sie erst einmal so recht im Erzählen von Hans drinnen war, fügten die Worte sich ihr frei und leicht. „Aber sagen Sie ihm nicht, daß ich für ihn gebeten: vielleicht ist's ihm nicht recht: er hat seinen eigenen Kopf. . . Und Mieken erst recht."

Sie lugte in die Koje hinein. „Wo ist denn die Deern? Und der Herr Doktor fehlt auch."

Jochen Ellfeldt stützte sich hinter dem Eichentisch empor. „Der Doktor bringt seine Frau heim. Sie hat Kopfweh. Jette, wir haben uns noch immer gut vertragen; legst du dir Kopfweh zu, heuer ich dich im ersten Hafen ab. Und wo Mieken sich rumtreibt. . . Da fällt mir eine Geschichte ein... Erst mal setzen und einschenken... So, das ist Ihr Glas, Herr Professor. Jette kriegt man ein halbes und das noch schwach. . . Also, ich hatte Holz in Pensecola geladen. . ."

Hans entfernte sich wie von ungefähr. Auch ihm leuchtete der Wein aus den Augen. Im Eßzimmer fand er Annemarie. „Ich bin abgesandt, dich zu suchen, Lieb."

„Ich half Stine abräumen. Nur noch die Flasche verkorken. . ."

„Noch ein Glas Champagner."

Sie weigerte sich und flüchtete vor seinen greifenden Armen ins Musikzimmer.

Er folgte ihr und zog sie auf seine Knie. Wie Eisenklammern umschlangen seine Armen ihren Leib. „Nicht ein Mal sahst du mich bei Tische an. Nur dem Professor lachtest du zu."

„Als Sühne, Hans." Sie bot ihm die Lippen.

Seine Armen lockerten sich ein wenig. „Jugend zur Jugend. Ersetzen Ehre, Namen, Reichtum schwache Lenden. Brennt unter grauem Haare noch das Feuer, das Flamme zur

Digitized by Google

Flamme fügt. Ihm Pallas Athene, uns Aphrodite. Dir, hohe Göttin, sei mein Lied geweiht..." Er sang es ihr zu. Sie träumte mit geschlossenen Augen an seiner Brust.

In der Koje beendet Jochen Ellfeldt seine Geschichte: „So'n Dösköpp. Wull mi förn Dummen verköpen. Ik nehm en Tauend her und vertimmer em sin Hosenboden, dat he schrie as en Swien, wat affstecken ward. Ik bün mit nem Minschen; aber geiht mi en an min Rumbuddel... Frau Pastohr; auf ein Bein ist schlecht stehn: noch einen kleinen sanften Damengrog."

* * *

Im Kurhause leitete Scholz die Verpackung des Bildes. Der Rahmen mit der Leinewand war schon fest eingeschroben.

Noch einmal grüßte Annemarie ihr Bildnis. Ihre Finger spielten an der Uhrkette. Ihr Atem ging schwer und stoßweise.

Der Tischler griff zum Deckel.

Scholz legt die Hand auf seinen Arm. „Sie haben genügend Schrauben?"

„Reichlich, Herr." Er holte ein Paket aus der Tasche.

„Sie sind verheiratet, Meister?"

„Ich habe schon Enkel."

„Sieh, sieh." Scholz lugte zu Annemarie hinüber und fragte weiter: „Stammen Sie aus dem Ort?"

„Meine Frau."

„Und da sind Sie hier hängen geblieben. Das geht oft so." Hinter ihm entfernten sich leise Schritte. „So, Meister; jetzt schrauben Sie den Deckel auf."

Nebenan sagte Guste: „Vierzehn Tage wollten wir bleiben, nun sind es fast sieben Wochen geworden. Und ich muß schon an Weihnachten denken."

Annemarie hockte auf den Bettrand nieder. Ihr Blick haftete an der Reisetasche mit den Decken neben ihr. Es fiel ihr auf, daß die Schirme ungleich lang hervorragten. Es quälte sie fast.

Guste schloß den Koffer. „Anfang Januar besuchen Sie uns also, Annemarie. Ich freue mich darauf, Ihnen Berlin zu zeigen. Meine Tochter ist auch gerne Bärenführerin." Sie stützte sich empor. „Nun kommt der kleine Koffer an die Reihe. Nun erst einen Augenblick ausruhen. Das Bücken wird mir schon sauer. Und wir haben noch an vier Stunden Zeit bis zur Abfahrt." Sie setzte sich neben Annemarie und faßte ihre Hand.

Vorne klapperte eine Tür: der Tischler entfernte sich. Deutlich schallte sein schwerfälliger Gang in die Stille der Schlafstube hinein.

Nach einer Weile trat Scholz auf die Schwelle. „Begleitscht mi noch amal ans Meer, Madle?"

„Freili, Herr Professor." Ein Unterklang verschleierte die Zustimmung.

Guste sah ihnen nach; quer über den Rasen des Kurgartens gingen sie zum Wasser hinab. Er stützte sich fest auf ihren Arm; sie hielt den Kopf geneigt. Langsam nur kamen sie voran, als wateten sie durch tiefen Sand. Bei der Buhne nahm der Strandkorb sie auf.

Ein mildes Lächeln spielte über ihre Züge, ein Lächeln des Verstehens.

„Alterchen, Alterchen. . ."

Glanzlos lag das Meer da; es ruhte; seine blauen Augen waren geschlossen. Stille umhüllte den Strand; nicht eine Möve breitete ihre Schwingen; kein Windhauch sang um das Kiefernwäldchen. Schwer und voll hingen die Wolken herab; langsam kamen sie herangezogen; kein Sonnenstrahl verklärte ihr graues Gewand. Tiefer senkten sie sich; sie stießen fast auf das Meer. Ein Tropfen fiel nicht herab: sie sparten ihre kostbare Bürde für die vertrockneten Acker landeinwärts.

* * *

Hinnerk Böbs half seinem Sohne Seegras einfahren. Ausruhend von der schweren Arbeit steckte er die Heugabel in den Sand und lugte zum Hause von Ida Ekmann hinüber. „Krischan."

„Ja, Vadder?"

„Hüt morrn is he trüg kamen."

„Wo is he hen west?"

„Mit den Torpedos. Un het ken Minsch nich en Wort segt. Tante Schette het nen mächtigen Bammel, he wer dot bleeven."

„Un Mieken?"

Hinnerk spie in weitem Bogen den braunen Saft des Kautabaks aus und griente kurz vor sich hin. „Wenn du to Danz drivst, segst du Mudder Besched, wo du de Nacht slöpst?"

Digitized by Google

Krischan arbeitete eine Weile schweigsam voran. Er liebte Anna, hatte mit ihrem Vater alles nach der Ordnung abgeredet und auch die Zustimmung seiner Eltern erlangt. . . Um so mehr betrübte er sich, daß es so schlecht mit ihr voranging, und er fragte sich sehr ernstlich, ob eine, die nach sieben Monaten des Verkehres noch leichtfüßig tanzte, die rechte Frau für seines Vaters einzigen Sohn sei.

„Krischan."

„Ja, Vadder."

„Hal de Peer. Is nog up."

Zu vieren wurden die Gäule vor den ersten Wagen gespannt; schwer legten sie sich ins Geschirr. Krischan schob mit aller Kraft nach. Tief gruben die Räder sich in den Sand; weiterhinauf erleichterte die Narbe des Strandhafers das Anziehen. Die Gäule dampften trotz dreimaligen Haltes, als sie die Landstraße erreichten.

Nach einer halben Stunde landete auch der zweite Wagen auf festem Grunde. Auf dem Schlepper, der aus See zurückkam, schlugen sie gerade acht Glas an.

In Ida Ekmanns Balkonzimmer fiel mit zwölf silberhellen Schlägen eine Uhr ein. Hans hatte sie von Berlin mitgebracht. Es war ein Erbstück von seiner Mutter. Kronos führte den Hammer auf die freistehende Glocke.

„Seh ich die Uhr an, muß ich stets über Jettchen lachen, Annemarie: sie verkaufte mir den guten, alten Heidengott als Tod und knüpfte zuweilen an ihn eine lehrreiche Predigt über die Vergänglichkeit. Gerade das rechte für einen Bengel, der mit allen Fibern der Stunde lebt. Mir ist alles geschwätzige Erwägen der Zukunft, alles Androhen vor Folgen bis heute verhaßt. Wer kann die Folgen seines Tuns und Lassens wahrhaft voraussehen? Nicht einer. Es kommt stets anders als gedacht, gewünscht, gefürchtet. Ist es da, ist es früh genug, sich mit ihm abzufinden. Genau so verkehrt ist es, wie dem von gestern nachtrauern. Was vergangen, ist abgetan; den Tag auszukaufen, in Arbeit wie in Genuß: das ist Weisheit."

Ihre Zunge spielt zwischen den Lippen hervor. „Hörte Georg dich. . ." Und dann begütigend, da auf seiner Stirne die Furchen aufliefen: „Verstehe doch Scherz. Ich weiß ja, du verwirfst nur das Übertriebene, ängstliche Sorgen. . ."

„Und beweise mich also als guter Christ. Sollten wir heute nicht früher essen?" Er griff nach dem Jakett. In der Tasche klirrte es.

„Sieh da, Geld von dem die Frau nichts weiß. Dreißig, siebzig, neunzig Mark? Richtig. Eine tolle Kiste, die Sitzung am letzten Abend an Bord. Zum Schluß konnte ich kaum noch die Augen aufhalten. Trotzdem gewann ich einen Mauscheltopf nach dem anderen."

Sie verstand nur, daß er um Geld gespielt, um hohe, sehr hohe Einsätze. Es erschreckte sie. Eine bange Frage kam ihr auf die Lippen: „Hättest du verloren"; eine drängende Bitte: „Nimm niemals wieder Karten in die Hand."

Er lachte gezwungen; entschuldigte sich: „Mitgefangen, mitgehangen"; zog sie mit sich auf die Strandpromenade und lenkte ihre Gedanken ab: „Nach Tische suchen wir Motive. Meifert ist verrückt: er begehrt eine Ansicht vom Kurhause. Der Banause. Er kann sich auf den Kopf stellen: ich mal keine Neuruppiner Bilderbogen. Bei der nächsten Begegnung sag' ich's ihm."

„Nein, Hans; nein." Sie faßte seine Hand. „Er könnte böse werden, dir den Auftrag entziehen. . ."

„Mag er: meine Kunst verrate ich nicht."

„Niemals sollst du das. Es wäre schmählich. Aber weshalb dich mit Meifert überwerfen. Zieh die Entscheidung hinaus; vertröste ihn: ‚Ich will's überlegen. . .' Nachher stellst du ihn vor deine fertigen Bilder. . ."

Er sah sie groß an. „So eine verschlagene Evastochter. Und ich hielt dich für ein unschuldvolles Mädchen. Recht hast du. Machen wir es so."

Ihre Augen leuchteten auf. „Du hörst gerne auf meinen Rat, ja, Hans?"

„Immer, Lieb; immer." Er besiegelte es durch festen Handdruck. In munterem Geplauder führte sie ihn zum „Alten Zoll".

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Friedenshoffnung

Du harte Zeit, du heil'ge Zeit voll Größe,
Wie streust du tausend Körner in mein Herz,
Wie pflügt den Boden, daß er tüchtig trage,
Der wohlerfahr'ne Säemann, der Schmerz.
Doch oftmals haben wilde Tränenfluten
Die Körner fortgeschwemmt, die du gesät,
Und oftmals hat die zarten, grünen Halme
Zu früh des Grames Sichelschlag gemäht.
Kein Werk gelang mir würdig deiner Größe,
Nicht eins ist ganz und völlig ausgereift,
Dem Acker bin ich gleich, dem erntenahen,
Den Feindesheere flüchtend überstreift.
Du harte Zeit, wann wirst du herrlich strahlen,
Wann dämpft das Glück des Sieges deinen Zorn?
Oh, daß mein Herz dem reichen Land dann gliche,
Das wohlbewahrt sich schmückt mit gold'nem Korn!

Cl. v. Peßler.

Das Kornfeld und die deutsche Dichtung / Von A. M. Witte

Deutschland ist die Wiege der Poesie. Alles was an Leid und Lust je das Herz des deutschen Volkes durchglühte, brach sich im Liede Bahn. Schon in ältesten Zeiten war der Vers dem Germanen der Ausdruck höchster Begeisterung, höchster Verehrung. Bitt- und Dankopfer, die den Göttern dargebracht wurden, begleitete man mit Worten in gebundener Rede, die freilich damals nicht so formvollendet waren, als spätere Zeiten sie kannten. Da die Altvordern hauptsächlich in und mit der Natur lebten, und die Feldarbeit unter dem besonderen Schutz der Götter stand, wurde diese fast immer durch gemeinsamen Sang gewürzt. Diese Sitte erhielt sich durch den Lauf der Jahrhunderte, wie noch Hölty singt:

Sicheln klingen — Mädchen singen
Unter Sichelklang,
Bis vom Mond beschimmert
Rings die Stoppel flimmert,
Tönt der Erntesang.

Freilich konnte dies nur in jenen Tagen geschehen, da das Korn noch mit der Sichel oder Sense geschnitten wurde, und die Mägde die Halme zusammenrafften, diese zu Garben zu binden, wie es im Liede heißt:

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt ihrem Liebling nach.

Damals hatte die Jugend zwischen der Arbeit noch Sinn und Zeit zu harmlosem Liebesgetändel und scherzhaften Neckereien. Spielt doch die poetische Mahnung:

Lehnet euch, ihr muntern Schnitter,
Auf die krumme Sense nicht,
Denn es droht die Ährenfessel
Und der Erntekönig spricht:
Wer auf krummer Sense ruhet,
Den erfaßt die Schnitterin . . .

auf die einst im deutschen Lande übliche Sitte an, welche die Mägde berechtigte, jeden säumigen Arbeiter mit Strohseilen zu binden, bis er sich durch eine Geldspende losgekauft, was natürlich Anlaß zu fröhlichen Scherzen und willkommener Unterbrechung gab. So wurde die oft nicht leichte Arbeit durch Lust und Gesang poetisch verklärt. Jetzt übertäubt das Geräusch der Mäh- und Dreschmaschinen, die die Arbeit selbst freilich erleichtern, mehr und mehr die alten Lieder. Nur in jenen Gegenden, wo die alte Sitte des Kornschneidens beibehalten wurde, wo die Erntearbeit noch nicht ganz zur mechanischen, eintönigen Handlangerarbeit herabsank, leben die alten Volksgesänge noch im Herzen der deutschen Feldarbeiter. Da wirft der Landmann beim Säen noch eine Handvoll Korn „für die Vögel" auf eine bestimmte Stelle des Ackers und flüstert leise:

Weizen, ich setze dich auf den Sand,
Behüte dich Gott vor Trespe und Brand.

Digitized by Google

Da „bindet" er noch die Gutsherrschaft oder alle Fremde, die an dem Tag, da das Schneiden des reifen Kornes beginnt, den Acker betreten, mit dem uralten Spruch:

's ist heut der erste Erntetag
Drum ich den Herren binden mag.
Ich schlinge um seine weiße Hand
Von Korn und Ähren dies volle Band.

Aber selbst dort, wo alles mit Maschinen gemacht wird, wo keine Lieder bei der Feldarbeit mehr ertönen wachen die alten Erinnerungen wieder auf, sobald man sagen kann:

Schwer herein schwankt der Wagen
Kornbeladen, —
Bunt von Farben
Auf den Garben
Ruht der Kranz.
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.

Das Erntefest, das zum Schluß der Ernte, durch Jahrhunderte hindurch von den deutschen Dorfleuten gefeiert wurde, lassen sie sich so leicht nicht rauben. Mag von veralteter Sitte und rückständigen Bräuchen gesprochen werden, das Volk hält mit zäher Treue an diesen Bräuchen fest. Alljährlich heißt es aufs neue:

Und morgen, da bringen die Leute
Der Ernte flatternden Kranz;
Da tönen helle Schalmeien
Durch unsre fröhlichen Reihen,
Da schwing' ich mein Liebchen im Tanz.

Mag nun der „Ernte flatternder Kranz" wirklich ein Ährenkranz sein, in den Blumen hineingewunden sind, nach des Dichters Wort:

Mit Blumen will ich dich durchwinden,
Dich, schöner Kranz, von Ähren voll,
Und keine Farbe soll sich finden,
Womit dein Gold nicht prangen soll.

Mag man aus Getreide eine Puppe, den sogenannten „Alten", hergestellt haben, in dem sich ursprünglich das Abbild Wotans, des Gottes der Ernte, verbarg; mag es eine „Erntekrone" sein, die auf einem kronenähnlichen Holzgestell alle mit bunten Bändern dort befestigten Getreidearten vereint, — immer wird er unter dem Hersagen eines Gedichtes der Herrschaft überreicht, das in der Hauptsache in fast allen Provinzen übereinstimmt und nur kleine Abweichungen aufweist, weil dieses Erntelied wohl zuerst niemals schriftlich niedergelegt wurde, sondern sich immer nur von Mund zu Mund vererbte. In Hinterpommern beginnt der deutsche Erntespruch mit den Worten:

Hier bringen wir Ihnen den lieben Alten,
Er will sich nicht länger im Felde mehr halten.
Er ist nicht gewunden aus Distel und Dorn,
Sondern aus reinstem Winter- und Sommerkorn.

In anderen Provinzen heißt es dann wieder:

Wir bringen hier den Erntekranz!
Die Ernte ist geschehen ganz . . .

Wie aber auch der Anfang sein mag, nie fehlt die im Volke selbst entstandene und darum echt volkstümliche Wendung:

Wir wünschen der Herrschaft einen goldenen Tisch,
An allen vier Ecken Braten und Fisch,
Und mitten darauf eine Kanne Wein,
Daß alle mögen recht fröhlich sein.

Je nach Bedarf werden dann die Einzelwünsche hinzugefügt. So für die Söhne des Hauses:

Für die jungen Herren einen goldnen Hut,
Das nächste Jahr ein eignes Gut . . .

oder für die Tochter:

. . . einen goldnen Kamm,
Das nächste Jahr einen Bräutigam!

Das Ganze klingt, nach der Art der allerältesten Dichtung, der Bettelkinder, aus:

Zum Schluß bitten für uns wir um Bier und Wein
Damit auch wir können lustig sein.

So durchhallt, nach alter deutscher Väterstitte, die Volksdichtung: Dank und Bitte, vereint mit urwüchsigem Humor. Ging auch das patriarchalische Gepräge früherer Zeiten mehr und mehr verloren, heißt es wohl nur noch in den seltensten Fällen:

Bei dem Erntemahle
Ißt aus einer Schale
Knecht und Bauersmann . . .

so beteiligt sich, besonders in Ost- und Westpreußen, Posen, Pommern und der Uckermark, die Gutsherrschaft doch bei dem Tanze, der dem Bringen der Erntekrone folgt. Teils aus Macht der Gewohnheit, teils um die althergebrachten Beziehungen zu den angestammten Leuten zu bewahren. Alle empfinden das Dichterwort:

Und der Ernter, wie der Schnitter
Rufen fröhlich: Gott, hab' Dank!

und sind darum fröhlich mit den Fröhlichen, sich zugleich eines anderen Liedes erinnernd, das da mahnt:

Speichert gleich in mancher Scheuer
Turmhoch sich der Überfluß,
Bleibt des Armen Brot doch teuer,
Daran denket im Genuß. —

Mögen die alten Bräuche schließlich auch noch mehr verschwinden. Des Dichters Lied verstummt im Anblick des Segens nicht. Das Kornfeld an sich behält seinen dichterischen Reiz. Wenn die vollen Ähren im schwülen Sommerwinde schwanken und der eigenartige Duft der reifenden Feldfrüchte die Luft durchzieht, dann wird das Dichterwort in jedem lebendig:

Durch des Kornes enge Gassen
Langsam wandle ich einher,
Wenn die Ähren all verblassen
Von verbognen Segen schwer.
Und so geh ich hin und sinne,
Und weiß nicht, was ich beginne.

Digitized by Google

Ebenso denkt man beim Anblick der Kornblumen:

Blaue Cyane,
Du winkst dem Schnitter freundlich zwischen Ähren
Auf das dein Blau ihn an den Himmel mahne.

Mag der Landmann die blauen, schlichten Blumen, die bunten Raden und den leuchtenden Mohn auch Unkraut schelten, wir halten es mit den Kindern, die jubelnd rufen:

Sieh, Vater, diese Pracht,
Die hat der liebe Gott gemacht.

Eine Pracht, die unsre größten Dichter begeisterte, wie Schiller mahnt:

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein.

Es gibt wohl kaum einen reizvolleren Anblick, als ein goldenes Kornfeld, in das der Wind breite schillernde Wellen wirft, und wie Goethe schreibt:

In schlanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu.

Dann schwanken die farbigen Blumen zwischen den hohen Halmen, wie bunte Schmetterlinge. Man versteht den Wunsch der Kinderwelt, die leuchtenden Blumen zu pflücken, um den Sommer hinein zu tragen in sein Heim, obwohl es im Liede heißt:

Mein Kind, hab' du des Kornes Acht
Zertritt es nicht ob einer Blume. .

Die neuste Generation ahnt kaum noch, daß man einst geglaubt:

Mit ihren dunklen Augen wacht
Im Korn die strenge Roggenmuhme.

Ihr ward er fremd, der „Geist des Kornes," der die Felder durchschritt, wie die Altvordern geglaubt, und den Frevler strafte, der mutwillig die Halme zertrat. Ein letzter Niederschlag des alten germanischen Götterglaubens, — eine schwache Erinnerung an Freya, die Gemahlin des Gottes der Ernte, die man „Roggenmuhme" nannte, weil Roggen einst als das wichtigste Nahrungsmittel galt. — Kannte man in einzelnen Provinzen doch auch die „Roggensau", d. h. das Abbild des goldborstigen Eber der Freya, Gullinbursti, der in vergangenen Tagen Fruchtbarkeit den Saaten lieh. — Jetzt schwand die Erinnerung an den Götterglauben, und doch singt die Kinderwelt noch immer:

Laßt stehen die Blumen
Und geht nicht ins Korn,
Die Roggenmuhme
Geht um da vorn! —

Die Poesie ist eben zu eng mit dem Kornfeld verwebt, — selbst unsre modernen Dichter verschmähen nicht, es mit dem Menschen in Verbindung zu bringen. Heißt es doch in einem neueren Liede:

Wie fromme Beter, stillbeglückt,
Im Gotteshause steh'n gebückt,
So scheinen vom eignen Segen trunken
Die Ähren im Gebet versunken.

Verstummt die deutsche Poesie doch selbst beim Anblick kahler Felder nicht. Ob auch nach der Ernte:

Bunt schon sind die Mulden,
Kahl die Stoppelfelder . . .

sie reizen den Sänger trotz alledem die Saiten zu rühren. Ihm erscheint die Natur schön, auch wenn er von ihr singt:

Wie ruhest du so stille
In deiner weißen Hülle,
Du mütterliches Land . . .

Der Vergleich mit dem Menschenleben drängt sich eben allezeit von neuem auf. Wir sind alle:

Saat, von Gott gesä't, zu reifen. . .

von uns allen heißt es:

Wieviel Garben sind zu schneiden
Für den großen Erntetag.

*

Wandern

Der Sonne Gluten leis verblassen
Im letzten Abendpurpurschein . . .
Oh, laß mich deine Hände fassen,
Das müßt' ein selig Wandern sein!

Kein Wort — nur stummes Sichverstehen —
Nur schweigend fühlen: Du und ich.
Im Sommerwind ein heimlich Wehen
Von Märchen träumen, inniglich.

Vor uns das Land voll Licht und Sterne!
Und hinter uns der Tag voll Qual . . .
Das Frührotlicht lockt in der Ferne . . .
Der Weg ist hell vom Sonnenstrahl.

Komm, laß mich deine Hände fassen!
In frohem Glück mit dir allein. . .
Die Welt um uns versinken lassen . . .
Das müßt ein selig Wandern sein!

M. Dorn.

*

Digitized by Google

Weggenossen / Skizze von Ludwig Kapeller

Er rang mit dem vierten Gebot. Es war ein ungestümes Aufbäumen gegen die ersten Fesseln, die das Leben dem jäh aufschießenden Willensbewußtsein des erwachenden Kindes anlegt. In dem Augenblick, da ein bewußter Wille an die Kammern seines Hirns pochte, da die ersten undeutlichen Umrisse einer Persönlichkeit leise Form fanden, fiel das Priestergewand hehrer Unfehlbarkeit von den Eltern: sie waren Menschen; erdgeboren, von Fleisch und Blut, wie er. Aber das Blut dieser Menschen erregte sich in seinen Adern gegen den erkennenden Verstand. Und das Kind lernte die Not kennen, die den Schlaf durch endlos lange Nächte jagt. Er sah Schatten, wo ein Kindesauge noch geblendet sein soll von Lichtfülle heißen Glaubens. Aber das Neue, die Qual aufkeimenden Zweifels lockte ihn. Überall huschten ihm Zweifel auf, und gierig griff er darnach.

Seine Jugend fand noch keinen Weg. Seine Ängste um das Heiligste flüchteten hilfeheischend in die Arme der Mutter. Sie, die die Kindesseele mit weicher Hand geformt, die in schwachen Stunden ihres verzweifelnden Sorgens die ersten Tropfen bitteren Erfahrens ihm ins Blut geflößt, sie fühlte in seinen Augen das wirre Suchen und Tasten nach Wissen und Wollen. Mit zärtlich sorgender Hand geleitete sie den Strauchelnden durch das Tor, das vom blinden Glauben und Wünschen hinüberführt auf den Weg des Erkennens und Wollens. Ihre weiche Frauennatur milderte die Schärfe seiner jungen Zweifelsucht. Es waren leuchtende Stunden, wenn ihre Seelen ineinandertauchten, und das in Alltagsjämmerlichkeit verkümmerte Herz quoll lebensfroh auf unter den Strömen jungen Empfindens.

Jahrelang war ein Geben und Nehmen zwischen ihnen. Das ahnende Gefühl der Mutter schlug dem Sohn manch kühne Brücke zum Wissen und Erkennen. Gähnende Abgründe schwindligen Grübelns überwand der Taumelnde mit dem barmherzigen Schleier der Mutterliebe.

Da warf sich der erste Stein in ihren Weg. Bücher und Menschen vermittelten ihm Wissen, Erkenntnisse, die fernab lagen. Die Augen der Mutter waren zu schwach, in die Ferne zu blicken. Und die seinen leuchteten auf in Sehnsucht nach der Weite . . . Da blieb sie zurück, unmerklich fast. Aber ihre Seelen fühlten diesen Raum, der sich zwischen sie drängte, und er griff die Hand fester, sie nicht zu verlieren. Und wieder wanderten sie ein Stück Wegs miteinander.

Aber die Jugend kann nicht führen, geht nicht voran. Ihr innerstes Wollen ist das Folgen, das Nachstreben einem, der den Weg weist. Und wenn ihr Auge schwelgt in fernen Weiten, greift die Hand zum nächsten. Die Mutter konnte sie nicht atmen, die Höhenluft kühlen Denkens, und ihr liebevolles Mitfühlen wärmte nicht mehr, war verglimmende Ofenglut. Ihn fror. Alleinsein ist kalt, und sein Sehnen verlangte Wärme, Sonne. Hundert Hände streckten sich ihm entgegen, hilfsbereit, lockend. Keine von denen war so weich, konnte so liebend die seine umwärmen. Sie waren zu schreiend, ihre Verheißungen für sein Ohr, das nur das zärtliche Flüstern der Mutterliebe gekannt.

Da, in einer fieberheißen Nacht stieg der Traum zu ihm ins Bett und wärmte den erkaltenden Lebensmut. Eine weiche, weiche Hand, wie er sie nie gefühlt, koste ihm die quälenden Gedanken von der Stirn, daß sein fieberndes Blut aufschrie vor Wonne. Der kühle Morgen folgte der schwülen Nacht. Durch die Tage ging er hin und die Traumhand lag auf seinen Lidern wie ein schwerer Schleier, daß er seinen Weg, all sein Wollen vergaß. Durch die Wochen und Monate tastete er sich suchend nach der einen unendlich weichen Hand. Und er irrte weg- und ziellos und hörte nicht, wie die Seele der Mutter nach ihm rief, fürchtenden Ahnens voll, ihn zu verlieren. In seinem Innern klang ein Lied, das die Mutter nicht erlauscht, ein Lied voll heißen, unerhörten Sehnens nach einem Großen, Unbekannten. Er schaute in das vergrämte Gesicht der Mutter. Da war keine Schönheit, nur Alter. Und er haßte das Alter, weil es die unentrinnbare Zukunft der Jugend ist . . . Leise glitt der Mutter Hand aus der seinen, er achtete es nicht. Sie sah ihn verschwinden in unbekannte Fernen, und ein Schmerz bohrte sich in ihre Seele, wie sie ihn einmal dunkel geahnt. Eine Mutter fühlte den Sohn ihren schirmenden Armen entgleiten in die kalte, feindliche Welt, die ihn verschlang in ihrem tollen Wirbel.

Er taumelte die Menschen entlang, fühlte tausend Hände in der seinen, aber nie war's die eine, die er erträumt. Auf Stunden kehrte er zurück in die Arme der Mutter, müde des Suchens und Sehnens. Aber das Mutterohr hörte das lauschende Singen seines Blutes und sah seinen Blick, der hinaushorchte in die Welt, wo er die Hand wußte. Und die stillen Stunden des Verzagens und Trostsuchens bei der Mutter wurden seltener und einmal war's die letzte.

Sein Traum war Fleisch geworden. Eine Hand hatte in der seinen geruht, für einen Augenblick. Darin hatte eine Seele gezittert, und der Augenblick ward zu seinem Schicksal. Die treuen Mutterhände, alle Hände der Welt waren vergessen um die eine.

Jahre blühten auf und welkten zu neuen Frühlingen. Die Hände ruhten ineinander, warm, führend und folgend.

Der Krieg griff mit tausend Händen in die Blütenpracht des Menschenglücks und wand einen Strauß blutroter Blumen. Griff wahllos nach Menschenherzen, trennte Millionen Hände und führte die Männer hinaus auf die dunkle, weite

Digitized by Google

Straße, die sich verliert weit hinten in fahlen, todschwangeren Nebeln.

Millionen zogen die Straße entlang, immer neue, neue Scharen. Am Rande standen Frauen, dichtgedrängt und ihre Augen folgten den schweren, bangen Schritten, bis sie müde wurden, in die unbekannte Weite zu starren, die all die Massen verschlang. Nur ihre Hände sprachen noch. Hoben sich schwer empor vom Körper und langten sehnend nach den wortlos Wandernden.

Eines Tages rief auch ihn die dunkle, weite Straße. Und an dem Tag sprach ihm sein Blut von seiner Mutter. Die Not der Trennung verschlang die Kluft zwischen Sohn und Mutter. Zwischen zwei Frauen schritt er dem schwarzen Strom zu. Eine blühendfrische, weiche Hand hielt seine Rechte, eine welke, zitternde die andere. Und als ihn der Strom aufnahm, legte er die beiden Hände ineinander. Ein heißes Wünschen verrann in seinen Augen. Dann schritt er davon.

Zwei Frauen suchten sich mit den Augen. Ihre Hände lagen noch ineinander. Und ein gemeinsamer Blick nahm Abschied von dem Scheidenden. Und zwei Hände, gleich wie eine, hoben sich schwer empor und langten sehnend in die männerwimmelnde Weite.

Zwei Frauen bangten durch Monate um ihr Liebstes. Ihre Hände faßten sich fester, inniger. Ihre Seelen suchten ineinander das Bild des Liebsten. Umkränzten es mit den Blüten seligen Erinnerns. Ihre Hände wuchsen ineinander. Wie ein Guß des Fernen ward der jungen Mutterglück beschert.

Die Kunde kam von einem mörderischen Stück Blei. Die Augen der Mutter wurden groß und klar. Sie weinte nicht und klagte nicht. Sie preßte nur die Hand der Jungen fester in der ihren. Ihr Sohn war nicht verloren, sie hatte ihn wiedergefunden in ihr. Und zwei Frauen lächelten sich die Tränen aus den Augen.

*

Du bist das Licht

Du bist das Licht, das meines Lebens
Nachtstille Höhen mit Frieden krönt,
Du bist das Licht, das meines Strebens
Freudlosigkeit mit Lust versöhnt.

Du bist das Licht, das meinem Fuße
Den Weg durch irdisches Dunkel bahnt,
Du bist das Licht, bei dessen Gruße
Das Herze Himmelsnähe ahnt.

Du bist das Licht, in dem mein Wille,
Mein Glück, mein ganzes Sein sich wiegt.
Du bist das Licht, in dessen Stille
Die Heimat meiner Seele liegt.

Albert Wiesfeld.

* # Vermischtes *

Antike landwirtschaftliche Geräte in Kleinasien. Als ich zu Beginn des Bagdadbahn-Baues mit meinem Mann in Haidar-Pascha, dem Ausgangspunkt der Anatolischen Eisenbahnen, den Zug bestieg, um nach dem, zwei Tagereisen entfernten Konia, dem alten Ikonium, für die Dauer von zwei Jahren überzusiedeln, war ich davon überzeugt, viel Interessantes zu sehen, vielem Überraschenden zu begegnen. Ich hätte es mir aber doch nicht träumen lassen, Ackerbaugeräte von derselben Beschaffenheit zu Gesicht zu bekommen, wie ihrer schon im alten Testament Erwähnung finden. Im Buche Jesaias heißt es an einer Stelle: „Siehe, ich mache dich zur Dreschtafel, geschärft und neu, daß du Berge zerdreschen und zermalmen kannst und Hügel in Spreu verwandeln. Du wirst sie würfeln und der Wind sie wegtragen, und der Sturmwind sie zerstieben, du aber wirst dich Jehovas freuen, dich des Heiligen Israels rühmen."

Zweifelsohne handelt es sich bei der Dreschtafel im Buche Jesaias um ein Gerät, wie ich deren zum erstenmal in der Nähe von Aften-Karahissar, einer auf der Anatolischen Hochebene zwischen Eski-Chehir und Konia gelegenen Station, in Tätigkeit sah. Der Zug mußte eines Maschinendefektes halber eine Weile die Fahrt einstellen, so daß man Gelegenheit hatte, die kleinasiatischen Bauern bei ihrer Arbeit zu sehen. Es war um die Erntezeit. Auf verschiedenen Äckern war das abgeschnittene Getreide kranzartig ausgebreitet und wurde von der darübergehenden Dreschtafel, oder besser gesagt, dem Dreschschlitten, zerkleinert. Aus dem Lande der praktischsten und modernsten Ackerbaumaschinen kommend, mutete mich das antike, primitive Geräte merkwürdig genug an. Es bestand aus einer mehr langen, als breiten, schweren und nach vorn sich verengernden, aufgebogenen Bohle, die auf der unteren Seite möglichst dicht, aber regellos mit Feuersteinen und scharfen Eisenstücken besetzt war. Auf dem Schlitten, den ein schwerfälliger Büffel immer rund im Kreise über das Getreide zog, stand, das Gefährt lenkend und gleichzeitig beschwerend, der Bauer, und neben ihm sein Kind. Hier und da standen auch, wie ich bei der Weiterfahrt beobachten konnte, je nach der Größe des Dreschschlittens, zwei, oft drei Personen auf ihm.

Außer diesem alttestamentarischen Dreschschlitten sah ich auf der Reise nach der neuen Heimat noch weitere landwirtschaftliche Geräte, die sich desselben patriarchalischen Ursprungs rühmen zu können schienen, in Bewegung und Tätigkeit: Büffelkarren und Pflüge.

Streckenweise laufen die alten römischen Heerstraßen mit dem Gleise der Anatolischen Bahn parallel. Auf einem dieser Wege, darüber die deutschen Kreuzfahrer unter Friedrich Barbarossa zogen, um die siegreiche Schlacht bei Ikonium zu schlagen, rollten, als ob die Zeit unverrückbar viele Jahrhunderte über ihm

Digitized by Google

stillgestanden, oder sie als Zeugen von sich dort zurückgelassen hätte, merkwürdige Gefährte. Zwei speichenlose, aus dicken, in der Mitte von einer viereckigen Öffnung durchbrochenen Holzscheiben bestehende, und mit der Achse sich zugleich drehende Räder verursachten beim Fahren ein solch schrilles, nervenanstrengendes Gequieke, daß es das Geräusch des Zuges laut übertönte. Die auf der Achse ruhenden, und als Deichsel dienenden seitlichen Balken liefen vorn in spitzem Winkel zusammen. In ihm ging mit langsamen schwerfälligen Schritten, den unförmlichen, häßlichen Kopf über den im Winkel angebrachten Futtertrog neigend, der das Gefährt ziehende Büffel. Und neben ihm, das Bild aus altersgrauer Vorzeit vollendend, ging sein Eigentümer mit der, dem kleinasiatischen Bauer eigenen unerschütterlichen stoischen Ruhe. Kaum daß es den Blick nach dem Träger der neuen Zeit, wendete, der da auf den dampfgeflügelten Rädern an ihm vorüberbrauste. Er brauchte Jahre, um seine Gedanken von dem ihm bis vor kurzem als einzig und unübertrefflich dastehenden Verkehrsmittel, den Karawanen, loszureißen und sie der schnaubenden Kraft der Lokomotive zuzuwenden.

Noch ein drittes, wohl mit das wichtigste landwirtschaftliche Gerät, fiel mir seiner mehr als primitiven Beschaffenheit halber auf der Reise nach Konia auf: der Pflug des anatolischen Bauern. Ohne eiserne Pflugschar, nur mit einem spitz zulaufenden, mit der Lenkstange verbundenem Holz versehen, kann er natürlich schweren Boden nicht in der zu einer rationellen Bewirtschaftung notwendigen Tiefe aufreißen. So, wie ich ihn auf der Anatolischen Hochebene vielfach in Tätigkeit sah, sollten die zu gleicher Zeit in Ägypten sich im Gebrauch befindenden Pflüge sein, und von denen wissen wir, daß sie genau so schon zur Zeit der Pharaonen gewesen sind.

Hier und da bemerkte ich auf der Reise auch moderne Ackergeräte und zwar auf den Feldern der bulgarischen Ansiedler, der sogenannten Muhardschis, denen es leichter wurde, ihren landwirtschaftlichen Betrieb den Erfordernissen der neuen Zeit anzupassen, als den türkischen Bauern, die im allgemeinen sehr zähe am Althergebrachten hängen. Während meines zweijährigen Aufenthaltes auf der kleinasiatischen Hochebene habe ich aber doch das zwar sehr langsame, aber stetige Anwachsen europäischer landwirtschaftlicher Maschinen und Ackerbaugeräte auf den Feldern und Hofraiten der Bauern bemerkt. Die Anatolische Eisenbahn-Betriebsgesellschaft ließ es sich sehr angelegen sein, zur Hebung und Ertragfähigkeit der Landwirtschaft, die Bauern von der notwendigen Anschaffung moderner, zweckmäßiger Wirtschaftsgeräte zu überzeugen. Sie ließ solche und Fachleute zu ihrer Bedienung und Anleitung der Bauern kommen und hatte, wenn auch nicht immer, und unter großen Mühen, so doch mehr und mehr zunehmenden Erfolg. Das wurde mir klar, als ich mehrmals die erste bis nach Eregli-Bulgurlu führende Teilstrecke der Bagdadbahn bereiste. Da standen auf den in der Nähe des Geleises sich weithin ausdehnenden und schön angebauten Getreidefeldern in neuem grünen und roten Farbenglanz prangende Ackergerätschaften aller Art, und wo sie in Bewegung waren, hantierten die Bauern mit ihnen, als ob sie die altberühmte Heimaterde schon immer mit ihnen bearbeitet hätten.

Am ausdauerndsten schienen sie mir im Gebrauch des Dreschschlittens zu sein, sind es auch heute noch. Als Sultan Abdul-Hamid noch am Ruder war und die Günstlings- und Backschischswirtschaft die üppigsten Blüten trieb, hätte es der Bauern ohnehin bedauernswerte Lage noch verschlechtert, wenn sie das Getreide anders als mit dem Dreschschlitten hätten entkörnen wollen. Da es bis zur Steuerabnahme, die mitunter so lange auf sich warten ließ, daß das Getreide entwertet wurde, auf den Feldern bleiben mußte, war es doch durch das zerkleinerte Häcksel einigermaßen gegen die Witterung geschützt. Es konnte in hohen Mieten aufgeschichtet und mit einem Schutzdach versehen werden. Später wurde es, wenn die Baulichkeiten des Bauers zur Aufnahme des Häcksels nicht reichten, auf dem Felde mittels der Wurfschaufel durch den Wind von der Spreu gereinigt und diese wieder auf Mieten geschichtet, bis sie gebraucht wurde. Im anderen Falle fuhr der Bauer sein geschnittenes Getreide auf seinen Hof oder in die Nähe an einen geeigneten Platz, auf dem er die Reinigung vornahm.

Ich habe bei meinen Spaziergängen nach dem in der Umgebung Konias wie eine üppig grünende Oase liegenden Maram, der Residenz des Scheichs vom Orden der Mewlewi (tanzende Derwische), häufig einer ganzen Reihe, mit dem Dreschschlitten im Kreise umherfahrender Bauern und solcher, die mit der Wurfschaufel das geschnittene Getreide reinigten, beobachtet, und mich dabei über die Gründlichkeit und Sauberkeit der von ihnen mit den primitiven Geräten vorgenommenen Arbeiten gewundert und gefreut. Und immer wieder kam es mir zum Bewußtsein, welche markante Erscheinung seines Standes der anatolische Bauer ist.

Wenn, was mit Bestimmtheit anzunehmen ist, Kleinasien sich nach dem beendigten Weltkrieg mit deutschen Kolonisten bevölkert, werden es nicht nur die ansässigen Bauern sein, die lernen können. Ich glaube ganz sicher, daß sich beide sehr gut verstehen und vertragen werden. Hat schon der Türke im allgemeinen in Bezug auf den Charakter und das Gemütsleben mit dem Deutschen sehr viel Ähnlichkeit, so tritt diese bei den Bauern noch mehr zu Tage, und somit kann man sich auf die nach dem Kriege zweifellos eintretende engere Gemeinschaft mit unseren türkischen Bundesgenossen schon jetzt freuen. J. Weiskirch.

Zittern wie Espenlaub. Die Espe ist bekanntlich eine Pappelart, deren Blätterstiele seitlich zusammengedrückt und so schmal sind, daß Stengel und Blätter schon beim geringsten Luftzuge ins Schwanken geraten, fast wie Menschen, wenn sie auf zu schwachen Füßen stehen. Dieser schwankenden, fast stets zitternden Bewegung dankt die Redensart „zittern wie Espenlaub', ihre Entstehung. Aber dieser an sich natürliche Hergang genügte der schöpferischen Einbildungskraft des Volkes nicht, dessen Denken und Fühlen in alter Zeit weit inniger mit der Natur verbunden war als heute; es legte ihm eine andere, sinnige Deutung unter: Als der Herr seinen Leidensweg nach Golgatha ging, neigten sich alle Pflanzen und Bäume vor dem Vorüberschreitenden, um ihm ihre Trauer und Demut zu bekunden; nur die Espe gewann es in ihrem Hochmute nicht über sich, vor dem Göttlichen sich zu beugen. Da sah sie der Herr so ernst und durchdringend an, daß sie unter seinem Blicke ihres weltlichen Hochmuts vergaß und zu zittern begann. Sie hat diesen Blick nie wieder vergessen, hat nie wieder zur Ruhe kommen können — sie zittert noch heute wie damals schon bei der geringsten Bewegung der Luft, weil sie in ihr den Atem des Herrn zu spüren meint, der ihr zürnend naht. Sinniger noch erscheint die Begründung, die der Schotte diesem beständigen Zittern der Blätter gibt. Bei ihm zittert sie nicht aus Furcht, sondern in unvergeßlichem Weh und Schmerz; denn ihr Holz nahm man, um daraus das Kreuz zu zimmern, an dem der Herr der Welt sein Leben aushauchte. Söhns (Hannover).

Inhalt des Heftes 42: Treibholz. Roman von H. Schobert. — Am Mövenstein. Roman von Ludwig Müller-Grimmold. — **Beiblatt:** Friedenshoffnung. Gedicht von Cl. v. Peßler. — Das Kornfeld und die deutsche Dichtung. Von A. M. Witte. — Wandern. Gedicht von M. Dorn. — Weggenossen. Skizze von Ludwig Kapeller. — Du bist das Licht. Gedicht von Albert Wietfeld. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 15. Juli 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 43

Erscheint wöchentlich • Preis 3½ Mk. vierteljährlich • Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober • Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag • Nachdruck verboten

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode).

8. Fortsetzung.

Die Nelda bedeckte die Augen mit der Hand. Wenn sie es sich auch nicht zugestehen wollte, etwas Wahres lag doch in seiner Schilderung.

„Gehöre mir wieder an, Gret, — aber als meine Frau. Du sollst frei und uneingeschränkt tun was du willst, Künstlerin bleiben oder nur mein Weib sein, ich . . ."

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!" schrie sie auf, sprang empor und reckte die Arme, dabei immer noch in Hut und Mantel ohne es zu merken.

„Du wirst können, Gret! Allmählich wirst du dich zu dir zurückfinden und dann ruhiger und zufrieden werden, — glaube es mir. Die Öde und Einsamkeit, die dich so schreckt, ist dann von dir genommen, das Stück Treibholz in einem ruhigen Hafen gelandet. — Du bist mir so nötig, Gret!"

Sie sah auf seinen gesenkten Kopf mit dem gelichteten Haar, sah wieder die Adern seiner Schläfen pulsieren — — Ihr Blut ebbte ab, Schlaffheit und Kühle ließen ihr Herz ruhiger klopfen. Einmal hatte sie auch ihn lieb gehabt, — nicht in stürmischem Sinnentaumel, ohne Höhen und Tiefen, — aber doch ehrlich lieb. Jetzt wurde er alt und kränklich, — sie auch, — vielleicht konnte sie diesem einen noch wirklich nützlich sein. Der Gedanke tat ihr wohl. Sie reichte ihm stumm die Hand. Er küßte sie.

„Habe Geduld mit mir," bat sie, und zwei schwere Tränen rannen über ihre Wangen, „es ist für eine Frau wie mich so schrecklich schwer — alt zu werden, zu resignieren."

„Das mußt du, Gret."

„Ich weiß!"

Sie lächelten sich an, seine blassen Wangen röteten sich.

„Liebe! Liebste!" sagte er zärtlich.

Ihr war, als striche eine kalte Hand über ihren Nacken, aber sie gab dem Gefühl nicht nach; vielleicht war es gerade gut so wie es war.

„Laß mich die Nacht in Falkners Zimmer bleiben," bat er, „erst morgen werde ich mich meines Glückes sicher fühlen."

Sie wollte erst aufschreien und sich dagegen wehren, — aber statt dessen senkte sie die Stirn in die Hand:

„Wie du willst!"

Er küßte sie auf das volle, rotbraune Haar.

„Einen Menschen hast du sehr glücklich gemacht, Gret", sagte er mit unverhohlenem Jubel. „Mich! — Ich brauche dich so notwendig wie die Luft zum Leben, und wie ich dich kenne, wirst du an dem Gefühl — jemandem alles zu sein, selbst gesunden. Gute Nacht Gret! — In den vier Wochen zwischen dem Schluß des Kabaretts in Berlin und des Gastspieles in den Seebädern wirst du Frau von Benzberg. Bis dahin braucht niemand etwas davon zu wissen."

Sie erwiderte seinen Kuß und sah ihm nach, als er ging. — Die Jugend hatte sie verlassen, nun kam das Alter — die Resignation. — —

Sollte sich beides nicht doch ertragen lassen?

„Treibholz!" dachte auch sie. —

* * *

Digitized by Google

„Dudinska! Dudinska! Zum Teufel, wo stecken Sie denn?" brüllte Kysani, vor Wut schon ganz braun im Gesicht.

In der Küche zog die Dudinska gemächlich die Schlurren an die Füße und erhob sich endlich, noch immer kauend. — Seitdem die Pia vor der Hochzeit, also auch vor einem Bruch mit dem Schauspieler stand, bewertete sie ihren Mieter nicht mehr so hoch wie früher. Er war auch maßlos grob geworden. Und bei jedem Ausbruch seines Naturells entschädigte sie sich im geheimen durch ein schadenfrohes Lachen. Was würde er sagen, wenn er die Tatsachen erfuhr?

Übellaunig stand sie jetzt vor ihm und sah ihn mit schiefen Blicken an. Er starrte ihr in das feiste, rote Gesicht, nicht recht einig mit sich, ob er nicht doch noch tätlich werden sollte. Dann lachte er aber plötzlich laut auf.

„Die Pia und sie — Marta Schwertlein," sagte er höhnend, „Ihr seid ein nettes, zusammengetragenes Paar! — Sitzt sie nicht am Ende wieder draußen in der Küche bei Ihnen, oder hat sie irgendeinen Hallunken erwischt, der ihr keine Zeit für mich läßt! — Sie wissen es sicher, Dudinskan."

„Ich weiß gar nichts." — Das Weib ließ böswillig die Unterlippe hängen. „Aber wundern könnt es Ihnen doch nicht, Herr Kysani."

„Sie!" Immer noch „Sie," Dudinska. — „Aber machen Sie nicht solche Flabbe! Wir können uns ja wieder vertragen."

Die Dudinska warf verstockt den Kopf in den Nacken.

„Was wünschte Herr Kysani denn vorhin so eilig? — Das ist ja immer gleich ein Leben, als wenn die Welt untergeht", sagte sie erbost.

Er sah sie erstaunt an.

„Freches Frauenzimmer!" knurrte er, sich abwendend.

Die Dudinska kniff die Hände zur Faust, innerlich spie sie eine Flut Schimpfwörter gegen ihr Gegenüber, aber laut werden ließ sie doch lieber noch nichts. Um ihren Triumph wollte sie denn doch nicht kommen, und wenn er ihr auszog, — der Fünfzehnte stand vor der Türe.

„Also die Pia ist wirklich nicht draußen?" fragte er nach einem Weilchen und sah sie mißtrauisch an.

„Nein!"

„Wann war sie das letztemal hier?"

„Vor acht Tagen."

Er sah immer überraschter aus. — So lange schon? — Und früher konnte sie keinen Tag ohne ihn sein. — Krank war sie nicht, allabendlich sah er sie ja im Kabarett, aber das war da eine andere Pia als in seinen vier Wänden.

„Was soll sie auch hier," begann die Dudinska, das Kochgeschirr abräumend, „entweder trinkt Herr Kysani und schläft, oder er trinkt und keift, — das macht zuletzt die heißeste Liebe kalt."

Er hielt sich am Tische fest.

„Sie müssen es ja wissen, Dudinska", stöhnte er.

„Na ob! Wo mein Seliger doch auch soff! Da dankt man schließlich Gott, wenn man so was los wird."

„Schafskopf!" — Er warf sich in einen Sessel und stützte den Kopf in die Hand. „Wie können Sie sich übrigens unterstehen, mich mit Ihrem Kerl zu vergleichen! — Das paßt mir nicht."

Die Dudinska lachte vor sich hin.

„Wer säuft — säuft! — Ob König oder Bettelmann; dann sind sie alle gleich!"

Er hob die Faust. Sein Größenwahn flog hoch, — wie konnte man wagen, ihm das zu sagen! Da schellte es zweimal, — die Pia kam.

Kysani sank in seinen Stuhl zurück, die Dudinska lief schnell hinaus. Draußen hob sie warnend die Hände.

„Gehen Sie nicht hinein, Fräulein Piachen", sagte sie. „Er ist noch nicht voll genug um ihn zu zwingen, aber mächtig im Krakehl, — und" — sie lachte — „er ist wütend, daß Sie so lange nicht hier gewesen sind. — Haben Sie Worte?"

Die Pia sah verlegen aus.

„Gott! Er wird doch keinen Krach machen? — Am Sonnabend geht es ja schon auf's Standesamt, Dudinskan."

„Gottes Segen, Fräulein Piachen, Gottes Segen! Nein wie ich mich freue! — Und nun gehen Sie man rein zu dem Wüterich."

„Guten Tag, Benja," sagte die Pia und trat an den Tisch, „störe ich dich?"

Er sah sie mit wässerigen Augen an. Alles Schöne und Gute, das manchmal in ihnen lag, ertrank in diesem körperlichen Kennzeichen seines Lasters.

Digitized by Google

„Danach hast du doch bis jetzt nie gefragt!" höhnte er. „Warum heute? Hast du ein böses Gewissen?"

Sie trat von ihm weg an das Fenster und lehnte sich dagegen. Ihre Silhouette zeichnete sich scharf vom einfließenden Licht ab. Es drang in sein Bewußtsein, daß sie sehr elegant gekleidet war, wie eine feine Dame, nicht wie bisher in Similiputz. Der schwarze Sammethut straff über die Ohren gezogen, der Pelz weit und gediegen über den Rücken hängend . . . Er wußte gar nicht, warum ihm die Einzelheiten plötzlich in das Bewußtsein rückten; sonst sah er doch dergleichen nicht?

„Du bist ja höllisch fein, Pia", sagte er.

Sie drehte sich hastig um und sah ihm in das Gesicht.

„Man muß doch was für sich tun! Übrigens, daß du das siehst! Deinetwegen hätte ich sonst im Nachtkittel umherlaufen können, übrig hattest du nie einen Pfennig für mich."

„Kann schon sein, Pia. Das Trinken kostet ein Heidengeld. Und dann, — ich habe dich doch nie an die Strippe gelegt, — dich nie behindert. — Das ist auch etwas wert."

Sie kam langsam auf das Bett zu, in dem er noch lag und setzte sich auf den Rand. Nachdenklich zog sie die Handschuhe ab.

„Daß ich mir das alles gefallen ließ, Benja — und dich doch lieb behielt . . . ich begreife es jetzt selbst nicht."

„Ja, ihr Weiber seid eine sonderbare Sorte!"

„Ich habe immer gedacht, du würdest mich einmal heiraten. — Eine gute Frau wäre ich dir schon geworden."

„Bist du närrisch, Pia? — Meine Seele hat nicht daran gedacht! — Ein Weib das ich in- und auswendig kenne!"

„Ist nicht die schlechteste, Benja. — Auf das Herz kommt es an, — und ich — habe dich sehr lieb gehabt!"

„Schon recht! Aber was sollten wir auf die Dauer miteinander."

„Dasselbe wie bisher. — Glaube mir nur, fremde Frauen zu haben ist recht unbequem."

Er schwieg einen Augenblick. Gewiß, sie hatte recht, aber zugeben wollte er es ihr nicht.

„Ich heirate überhaupt nicht!" Er reckte seine hünenhafte Gestalt, aus dem offenen Hemde leuchtete seine kraftvolle Brust. Pia schloß für einen Augenblick die Augen.

Daß dieser Mann ihr doch so fest im Herzen saß! — Sie hatte ihn betrogen — gewiß — unzählige Male, aber trotzdem blieb er doch der einzig eine für sie.

„Ich werde jetzt heiraten", sagte sie, immer noch mit geschlossenen Augen, und das Herz klopfte ihr. „Wenn du mich nicht nimmst . . ."

Er stieß ein wieherndes Gelächter aus.

„Recht so, mein Kind! Aber dazu gehören bekanntlich zwei! — Hast du etwa mich zu deinem Gefährten ausgewählt?"

Sie legte die Hände ineinander.

„Wenn du wolltest, Benja! . . . Noch ist es Zeit. — Meinetwegen kannst du mich prügeln — du weißt ja . . . Ich habe dich doch nun mal lieb."

In diesem Augenblicke war sie sich bewußt, daß, wenn er nur ja sagen würde, sie alles hinter sich warf. Gutkait — das Geld — die Versorgung — alles um ihn.

„Nee, Kind, das schlage dir aus dem Kopf. — Ich habe dir auch nie ein Wort davon gesagt, — Ehrenwort! — Daß ihr Weiber doch allesamt so rabiat in den Hammelstall drängt! — Komisch! — Denke dich nur mal hinein in eine Ehe! Alle Tage dasselbe, — Abends Schlafrock und Pantoffeln unter dem trauten Lampenschein! Hu! Graut dir nicht, Pia?"

Sie zog die Finger der Handschuhe lang und sah nicht auf.

„Aber wenn man mal krank wird, — oder alt, — einen Menschen hat man dann doch, der für einen sorgt."

„Na also, — dann suche dir solchen Dummen. Nachher, wenn Madame im Publikum sitzt und mich auszischt, kann ich ja Hausfreund werden!"

Sie sah auf. Ihre Augen standen voll Tränen.

„Du tust mir unrecht, Benja. So bin ich nun n i c h t! Wenn ich was nehme, gebe ich auch dafür. Mein Mann wird eine treue Frau haben. — Was vergangen ist, — ist vergangen."

„Wer das glaubt!" Er gähnte. „Ihr Weiber haltet nachher doch nicht dicht. — Aber was redest du da eigentlich für Unsinn. — Gib mir lieber mal den Kognak."

Digitized by Google

Sie tat es. — Also so weit war er schon... Nur noch Kognak.

„Mach daß du weiter kommst, Pia! Das hier ist meine Geliebte, — meine Freundin. Mit der will ich schlafen."

Er klopfte mit dem Knöchel an die Flasche und drehte sich nach der Wand. Sie hörte das leise Gluck — Gluck aus dem Flaschenhalse . . . Die Schultern hochziehend ging sie in die Küche.

„Du mein Gott, Dudinska — nun schon nur Kognak!"

„Was kümmert es Ihnen, Fräulein Pia! — Die Hauptsache, daß Sie rauskommen — ehe er noch ganz verrückt wird. Viel fehlt freilich nicht mehr."

Aber Pia hockte sich auf den Schemel und weinte in ihr Taschentuch, das Herz tat ihr weh, und sie achtete gar nicht auf das Geraunze der Dudinska, bis diese sie endlich rüttelte.

„Sie werden doch nicht so dämlich gewesen sind, daß Sie ihm was Direktes erzählt haben? Oder Namen genannt? — Ich sage Ihnen, der Kysani ist ein Lump, wenn er betrunken ist."

Pia schüttelte den Kopf.

„Sonnabend vormittag komme ich noch mal und sage ihm Adieu. — Es geht mir doch ans Herz, Dudinska."

„Hat er es anders verdient, das Ekel? Nein, sage ich, — und Sie sollten nur froh sein! Nachjammern wird er Ihnen schon! Meine Ahnung."

In Benja Kysanis schweren Schlaf schlich sich etwas Unbewußtes, Drückendes. Es nahm ihm den Atem. Ein Ton von Pias Stimme war ihm im Ohr geblieben und beunruhigte ihn, ohne daß er wußte weshalb. . .

So kam der Sonnabend, ein heller Tag im Vorfrühling, und um elf Uhr schellte Pia an Kysanis Tür. — Die Dudinska, den ganzen Kopf voll Lockenwickel, — war sie doch Zeugin — öffnete ihr.

„Er schläft wie eine Ratze!" sagte sie, statt jeder Begrüßung. „Es nützt nichts, wenn Sie auch reingehen."

Aber Pia ließ sich nicht abhalten. Hatte sie doch an diesen Abschied mit aller Sentimentalität deren sie fähig war gedacht. Den sollte ihr niemand kürzen.

Im Zimmer roch es stark nach Alkohol. Kysani, den Hinterkopf in die Kissen gebohrt, lag mit offenem Munde schnarchend da und schlief unter der Einwirkung des Kognaks fast bis zur Bewußtlosigkeit. Seine Stirn war schweißfeucht, das schöne Gesicht — gedunsen, zuckte im Schlaf.

Pia beugte sich über ihn und rüttelte ihn mit vieler Mühe wach.

„Was willst du," knurrte er, „scheer dich zum Teufel, du Satan."

„Ich will dir Lebewohl sagen, Benja", wieder setzte sie sich auf den Bettrand und sah ihn an. Er zog die Nase kraus.

Sie legte die Hand auf seinen Arm und beugte sich näher. Ihr schön rot und weiß geschminktes Gesicht leuchtete durch den Schleier.

„Benja," begann sie wieder eindringlich, „ich muß um ein Uhr auf dem Standesamt sein, dann gibt es keine Pia mehr. Darum will ich vorher Abschied von dir nehmen. Ja?"

Er reckte sich auf den Ellenbogen hoch.

„Ich höre immer Standesamt", sagte er und riß die Augen weit auf.

„Das stimmt. Ich heirate. In zwei Stunden bin ich Frau."

Er brüllte, wieherte vor Lachen.

„Köstlich! Köstlich! — Wo hast du denn den Bonzen erwischt? Den muß ich kennen lernen."

Sie sah ihn empört an; aber er gefiel ihr immer, sogar bei diesen nichtachtenden Worten in bezug auf ihre Zukunft.

„Ich dachte, du würdest mir anders antworten, Benja", sagte sie traurig.

„Nimm es nicht übel, Pia, aber ich finde es grotesk, — einfach grotesk, daß du heiraten willst."

„Wie soll denn ein armes Mädchen anders für seine Zukunft sorgen? Werden wir alt, — laßt ihr uns doch unfehlbar sitzen."

Er fuhr mit den gespreizten Fingern durch seine Löwenmähne, einmal — und dann noch einmal, während er sie immer ansah. Das Gefühl, daß sie ihm doch fehlen könne, beunruhigte ihn auf einmal. Aber er wollte sich das nicht zugestehen.

„Also dann, Mädel, lauf in dein Glück."

Sie starrte immer noch in sein Gesicht. Ihr blutroter Mund zuckte.

„Ich will dich noch einmal küssen, Benja."

Digitized by Google

Er hielt ihr den Mund hin, unrasiert, aber Pia achtete nicht darauf. Das Herz war ihr schwer als sie ihn küßte.

„Zwei Jahre!" sagte sie dann etwas kurzatmig. „Zwei schöne Jahre! Ich dachte, es sollte immer so bleiben, denn ich habe dich lieb."

„Das hast du mir schon oft gesagt."

„Ich mußte es immerzu sagen."

„Du bist eine richtige Hundenatur, Pia, anhänglich und treu, selbst wenn du schlecht behandelt wirst. Ich für meinen Teil, schätze die Treue gering; sie ist eine passive Tugend, die mir nicht imponiert."

„Wirst du manchmal an mich denken, Benja?"

„Kann schon sein, Mädel."

„Dann," sie nahm seine Hand und hielt sie fest, „dann sieh das hier an. Ich wollte dir gern ein Abschiedsgeschenk machen."

Sie legte ein feines, goldenes Kettchen um sein Armgelenk. Das Schloß knackte einschnappend. Er sah auf den Schmuck nieder und dann in ihr Gesicht.

„Hat es der Bonze bezahlt, Pia?"

„Gewiß und wahrhaftig nicht, Benja. — Es ist von meiner letzten Gage!"

Etwas würgte sie dabei im Halse. Wie ein dicker Kloß saß es da, aber sie wollte keine Träne vergießen, — sie war ja schon zur Trauung zurecht gemacht.

„Dann behalte ich es. — Aber ich, — was soll ich dir geben? Ich habe nichts als leere Pullen."

Sie versuchte zu lachen.

„Wozu was geben. Ich vergesse dich nicht so leicht, Benja. Und nun Adieu."

Sie reichten sich die Hände. Er noch immer mit ungläubigen, verwunderten Augen, als wäre alles nicht wahr. Sie mit ihren heißen Gefühlen, mit Liebe und Schmerz wacker kämpfend.

So ging sie quer durch das Zimmer zur Tür und legte die Hand auf das Schloß. Da drehte sie sich um und sah noch einmal zurück.

Die Uhr an den Wand schlug halb. Pia hob den Kopf, strich die verwirrten Locken zurecht und sah, daß es halb eins war.

Ein Uhr Standesamt. —

„Ich muß jetzt fort", sagte sie hastig und trat vor den Spiegel.

Gott wie sah sie aus.

Das Weiß und Rot ihres Gesichtes, das Schwarze der unterstrichenen Augen — alles war ineinandergelaufen, dazu die Locken gelöst, — nein, so konnte sie sich unmöglich sehen lassen. — Sie rief nach der Dudinska. Ein alter Schminkkasten aus früherer Zeit war noch hier. Der Schaden mußte schleunigst repariert werden, so durfte sie ihrem künftigen Gatten nicht vor die Augen kommen, — Kysani dagegen war ja daran gewöhnt.

Eilig tauchte sie ein hartes Handtuch in Fett und rieb alle Spuren herunter, dann begann sie ihre Malerei aufs neue. Träge sah Benja ihr zu, zur Eile antreibend die Dudinska.

Sie hatte nur ein kurzes Kopfschütteln gehabt als sie eintrat, aber sonst — Du lieber Gott! Sie war ja an Schmerz gewöhnt und machte von solchen Sachen kein großes Aufheben.

Nun ordnete Pia ihre Locken, schüttelte das zerdrückte Kleid auf und band den Schleier vor. Jetzt sah sie wieder wie neu aus. — Sie kannte diese zynische Bezeichnung Kysanis.

„Alles Gute, Pia."

„Danke! Danke — Sehen werde ich dich wohl manchmal."

Dann lief sie davon. Diesmal sah sie sich nicht mehr um.

„Los, Dudinska! — Fünf Minuten haben wir nur noch? Schnell ein Auto; der Olle muß eben warten."

Sie jagten zum Standesamt. Pia gähnte.

„Mir ist ganz flau im Magen, ich habe ekligen Hunger," sagte sie endlich, „wenn nur erst alles vorüber wäre und wir im Hotel Bristol beim Frühstück säßen."

„Kommt auch, Herzchen, kommt! Wer Zeit zu warten hat kriegt schon."

Ein Viertel nach eins hielt das Auto endlich. Karl Gutkait in langem Gehrock und Zylinder ging schon unruhig vor der Tür auf und ab. Die Handschuhe hatte er ausziehen müssen, so schwitzte er vor Aufregung, und seine Finger zitterten, als er Pias Hand erfaßte.

„Was hast du denn?" fragte sie erstaunt.

„Ich dachte schon du kämst nicht mehr", flüsterte er, und seine Handflächen waren ganz naß.

„Weil wir ein paar Minuten später ge-

Digitized by Google

kommen sind?" sie lachte. „Das wäre doch zu dumm!"

Er mochte ihr nicht sagen, daß er schon um drei Viertel hier gewesen, daß er seinen Zeugen davongelaufen war, weil er es oben nicht mehr aushielt, daß ihn die Furcht zerrissen hatte, es könne ihr leid geworden sein . . .

Nun war sie da! — Das genügte ihm. Sie wurde ja jetzt sein für das ganze Leben, und er war glücklich. — — — —

Als Pia gegangen und es so lautlos still in der Wohnung geworden, kehrte sich Kysani nach der Wand, — um einzuschlafen. Er hatte das dringende Bedürfnis, — nur daß es absolut nicht gehen wollte, wunderte ihn. Er mußte immerfort denken, gegen seinen Willen, und das regte ihn wunderlich auf.

Die Pia war nun fort aus seinem Leben!

Oft hatte er es ersehnt und erwünscht, mit Fluchen und Stöhnen, — jetzt schien ihm, als klaffe eine unausfüllbare Lücke. — Ein gutes Ding war sie doch gewesen, — ihm anhänglich wie ein Hund, und dabei so anspruchslos. — Ein wenig roh und ungebildet war sie ja, — aber hatte er versucht, sie zu ändern, obgleich sie ihn liebte? Gewiß nicht! Im Gegenteil! Tiefer herabgestoßen hatte er sie noch, weil es ihm so bequemer war.

Er kannte Frauen aus allen Schichten der Gesellschaft. — Nachgelaufen waren sie ihm seit seiner grünsten Jugend, wie die Kinder dem Rattenfänger von Hameln, und darum dachte er nicht besonders von ihnen, bewertete sie nicht sehr hoch. — Pia aber war so bequem gewesen, — kein Wunder, wenn sie ihm fehlen würde. — Trotz all ihrer Liebe hatte sie ihn nun doch verlassen als ein anderer Mann kam um ihr Haus und Herd zu bieten . . . Merkwürdig, daß gerade dieses leichte, weibliche Völkchen um ihn so großen Wert auf solide, selbst enge Verhältnisse legte; — eine Versorgung für das Leben schien ihnen das Wichtigste von allem. Dagegen die anderen, die Behüteten und Feinen, — denen ging oft der Reiz des Verbotenen über alles. Sie riskierten Glück und Frieden, Heimat und Versorgung für eine tolle, kurze Liebeszeit! . . . Die hatte er im stillen immer verachet. . .

War er im tiefsten Grunde seines Herzens am End auch ein Spießer, mit bürgerlichen Instinkten?

Das wäre zum Lachen. —

Beinahe tat ihm die letzte Viertelstunde leid, des Mannes wegen, der die Pia heute mit dem Recht des Besitzers in seine Arme schließen würde, ahnungslos, was ein gewissenloser Räuber ihm vorher noch gestohlen.

Er sah auf Pias Armband, und auf einmal dachte er an seine Jugend, — an das knapp dotierte, beamtliche Elternhaus, an die ewig besorgten Eltern, was einmal aus ihm, dem ungeberdigen, faulen Schüler werden sollte. — Der Großvater immer im Tran, schließlich auch der Vater selten nüchtern, das verkommende Hauswesen, der Tod der Mutter. — Dann sein erstes Auftreten auf einer Sommerbühne. — Wie gefiel er da! Wie feierte man ihn! . . . Er hatte seinen Beruf entdeckt! — Nun ging es aufwärts. . . . Sonne! Sonne und Ruhm überall! — Nur schade, daß er so gar nicht verträglich war. . . Das kam von der schwindelnden Meinung, die er allmählich von sich gewann. — Zum Teufel mit dem Größenwahn! Er hatte ihn auch jetzt noch, und wenn er ihn schalt, war es ihm doch nicht ernst damit.

Immer höher sollte man ihn heben, immer höher — bis in die Wolken. — Er verdiente es . . . er war Er! Er! — Und dann kam auch bei ihm das Saufen! So ganz allmählich, — so jung wie er noch war!

Drei Engagements an Hoftheatern kostete es ihn in kurzer Zeit! Das letztemal hatte ihn ein Gebot des Landesherrn auf die Straße gesetzt, weil er öffentliches Ärgernis erregt hatte. . . . Und dann von Kabarett zu Kabarett . . . Von der Gunst des Publikums getragen, verwöhnt, verhätschelt, obgleich, oder vielmehr weil er ihm stets zynisch in das Gesicht schlug . . . Das wollte und erwartete ja von ihm nichts anderes. . . Und daraus entstand dann jene grenzenlose Überhebung, jene niederstampfende Verachtung für seine Verehrer. . .

Würde es auf die Dauer so weitergehen? — Und wenn nicht — was dann? — Der Alkohol umklammerte ihn immer fester, — er konnte nicht mehr gegen ihn an. Nur im Rausche fand er noch Genügen.

Nun richtete er sich auf und strich die Haare aus der feuchten Stirn. Ekelhaft solche Rück-

Digitized by Google

blicke — solch Vorwärtssehen! — Und so nutzlos. — Was kam — kam eben! —

Treibholz! — Das Wort fiel ihm wieder ein, das er einst selbst gebraucht!

Wenn einer, — so war er es!

Mit stolzen Segeln war sein Schiff hinausgefahren, — nun war es nur noch ein Wrack, ein widerstandsloses Spiel der Wellen, die es hoben und senkten bis — es zerschellte! —

Er lachte mißtönend . . . Gut! Auch das! Ein Narr, der sich um die Zukunft graue Haare wachsen ließ! — — —

Aber die Stille ringsum irritierte ihn immer mehr, je länger sie dauerte. Wie ein Stein legte sie sich ihm auf die Brust.

Er nahm seine Zuflucht zur Kognakflasche. Die Dudinska würde doch nicht so bald nach Hause kommen, da war es am besten er schlief — verschlief.

* * *

Seit vier Wochen war das Kabarett in den Ostseebädern und hatte stets gute Einnahmen zu verzeichnen. Freilich kam es darauf jetzt nicht mehr so an, seitdem die Nelda Frau von Benzberg geworden; ihr Kapital war groß genug, auch über kleine und größere Schwierigkeiten hinweg zu helfen. Niemals hätte Benzberg geglaubt, daß er mit der Frau, die er liebte einen Goldfisch fangen würde, — er hätte sie auch arm genommen und lebte jetzt ordentlich neben ihr auf. Das Glück stand ihm hell in dem krankhaft blassen, aristokratischen Gesicht.

„Bin ich doch noch zu etwas gut", erwiderte die Nelda melancholisch, wenn er ihr das täglich sagte, aber ganz unempfindlich blieb sie doch nicht. Die letzte schmerzliche Erfahrung hatte ihr Selbstgefühl etwas ins Wanken gebracht.

Im Kabarett hatte die vollzogene Tatsache dieser Heirat einen Sturm der Freude entfesselt. Die Nelda hatte Sympathien bei all ihren Kollegen und Kolleginnen, und Benzberg achteten alle seines gerechten, feinen Wesens wegen hoch. „Gott sei Dank," sagte die Mitzi, als sie eines Abends mit der Neuigkeit nach Hause kam, „daß nun einmal dieses ewige Gefrett mit den jungen Bengels bei der Gret ein End' hat. Zu guter Letzt ließen die sie ja doch alle aufsitzen, — na, und der Falkner war schon die Krone von allen. — Nun wird sie wohl Ruhe geben, hoffe ich."

Daß sie jetzt Ruhe geben würde, wußte niemand genauer als die Nelda selbst.

Der Pia machte man es nicht so gnädig, denn obwohl das Völkchen im ganzen auch gegen unbeliebte Mitglieder tolerant, waren doch alle froh, daß die Pia nicht mehr zu ihrem Kreise gehörte.

„Kannst du das verstehen, Lu?" fragte Ele eindringlich und von Neid erfüllt. „Gerade die! — Sind denn die Männer blind? — Und alles was mir über den Weg läuft, ist nichts Gescheites. — Heiraten?! — Ja wohl, is nicht! — Na, dann muß ich eben so mein Glück versuchen." — —

Sie freuten sich alle, daß sie hinaus konnten aus der heißen, im Sommer solch andere Physiognomie zeigenden Stadt, hinaus in das Grüne, Freie, — an das kühle Meer! — Nur der kleine Baron machte ein verzweifeltes Gesicht.

„Ich weiß nicht, wie ich das aushalten werde, Lu, wenn du fort bist."

In einer vergnügten Stunde hatte sie und Ele mit ihm Brüderschaft getrunken, ohne daß das an ihrer Stellung zueinander auch nur das Geringste geändert hätte.

„Du kommst nach", tröstete Lu. „Ja, nachkommen!" Er bekam nur achtundzwanzig Tage Urlaub, mußte in der Zeit auch nach Hause fahren und sah sie bis dahin monatelang nicht. Wie sollte er das aushalten? Ein Leben ohne sie, ohne die kargste Zukunftshoffnung war für ihn ausgeschlossen; sie saß ihm im Blut und durchtränkte ihn ganz und gar. Ein Loskommen gab es für ihn nicht mehr. Aber er nahm es hin wie eine Schicksalsfügung, nur daß sein Geld so rasend zusammenschmolz, machte ihn manchmal unruhig.

Er hatte Lu am letzten Abend einen kostbaren Anhänger an goldenem Kettchen mitgebracht, hinter dem sehr sinnreich sein Bild angebracht war, und sie nahm das Geschenk erfreut und ohne Gewissensbisse an, da sie ihn für reich hielt und versprach ihm, es täglich zu tragen. —

Endlich zog das Völkchen, Benzberg an der Spitze, begeistert hinaus, besonders Mitzi mit ihrer Familie. Für Adolf war das stets der Sonnenblick des ganzen Jahres. —

Digitized by Google

Benzbergs wohnten elegant im Kurhause. Das gab dem Ganzen einen Anstrich von Gediegenheit und Vornehmheit und hob den Nimbus der Karabetts um ein Beträchtliches.

Als Lu zum ersten Male das Meer sah, blank, blau und ruhig, verbarg sie mit einem Schreckensschrei das Gesicht in den Händen.

So viel — so überreichlich viel Wasser! — Und sie fürchtete sich doch so davor. Wie kalt und unbarmherzig dieser Spiegel war, der einschluckte und ausspie — wie es ihm gefiel — das war ihr schrecklich zum Bewußtsein gekommen, seitdem sie einmal in der schwersten Stunde ihres Lebens darin freiwillig versunken war. Genau so ruhig und bewegungslos wie damals der Kanal, sah jetzt auch die See aus, und am liebsten hätte sie sich mit Händen und Füßen gegen diesen Anblick gewehrt. — Auf dem weißen Strandsand zusammengesunken lag sie da, hielt sich die Augen zu und wimmerte leise.

„Du bist ja nicht gescheit, Lu", sagte die Ele lachend und stieß sie an. „Gewöhne dich nur."

Alle glaubten sie überwältigt von dem ersten Eindruck, den die See auf sie machte, Keiner ahnte, was in ihr vorging. — An den Anblick der See gewöhnte sie sich auch bald, aber in das Wasser ging sie trotz allen Spottens nicht, ebensowenig auf ein Schiff.

„Wenn nur erst der kleine Baron kommt," neckte Ele, „der wird dir deine Furcht schon austreiben."

Lu schwieg. Aber wenn die anderen — auch Mitzi — badeten, segelten oder ruderten, rollte sie Adolfs Stuhl an den Strand, saß neben ihm und plauderte oder schwieg mit ihm.

„Was Sie doch für ein liebes, weichherziges Ding sind, Lu", sagte er oft ganz gerührt und strich ihr leise über das widerspenstige Haar. Dann schloß sie die Augen und kam sich entsühnt und rein vor. — —

Als der kleine Baron endlich anlangte, wurde es bald anders. Vor Sehnsucht sah er ganz blaß und abgezehrt aus, und vom ersten Schritt an war er nur noch Lus Schatten.

„Das ist aber recht langweilig", schmollte Ele. „Genau so, als ob ihr verheiratet wärt! Und eifersüchtig ist er auch wie ein Teufel, sogar Adolf macht er böse Augen."

„Schäme dich!" entgegnete Lu und zog die Stirne kraus.

Aber Ele hatte nicht unrecht.

In dem jungen Manne tobte eine Liebesraserei, die ihn fast unzurechnungsfähig machte, die Lu aber durchaus nicht erwiderte. Er war ihr bequem, sie hatte ihn ganz gern, das war aber auch alles.

Außerdem hatte sie hier fortwährend Ablenkungen durch das Publikum, das sich besonders für ihre Person interessierte.

Wenn Benzberg seine Mitglieder jetzt auch so gut es eben ging zu schonen versucht hätte, es ging eben nicht. Das Häuflein war stark zusammengeschmolzen. Falkner, Pia, die Nelda fehlten, und mit den neu hinzugekommenen hatte er wenig Glück gehabt, und jeden Abend mußten sie alle mehrmals heran.

So waren sie fortgesetzt Gegenstand der Neugier des häufig wechselnden Badepublikums, das sich außerhalb des Rampenlichtes augenscheinlich noch mehr für jeden einzelnen zu interessieren schien.

Ob sie spazieren gingen, im Restaurant saßen oder ihre Sandburg bevölkerten, die der kleine Baron mit einem hohen Wall umgeben hatte, — immer waren sie das Ziel neugieriger, unbequemer Blicke.

„Schauderhaft!" sagte der kleine Baron und stampfte vor Wut in den Sand.

„Schauderhaft!" sagte auch Adolf, und schloß gequält in seinem Rollstuhl die Augen.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Am Mövenstein / Roman von Ludwig Müller-Grimmold.

5. Fortsetzung.

Das Mittagessen verlief ungemütlich. Jochen Ellfeldt sprach nur von der bevorstehenden Sitzung in der Stadt und ereiferte sich schon im voraus: „Die Quasselköpfe werden natürlich wieder ablehnen: ‚Kostet zu viel; geht auch noch so.‘ Ist nachher das Unglück da, wer trägt die Schuld? Rettungboot soll das sein?: ein Seelenverkäufer ist es. Aber da red einer solchen Landratten Vernunft.“ Brummend und fluchend nahm er den Kurs zum Bahnhof.

Jette setzte sich in den Schaukelstuhl vor dem Ofen; zog die dicke, gehäkelte Decke mit den grünen und schwarzen Streifen über sich und las erst den Schluß des Romans. Worauf sie sehr befriedigt die Augen für den Nachmittagsschlaf schloß: sie hatten sich schließlich doch gekriegt. Prinz, der edle Vierfuß, schnarchte schon längst unter ihrem Kleiderrock.

Hans drängte zum Aufbruch. „Auf den Kaffee warten?: wenn wir heimkommen, trinken wir ihn bei mir. Ida ihrer ist ungenießbar: du machst uns welchen auf meiner Maschine.“ Er wies ihr den Weg über die Felder hinterm Orte.

In den Knicks reiften die letzten Brombeeren; Altweibersommer lag über sie hingebreitet. Die Flügel der hochgelegenen Mühle nutzten den auffrischenden Wind; auf dem Acker weiterhin furchten zwei Gespanne den schweren Boden.

Öde und verlassen ruhte die Wirtschaft auf der Klippe. Die Eichen hielten noch ihre Blätter fest; durch die Buchen und Pappeln hatte der Ost leichteren Durchgang.

Der Mövenstein hatte zahlreichen Besuch aus See.

Hans musterte den Steilabhang. „Da bei den Sträuchern steigen wir hinab, die bieten Halt. Stütze dich fest auf mich.“ Vorsichtig, Schritt um Schritt, kletterte er voran. Seine Linke hielt sie fest umschlungen. Unter ihren Füßen lockerte sich das wetterzermürbte Erdreich, begann zu rieseln und umspann sie mit einer feinen Staubwolke.

„Angst, Lieb?“

„Du hilfst mir.“

Ein Rinnsal sprudelte ihnen entgegen. Er zögerte, einen besseren Abstieg zu suchen. Da bot sich keiner.

„Voran, Hans. Hinauf kommen wir nicht wieder. Also müssen wir durch. Und jenseits des Baches fällt das Ufer ganz sanft ab.“ Sie löste sich von ihm. Der Schlamm umklammerte ihre Stiefel; tiefer sank ihr Fuß ein; jedes Heben kostete eine Anstrengung. Schreiend kreuzte ein Rabe hart an ihr vorüber. Ein Schwindel befiel sie. Sie biß die Zähne zusammen: „Du willst, du mußt“ . . .; klammerte sich für Sekunden an ein paar Pfähle, die Sturm und Regen im letzten Winter von der Einfriedigung oben herabgerissen hatten, wagte sich wieder voran . . . „Ich bin durch, Hans.“

Wie eine Verspottung schlug ihre frohe Aufmunterung an sein Ohr. Er vergaß der Vorsicht, vor ihr den Strand zu erreichen; geriet ins Gleiten; stolperte; fiel auf den Rücken und sauste hart an ihr vorüber hinab.

Ihr Angstschrei störte die Möven auf. Kreischend erhoben sie sich in dichten Scharen.

Er sprang lachend auf: „Rock und Hose haben gelitten; für einen Totenschein brauch ich mein Brüderchen noch nicht zu belästigen“; verspöttelte ihre furchtsame Behutsamkeit: „Mut, Mut: wie man ankommt, ist einerlei, kommt man nur an“; reichte ihr Seegras und bat: „Mein Anzug heult nach der Bürste. Stille sein Verlangen.“ Er warf sich in den Sand.

Freude, daß er so gut davongekommen, gab ihr schnell die Heiterkeit zurück. „Soll ich wie einst Jettchen für dich sorgen, wahre ich mein Recht, dich zur Vorsicht zu mahnen. Wenn du dich nun beschädigt hättest . . .“

„Wenn, wenn. . . Mit Wenn bleib mir vom Leibe. Wenn ist ein Totengräber selbst für das harmloseste Unternehmen; ein unübersteigbarer Berg in plattester Ebene. Ein „Trotzdem“ hilft über alle Schwierigkeiten hinweg. Trotz mit nem bissel Leichtsinn dabei ist der beste Reiseführer; ein steifer Nacken, wie der Bursche da hat. . .“ Er rückte herum, bis er den Mövenstein voll ins Auge fassen konnte, und grub den Kopf in die aufgestemmten Arme. Zweimal entluden seine Stiefel den Schlamm des Steilabhanges auf Annemaries Kleid. Er beachtete

Digitized by Google

es nicht weiter; gebot ihr Schweigen und schaute träumend auf den Hünen.

Sie erahnte, wie aus wallendem Nebel mählich ein Bild von seiner Seele auftauchte; die Umrisse formten sich zu fester Gestalt; die Farben fügten sich hinzu; ein Gedanke verlieh dem Bilde Gehalt und Wahrheit. . . So hatte sie selber es oftmals empfunden, wenn sie sich in der Einsamkeit ihrer Stube in die Noten eines neuen Meisterwerkes versenkte, bevor noch ein Ton an ihr Ohr geschlagen war. Und sie achtete seine Ergriffenheit. Still harrte sie neben ihm aus. Ihr Atem selbst ging leiser.

Schlafend lag der Hüne da, in einfarbig graues Bettgewand gehüllt. Über seine Fersen hin gluckste leichte Wellen; zuweilen spülte eine bis an sein Knie hinauf. Algen umgürteten seine Lenden noch vom letzten Sturme her.

„Ein langweiliger Geselle, dein Mövenstein." Hans stützte sich unwirsch hoch und sandte ein paar flache Kiesel aufs Meer hinaus. Der erste sank beim Aufschlagen aufs Wasser alsbald unter; der zweite verlängerte schon hüpfend seine Bahn; der dritte erreichte in geschicktem Laufe das Riff. „Heim zu mir, Annemarie."

Beim Vorsprung zur nächsten Bucht glitt ein heller Schein über den Sand vor ihm: die Sonne hatte das Stückchen wolkenfreien Himmels über dem Horizont erreicht und breitete noch einmal zum Abschied über Meer und Land ihre warmen, belebenden Strahlen. Der Hüne erwachte und warf die Decke ab; da flimmerte und glimmerte sein granitner Panzer lustig auf.

„Annemarie." Aufjubelnd riß er sie an sich. „Ein Motiv; ein herrliches Motiv. . . Und ein erlösender Gedanke: vier Bilder soll ich liefern: die vier Tagesalter wähle ich. Und eines ist: Sonnenuntergang am Mövenstein." Wie Eisenklammern umpreßten seine Arme sie; seine Ergriffenheit teilte sich auch ihr mit.

„Und jetzt heim zu mir; die Kerzen auf deiner Krone angezündet, ein Freudenglanz unserem Werke zu Ehren. . ."

Ein mildes Licht durchwärmte das Atelier; im Ofen hinterm Segel knisterte neckisch das Feuer, summte einlullend der Wasserkessel; das Stück dicken Eichenstammes trug Kanne und Tassen; in den würzigen Geruch des Kaffees mengte sich der süßliche Duft türkischen Tabaks; mit festen Maschen wehrte das Netz allem Friedestörenden den Eintritt. . .

„Annemarie, Lieb. . ." Er streckte sich auf das Fell vor dem Sofa hin; ruhte das Haupt in ihrem Schoß und sang ihr zu den Klängen der Mandoline:

Die Welt bin ich durchwandert fast
und nirgends fand ich Ruh' noch Rast.
Versagt blieb mir das Glück.
Nun ist geendet meine Qual.
Geborgen bin ich allzumal
in deiner Liebe Glück.

Beseligt ruhte sie den Blick in seinem. Die Frage, nach der sie sich durch alle diese Tage gesehnt, jetzt hatte er sie ihr zugejauchzt, süß und traulich, im Glanze der Poesie; dieser schrankenlosen Freiheit, die doch sich selber Maß und Grenze steckte; dieser wonnigen Heimlichkeit, die zartfühlend selbst den lauten Ausdruck scheute... Ihr Haupt neigte sich zu ihm hinab; ihre Lippen besiegelten, was die Junge ungesprochen ließ, ihre Gedanken ihm nachsangen:

Nun endete auch meine Qual.
Geborgen bin allzumal
in deiner Liebe Glück.

* * *

Ein letzter Sommertag in ersten Herbstes Blätterrauschen.

Die Kirchenglocken luden zum Gottesdienste. Tante Jette verkroch sich in ihr Mantelungetüm; Jochen Ellfeldt wartete bereits in seinem besten Kapitänsrock; Annemarie reichte ihnen die unförmig-dicken Gesangbücher. Hinter ihnen schloß Stine die Haustür und folgte ihnen in gemessener Entfernung. Prinz allein hütete das Haus.

Hinnerk Böbs riegelte selber ab. Auch er wie sein Sohn wie alle Fischer trugen Feiertagskleidung: blank gewichste Schaftstiefel mit weißer Umrandung, Kniehosen und Kittel aus schwarzem Hausmacherleinen, dazu einen hohen Seidenhut, dem Alter meistens Glanz und Glätte geraubt hatte. Die Mädchen und Frauen kleideten sich modisch; nur einige alte Mütterchen schämten sich nicht des eigengemachten, buntstreifigen Rockes, des Mieders mit dem klappernden Besatz aus silbernen oder messingnen Monden und Scheiben und des topfartigen Hutes mit dem schwarzen Bande zum Zeichen ihrer Witwenschaft.

Digitized by Google

Von allen Seiten pilgerten sie heran; am Fuße des Kirchenhügels vereinigten sie sich: nur ein Weg führte hinauf; nur die eine Tür zum Turme war geöffnet. Manche schlugen noch nach altem Brauche ein Kreuz beim Eintritt; Jette reichte wie immer Jochen die Hand zum Beweise: „Wir haben nichts wider einander auf dem Herzen", bevor sie sich von ihm trennte und mit Annemarie ihren Platz aufsuchte: links von der Kanzel saßen die Männer, rechts die Frauen und Mädchen, zu denen hie und da noch ein kleiner Flachskopf einschlich, bei Mama zu bleiben. Jeder hatte seinen festen Platz von Großväterzeiten her; viele guckten stolz auf ein Schmuckstück, das ihre Familie gestiftet hatte. Der Kanzel gegenüber saßen in ihrem reichgeschnitzten Stuhle die sechs Vorsteher, an ihrer Spitze der Kirchenälteste: Doktor Manners.

Die Orgel trug eine schöne Schauseite; ihre Stimme war mit den Jahrzehnten dünne geworden, auch röchelte sie zuweilen beim Atemholen. Niemand achtete darauf, alle waren es so von Jugend auf gewohnt; nur dreie litten darunter: die Pastorsleute, die im stillen für ein neues Werk sammelten, und Annemarie, die gelegentlich für den Lehrer-Organisten einsprang.

Heute äugte sie gegen alle Gewohnheit über die Bänke der Männer hin, Hans im vorüber einen Gruß zu senden. Sie fand ihn nicht. Es betrübte sie; es fehlte ihr etwas, daß er nicht gemeinsam mit ihr die Hände faltete. Daß der Platz neben ihr leer blieb, erregte sie nicht weiter: Helene kam eigentlich nur zu den hohen Festtagen.

Pastor Gädertz bestieg die Kanzel und sah klar und ruhig über die Gemeinde hin. Nur als er auf Annemarie traf, konnte er es nicht lassen, so ganz leicht zu nicken; ihr reines Lächeln tat ihm so wohl.

Worauf er nach dem Eingangsgruß das Textwort verlaß, das er wie immer frei nach den Erlebnissen und Erfahrungen der Woche gewählt hatte: „Des Menschen Leben währet sechzig oder siebzig Jahre. . ." Und er sprach von der Alten im Siechenhaus an der Strombucht hinterm Ort, von der Not ihrer Erdentage und von dem gläubigen Gottvertrauen, in dem sie auch die schwersten Stunden überwunden.

Ida Ekmann wackelte mit dem Kopfe und dankte ihrem Herrgott, wieviel gnädiger er sie geführt habe; Hinnerk Böbs bedachte, daß die Alte gern und gut neues Seegras für ihre Matratze brauchen konnte; Meifert sann nach, ob er von seiner Frau selig noch einen warmen Rock oder dergleichen im Schranke hängen habe. . .

„Nun, liebe Freunde, sagen einige: ‚Das Unglück hat sie sich selber verschuldet.' Etwa darum, daß sie im Leben voran wollte und dabei ihre Habe einbüßte? Weltunerfahren mögt ihr sie nennen. Aber ich meine, nicht der Erfolg entscheidet, die Richtung des Strebens. Und mutige Arbeit, fröhliches Zupacken, das ist lobenswert an sich; besser und nützlicher als ängstliches Hüten des Ererbten."

Doktor Manners neigte den Kopf; um seinen Mund zuckte es, ganz kurz nur, und wider seinen Willen. Um seine Aufmerksamkeit war es geschehen, seine Gedanken irrten ab zu bangen Fragen: wie Gädertz solche Lehren verantworten, welche Fehlschlüsse die denkungewohnten Fischer aus ihnen ziehen würden.

Jochen Ellfeldt knurrte zustimmend und dachte an seinen Kampf und Sieg um das neue Rettungboot: er hatte die in der Behörde so weit breitgeschlagen, daß sie um das Geld bei Rat und Bürgerschaft einkommen wollten.

Annemarie schloß die Augen vor den Sonnenstrahlen, die durch das bunte Fenster mit den Wappen der Vorsteher auf sie herein spielten; und plötzlich erschaute sie einen scheunenartigen Raum, in der Ecke etwas wie eine große Kiste, auf dem Heu eine junge Frau, die ihr Erstgeborenes stillte. . . Ihre Hände falteten sich, ihr Sinnen ward zu einem Gebete: „Laß es auch ihm gelingen, wie jenem. . ."

„Daran laßt uns festhalten, liebe Freunde: nicht träges Beharren, freudiges Streben, auch auf die Gefahr des Mißlingens hin, damit auch uns einst nachgerufen werde: ‚Sein Leben war köstlich, denn es war Arbeit und Mühe.' Amen. . . . Und nun lasset uns beten."

Im Turm erhob von neuem die Glocke ihre Stimme, langsam, in feierlich gemessenen Pausen, und rief alle, die Pflicht oder Krankheit daheim hielt, auf: „Vereinigt euch mit uns im Geiste." Weithin sandte die Glocke ihre Bitte, über den Ort, und die Felder bis zur hochgelegenen Mühle, und über den Strom bis an die Böhlauer Schmiede, und über den Strand

Digitized by Google

bis hin an den Mövenstein. . . Die Neunzigjährige faltete die knochigen Finger; der Müller rückte die Kappe; die Frau herzte ihr Jüngstes...

Der im Schutze und Schatten des Hünen träumte, sah auf die Staffelei mit der eingerahmten Leinwand; stützte sich halb empor, die Arbeit fortzuführen, und legte den Kopf auf die gekreuzten Arme zurück. Und hing weiter seinen Gedanken nach.

Gegen den Sand drängten die Wellen; wiegten Algen auf ihrem Rücken, und ein Stück Weidenstammes, das sie an ferner Küste gebrochen hatten. Auf und ab tauchte es, versank im Strudel des Riffs, schoß wieder an die Oberfläche und strebte ein Stück dem Strande zu; ward von der Rückflut hinausgespült ins Meer, tauchte unter, tauchte auf. . .

Mit vollem Geläut entließ die Kirche die Gläubigen. Doktor Manners besuchte seine Kranken; Jochen Ellfeldt guckte schnell in der Lotsenwache vor, ob etwas vorgefallen sei, und steuerte an seinen Stammtisch bei Mutter Clasen; Ida Ekmann humpelte mit Jette in den „Alten Zoll" zum Frühstückstee; Hinnerk Böbs sandte seine Frau voraus. „Ik töw up unsen Pastor. He hed weddermal vörbigrepen: en Klüver is keen Mast. Ik möt em dat utdüden; dat geiht mi gegen den Strich, dat he sik blamert."

Annemarie schlug die Richtung zum Mövenstein ein; sie schlenderte: die Predigt beschäftigte sie.

Der Wind hatte sich empor geschwungen. Von hoch oben herab klang sein Brausen, vom Zuge der zerfetzten Wolken am blaß-blauen Himmel. Das Meer wogte noch ruhelos, mit weißen, flatternden Haubenbändern und smaragdener Gewandung, gleißend und funkelnd im Widerscheine der warmen Sonne.

„Annemarie, hier; an meine Seite."

Sie setzte sich nebn ihn in den Sand. „Ich war in der Kirche, Hans."

„In der Kirche." Voll und schwer rundeten die Worte sich in seinem Munde.

Wie der Gesang der Brandung in seinem Ohre, diese eintönige und doch nimmer ermüdende Weise; älter denn die Feste und ewig neu, ewig jung; einlullend und aufpeitschend zugleich. . . „In der Kirche warst du, Lieb; hast gebetet, dir Gottes ‚lautere Wahrheit' verkünden lassen. . ." Seine Arme umschlangen ihre Hüften; seine Augen flammten zu ihr empor. „Einst war auch ich ‚fromm'; strebte auch ich mit redlichem Eifer, die ‚heiligen Gebote' zu befolgen. Haus, Schule, Kirche selber belehrten mich eines besseren. Liebe: eine halbe Stunde am Tage, während des Mittagessens, sah ich meinen Vater; von den Zeugnissen war die Rede, von Sparsamkeit und wohlanständigem Betragen; meine Seelennöte blieben ungestillt, mein Liebewerben fand keine Erhörung. . . Und in der Schule: von acht bis neun lasen wir beim ‚heiligen Theobald' das Neue Testament im Urtext. Die Speisung der Fünftausend kam an die Reihe. ‚Eine Legende, Herr Professor?...' ‚Oh, bitte: Wohrheit, naakte Wohrheit.' Von neun bis zehn Physik bei der ‚Kirschblüte'. ‚Also Manners, was verwerfen wir' — ‚Jedes Wunder' . . . — ‚Warum?' . . . — ‚Keine Ursache ohne Wirkung; keine Wirkung ohne Ursache . . .' Und in der Kirche? . . ."

Er füllte die Hand mit Sand und ließ die Körner durch die Finger gleiten. Dreimal erneuerte er das Spiel; da standen seine Brauen wieder ruhig ausgerichtet.

„Dich will ich nicht kränken, Lieb; noch besudeln, was mir selber einst wert und teuer war. Vielleicht lerne ich noch, ruhiger urteilen. Ich möchte es. Jetzt sehe ich in der Kirche von Wahrheit nichts." Und dann nach langem, lastenden Grübeln: „Genug davon, für heute und für immer." Sein Haupt sank in ihren Schoß.

Sie küßte ihn auf die Stirn. Ein Lächeln schwebte um ihre Lippen, ein friedvolles, hoffnungsbeseligtes Lächeln. Vom Meere hinweg schweifte ihr Blick auf ihren Freund, den Hünen im glitzernden Granitpanzer, und blieb auf ihm ruhen.

Endlich brach sie das Schweigen. „Hast du wenigstens etwas geschafft heute früh?"

Er stützte den Ellenbogen auf. „Mir ist ein besserer Gedanke gekommen. Und wie ich dem nachsann, vernahm auch ich eine Predigt... Was ist das Leben, wozu ward es uns aufgezwungen. Ein Mensch wird geboren, ringt und kämpft eine Weile, wird ins Grab gesenkt. . . Wer spricht da noch von ihm. Höchstens einmal der Sohn: ‚Wie unrecht handelte mein Vater gegen mich', und versündigt sich so vielleicht in redlichem Zorn an ihm, der redlich nach seiner

Digitized by Google

Erkenntnis handelte. Aber sonst . . . Was bleibt von seinem Streben; wer lohnt es ihm; wozu dienen seine Leiden. Wie eine Woge erhebt er kühn das Haupt. Und ist doch ein Nichts, wie die Woge; ein Gebilde des Zufalls, eines Windstoßes; drängender Gewalten mißgestaltete Ausgeburt; kurzlebig wie sie, unkräftig zu aufbauender Tätigkeit, nur ein Werkzeug in des Zerstörers Hand. Und wie der Mensch, so die Geschlechter, die Völker, die Menschheit selber. Wozu da das Leben? Wer löst das Rätsel? Wie ich dem nachgrübelte, wurde mir ein Gedanke für meine Arbeit geschenkt: der Mövenstein als das ewig Beharrende; um ihn die Flut, das Sinnbild des Unsteten dessen, das in wogendem Wechsel sich und alles um sich herum zermürbt; und auf dem Steine ein Mädchen in keuscher Nacktheit, knieend, das linke Bein leicht gestreckt, die Arme aufgestützt, den Blick aufs Meer gerichtet, in den Augen die große, bange Frage nach dem Sinne des Lebens ... Ein Bild würde es. . . Nicht für die Gaffer im Kurhause: für die Berufenen, die wahren Liebhaber der Kunst. . . Mit dem eroberte ich mir einen Platz unter den Anerkannten, den Einzug in die großen Ausstellungen. Für immer wäre mir geholfen, ich fühle es, ich weiß es. Aber wo die Reine finden, die sich rein meinem Pinsel böte. So zerschellt unser bestes Streben, unser hehrstes Können an den kleinlichen Zufällen gemeiner Wirklichkeit." Verzagen öffnete ihm die Lippen zu gierigen Zügen nach Luft und Befreiung von Druck und Erregung; seine Fäuste preßten die hämmernden Schläfen; zu Fratzen entstellten sich ihm die Wogen, zu grinsenden Teufelsfratzen.

Sie erhob sich sachte; zögerte; richtete den Blick himmelwärts; wich zur Seite . . . „Fröhliches Zupacken ist besser als ängstliches Zurückstehen . . . So ihr einem helfen könnt und versäumt es, verfehlt ihr euch an ihm . . ."

Der Rock glitt von ihr ab; ihr Haar löste sich zu wallendem Schleier; sanfter schäumten die Wogen gegen den Strand; zu einem Singen und Klingen ward ihr Rauschen; in breiteren Garben umhüllte mit glitzerndem Mantel die Sonne den Hünen; und selbst der Ost stellte sein Brausen ein. . .

In rasender Hast glitt der Pinsel über die Leinewand; heilige Begeisterung führte ihn und wirkte Teil um Teil zum Ganzen; in wunderbarer Schöne, in tiefster Erfassung . . .

Bis völlige Erschöpfung ihm Einhalt gebot.

Als Hans die Augen wieder aufschlug, kündete nur die Leinewand von dem Opfer, das eine aus Liebe ihm dargebracht.

* * *

Ida Ekmann war wieder einmal in Nöten: seit Sonntag war ihr Mieter wie umgewandelt: er entfernte sich schon früh morgens, ließ sich nachmittags spät ein geringes Mahl bereiten, hockte den Abend zu Hause und hielt sein Atelier verschlossen. „Und Fräulein Annemarie ist seit Sonntag nicht hier gewesen, Anna. Wenn es zwischen den beiden aus wäre. Die arme Jette." Sie sah traurig vor sich hin.

Anna dachte an ihren Krischan und das niedrig gelegene Fenster ihrer Kammer und den gottgesegneten Schlaf ihres Fräuleins.

Auf dem Flur bimmelte die Glocke. Ida Ekmann umklammerte Anna; was sie ängstigte, wußte sie nicht: sie ängstigte sich.

Anna war weniger furchtsam und öffnete die Tür um eine Handbreit.

„Frau Doktor Manners, Fräulein."

Ida Ekmann erregte sich noch mehr: gehört hatte sie viel von Helene; sie auch aus der Ferne gesehen; gesprochen mit ihr hatte sie niemals. „Fragt sie nach mir: ich bin ausgegangen."

Eine andere Frage wurde laut, die nach Hans; drang über den Flur zu der Geängsteten und beruhigte sie; klopfte an die Wand des Ateliers und sank matt zu Boden.

Drinnen blieb es still. Hans schaute regunglos zu dem Bilde hinüber; etwas wie Andacht hielt ihn gebannt. Das Bild war ein gutes Stück vorangeschritten: der Mövenstein hob sich schon klar hervor, wie der Strand um ihn herum; die Brandung und das Meer steckte noch im Rohen; die Figur selber war unberührt geblieben. Und dennoch lag ein Duft meisterlicher Vollendung über ihren zarten Farbentönen; glänzte aus den feuchtschimmernden Augen eine Tiefe des Gefühls, bangenden Harrens, vertrauensvollen Hoffens, vor der jeder Sinnenreiz über die Schöne des nackten Körpers verstummte.

Regunglos schaute Hans auf die ernsten und doch so süßen, verführerisch süßen Züge; wie

Digitized by Google

oft auch er sich in sie versenkte, immer wieder entdeckte er neue, eigenartige Schöne in ihnen, immer rätselvoller wurde es ihm, daß ihm ohne alle vorbereitenden Studien, in einem kühnen Wurfe das Höchste gelungen war. Es beseligte ihn mit einer Kraft, die er niemals gespürt; quälte ihn zugleich mit Zagen: „Wird es dir jemals von neuem so glücken", und entflammte seine Sehnsucht nach der, die ihn zu dieser Offenbarung seiner Kunst begeistert.

Ein Ruf drang in die Stille um ihn: „Hans."

Ärgerlich hastete er an die Tür und verschloß sie hinter sich. „Du bist es, Helene."

Sein Willkomm klang ihr nicht freundlich genug; das Verschließen der Tür weckte ihren Unmut. „Ich lauf' die halbe Meile zu dir heraus, und statt mir zu danken, brummst du mich an, versperrst mir dein Atelier. . ."

„Ich war bei der Arbeit." Er griff in die Tasche nach einer Zigarrette.

„Bei der Arbeit. Als ob das eine Entschuldigung wäre. Früher stand dein Atelier mir immer offen, zeigtest du mir alle Entwürfe."

„Früher. Inzwischen habe ich andere Gewohnheiten angenommen: Unvollendetes zeige ich nicht."

Sie äugte ihn von der Seite an; hob spitz lächelnd die Schultern . . . „Hast du inzwischen andere Gewohnheiten angenommen . . . Glaub bloß nicht, daß ich so versessen bin, in deine Geheimnisse einzudringen . . . Ich kann ja auch wieder gehn, störte ich dich bei der ‚Arbeit' . . . Solltest du trotzdem gelegentlich eine halbe Stunde Muße auch für mich finden . . ."

Das Gezogene, Lauernde in ihrer Sprechart verriet ihm ihren Verdacht. Die Wulste über seinen Braunen schwollen an. „Wähle: soll ich dir öffnen; willst du dich überzeugen, daß ich niemanden im Atelier verborgen halte; dann ist Schluß zwischen uns beiden für immer. Oder willst du mir auf mein Wort hin glauben, so magst du bleiben." Seine Drohung erschreckte sie; sein Angebot überzeugte sie, daß sie ihm zu Unrecht mißtraute. Bettelnd streckte sie ihm die Hand hin.

„Nicht böse sein, Hänschen . . . Es wäre doch möglich gewesen . . . In Berlin überraschte ich dich mal zu ungelegner Zeit . . . Als ob ich dich deshalb verdammte . . . Sei wieder gut." Sie streckte sich aufs Sofa und grub die Hände unter den Kopf. „Erzähl' mir von Berlin."

Er hockte auf die Lehne des Klubsessels an der anderen Seite des Tisches nieder und wich aus: „Was ist da groß zu erzählen. Ich hatte vieles zu erledigen; fand kaum Zeit, Mize Brand als Rebekka West zu sehen . . . Sie läßt dich grüßen."

„Ihr aßt zusammen?"

„Es machte sich so."

„Hotel de Rome?"

„Torheit. Ganz bescheiden bei . . . Ich weiß nicht mehr, war es Kempinski . . ." Er sandte ein paar Rauchringe gegen das Fenster. Ihre Fragen belästigten ihn. Er war nicht aufgelegt zum Schwätzen, am wenigsten über den Abend mit seiner Verführung zu unnötiger Geldausgabe.

„Der dicke Hofmeier . . ."

Er verstummte von neuem, aus Ärger, daß er in der Hingabe an die Arbeit das Angebot wegen des Ateliers bis heute unterlassen hatte.

Helene träumte vor sich hin: seine kurzen Andeutungen weckten in ihr Bilder aus vergangenen Tagen, ein sehnsüchtiges Verlangen nach dem hoffnungsfreudigen Schaffen, dem anregenden Verkehre mit Gleichgesinnten, den harmlos-ausgelassenen Festen . . . „In dieser Öde hier verkomme ich; Georg gnattert früh und spät, verdirbt einem alle Lust zum Arbeiten. . . . Könnte ich nur auf eine Woche nach Berlin, ganz frei, ganz ungebunden der Kunst und dem Genusse zu fröhnen. . . Habe ich kein Anrecht darauf, bin ich auf ewig in diesen Kerker verdammt." Sie stieß das Fenster auf. „Luft, Luft, ich ersticke noch an der Ehrbarkeit und dem Stumpfsinn dieses Nestes."

Kalt strich der Seewind herein; die Strahlen der zur Küste neigenden Sonne blendeten ohne zu wärmen; wolkenbehangen düsterte der Himmel; über den Strand hin breitete sich das Schweigen der Nacht.

Der Aufschrei riß Hans aus seinem Grübeln. Ein spöttisches Lächeln spielte um seinen Mund. Begütigend, als habe er ein verzogenes Kind vor sich, sprach er Helene zu: „Das sind so Stimmungen. Sie fliegen einen an, wer weiß

Digitized by Google

woher . . . Gibt man sich ihnen hin, ist man verraten und verkauft . . .“

„Ich bin verraten und verkauft.“

„Von wem?“ Und dann, als sie ihm die Antwort weigerte, mit einem Einschlag von Ernst und Mahnung: „Lag dir an der Freiheit so viel, hättest du Georgs Werbung abweisen sollen . . .“

„Hätte ich's doch getan.“ Leidenschaft riß sie zu scheu verborgenen Bekenntnissen hin, zu harten Anklagen, zu aufreizenden Drohungen, bis er sie mit schwer verhaltenem Zorne unterbrach:

„Vorsicht, Helene, du sprichst von meinem Bruder. Liebtest du ihn nicht und heiratetest ihn nur, der Sorgen ledig zu werden, begingst du ein Verbrechen an ihm, und an dir. Warum er dich zur Frau warb . . .: ich verstand es damals nicht, verstehe es heute noch weniger. Aber das habe ich durchgefühlt: er leidet mehr unter deinen Launen, als er zugeben möchte. Und gewährt dir trotzdem alles, dir das Leben nach deinen Wünschen zu gestalten.“

„Alles?“ Und noch einmal preßte sie Enttäuschung, Bitterkeit, Heißbegier in die Frage: „Alles.“ Unter ihren zerrenden Fingern verlor der wilde Wein am Fenster Ranke um Ranke.

Bis sie plötzlich laut aufschluchzend das Haupt in die Hände barg.

Aus den Ecken krochen die Schatten hervor, verschlangen das Zwielicht, breiteten Dunkel ringsum. . .

Und aus dem Dunkel hob sich eine wetterschwüle Stille, lagerte sich zwischen die beiden...

Ein Grauen hielt ihn von der Frage ab, die doch gestellt werden mußte, Gewißheit zu schaffen, Gerechtigkeit zu gewähren. „Wessen Schuld?“

„Nicht meine. . . Nicht seine. . . Meines Vaters . . .“

Ein dumpfes Aufgrollen unterbrach ihr Geständnis: er verstand; verstand den Urgrund des Unsegens, den fremde Schuld über die Ehe der beiden heraufbeschworen; verstand und vergab ihr die Unrast und Ungenüge daheim, die Sehnsucht in die Ferne, das Träumen nach Glück und Befriedigung; verstand und beklagte ihn, der die Arbeit als ein Mittel der Schmerzbetäubung, als einen Vergessenheitstrank mißbrauchte und also sich selber um den Frieden und die Freude seiner Mühen für andere brachte. . . Und tappte doch wieder im Dunkeln. . .

„Nur eine Frage noch, Helene . . .“ Er schob stützend und ermutigend den Arm um sie. „Warum warb Georg um dich, gerade um dich? Was führte ihn zu dir?“

Ihr Schluchzen wurde zu leisem Weinen. „Ich weiß es nicht. Ich suchte ihn auf, als Arzt. Drei-, viermal ging ich zu ihm. . . Da fragte er mich . . .“ Sie trocknete die Tränen.

So standen sie beide eine Weile da. Dann befreite er zuerst sich von der Erschütterung. „Ertrag es, Helene. Das Bewußtsein, daß ihr beide unschuldig leidet, wird's dir erleichtern. Und suche seine Liebe, so hilft er dir tragen.“ Er löste sich sachte von ihr und griff nach der Mütze. „Du mußt nun heim. Georg könnte sich um dich sorgen. Ich geleite dich.“

An der Schwelle zögerte sie und umklammerte bettelnd seine Rechte. „Sag' nur Georg nicht, daß ich's dir gestanden . . . Er quält sich darum, mehr noch als ich . . .“

Aus seinem Blicke schwand das Gramvolle: ihre Bitte verkündete ihm, daß sie allem zum Trotz Georg liebe. „Ich schweige, Helene. Und drängt ein übervolles Herz dich zur Aussprache, ich bin da, euch beiden zu helfen, so viel ich vermag.“ Zuversichtlich reckte er sich auf, in stolzer Befriedigung, daß er seinem Bruder Liebe um Liebe vergolten habe. „Und nun komm.“

Der Flur lag schon im grünlichen Lichte der Ampel; am kalt-klaren Horizonte glühte noch das Abendrot, feurig-braun mit gelben Streifen dazwischen. Über die Flut herüber drang der Widerschein bis auf die Fliesen der Promenade. Der Strand legte das Nachtgewand an. Eine Möwe strich über die Buhne und den einen vergessenen Strandkorb. Der Leuchtturm hatte seinen Dienst angetreten; weiter in See hinaus verglommen die Lichter eines Dampfers.

„Eine eigenartige Stimmung, Helene. Und ein dankbarer Vorwurf: wenige nur kennen Meer und Strand in dieser Beleuchtung. Wäre ich in Laune, ich machte eine Skizze von der Buhne.“ Er blieb stehen, den Eindruck in sich aufzunehmen.

Sie ging voran; der Sinn für die Schönheit ringsum war ihr verschlossen; furchtsam

Digitized by Google

irrten ihre Gedanken um die eine Frage, mit welchem Märchen sie daheim ihre verweinten Augen rechtfertige.

Seine Blicke hingen an dem einsamen Strandkorbe, wie unter dem Zwange geheimnisvoller, übermächtiger Gewalten. Immer wieder sah er zurück, während er mit langen Schritten Helene nacheilte. Sein Herz schlug schneller. Aller Selbstverspottung zum Trotz trieb es ihn an den Strand hinab, wenigstens von ferne zu spähen, was ihn errege: es saß jemand im Strandkorb; ein Mädchen war es, oder eine Frau. . . Und plötzlich wurde es ihm zu unbeirrbarer Gewißheit: „Annemarie ist es"; wurde er seiner Schutzpflicht bei Helene überdrüssig; sann er nur noch, wie er sich ihr schnell entzöge.

Und er beschleunigte den Schritt, daß sie sich nur mit Anstrengung an seiner Seite hielt; kehrte unter nichtigem Vorwande bei der Bazarbude um und jagte zurück. Der Strandhafer duckte sich vor ihm, die Fliesen der Promenade ächzten, der Sand knirschte unter seinem festen Laufe. . .

Leer stand der Strandkorb; und da war niemand ringsum, soweit das Auge durch die Nacht drang. . .

Aber da vor ihm leuchtete ein Schein auf, stärker und stärker; aus einem Hause kam er; aus seiner Wohnung, seinem Atelier. . .

Er schlich heran, bis an die Glastür; kniete hin, hob kaum die Augen über den Rahmen. . .

Die Kerzen der Krone brannten; vor der Staffelei saß Annemarie, den Kopf vorgeneigt, die Hände im Schoße gefaltet. Ein Staunen und Sichfreuen stand in ihren Augen; Überraschtsein hielt ihr die Lippen geöffnet; höher und schneller wölbte sich ihre Brust.

Er wagte kaum zu atmen: dieses heimliche Beobachten gewährte ihm einen sonderbaren Reiz; nicht dieses Prickeln der Erwartung wie bei so manchen, die in Seide daherrauschten: „Wird sie dir Wort halten"; nicht dieses stürmische Verlangen, dem fast immer nur zu schnell schale Ernüchterung folgte. . . Dieser Reiz war anders; war friedevoll, obwohl er das Blut durch die Adern jagte; verlor nicht an Kraft: gewann mit jeder Minute an Tiefe und Innerlichkeit; schenkte ein Ahnen, wie eine reine Seele sich diese wundervolle Hülle erbaut habe.

Ein Zug war ihm neu: die feinen Linien, nur im ersten Ansatz vorhanden, die mit leichter Schwingung von den Mundwinkeln zum Kinn hinab strebten. Auf Beharrlichkeit deutete der Zug, vielleicht sogar auf Eigenwillen. Zum Bilde paßte er nicht: er hätte das Unberührte ersten Erwachens gestört, hätte auf eine Reife hingewiesen, die dem Fragen schon das Forschen und Überlegen zugesellte. . .

Annemarie erhob sich langsam, schickte sich an, die Kerzen zu löschen. . .

Unwillig riß er sich vom Versteck los; heimliche Sorge hemmte ihn: „Wie wird sie dich empfangen"; bittend streckte er ihr die Hände entgegen: „Ich bin's, Hans. . ."

Erschrocken verharrte sie auf dem Flecke, während er sich ihr näherte: ein scheues Lächeln webte über ihre Züge; eine süße Bangigkeit lähmte ihren Willen. . .

„Annemarie, Lieb . . ."

Sie atmete schwer auf, einmal und noch einmal. . . „Unser Bild, Hans." Ihre Arme umhalsten ihn, ihre Lippen verkündeten ihm ihren Jubel.

So standen sie lange, engumschlungen, eins in Liebe und beseligender Freude.

* * *

Von nun an stellte Annemarie sich Morgen um Morgen bei Hans ein. Sie fragte nicht: „Ist es dir recht"; er bat nicht: „Du kommst?" . . . Es verstand sich für beide von selbst. Meistens traf sie ihn noch beim Kaffee. Am Donnerstag überraschte sie ihn sogar wie er noch ohne Kragen und Weste am Bilde arbeitete. Ihre Wangen färbten sich, ihre Blicke irrten an ihm vorüber ins Leere. Er beachtete es in seiner eifernden Freude nicht weiter; jubelte ihr entgegen: „Schau her: es wird", und zog sie in seine Arme. Ein wohliges Frösteln zitterte über seinen Körper hin; sie brachte ihm die Frische der Frühe; in ihren Augen schimmerte der Glanz der neuen Sonne; auf ihren Wangen ruhte der Widerschein des jugendstarken, zukunftfrohen Tages.

Neue Kraft und Lust strömte ihm zu; in Tagen schaffte er mühelos, woran er sonst Wochen sich hart gequält.

Und als sie wieder eines Morgens zu ihm ins Zimmer schlüpfte, begrüßte sein Jauchzer sie:

Digitized by Google

„Vollendet, Lieb; bis auf die Figur. Für die warte ich eine glückliche Stunde ab. Jetzt würde ich nur verderben." Ermattung streckte ihn aufs Sofa, eine süße Ermattung, beglückend in dem Gefühle des Entbundenseins, erhebend durch die unzerstörbare Zuversicht auf Erfolg. „Heute Abend feiern wir in der Stadt. Wir beiden haben eine Ausspannung verdient. Um fünf fahren wir. Erst ein Essen; nachher die ‚Meistersinger'. Wird's zu spät, bringt ein Auto uns heraus."

Sie kniete vor ihm hin und faßte ihn an beide Ohren. „Die Oper lasse ich mir gefallen; das andere. . . Sparen, Hans; sparen."

„Die Melodie gefällt mir schlecht. Alles zu seiner Zeit, sagt der weise Salomo. Es verlangt mich nach Leben; Menschen um mich sehen, für Stunden alle Sorgen zu vergessen. Füge dich darein, Lieb; verdirb mir nicht die Freude."

„Nur in einem gib du mir nach: wir fahren mit dem letzten Zuge heim."

„Quälerin; süße Quälerin; ich muß dir gehorchen. Was wäre ich ohne dich."

Sie dankte ihm mit den Lippen.

Und verkündete beim Mittagessen frohlockend: „Hans führt mich in die Oper."

Jette schmunzelte vergnügt; Jochen Ellfeldt knurrte Unverständliches. Später, bevor er zum Dämmerschoppen ging, sprach er sich das Herz gegen Jette frei. „Wird mir mit der Zeit zu arg, wie die beiden es treiben: er nimmt bei uns Freitisch, obwohl er's reichlicher hat als wir; spielt sich hier als Herr auf; trinkt meinen Rum, aber im Musikzimmer. . . Mieken hockt den ganzen Tag bei ihm; tut rein nichts mehr im Haushalt; begehrt auf, riskier ich ne Lippe gegen ihn. . ."

„Gönn' ihnen doch die Freudenzeit, Jochen. Sind sie erst verheiratet. . ."

„Will er sie heiraten? Oder. . . Gottsdunnerslag. Mieken is keen Deern, Gripen mit to speelen." Die Ecke des Fensterborts splittere unter seinem Faustschlag ab. „So würd's seinen Knochen ergehen."

Alle Sanftmut glitt von Jette ab. „Schäm' dich, Jochen. Meinem Hans solche Schändlichkeit zuzutrauen. Wo ich ihn großgezogen. Und er dem Doktor sein Bruder ist." Sie machte eine Wendung, die Koje zu verlassen.

Jochen Ellfeldt wurde ganz klein vor dieser Entschiedenheit. „Jette. . . Ich mein' man. . . Meinst du, daß Verlaß auf ihn ist. . ."

„Das kannst du mir gut und gern glauben, Jochen." Ihre Blicke suchten seine, fest und zuversichtlich.

„Glaub' dir alles, Jette; alles. . . Bloß. . ." Er wies auf das Tigerfell. Ein verschämtes Lächeln legte sich über seine derben Züge. „Neulich, als ich dem Professor die Geschichte erzählte, und er mich so anguckte . . . Sag' mal, Jette: ob man sich wohl was einreden kann, bis man's als recht beschwört? Ich hab' nämlich mal, das weiß ich, ein Tigerfell in Hamburg gekauft. Aber wo das geblieben ist. . ." Seine Finger kämmten das struppige Haar. „Und denk' ich an den Professor. . . Sollte dem Doktor das mit den Künstlern auch wohl so geh'n wie mir mit dem Fell?"

Jette erhielt einen Puff in die Seite. Ganz sanft sollte der sein, ein liebkosender Hinweis: „Marksk Müs."

Sie spürte ihn schmerzlich und vergaß ihn dennoch über der Freude, Oberwasser gekriegt zu haben. „Jochen, der Doktor hat's sicher gut gemeint; ob er auch gut Bescheid wußte. . . Ob er nicht zu viel an den Alten gedacht hat. . . Den Alten in Ehren: ein Dickkopf war er, hat unsern Doktor gezwungen, Arzt zu werden, und wollt partout Hans zu einem Pastor machen. Hätte ich ihn nicht frei gebeten. . . Hab' viele Scheltworte hören müssen. Aber Hans ein Pastor. . ."

Die Wände hallten Jochen Ellfeldts dröhnendes Lachen wieder. „Der und ein Pastor. . . Das hätt' vergnügte Predigten gesetzt. . . Zu dem wären die Weibsbilder dreimal die Woche in die Ohrenbeichte gelaufen. Wie sie wieder rausgekommen wären. . . Aber, Jette, um auf unsern Fall zurückzukommen; ein Ende muß das mit den beiden haben. Will er sie heiraten: schön, soll er bei mir anfragen, wie sich's gehört. Fragt sich nur: kann er sie heiraten."

„Wo er das viele Geld geerbt hat. . ."

„Und trotzdem sich Geld vom Bruder pumpt. . . Ist so: Der auf der Bank hat's mir in seiner Dunität verraten. . . Und wo er so sparsam lebt, und immer einen Anzug trägt. . . Na; was er nicht kann, könnte ich. Bloß: ich will klaren Kurs. Bei seinem Bruder anfragen. . . aus dem seinen Antworten wird niemand klug.

Digitized by Google

Ich weiß was Besseres: ich schreib an den Professor."

„Tu das, Jochen, der wird gut raten."

Ihre Hände schlugen fest ineinander. Er steuerte mit vollen Segeln zu Mutter Clasen; sie nahm die Wochenschrift mit dem Roman auf: noch ließ sich nicht absehen, wie die Geschichte sich entwickeln würde.

Hans stützte Annemarie die Stufen zu dem vor kurzem eröffneten Speisehause hinauf. Benommen schaute sie sich um: die Fülle des Lichtes blendete sie, die Menge der Gäste, die schwirrenden Gespräche, die wiegenden Walzerweisen, dieser unbestimmbare Duftdunst von Blumen, Wein und Speisen. . . Und dieses Unnennbare, das aus dem Ganzen fast betäubend auf sie einströmte.

Er führte sie durch die Reihen zu einem Tische, der ihm genehm war; half ihr ablegen; verhandelte mit dem Kellner; alles mit der lässigen Sicherheit langer Gewöhnung. Es tat ihm wohl, wieder einmal in die Flut gesellschaftlichen Treibens untertauchen, das Rauschen des Geldes um sich zu spüren. Und er fühlte sich geschmeichelt durch das Aufsehen, das Annemarie erregte, als gelte es ihm.

Mählich guckte auch sie sich freier um; es gefiel ihr hier, das Neue zog sie an und entlockte ihr Frage um Frage.

Anfangs befriedigte er sie lachend und übermütig; beim Braten wurde es ihm langweilig, und als der Kellner das Geflügel bot, verwies er sie mit einer Gegenfrage zur Ruhe: „Warst du bisher niemals in solchem Lokal?", sich nicht durch ihre einfältigen Fragen in den Verruf eines Grünlings zu bringen.

In der Oper erging es ihm ähnlich mit ihr: schon das erregte ihr Entzücken, daß sie auf den teuersten Plätzen saßen. „Für einmal, Hans, aber auch nur für einmal." Und dann flüsternd: „Rechts von dir sitzt der Bürgermeister." Ihre Ehrerbietung reizte nur seinen Widerspruch; ähnlich wie ihr scheues Wesen, als er sie während der Zwischenpause in den Erfrischungsraum führte. Er wurde immer unzufriedener, diese Abendstunden brachten ihm nicht, was er suchte; er kam nicht heraus aus dem beengenden Kreise von daheim; das Neue, Erfrischende fehlte.

Ihr brachte der Abend es in überreicher Fülle, daß sie beim Abschied vorm „Alten Zoll" jubelnd dankte. „Und morgen, Hans, morgen geht's neugekräftigt an die Arbeit."

Er stimmte zu, ihr die Freude rein zu erhalten; sie hätte seine Verstimmung doch nicht verstanden.

Still lag die Vorderreihe da; die Häuser hatten seit langem die Augen geschlossen. Nur aus einem fiel noch Licht; scharf umriß der Lampenschein Doktor Manners Figur, den vorgeneigten Kopf, die schreibende Hand.

„Armer Teufel; was hast du nun vom Leben. Noch weniger als ich; mir winkt noch die Zukunft, du verbaust sie dir selber. Mir bringt die Arbeit Erholung; dir nur Verdruß, daß andere anders wollen als du. Ich pflüge für mich, du säest für andere. Und stirbst du morgen, bist du Sonntag vergessen. Wer von uns beiden erwählte nun das bessere Teil?"

Schritte nahten. Hans ging voran, allein zu bleiben mit seinen Gedanken.

Die Schritte holten ihn ein; Meifert redete ihn an: „Ich komme aus einer Gesellschaft: Bier, nichts als Bier. Trinken Sie noch eine Flasche Wein mit mir? Dabei können wir wegen der Supraporten beraten."

Aus der einen Flasche wurden drei. Hans taumelte vor Müdigkeit, als er sein Heim erreichte. Ruhe fand er nicht; wilde Träume führten ihn in schnellem Wechsel in die ärmliche Hütte der glutäugigen Römerin, auf die eisigen Höhen des Ortlers, zu den weißen Klippen von Dover, in das Hinterzimmer der kleinen Weinkneipe beim „Brandenburger Tor". . .

Mit schmerzendem Kopfe erwachte er.

Auf dem Nachttisch lag bunt durcheinander Gold und Silber. Er zählte das Geld; zählte von neuem; stellte nach dem Gedächtnis die Ausgaben zusammen; verglich. . . Ein widriges Gefühl beschlich ihn, ein Ekel über sich selber, wie vor Wochen in Berlin nach durchrasten Nächten. „Über fünfzig Mark an einen Abend. . . Erführe Georg das; oder gar Annemarie. . ." Er griff zur Staffelei, Malkasten und Leinewand und trabte zur hochgelegenen Mühle, sich in Arbeit von den Gewissensbissen zu befreien, bevor noch Annemarie ihm den Morgengruß brächte.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Dorfabend

Nun klingt das Kirchlein wohl im Dorfe.
Der Bauer fährt vom Felde heim
Mit Peitschenknall und starkem Jodler
Nach einem alten Kriegerreim.

Lebendig wird's am Steinbrockhaufen:
Harmonika und Zither klingt,
Wenn bei dem Sommerabendspiele
Der Bursch sein Mädel still umschlingt.

Beim Goldbach auf der Lattenbrücke,
Da möchte ich wohl jetzt mit sein:
Das schönste Köpfchen aus dem Orte
Wär' heute Abend wieder mein!

Fritz Alfred Zimmer.

Wie der Bauer den Hader bezwang / Erzählung von Bertha Oesterhaus

Bauer Dickmeyer stand auf einem Hügel an der Grenze seines Besitztums und schaute mit Behagen über seine Acker, die alle prächtig imstande waren. Über den saftiggrünen Kornfeldern stiegen Lerchen so jubelnd in die Luft als wüßten sie schon von einer reichen Ernte zu erzählen. Große Breiten blühender Rapsfelder ließen ihren goldenen Überfluß in der Morgensonne leuchten.

Dickmeyer nickte und dachte: „Dat gifft Fett in 'ne Pannen!"

Ja, Dickmeyer hatte Glück gehabt, sein Schwiegersohn, der Erbe des Hofes, war zur Saatzeit aus dem Heeresdienst beurlaubt, der Bauer selbst hatte die Hände nicht müßig im Schoß gehalten, so konnte man ruhigen Herzens das Weitere dem Herrgott überlassen.

Anders war der Eindruck als Dickmeyers Blicke sich dem Nachbarhof zuwandten. Da lag manches im Argen. Seit der einzige Sohn vermißt und schließlich totgesagt war, hatten die beiden Alten den Lebensmut verloren. Der beste Knecht stand auch im Kriegsfelde, und so sah es böse um die Wirtschaft aus.

„Dickmeyer, es ist Kriegszeit! Hilf deinem Nächsten und Nachbarn", rief eine Stimme im Herzen des Bauern; aber da stand ein alter Groll wie ein stachliger Drahtverhau an der Grenze und verbot das Überschreiten.

Gerade das Feld, das nun brach lag, war der Zankapfel gewesen. Es hatte einem Dritten gehört, und als es verkauft werden sollte, hatte der Sulzmeyer es, wie Dickmeyer steif und fest behauptete, durch Hinterlist an sich gebracht. Seitdem war jeder Verkehr zwischen den beiden Höfen abgebrochen. Weder Kindtaufe noch Leichenfeier ließen einen Bauern des andern Schwelle übertreten. Nur der kleine Anerbe vom Sulzhofe hatte eines Tages als sechsjähriges Bürschchen auf dem Dickhofe gestanden. Er hatte gesehen, wie ein Schwein sich in einer Spalte der Scheunentür so festgeklemmt hatte, daß es weder vor noch zurück konnte. Die Leute waren alle bei der Ernte gewesen und gerade als der kleine Bengel mit Aufbietung aller seiner Kräfte versuchte das entsetzlich quiekende Borstenvieh zu befreien, war der Dickmeyer mit einem vollen Fuder auf den Hof gefahren gekommen.

„Junge, was tust du hier?" hatte der Bauer den Eindringling angefahren.

„Ich wollte man Euer Schwein losmachen, weil daß es sonst gedümpt wäre."

„Hast du denn keine Bange nicht vor dem Dickmeyer?"

Da hatte ihn der kleine Stümpel mit den Blauaugen furchtlos angesehen, auf seinen Stock gewiesen und gesagt: „Nee, ich habe doch einen Buchheister."

Seitdem war die Anteilnahme an dem Geschick des kleinen Sulzmeyer in dem Dickmeyer nicht wieder erloschen, trotz des großen Zorns, der zwischen den beiden Höfen stand und ganz starr geworden war.

Wenn Dickmeyer vom Pferdemarkt zurückkam, trieb sich wie zufällig der kleine Simon auf dem Wege umher und steckte ihm der Alte einen Lebkuchen in die Hand, wurden außer: „Da" und

Digitized by Google

„Dank auch" keine Worte gewechselt. Als dann der Anerbe vom Sulzhofe an Scharlach krank lag, hatte der Dickmeyer dem Arzt aufgelauert, um zu erfahren, wie es mit dem Jungen stände.

Später war dann hin und wieder ein Wort über Saat und Ernte zwischen dem Alten und dem Jungen herüber und hinüber geflogen.

Als dann der Simon, der ein vorzüglicher Landwirt geworden war, in den Krieg hinauszog, ein Lied auf den Lippen, hatte der Dickmeyer ihm verstohlen nachgeschaut. Die Hand konnte er ihm nicht drücken, wie er gern getan hätte, denn die alten Sulzmeyers gaben dem Sohne das Geleit. Dickmeyer hatte aber wohl bemerkt, wie der forsche Soldat sich dem Nachbarhofe zuwandte, als wenn er etwas suche.

Wie sehr dem Manne, der selbst keinen Sohn hatte, der Erbe des Sulzhofes ans Herz gewachsen war, hatte er selbst erst gemerkt, als die Kunde ins Dorf drang der Simon sei vermißt oder gar tot. Er hatte eine Woche lang nicht recht arbeiten können und das Essen schmeckte ihm nicht. Aber zum Sulzmeyer gehen und ihm in Teilnahme die Hand reichen, das hatte er doch nicht über sich vermocht.

Noch immer stand der Bauer in Gedanken versunken an dem wüst daliegenden Felde. Es kränkte ihn bitter, daß das gute Land, auf dem so viele Kartoffeln wachsen könnten, brach liegen sollte, doch für den alten Sulzmeyer konnte er keinen Pflug anspannen, das ging nun einmal nicht.

Zwei kleine ABC-Schützen, Häuslerskinder, kamen mit der Schiefertafel unter dem Arme aus der Frühstunde. An dem Weidenbusche, der am Hügel stand, machten sie halt, weil der Junge eine Flöte klopfen wollte und deshalb nach einer geeigneten Rute suchte.

„Du," sagte der Kleine, „was den Sulzmeyer ihr Simon ist, der vermißt war, ist gar nicht tot, den ham se wieder."

Dann lief er mit seiner Rute davon. Das Flachsköpfchen trollte hinterher.

Dickmeyer, der das Gespräch gehört hatte, wurde ganz unruhig. Simon sollte leben? Wenn das wahr wäre! Kopfschüttelnd blickte er wieder über den vernachlässigten Acker und dachte: „Das wird dem Jungen ein Ärger sein, daß der keine Frucht trägt."

Langsam ging er nach Hause. So gern er etwas Näheres über das Schicksal des Nachbarsohnes gehört hätte, er erfuhr nichts. Auf dem Sulzhofe fragen zu lassen, konnte er sich nicht überwinden.

Wohl acht Tage mochten vergangen sein, da kam Dickmeyer mit dem Wagen aus der Kreisstadt zurück. Vor sich auf der Landstraße sah er eine barmherzige Schwester gehen und erkannte im Vorbeifahren die Tochter des Pastors, die als Kriegsschwester in der Etappe war und wohl auf Urlaub in der Heimat weilte. Der Weg bis zum Dorfe war noch weit, und der Bauer hielt sein Gefährt an und fragte die Schwester ob sie einsteigen wolle.

„Sehr gern, Herr Dickmeyer!" rief die junge Dame fröhlich, und kam der Einladung nach. Sie freute sich, gleich einen alten Bekannten begrüßen zu können. „Ich überrasche meine Eltern mit meinem Besuch", erzählte sie. „Werden die erstaunt sein!"

Der Bauer hatte seine helle Freude an der frischen, hübschen Kriegsschwester und ließ sich gern aus ihrer Arbeit vorplaudern.

Sie sagte: „Eine besondere Freude war es mir immer, wenn ich einmal einen Landsmann pflegen durfte, und besonders lieb war es mir, daß der Simon Sulzmeyer auf meine Station kam. Er war ja sehr, sehr schwer verwundet."

Dem Dickmeyer gab es einen Ruck. Also der Junge lebte wirklich!

„Kommt er denn wohl wieder durch?" fragte der Alte mit erheucheltem Gleichmut.

„O ja, über den Berg ist er schon, und bald wird er in die Heimat entlassen werden."

Sie können aber glauben, Herr Dickmeyer, daß es Farbe gekostet hat, bis wir ihn soweit gebracht haben, und ich glaube, daß ein gut Teil sein fröhlicher Sinn und der Wille zum Leben mitgeholfen haben. Wenn er morgens in den Verbandssaal getragen wurde, was ihm immer besonders schrecklich war, spielte er auf einer Mundharmonika: ‚Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus' und wenn er zurückkam, ging es auch nicht ohne Musik und es hieß: ‚In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn'.

Die größte Not hatte ich anfangs wegen des Essens mit ihm, da mußte ich stets allerlei List anwenden, denn er hatte durchaus keinen Appetit. Ich löffelte ihm die Speisen ein und er rief dann: ‚Hören's uff, Schwester Lisbeth, ich kann nicht mehr.'

Dann legte ich mich aufs Bitteln: ‚Na, Simon, dieser Löffel ist für das Vaterland, den dürfen Sie nicht ausschlagen', und er schluckte tapfer. Dann kam einer für den Kaiser, der durfte natürlich auch nicht abgelehnt werden, und schließlich sagte er noch mit Heldenmut: ‚Nun noch einen für den Sulzhof, dann ist aber Schluß.'"

Man war im Dorfe angelangt und Schwester Lisbeth stieg mit vielen Danksagungen aus.

Es war schon ziemlich spät und Feierabend auf allen Höfen.

Am andern Morgen in aller Frühe schritt der Dickmeyer hinter dem Pfluge her, aber nicht auf seinem Acker, sondern auf dem Felde des Sulzmeyers.

Wenn der junge Simon nach Haus kam, mußte er den Hof in Ordnung finden. Bauer Dickmeyer grub mit der Pflugschar den alten Zorn, der zwischen den Höfen lag, tief, tief in die Erde ein.

Die Lerchen jubelten in der Luft, als wüßten sie schon etwas vom siegreichen Frieden.

Digitized by Google

Urlaub

Wie Gestorb'ne in verlassnen Räumen
Ruhelos in trauerschweren Träumen
Nach vergang'nen Zeiten suchend gehn,
Fasse ich mit arbeitsmüden Händen
Nach den lieben Bildern an den Wänden
Und den Büchern, die verschlossen stehn.
Denn im immer näh'ren Zeitengrunde
Blutet rot und heiß die Abschiedswunde,
Draus es unaufhörlich bohrend quillt;
Und es löschen blassend alle Sterne,
Alles Nahe rückt in weite Ferne
Wie ein Licht, um das der Nebel schwillt.

Ach das Herz, es möchte gern verweilen,
Doch die unerbittlichen Minuten eilen
Ihrem vorgefühlten Ende zu
Und schon wieder heißt es voller Grämen
Von der alten Heimat Abschied nehmen,
Und es brennt am Fuß der Reiseschuh.
Nichts ist unser . . . dunkle Finsternisse
Breiten sich vor's Neue, Ungewisse,
Dem der Zug uns rasch entgegenführt.
Hinter uns mit letztem Tücherwinken
Will, was unser war, ins Dunkel sinken
Und zu Tränen ist das Herz gerührt.

Paul Friedrich.

Geisterei / Von Fritz Müller

Vom Spiritismus ist es lange still gewesen. Der Krieg hat ihm das Wasser abgegraben. Oder den Geist. Oder beides. Es ist in dieser Wissenschaft vertauschbar.

Aber dann hat es den Geistern doch zu lang gedauert. Bis zum Kriegsende hielten sie das Schweigen nicht mehr aus. Sie setzten beim spiritistischen Verein „Das jenseitige Schwabing" eine Sitzung durch.

Ganz einfach war das nicht. Die Sitzung mußte angemeldet werden. Der Polizeikommissär runzelte die Brauen und besann sich. Dann lächelte er. „Genehmigt unter der Bedingung, daß die Geister eine Erörterung der Kriegsziele vermeiden", schrieb er unter die Anmeldung.

Der Vorstand des spiritistischen Vereins „Das jenseitige Schwabing" war ratlos. „Aber wie können wir ihnen dies verbieten!" rief er und raufte sich die vierdimensionalen Haare auf seinem Kahlkopf.

„Des werd'n ma scho' kriag'n", versuchte ihn Jolantha Schäuferl zu beruhigen. Jolantha Schäuferl war im Hauptamt Büfettdame vom Kaffee Schwammerl. Im Nebenamte war sie Medium.

„Aber die Geister werden sich keine Vorschriften machen lassen", beharrte der Vorstand, Herr Bankkassierer Stangelmaier.

„Des werd'n ma scho' sehng, wenn i ihnen sag', daß es der Polizeikommissär selber winscht!" sagte Jolantha mit einer halben Drohbewegung in der Richtung nach dem Geisterreich.

„Und dann müssen Sie ihnen auch begreiflich machen, daß es im nationalen Interesse ist."

„Des mit'm Polizeikommissär ziagt mehra, werd'n es scho' sehng, Herr Stangelmaier."

Die Sitzung wurde einberufen. An Stelle eines Mitglieds im Felde wurde ich eingeladen. Vorher wurden mir die drei jenseitigen Schwabinger Gewissensfragen vorgelegt: Erstens, glauben Sie an Geister? Zweitens, ist Ihnen Ihre Großmutter schon einmal erschienen? Drittens, gedenken Sie zum Blühen und Gedeihen unseres Vereins einen Beitrag zu stiften?

Ich beantwortete zuerst die letzte Frage silbern, worauf mir die beiden andren Fragen erlassen wurden.

Zu Beginn der Sitzung hielt der Vorstand eine Rede. Er sagte, die geistigen Güter dürften auch im Krieg nicht untergehn. Deshalb hätten sie die Sitzung einberufen. Er nehme an, die Geister würden ihre Schuldigkeit tun. Und dann begann er die Geister auf die Vorschrift des Polizeikommissärs geziemend aufmerksam zu machen.

„Des is mei' Sach', Herr Stangelmaier," unterbrach ihn das Medium Jolantha Schäuferl, „des sollten S' doch scho' von vor'm Kriag her wiss'n, daß sich die Geischter bloß von mir was sag'n lass'n."

„Also gut, dann richten Sie die Aufforderung ans Jenseits.

Der Jolantha Schäuferl, die sich zum heutigen Abendessen auch einen Rettig genehmigt hatte, gab es einen kleinen „Aufstößer", worauf sie sagte:

„Is scho' g'schehng aa."

Ich, als Neuling, glaubte bemerken zu müssen, ich hätte nichts gehört. Das Medium Jolantha Schäuferl schaut mich mitleidig an:

„Ja, wiss'n denn Sie net, daß der Verköhr mit die Geischter unterirdisch is?" Worauf es ihr einen zweiten Aufstößer gab.

Darauf begann das übliche Tischrücken. Es war wie immer. Der Krieg hat keinen Einfluß auf die Tischrückgeister. Der Tisch hüpfte und neigte sich, drehte sich und ächzte unter der Geisterkette unserer Hände, daß es eine Art war. Der Vorstand war sehr zufrieden.

Digitized by Google

Dann wurde der erste Geist beschworen. Man stritt sich, ob es Bismarck oder Luther sein sollte.

„'n Bismarck hamma scho' dreimal g'habt", sagte der Postassistent Schmalmaier.

„Und 'n Luther gar scho' fümfmal", warf das Medium ein.

„Also nacha nehmt's halt 'n Hindenburg!" sagte der Expeditor Wiesentheid.

„Jawohl — jawohl, 'n Hindenburg — 'n Hindenburg — natürlich 'n Hindenburg!" scholl es begeistert durcheinander.

Ich erlaubte mir, darauf aufmerksam zu machen, daß der Hindenburg Gott sei dank vorerst noch lebe und kaum geneigt sein werde, unsertwegen heute den Geist aufzugeben.

„Also nacha nehmt's halt 'n Napulion," sagte das Medium, „den hamma erst einmal g'habt."

Das Licht wurde niedriger geschraubt und der Bankkassierer Stangelmaier schrie feierlich in das Halbdunkel:

„Napoleon, bist du da, so klopfe dreimal!"

Es klopfte dreimal. Napoleon war da.

Der Vorstand Stangelmaier hielt eine Ansprache an Napoleon. Der Verein fühle sich durch sein Erscheinen sehr geehrt. Gar jetzt in dieser Kriegszeit. Vielleicht habe er als Fachmann etwas zu eröffnen, was dieser großen Zeit entspräche.

Hier bemerkte der Postassistent Schmalmaier, daß es für einen deutschen spiritistischen Verein doch nicht wohl anginge, über den Krieg einen Napoleon auszufragen, der im letzten Krieg von den Deutschen verhauen worden sei.

„Aber wir wissen ja gar nicht," versuchte der Expeditor Wiesentheid zu beruhigen, ob Napoleon III. erschienen ist, es könnte ja auch der erste Napoleon sein."

„Der ist auch verhauen worden", erklärte der Assistent aus der Fülle seiner historischen Kenntnisse. Worauf man übereinkam, dem Napoleon durch das Medium eine neutrale Aussage nahezulegen.

Dem Medium wurde ein spiritistischer Schreibapparat unter die Hand geschoben, in dem ein vierdimensionaler Bleistift steckte. Darauf wurde Napoleon noch einmal feierlich und getragen um eine Mitteilung ersucht.

Der Apparat begann sofort geisterhaft zu schreiben. Alle hingen gebannt an dem Bogen Papier, der sich mit einer verschnörkelten Handschrift bedeckte. Ein Ruck, Napoleon hatte geendet. Alle drängten um den Platz des Mediums: „Was hat er g'schrieb'n — was hat er g'sagt — so sagt's doch amal, was der Napoleon g'schrieb'n hat...!"

Der Vorstand hatte die Lampe wieder hochgedreht und verkündigte vom Bogen sehr gemessen: „Ein ganz miserabliges Wetter ist heute. Napuleon." — „Stimmt", sagte jemand.

Der Verein nickte beifällig. Der Expeditor schaute auf seine schmutzigen Stiefel und brummte: „Wenn er mir des vorher g'sagt hätt', dann hätt' ich meine Gummischuh' mitg'nommen."

Ich fand die Mitteilung über das heutige Wetter von einem Napoleon doch zu wenig und regte eine zweite napoleonische Mitteilung an. „Möglichst nicht im Giesinger Vorstadtdialekt", setzte ich unter Anspielung auf das „miserablige" Deutsch auf dem Papierbogen hinzu.

Aber man erklärte mir, daß jeder Geist im Idiome seines Mediums sprechen müsse. „Aber daß er Napoleon heißt und nicht Napuleon, hätte er doch dem Medium vermitteln können", beharrte ich.

Das Medium sagte wütend, ich sei gewiß einer von jenen Ungläubigen, die allen guten Geistern ein Greiel wären. Ihre aufgeregte Hand kam sofort in zuckende Bewegung und schrieb die zweite napoleonische Mitteilung: „Ich aber sage euch, daß die Landkar'n nach diesem Krieg ein andres Ausschaun ham wird! Napuleon."

Der Vorstand war verlegen. Wegen der Erörterung der Kriegsziele und wegen des Polizeikommissärs. Und es wurde beschlossen, diesen Ausspruch auf dem Geisterbogen auszuradieren.

„So, jetzt woll'n mir amal was g'scheit's hör'n", sagte eine Stimme. Es war Fräulein Therese Stopvogel, Ladnerin bei Tietz, die schon den ganzen Abend hingebende Geisteraugen auf den Assistenten Schmalmaier geworfen hatte. Allerdings, ohne daß dieser davon Notiz genommen hätte.

Unter etwas Gescheitem verstand Fräulein Therese private Fragen aus dem Handgelenk an den Geist. Sie begann unverzüglich selber mit der ersten Frage:

„Wird sich jemand aus unserer Mitte noch in diesem Jahr verheiraten, lieber Geist?"

Die Versammlung lächelte. Offenbar hatten sie diese Frage und keine andere von Fräulein Therese erwartet. Nur der Expeditor sagte zwinkernd: „Die Frage sei eigentlich als die Erörterung eines Kriegsziels nicht erlaubt." Aber schon sagte der Vorstand mit seiner beschwörenden Stimme:

„Geist, wenn du diese Frage beantworten willst, so verneige dich dreimal vermittels des Tisches."

Der Tisch verneigte sich unter allgemeiner Willigkeit dreimal gegen Fräulein Therese.

„Aah," hieß es, „also Fräulein Therese wird sich verheiraten — ei, da gratulieren wir — nun soll uns aber der Tisch auch noch sagen, mit wem."

„Wenn du antworten willst, Geist," erscholl die Grabesstimme des Vorstandes, „so antworte."

Sofort begann der Tisch sich zu regen. Mit einem Male spürte der Postassistent, daß der Tisch die ausgesprochene Absicht hatte, sich vor ihm zu verneigen. Die Gefahr verlieh ihm Riesenkräfte. Mit aller Gewalt stemmte er sich heimlich gegen den Tisch. Er fühlte, er war unrettbar an Fräulein Therese verloren, wenn es ihm nicht gelang. Ich sah ihn rot werden, ich sah ihn blau werden im Gesicht. Zuletzt wurde er weiß und der Schweiß

Digitized by Google

brach ihm aus. Aber er siegte. Es gelang dem Tische nicht, sich vor ihm zu verbeugen. Fräulein Therese schien plötzlich sehr ärgerlich zu sein.

„Schade," sagte jemand, „der Betreffende scheint nicht unter uns zu sein."

„Oder Napoleon ist ermüdet", sagte ein anderer.

„Napoleon? Wieso Napoleon?"

„Natürlich, es ist vergessen worden den Geist zu wechseln."

„Wie dumm!" sagte Fräulein Therese ärgerlich.

„Ich glaube, wir hätten mit einem andern Geiste auch kein anderes Ergebnis erzielt", sagte der Assistent zuversichtlich.

Dann trat das Schreibmedium wieder in Tätigkeit. Jeder durfte den Geist fragen, ob er ihm was zu sagen habe. Auch ich kam an die Reihe. Er sagte mir ebenso drohend wie schleierhaft:

„Hüte dich vor einem Ballon Himbeersaft ab Lindau!"

Ich war sehr betroffen. Ich hatte nie mit Himbeersaft zu tun. Auch mit Lindau nicht. Und der sachliche Speditionsausdruck brachte mich auf den Gedanken, daß Napoleon in einer geschichtlich verborgenen Periode seines Lebens im Speditionsdienst am Bodensee tätig gewesen sein mußte. Später erfuhr ich, daß das für Napoleon nicht zutraf wohl aber für das Medium vor ihrer Kaffeehausstellung.

Es war schon spät geworden, als jemand sagte, es wäre nett vom Geist, wenn zuguterletzt noch eine Materialisation gelänge. Ein Granatsplitter etwa.

„Aber dann muß es ganz dunkel gemacht werden", sagte der Expeditor.

Nein, das ginge nicht, sagten andere, da könnten sie ja gar kein Bier mehr trinken. Aber es wurde doch dunkel gemacht. Der Vorstand beschwor und beschwor, das Medium schnaufte und schnaufte. Wir waren alle darauf gefaßt, daß der Granatsplitter aus dem Geisterreiche mit Gepolter auf den Tisch geworfen würde. Aber es wurde nichts. Nur ein Fräulein schrie aus der Dunkelheit:

Auweh, jetzt hat er mi' zwickt, der Geist!"

Und eine Männerstimme hörte man leise fluchen:

„Sakra, jetzt hat er mir 's Futter z'riss'n!"

Dabei blieb es. Der Granatsplitter kam nicht zum Vorschein.

„Schade, daß die Materialisation nicht gelungen ist", erklärte der Vorstand und drehte das Gas wieder an.

Allgemeines Erstaunen und Unbehagen: Allen Anwesenden war das Bier glatt ausgetrunken, trotzdem sie doch keinen Schluck getan zu haben beschworen.

Es war sehr fatal. Nur der dicke Expeditor Wiesentheid wischte sich behaglich den Schnurrbart.

„Merkwürdig," sagte er kühnstirnig, „anstatt des gewünschten Granatsplitters das verschwundene Bier — wirklich merkwürdig."

„O, bitte," sagte der Vorstand, „es kommt häufig vor, daß verärgerte Geister das Gegenteil des aufgetragenen Wunsches tun."

„Und warum sollte nicht auch einmal Napoleon sich am Franziskaner gütlich tun", sagte ich beschwichtigend, worauf die Sitzung aufgehoben wurde.

Im Hinausgehen hörte ich es bei der Garderobe flüstern:

„Nein, eine solche Gemeinheit — gerade jetzt, wo das Franziskaner so süffig g'wes'n is' — aber 's nächst'mal tu i nimmer mit, wenn der Expeditor wieder eing'lad'n wird."

Wildblühendes Glück

Ein schmaler Rain, glührot von Mohn,
Geht schimmernd durch des Tages Frohn
Wie eine heiße Lebensspur . . .
Im Dorf schlägt eine Kuckucksuhr . . .
Und auf dem schmalen Purpurrain
Ein junges, schlankes Paar allein,
Wie Könige der weiten Flur . . .
Im Dorf schlägt eine Kuckucksuhr . . .
Nun pflückt der Mann den wilden Mohn
Und flicht daraus des Glückes Kron'
Und schmückt der Liebsten schwarzes Haar . . .
— Die Sonne schleppt den Goldtalar
Befriedigt in die Nacht hinein . . .
Der rote König Glück am Rain
Küßt heiß — und flüstert — lockt und lacht, —
Kommt näher — näher — sacht, so sacht . . .
Mohnblüten tropfen überm Rain, — — —
— — „Nun bist du mein, nun bist du mein" . .
— — — — — — — — — — —
Die Nacht zieht eine dunkle Spur . . .
Im Dorf schlägt eine Kuckucksuhr . . .

Eugen Stangen.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Paul Friedrich Schröder: **Das Bild in den Bergen.** Eine florentinische Legende in 5 Akten. Eisenach, H. Kahle.

Der Verfasser des vielgespielten vaterländischen Festspiels „Graf Götzen" hat mit diesem vor kurzem mit großem Beifall im Eisenacher Stadttheater aufgeführtem Drama einen sehr glücklichen Griff in den unerschöpflichen Schatz der Renaissancewelt getan. Das gedankenreiche Drama, in einem schönen, stimmungsvollen fünffüßigen Jambus geschrieben, behandelt den Gegensatz zwischen Innerlichkeit und Weltabkehr einer- und Weltlichkeit und Veräußerlichung des Klerus andererseits. Er führt nicht in die hohe Zeit des Medicäertums, sondern zeigt es uns in seinem Niedergang. Statt eines Lorenzo, des Prächtigen, eines Savonarola, eines Michelangelo, haben wir hier nur einen Alessandro Medici vor uns, der aus Ohnmacht sich ganz zum Diener eines veräußerlichten Klerus gemacht hat, der in der realistischen Auffassung des Heilands am Kreuz durch den Bildhauer Michael Saggio nur eine Bedrohung des traditionellen verblasenen Idealismus erblickt und deshalb in das Reich der Kunst willkürlich hineingreifen will. Da wird dieser in der schön gezeichneten Gestalt Lorenzinos, des Neffen des Herzogs, ein unerwarteter Retter, der das Kunstwerk aus den Klauen des zelotischen Klerus reißt und in die Berge zu den einfachen Hirten bringt, denen es sich in seiner ganzen tieferlebten Wahrheit offenbart. Das Werk ist durch und durch dramatisch aber nicht nur in äußerlich theatralischer, sondern auch in innerer geistvoller, poetischer Antithetik. Es ist von seinem Verfasser mit eigener Schöpfernot und Lust durchlebt und bedeutet einen kräftigen Auftakt eines Schaffens, dem hoffentlich noch eine reiche Ernte beschieden sein mag. Paul Friedrich.

B. L. Freiherr v. Mackay: **Die moderne Diplomatie.** 1915, Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. Preis geb. 2,80 M.

Ueber die moderne Diplomatie ist bei Ausbruch des Krieges weidlich gescholten und geklatscht worden; nur zu oft auf recht unsachlichen Grundlagen. Es war deshalb hoch an der Zeit, einmal ein ernst zu nehmendes Handbuch über die Diplomatie dem großen Publikum zu bieten. Der bekannte politische Schriftsteller Mackay hat diese Aufgabe in der dankenswertesten Weise erfüllt. Wer immer über die Entwicklungsgeschichte der Diplomatie, ihre moderne Organisation, ihre Arbeit und ihren Dienst, ihre Taktik und ihre Begrenzung, ihre Zukunftsaufgaben etwas erfahren will, der greife zu Mackays Buch; er wird belehrt von ihm scheiden und fortan gerechter über die Diplomatie sprechen und denken.

Franz Karl Ginzkey: **Die Front in Tirol.** 1916. S. Fischer Verlag Berlin. Preis 1 M.

Ginzkey, der freisinnige Dichter des zarten Walther von der Vogelweide-Romans, der vor einigen Jahren zahlreiche Bewunderer fand, war wohl als Offizier von Beruf und als Feind der österreichischen Alpen wie kaum ein anderer berufen, uns Bericht und Anschauung von der Tiroler Front zu geben. Er tut es hier in einem schlichten, schmucklosen, tief ergreifenden Büchlein, das anläßlich eines Besuches der ganzen Tiroler Front in höherem dienstlichen Auftrag entstand. Nichts findet sich hier von einer Stimmung und Charakteristik fälschenden, blumigen Feuilletonistik, alles ist sachlich gesehen und wiedergegeben mit künstlerischer Gewissenhaftigkeit und soldatischer Treue. So rundet sich das auch mit lebensvollen Anekdoten farbig gehobene Büchlein zu einem prachtvollen Ausschnitt aus dem Gesamtbilde des Weltkrieges, in seiner Art zu einem der schönsten Ausschnitte, denn ungeheuer stark spricht an der Tiroler Grenze die Natur, die landschaftliche Schönheit, von Ginzkey dichterisch nachgestaltet, — Kriegsgrausen hinein. Die volle gesunde Männlichkeit aber, die Erdenschöne und Menschengröße zu einer inneren Einheit zusammenschweißt, geht als seelisches Gut besonderen Wertes mit dem Leser mit. Wer die Tiroler Front in Natur und Wesen kennen lernen will, greife zu Ginzkeys volkstümlichen, umfassenden Schilderungen.

Stanislaw Przybyszewski: **Polen und der heilige Krieg.** München 1916 bei Georg Müller.

Die polnische Frage ist seit unserer Besetzung des ganzen polnischen Königreiches durch unsere Truppen für uns Deutsche nicht nur theoretischer oder parteipolitischer Natur. Die große Rede des Reichskanzlers vom 19. August 1915 tat zur Genüge dar, daß die zukünftige Entwicklung des Verhältnisses von Polen und Deutschen auf das Zukunftsideal der Beseitigung aller Gegensätze gerichtet ist. Dies Ziel erkennt ebenfalls der polnische Dichter Przybyszewski, der einst auch in unserer Literatur eine Rolle spielte, voll an, und er will tatkräftig helfen bei einer gründlichen, würdevollen Aussprache zwischen Deutschen und Polen, um alle Voreingenommenheit und feindselige Stimmung zu beseitigen. Sein Buch, eine Sammlung mehrerer Aufsätze, ist ein prachtvoller Appell an den Gerechtigkeitssinn der Deutschen und wohl geeignet, uns historisch und psychologisch das polnische Wesen und die Stellungnahme der Polen zu diesem Kriege nahezubringen. Niemand, der sich mit der polnischen Sache ernsthaft beschäftigt, wird daran vorbeigehen können. Hans Martin Elster.

Wilhelm Börner: **Charakterbildung der Kinder.** C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck in München.

Unsere pädagogische Literatur ist überreich an Neuerscheinungen. Brachte das Jahr 1912 davon doch über 15300 Bücher! Wenn also einmal in diesem Bezirke etwas nach Art des Themas wie der Behandlung durchaus Neues und Eigenartiges hervortritt, so verlohnt es sich schon, sich ernsthaft damit auseinanderzusetzen. Zumal wenn das Lesen sich so reich lohnt, wie bei Börners ausgezeichnetem Buche. Ueber Charakterbildung der Kinder ist tatsächlich so gut wie gar nichts für den Laien in der Pädagogik geschrieben worden. Und gerade liegt diese Frage doch allen Eltern zuvörderst am Herzen. Der Charakter und nicht das Wissen macht doch den Menschen als solchen aus. Börner theoretisiert nun nicht etwa ins Schreibstubenhafte hinein, sondern seine maßvollen, einsichtigen Erkenntnisse und Darlegungen beruhen auf praktisch psychologischen Erfahrungen. Das Thema wird nicht pedantisch erschöpft: nur das Wichtigste und Entscheidende gelangt zur Erörterung. Börner handelt also von den Zusammenhängen der Gegenwartskultur mit der Charakterbildung, von der Art und dem Wirken der offiziellen und geheimen Erzieher in Schule und Haus, von der Selbständigkeit; dem Strafen, von Spiel, Lektüre, Kunst, Sport, vom Sexualleben, von der Wahrhaftigkeit; er betrachtet die moralische Seite der Charakterbildung, geht auf die Psychopathie des Kindes und auf die Internatserziehung ein. Und es lohnt sich, seiner gerechten Tiefe anzuvertrauen. Man lernt auf jeder Seite in diesem Buche, daß ich Eltern und Erziehern angelegentlichst empfehle.

Inhalt des Heftes 43: Treibholz. Roman von H. Schobert. — Am Mövenstein. Roman von Ludwig Müller-Grimmold. — **Beiblatt:** Dorfabend. Gedicht von Fritz Alfred Zimmer. — Wie der Bauer den Hader bezwang. Erzählung von Bertha Oesterhaus. — Urlaub. Gedicht von Paul Friedrich. — Geisterei. Von Fritz Müller. — Wildblühendes Glück. Gedicht von Eugen Stangen. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 22. Juli 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 44

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode).

9. Fortsetzung.

Für Lu war diese Neugier etwas absolut Gleichgültiges, das sie nicht im geringsten genierte, aber Ele freute sich darüber.

„Laßt sie schauen, Kinder", sagte auch die Mitzi gleichgültig. „Wir müssen ihnen doch sehr gut gefallen."

Sie lagen alle in ihrer Burg, ganz zwanglos hingestreckt, nur Adolf hielt hinter dem Wall Wacht und beaufsichtigte gleichzeitig das Dölfchen, das wie ein junges Füllen umher sprang. Als wieder mal eine biedere Familie stehen blieb und sie so recht neugierig aus nächster Nähe betrachtete, wälzte Lu sich mit einem Ruck herum und verbarg ihr Gesicht im Sande, der schlanke, geschmeidige Körper dehnte und streckte sich bis zur Spitze des schmalen, weißen Schuhes, alle Linien mehr zeigend als verhüllend. Der kleine Baron betrachtete sie mit heißen, hungrigen Augen.

„Wenn ich ein Bildhauer wäre, — dich meißelte ich in Marmor," sagte er inbrünstig, „du Schönste der Frauen."

Mit demselben heftigen Ruck drehte sich Lu wieder zurück, lachte, blinzelte in die Sonne und stäubte den Sand aus den Haaren. „Gut, daß du es nicht bist! Das wäre ja langweilig."

Und dazwischen rief die Mitzi:

„Nun hören's aber mal auf, kleiner Baron mit Ihrer Anhimmelei, — das wird ja fad.. Das vertragt auf die Dauer keiner, und wenn Lu nicht so einen gesunden Magen hätt. . ."

Die Ele, die ebenfalls behaglich auf dem Rücken dalag, begann leise zu pfeifen. Wunderhübsch stiegen die klaren Töne in den blauen Nachmittagshimmel, und die schwache Brandung gab eine leise Resonanz.

Um die Sandburg sammelte sich bald neugieriges Publikum.

„Das dürfen's doch nit, Ele," sagte die Mitzi ärgerlich und packte ihre Handarbeit zusammen, „der Benzberg hat's streng verboten, — es nimmt ihm ja das Publikum!"

„Einmal ist keinmal" sang die Ele und pfiff lustig weiter.

„Komm Adolfle, wir gehen hinein." Sie stand auf und griff nach der Stuhllehne. „Zum Nachtmahlen, Dölfle!"

Einer der herumstehenden Herren griff mit zu und schob den schweren Stuhl über den blendenden, losen Sand, die Zurückbleibenden hörten noch Mitzis helles Lachen.

„Wird sie endlich zufrieden sein," sagte Ele, „sie war schon ganz grantig. Na, und ich muß ja auch sagen, ewig bei so einer großen ‚Leidenschaft' mit trockenem Munde dabeisitzen zu müssen, ist ja nicht schön. — Hab die Ehre, meine Herrschaften! Ich geh auch essen."

Sie lief davon, und das Paar blieb allein.

„Laß sie nur spotten, Lu", sagte der kleine Baron und schaute ihr in das Gesicht. „Ich liebe dich! — Ich liebe dich! — Du bist mein Schicksal."

Lu hatte sich aufrecht gesetzt und blinzelte in die untergehende Sonne.

„Bist ein guter Kerl, Teo", sagte sie ein wenig zerstreut. „Aber sage mir mal eins. Wenn du mich so leidenschaftlich liebst, warum bist du denn so bescheiden in deinen Hoffnungen

Digitized by Google

und Wünschen mir gegenüber? Die Männer sind doch sonst nicht so!"

„Die Männer — das weiß ich wohl." — Er war tief erblaßt, „vielleicht bin ich es auch nur bei dir! — Denn ich liebe dich — so hoch, so heilig, daß ich dich nicht herabziehen kann, ohne mich selbst zu treffen . . . und — ich will dich doch heiraten, Lu!"

Sie lachte belustigt auf.

„Teo! Welch ein Unsinn! Ich bin ein armes Mädel vom Kabarett und du Offizier. Glaubst du, ich weiß nicht, was bei euch Zwang ist? — Ich . . . eine Offiziersfrau . . . Fräulein Dorsay, — die alle Abende halbnackt tanzt!! — Und dann bist du so viel jünger als ich."

„Das weiß ich alles, Lu," gedankenlos ließ er den warmen Sand durch seine schlanken Finger rinnen, „das weiß ich ja noch genauer als du. — Aber so dachte ich mir das auch nicht. — Ich nehme meinen Abschied — gehe in die Kolonien — und du kommst mit mir, als meine Frau, Lu . . . Die Hände lege ich dir unter die Füße, Lu!"

Die bettelnden Augen hingen an ihr, sein junges Gesicht war aufgelöst in Anbetung und Seligkeit.

Auch ihre Finger griffen in den Sand und ließen ihn rinnen, das Herz war ihr plötzlich schwer.

„Du bist ein Kind, Teo. — Und du siehst eine ganz andere Frau in mir als ich wirklich bin. Keinen Funken Heroismus besitze ich, — nur meine ganz kleine, flatterhafte, ängstliche Seele. Unter den Schwarzen würde ich mich zu Tode fürchten."

„Ich bin ja da!" Das klang plötzlich so ganz anders als das vorher Gesagte, weder lustig noch kindlich, — sie konnte auch nicht darüber lachen. —

Er! — — Aber was war er ihr? — Was konnte er ihr sein! —

„Ohne Sorge, Lu! — In diesem Leben trennt uns nichts mehr. Wir gehören zusammen!"

Sie zog plötzlich fröstelnd die Schultern hoch, von der See kam eine kühle Brise. —

Durfte sie länger schweigen? Mußte sie nicht ehrlich zu ihm sprechen? —

Aber da war er plötzlich wieder der alte Luftikus, warf ihr Sand in das Gesicht und lachte.

„Hast du Furcht, süße Lu? — Hast du Furcht vor mir? Ja, ich bin ein ganz rabiater Kerl, wenn es sich um dich handelt, glaube es nur." —

Seit diesem Nachmittage war ein leichter Stachel in ihr zurückgeblieben, sie fühlte — es mußte gesprochen werden . . . Nicht heute — nicht morgen, — aber bald! —

Und sie dachte jetzt täglich an ihre Vergangenheit. —

Einmal fuhr sie mit einem schrillen Schrei in ihrer Sandburg hoch. Ein schwarzbärtiges Männergesicht hatte sich über sie gebeugt und sie aus ihrem Halbschlaf geweckt. Sie war allein — alle anderen beim Baden.

Mit zuckender Hand fuhr sie nach dem Herzen und zitterte am ganzen Körper.

„Verzeihung", stammelte der selbst Erschrockene.

Da wurde sie sich ihres Irrtums bewußt. Nicht ihr Mann war es, Doktor Christian Maurer aus Hoffa, dem sie entflohen, sondern ein neugieriger Fremder, der jetzt eilig davon ging.

Aber er trug einen schwarzen Vollbart und hatte eine große, untersetzte Gestalt, wie jener. . . . Erst nach und nach löste sie die gekrallten Finger aus dem Sande und atmete auf.

Merkwürdig wie das Zurückdenkenmüssen sie jetzt oft überwältigte! — In Berlin war das nie geschehen. Hier wirkte vielleicht die ländliche Umgebung, das Grün der Bäume mit, vielleicht auch, weil der kleine Baron vom Heiraten gesprochen, ihr widerwärtige Vorstellungen von Abhängigkeit und in Besitz genommen werden, wie eine Sache, — wieder deutlich vor Augen führte. — Sie würde gewiß nicht wieder heiraten, vielleicht einmal im späten, späten Alter, wenn es keine Wünsche mehr gab . . . Sie versuchte nun dem Baron ein wenig mehr zu entkommen, ihn fernerzuhalten, aber das gelang ihr nicht recht.

„Wann reisest du denn nach Hause, Teo?" fragte sie ihn daher einmal geradezu. Er sah sie mit bettelnden Hundeaugen an.

„Gar nicht, Lu! — Ich kann nicht fort von dir! Keinen Tag kann ich ohne eisernen Zwang missen. Mama muß sich dieses Jahr einmal ohne meinen Besuch behelfen."

Lu schwieg dazu lange. Dann sagte sie ernst und klagend:

Digitized by Google

„Wenn ich nur noch eine Mutter hätte!"

Er fuhr auf.

„Wozu brauchtest du die? Bin ich nicht da? Liebe ich dich nicht tausendmal heißer und stärker als jeder andere Mensch es könnte? — Ich würde deine Mutter hassen, Lu."

Sie sah ins Weite und sagte nichts. Manchmal kam er ihr wie ein törichter Knabe vor, wurde er ihr fast unbequem.

„Du willst mich wohl fort haben, weil jetzt der Kysani kommt?" fragte er mißtrauisch.

Sie sah ihn groß an, zwischen den Augenbrauen erschien eine kleine senkrechte Falte und vertiefte sich. Er stürzte vor ihr in die Knie.

„Verzeih, Lu! Verzeih! — Der Gedanke, daß ein anderer neben dir sitzt, wenn ich fort bin, mit dem du sprichst und lachst — macht mich schon rasend", und er vergrub sein Gesicht wühlend in ihr Kleid.

Wie ihm das Herz schlug! — Wie das grünäugige Schicksalsgespenst ihn angloßte und mit breitgezerrten Lippen von Trennung sprach, sobald sein kleines Kapital aufgezehrt war. —

Es nahm so rasend ab von Tag zu Tag, — obgleich er für seine Person sich überall Ersparnisse auferlegte. . . Aber die anderen durften nichts davon wissen. . . Lu vor allen Dingen nicht.

Was dann einmal geschehen würde, wußte er noch nicht, aber daß etwas geschehen müsse, stand felsenfest bei ihm.

„Versprich mir, daß du mich heiraten willst, Lu — nein, schwöre es mir," sagte er feierlich und erhob sein hübsches Jungengesicht von dem Saum ihres Kleides, „dann werde ich ruhiger werden. Du weißt, daß wir dann zusammen in ein anderes Land gehen."

Sie lachte ärgerlich auf.

„Quäle mich nicht! — Das ist ja alles Unsinn, was du da redest. . . Du wirst schon ein Mädchen finden, das für dich paßt, ohne daß du nach Afrika zu gehen brauchst."

„Lu! Lu! Du hast kein Fünkchen Liebe für mich!"

Er schrie es fast hinaus, seine Hände zitterten.

„Weiß man's denn, ob man sich wirklich liebt?" fragte sie trübselig, und wieder trat die Erinnerung in ihr Recht. „Ich wenigstens, — ich weiß es nie genau. — Einmal habe ich geglaubt, jemanden heiß und heilig zu lieben, gefolgt wäre ich ihm bis an das Ende der Welt," — er umspannte krampfhaft ihre Handgelenke, — fiebernd, außer sich, keines Wortes mächtig, — „aber jetzt weiß ich, daß es ein Irrtum war, — daß ich ihn vergessen habe — vollständig, — und daß ich ihn nie — nie wiedersehen möchte."

Der kleine Baron atmete erlöst auf.

„Die Ehe hält fester", sagte er überzeugt. „Wenn ich dich geheiratet habe, wirst du mich nicht mehr vergessen."

„Ehe?" Sie schloß eine Sekunde die Augen — „Weißt du was das ist? — Ganz etwas anderes, als man vorher denkt! Abhängig wird man, eine Sache die dem andern gehört — seine Sache . . . sein Eigentum —; er kann fordern, immer und immer. — Das alles ist so wunderlich — so entwürdigend, daß ich glaube, die Ehe ist nicht immer gut."

Er öffnete den Mund — wollte fragen, widerlegen, beteuern . . . Aber da kam Ele angestürmt, mit heißen Wangen und funkelnden Augen. Sie nestelte sich ganz fest an Lu.

„Denke dir . . ." sie mußte einen Augenblick innehalten vor Atemnot, „eben habe ich eine Bekanntschaft gemacht! Ein prachtvoller Mensch. Ein polnischer Graf . . . Er ist nur auf der Durchreise hier, — aber als er hörte, daß ich hier im Kabarett auftrete, sagte er gleich, er wolle lieber eine Woche bleiben."

„Nun — da freue dich. — Aber zum Heiraten, Ele, — zum heiraten ist das doch nichts."

Ele zuckte die Achseln. „Man muß die Feste feiern wie sie fallen," sagte sie philosophisch, „und er ist wirklich wundervoll . . . du darfst ihn mir nicht abspenstig machen, Lu . . . höre Teo, dafür mußt du sorgen."

Sie sah so niedlich und spitzbübisch aus, als sie das sagte, daß Lu laut lachen mußte.

„Versuchte ich das jemals, Ele?"

„Nein — nein! Du bist darin das anständigste Mädchen, das es gibt. Aber wenn es nun von selber so kommt, dann versprich mir, daß du ihn abfallen lassen wirst, ja?"

„Aber glänzend!" —

„Still, — da ist er", sagte Ele und zeigte auf einen sich nähernden Herrn. „Wie findest du ihn, Lu?"

„Wie einen Friseurkopf, mit einem Stich ins Hochstaplerische", lachte statt ihrer der kleine

Digitized by Google

Baron, der sein Gleichgewicht längst wieder gefunden hatte.

Ele streckte ihm die Zunge aus.

„Blasser Neid, Leo, weil du nicht so ein stattlicher Kerl bist, — ich weiß schon. Aber eigentlich könntest du gerade mir dankbar sein. Nun störe ich euch nicht mehr."

Der kleine Baron umklammerte Lus Hand und preßte sie heftig. Er war glücklich. — —

„Warne Lu, sie soll sich nicht so sehr an den kleinen Baron attachieren — er ist doch nur ein leichtsinniges Bürschchen", sagte Adolf einmal zu seiner Frau, als er Zeuge eines Liebesausbruchs des jungen Offiziers geworden war. Heißes Blut — wenig Überlegung."

Aber Mitzi wehrte ab.

„Was dich nicht brennt, blase nicht. Die Lu ist ja kein Kind mehr. Und was ihn anbelangt, in seinem Alter ist die Liebe so schnell vergessen wie sie kommt."

Sie trat hinter ihren Mann und legte die Arme um seinen Hals.

„Mach dir nur keine Gedanken, Adolfle, aufhalten kann man doch nichts! — Aber schau, da kommen Kysani und Kimmerling. Ich wette, sie wollen einen Skat mit dir spielen, — nein — bin ich aber froh, daß sie Wort halten! Gelt! Es freut dich, Schatz!"

Es freute ihn auch wirklich. Das Leben hatte nicht mehr viel für ihn übrig. Zusammen sahen sie den Kommenden entgegen. Kysani war stark geworden, und sein Gang hatte etwas leicht Schwankendes. Sie dachten beide dasselbe und sprachen es aus.

„Er schaut nicht gut aus, der Kysani; daß ihm der Abschied von der Pia nicht das Herz gebrochen, ist klar, — also — der Alkohol! — Ein Jammer, Adolfle! Der schöne Mann! — Gestern zitterten seine Hände so, daß man es im Publikum sehen mußte, und seine Augäpfel haben lauter rote Äderchen. . . Wenn wir mit dem nur nicht noch was erleben!" —

Adolf hob die Hand.

„Still, Mitzi, — daß er es nicht hört. Ja, es ist ein Jammer um ihn!"

* * *

Seitdem Benja Kysani, der schöne Mann, mit seinen roten Hosen, gelben, mexikanischen Ledergamaschen und breitrandigem Sombrero am Strande umherging, hatte des Badeleben eine neue Note bekommen. Alle Welt interessierte sich offenkundig für ihn, ohne daß er doch irgendwie Notiz davon nahm. Er kannte es ja nicht anders. Auch am Abend, während der Vorstellung, zeigte er sich nur in diesem Kostüm, und der Besuch des Kabaretts war seitdem ganz erheblich gestiegen, ja, brachte im Anfang, trotz Wärme und Mondschein stets ausverkaufte Häuser.

Das einzige wodurch er dankte, war seine stete Bereitwilligkeit zu Zugaben, die das Publikum nur zu bald erkannte und ausnutzte.

„Eitelkeit!" sagte Kimmerling bissig. „Nichts als Eitelkeit!"

Aber Benzberg merkte, daß sich Kysani trotz alledem veränderte. Noch bissiger, höhnischer und ausfallender gegen das Publikum wurde, noch gottähnlicher in seinen eigenen Augen und dabei fahrig und vergeßlich.

Er schüttelte den Kopf, und Gret sagte dasselbe wie die Mitzi.

„Ein Jammer ist es — ein wirklicher Jammer!"

Dadurch, daß Kysani jetzt gutwilliger als im Winter in den Mittelpunkt des Programms vorrückte, wurden die anderen Mitglieder etwas freier, und besonders Ele war selig darüber. Ihr Flirt mit dem Polen dauerte noch an.

Zwar hatte er sie nur am ersten Abend zu einem Souper in das Kurhaus geladen, aber er erschöpfte sich sonst in kleinen Aufmerksamkeiten, und die Ele war nicht allzu verwöhnt. Freilich ließ er manchmal viel für die Zukunft durchblicken, und sie glaubte fest daran — weil sie es so wollte. —

„Wofür soll ich mich aufheben?" fragte sie manchmal Lu und reckte sich. „Sage wofür? Entweder es geht gut oder nicht, Mädels gibt es genug in der Welt, — bin ich es nicht, — ist es eine andere. — Und er gefällt mir so gut."

Im stillen begriff Lu das nicht. Der Mann hatte etwas ihr durchaus Unsympathisches, aber sie mochte Ele nicht aus ihrer Seligkeit reißen. Schließlich hatte sie ja recht . . . es ging niemand etwas an, was sie tat — sie war ihr eigener Herr. — — — —

Der kleine Baron saß in seinem einfachen Zimmerchen und schrieb. — Das heißt er wollte schreiben.

Digitized by Google

Auf dem Briefblatt stand in etwas fahriger, sehr schrägliegender Schrift schon:

Liebste Mutter!

Aber er kam nicht recht weiter. Alles was ihm auf dem Herzen brannte, seine Liebe — seine Sorge um das Ende des Geldes, mußte er ja verheimlichen, anstatt sie zu beichten.

Wozu sollte er seine gute, sich um ihn sorgende Mutter erschrecken oder aufregen? Alle ihre Worte hatten ja doch nicht die Kraft etwas zu ändern . . . Und dann war auch Kläre, seine Schwester da, — verbittert und hart geworden im eigenen, aussichtslosen Daseinskampf. — — Die würde ihn noch weniger verstehen, aber desto strenger richten.

Aufseufzend legte er die Stirn auf das Blatt . . . Er wußte genau, Kläre hatte damals gehofft, daß er ihr großmütig die Hälfte der Erbschaft überlassen würde, um ihr eigenes, kleines Glück damit aufzubauen . . . Er hatte ja auch zuerst die Absicht gehabt, — ebenso seiner Mutter eine besondere Freude zu machen — — das alles aber hatte seine Leidenschaft für Lu verschlungen, seine Absichten und sein Geld!

Mutter und Schwester hatten ja keine direkte Anforderung an ihn gestellt, sondern da er nichts von sich hören ließ, — geschwiegen, aber sie ahnten ja auch nicht, daß statt der braunen, — nur noch blaue Scheine in seiner abgegriffenen Brieftasche steckten, deren Anzahl er nicht mehr festzustellen wagte.

Und wie unvernünftig — ja unverlangt hatte er das Geld vertan! — Alle, — alle die davon erfuhren, würden ihn für einen ganz schlechten Menschen halten; alle würden dasselbe Urteil über ihn haben wie Strittberg. . .

Es tat ihm ja oft selbst bitter leid, daß die Seinigen unter seinem Egoismus leiden mußten. . . . Weinen — ja sich prügeln hätte er können, aber — da war Lu . . . und schon bei dem Gedanken an sie zerschellten alle Selbstvorwürfe. Er mußte hin zu ihr. . .

Und aus dem langen, innigen Briefe an seine gute Mutter — wurden ein paar kurze, eilige Zeilen, daß er nicht während des Urlaubes kommen könne, vielmehr um sich zu erholen an die Ostsee gegangen sei.

Vielleicht aber ängstigte gerade diese Begründung die Mutter, die seine Gesundheit für angegriffen halten würde . . . er hatte jedoch keine — Zeit sich etwas anderes zu ergrübeln, — es ging ja doch in einem hin.

Und dann machte er es sich klar . . . Wenn er wirklich gereist wäre . . . die Kosten mit allem drum und dran und die Geschenke hätten doch einige hundert Mark verschlungen, — und die konnte er besser verwenden, — Lu eine Freude machen. — Lu und immer wieder nur Lu! —

Er sprang hastig auf, nahm den Hut und stürzte in einen Juwelierladen. Hier hatte Lu gestern einen herrlichen Anhänger aus Topas und Brillanten bewundert, — den kaufte er ihr. — Zwar war er etwas teurer, kostete hundertvierundvierzig Mark, aber Baron Spratt besann sich keinen Augenblick. Sie würde sich freuen! — — Mit dem Etui in der Tasche warf er den Brief an seine Mutter in den Kasten. Er fiel dumpf und hohl hinab — beinahe klang es wie ein Stöhnen. —

Dann eilte er an den Strand. . . Jetzt, gerade jetzt mußte Lu mit ihrem Tanz zu Ende sein, — er würde sie zu einem Spaziergang an den Strand abholen, denn der Tag war drückend heiß gewesen, und auch jetzt hatte es sich nur wenig abgekühlt. Dann würde er ihr sein Geschenk geben.

Lu saß wirklich schon, hochatmend und ermattet in der kleinen Garderobe, ihr Mantelkleid lässig in der Hand, als ob sie sich vor dessen Wärme scheue. Von dem kleinen Podium klang Kysanis volles, kräftiges Organ. Mitzi und Ele waren bereits fort.

„Lu," sagte Teo Spratt und trat dicht vor sie, „komm an den Strand, hier ist es ja zum Ersticken."

Wie zerschlagen erhob sie sich und ließ sich in den Mantel helfen, die ersten Knöpfe am Halse ließ sie der Hitze wegen offen.

„Ich habe Kopfweh", klagte sie.

Er hatte das Gefühl, als müsse er sie in seine Arme nehmen und weit — weit forttragen, einerlei wohin, vielleicht ins Meer . . . und kaum bewußt empfand er, daß sie ihm viel — viel geben müsse, weil er Opfer für sie brachte, die ihn vor sich selbst moralisch entwerteten. —

Draußen war es windstill und gewitterschwül; auch am Strande, wo man kaum die Brandung aufschlagen hörte, war es nicht kühler.

Digitized by Google

„Sprich nicht", hatte Lu gesagt als sie nebeneinander hergingen, und erst jetzt, eine gute Viertelstunde später fragte er:

„Armes Herz, ist dir immer noch nicht besser?"

Sie hatte sich auf den Rand eines Bootes gesetzt, dicht am Wasser, ihre Füße schmerzten und brannten, am liebsten hätte sie alles abgeworfen, um sich in den Wellen zu kühlen, aber sie war zu matt dazu.

Er setzte sich neben sie auf den Bootsrand und legte den Arm um ihre Taille.

„Warte nur," tröstete er, „der Tag kommt — ach ich hoffe bald, — wo ich für dich arbeiten werde und du nicht mehr tun brauchst als mich lieb haben . . . Willst du das, Lu?"

„Nein!" sagte sie klar, kurz und bestimmt. „Mein Lebenlang will ich für mich selbst einstehen, nie wieder von einem andern abhängig sein"

Sie hatte sich aus ihrer Schlaffheit aufgerichtet, die Mondsichel traf voll ihr bleiches Gesicht, das sehr ernst aussah.

„Höre zu, Teo, ich fühle, ich bin dir volle Offenheit schuldig, denn was du mir alles sagst, kann ich nicht mehr für Scherz nehmen und belachen. — Du sprichst von einer Heirat. — Ich bin verheiratet."

Er sprang auf und stieß einen Schrei aus, als habe ihn eine Kugel getroffen.

„Nicht wahr, Lu! — — Nicht wahr! Du willst mich nur quälen! — Sage, daß es so ist." Wie erschlagen lag er auf dem Sande zu ihren Füßen, sein Herz schlug wild, ein furchtbares Gefühl der Erdrosselung würgte ihn.

„Ich hätte nicht so lange schweigen sollen," sagte sie voller Selbstvorwürfe, „aber du bist so jung und so lustig, da nimmt man alles, was du sagst, leichter, hält es nicht für ernst." Ihre Hand suchte seinen Kopf und streichelte sein Haar. Ihr war ein wenig unbehaglich zu Mute.

Er sprang auf und stand hochgereckt vor ihr „Ich werde ihn töten", stieß er zwischen den Zähnen hervor.

Sie schüttelte den Kopf.

„Was für ein Kind du bist, Teo; so etwas solltest du gar nicht sagen."

„Hast du ihn," fragte er keuchend, „hast du ihn aus Liebe geheiratet?"

„Aus Liebe?" sie lachte leise vor sich hin, — „ach nein! Eher aus Hunger — oder aus Zorn, daß er mich ins Leben zurückrief, nachdem ich es einmal fortgeworfen hatte."

„Lu!" — Entsetzt richtete er sich auf und griff nach ihrer Hand. „Habe ich dich recht verstanden? — Du hast dein Leben von dir geworfen?"

Sie nickte stumm.

„Warum?"

„Aus Not, — aus absoluter Verzweiflung sprang ich in den Kanal . . . Da sprang er mir nach und rettete mich. — Todesstrafe müßte darauf stehen, einen Menschen ins Leben zurückzuzwingen, wenn er es einmal fortgeworfen hat. — Es ist kein kleiner Entschluß, Teo."

Er keuchte, ein kalter Schrecken saß ihm im Nacken.

„Und dann?" — —

„Dann nahm er mich. — Ich wurde sein Eigentum, — seine Sache, mit der er machen konnte, was er wollte, denn er hatte mich geheiratet, gab mir zu essen und zu trinken und ein Dach über dem Kopf und kleidete mich. Eigentlich hätte ich ihm dankbar sein sollen, — andere wären es wahrscheinlich gewesen, — aber ich ertrug das Dasein so nicht . . . Ich tat ihm alles an, was eine Frau einem Manne nur Böses antun konnte, und zuletzt verließ ich ihn heimlich. — Armer Christian!"

Sie sah auf das Meer hinaus. — Zum ersten Male kam ihr das Mitleid mit ihrem Manne, — sie wunderte sich selbst darüber.

„Und dann??" drängte er weiter.

„Und dann lief ich in das leuchtende, brausende Leben hinaus, ja Teo! Es hatte mich immer gelockt! Von irgendwo her hatte ich tausend Mark, damit ließ ich mich ausbilden, kam zu Benzberg, — aber das andere weißt du ja alles."

Er sprang auf, mit weit ausgebreiteten Armen stand er vor ihr, so daß sich seine Silhouette scharf vom hellen Horizont abhob.

„Und nun läßt du dich scheiden, — für mich, Lu", rief er aus.

Sie lachte leise auf.

„Ich denke nicht daran, Teo! Abgesehen von allem übrigen, darf Christian nie erfahren wo ich bin. Hoffentlich hält er mich für tot. — Wüßte er nur das geringste, zwänge er mich wieder an seine Seite, und das — das ertrüge

Digitized by Google

ich nicht mehr." — Sie zog wie im Frost die Schultern zusammen. „Jetzt bin ich frei, — und frei will ich bleiben."

— „Hast du mich denn nicht lieb, Lu?", bettelte er und umfaßte sie. „Sieh — ich könnte um dich zum Verbrecher werden, und würde es sogar gern . . . Wenn wir jetzt in diesem Boot auf das Meer ruderten, — weiter — immer weiter — bis es umschlüge und wir zusammen versänken, — wäre das nicht wunderbar?"

Sie machte sich hastig von ihm frei.

„Ich will leben, Teo! Leben!" Sie sprang auf, ihre Stimme hatte einen harten Klang, — „und nun laß uns nach Hause gehen."

Er ging neben ihr, den Kopf gesenkt. Seit ihrer Erzählung war es ihm, als hätte man ihm etwas Hohes, Heiliges zertrümmert, und als stände er vor den Scherben — noch ganz betäubt —. Immer hatte er sich Lu als seine künftige Frau vorgestellt, — aller Vernunft zum Trotz. Nun stand schon ein anderer an diesem Platz, — und er hätte weinen mögen.

Lu wartete ein Weilchen, daß er wieder sprechen sollte; aber als er beharrlich schwieg, stieß sie ihn an.

„Du bist doch ein großes Kind, Teo. — Was kann es dich kümmern, ob ich einen Mann habe! Dich hätte ich doch nie genommen. „Schau, Herzel, — du bist mir wie ein lieber, guter Bruder, — sei damit zufrieden."

Da riß er sie an sich, erstickte sie fast mit seinen Küssen, wie damals in jener Nacht Falkner. Die zarte Ehrerbietung, die sie bisher immer im Verkehr mit ihm gespürt, war plötzlich fort, rückhaltlos ergoß sich der Strom seiner Leidenschaft. Das Mantelkleid riß auf, ihre Haare gerieten in Unordnung. Sie schrie laut auf und stieß ihn endlich energisch von sich.

„Du Tier du!" flog es ihr keuchend heraus. Ein Ekel stieg in ihr hoch, wie sie ihn so oft bei Christian gefühlt, und wie gejagt, mit klopfendem Herzen, rannte sie über den einsamen Strand nach Hause, die Augen voller Tränen.

Er warf sich in den Sand, wo er gerade stand. Etwas hartes drückte ihn dabei, mechanisch faßte er in die Tasche. Es war das Etui mit dem Anhänger, den er vorhin für den Verzicht auf seine Ferienreise für Lu erstanden. Er schleuderte es fort. — — Vorbei, verflogen, erschlagen alle seine Illusionen, seine Hoffnungen — Grausam deutlich fühlte er, wie wenig er Lu war, — wie gering sie seine heiße Liebe bewertete. — — Stundenlang lag er wie zerschlagen im Sande. Es dämmerte bereits, als er sich endlich erhob . . . Nicht weit von ihm lag das schwarze Lederetui. Er war auch ganz wirr im Kopfe wie zerbrochen in allen Gliedern . . . Und plötzlich hatte er doch eine scharfe Gedankenfolge . . . Wenn er ihr mit seiner Werbung nicht nahe kommen konnte, — dann vielleicht mit Geschenken, die sie bisher stets abgewiesen hatte; vielleicht rührte sie das doch.

Er nahm daher das Etui auf, steckte es ein, und ging langsam und wankend nach Hause.

* * *

Lu konnte nicht schlafen.

Erinnerungen kamen und gingen und hielten sie wach. Sie war recht wütend auf den kleinen Baron, der das alles mit seinen kindischen Heiratsideen geweckt hatte. Als ob davon überhaupt im Ernst auch nur jemals die Rede sein konnte. — Und wenn er Schätze besäße! Sie stand ja doch jetzt auf eignen Füßen, verdiente genug, war frei und selbständig, — mehr ersehnte sie gar nicht.

Am frühen Morgen klopfte es . . . Zornig über die Störung, rief sie herein. Eles Gesicht zeigte sich im Türrahmen; es sah verstört aus, und ihre Augen waren voller Tränen. Lu richtete sich auf den Ellenbogen in die Höhe.

„Nanu, was ist?" fragte sie erschreckt.

Ele kam näher und setzte sich auf den Bettrand.

„Lu! Einzige Lu, ich muß dir etwas sagen."

„Betrifft es Teo?" fragte sie und fühlte ihr Herz sich zusammenziehen.

Ele schüttelte den Kopf, und Lu atmete auf. Wie war ihr nur solch ein schrecklicher Gedanke gekommen, — er könnte sich ein Leids angetan haben! Dazu war sein Empfinden und sein Temperament doch zu gesund und elastisch . . . überhaupt . . .

Inzwischen weinte Ele herzzerbrechend, dicke Tränen rannen über ihre Wangen, sie rang verzweifelt die Hände.

„Gott o Gott, Lu, — ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll."

„Handelt es sich um deinen Polen?"

Ele nickte.

Digitized by Google

„Gestern Nacht, als wir nach Hause gingen," sagte sie endlich und wischte mit dem Handrücken ihr Gesicht — „er hatte mich nämlich zu einer Flasche Sekt eingeladen — ach, Lu, es war nur deutscher — nicht, wie bei dem kleinen Baron, französischer Schaumwein, — denn ich bin immer sparsam und wollte ihm nicht so viel kosten, umso mehr, da sein erwartetes Geld immer noch nicht da war, — sahen euch am Strande sitzen, dich und den kleinen Baron" . . ., sie seufzte ein wenig. — „Ach! Du bist klug, Lu!"

Lu zog die Stirn in Falten.

„Bin ich es? Vielleicht, Ele — aber dann kann ich eben nicht anders."

Das Mädel brach stumm in heftiges Weinen aus.

„Lu! Einzige Lu! All mein Geld ist fort! — Ich glaube, er hat es mir gestohlen als ich schlief . . . Und heute ist doch erst der Siebente."

Nun sprang Lu mit beiden Füßen aus dem Bett und begann sich hastig anzukleiden.

„Das ist gemein, Ele! Das ist schamlos gemein! — Wir müssen sehen, daß wir den Menschen noch finden."

Mitten im Anziehen hielt sie plötzlich inne.

„Woher wußte er denn, wo dein Geld lag?" fragte sie mißtrauisch. „Schließlich kann doch ein anderer . . ."

Ele schüttelte den Kopf. „Ich hatte es immer gut versteckt. . . Aber als ich ihm die dreißig Mark borgte, stand er ja dabei, wie ich das Geld aus dem Versteck hervorholte . . . Und als ich heute morgen aufwachte, war er fort, ohne ein Wort, — ohne das geringste Geräusch . . . Sicherlich ist er es gewesen."

Ele saß ganz zusammengesunken da und weinte aufs neue bittere Tränen.

„Du weißt doch, wo er wohnt?"

„Ja."

„Komm, — gehen wir hin, um zu sehen, was aus ihm geworden ist."

In einer Viertelstunde waren sie auf der Straße und vor der Wohnung des Polen. Sie fragten den Hausknecht nach ihm.

„Der Herr ist noch in seinem Zimmer", lautete die Antwort.

In Eles Gesicht trat freudiges Rot. Ihren vornehmen Freund für einen Dieb halten zu müssen, war doch auch gar zu scheußlich gewesen.

„Komm mit, Lu."

In Lu regte sich das immer noch ab und zu rebellierende Blut ihrer Abstammung.

„Geh doch allein, Ele."

„Ach, Lu! Einzige Lu!" — Beschwörend blickten die verweinten Augen sie an, und sie ging gutmütig mit.

Aber alles Klopfen, Rufen, Rütteln an der verschlossenen Zimmertür war vergebens. Dahinter rührte sich nichts. — Das Hauspersonal lief zusammen, endlich kam der Wirt. Nach kurzem Zaudern ließ er die Türe gewaltsam öffnen.

Das Zimmer war leer, kein Koffer, keine Kleidungsstücke, nicht einmal ein Fetzen Papier lag herum, — nur unter dem Tisch — zerrissen und beschmutzt — Eles ihm geschenkte Photographie.

Mit rotem Kopf bückte sie sich darnach, dann erst hörte sie, daß der Gast eine große Zeche unbezahlt hinterlassen, und daß man die Polizei hinter ihm herhetzen wollte. Sie sagte kein Wort, — war wie betäubt. Die Schmach, ihr Bild so mißhandelt zu sehen, war nicht geringer als der Kummer um den Verlust des Geldes.

„Was wird Mitzi sagen, und . . .", Lu verschluckte den Namen des kleinen Baron.

Das war ja gestern Nacht auch eine dunkle Stunde für sie gewesen, die sie aus ihrer Höhe herabgestürzt hatte . . . sie wußte das wohl.

Schweigend gingen beide zurück.

„Wenn ich dir nur helfen könnte, Ele," sagte Lu endlich kleinlaut, „aber ich habe selber nicht mehr allzu viel. Ich weiß nicht, das Geld rinnt mir wie Wasser durch die Finger, trotzdem ich nichts Gescheites davon habe. — Warum mußtest du auch gerade auf diesen Kerl hereinfallen!" Ele blieb stehen und wischte sich das Gesicht.

„Ich weiß nicht, Lu! — Er gefiel mir, und — wozu soll ich mich denn immer aufheben? Was ich möchte, finde ich ja doch nicht. — Aber natürlich, das ist hart, und es war so ein lieber Kerl, dem ich ganz vertraute."

„Benzberg gibt dir sicher Vorschuß", tröstete Lu.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Am Mövenstein / Roman von Ludwig Müller-Grimmold.

6. Fortsetzung.

Seit Tagen regnete es. Die Sonne blieb hinter Wolken verborgen; es wurde überhaupt nicht recht Tag; Morgendämmerung und Abendschatten reichten sich fast die Hände.

Das Meer duckte sich vor dem weichen, süßen Wasser; der Strand spie es aus.

In Schlamm versanken die Wege; zu Tümpeln wuchsen die Lachen.

Alle Außenarbeit war eingestellt; selbst die Fischer hockten hinterm warmen Ofen; nur Pflicht trieb wenige auf die Straße; oft verging eine Stunde, ohne daß einer die Vorderreihe entlang eilte.

Jochen Ellfeldt kam heim. Vom Ölrock tropfte der Regen; die Schaftstiefel hinterließen schmutzige Spuren.

Annemarie eilte aus dem Winkel der Diele beim Fenster herbei, ihm beim Ablegen zu helfen: „Geht's heute besser, Onkel?"

„Besser? Als ob mir was fehlte. Ich . . ." Der Rest erstarb in einem Knurren.

Sie setzte sich an ihren Platz zurück und verdolmetschte durch Blicke Hans die Bitte: „Nicht darauf achten."

Jochen Ellfeldt schob sich breit hinter die Staffelei und brummte: „Das schafft ja höllisch, die paar Kohlenstriche waren gestern schon da."

Der ungerechte Spott reizte Hans; um Annemarie zwang er sich zu scherzender Abwehr. „Bei der Dunkelheit, ohne Licht ohne Schatten . . . wie kann ich da arbeiten, ich bin doch kein Anstreicher."

„Da wären Sie wenigstens was Reelles." Murrend stakte Jochen Ellfeldt in seine Koje. Heute blieb er daheim; die wenige Arbeit, die der Hafendienst ihm sonst auferlegte, war auf fast nichts zusammengeschrumpft, seitdem Eis die Häfen im Norden geschlossen hatte. Auch fühlte er sich wirklich krank, ohne daß er sein Leiden genau bezeichnen konnte. Seine eigene ärztliche Kunst hatte er schon an sich erprobt; mit vollem Erfolg: besser war's nicht geworden. Er dachte ernstlich daran, sein Testament zu machen. Der Gedanke quälte ihn; es ward ihm trübe ums Herz, daß er abgetakelt werden sollte; er lebte zu gerne.

Jette brachte ihm Rum, Zucker und Heißwasser. „Trink, das wird dir gut tun."

Er mischte sich einen Grog, nippte und schob ihn beiseite.

Da wurde sie wahrhaft besorgt um ihn und riet ihm zu einem Besuch bei Doktor Manners.

Sein Dank war eine polternde Ablehnung. „Seine Segelorder kenn' ich: ‚Weder Grog noch Tabak.' So klug bin ich auch. Und dafür zwei Mark." Er rückte unruhig auf der Bank. „Hör' mich mal verständig an, Jette. Was mir fehlt... Das mit Mieken liegt mir auf dem Magen: drei Monat ist ‚er' hier und schweigt sich noch immer aus. Vor vier Wochen hat der Professor Antwort versprochen und schreibt nicht; da stimmt was falsch. Entweder dein Hans kann nicht, oder er will nicht. Bis Neujahr wart ich noch, dann red' ich deutsch mit ihm; ich will nicht schuldbeladen in den Himmel einsegeln." Und dabei blieb er, trotz Jettens Abmahnung: „Du redest sie noch auseinander."

Auf der Diele legte Hans mißmutig den Kohlenstift nieder. „Es hat keinen Zweck bei dem Lausewetter."

Annemarie strich ihm liebkosend über das Haar. „Vergiß Onkels Übereilung; er ist krank."

„Dann soll er sich ins Bett legen, statt mir mit anmaßenden Dummheiten die Laune zu verderben. . ." Er trug das Bild ins Musikzimmer. Seine Brauen waren tief hinabgezogen.

Sie folgte ihm in fröhlicher Zuversicht. „Ich weiß, wie fleißig du in diesen zwölf, vierzehn Wochen geschafft hast; unser Bild ist fertig bis auf die Figur; außerdem zwei für den Damensaal und eine Supraporta. . . Und die Diele hier wäre ohne das häßliche Wetter schon viel weiter. . ." Sie schmiegte sich zärtlich an ihn. „Nur Mut, Hans. Nutze diese erzwungene Arbeitspause zur Erholung. . ."

„Zur Erholung. Wo finde ich hier Ablenkung, Anregung. Etwa bei Mutter Clasen? Oder bei Georg? Alle vierzehn Tage ladet er mich schimpfshalber zum Abendbrot. Ich bin stets froh, wenn die Uhr zehn schlägt, daß ich mich drücken kann. Ein Gewitter kann unangenehm werden; die Schwüle vorher ist unerträglich. Und lieber gehörig den Mund verbrennen, als ewig

Digitized by Google

furchtsam um den heißen Brei herumschleichen." Er streckte sich aufs Sofa. „Stände ich Georg frei gegenüber, hätte ich ihm längst geraten: ‚Laßt euch scheiden.' Es ist doch das einzig Richtige, voneinanderzugehen, erkennt man: ‚Wir passen nicht zusammen.' Aber das mache einem wie meinem Brüderchen klar, der es schon für unpassend hält, die Dinge beim rechten Namen zu nennen." Spott und Verachtung färbten den Klang seiner Sprache.

Annemarie kniete vor ihm hin, ihm die Besorgnisse zu vertreiben, und entdeckte ihm mit jedem Worte um so deutlicher, wie sie um seines Bruders Glück bange, daß sie ärgerlich über ihr Ungeschick kurz zu etwas anderem absprang: „Hast du Pastor Gädertz diese Woche schon besucht?"

„Gädertz." Und dann als sie ihm zuredete, mit einem leisen Anflug von Überhebung: „Was kann er mir noch bieten, wir haben uns ausgesprochen; es war anregend, gewiß. . . Jetzt ist er für mich erledigt."

Sein Urteil blieb ihr unverständlich; es grämte sie um seinetwegen. „Gädertz gilt als der Gelehrteste und Belesenste unter seinen Kollegen. Von weither kommen Bitten um Vorträge an ihn. Er spricht oft auf Kongressen, schreibt auch viel für Zeitschriften und Fachblätter. Ich fürchte immer, daß sie ihn uns wegholen. Ihm gönnte ich die Erfüllung seiner stillen Sehnsucht, eine Pfarre in einer großen Stadt zu erhalten, die ihm Anregung und Förderung für seine Studien böte. Hat er dir von seinen Forschungen im Jesajas erzählt?"

„Kind, Kind. . ." Er schlug sie leicht auf die Wange. „Für Ausgrabungen fossiler Skelette bin ich nicht zu haben. Nur was lebt, zieht mich an. Ausgenommen was in meine Kunst schlägt. Aber auch da nur das, was alle Zeit überdauert. Und ein Mensch, der mir sein Denken, Fühlen, Fürchten, Hoffen ganz offenbarte, ist für mich tot. Ich habe in mich aufgenommen von ihm, was ich brauchen kann, und wende mich neuen Menschen zu. Du verstehst das vielleicht nicht, schilfst es sogar undankbar oder sonst was; mein Beruf bringt es so mit sich; ich bedarf stets neuer Anregung, neuer Aufstachelung, wenn du es so bezeichnen willst. Und die entbehre ich eben hier von Tag zu Tag schmerzlicher. Ich hocke wie in toter Bucht; draußen braust der Sturm, tobt das Meer, zu mir verschlägt sich kaum eine leise Welle, ein sanfter Windhauch. Könnte ich, wie ich möchte . . ." Er brach kurz ab, sprang auf und durchmaß erregt den Raum.

Sie dachte an Guste und ihre Erzählungen, in welche Verzweiflung mißlungene oder verhinderte Arbeit Scholz stürzte; sann, wie sie Hans erheitere, und schlüpfte auf ihr Zimmer, das Fischerinnenkostüm anzulegen, das Hinnerk Böbs Frau ihr heute gebracht hatte.

Er preßte die Stirn gegen die Fensterscheibe. Der Regen wob dichte Schleier, daß der Blick kaum übers Gärtchen weg drang. Die Ratsbrücke schon bot sich nur noch wie ein dunkler Fleck; darüber hinaus war alles grau in grau gehüllt. „Ein elendes Dasein. Könntest du wenigstens auf ein paar Tage nach Berlin fahren, dir frische Kraft zu holen. Selbst dafür reicht's nicht." Und er fluchte in sich hinein; die Arbeit schritt nicht voran, sein Barbestand nahm stark den Krebsgang; Meifert lehnte einen neuen Vorschuß ab, und zum zweiten Male Georg um Hilfe angehen . . . „Lieber verrecken."

Aus der Küche heraus erhob Jette die Stimme. „Deern, was hast dir da angezogen. Willst auf Maskerade?" Und dann, als sie die Erklärung vernommen, schmunzelnd: „Wenn Hans das so haben will. . . Da ist auch eine Zeitung aus Berlin für dich angekommen, mit was Blauangestrichenem. Wie sie dem Professor sein Bild loben; ist rein nicht zum glauben. Zweie haben's gleich kaufen wollen."

Annemarie nahm das Blatt an sich. „Kein Wort zu Hans oder zu Onkel, bis ich's dir erlaube, Tante. Hans ist schlecht gelaunt, weil er bei dem Wetter nicht arbeiten kann. . ."

„Versteh' ich, Mieken; ist akkrat so, als wenn ich kochen will, und das Feuer brennt nicht. Kommt auch mal wieder Sonnenschein." Sie sah hinaus. „Nu guck einer an; sollten wir weiße Weihnachten kriegen; da sind Flocken im Regen, regelrechte Schneeflocken."

„Gäb's Frost, wäre alles gut." Im Musikzimmer wandelte Annemarie das Wort ein wenig: „Es gibt Frost, Hans; und damit klaren Himmel und Sonnenschein. Nun wird alles gut."

Digitized by Google

Antwort oder Zustimmung erhielt sie nicht; er betrachtete sie; die Prüfung nahm ihn gefangen und vertrieb ihm alle anderen Gedanken. „Auf die Treppe, Lieb; Stellungen zu proben."

Er probte lange; er quälte sie geradezu; die rechte Stellung fand er trotzdem nicht. Nur ein Gedanke kam ihm: „Nimm ein Gesangbuch in die Hand, dem Bilde einen Namen zu geben: ‚Kirchgang'. Ahntest du, wie viel von einem guten Titel abhängt: er beeinflußt die mitschaffende Phantasie des Beschauers, prägt ihm das Gemälde ein. . . Dich zu zeichnen, selbst dazu reicht das Licht nicht. Und außerdem: wir werden zum Essen gerufen."

Es schmeckte ihm nicht: Jettchen tischte immer wieder dasselbe auf, richtige, derbe Hausmannskost, ohne jede Feinheit, ohne irgendeinen Gaumenreiz. Er war ihrer Speisen ebenso überdrüssig wie Onkel Kapitäns Schnurren und Schwänke.

Wie der wohlanständigen Behäbigkeit, der spießbürgerlichen Ehrbarkeit hier. . .

Wie der Abende im Doktorhause drüben. . .

Wie der trägen Genügsamkeit im ganzen Orte, dieser verfluchten Genügsamkeit, die dem geringsten Ungewöhnlichen scheu ausbog, das kleine durch wichtigtuerisches Aufputzen zu lächerlicher Erhabenheit emporschraubte und vor dem wahrhaft großen verständnislos das Maul aufriß: „Wo kannt angahn."

Griesgrämig vereinsamte er sich ins Musikzimmer.

Nach einer Weile brachte Annemarie den Kaffee. „Onkel Kapitän ist weggegangen, Tante wird durch Musik nicht im Schlafe gestört. . . Bitte, Hans, wir spielten so lange nicht vierhändig."

„Meinetwegen." Er begann zwischen den Noten zu wühlen. Heft um Heft flatterte auf den Teppich, von Ausdrücken der Unbefriedigung begleitet. Eine Fuge von Bache geriet ihm unter die Hände. Sie war ihm unbekannt. Das Thema zog ihn an. Er streckte sich aufs Sofa und las.

Annemarie zog sich ans Fenster zurück, ihn nicht zu stören. Die Dämmerung senkte sich herab. Gegen die Scheiben platschte in melancholischem Gleichklang der Schneeregen.

Vom Sofa her kamen andere Töne, die festen, gleichmäßigen Atemzüge eines Schlafenden. Sie schlich zu ihm hin, auf den Zehenspitzen, ihn nicht zu wecken; bedeckte ihn mit dem Überzuge des Flügels und lächelte ihm zu.

Worauf sie dem Nähkorb eine Stickerei entnahm. Ein Einsatz war es; für ein Hemd; für ihr Brauthemd. Stich um Stich führte sie die Nadel. Ein leuchtender Glanz schimmerte in ihren Augen; über ihre Züge breitete sich ein seliges Lächeln, ein Widerschein der Wonnen, in denen ihr Herz vorausahnend schwelgte.

* * *

Über Nacht gaben die Regenwolken sich endlich aus. Der lang entbehrte Sonnenschein erweckte den Ort zu frischem Leben: Krischan Böbs segelte mit seinen Genossen auf Fang; Jochen Ellfeldt steuerte in sein Kontor; die Frau Pastorin fuhr zu Weihnachtseinkäufen in die Stadt, und Annemarie umhalste voll Freude Hans. „Behalte ich recht, daß du heute malen kannst. Nun wird alles gut."

Er beschnitt die Begrüßung mehr als ihr lieb war, und machte sich wortkarg an die Arbeit.

Das Hauswesen nahm den gewohnten Gang; Jette trippelte ab und zu, und jedesmal stand sie einen Augenblick schmunzelnd bei Hans still. „Wie du das so herauskriegst. Ich weiß, wie schwer das ist, ich hab' früher oft gezeichnet. Es wollt bloß nie so recht." Der Fleischer brachte seine Ware; der Gehilfe des Kolonialwarenhändlers fragte vor . . . jeder beguckte das entstehende Bild und verkündete durch den Ort: „Jetzt malt er Kapitän seine Diele."

Die Neugier erwachte; am folgenden Morgen schon schrillte die Hausglocke häufiger als sonst, und am Freitag riß ihr mißtöniges Gebimmel kaum ab. Unter den schlechtesten Vorwänden drangen sie herein, jeder wähnte sein Kunstverständnis durch Lob und Rat bekunden zu müssen, und jeder riet und lobte anders. Hinerk Böbs faßte seine Anerkennung in eine Bitte: „Daß die Brosche meiner Altschen gut rauskommt, hat mich bare achtzig Daler gekost't." Der Lehrer redete was von vorzüglicher Farbenwirkung; Meifert bließ kräftig ins Horn: „Ein Genie, ein zweiter Scholz", und schloß stets mit einem Preislied auf seinen Neubau; und Ida Ekmann begeisterte sich, bevor sie noch recht hingesehen: „Wunderhübsch. . .

Digitized by Google

Die Treppe. . . Und du wirst ordentlich ähnlich, Annemarie."

Annemarie sog jedes Wort des Lobes ein, ohne lange Prüfung, wer es spendete. Hans fluchte: „Die Banausen", und spritzte dem nächsten Störenfried wie aus Versehen einen Farbenklecks auf den Paletot. „Der kommt nicht wieder."

Als Sankt Nikolaus von Haus zu Haus zog, sagte Hans: „Fertig; jetzt dein Urteil, Lieb."

Sie zögerte, da lag etwas über dem Bilde, das ihr mißfiel; nur: sie konnte es nicht mit Bestimmtheit ausdrücken. „Die anderen Bilder leuchten mehr, sind lebndiger, sprechen unmittelbarer zu mir. . . Und auch mein Bildnis. . . Sehe ich wirklich so aus; so . . . so alt?"

Ihr Frage überraschte ihn. Eingehend verglich er Bild und Modell, zu ändern fand er nichts. „Das Kostüm täuscht dich. Vielleicht blickst du nicht immer so ernst. Was ist daran gelegen: nicht auf die naturgetreue Wiedergabe kommt es an: auf meine Auffassung. Ich lasse das Bild wie es ist. Ich habe schon zu viel Zeit und Kraft daran verschwendet. Besonders bei Meiferts glänzender Bezahlung." Ärger zerhackte seine Worte. Wahllos warf er die Pinsel in ihren Behälter und schalt noch, als Annemarie sie sorgfältig verpackte.

Sie ließ es sich nicht anfechten; sie bedachte, wie hart Scholz Guste angefahren und wie bald er durch die Tat die Richtigkeit ihres Urteils anerkannt hatte. „Überlege in Ruhe, Hans."

„Was ist da noch zu überlegen. Und woher die Ruhe nehmen. Kriege ich nicht heute noch ein Schiff mit vollen Segeln auf meine Platte, nehme ich morgen das erste beste Motiv für das letzte Bild. Ich will voran, will Geld sehen, will endlich des Lebens wieder froh werden." Seine Faust fiel schwer auf den Flügel. In den Saiten erhob sich ein Schelten und Wimmern.

Annemarie reckte sich auf. Ihre Augen blickten fast so ernst wie auf dem Bilde. Schärfer prägten die Linien am Kinn sich aus. Ein Wort der Mahnung kam ihr auf die Lippen; im Gedenken an Guste kleidete sie es in eine Frage: „Ist dies Benehmen deiner würdig, Hans. Willst du dir selber untreu werden und in der Ungeduld des Wartens deine Kunst verraten."

Er lachte kurz auf: „Gehorsamen Dank für die Predigt; sie war fast so erbaulich, wie die von Jettchen vordem; leider bin ich nicht Hänschen. Und darum: adieu, bis du bei besserer Laune bist." Hinter ihm fiel die Tür ins Schloß, verhallte unbeachtet Annemaries bittender Ruf: „Nicht so, Hans; nicht so. . ."

Er stürmte davon; ließ sich nach der sandigen Halbinsel übersetzen und rannte aufs Geratewohl ins Land hinein. Anfangs lief ein Fußweg neben der Landstraße. Hinter dem einsamen Gewese verlor er sich in den räderzerwühlten Knüppeldamm. Zur Linken schimmerte das weite Haff herüber, das der Strom sich in grauer Vorzeit gegraben; gegen das Meer hin wurde der Gürtel von Tannen, Kiefern und Erlen schmäler. Der Weg bog zum Strande ab; die Steine verschwanden; nur noch windverbogene Birken bezeichneten die Straße, dann verlor sie sich im Sande.

Müde hockte Hans auf einen Haufen Seetang nieder. Öde war es hier, unfruchtbar, still und verlassen. Wie im Städtchen drüben, wie im „Alten Zoll". Einer konnte hier verrecken, und vielleicht nach Jahren erst begrub man seine gebleichten Gebeine. Ehrenvoll, selbstverständlich höchst ehrenvoll, mit Predigt und Trauermusik und Zeitungsartikel. . . Wie so manchen armen Teufel, der gestrebt und gestrebt, das Höchste geleistet, Ruhmes und Goldes wert gewesen . . . und den man hatte verhungern lassen, weil er nicht ein Steinklopfer geworden war, oder ein Anstreicher. . .

Die Sonne sank hinab; vom Meere her strich es kalt herüber. Schritt um Schritt schleppte Hans sich heimwärts. Als er die Fähre erreichte, war die Nacht angebrochen.

In der Koje des „Alten Zoll" erlosch das Licht; aus dem Eckzimmer des ersten Stocks erstrahlte freundlicher Lampenschein, wie ein Wegweiser, wie ein Leuchtfeuer am Eingang des bergenden Hafen. . .

Vor Annemarie lag das Buch über „die Kunst der Malerei" aufgeschlagen; ihre Gedanken glitten darüber hinweg zu ihm, der es ihr geliehen. Die erste Aufwallung, der erste, heftige Schmerz waren verflogen, und auch die Traurigkeit über seinen Jähzorn wich liebevollem Verstehen: „Arbeitsunrast umdüsterte ihn, Angst vor Verkennung und Not, Sehnsucht nach Frieden und Freude. . ."

Digitized by Google

Die Hausglocke schellte, leise und heimlich; unter verhaltenen Schritten schwankte die Treppe, bog sich der Hängeflur; eine zaghafte Hand öffnete die Tür. . .

„Lieb. . .“

Ihre Arme umhalsten ihn, ihre Lippen erstickten jedes Wort Vergebung erbittender Entschuldigung.

* * *

Von Norden jagten die Wolken heran, hoch oben, in aufgelösten Scharen.

Auf ihnen ritt der Winter ins Land; band in einer Nacht die Tümpel; fesselte nach kurzem Kampfe die Siechenbucht; versuchte seine Kraft am Strome. . . .

Der Strom widerstand. Das Meer höhnte: „Ich bin der Stärkere. . .“

Trotzig entblößte der Winter das frostblanke Schwert, faßte es in beide Hände, holte weit aus zum Schlage. . .

Angstvoll duckte sich der Strom; vergeblich wehrte das Meer sich. . .

Da schickten sie von der Stadt Eisbrecher, die Fahrrinne offen zu halten. In mächtigem Anprall rannten die Dampfer den halben Leib auf die Schollen: ein Krachen, Splittern, Platschen: die Schollen barsten, kraftlos taumelten die Brocken davon. Rückwärts arbeiteten die Schrauben, standen still, setzten zu neuem Vorstoß an. . .

Als die Nacht einbrach waren die beiden Dampfer bis zum „Alten Zoll“ vorgedrungen.

Als die Sonne blutrot sich erhob, hatten die Schollen sich brüderlich geeint, fester und stärker denn zuvor.

Unverzagt nahmen die Eisbrecher die schwere Arbeit wieder auf, bis sie siegreich das offene Meer erreichten.

Die in der Stadt hörten mit Freude die gute Nachricht; im Orte rüsteten die Fischer die Kähne zu neuem Fange und blieben nur auf ihres Altermannes Warnung daheim. „Wir kriegen Schneetreiben.“

Von Westen schoben sich die Wolken heran, langsam, grau-blau gewandet, dicht geschart, sich zu wärmen; und sich zu beschützen vor dem Drohen des Winters. . .

Der Frost fiel über sie her, biß ingrimmig zu, zerriß, zerfleischte. . .

Furchtsam flohen die Flocken, ein Raunen von Todesfurcht webte durch sie hin. . .

Und eine Ruhe breitete sich über die Erde; eine trübe, träge Ruhe, ohne die Lust frohbeendeter Arbeit, voll schwermütiger Ergebung in die Gewalt des Unentrinnbaren, voll seufzender Sehnsucht nach dem Glücke des Lichtes und der Sonne. . .

* * *

„Liebe Freunde. Für den dritten Adventsonntag hat die Kirche als Text die Frage bestimmt: „Bist du es, der da kommen soll, oder müssen wir eines anderen warten.“ Die Antwort bringt der vierte Sonntag. Laßt uns Frage und Antwort in eins fassen: ‚Nicht warten, freudig ergeifen.‘ Worauf waren? Daß der Christus uns geboren werde? Von jeher ist er geboren, von jeher flammte im Menschengeschlecht die Sehnsucht nach dem Göttlichen. Aber was ist göttlich. ‚Gehet hin und saget Johannes, was ihr sehet und höret: den Armen wird das Evangelium gepredigt.‘ Ja, das Evangelium werktätiger Liebe, freudiger Arbeit, treuer Pflichterfüllung. Nicht rastende Ruhe ist göttlich, wirkendes Schaffen allein.“

Andächtig horchten sie auf, Männer und Frauen, Alte und Junge, die Worte packten sie; das Neue, Geheimnisvolle reizte sie. Selbst Doktor Manners fühlte sich hinausgehoben über den Alltag, erschaute wunderbare Weiten, spürte etwas von dem Frieden und der Freude vergangener Jahre. . .

Annemarie wandte keinen Blick von Gädertz ab; es war ihr, als sänge er allein für sie dieses Hohelied reiner Liebe in rastlosem Nächstendienst und fröhlicher Hoffnung. Es kostete sie einige Mühe, die Gedanken klar zu erfassen, obwohl Gädertz ihr unter vier Augen schon häufiger ähnliche Anschauungen dargelegt hatte. Und sie war sehr zufrieden, daß er noch kürzer als sonst sprach, ihre Kraft, ihm zu folgen, war fast erschöpft.

Sie fühlte eine Berührung und lächelte: Tante Jette erwachte aus sanftem Schlummer, blinzelte verlegen und faltete schnell die Hände. Und als sie den Blick über die Gemeinde hinsandte, fand sie noch manche, die wenigstens innerlich geschlafen hatten; sah beschämt Gädertz nach, und sandte ihm einen stillen Gruß

Digitized by Google

in die Sakristei: „Für mich mühtest du dich nicht vergeblich."

Der Gesang verstummte, die Gemeinde brach auf. Vor der Kirchentür staute die Menge sich, der steile Weg hinab war glatt vom Schnee. Den Jungen machte es nichts aus, die Alten sorgten, ob sie mit heilen Knochen unten landen würden.

Annemarie faßte Tante Jette fest unter den Arm und warnte Onkel Kapitän: „Warte, ich hole dich gleich nach."

Er knurrte sie zwar an, blieb aber zurück und wurde ganz stolz auf sie, daß sie so sicher und sorgsam Jette hinablotste. Mit ihrem Heraufklimmen war er um so unzufriedener: sie trat in den lockeren Schnee, neben dem gebahnten Wege, über die Grabhügel hinweg. „Mieken, du nimmst den Toten die Ruhe."

„Die Lebenden vor dem Tode zu bewahren." Die Röte des Frostes und der Erregung färbte ihre Wangen.

Doktor Manners reichte ihr die Hand; seine Lippen blieben geschlossen; seine Blicke bewunderten ihren Mut, beneideten sie um die Tat. Schritt um Schritt stieg er hinab, fest auf den Schirm gestützt, der doch seinen Seidenhut vor dem Schneetreiben beschützen sollte. Vor der Treppe hielt er an, die eine Stufe machte ihm Angst. Und da war niemand, ihm eine hilfreiche Hand zu bieten.

An ihm vorüber geleitete Annemarie Onkel Kapitän zu Tante Jette, hakte sie unter, führte sie sicheren Fußes voran. . .

Er stand noch immer vor der Stufe; schaute ihr nach, bis die enge Gasse sie verschlang, holte tief Atem. . .

Um ihn herum webten die Schneeflocken eine Ruhe voll schwermütiger Ergebung in die Gewalten unentrinnbarer Gewissenspflichten...

* * *

Wie ein Leinlaken breitete der Schnee sich über Strand und Meer. Den Gartenzaun unterschied Hans noch, darüber hinaus wirbelte der Flockentanz alles grau in grau zu einer Masse ohne Licht, ohne Schatten. „Widerlich."

Er mischte sich einen Teepunsch. Es war kalt im Zimmer, obwohl der Ofen bis zum Zerspringen glühte. Die Zitrone fehlte ihm, da war nicht eine im Hause.

„Widerlich, widerlich."

Aufs Geratewohl griff er nach einem Buche, faßte den Faust, blätterte. . .

„Und fragst du noch, warum dein Herz
sich bang in deinem Busen klemmt.
. . . . . .
Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land" . . .

„Ohne Nostradamus Buch? Und statt ins weite Land in die Enge des ‚Alten Zoll'. Widerlich; widerlich; verflucht widerlich."

Der Faust flog in die Ecke, fing sich in den Maschen des Netzes, klapperte gegen einen Rahmen. . . .

„Das Bild, das Bild."

Vorsichtig holte er es heraus, ob es auch gelitten, trug es auf die Staffelei. . .

In Sommersonnenklare grüßte der Mövenstein. . . Ein Scheinen strahlte von ihm aus, ein Blinken und Leuchten, breitete Wärme ringsum, belebende, beseligende Wärme . . . Und auf seinem Rücken träumte lichtumflossen in keuscher Nackte eine, unbewußt ihrer kaum erschlossenen Jugendschöne; träumte, den Blick auf das weite Meer gerichtet. . . Eine Frage stand in ihren Augen; ein ahnungvolles Suchen, ein liebendes Hoffen, ein vertrauensvolles Harren, ein erstes Erwachen zum Leben, ein erstes lächelndes Sehnen nach Glück. . .

Seine Hände falteten sich; Ruhe befriedete seine Erregung, die erhebende Ruhe der Andacht, verzückter Andacht vor dieser Offenbarung seiner Kunst. Und Seligkeit weitete ihm Herz und Sinne, schwellte sein Hoffen zur Gewißheit, verbürgte brennendem Verlangen herrlichste Erfüllung und berauschte ihn, daß Traum ihm zu greifbarer Wirklichkeit erwuchs; die Enge um ihn fiel, die Tiefe hob sich zu sonnumstrahltem Gipfel, Mangel wandelte sich in Reichtum, Nichtbeachtung in begeisterte Umwerbung, Verkennung in Lobpreis, Berühmtheit, umjubelte Schilderhebung. .

Im Grau des Schneetreibens erschien ein lichtgelber Fleck, wuchs und gewann an Glanz, zerteilte den Flockenschleier, strahlte rötlich auf.

„Die Sonne, die Sonne." Annemarie jauchzte es hinein in die Stille; ein Wahrzeichen dünkte ihr der Durchbruch des Tagesgestirnes, eine Verheißung: „Nach Not Freude, nach Kampf Sieg." In wundervoller Klare und Weite enthüllte sich plötzlich die Landschaft.

Digitized by Google

Bäume und Büsche hatten sich mit glitzerndem Winterlaube bekleidet; die Borkenhütte trug ein weißes Dach, der Mövenstein einen Kreuzrittermantel. . .

Bis an das Riff blinkte das Eis. . .

Dahinter ruhte das Meer blau, tiefblau...

Und diese kalte Luft tat wohl, unsagbar wohl; erfrischte den Kopf, befreite die Stirne von törichten Gedanken, verdrießlichen Sorgen zu froher Lebenslust, zu freudiger Ausschau in die Zukunft. . .

„Hintenherum durchs Gärtchen; den Schnee abgestäubt; sachte auf die Schwelle. . .“

Eine heiße Wolke von süßlichem Tabakqualm schlug ihr entgegen, ein betäubender Duft von Wein und Gewürz beschnitt ihr den Atem. Ein Schrei nach Luft drängte sich ihr auf. Sie würgte ihn hinab, trat wortlos an Hans heran, ließ sich von ihm auf die Knie ziehen. . .

Und versenkte sich wie er in das Bild, schweigsam vor Freude, voll Vertrauens in den Erfolg, voll Hoffnung nahenden Glückes. . .

Unverwandt hielt er den Blick auf sein Werk gerichtet; sein Stolz wuchs noch; unfehlbar-gewiß ward ihm, was er sich ersehnte: ihre stille Ergriffenheit brachte ihm die Erstlinge lauter Anerkennung. Enger und enger umschnürten seine Arme ihr Brust und Hüften; beklemmend preßten seine Lippen sich auf ihre; in seinen Augen funkelte es, jeder Nerv war gespannt.

Sie senkte die Lider, verwirrt durch seine begehrliche, Begehren weckende Liebkosung; und süßes Erbangen vor seiner Kraft verlockte sie zu sehnsüchtigen Träumen von heimlichem Glücke; vor dieser überquellenden Kraft, zart und gewaltsam zugleich, Gewährung erflehend, Zwang androhend. Das Blut wallte ihr zu Herzen, ein Taumel umnebelte ihre Sinne.

In ihm ebbte die Erregung und räumte abwägendem, klärendem Urteil den Platz. Langsam, mehr für sich, als für sie bestimmt, faßte er es: „Die Figur vertrüge noch Farbe. Aber hier ist Mangel Vorzug; das Durchscheinende, Halbverschleierte hebt das Märchenhafte gegen die kräftigen Töne der Umgebung hervor. Höchstens der Schatten auf dem Rücken. . . So kann ich nicht genau sehen, ich muß weiter abtreten. . .“ Er setzte sie von seinen Knien und brachte die ganze Länge der Stube zwischen sich und die Staffelei. . .

Sie zog sich bis an die Verandatür zurück, ihm den Blick auf das Bild freizugeben, und suchte einen Halt an der Wand. Eine Schwere lähmte ihre Glieder, begehrende Furcht ihre Gedanken. Wie unter einem Zwange lugte sie zu ihm hinüber.

Er gab sich ganz seiner Kunst hin; prüfte von neuem jede Linie, Licht und Schatten; verglich Bild und Modell. . .

Die Wulste über seinen Brauen schwollen an: dort eine, keusch in ihrer nackten Schöne, mit weichen, mädchenhaften Zügen, mit Augen voll Wunderns und Fragens. . . Und an der Tür eine . . . der Frost hatte ihre Wangen unzart gerötet, unschön ihre Züge herausgemeißelt, in Starre gebunden; die Linie am Kinn geschärft, diese Linien von Eigenwillen, von Herrschaftsgelüste. Und dazu im Blick eine Verschämtheit, eine Angst, ein Grauen, wer weiß, wovor. . .

Seine Fäuste ballten sich; Ärger furchte seine Stirn: „Mißtraust du meiner Rechtlichkeit; fürchtest du Gewalt von mir?“ Spott verzerrte seinen Mund: „Kapitän hat recht, ein Pastor bist du, ein ganzer, ein zwiefacher. . .“

Entsetzen packte sie, eine unheimliche Angst vor dem wilden in seiner Haltung, in seinen Zügen. Wie zur Abwehr hob sie die Hände. Und fand doch weder den Mut noch die Kraft davon zu fliehen; sah ihn langsam nahen, den Kopf vorgeneigt, die Arme ausgestreckt. . .

Ein Windstoß öffnete das Fenster; erfrischend strömte die reine Winterkälte auf sie ein, vertrieb ihr die unlauteren Gaukelbilder, stählte ihren Willen. . . „Ins Freie, Hans; in die Wahrheit, in die Klarheit . . .“

„Geh voran.“ Er rettete sein Bild vor dem Wirbel der spitzen Kristalle. Bis auf die Knochen durchschauerte ihn der Frost.

Und diese vernichtende Enttäuschung: „Vergangen, ach vergangen, des Maien Blütenpracht. . .“

* * *

Die Eisbrecher hatten den Kampf aufgegeben; an der Ratsbrücke lagen sie eingefroren.

Untätig hockten die Fischer daheim, so weit der Blick in See trug, war kein offenes Wasser zu sehen.

Die Sperlinge plusterten das Gefieder auf, und die Menschen schützten sich so gut sie konnten

Digitized by Google

gegen die schneidende Kälte; Doktor Manners trug seinen Pelz, und der alte Postbote wickelte einen Strumpf um den Hals.

„Ein Brief aus Berlin für Herrn Hafenmeister."

Jette trippelte in die Koje und wiederholte die Meldung; ihr Gesicht rötete sich vor Erregung.

Jochen Ellfeldt seufzte erleichtert auf: „Endlich", und hielt das Schreiben weit von sich ab, klarer zu lesen. Es währte lange, bis er sich durch die vier Seiten hindurch gelotst hatte; auch dann noch sah er eine Weile bedächtig vor sich hin, bevor er Jettens sorgende Neugier befriedigte: „Was drin steht? Verjuxt hat er sein Vermögen."

„Jochen." Ein Schmerzensschrei tönte ihm sein Name entgegen.

„Lies selber."

Ihre Wangen wurden durchsichtig vor Blässe; Klage über Klage stöhnte in die Stille: „Der arme Junge. . . Wär' der Alte nicht so strenge gewesen. . . Hätt' sein Bruder ihn angeleitet . ."

Bis die dritte Seite ihren Mut wieder hob. „Der Professor hat seine Bilder angesehen; lobt sie; will ihm um Mieken helfen. . . Jochen, es kann noch alles wieder gut werden, meinst du nicht?"

Jochen Ellfeldt knurrte Unverständliches in den Bart; las von neuem andächtig den Brief; kämmte mit den Fingern durchs struppige Haar.

„Jette, reich' mir mal das heiße Wasser vom Ofen. Ich hab' Lust auf einen Grog."

Jettens Zuversicht wuchs; seit vielen Tagen hatte Jochen keinen Grog getrunken. Und sie wagte eine Fürbitte für Hans. „Wenn er was kann, und der Professor ihm beisteht, und du ihm zulegst. . . Du hast es ja dazu, Jochen. Und wo Mieken ihn so lieb hat. . ."

„Ich einem zulegen, der sein Geld verbummelt hat." Jochen Ellfeldts Fäuste fielen schwer auf den Tisch. Da blieben sie liegen, ganz ruhig, wie ein wohl vertäutes Schiff. Und in seinen Augen glänzte es mählich immer listiger und vergnügter. Endlich lachte er sogar mitten aus seinen Gedanken heraus laut auf. „So 'n Frugensminsch. Un ik Döskopp wär noch so natt achter de Ohren, ehr to glöven. Na, wenn eener veer Mand nich an Land west is. . . Un as Gott de Herr den Schaden annern Morrn bi Licht besäh, weg wer de Hüer bit up den letzten Dreling. Enmal im Leben mut en uttoben, beter as Maat denn as Kaptein, vör de Eh, as mit 'n Ring. Un will he in sik slahn. . ."

„Jochen, lieber Jochen. . ." Der guten Alten, die von jeher mit den Tränen gegeizt, wurden die Augen naß.

Er legte beide Hände auf ihre Schultern. „Wegen Mieken, Jette; weil sie sich so schön rausgekrabbelt hat. Und weil ich bei ihm nu manches versteh. . . War wohl die Scham. Besonders vorm Herrn Bruder. . . Werd' schon den rechten Kurs finden. Bloß: reinen Mund gegen beide halten. Erst will ich mein Testament machen. Das hab' ich mir nun mal vorgenommen. Will gut beschlafen sein. Kommt auch auf ein paar Wochen nicht an; nur daß es recht wird, und das Geld für Mieken sicher gestellt bleibt. Er könnt doch noch mal wieder ein Turn kriegen. Hoff's nicht, aber: sicher ist sicher." Er leerte das Glas Grog und erhob sich. „Jetzt geh' ich zu Mutter Clasen. Die glauben sonst gar, ich sei all dod." Mit vollen Segeln fuhr er davon.

Jette vergaß die Geschichte unterm Strich; sie hatte besseres zu bedenken: Miekens Aussteuer. Und sie plante und schrieb und rechnete, daß ihr die Augen brannten und die Finger steif wurden.

Auch Hans brannten die Augen, verklammten die Finger: vor Kälte. Auf dem Eise des Meeres hatte er die Staffelei aufgestellt, vor sich das Kreuz auf der Spitze der Mole, im Hintergrunde den Leuchtturm. Mit fliegendem Pinsel schaffte er voran, ohne Lust, den Kopf mit Sorgen beschwert, und dennoch mit äußerster Aufmerksamkeit und Anstrengung: „Schund liefere ich nicht."

Eine Erlöserin aus dem Tretrad der Pflicht nahte sich ihm die Dämmerung.

Erschöpft sank er auf das Sofa daheim; Ruhe wurde ihm nicht. „Nur noch dreiundzwanzig Tage bis zum fünfzehnten Januar, und noch dieses Bild und eine Supraporta fertig zu malen. Verdammt viel. Aber: ich will; am fünfzehnten Januar wird abgeliefert, wird das Geld erhoben. Und dann . . . frei ist der Bursch." Wild dröhnte sein Sang durch den Raum.

* * *

Digitized by Google

Vom Himmel hoch, da komm ich her;
ich bring' euch neue, gute Mär;
der guten Mär' bring' ich so viel,
davon ich singen und sagen will."

Vom Kirchturm bliesen sie es in den Frieden der Christnacht hinein.

Die Alte im Siechenhause faltete die verknöcherten Finger; Hinnerk Böbs lüftete die Mütze; Pastor Gädertz sang leise mit.

Doktor Manners Sinnen wanderte rückwärts, zu dem rührenden Bilde einer Frau, die Krankheit und Schmerzen überwand, ihm Freude zu bereiten. Und dankbares Gedenken hob ihn für kurze Weile über die Lasten seines Tages hinaus.

In der Koje faßte Jochen Ellfeldt Jettens Hand. „Ob Mieke nächstes Jahr bei uns feiert, oder wir was hinbringen?" Er puffte sie freundschaftlich in die Seite und plinkte ihr zu. „Wiegen sollen nichts mehr taugen. Wird auch wohl für ein Bett reichen."

Jette steckte ihr Hasenschnäuzchen heraus. „Wenn wir das noch erlebten, Jochen. . ."

„Warum nicht; junge Leute wie wir beide, noch nicht siebenzig. . ."

Vor der Tür schmiegte sich Annemarie an Hans. „Frieden auf Erden, dir und mir und allen, die liebend Gott suchen."

Eine lange Weile blieb er ihr die Antwort schuldig. Es würgte und zerrte ihn. Er wünschte, wie in Kindertagen ein Amen zu beten, und bedachte nur: „In acht Tagen sollst du Miete zahlen; da bleiben dir keine zwanzig Mark für dich selber. . . Und das letzte Bild ist noch nicht fertig. . . Und wenn Meifert dir nicht zahlte, nicht zahlen könnte. . . "Und Furcht erwürgte das Amen.

Die Klänge verstummten; das Schweigen der Nacht breitete sich über den Ort, den Strom, den Strand, das Meer. . .

Auf dem Schnee lag das Glitzern der Sterne; Mars stritt mit Jupiter um die Herrschaft. Zornig rot flammten seine Strahlen.

Wie die Augen von Hans. „Zwei blaue Lappen als Weihnachtgeschenk vom Kapitän. Unverschämtheit. Ein Trinkgeld wie für den Fleischerburschen oder die Botenfrau. Oder sollte es ein Köder sein. Verflucht." Zerknittert flogen die Scheine auf den Teppich. Seine Blicke starrten ihnen nach. Widerstrebend bückte er sich. „Nur geliehen, Kapitän. Der Knüppel liegt beim Hund. Und als Köder. . .: Döskopp, un en bannig groten dorto."

* * *

Vom Meere her dröhnte ein kurzer, scharfer Knall: das Eis klaffte auf. Das machte die grimme Kälte.

Es fror die Menschen in überheizter Stube; es fror das Vieh in strohgeschütztem Stalle; es fror die Saaten unter wärmender Schneehülle.

„Ein gutes Jahr, Lenchen." Hans zog den Malerbock ans Sofa heran.

Sie streckte kaum die Fingerspitzen unter den Decken hervor. „Was soll es mir Gutes bringen, mir."

„Warum dir weniger als mir; oder mir mehr als dir. . . Ich träumte diese Nacht von der großen Goldenen. Vielleicht wird's trotzdem wahr. Und sonst. . . Sonst warte ich noch. Und schnüre den Bauchriemen enger." Er brannte eine Zigarette an; seine spöttisch verzerrten Lippen hielten sie nicht, sie glitt auf den Teppich; ein beizender Geruch von angesengter Wolle kräuselte sich empor. „Und was das neue Jahr dir einträgt. . . Hat van der Straten schon zugesagt?" Ihre Achseln hoben sich stoßweise.

Er preßte den Hacken auf den glimmenden Teppich. „Also immer noch nicht angefragt?"

„Es hätte ja doch keinen Zweck."

„Und dein Roman?"

„Könnte ich einem diktieren . . . Das ewige Schreiben halte ich im Arm nicht aus."

„Aber mit Georg hast du dich ausgesprochen?"

Sie kroch tiefer unter die Decken. „Was erreichte ich bei ihm. So wenig wie bei van der Straten. Ich bin nun mal zum Leiden verdammt."

Bei ihm brach die Ungeduld durch. „Wer sich nicht helfen will, dem ist nicht zu helfen. Leb wohl."

Der Treppenläufer fühlte seine harten Tritte; die Tür der Sprechstube erbebte unter seinem Pochen.

„Ein gutes neues Jahr, lieber Hans." Doktor Manners schüttelte ihm die Hand; wiederholte mit großer Herzlichkeit: „Ein gutes Jahr, und die Erfüllung aller deiner Wünsche"; überlegte und fuhr fort: „Annemarie klagte mir vor einiger Zeit, wie still Onkel Kapitän vor sich hin-

Digitized by Google

lebe. Ich nutzte den Jahreswechsel, mich von seinem Befinden zu überzeugen, und darf mit gutem Gewissen dich beruhigen: es kann sich nur um eine leichte Magenverstimmung gehandelt haben."

„Um so besser." Hans trat vor den Kachelofen. Und lachte kurz auf. „Naiv, diese Bilder. Wie einer um solches Nachtgespenst von Bathseba eine süße Sünde begehen konnte, ist mir rätselhaft. Die Italiener verstanden sich besser auf die Darstellung nackter Frauenkörper. Ihre Modelle waren auch wohl schöner." Zerhackt, überstürzt kam es heraus. Seine Finger mißhandelten den kurz geschorenen Schnurrbart. „Ehe ich vergesse: verschreibe mir irgend ein leichtes Schlafpulver. Ich bin abgearbeitet, finde keine Nachtruhe mehr. . ."

Doktor Manners neigte zustimmend das Haupt. Seine Feder zögerte vor Gedanken, die ihm schmerzlich ans Herz griffen. Und eine Frage drängte sich ihm drohend auf: „Vertreibt nur Überarbeitung dir den Schlaf." Bedächtiger als sonst noch wählte er Mittel und Mischung; wog er die Worte, seine Hilfe anzubieten, auf daß Gutbegonnenes zu gutem Ausgang gedeihe. Jeder Satz kostete ihm eine Überwindung. Lockender als jemals trat ihm Annemaries Bild vor Augen.

Voll Ingrimm lugte Hans in die Ecke hinterm Schreibpult, wo in Kindertagen das spanische Rohr gedroht hatte. Ein Fluch würgte sich ihm auf die Lippen: „Glaubst du, daß du dir mit zweitausend Mark das Recht erkauft hast, mir Moral zu predigen, den Weg vorzuschreiben, deinen Willen aufzuzwingen. . ." Zerknittert sank das Rezept in seine Tasche. „Vielen Dank, Georg. Hoffentlich nützt es. Lebwohl. Ich muß weiter. Übrigens: laß draußen fegen; vielleicht kämest du noch vor deiner eigenen Tür zu Fall."

Tiefes Rot färbte Doktor Manners Backen: er hatte es verstanden.

Geraden Weges eilte Hans in die Einsamkeit seines Ateliers. Von der Staffelei herab grüßte in Fischerinnentracht Annemarie. Ernst lag in ihrem Blicke; eine Frage, eine bittende, verlangende Frage. Und kräftig hob sich ihr Kinn, willensstark, gehorsamerzwingend. . .

„Du; übertreib's nicht. Alles ertrage ich, nur keinen Zwang."

Er versteckte das Bild in die Ecke; holte das von der Nordermole mit dem Kreuze im Vordergrunde hervor. . .

„Drei Tage, höchstens vier. . .: dann gibt's Geld; früher als ich gehofft, und mit dem Gelde Freiheit, Frieden, Freude. . . Amen, Amen, Amen."

* * *

Hoch oben in den Lüften tobte es: von Süden brach der Sturm herein.

Im Privatkontor des Kurhauses zahlte Meifert die Goldstücke Hans vor. „Hätte ich geahnt, daß Sie die Bilder so schnell fertig malten, hätte ich Ihnen niemals das große Honorar bewilligt."

„Hätten Sie niemals die Bilder von mir erhalten."

„Nein?" Und dann gedehnt, mit einem gewissen Unterklang: „Jeder nimmt einen Verdienst doch gerne mit, auch wenn er's reichlicher hat als wir beide zusammen."

Hans schob Scheine und Gold bunt gemengt in die Seitentasche und reckte sich selbstbewußt auf. „Erlaubt sein Gewissen es."

Meifert bedachte, daß im Gemeinderate heute abend über die Neuverpachtung des Strandpavillons entschieden werden sollte; behielt gewisse Nachrichten für sich und kehrte den Liebenswürdigen heraus. „Zum Weinkauf, verehrter Meister."

„Morgen; heute. . . Ich werde daheim erwartet."

„Ein halbes Stündchen."

„Ganz im Vertrauen, Herr Meifert: ich fahre mit dem Abendzug nach Berlin. Eine besondere Angelegenheit. . . Sie verstehen. . ."

„Ein Auftrag?"

Hans hob vieldeutig die Achseln und hastete heim.

Auf dem Flur wartete schon der Tischler mit der Kiste für das Bild.

Mit eigener Hand schrob Hans es ein. „Fertig, Meister. Sie können mir das Bild als Eilgut nach Berlin senden?"

„Das will ich gern besorgen."

„Und den Koffer dazu: ich habe ein paar Tage dort zu tun; muß vielleicht noch weiter. . . Hier, Ihr Geld. Ich muß voran: mein Zug fährt in einer Stunde."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Im Giebelstübchen

In den Gassen schleppt der Tag
Müde sich nach dunklen Ecken;
Tief ein letzter Hammerschlag
Will ein müdes Echo wecken.

Stolz im warmen Purpurhauch
Rings die steilen Dächer liegen;
Längst zerteilte sich der Rauch,
Der erloschnem Herd entstiegen.

Hell der Turmuhr Zifferblatt
Funkelt, wie im Abendscheine, —
Stiller wird es in der Stadt,
Wie in einem heil'gen Haine.

Aus dem Fenster, weit gelehnt,
Lausch' ich einem alten Liede;
Wünsche, die die Brust gedehnt,
Schläfert ein der Abendfriede. . .

Thielo Kieser.

Zu den sieben Wunden / Erzählung von Gutti Alsen

Drei gedämpfte Faustschläge hallten gegen das bröckelnde Tor des alten Brügger Frauenklosters: „Zu den sieben Wunden".

Aus der Innenstadt, über die Weite der stummen Plätze, der lautlosen Straßen, der leblosen Wasser toter, schwarzer Kanäle schluchzte eine zitternde Glockenstimme her, übertönte barmherzig das von den Männerfäusten verursachte Geräusch. Und ein stillrinnender, grauer Regen, der Regen Brügges, der die letzten Farben von der verblichenen, abgestorbenen Stadt auszuwischen schien, schob sich als dichter Vorhang vor jede Zudringlichkeit etwa spähender Blicke.

Die Schläge am verwitterten Gestein des Torbogens wiederholten sich, von einer hastigen erregten Hand geführt, in rascher Aufeinanderfolge.

Einige der Schiebeläden — zugefallene Lider über müden, entschlafenen Fensteraugen — öffneten einen kleinen Spalt. Winzige Lichtpunkte flackerten hinter den blinzelnd erwachten Fenstern auf, stachen mit spärlichem, zuckendem Schein ins tiefe Dunkel der ersten Nachtstunde. . .

Ein paar graue, vermummte Frauengestalten schlürften über den Hof zur Eingangspforte hin, befragten sorgenden Blickes den Auslug. . .

„Um Jesu, um der heiligen Gottesmutter willen und ihrer Schmerzen . . . tut auf. . . Ein Sterbender. . . Ein Landsmann. . ."

„Wie gut daß die Beschließerinnen schlafen," murmelten die stillen Frauen sich jenseits des Tores erschüttert zu, „wir dürfen dem Sterbenden den Eintritt nicht wehren. . . Das Weitere verfüge die Oberin. . ."

Schon knirschten die Türhaspen, die Angeln drehten sich langsam um sich selbst, dann wieder nach der anderen Richtung hin. . . Das Tor, welches die Welt da draußen verschloß, mit ihrem Kämpfen, ihrer Schuld, mit der ringenden Not haßverblendeter Völker, mit ihrem Hasten nach Wahngebilden, mit ihrem Lärmen, ihrem Tosen, fiel zu. . .

Und leise ächzend sank der belgische Soldat, das Gesicht den regennassen Steinen zugewandt, auf dem verschwiegenen Klosterhofe nieder. . .

„Wir können den Todgeweihten nicht dem Feinde ausliefern, schon wegen der heiligen Sterbesakramente. . .", sagte auch die Oberin Celeste nach kurzem Überlegen, „schafft ihn in meine Gaststube."

*

Der späte, düstere Herbstmorgen erwachte über der schleichenden Traurigkeit dieser von Todesahnen überschatteten Stadt, als die frommen Frauen des Klosters „Zu den sieben Wunden" ihre Betkapelle betraten. Zu zweien, zu dreien oder einzeln waren sie über den stummen Hof geschritten, dessen hohe, fast jeden Blattschmucks beraubte

Digitized by Google

Platanen im Frösteln des regenumrauschten Morgens bebten. Von allen Seiten, von der Unmenge der Türme Brügger Kirchen und Frauenklöster kam ein bleiches Klingen und Klagen durch die Lüfte gezogen. Und die Glocken weinten und stöhnten, alte, geborstene Klänge mischten sich zitternd hinein, jammerten, riefen ohne Unterlaß. Über alle hinweg aber sang und bimmelte mit seinen tief verstimmten Untertönen das alte Glockenspiel des Belfried, das sich heiser und müde gerufen im Zeitenlauf nach frommen, gläubigen Seelen. Immer dieselbe Melodie. . . Jahrhunderte lang. . .

Die Kerzen standen, leise flackernd, im bläulichen Nebeln des Weihrauchs, huschten mit gespenstischem Schein über die Schar andachterschauernder Schwestern. Gleich einer fernen, leidvollen Vision leuchteten vom Altarbild die blassen Glieder des Gekreuzigten her. Und nur die von sieben Schwertern durchbohrte Brust der schmerzensreichen Gottesmutter verblutete ihr Rot in diese Stätte gebrochener Farben.

Die Orgel sang leise, mit lang ausgehaltenen Tönen, und verwob sich mit dem im grauen Dämmer verschwimmenden Bilde zu einer seltsam geheimnisvollen Feierlichkeit, in welcher der ganze Rhythmus der abgeschiedenen Stadt Brügge auszuklingen schien.

Stumm, gesenkten Blickes, unhörbaren, Schrittes, wie eine Geisterprozession, zog die Versammlung wieder hinaus. Bei einer Statue ihrer Schutzpatronin, einer Miniaturausgabe der wundertätigen Madonna in der Grotte von Lourdes, unter deren Sockel eine Unmenge silberner, goldener juwelengeschmückter Hände, Füße und Herzen von dem einstigen Reichtum der Stadt, — und von Menschenelend und Glückessehnen Zeugnis gaben, blieben sie einen Pulsschlag lang stehen. Sie erhoben die stillen Blicke, senkten sie nieder, bekreuzigten sich. Und wieder tasteten bleiche Nonnenhände den Rosenkranz ab. . .

In ihrem behaglich ausgestatteten Wohnzimmer, von dessen Wänden alte Bildnisse ihrer Vorfahren, der Herzöge von Burgund, herabblickten, saß wartend die würdige Oberin Celeste. Sie hatte die jüngste der in diesen klösterlichen Verband Aufgenommenen, Schwester Angèle, gleich nach der Frühmesse zu sich bitten lassen. Ihr, der Stillsten unter den Stillen, mochte sie es am liebsten anvertrauen, wußte selbst doch nicht warum. Eines Nachts war das schlanke, große Mädchen mit den strengen Linien im weißen Angesicht einlaßheischend an der Klosterpforte erschienen, in den schwarzen faltenreichen Kapuzinermantel alter Brüggerinnen gehüllt, ein Köfferchen unter dem Arm, das nichts enthalten hatte, als etwas Wäsche und eine alte, edle Geige. Nur die Oberin wußte, wer sie sei, und von wannen sie gekommen. Es fiel ihr nicht schwer, der Bittenden Heim zu gewähren. Denn die Statuten dieses klösterlichen Aristokratinnensitzes heischen nichts als Keuschheit zum Eintritt und gewähren eine Rückkehr in jene Welt aus der zu fliehen den müden Seelen einst höchste Sehnlichkeit gewesen. . .

„Gelobt sei Jesu-Christ. . ." Schwester Angèle stand, das Kreuzzeichen machend, an der Schwelle.

„In Ewigkeit Amen", antwortete die Oberin, bot Angèle mit einladender Gebärde einen Sitz an.

Es war beinahe Mittagsstunde, als die lange, mit verhaltener Stimme geführte Unterredung beendet war, und Angèle sich, einen Hauch von Rot auf den weißen Wangen, und mit flatternden Pulsen entschlossen hatte, die Pflege des Schwerverwundeten zu übernehmen, der lieber sterben, als den deutschen Siegern ausgeliefert werden wollte, und der jede ärztliche Hilfeleistung aus Furcht vor Entdeckung erregt von sich wies. . .

*

Den Blick in die nassen, schwarzen Spiegel der in Trauer erstarrten Kanäle versenkt, in welche weiße, gleitende Schwäne stille Furchen zogen, und die getreulich das ihnen zu Seiten durchwanderte Stadtbild wiederstrahlten, schritt Schwester Angèle die feuchten, abendlichen Gassen entlang. Sterbensmüde Mauern, aus deren morschen Fugen Moos wucherte, über denen hängende Trauerweiden ihre Schwermut hinwehten öde verfallene Gäßchen, darin welke Blätter moderten, ein Gewirr schlanker und eckiger Kirchtürme, holperige Höfe zwischen verkrochenem Gewinkel sich angstvoll aneinander kauernder Häuschen, strenge, graue Fassaden aus ferner Zeit, welche manches Geheimnis zu verbergen schienen, feingliedrige, geschwungene Brückenbögen, zogen mit der trägen Flut zusammen ihren Weg dahin. Den ihr so vertrauten, stillen Weg, der trotz der deutschen Wachen hier und da, am Abend sein altes Gepräge beibehalten hatte. Sie verlor sich in einem Wirrwarr kreuz und quer laufender Gäßchen, traf in eine Arzneihandlung und erhielt nach einigem Hin und Her das Gewünschte.

Und ohne, daß sie es wußte, hasteten ihre Schritte nun eilig den Weg zurück, den sie allabendlich zu gehen gewohnt war, dessen Wehmutsfülle und Schmerzerschüttern ihr die Stadt so lieb hatte werden lassen. Aber ihre Blicke und ihre Seele rasteten nicht wie bislang mit bewußter Wonne in den Tiefen dieser stillen Klause, diesem Gefäß herzbezwingender Traurigkeit.

„Meine Geige. . .", flüsterte sie ab und zu mit großen in die Weite fragenden Augen. . .

Und diesen Abend geschah es das erstemal, daß ihre Gefährtinnen die Geige Angèles singen hörten, singen wie eine Menschenstimme. . .

Der Herbst war dahingegangen. Die raschelnden, welken Blätter auf dem Klosterhofe verkrochen sich mit der Scham über ihre Zersetzung und ihren faden Leichengeruch unter die bergende Hülle frisch

Digitized by Google

gefallenen Schnees. Und die Flocken rieselten immer noch, langsam und weich, auf den stummen, abgeschiedenen Hof, erstickten das letzte Fünkchen Leben unter ihrer Winterstarre, deckten manches Kämpfen, manches Leid zu. . .

Nach wie vor trat Angèle, sobald die frühe Dämmerung sank, ihren einsamen Gang durch die Stadt an, brachte Augen heim, die wie Rätsel in die Ferne fragten, rieten, peinigten. . . Und allabendlich rauschte nach ihrer Rückkehr das Lied ihrer Geige auf. Aber die Weise ihres Klingens war eine andere geworden. Sie hatte von Ergebenheit gesungen, in lautlosen Stätten die nicht Raum hatten für irdische Possen oder weltliches Ungemach, von traumhaft stillen Abendstunden hinter erloschenen Fenstern, vom Dämmer feierlicher Kathedralen, von Weltabgeschiedenheit und Frieden. . . Nun war etwas Fremdes in dem Tönen, das die bleichen Hände aus den Seiten holten, etwas Unrastvolles, ein Schleichen mit verstohlenen Schritten, gleich Kranken im grauen Spital oder Flüchtenden in höchsten Nöten. Dann wieder ein Klagen und Weinen über weiten Öden oder weiten Wassern, — ein Bäumen gegen Schicksalsgewalt.

Zuweilen aber . . . und dieses schien den stummen, ungebetenen Zuhörerinnen in den bleichen Klosterstuben das Seltsamste . . . zuweilen lockte, schluchzte und rief die geigende Stimme nach etwas ihnen Unverständlichem, Aufwühlendem, von dem sie doch unbewußt fühlten, daß es ausgeschlossen sei von dem Eintritt in diese Mauern. . . Aber mit schrillem Aufschrei brach Angèle solches Irren an dunklen Klüften jedesmal ab, als schrecke sie selbst die abgründige Tiefe, die ihre krankhaft gespannten Nerven entgegenschauerten. . .

Denn krank mußte sie sein. Das merkte nicht nur sie, sondern die ganze Gemeinschaft ihrer Umgebung. Unter ihren Augen höhlten sich bläuliche Schatten, der Mund zuckte bisweilen, und es hätte niemand zu sagen vermocht, ob er zu einem Lächeln oder Weinen ansetzte. Ihre langfingerigen Hände flatterten am Rosenkranz auf und ab, auf und ab. Und mit lauter Stimme mit einer Stimme, die ein schreiendes Weh noch zu überschreien schien, sang sie über die Betgesänge der anderen hinaus. . .

Der Winter siechte dahin. Über das wellige Gewoge der abgeschrägten Dächer kreischte der Wetterhahn seine Qual in die weiten Nächte hinaus. Denn auf eisigen Schwingen fuhr der Nordwind über Flur und Stadt. Und immer wieder schreckte den dringlichen Lenz das neblige Brausen der meeresnahen Gestade und das grämliche Gesicht Brügges zurück.

Das war die Zeit, in welcher Angèle damit begann, ihr abendlich-stilles Wallen auf eine viel spätere Stunde hinaus zu verlegen. Die länger werdenden Tage, welche das emsige, regsame Treiben der deutschen Besatzung um viele Stunden vermehrten, das Fauchen der schweren hin und wieder rasselnden Automobile, das Schreien der Winde in den Lüften, die doch Lenzeshauch mit sich führten, schien ihr kaum mehr ertragbare Pein zu werden. Geschah es, daß ihr bei diesen späten Ausgängen jemand im Klostergang oder auf dem nebeltriefenden Hofe begegnete, so trat sie in einen dunklen Mauervorsprung, wandte stumm das Gesicht gebot, auf diese Weise, ihr unbekanntes Leid zu ehren. Das Geigenlied war entschlafen und niemand getraute sich danach zu fragen, ob Hoffnung vorhanden sei, daß es eines Tages wieder aufwache. . .

Aber bis spät in die Nacht hinein glomm eine einsame Kerze aus ihrem Stübchen in das Dunkel hinaus. Und als eine erkrankte Gefährtin dieser Klosterseite einmal, ohne angeklopft zu haben, bei ihr eingetreten war, hatte sie Angèle, in weißer Unterkleidung, den Kopf auf ihren Tisch gebeugt, vor Ermattung eingeschlafen gefunden.

Da war die unfreiwillige Späherin hinausgeschlichen.

*

Der Wind brauste gleich unzähligen Orgeln vom Meere über die Stadt, verfing sich mit gewaltigem Dröhnen im Geviert des Klosterhofes.

Wuchtige Schläge tönten darein. Sie fielen gegen das alte Tor erschütterten die Mauern, machten das stille Frauenheim zu einer Stätte plötzlichen Aufruhrs.

Von Todesangst und Entsetzen umgraust, starrten die eng Zusammengescharten auf die deutschen Sieger welche — ein grotesker, ein fratzenhafter Traum — aus nächtlichem Wetter und Tatenüberschwang in die Umfriedung ihres leisen, dämmernden Daseins traten. . .

„Ich bitte um Verzeihung, daß ich so spät am Abend stören muß. . .", sprach ein deutscher, mit mehreren Orden ausgezeichneter Offizier. „Die Pflicht gebietet es. . . Wir haben soeben einen der rührigsten Spione, dessen Treiben wir schon lange auf der Spur waren, nahe der rue de l'Anne aveugle gefaßt. . . Die Tracht Ihres Verbandes — wer sollte auch auf eine solche Vermummung gefaßt sein? — schützte ihn bisher. . . Es tut uns unendlich leid, aber bis die erste Untersuchung das Nähere ergibt, müssen wir Sie alle — schon weil Sie einem Belgier gegen unser Gebot verbargen — als unsere Gefangenen betrachten und behandeln."

„Ein Spion? . . . Das ist unmöglich . . . Ein Sproß, wenn auch vom Seitenzweige der Herzöge von Burgund?... Ich will es Ihnen beweisen..." Totenbleich pochte die Oberin an die Tür ihrer Gaststube.

Alles blieb stumm. Sie faßte den Drücker, wollte öffnen. Die Tür war verschlossen. . .

„Einen Augenblick", hauchte sie, schritt in Begleitung des Offiziers einen Gang entlang, klopfte an eine andere Tür.

Digitized by Google

„Angèle. . .“

Nichts regte sich. Sie rüttelte am Schloß. Auch hier kein Eintritt möglich, obgleich ein schwacher Lichtstrahl durch den Spalt sickerte.

„Angèle unser Pflegling, wo ist er, um aller Heiligen willen. . .“

Die Tür sprang auf. . .

Augen, die nicht gleich heimfanden aus einem fernen Eden, starrten sie an, kehrten zur Erde nieder, begriffen. . .

Aus dem Dunkel des Flurs trat der deutsche Offizier hervor. . .

„Sie wissen . . .“

Sein Wort erstarb. . . Ein Frauenschrei brach los. . . Dann fast röchelnd:

„Ich war's die ihm geholfen hat. . . Und niemand wußte darum. . . Verhaften Sie mich. . .“

Ein zehrender Ausdruck trat in ihre Augen. Und ein Schauern überrann selbst die sie flankierenden Soldaten als sie ein Märtyrerlächeln um die Lippen den Weg antrat, in dessen Endziel sie eine Buße erblicken mochte — nicht für ihr politisches Vergehen — sondern für die lohende Sündigkeit ihrer Gedanken inmitten frommer Klostermauern.

*

Ährenfeld im Winde

Wie sich die Ähren wellen.
Es ist wie ein gelbes Meer.
Von oben fließt es in hellen
Strahlen darüber her.

Vereinigtes Geleuchte.
Die Augen tun mir weh,
Wenn ich das aufgescheuchte
Meer stiller Hoffnung seh.

Leo Heller.

*

Der Spiegel / Skizze von Ludwig Kapeller

Er hing im Schlafzimmer; ein hoher, heller Spiegel. Morgens bog die Sonne ums Haus und übergoß ihn mit ihren ersten Strahlen. Dann flammte er auf und warf seinen Sonnenrausch im Zimmer umher. Seine Freunde blinkten ihm den Morgengruß wider, und das ganze Zimmer glänzte dem jungen Tag entgegen. Nur die Menschen blieben stumm und stumpf, verschliefen all die Pracht.

Heute wollte die Nacht kein Ende nehmen. Der Spiegel erwachte aus seinem Dunkelschlaf. Er blinzelte trübe. Der blöde Schrank gähnte ihn an, schwarz und mürrisch; er langweilte sich in dem Dämmerzwielicht, das fade durch die Vorhänge quoll. Das waren die schlimmsten Tage, an denen noch zäh die Nacht klebte, und die sich müde hinschleppten in einen frühen Abend.

Ein Schatten schob sich vor den Spiegel. Zwei Augen bohrten sich aus dunklen Höhlen ans Licht. Zwei blasse Hände zerrieben den Schlaf in schlaffen Falten. Müde verrannen die Spuren der Nacht. Dann turnte Bewegung durch den Körper; er reckte die Glieder, glitt hin und her. Wasserbäche verwuschen die letzten Schatten nur um die stahlharten Augen lagerten dunkle Ringe. Von der Nase rissen zwei scharfe Züge zum Mund. Zwei fahle Lippen zogen das Kinn herrisch empor.

Sein Blick glitt hinüber zum Bett. Die blaue Härte der Augen zerrann in feine Tränenschleier. Sie wurden weich und glänzend, als ruhten sie aus in frohem Anblick. Und die Strenge der Lippen löste sich leise in stammelndes Zittern, formte ungesprochene Worte. . . Der Blick streichelte über die weichen Linien zu dem schwarzen Haar, das üppig unter der Decke hervorquoll. Liebkoste den schlanken weißen Nacken, der leise zitterte in tiefen Atemzügen.

Dann zuckte es plötzlich auf in dem Gesicht wie in jähem Erinnern. Irr rissen sich die Augen los, taumelten glanzlos in ihren Höhlen. Die Lippen zerrten aneinander. Ein Nebel legte sich über die Züge; scharf rissen diese Falten die Haut zusammen. Langsam drehte sich der Körper, wie vom Traum befallen. Ein weißer Schein glitt über den Spiegel, kam wieder zurück, die Tür schloß sich.

Über dem stillen Zimmer brütete die Vormittagsdämmerung. Fade glotzte der Schrank in den Spiegel.

Durch das Zimmer zogen die Stunden wie lange, graue Wolken. Plötzlich übergoß eine weiche Welle matten Lichts den Raum; der Spiegel blinkte hell auf. Der Schrank reckte sich aus seiner dunklen Ecke dem Licht entgegen. Ein Schatten huschte durch das Lichtgespinst und stand vor dem Spiegel. Schwarze Wogen wallten schwer um ein frisches Frauenantlitz, verflossen weich um einen weißen, blühenden Leib.

Zwei große, blaue Augen glänzten in das

Digitized by Google

strahlende Glas. Um die Rosenpolster der Lippen spielte ein Lächeln wie ein geträumter Kuß. Kleine, weiße Hände preßten ein Blatt zwischen den feinen, schlanken Fingern. Zerknitterten und glätteten es wieder. Und die Augen huschten über die wenigen Zeilen, blitzten auf, jubelnd, dann mählich verglasend in einem weiten, träumenden Blick . . . Und zwei glühende Wangen preßten sich mit einer heißen Stirn gegen das kühle, blanke Glas. Das Auge tauchte tief in seine grundlose Bläue. Dann löste sich leise die duftende Haut von dem Glase. Eine Blutwelle durchrann den zitternden Leib. Jäh glühte er auf.

Und die weichen, weißen Hände zerwühlten das schwere, schwarze Haar. Ließen die Wellen durch die Finger rieseln. Bohrten zwei spitze Finger in die duftige Fülle und zwei Augen stierten entsetzt auf ein feines, silberweißes Haar. . .

Glitzerndes Naß überzog die Augen; eine große Träne perlte über die erbleichende Wange. Aus den blütenfrischen Lippen floh das Rot. Der Kopf sank haltlos nieder, herabgezogen von dem einen feinen, silberweißen Haar. . .

Der Körper drehte sich langsam, wie vom Traum befallen, fiel in sich zusammen. Das weiße Blatt taumelte wirbelnd zur Erde.

Zitternd richtete sich der Leib auf. Müde und glanzlos suchten die Augen ihr Spiegelbild. Mechanisch tasteten die Hände den Boden entlang, bis sie das Blatt griffen zerknüllten. Zögernd hoben sie sich zum zitternden Mund. Bebende Lippen küßten das Blatt. Schmerzschwere Augen verschlangen hastig die Zeilen. Rote Blutwolken ebbten durch den Körper. Mählich rann der Glanz zurück in die Augen. Und sie suchten gierig das Bild im Spiegel, tasteten argwöhnisch den Leib ab, glänzten auf und verschwammen in träumendem Sehnen. Dann griffen die schwellenden Arme rührig um sich, ordneten hier und dort. Bis der Körper dastand, gehüllt in weiche, bunte Gewänder, geschmückt wie zum Fest.

Wieder gingen mit langen, leisen Schritten die Stunden durchs Zimmer. Die letzten hielten den Abend in Händen, lockten aus Ecken und Winkeln die Schatten, die der Tag so lange gebannt. Der alte Schrank hüllte sich in seinen Dunkelschleier, und der Spiegel blinzelte müde dem fliehenden Lichte nach.

Ein weiches, rotes Licht durchwärmte plötzlich das kühle Glas. Aus einem fremden Schatten glühten es zwei dunkle Augen an. Der heiße Blick griff nach den großen, blauen Frauenaugen, packte sie und zog sie an sich, unwiderstehlich. Zwei Arme legten sich um die weißen, runden Schultern, gierige Lippen sogen sich fest an dem feinen, weichen Hals, daß der schlanke Leib erbebte. Zwei Augenpaare trafen sich in dem blinkenden Glas, wandten sich zueinander und hielten sich gepackt in sehnendem Verlangen. Und die beiden Schatten verschmolzen ineinander. . . Zuckten auf, um wieder zu verschmelzen, lösten sich und fanden sich wieder in kosendem Spiel. . . Und rotes, heißes Licht floß über schwarze, schwere Wellen duftenden Haars, daß es matt aufglänzte.

Ein weißer Schatten überrann den Spiegel. In den schwarzen Spalt der Tür drängte sich ein kalkweißes Antlitz. Zwei Augen bohrten sich aus dunklen Höhlen durch die rote Lichtwolke. Von der Nase rissen zwei scharfe Falten zum Mund. Der bebte leise und stammelte lautlose Worte. Blasse Finger krampften sich um etwas Glänzendes. Hoben es langsam, ganz langsam. . .

Und ein rotes, heißes Licht übergoß die beiden Schatten. Sie rührten sich nicht. Nur ein leises Beben durchschauerte sie zuweilen. Über zwei weißschimmernde Arme floß in schweren Wellen duftendes Haar.

Ein Knall zerriß das weiche Licht. Ein winziger, schwarzer Schatten bohrte sich in den Spiegel. Er barst. Und das bebende Bild der heißen Schatten zersplitterte in tausend Scherben.

*

Rosenblüte

Sind denn eben erst im Schauen
Die Rosen blühend dort erwacht?
Sie stehn gleich schönen Frauen
Und blicken träumend in die Nacht.

Ich bin so froh erschrocken. —
Im Blute quillt ein feiner Sang,
Erfüllter Sehnsucht ruhiger Klang.
Ich höre tiefe Glocken. . .

Erich Debus.

*

Digitized by Google

Vermischtes

Keine Zwangs-Jugendwehr! In Nummer 41 der „Deutschen Romanzeitung" haben wir uns schon ausführlich mit „militärischer Jugenderziehung" befaßt und haben darauf hingewiesen, daß eine militärische Drillerei (wie sie gerade wieder in neuester Zeit unter manchen Jugendwehren einreißt) nicht zu billigen ist. Sie ist für die Jugend wie für die spätere militärische Ausbildung schädlich. Einerseits leidet der Körper der noch zu Jugendlichen, und andererseits wird ihr Gefühl für Disziplin durch Ueberspannung der Gehorsamsforderung ertötet. Wir konnten zeigen, daß gerade unsere Regierung in ihren fein durchdachten „Richtlinien" sich eingehend mit der Frage der militärischen Jugenderziehung beschäftigt hat und darin eine so erfreuliche, pädagogisch weise Stellung eingenommen hat, daß die Kritik eigentlich schweigen und nun erst den Erfolg abwarten sollte.

Als das Wesentlichste in den Richtlinien erschien uns die Freiwilligkeit der Teilnahme, die grundsätzlich und unzweideutig ausgesprochen war. Diese Freiwilligkeit der Teilnahme war von vornherein das Sicherheitsventil gegen Schädigungen, sie verbürgte fernerhin hie Freudigkeit und einen vernünftigen, naturgemäßen Betrieb. Denn da von Natur aus die Jugendlichen zu körperlichen Betätigungen hingezogen werden (weil der noch im Wachstum befindliche Körper danach verlangt), braucht nichts weiter getan werden, als diese körperlichen Uebungen nur einigermaßen vernünftig zu gestalten. Dann wird der Andrang so groß sein, daß über Mangel an Beteiligung nicht geklagt werden braucht. Ich kann das aus eigener Erfahrung versichern.

Trotzdem aber sind nach wie vor die Stimmen nicht verschwunden, die sich mit dieser freiwilligen Beteiligung nicht zufrieden geben wollen.*) Und — leider! — hat neuerdings sogar die deutsche Lehrerschaft auf dem Versammlungstag ihrer Vertreter zu Eisenach sich ebenfalls gegen die freiwillige Beteiligung ausgesprochen. Man will also auch hier wieder zwangsmäßig vorgehen. Zwar will man die „körperliche Erziehung bis zum landsturmpflichtigen Alter (18. Lebensjahr; in dem Beschluß des Lehrertags steht irrtümlich 17.) mit in die Schule übernehmen und hält dadurch den Zwang für gerechtfertigt; aber diesen Glauben wird mancher nicht teilen, der weiß, was an unserer Massenschule reformbedürftig ist, die durch ihre hohe Schülerzahl in den Klassen und durch ohnedies schon bestehende Ueberlastung der Lehrer die Nerven aller stark in Anspruch nimmt.

Wenn man sieht, wieviel Erfolg der „Wandervogel" schon früher gehabt hat, als er noch geradezu gegen die Schule arbeitete, und wie stark der Zulauf zu Pfadfindern und Jugendwehr überall da war, wo von einem militärischen Drill und schroffer Behandlung abgesehen wurde, also das durchgeführt wurde, was die Regierung in ihren Richtlinien erstrebte, der muß sich sagen, daß man zur Regierung ruhig das Vertrauen haben kann, sie habe auch hier den richtigen Weg gefunden. Will die Schule mithelfen, so hat sie auch dazu Gelegenheit. Sie kann die Teilnahme an den Jugendveranstaltungen unterstützen, indem sie (soweit es sich um Schüler handelt) für genügend freie Zeit sorgt (durch Aufhebung der vielen Hausarbeiten). Die erforderliche Freizeit für Berufstätige (fortbildungsschul- und landsturmpflichtige) zu erwirken, ist Sache des Staates.

Durchaus anfechtbar auf alle Fälle und so sehr unseren Erfahrungen widersprechend erscheint die Ansicht des Referenten auf dem Eisenacher Vertretertag: „Der unter den günstigsten Bedingungen unternommene Versuch habe gezeigt, daß große Aufgaben scheitern müssen, wenn ihre Durchführung der freiwilligen Entschließung der Jugend zur Mitarbeit überlassen bleibe."

Ein solches Urteil ist mehr als eilfertig, und der Sache ist gewiß nicht damit gedient, daß man sie in Mißkredit bringt, ehe sie noch richtig begonnen werden konnte! Wem stehen dazu heute die nötigen Kräfte zur Verfügung —!? Der Schule etwa —!? Paul Baumann.

*) Ich erwähne u. a. den Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele in Deutschland.

Hermione von Preuschen hat nach zweijähriger Kriegspause in ihrem Tempio Hermione, Lichtenrade, eine neue Gemäldeausstellung eröffnet. Außer den schon bekannten großen symbolistischen Gemälden und den Landschaften aus Asien, Afrika und Amerika sind etwa 70 neue Bilder hinzugekommen, größtenteils aus ihrem „Griechentraum in der Mark", wie ein Kritiker bei der Eröffnung den Tempio Hermione dereinst getauft und wie er nun ein Friedenstraum im Kriege geworden ist. Es sind meistens Motive aus den Parkgründen des Tempio, die uns ebenso phantastisch anmuten, als stünden sie unter ferner, südlicher Sonne.

Die Künstlerin beweist viel Mut mit ihrem Unternehmen. Die Ausstellung soll bis inkl. 13. August an jedem Sonntag 5 Uhr einen zyklischen Vortrag, an die Bilder anschließend, über Japan, Birma, Siam, China, Deutsch-Ostafrika, Kapland und Amerika und eigene Gedichte der Künstlerin bringen. Wie unsere Leser sich erinnern werden, brachte die Romanzeitung manchen Reiseaufsatz aus der Feder von Hermione von Preuschen.

Es wird dem Beschauer also ziemlich viel geboten für die eine Mark Eintrittsgeld.

Am ersten Sonntag gab es einen sehr interessanten Vortrag über Kambodja in Hinterindien, während die buddhistischen Tempel dieses merkwürdigen Landes an den Wänden grüßten.

Hoffentlich findet die eigenartige Veranstaltung Anklang bei Kunstfreunden und solchen, die die Kriegswirren in diesem „Friedenstraum" vergessen wollen.

Zur freundlichen Beachtung!

Es wird höflichst gebeten, allen Einsendungen Rückporto beizufügen. Ganz besonders bitten wir zu beachten, daß kleine Erzählungen, die den Umfang von höchstens 200 Druckzeilen nicht übersteigen dürfen, sowie Gedichte stets „an die Redaktion" zu senden sind. Romane unter allen Umständen nur an Otto Jankes Verlag. Beide Adressen: Berlin SW 11, Anhaltstr. 8. Jede Einsendung wird sorgfältig geprüft. Die Beurteilung von Gedichten findet nur im Briefkasten statt.

Inhalt des Heftes 44: Treibholz. Roman von H. Schobert. — Am Mövenstein. Roman von Ludwig Müller-Grimmold. — **Beiblatt:** Im Giebelstübchen. Gedicht von Thilo Kieser. — Zu den sieben Wunden. Erzählung von Gutti Alsen. — Ährenfeld im Winde. Gedicht von Leo Heller. — Der Spiegel. Skizze von Ludwig Kapeller. — Rosenblüte. Gedicht von Erich Debus. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 29. Juli 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 45

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode).

10. Fortsetzung.

Ele sah sie erstaunt an. Lag es nicht näher den kleinen Baron zu bitten, der so reich und freigebig war? Da brauchte man nicht an Abzüge und Rückzahlung zu denken. Aber freilich, — wenn Lu das nicht einmal andeutete...

„Habt ihr euch gezankt? — Du und der kleine Baron?" fragte sie plötzlich kummervoll.

„Keine Spur."

„Doch, Lu!"

Lu stieß unwirsch mit der Stiefelspitze gegen den Kies.

„Er ist eben auch nur ein Mann," sagte sie hart, „und damit will ich nichts zu schaffen haben. — Lieber allein."

Ele senkte den Kopf. — Und dann gingen sie zu Finks und erzählten, was passiert war. Mitzi regte sich gehörig darüber auf.

„So was reist nun in die Bäder und verdreht den Mädeln, die rechtschaffen arbeiten, die Köpfe . . . Denn eine Arbeit ist es schon, dieses allabendliche Gespiel — und fürchtet sich dann nicht der Sünde und nimmt zu allem andern auch noch das Geld! O, pfui, wie gemein! — Was nur der kleine Baron sagen wird!"

Aber der kleine Baron kam nicht zu der gewohnten Zeit, und Lu saß einsam und wippte nachdenklich mit der Fußspitze auf und nieder.

— — —

Leo Spratt hatte einen trübseligen Morgen. — Nicht nur, daß ein Brief der Schwester gekommen war, in dem sie ihn in scharfen Worten mahnte, der Mutter doch eine kleine Erholung zu verschaffen, zumal er augenscheinlich keine Zeit zum Schreiben oder Kommen zu haben scheine, — sondern aus den dünnen, gestreckten Buchstaben sprang es ihm ordentlich wie Haß und Verachtung entgegen, daß er all ihre Opfer mit Verleugnung seiner Sohnespflicht quittiere. — Das traf ihn hart. —

Seit gestern hatte sich nun auch sein Verhältnis zu Lu völlig verschoben.

In den kurzen, schweren Träumen der Nacht war es ihm zum Bewußtsein gekommen, daß sich seine Leidenschaft für sie völlig gewandelt hatte.

Nicht mehr anbetende, nichts fordernde Liebe war es mehr, die ihm im Blut saß — nein — ein heißes Begehren durchflammte ihn. Wilde Wünsche zerfraßen ihn in bezug auf die Frau, die schon einmal einem anderen angehört hatte. — Das war ein schrecklicher Gedanke für ihn, obgleich alles weit zurück lag, — und den Gegenstand seiner Leidenschaft gar nicht mehr berührte. Seine ideal veranlagte Natur kam über Steinchen nicht hinweg, die manch anderer kaum beachtet hätte. Er besaß noch nicht die Lebensphilosophie — sich über Vergangenes als nicht Gewesenes hinwegsetzen zu können.

In seinem Zimmer saß er mit aufgestützten Armen am Tisch, und starrte auf den Brief vor sich. Tief unglücklich, zerrissen, sich selbst verachtend. — Klara hatte recht! — Tausendmal recht mit ihrer Feindseligkeit gegen ihn . . . Und trotzdem fand er nicht die Kraft zu einem energischen Entschluß.

Digitized by Google

Abreisen! — Ja, das wäre das einzige gewesen! Aber Lu?! — Und ihr gegenüber die Mutter! — Wenn er nun sein letztes, — sein allerletztes Geld zusammenkratzte und es nach Hause schickte, dann würde die Mutter noch eine kärgliche Erholung haben. . . Was aber tat dann er?

Die Tante hatte ihm doch das Geld vermacht, nicht der Mutter! Er hörte noch ihre leise, etwas knöcherne Stimme, als sie ihm damals sagte:

„Einmal sollst du wenigstens aus dem Vollen schöpfen können, Teo, einmal! Dazu spare ich, das muß so schön sein!" — — Die Mutter hatte dabei gesessen und gelächelt, war also einverstanden, daß ihr Junge es einmal erlebte — aus dem Vollen zu wirtschaften . . nur Schwester Kläre war stets neidisch gewesen, — nur von ihr stammte der Brief . .

Die Sonne schien durch das unverhüllte Fenster und erhitzte das Zimmer noch mehr; wiederholt wischte er sich die Stirn. — — Und da stand das Etui — dicht am Tischrand . . Wie Lu das Geschenk nach gestern wohl aufnehmen würde? — — Er wußte, was ihm jetzt schon wieder in den Adern prickelte — die Sehnsucht nach ihr! . . . Es zog ihn fast mit Gewalt . . . Mochte sie ihn behandeln wie sie wollte — — wenn er sie wenigstens sehen konnte! — Sehen! — Kostbare Zeit hatte er schon verloren . . . Welch eine Dummheit! — Er warf den Brief der Schwester in den Koffer und steckte das Etui zu sich, dann stürmte er wie gejagt davon.

Weder Lu noch Ele fand er zu Hause, erfuhr aber, daß sie zu Finks gegangen waren. — Als er in die kühle Veranda trat, in der die ganze Familie versammelt war, suchten seine Augen zuerst Lu. — Die saß wie immer in ihrer lässigen Haltung da und blickte ihm ohne jede Aufregung entgegen. Das Herz hämmerte ihm bis in den Hals.

„Sie sehen schlecht aus, Baron", sagte Adolf, „gelt, die Hitze geht einem an den Kragen."

„Ja, es ist heiß", antwortete Teo gedankenlos, und bemerkte nun erst Eles verweintes Gesicht. Er fragte nicht, setzte sich und starrte sie erstaunt an.

„Wissen Sie's denn schon?" Mitzi neigte sich zu ihm und machte gleichzeitig eine Kopfbewegung zur Ele. „Das arme Hascherl!"

„Nichts weiß ich!" Dem kleinen Baron war es, als spräche er durch eine Mauer. — Da redeten sie alle auf einmal, hastig, sich überstürzend, aufgeregt . . . Er hörte kaum hin, er sah nur Lu, — Lu, die jetzt dem Bereich seiner Wünsche greifbar nahe gerückt war. In ihren Augen las er etwas . . . instinktiv zog er seine Brieftasche und öffnete sie.

„Wieviel ist dir gestohlen, Ele?"

„Dreihundert Mark." Sie schluchzte wieder.

Langsam nahm er drei Hundertmarkscheine heraus und reichte sie ihr. Daß nur zwei noch zurückblieben, ahnte niemand.

Mit weit aufgerissenen Augen sah Ele auf das Geld, mit einem Freudenschrei flog sie ihm an den Hals und küßte ihn stürmisch. Er sah nur eine feine weiße Hand, die sich ihm entgegenstreckte, — hörte eine gerührte Stimme, die sagte:

„Bist doch ein guter, guter Kerl, kleiner Baron!"

Er küßte die Hand, aber es war ihm, als stieße sie ihn in einen Abgrund. Ein unwahres, leeres Lächeln lag auf seinem Gesicht, als er wieder den Kopf hob.

Lus Augen strahlten ihn an, — lockend, kokett, verführerisch. — Aber in ihm tönte immerfort eine mahnende Stimme: Arm! — Arm! Arm! — Die sich auch nicht durch Eles lauten Jubel und Finks frohes Lob unterdrücken ließ.

„Ist jetzt doch bald alles eins!" dachte er.

Ele seufzte plötzlich auf.

„Nun wünschte ich wenigstens, die Polizei faßte meinen gewesenen Freund nicht"; sie drückte das Geld mit beiden Händen an ihre Brust, „denn gern habe ich ihn einmal doch gehabt, — und nun ist niemand mehr da, für den ich extra schön pfeife."

„Aber Ele, — er war doch ein gemeiner Dieb!" rief Mitzi in diesen Gefühlsausbruch, der allen unerwartet kam, empört hinein.

Ele aber verzog das Gesicht.

„Ja! Ja, schon recht, . . . aber darum kann man den Menschen doch gern haben, und ich wünschte wirklich, sie kriegten ihn nicht." —

Digitized by Google

Ein wenig später saßen Lu und Teo allein in der Laube, er zusammengesunken und fahl im Gesicht.

„Fehlt dir etwas, kleiner Baron?" fragte Lu und bog sich ihm entgegen. Sie hatte die Ereignisse der Nacht in ihrer Erinnerung ausgelöscht, es war ja viel bequemer so. —

„Du!" sagte er, ohne sich zu rühren.

„Ich bin ja bei dir." Sie lachte ihr heiteres, glockenhelles Lachen. Seine impulsive Großmut hatte sie wieder mit ihm versöhnt.

Er schüttelte den Kopf und preßte die Hände zwischen den Knien zusammen.

„Könntest du mich auch weiter lieben — wie Ele, selbst wenn ich etwas verbrochen hätte?" fragte er leise.

„Rede keinen Unsinn, Teo, so etwas liegt dir nicht." Sie baumelte mit dem Fuß und sah ihn nicht an.

„Liegt mir nicht? — Wer kann es wissen." — Sage ja oder nein."

Sie blinzelte ihn an, — es war schon wieder erdrückend heiß, und sie begann darunter zu leiden. „Wozu über solchen Unsinn streiten. — Aber vielleicht könnte ich es doch! — Ja! — Wenn du es für mich tätest." — Sie gähnte verstohlen.

Er riß sie in seine Arme und küßte sie wild. Wie eine Absolution für alle Sünden kamen ihm ihre Worte vor.

Sie machte sich ärgerlich frei.

„Laß mich zufrieden, Teo."

Da fiel ihm der Schmuck ein, den er bei sich hatte; er riß das Etui aus der Tasche, knipste es auf und hielt es ihr entgegen. In einem verlorenen Sonnenstrahle funkelte der Stein gleißend auf.

„Ach!" sagte Lu. Kein Wort weiter.

Ungeduld schüttelte ihn.

„Willst du es nicht nehmen? — Es gefiel dir doch? Ich kaufte es gestern schon, vergaß es aber nachher."

Fast zaghaft streckte sie die Hand nach dem Stein aus, der wie dunkelflüssiges Gold zwischen ihren Fingern glühte.

Mit einem Male schloß sie die Augen und lehnte sich hochatmend in ihren Stuhl zurück; ihre Lippen zitterten, krampfhaft schlossen sich ihre Finger um den Schmuck.

Alles, was sie so lange in sich niedergerungen und gezwungen hatte, — die Sehnsucht nach maßlosem Reichtum, nach Schönheit und Genuß, stieg wie eine lodernde Flamme wieder in ihr hoch und schlug über ihr zusammen. Was als angeborenes Erbteil in ihrem Blute saß, wurde in einem Augenblick wieder Herr über sie.

Kein Wort des Dankes, der Freude kam über ihre Lippen, aber sehr blaß wurde sie und zitterte wie im Fieber. Spratt betrachtete sie erstaunt.

„Was ist dir, Lu?"

Sie öffnete die Augen und sah ihn an, — anscheinend ganz ruhig und gleichmütig, aber der Stein in ihrer Hand schien lebendig geworden zu sein und rief und schrie Wünsche und Begierden in ihr wach, an die sie kaum noch gedacht.

— „Das hättest du nicht tun sollen, Teo," sagte sie endlich tonlos, „mir solch ein kostbares Geschenk zu machen."

„Warum nicht? — Warum nicht, Liebste?" Er stürzte auf sie zu, umklammerte und küßte sie.

Sie strich mit der Hand, in der sie den Stein hielt, über die Stirn.

„Der Wunsch — alles, alles zu besitzen, was schön ist und mich schmücken kann, könnte mich wahrhaftig schlecht machen, — und ich weiß doch, — weiß ganz genau, daß kein Besitz nachher hält — was er vorher versprochen . . ., daß Enttäuschungen unvermeidlich sind, und daß der Preis nachher sich nicht lohnt!" — — Gott, wie die Vergangenheit ihr wieder lebendig wurde.

„Willst du mich etwa dafür bezahlen, Lu?" fragte er heiser und starrte sie empört an.

Sie schüttelte matt den Kopf.

„Ein Verschwender bist du", sagte sie vor sich hin.

Ja — ein Verschwender! — Keiner wußte das besser als er! Ein gewissenloser Verschwender, — wenn er an seine Familie dachte.

Ele kam in die Laube und sah beide erstaunt an.

„Was ist denn los?" fragte sie, und ihre neugierigen Augen glitten von einem zum andern. „Habt ihr euch gezankt?"

Lu öffnete die Hand und hielt ihr den Schmuck entgegen; Ele stieß einen Ruf des Entzückens aus.

Digitized by Google

„Kleiner Baron, du bist mächtig nobel!"

Aber Lu stieß mit dem Fuß auf den Boden.

„Ich nehme ihn nicht! — Nein, nein, ich nehme ihn nicht!"

„Tu doch nicht so! — Wirst dich genieren."

„Ja, wenn es ein anderer als der Teo wäre . . ." Lu hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und von unten herauf gesprochen, ohne die andern anzusehen.

Ele lachte laut auf. Auf dem Tische sitzend, und mit den Beinen baumelnd, sagte sie:

„Mußt dich nicht wundern, Teo! Lu spielt gern ein wenig Komödie. Wenn es einen Menschen gibt, der für Putz und Staat Sinn hat, — ist sie es. — Ich weiß das doch, auch daß ihr selten etwas schön und gut genug ist. Darum ist es uns allen ein Wunder gewesen, daß sie den Prinzen nicht festgehalten und die vier Zimmerwohnung, die er ihr bot, bezogen hat. — Na — was nicht ist, kann ja noch werden. Mancher kommt später zur Vernunft wie mancher."

Es war das erste Mal, daß der kleine Baron tatsächlich von diesem Prinzen etwas hörte. Das Blut stieg ihm wild zu Kopf.

„Was schwatzest du da?" fragte er schroff.

Aber schon stand Lu mit funkelnden Augen außer sich — zwischen ihnen.

„Wie kannst du dich unterstehen, Ele, so etwas zu sagen! Wie du,—bin ich nicht! Werde ich nie sein! — Beurteile mich nicht nach dir — und — halte den Mund über mich!"

Sie warf das Schmuckstück auf den Tisch und verließ fluchtartig, fast laufend die Laube.

Ele ballte die Faust.

„Frech so etwas! — Sich immer aufspielen, als wäre sie wunder was besonderes . . . Ich laß mich hängen, wenn der Prinz sie nicht doch noch herum bringt, wenn er nur erst wieder in Berlin ist. Was sind wir denn auch? — Weder Nonnen noch Millionärinnen! — Wohl aber sollen wir nach außen immer was vorstellen, — das weiß Lu so gut wie ich. — Au!!!" schrie sie plötzlich auf, denn so heftig hatte der kleine Baron ihren Arm gedrückt.

„Was ist das zwischen Lu und dem Prinzen?" keuchte er leichenblaß. „Sprich! — Ich will alles wissen."

Ele schüttelte maulend ihren schmerzenden Arm.

„Mein Gott, nichts weiter! — Ihr seid ja alle verrückt. — Nachgelaufen ist er ihr, — genau so wie du! Das ist alles."

„Und dann?"

„Dann wurde er krank, — sonst . . ."

Es lag etwas Hämisches in Eles Kindergesicht, sie ärgerte sich maßlos über das Gehabe dieser beiden.

„Und — und . . ." Er riß sich mit den Fäusten im Haar, seine Augen hatten rote Äderchen. — Was ihn bisher kaum berührt hätte, — jetzt, da er wußte, daß Lu eine Frau gewesen, die es mit der ehelichen Treue nicht so genau genommen, — bekam alles ein anderes Gesicht. — Ihn ließ sie toggenburgern, — aber andere. . . Sein Atem ging keuchend. Ele bekam Angst.

„Lu ist ja immer für platonische Freundschaft, das weißt du doch am besten, kleiner Baron!" spöttelte sie. Aber als er nun stumm sitzen blieb, die Augen mit der Hand bedeckend, — bekam sie doch Angst, lief eilig davon und ließ ihn sitzen. Er war wirklich ein wenig verdreht. . . Mit der Zeit würde er wohl wieder zu sich kommen. — Sie alle kannten ja zur Genüge das knabenhafte Gebahren, das er manchmal zur Schau trug.

Aber nie war Teo Spratt weniger knabenhaft zumute gewesen, als in diesem Augenblick.

Tolle Angst und Wut krochen immer höher in ihm.

Hatte Lu ihn vielleicht nur genarrt und verspottet mit seiner Liebe, die ihm jetzt wie lodernder, verheerender Brand vorkam, der unlöschbar und daher verderbenbringend war?

Hatte — wo er vergötterte und anbetete, — ein anderer genossen?

Seine Vernunft sagte ihm nein! — Denn dann wäre Lu sicher unzugänglicher, auch in besseren, glänzenderen Verhältnissen gewesen. — Aber seine Eifersucht schrie und tobte fesselos. Sie schüttelte ihn ordentlich.

Lange Zeit saß er stumm und nachdenklich da, eine Beute seiner widerstrebenden Gefühle. Plötzlich sah er Lu quer über den Weg kommen, ohne sich auch nur nach der Laube umzuwenden, — so wenig dachte sie an ihn!

Mit einem gewaltigen Satz sprang er vor und packte sie an der Schulter. Seine Zähne knirschten.

Digitized by Google

„Was ist das mit dem Prinzen? — Sprich!" keuchte er. Sie sah ihn verächtlich an.

„Wenn du klatschen willst, halte dich an Ele!" sagte sie wegwerfend, und gleichzeitig flog das kostbare Schmuckstück auf den Sand des Weges zu seinen Füßen.

Er taumelte, starrte reglos darauf nieder, und wie ein Blitz sprang die Erkenntnis in ihm auf, daß er ein Narr war, — ein kompletter Narr! —

Lu war gegangen, er sah nichts mehr von ihr, und sein Herz zog sich wieder krampfhaft zusammen. Er hob den Schmuck auf. Mit dem hatte er ja Unglück! — Gewiß war Lu nun böse, — wer weiß, ob sie ein zweites Mal den Schmuck annahm, — und der Preis dafür war doch für eine Badereise seiner kränklichen Mutter bestimmt gewesen. Außerdem — hatte er denn irgendein Anrecht an Lus Vergangenheit? War es nicht ein Stück aus dem Tollhause — von einer Kabarettdiva völlige Unschuld zu erwarten und zu verlangen, nur weil sie sich anständig und harmlos gab? — Warum sollte sie nicht vorher verheiratet gewesen sein, — das war doch keine Schande! — Wenn es ihm auch weh tat, so war das allein seine Sache, daß er es sie aber entgelten ließ — ein Unrecht und eine Torheit. —

Die Sonne brannte und stach auf seinen armen, unbedeckten Kopf in dem es rumorte als solle er platzen, so daß er für Sekunden alle Denkkraft verlor. Er kannte diesen Zustand, der ihn schon oft gequält, — so stark wie heute aber noch nie.

Und auch der Schmuck in seiner Tasche brannte wie Feuer. Er hätte sich vor Lu hinwerfen und flehend ihre Knie umklammern mögen, gleichzeitig aber fühlte er den heftigen Wunsch in sich, sie zu erdrosseln, damit sie für keinen anderen auf der Welt mehr erreichbar sei, — auch nicht für ihn.

Und was sollte nun werden?

Seiner Vernunft, seinem Willen zum Trotz wühlte die Eifersucht dumpf und schwer in ihm weiter. Er blieb vor Lus Hause, mitten in der prallen Sonne stehen und rührte sich nicht. Ele bemerkte ihn, dachte an das ihr geschenkte Geld, — er tat ihr leid, — und sie kam herunter.

„Was stehst du denn noch immer hier, kleiner Baron?" sagte sie gutmütig, „geh' nach Hause und lege dich schlafen. Die Hitze ist ja kannibalisch. Lu wird schon wieder gut werden, sie hat dich ja gern."

„Hat sie wirklich?" fragte er mit tiefem Aufseufzen. „Weißt du das sicher?"

„Ganz sicher!"

„Wenn ich sie mit Luxus umgeben könnte — dann vielleicht!" Er starrte in Eles Gesicht. Die mußte die Kollegin am Ende besser kennen als er; aber Ele zog ihn fort.

„Wir sind ja alle Menschen," gab sie ihm lachend zu, „und Lu ist in vielen Dingen, wirklich anders als wir. Komisch! — Du solltest sie mal in den Goldstücken wühlen sehen, wenn sie ihre Gage bekommt, denn sie nimmt nur Gold, — oder du solltest mal sehen, wie sie die weichen Stoffe ihrer Kleider, die Seide ihrer zarten Strümpfe liebkost, — als wären es lebende Menschen. Ganz verzückte Augen macht sie dann und gibt so viel Geld für Dinge aus, die niemand sieht. . . Etwas verschroben ist sie — na ja — aber sonst furchtbar anständig. . . Ihr hätte das nicht passieren können — was mir geschah."

Tänzelnd und schwatzend ging sie noch ein Weilchen neben ihm her. Lechzend hörte er auf jedes Wort, so weit es Lu betraf.

„Die Hitze ist toll," sagte sie endlich stehenbleibend und die Stirne wischend, „ich gehe doch lieber wieder nach Hause, — und du auch, kleiner Baron, siehst ja erbärmlich aus. Heute abend ist noch Zeit genug zur Versöhnung."

„Willst du den Schmuck mitnehmen und ihn an Lu geben, Ele? — Trägt sie ihn heute abend, ist es ein Zeichen der Versöhnung", sagte er und sah dabei ganz trostlos aus.

„Gewiß will ich! Gib her! — Aber höre du, du verwöhnst sie zu sehr, — das ist gar nicht gut für euer Verhältnis! — Und nun — geh' nach Hause!" —

Ja, er ging nach Hause. — Aber mit ihm schritt das Bewußtsein, daß er nun arm war, — ganz arm! Daß er kaum das Notwendigste mehr für sich hatte, und daß Lu den Luxus liebte, daß einer kommen könnte, um ihn bei ihr zu verdrängen, weil dessen Portemonnaie größer war, und daß dann seine Opfer umsonst gewesen waren.

Dem mußte abgeholfen werden! — Halbtot fiel er auf sein Bett. Kameraden aber hatten ihm doch Namen gefälligerer Leute genannt, die bereit waren, gegen Unterschrift leere Geld-

Digitized by Google

beutel wieder zu füllen . . . Er entsann sich der Namen gut. — Einer der Kameraden war freilich dabei über die Höhe gegangen, — es hieß, er sei jetzt Versicherungsagent geworden . . . Aber das half nichts, — er mußte Lu besitzen, und kostete es ihm Stellung und Leben. — — Tief aufseufzend drehte er sich auf die andere Seite. Sein Geld mußte reichen bis der Urlaub zu Ende war, dann konnte er die notwendigen Schritte tun. Jedenfalls sparte er heute einmal das Mittagessen. — — —

Am Abend trug Lu seinen Schmuck und lachte ihn aus funkelnden Augen und mit weißen Zähnen entgegen; auch mit Ele schien sie versöhnt. Am liebsten hätte er sie an sich gerissen und in Liebesraserei erstickt, aber er wagte nichts, nur ihre Hand küßte er schweigend.

Die Mitzi zeigte auf den Topas.

„So schön er ist, Kinder — gab es denn keinen anderen Stein? Der da bringt Unglück.

Lu lachte.

„Das hat es schon gegeben. — Einen fürchterlichen Zank mit unserm kleinen Baron! — Aber nun ist es wieder gut, nicht Teo?"

Sie reichte ihm noch einmal die Hand und lächelte ihn an; ihm stieg es heiß in die Kehle.

„So was muß aber begossen werden bei der Hitze, sonst werden die edelsten Gefühle schlapp", rekelte sich Kimmerling auf seinem Stuhl. „Wie ist es, kleiner Baron?"

Dem stieg heißes Rot in die Stirn. Blitzartig überlegte er, ob er wohl Benzberg anborgen könne. Aber ein etwaiges Nein genierte ihn so heftig, daß er das Wort nicht über die Lippen brachte. Und da kam ihm Mitzi auch noch zur Hilfe.

„Povert doch den armen Jungen heute nicht alle aus! Er hat so schon wie ein Nabob den Schmuck gespendet. Allzuviel ist scheußlich, nicht, kleiner Baron?"

Er war ihr so dankbar. — Zum ersten Male fühlte er, daß er diesen Menschen hier feig und waffenlos gegenüberstand, weil er um keinen Preis aufkommen lassen wollte, daß der Nimbus seines Reichtums verblaßte. Es ging niemanden etwas an, woher er sein Geld nahm, und es hatte ihn ja auch bisher keiner danach gefragt. Nur da sein mußte es, damit sie ihn nicht achtlos beiseite stießen, und damit er Lu nahe bleiben konnte.

Aber obgleich alles wieder genau so war, wie vorher, mußte es doch irgendwie anders geworden sein zwischen den beiden Hauptbeteiligten. Sowohl Lu wie Teo von Spratt waren stiller geworden und ein wenig unsicher im Verkehr miteinander.

Dem kleinen Baron lag eine schwere Schwüle im Blut, ein leidenschaftliches Begehren, über das er kaum noch Herr werden konnte, das ihn stachelte und trieb bis zum halben Wahnsinn. Lu merkte das wohl, aber wenn sie es auch übersah, machte es sie doch ungeduldig und gereizt, obgleich sie eine gewisse Berechtigung dazu einsah. Die Erinnerung an ihre Ehe wurde wieder lebendig, und etwas davon übertrug sie nun auf Teo, in dem sie bisher kaum den begehrenden Mann gesehen hatte, weil seine Huldigungen so keusch und hingebend gewesen waren.

Jetzt seufzte sie oft ungeduldig und ärgerlich auf, wenn sie seine leidenschaftlichen, heißen Augen auf sich gerichtet fühlte und wich einer Begegnung mit ihm still und heimlich aus.

Trotzdem brachten sie und Ele ihn an das Schiff, als der Urlaub zu Ende und der Tag des Abschieds gekommen war, winkten auch so lange mit ihren Tüchern, bis das Schiff eine Wendung machte und ihren Augen entschwand. Dann aber warf Lu impulsiv beide Arme in die Luft.

„Gott sei Dank!" sagte sie aufatmend. Ele betrachtete sie erstaunt.

„Bist du etwa froh, daß der kleine Baron fort ist?"

„Ja! Ja!" schrie sie laut hinaus, „ich hätte es kaum länger ertragen! — Immer er — und immer er . . . dazu die Hitze und die tägliche Anstrengung mit dem Tanzen."

„Du bist recht undankbar", entgegnete Ele beinahe empfindlich. „Als ob du nur so über die Menschen nach Laune verfügen kannst. . . Er hat dich schrecklich lieb."

„Ja!" sagte Lu, seufzte und senkte den Kopf. Ele hatte recht, aber sie konnte doch nichts für ihre Gefühle! — Vielleicht war auch wirklich die Hitze schuld, und wenn sie später wieder nach Berlin zurück kamen, wurde alles besser.

Ja! Das wollte sie glauben. — —

Als das Ufer verschwunden, von dem aus ihm die beiden Frauengestalten nachgewinkt,

Digitized by Google

suchte sich Teo von Spratt einen stillen Platz, stützte den Kopf in die Hand und dachte angestrengt nach.

Ein Weh saß ihm in der Brust, so groß, daß er es kaum ertrug, und eine schwere Sorge um das Kommende.

Geld mußte er haben! Geld! —

Schwester Klära hatte auf seinen Brief keine Zeile erwidert. Es tat ihm leid, ging aber doch unter in dem Sturm seiner anderen Gefühle. Mochten sie ihm böse sein, — er konnte es nicht ändern.

Vor allen Dingen Geld! Geld! — Er dachte nicht an die Folgen, es war ihm alles belanglos.

Die Kameraden wunderten sich, daß er so wenig erholt von seinem Urlaube zurückkam, aber er schob es gleichgültig auf die Hitze und zog sich zurück wo es nur anging. Dafür ging er tagaus, tagein zu jenen hilfsbereiten Männern von denen er hoffte, Geld zu bekommen. Bisher resultatlos. Seine Unterschrift allein war keinem Garantie genug. „Ein Leutnant mit Kaiserzulage — aus armer Offiziersfamilie, — nee — lieber nich."

Keiner seiner engeren Kameraden war aus reichem Hause, mit keinem war er auch vertraut genug, um solchen Liebesdienst zu erbitten. Einzig Striktberg war wohlhabend, aber dessen Bedingungen oder Ablehnungsgründe kannte er ja schon im voraus. — Grübelnd, wie ein Verzweifelter brachte er seine Tage zu. Am schwersten wurde es ihm, Lu so gar keine Aufmerksamkeit in die Ferne hinein erweisen zu können.

Jeden Tag als Morgengruß ein Bouquet! Wie natürlich, ja notwendig erschien ihm das.

Er schrieb zwar alle Tage. Seine Sehnsucht nach ihr kleidete er in leidenschaftliche Beteuerungen, aber was ihn am meisten drückte, — darüber mußte er doch ängstlich schweigen. Ihre Antworten bestanden aus kurz grüßenden Ansichtskarten, — und auch die kamen nur selten. Zeit genug um sich reichlich darüber aufzuregen hatte er.

Eines Tages traf er in Zivil ganz unerwartet an der Ecke der Friedrichstraße au Kysani, der ihm etwas laut entgegen kam, und sofort den Arm unter seinen schob.

Der Künstler sah etwas malproper aus, und die Augen standen starr und glanzlos in dem gedunsenen Gesicht.

Einen Augenblick zuckte Spratt zurück. Das Klassenbewußtsein regte sich in ihm, aber dann zauberte der Anblick des andern ihm Lu vor die Seele, und er dachte nur noch daran, daß dieser hier sie wohl erst vor wenigen Stunden verlassen, daß der gewissermaßen ein Verbindungsglied zwischen ihnen war, und er jedenfalls Näheres von ihr hören werde.

Vielleicht war sie auch schon wieder hier! — Er fragte hastig danach.

„Nö!" sagte Kysani, „warum denn? Muß immer alles auf einem Haufen sitzen? Benzberg kann sich mal vierzehn Tage ohne mich behelfen. — Soll ihm wieder mal zum Bewußtsein kommen, wenn sein Star fehlt."

„Sein Star ist doch wohl Lu Dorsay."

Benja blieb mit einem Ruck stehen und tippte dem andern auf die Brust.

„Meschugge, mein Lieber? — Wenn ein Weib gerade Beine hat — und sonst noch was — und zeigt es allabendlich bereitwillig, so ist das noch lange keine Kunst."

Teo starrte ihn mit funkelnden Augen an.

„Erlauben Sie mal, Herr Kysani."

„Nö, nö — ich erlaube nichts — —"

Wie unter einem Schlage zuckte Spratt plötzlich zusammen, denn eben ging Striktberg in Uniform an ihm vorüber, grüßte ihn nicht, sondern sah verächtlich zur Seite. Alles in Teo schrie auf, und gleichzeitig verstand er doch das Benehmen des Kameraden. — Früher hätte er es nicht anders gemacht, jetzt . . .

„Kommen Sie hier hinein, Kysani," sagte er hastig und wies auf eine kleine Weinstube, „da können wir besser reden."

Benja wandte sich um und überschritt steifbeinig und nicht ohne Mühe die Schwelle; er hatte jedenfalls schon mehr als genug getrunken.

Kaum saßen sie, beugte sich der Trunkene ihm entgegen.

„Kleiner Baron, können Sie mir hundert Mark pumpen?"

Aus Teos Gesicht wich alle Farbe, seine Hände krampften sich zu Fäusten, er schämte sich.

„Nein", erwiderte er dumpf und schwer, und senkte die Stirn.

„Nein? — Sie wagen mir das abzuschlagen — Sie Lausejunge, — obgleich Sie wissen wen Sie vor sich haben? Deutschlands großen Bo-

Digitized by Google

hemien, mit dem Kaiser und König fraternisieren und es sich zur Ehre anrechnen können?"

Teo war aufgesprungen — leichenblaß. „Herr Kysani!" — Seine Augen funkelten drohend.

„Laufejunge habe ich gesagt," wiederholte der Trunkene hartnäckig, „oder sind Sie das etwa nicht? — Mir verweigern Sie lumpige hundert Mark, während Sie an die Dorsay Ihren ganzen Besitz hängen, in sie hinein schauen wie in einen goldenen Topf und sich nasführen lassen!"

Teo sah sich um. Sie waren beide allein in dem kleinen, dunklen Lokal, auch kein Kellner zu sehen, und da taumelte er wieder auf seinen Stuhl zurück, ohne auf die Beleidigung weiter einzugehen.

„Die Dorsay verdient die größte Hochachtung," sagte er empört, „und ich verbiete Ihnen . . ."

„Pschutt . . Lassen Sie mich mit Weiberröcken zufrieden —, was gehen mich Weiberröcke an! Zu Dutzenden kann ich sie haben, wenn ich mag — auch die Dorsay — aber ich mag nicht!"

Teo stieß ein grelles Lachen aus.

„Sie könnten sich irren. . ." Er zitterte vor Zorn und verlor allmählich die Besinnung.

„Ich lasse sie Ihnen ja, — ich lasse sie Ihnen unbesehen", lallte der Trunkene, „darum keine Feindschaft, Bruderherz! Aber würdige erst einmal den Vorzug, hier mit mir zusammen sein zu können, — würdige meine Gesellschaft nach Gebühr, du Affe." — —

„Herr Kysani," sagte Spratt sich erhebend, „gehen Sie erst mal nach Hause und schlafen Sie Ihren Rausch aus." Er erhob sich. „Kellner zahlen." —

Aber kein Kellner kam, und da warf er ein Goldstück — sein letztes — auf den Tisch und nahm den Hut.

„Gut gebrüllt, Löwe," schrie Kysani in Wut geratend, „aber so spielst du nicht mit mir, — du Wicht du, — armseliger . . . ich kann deinen Wein auch noch mitbezahlen." . . . Und er fegte das Goldstück mit großer Armbewegung zu Boden. —

Es rollte dicht vor Teos Füße und funkelte zu ihm auf. Die Versuchung in ihm, es wiederaufzunehmen, war stark, denn der Wein kostete ja nur ein paar Mark, auch hätte der Trunkene das kaum gesehen. Es zuckte ihm in den Fingern, flimmerte ihm vor den Augen, aber er warf den Kopf auf und verließ erhobenen Hauptes das Lokal. Draußen holte er tief Atem, aus beklemmter Brust! — Das also waren Lus Kollegen, — unter denen hauste sie; — das war auch seine Gesellschaft in letzter Zeit gewesen. . . Aus der Umgebung mußte er sie und sich retten, das war seine moralische Pflicht, — und im Hintergrunde sah er Strittbergs kaltes, verächtliches Gesicht. . .

Er biß die Zähne zusammen und faßte zwischen Hals und Kragen um zu lockern. Ein ganz niederträchtiges, ekles Gefühl war in ihm. Gott sei Dank wenigstens, daß er in Zivil gewesen, denn Kysani hätte ihn auch in Uniform skrupellos gestellt. Ob der sich erinnerte, daß er ihn, — den Leutnant Baron Spratt beschimpft hatt? — Dann war es ihm nicht mehr möglich, abends im Kabarett zu sein und am Künstlertisch mit Lu zusammenzusitzen. Einen öffentlichen Skandal konnte und durfte er nicht riskieren.

„Wenn man arm ist, — ist man für jeden ein Lump", dachte er zähneknirschend. — —

Nachdenklich blieb er stehen und starrte auf die Schilder der elektrischen Bahnen. In einen Vorort hatte er gewollt, noch einmal den Versuch aufnehmen um das verfluchte Geld. Der Mann dort draußen sollte zwar der größte Gauner von allen, aber gerade deshalb am traitabelsten sein. Noch war es Zeit — er mußte es eben versuchen. . . .

„Für Strittberg bin ich nun Luft", dachte er immerfort und kam von dem Gedanken gar nicht los. — — Auch seine Familie hatte nicht mehr geschrieben, — keine Zeile — kein Wort. Er auch nicht.

„Denen bin ich auch zum schwarzen Schaf geworden", dachte er weiter. „O Lu, Lu! Was kostest du mich alles. Vor allem meine Selbstachtung."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Am Mövenstein / Roman von Ludwig Müller-Grimmold.

7. Fortsetzung.

Auf dem Kirchturm ächzte der Hahn unter den Peitschenhieben des Südsturmes.

In der Koje ward es still. Jochen Ellfeldt horchte auf die verhallenden Schritte der beiden Notare, holte tief Atem. . . „Klar Schiff, Jette. Nun kann ich jeden Tag in See stechen. Hoffentlich hat unser Herrgott ein Einsehen und hält meine Segelorder noch zurück. Das Leben ist doch schön. Und haben wir Mieken erst richtig verfrachtet. . ."

Eine Weile saßen sie Hand in Hand schweigsam neben einander. Draußen fiel die Nacht ein, eine sternlose, unwirtliche Nacht.

Endlich sagte Jochen Ellfeldt: „Nun will ich Mieken ihre Schiffspapiere zeigen. Hol' sie mal her."

Jette schob ins Musikzimmer. „Du sollst zu Onkel kommen." Und dann, als auf Annemaries Wangen die Röte gespannter Erwartung aufflammte: „Brauchst keine Bange zu haben, dumm' Deern; er hat gut für dich gesorgt. Davon können mehr als zwei ihr reichliches Brot haben."

Gesenkten Hauptes folgte Annemarie der Alten: es ward ihr plötzlich, als sollte sie zum letzten Male vor Onkel Kapitän hintreten, für immer von ihm Abschied nehmen.

„Setz dich zu mir, Mieken. Wollen ein Palaver abhalten."

Immer lichter wurde es um sie, immer freudiger glänzten ihre Augen. „Onkel, lieber Onkel." Ihre Arme umhalsten ihn, ihre Lippen gewährten ihm die seltene Gunst eines Kusses.

„All right, Mieken. Denn mach' es morgen mit ihm richtig. Bei dem Wetter wird er heut' wohl zu Haus' bleiben."

* * *

Mit Hohnpfeifen fuhr der Sturm herab, brauste um den „Alten Zoll", rüttelte am festen Eichengebälk der Ratbrücke, wirbelte den Schnee hoch, hämmerte auf das Eis ein. . .

An der Ecke der Stromgasse, wo die Fischerhäuser sich eng zusammen klammerten, guckte Hans noch einmal zurück, die Fäuste geballt, die Zähne verbissen.

„Und bötet ihr mir der ganzen Welt Reichtum: in eure Enge pfercht ihr mich nicht. Euch die Ruhe des Friedhofes, mir den Kampf des Lebens. Lebt wohl. Auch du, Annemarie. . ."

Ein Frost durchschüttelte ihn, der Atem wurde ihm eng. . .

„Auch du."

Trotzig wandte er sich, Schritt um Schritt erstritt er den Weg gegen den Sturm um ihn her.

Und gegen den Sturm in seiner Brust. . .

Drei Tage tobte das Unwetter. Am Strande krachte es, nicht einmal, in kurzem, scharfen Knall, in währendem Knattern, Grollen, Rollen und Donnern; das Eis zerbarst; Scholle löste sich von Scholle; was eben noch brüderlich vereint, rang unerbittlich gegeneinander, stieß und schlug und drängte. . .

Einer stand fest im Aufruhr der Elemente, mit blankem Schilde, glitzernder Helmzier: der Mövenstein.

* * *

Im Orte rührte es sich; die Handwerker arbeiteten bis in die Nacht; die Tasche des Postboten blähte sich von Anfragen; die Fischer überholten die Lustboote; und Meifert vergaß über den vielen Voranmeldungen den Ärger, daß ihm die Pacht des Strandpavillons entgangen war.

Bei Doktor Manners nahm das Hauswesen den gewohnten, ruhigen Gang. Pünktlich öffnete er die Tür der Sprechstunde. Heute setzte sich als erster Hinnerk Böbs in den Stuhl am Arbeitstisch und wies die hochaufgeschwollene Hand vor.

Doktor Manners neigte leicht den Kopf, sagte: „Wir werden schneiden müssen", und bereitete sorgfältig die kleine Operation vor.

Hinnerk Böbs nutzte die Gelegenheit zum Aushorchen, wie es nun eigentlich zwischen dem Maler und Kapitän seiner Mieken stehe. Selbstverständlich fiel er nicht mit der Tür ins Haus, den Doktor kopfscheu zu machen; er sprach erst vom Neubau draußen, daß die Fußböden schon gelegt würden, kam dann auf die Erkrankung des Lotsenkommandeurs und die Vertretung durch Jochen Ellfeldt. . .

Digitized by Google

Doktor Manners öffnete durch einen Kreuzschnitt die Geschwulst und drückte den Eiter heraus, mit überlegender Bedachtsamkeit, obwohl der stinkende Brei ihm körperliche Pein verursachte.

Hinnerk Böbs Nase war abgestumpft. Unbeirrt fuhr er fort von Jochen Ellfeldts neuen Pflichten zu reden. „Viel Arbeit ist in Winterzeit nicht dabei. Aber doch. . . G'rad' heraus: Kapitän gefällt mir nicht. Was ihm fehlt. . .“ Er lugte schief zu Doktor Manners empor.

Der verband schweigsam die Schnittstelle. Seine Hand arbeitete sicher; seine Züge bewahrten das liebenswürdige Lächeln. Bis er hinter dem Kranken die Tür geschlossen hatte. Da überwältigten ihn die Gedanken an den Fernen, der so unendliches Leid über ihn und über die im „Alten Zoll“ gebracht hatte, und stürmten von neuem auf Hans ein, wie in den Briefen, die trotz aller Bitten keine Antwort gefunden: „Erkläre dein Schweigen, reiße uns alle aus den Ängsten. Bedarfst du meiner Hilfe, ich gewähre sie dir, freudig und reichlich. Nur, lieber Bruder, lade keine Schande auf unseren Namen; keine Not auf eine Unschuldige, die dich noch heute in treuem liebt; kein unsühnbares Verbrechen auf deine Seele. Von Herzen bitte ich dich.“ Minutenlang mußte der nächste Hilfesuchende auf Vorlassung warten.

Hinnerk Böbs trug seine verbundene Hand die Vorderreihe hinab, sah Pastor Gädertz vom Morgenausgang heimkommen und begann ohne viele Umstände von dem, was ihm auf dem Herzen brannte. „Wie ist das nu eigentlich mit Kapitän sein Mieken. Gesehen hat sie keiner seit damals; in die Kirche kommt sie auch nicht. . . Sie sollten ein Machtwort sprechen, Herr Pastor. Ist ja der reine Unverstand von ihr. Als ob irgend wer ihr was vorwürfe. Könnt ich ‚ihn‘ mal so sachte zwischen die Finger kriegen. . . Wie man sich in einem irren kann; wir alle haben auf ihn geschworen, und nun entpuppt er sich als ein Schweinehund.“

„Hinnerk, Hinnerk.“ Gädertz wiegte den Kopf. „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet. Wer weiß, was zwischen den beiden vorgefallen, ausgenommen die beiden selber. Ich jedenfalls nicht. Und Onkel Kapitän und Tante Jette wahrscheinlich ebensowenig.“

Jetzt wiegte Hinnerk Böbs den Grauschädel. „Hat Mieken Ihnen nicht gebeichtet und das Abendmahl genommen?“

Eine Strecke ging Gädertz schweigsam voran. Eine Warnung seiner Frau trat ihm drohend ins Gedächtnis: „Hoffe nicht, die Fischer zu deinen Anschauungen zu bekehren; die sind zu geistig für sie. Die Fischer beharren bei ihrem ‚gesunden Glauben‘, wie sie ihn von den Vorfahren überkamen.“ Ihm wurde verzagt ums Herz: „Hier mühst du dich vergeblich; du paßt nicht zu diesen Leuten“; und es ward ihm leid, daß er die Pfarre in der Stadt ausgeschlagen.

Endlich sagte er nur: „Annemarie hat ihrem Gotte gebeichtet und sich in ihm getröstet.“

Hinnerk Böbs antwortete lang gedehnt: „Halten Sie das für recht, wird's wohl recht sein“; und begann von etwas anderem. Gegen seine Frau sprach er sich deutlicher aus. „Manchmal war ik dor nicht recht klok ut, ob he den rechten Globen het oder nich. Uns oll Pastohr har so wat nich segt. Lat em, för de Armen is he god to bruken. Un he makt nich vel Gewes, wenn de Hochtid en beten to spät ward. Ik hev allens för Krischan und Anna in de Reg bröcht: Dunnersdag nah Ostern ward Hochtid fiert. Wahnen künnt se bi uns, wi hebt nich nödig, to vermieten.“

Gädertz war in den „Alten Zoll“ getreten. Eine unheimliche Stille lag über dem Hause. Stine flüsterte kaum vernehmbar, während sie die Tür zum Musikzimmer öffnete. Und auch die beiden in der Koje dämpften die Stimmen, obwohl sie hart aneinander gerieten.

Jette zog das vielgestopfte Umschlagtuch fester um den Rücken; es fröstelte sie trotz des Feuers im Ofen, trotz des Sonnenscheines draußen. „Laß mich noch mal schreiben, Jochen, vielleicht geht er jetzt in sich.“

Jochen Ellfeldt schlug auf den Tisch. „Du schreibst nicht. Hätt' er gewollt . . . Warum hat er auf Miekens Briefe geschwiegen, auf deinen, auf meinen. Und flehte er mich jetzt noch auf den Knien an, ich weigerte ihm Mieken. Solch Ehrabschneider, solch Meineidiger. . . Das Tausende verdient er. Dem nachlaufen. Wo wir es so gut mit ihm meinten.“ In seinen Augen funkelten Zorn und Rachsucht. „Und ob Mieken ihn noch will. . . Wollt sie sich nur mal aussprechen. Aber da hilft kein Bitten, alles frißt sie in sich hinein. Wie mein Bruder selig.

Digitized by Google

Ich weiß nur eins, ihr zu helfen, ich schick' sie auf Reisen, daß sie frischen Wind um sich kriegt. Wohin sie will, und sagt sie auch Vorderindien. Ich wart' bloß auf eine gute Gelegenheit, es ihr beizubringen. Und jetzt muß ich aufs Amt." Er schob hinaus; langsamer als vordem, nicht von neuem unter dem schweißtreibenden Herzklopfen zu leiden.

Stine wich furchtsam vor ihm aus. Zu Jette hatte sie mehr Vertrauen. „Herr Pastor ist da."

Jette ging ins Musikzimmer. Ihre Füße schleppten, wie ihr Dank: „Es ist gut, daß Sie kommen. Ich weiß nicht, wie das hier noch enden soll. Und daß ich daran schuld bin. . ."

Gädertz packte ihre Hände und redete mit eifernder Freundlichkeit auf sie ein, endlich dieser grundlosen Sorge den Abschied zu geben. Er sprach vergeblich, sie wies ihn ab: „Gegen mein Gewissen kann allein der liebe Gott an. Er wird wohl noch mal ein Einsehen mit mir haben." Schlicht und einfältig sagte sie es, voll Ergebung und doch nicht mutlos; bewegte ein paar Sekunden still die Lippen und raffte sich auf. „Ich will Mieken holen. Wollen Sie ihr was Gutes erweisen, bereden Sie sie, wieder Klavier zu spielen. Auf Sie hört sie noch am besten."

Voll Bewunderung ihres treuherzigen Glaubens sah Gädertz ihr nach. Und mit Beschämung empfand er, wie weit er in diesem hinter ihr zurückstehe, wie all sein Wissen und seine Gelehrsamkeit in der Not der Seele kein Nutzen seien. Und ihm ward bange, als er Annemarie nahen hörte, womit er sie ermuntere. Jedes Wort dünkte ihm schal, daß er zum ersten besten griff und ihr von seiner Freude an der beginnenden Gartenarbeit sprach.

Sie richtete forschend die Augen auf ihn; große, erschrecklich große Augen, verschleiert und doch durchglutet von verhaltener Leidenschaft, die ihren blassen Wangen die Farbe der Gesundheit auftäuschte. „Kamen Sie darum zu mir, Herr Pastor. Haben wir von nichts besserem zu reden?" Bitter glitt es ihr über die Lippen, ohne daß sie sich dessen klar bewußt wurde. Herausfordernd reckte sie sich auf. „Wollen Sie wissen, worüber ich grübelte? Über den Sinn des Lebens; über Gut und Böse, Recht und Schlecht. . ."

Der warnende Heulruf eines Dampfers unterbrach sie. Von der Stadt her nahte der Dreimaster, der vor Tagen eine Ladung Erz aus Norwegen gebracht hatte. Leer trat er jetzt die Rückreise an; seine Schanzkleidung ragte hoch über den Stromspiegel empor; seine Maschinen pumpten Wasserballast ein.

Von der Ratsbrücke aus beobachtete Jochen Ellfeldt, wie der Lotse von Bord stieg, winkte ihn zu einer Besprechung heran und ging mit ihm auf die Wache.

Auf halbem Wege begegnete er Doktor Manners. Seine Rechte fuhr zu förmlichem Gruß an die Mütze; seine Augen guckten gerade vor sich hin; ein paar Schritte lang überstürzten sich seine Worte.

Um Doktor Manners Mund zuckte es schmerzlich. Seine Gedanken wanderten in den „Alten Zoll", voll Sehnsucht nach Aussprache und Versöhnung; unwillkürlich schlug er die Richtung dorthin ein: an der Ecke der Stromgasse bog er mutlos ab: „Annemarie verurteilt mich ungehört."

Im Musikzimmer stritt Annemarie mit wachsendem Mißtrauen gegen Gädertz. „Sie weichen mir schon wieder aus; keine schönen Worte, keine Vertröstungen, keine Hinweise auf das Jenseits, von dem auch Sie nichts wissen. Klare Auskunft verlange ich, was ist der Sinn des Lebens, wozu ward es mir aufgedrungen, warum muß ich es erdulden."

Die Freudigkeit zum Beruf entsank ihm fast; er fühlte seine Ohnmacht, den Schmerzensschrei einer zu stillen, die allein dem Verstande das Recht zur Entscheidung einräumte. Und er bekannte freimütig: „Auf die Fragen kann kein Mensch dir antworten."

„Und doch predigen Sie jeden Sonntag von Gott und Welt, von Sünde und Erlösung, von Leben und Sterben. Und verlangen, daß Ihnen geglaubt werde." Verzweiflung straffte ihre Haltung, Zorn ballte ihre Fäuste. „Ich habe Ihnen vertraut, und Sie haben mich betrogen." Und dann, hingerissen vom Schmerze der Enttäuschung: „Gehen Sie."

Müde stützte er sich empor. Wie eine unerträgliche Last bedrückte ihn die Furcht: „Hast du auch hier vergeblich gearbeitet?" Bittend streckte er die Hand aus. „Ich darf wiederkommen, Annemarie?"

Digitized by Google

Angst tönte ihr aus der Bitte entgegen, eine große Traurigkeit, ein sehnliches Verlangen nach Frieden. . . Scheu und beschämt wich sie vor ihm zurück, in die Stube hinein, bis ans Fenster. . . Lange, bange Wochen hatte sie es gemieden, wie den Flügel, wie die Noten. Als sie zum letzten Male hier gestanden, war das Gärtchen noch unter Schnee begraben gewesen, hatte Nebel die Ferne gedeckt; jetzt schwellten schon die Blätterknospen, glänzte Sonnenschein über dem Strome, lockte erstes Frühlingsahnen an den Strand, zum Mövenstein. . .

Feuchte Schleier breiteten sich über ihre Augen; und aus den Schleiern tauchten Bilder empor, reihten sich in schnell wechselnder Folge, führten ihr Stunden freudigen Wagemutes, liebender Fürsorge, schmählichen Verrates vor die Seele und peitschten sie von neuem auf: „Aus Liebe brachte ich Hans das Opfer, nach Ihrem Worte: ‚So ihr einem helfen könnt und versäumt es, versündigt ihr euch an ihm.‘ Und jetzt? Jetzt weisen die Leute mit dem Finger auf mich, spotten meiner, verdammen mich ungehört. . .“

„Wer, Annemarie; wer?“ Wie auf der Kanzel hob Gädertz die Rechte, wenn Eifer ihn fortriß. Er verstand nicht worauf sie anspielte. Wider Willen kamen ihm Hinnerk Böbs Andeutungen wegen der Hochzeit seines Sohnes ins Gedächtnis. Ebenso schnell wies er den häßlichen Verdacht ab und wandte sich voll Vertrauen Annemarie zu. „Was du auch gewährtest; noch niemals opferte Liebe sich vergeblich, immer noch segnete sie und ward sich selber ein Segen.“ Und während er ihr davon redete, sprach er auch sich das Herz von Sorge frei. Die Worte strömten ihm zu, ungesucht, aus tiefster Überzeugung, ohne jede fälschende Beredsamkeit, mit einer Begeisterung, die kühn über alle Hindernisse hinweg das Ziel erfaßte. „Und würde dir nur Undank zum Lohne, achte es gering gegen die innere Befriedigung, gegen die Reinheit deines Gewissens, gegen die Seligkeit der Gemeinschaft mit dem, der die Liebe ist.“

Annemarie grub das Haupt in die Hände; was ihr in allen diesen Wochen voll schlafloser Nächte und durchgrämter Tage versagt geblieben war, jetzt wurde es ihr, die Wohltat der Tränen.

* * *

Die Glocken läuteten, obwohl es Alltag war und die Sonne sich schon stark neigte. Freudig läuteten sie. Und Freude lag auf den vielen, die Krischan Böbs und seine junge Frau den Kirchenhügel hinab zum Kaffee und Festschmaus bei Mutter Claſen geleiteten. Ida Ekmann humpelte hinterdrein; Gädertz wechselte er den Talar gegen den Gehrock.

An der Ecke der Kirchengasse verabschiedete Jochen Ellfeldt sich: „Ik dank Se, Hinnerk; aber mi is nich to Mod dornach.“ Vor dem „Alten Zoll“ blieb er ausschauend stehen. In See mehrten sich die weißen Schaumköpfe; auf dem Leuchtturm klapperte der Signalball, seit der täglichen Wetteransage hatte Hamburg inzwischen schon die zweite Sturmwarnung gesandt. Der Strom lief stark ein und stand hoch.

So leise, als es ihm möglich war, steuerte Jochen Ellfeldt ins Haus hinein und führte Jette mit sich in die Koje. „Wie ist das mit Mieken?“

„Sie liest im Musikzimmer.“

„Warst du bei ihr diese Stunde?“

„Sie hat mich wieder rausgeschickt. Aber sie war ganz fröhlich.“

„Oder sie tat man so.“ Sorge furchte seine Stirne. „Wollen zu ihr gehen und uns was mit ihr erzählen, sie heil über diesen Abend wegzulotsen. Daß dies nun wieder dazwischen kommen mußte; sie fing g'rad an, sich langsam aufzurappeln. . .“

Überrascht wandte Annemarie sich den beiden zu. Es fiel ihr auf, daß Onkel Kapitän sich gegen sein Wort gestern vom Feste drüben fernhielt; und ein Verdacht beschlich sie: „Will er dich auch trösten, wie Tante Jette vorhin, wo du keines Trostes bedarfst.“ Sie legte das Buch, das Gädertz ihr geliehen, nieder; es gab ihr doch nicht das, was sie von ihm erhofft hatte. Zu überweltlich war es ihr, zu abgewandt vom Leben; es verlor die Erde unter den Füßen und schwang sich zu Höhen auf, dahin sie nicht folgen konnte, nicht folgen wollte. Der Sturm draußen erzählte ihr Besseres und Verständlicheres; eine Sehnsucht ergriff sie, ihren Freund in einsamer Bucht gegen die Wogen streiten zu sehen; an seinem Beispiel ihren Mut zu stählen, in tüchtiger Arbeit das Vergangene zu überwinden. Und sie deutete es den beiden an.

Jochen Ellfeldt plinkte hilfesuchend Jette zu; über Annemaries Wesen lag so etwas ruhig,

Digitized by Google

friedlich Freundliches, und etwas, das ihn an Doktor Manners gefestigte Selbstbeherrschung erinnerte, daß er sich nicht mit der Sprache herauswagte.

Jette beguckte die Blumen am Fenster; sah ins Gärtchen; sagte verloren: „Bald kann ich die Rosen beschneiden"; und verstummte wie Bruder Jochen.

Annemarie lächelte wider Willen: es dünkte ihr so eigenartig, daß selbst Onkel Kapitän, der vor wenigen Monaten noch ihr hart und scharf befohlen, sich furchtsam zurückhielt. Es gab ihr ein Gefühl der Überlegenheit und erleichterte ihr das Bekenntnis: „Ich habe überwunden; denke ohne Schmerz und Groll zurück, denn mein Gewissen ist rein, gegen ihn, den ich geliebt; gegen euch, denen ich so viel verdanke.."

„Mieken." Jochen Ellfeldt packte sie an. „Gott sei Lob; nun werd' ich meines Lebens wieder froh."

Entsetzen färbte ihre Wangen tiefer, ihre Stimme verlor den Klang. „Fürchtetest du, ich wäre Annas Wege gewandelt, weil ich ihm meinen Körper zum Modell bot. Nein, Onkel Kapitän, er achtete mich, und ich überwand die Versuchung." Sie reckte sich stolz auf.

Ein dumpfes Aufstöhnen murmelte an der Decke entlang. Von Jochen Ellfeldt kam es. „Was hast du getan, Mieken?"

„Nicht viel mehr als ich Scholz gewährte. Und nur einmal, in freier Natur; reines Herzens; ihm zu helfen. Und ich hoffe, ich habe ihm geholfen; das Bild ist in Berlin angenommen, wird ausgestellt. . ."

Ein Fluch unterbrach sie: „Und danach betrügt er dich noch. Der Lump; an den Mast sollt er gehenkt werden."

„Onkel, Onkel." Ihre Brust arbeitete schwer; ihr Blick irrte hinaus.

Die Dämmerung sank hinab, verschlang das Ufer jenseits, webte näher, zog den Schlepper vor der Ratsbrücke in ihre Schleier, die drei, vier Mann an Deck, den Lotsen neben dem Geländer. . .

Und plötzlich war es Annemarie, als sähe sie einen dort hocken, die Mütze keck auf den Hinterkopf gestülpt, die Hände in die Taschen gegraben, zwischen den Lippen die glimmende Zigarette. . . Sicher hockte er da, den Rücken gegen den Sturm gesteift, ein trotziges Spötteln um den Mund; führte gelassen den Pinsel, arbeitete hochgemut gegen alle Not, gegen Verkennung und Bedrängung. . .

„Zu unrecht verurteilst du Hans, Onkel; er hat ehrlich gehandelt, nach seiner Auffassung von Gut und Böse. Daß die unserer widerstreitet. . . Jeder Mensch urteilt anders, je nachdem, wie das Leben ihn führte." Sie faßte Gädertz Buch, wie einen Eideshelfer für ihr eiferndes Streben nach Gerechtigkeit. Und während sie diese Gedanken entwickelte und an den Erfahrungen der letzten Monate maß, ward ihre Entschuldigung von Hans zu einem Preise seiner Tüchtigkeit, seines ausdauernden Ringens gegen alles Ungemach, erkannte sie mit wachsender Klarheit, was ihn davon getrieben.

Jochen Ellfeldts Murren und Knurren erstarb; er neigte das Haupt, wie am Gründonnerstag, wann er Brot und Kelch empfing.

Über Jette kam es wie eine Befreiung von schwerster Drangsal. „Mieken, Deern. . . Sprichst du ihn los. . . Nun kann ich wieder ruhig schlafen." Sie tastete nach Annemaries Händen; wie welke Blätter auf glänzendem Marmor lagen ihre verschrumpelten Finger auf der schimmernden Haut der Jungen.

Um das Haus tobte der Sturm, höher leckten die Wogen am Turme herauf.

Aus den Ecken der Stube krochen die Schatten hervor, bis an den Flügel warf die Glut des Ofens ihren Widerschein.

Endlich brach Jochen Ellfeldt die Stille: „Dann, Mieken. . . In Gottes Namen sei es ihm vergeben"; durchmaß einmal die Länge der Stube und verbarg seine Erregung hinter einem mißlungenen Scherze: „Jetzt will ich erstmal auf dem Leuchtturm nach dem Rechten sehen, wenn er nicht schon umgeweht ist."

In harten Stößen schnaubte der Sturm heran; der Strom hob die Faust gegen die Ufer; blutigrot entstieg der Vollmond dem Gewoge des Meeres.

Die Hochzeitsgäste bei Mutter Clasen sorgten nicht weiter um die Mütze voll Wind. Nur Hinnerk Böbs fragte so hin: „Sünd wek buten", befriedigte sich bei dem Nein und hob die Kaffeetafel auf, die Berge von Kuchen und Backwerk waren längst verschwunden.

Für Minuten hemmte Verlegenheit das fröhliche Geschwätz: Gädertz ging von Gruppe

Digitized by Google

zu Gruppe und erkundigte sich nach diesem und nach dem. Hinnerk Böbs folgte ihm, wie es sich gehörte und ermunterte zu freien Antworten. Er hatte seine liebe Not. Alte wie Junge hielten heute mit der Sprache zurück; die Trauung hatte ihren Respekt vor Gädertz aufgefrischt; sie sahen in ihm doch noch etwas mehr als den einfachen Menschen. Anna hatte geradezu Angst vor ihm. Er entbot ihr noch einmal seine Wünsche und entfernte sich.

Bald nach ihm fuhr Ida Ekmann mit ihrer neuen Anna heim. Ihre Kinnladen klapperten vor Furcht über das Heulen in den Lüften.

Bei der Bazarbude begegnete Jochen Ellfeldt dem schwankenden Gefährt. Er kam schneller voran, der Sturm trug ihn fast heimwärts. Trotzdem klopfte ihm das Herz noch heftig, als er in den Keller hinabstieg, die letzte Flasche Champagners vom Festmahl damals heraufzuholen: er hatte es bei sich auf dem Wege ausgemacht, Annemarie heute noch zu der Reise zu bereden; und daß er das bei einem guten Trunke am ehesten erreiche.

Sie sah ihn groß an, was ihn zu dieser ungewohnten Freigebigkeit veranlasse; mißtraute seiner Entschuldigung: „Ich hatt' solchen Durst darauf", und horchte still seinen wunderlichen Erzählungen von Rom, bis er herausplatzte: „Reise mal hin, ob das alles wahr ist, was ich im Bädecker gelesen habe."

Schwer nur ließ sie sich überzeugen, daß es ihm ernst war. Dann zog es wie ein Jubel ihr ab, die Räume weiteten sich, die Welt zog durch ihre Seele: die Ferne rückte ihr nahe; freundlich bot sich ihr das Ersehnte, das Leben öffnete ihr die Arme das strebende, wagende, ringende, siegende Leben. Und während sie sich dem Gedanken voll Jauchzen hingab, glitt alles Gefühl von Beengung und Bedrückung hier von ihr ab. Die Räume weiteten sich, die Welt zog ein, und Liebe verklärte die Alltäglichkeit.

Zum anderen Male genoß Jochen Ellfeldt die Gunst ihres Kusses. Und die verführte ihn zu etwas, das er lange nicht geübt, den Arm um ein Mädchen zu legn und um gut Wetter bei ihr zu betteln. „Du reist, Mieken."

Sie suchte dankbar seinen Blick: „Ja, Onkel, und mit Freude; zum Herbste, mich gut vorzubereiten, daß ich Nutzen von der Reise habe." Und dann: „In deine Koje; aber keinen Damengrog, ich bin doch solch halbes Kapitänskind."

JochenEllfeldt fand sein vergnügtesKnurren wieder, Jette ihr schmunzelndes Hasenschnäuzchen. In festlichem Glanze erstrahlte die Koje: auf dem Tische brannten die Kerzen in den beiden dreiarmigen, silbernen Leuchtern; von oben herab warf die Ampel von „dor dreehunnert Seemielen den Ganges rup" ihren rötlichen Schein, und für einmal durfte selbst der edle Vierbein auf dem Tigerfell schlafen, das Kaptein sich in Hamburg erschossen hatte.

Bei Mutter Clasen schlemmten sie Bordeaux. Die Fleischsuppe mit Reis und Klößen hatten sie schon „binnen"; Fisch war selbstredend zu gewöhnlich für solchen Festschmaus: Hinnerk Böbs ließ Ochsenbraten, junge Enten und Gemüse anfahren; natürlich Konservengemüse: frisches hatte jeder jetzt selbst. Geredet wurde wenig: Messer und Gabel füllten den Mund, bis beim Nachtisch Annas Freundinnen ihre Gaben mit einem Gedichte darbrachten, das sie nach alten Vorlagen recht und schlecht für diesen Abend zurecht gestutzt hatten. Nach ihnen traten Krischans Freunde auf den Plan; ihre Reime waren derber und mit unverhüllten Anspielungen auf niedrige Fenster, festen Schlaf und nahende Taufe gespickt. Sie fanden lachenden Beifall: jeder wußte aus eigener Erfahrung Bescheid; freute sich, daß es bald mit Anna soweit war, und stimmte trotzdem harmlos ein: „Wir winden dir den Jungfernkranz . . ."

Worauf Hinnerk Böbs nach gutem Brauche in seiner Kinder Namen allen dankte und die Tafel aufhob. Die Frauen und Mädchen setzten sich um den Stammtisch, die Männer erholten sich vor der Tonbank bei Bier und Schnaps von den Anstrengungen des Mahles. Im Saale überwachte Mutter Clasen die Zubereitung für den Tanz.

Sie nutzten die Gelegenheit aus: sie hatten nicht viele im Jahre. Langsam drehten sie sich im Kreise, Alte und Junge, und wo zwei Mädchen keine Herren fanden, tanzten sie ohne falsche Scham zusammen. Zwischenhin sangen sie die von altersher üblichen Lieder, aßen und tranken, hielten Ansprachen, trugen ein Solo vor . . .

„Hinnerk, de Reg is an di. Up n Stohl." Sie setzten ihm zu, bis er einwilligte. Die ledigen

Digitized by Google

Burschen knufften sich vor Vergnügen und gesellten sich ein jeder zu seinem Mädchen, die nicht blöde wegguckten, obwohl auch sie wußten, welches Lied der Altermann jetzt zum besten geben werde.

„Silentium für den Herrn Altermann. Orchester: Vorspiel."

Der alte Klimperkasten gab den Ton an; in dröhnendem Baß fiel Hinnerk Böbs ein: „Dor ligt en Dörp an de Weserkant, Kridiwitschambum" . . . Über den ersten Vers hinaus kam er nicht. Mutter Clasen tuschelte einem was ins Ohr und hastete wieder hinaus. Eine Unruhe entstand; drei, vier entfernten sich; Hinnerk Böbs brach ab . . . „Wat givt dat dor?"

„In de Kök kümmt dat Water in Siel hoch."

„Wüllt mal vör de Dör gahn."

Mit Ruten peitschte der Sturm die erhitzten Gesichter; wie aus greifbarer Nähe sang die Brandung ihre Melodie, und der Strom trommelte dazu. Im Osten verkündete ein schmaler, fahler Streifen das Nahen der Morgendämmerung.

„Krischan, is din Boot god verläut?"

„Ik lop fix hen, Vadder."

„Ik kam mit."

„Ik ok."

Im Saale war es still geworden; in der Küche umstanden sie das dunkle Loch, in dem das Wasser langsam aufbrodelte.

„Wüllt to Hus gahn, Anna: man kann nie weten."

Der Sturm zerzauste den bräutlichen Schmuck; der Strom sang sein ureigenstes Lied von Wellengang und Wogennot.

„Dat duert nich lang, Anna, denn kümmt dat Water ok bi uns up de Deel."

Sie legten den Putz ab, zogen Arbeitskleider an und bargen vorsorglich, was zur niedern Erde stand.

In der Siechenbucht arbeiteten die Männer, zogen die Kähne näher ans Ufer und festigten die Anker. Selbst hier trugen die Wellen schon weiße Köpfe.

Die Sonne war aufgegangen, als Krischan den Heimweg antrat. Verödet lag die Torstraße; die Stromgasse hatte sich vom Schlafe erhoben; in der Vorderreihe wurden die letzten Träumer geweckt: „Der Strom tritt über."

Bei der Bazarbude, wo der Boden sich senkte, drang das Wasser auf den Fußweg. Langsam schob es sich vor, flutete auf, ebbte zurück . . .: mit jeder Woge verschlang es einen Klinker mehr. Um sieben erreichte es die Linden; um acht spülte es auf den Fahrdamm; und als Doktor Manners den Rundgang bei seinen Kranken antreten wollte, stürmte es über die Ratsbrücke heran, daß er nur noch eben trocknen Fußes die ansteigende Kirchengasse erreichte. Ruhig ging er seiner Pflicht nach: nur einmal, so lange er denken konnte, hatte das Wasser die Stufen zur Haustür hinauf überschritten.

Auf der Ratsbrücke watete in festen Schaftstiefeln Jochen Ellfeldt, den Stand des Wassers am Pegel abzulesen. Hinnerk Böbs begleitete ihn kraft seines Amtes.

„Dreiht de Wind sik nich bald, ward dat en böse Kist."

„Süht nich dornah ut, Kaptein; de Wind steiht fast."

„Ik gah eben to Hus, en Happen to eten. Hev hüt morn noch nich recht wat kregen."

Jette ging wie an jedem Tage ihren hausfraulichen Pflichten nach: Hochwasser ereignete sich jedes zweite, dritte Jahr; dem Gärtchen schadete es nicht sonderlich; mit dem Hause hatte es keine Gefahr. „Ich bring' dir den Kaffee, Jochen."

„Mieken schläft wohl noch?"

„Die und schlafen: an den Strand ist sie gegangen, vor einer Stunde schon. War nicht zu halten. Das einzige was ich durchsetzen konnt: sie hat ein Paar von deinen Wasserstiefeln angezogen."

Jochen Ellfeldt lachte knurrend: „Macht Mieken das Spaß . . . Da kriegt sie wieder tüchtigen Hunger"; griff zu Brot und Butter und verstaute eine gehörige Ladung. Um Annemarie sorgte er ebensowenig wie Jette.

Hinnerk Böbs war auch heimgegangen. Die Holzschotten waren bereits in die Haustüren geschoben und mit Sandsäcken geschützt; trotzdem stand wie bei allen Nachbarn das schlammige Wasser handhoch auf der Diele. Krischan trug die Möbel ins erste Stockwerk; Anna räumte mit der Alten das Küchengeschirr auf die höheren Börter. Vom Boden herab quieckte und grunzte es. „Ik hev uns beeden Farken rup bröcht, Vadder."

Digitized by Google

„Recht, Krischan; un de Höhner?"

Die Alte mischte sich hinein: „Lat mi de Höhner. Von mi laten se sick licht griepen"; patschte in den Holzschuhen in den Hof und brachte Huhn um Huhn herein.

Im Stalle barg Hinnerk Böbs das Gerät und befestigte den Leiterwagen. Anna kochte Kaffee; das Feuer brannte schlecht: der Sturm drückte den Rauch in die Küche.

Bei Doktor Manners überhob der Gasofen sie solcher Not; um ein anderes sorgten die Mädchen, während sie dem Ertrinken des Gartens zusahen: „Wie wird der Herr klagen"; gingen in die Morgenstube und flüsterten bange: „Das Wasser dringt in die Veranda, und der Fleischer brachte die Ware noch nicht"; horchten in das Heulen des Sturmes und entsetzten sich: „Sie schießen: es steigt noch."

Von ihrem Atelier aus starrte Helene in das Unwetter hinein. Die Hände auf dem Rücken verschränkt, einen Mantel über das faltenreiche Morgengewand geworfen, stand sie am Fenster, mit verschlafenen Augen, die Unterlippe vorgeschoben. Sie sah das Toben des Stromes, hörte das Brüllen der Brandung, spürte die Schläge des Orkans . . .: das Skizzenbuch hinter ihr blieb geschlossen; die dreie bei der Bazarbude, die mit eigener Gefahr das treibende Boot bargen, entlockten ihr ein spöttisches Lächeln. Eines ärgerte sie: die Schokolade war kalt geworden.

Sie rief nach frischer die Treppe hinab; grub sich unter die Decken des Sofas; ergrimmte, daß ihr Befehl nicht ausgeführt wurde. . . Und blieb liegen, träumte Hans nach, seinem Erfolge, seinem Glück in Freiheit und Lebensgenuß, und verzehrte ihre Kraft in ungerechten Vorwürfen gegen den, dem sie die Schuld an ihrem Elend aufbürdete.

Im Auslug des Leuchtturmes setzte der Wärter das Fernglas ab. „En Segel Kaptein; twee Strich över Ost."

Jochen Ellfeldt nahm das Glas. „En Ewer, Meier; wo kümmt dat Ding in dit Unweder rin." Und nach einer Weile: „Wo den Dübel will he hen. Het he ken Ogen in Kopp. He fallt mehr un mehr af. . ."

Für Minuten nahm eine Regenbö alle Aussicht. Der Hagel trommelte gegen die Fenster. Die Scheiben wurden blind. Jochen Ellfeldt dachte an Annemarie, und Sorge um sie kroch an ihn heran.

Meier suchte wieder das Meer ab. „Nu hat de Ewer den richtigen Kurs to faten kregen. Blivt he so bi, het dat ken Not mit em."

Jochen Ellfeldt nickte. „Ik gah. Wenn dat nödig ward, schick mi Wernern."

Über das freie Feld hin fegten die Wellen kniehoch. Die Bazarbude war schon unterwaschen und neigte sich in der Windrichtung. Die Veranden in der Vorderreihe waren überschwemmt. Der Apotheker hatte nicht rechtzeitig vorgesorgt: sein Laden schwamm und wie die Wellen beim Ein- und Ausfluten die Tür öffneten und schlossen, bimmelte die Glocke höhnisch, aufreizend höhnisch.

Der Sturm hatte sich ein würdigeres Geläut ausgesucht: bei den Kirchenglocken führte er die Schlegel.

Vor dem „Alten Zoll" glitzerte die fünfte Stufe noch trocken in den Strahlen der Sonne, die von Zeit zu Zeit zwischen den jagenden Wolkenfetzen hervorlugte.

„Mieken ist noch nicht wieder da, Jochen."

„Man keine Bange, Jette: sie kann ja nicht ans Haus kommen. Aber wenn es dich beruhigt: ich will wen nach ihr schicken."

Er lachte ihr zu und watete nach der Kirchengasse hinüber, wo am Rande der Flut hinter dem fünften, sechsten Hause Kinder, Frauen und alte Männer, die nicht mehr helfen konnten, in angstvoller Neugier sich drängten; schickte Jungen auf Suche und ging beschwerten Gemütes seiner Pflicht nach: ihm war sehr bange um Annemarie.

Jette trat auf die Treppe hinaus. In einem Nu waren ihre spärlichen Haare zerzaust, ihre Haube entführt.

Vom Leuchtturm her stakte einer heran, winkte und schrie. Kein Wort drang an Jettens Ohr: der Sturm mordete die Laute. Sie sah nur, wie der Bote Jochen etwas zubrüllte; Hinnerk Böbs die Vorderreihe entlang hastete, daß ihm die Salzflut ins Gesicht platschte, an einer Tür dreimal im Takt mit der Faust hämmerte und weiter jagte; wie ein Lotse mit aller Gewalt die Kirchengasse hinaufrannte; Frauen angstvoll die Hände falteten, Jungen davonstürmten. . .

Digitized by Google

Drei Male in schneller Folge wurde der Böller auf dem Friedhofe gelöst. Da wußte auch Jette, was alle mit Schrecken erfüllte: „Schiff in Not"; winkte Jochen heran und umspannte seine Hände. Nur daß sie nicht wagte ihre Bitte geradehin auszusprechen und darum in eine Frage kleidete: „Gehst du mit hinaus?"

Freudig suchte er ihren Blick: „Jetzt bin ich Lotsenkommandeur. Ein Schuft der zurückbleibt; ein Heide, der nicht Gott vertraut." Und dann tat er etwas, was er auch seit Jahrzehnten unterlassen: er küßte Jette. Und blieb eine Weile ausruhend neben ihr stehen.

Die in der Kirchengasse gerieten in neue Bewegung. „Platz, Platz. . ." „Lat Mieken dörch" . . . „Verstännig, Mieken: en bannigen Strom buten" . . .

Auf der Treppe preßte Onkel Kapitän die Finger um Jettens Arm: „Mieken ist heil da"; formte die Hände zum Sprachrohr und rief mit einer Stimme, die selbst den Sturm besiegte: „Zurück, Mieken."

Da blieb Annemarie zurück, mitten unter dem Haufen. Ihr Atem flog. Zerhackt nur konnte sie Onkel Kapitän berichten: „Ein Ewer. . . . Zwei Mann . . . Beim Riff vor dem Mövenstein."

„Sie holen schon die Pferde fürs Rettungsboot, Mieken. Iß du erst was. Der Pastor nimmt dich gern auf." Er streichelte ihre Wange und eilte weiter.

Ein paar Frauen boten sich Annemarie an. „Min Hus is neger bi, Mieken."

„Ik brad Se flink en Hohn."

„Von de Hochtid gistern is nog nahbleven; achterrüm is de Weg fri."

Annemarie sah von einer zur andern: jetzt erst begriff sie, wo sie war; erkannte sie die, vor denen sie zurückgescheut: „Wie werden sie dich verurteilen" . . . Und plötzlich nahm Dank und Freude ihr alle Furcht. „Nur irgend etwas Warmes und ein Stück Brot."

In bloßen Haaren lief Gädertz heran. „Zu mir, Annemarie." Er trug sie fast den steilen Abhang hinauf; bettete sie auf sein Sofa; erschrak vor den hohen Wasserstiefeln. . .

Sie lachte laut auf, obwohl ihr nichts ferner als das Lachen lag. „Ich bin nur so erregt. . ."

„Wer sollte da gelassen bleiben, Annemarie."

Die Pastorin kam mit Fleischbrühe und Eiern; er holte Portwein und schenkte, ihr Lust zu machen, auch sich ein Glas ein.

Am Fuße des Kirchenhügels trabten zwei Gespann Pferde vorüber; bei der Rüsternallee trafen sie auf ein anderes Paar; beim erhöhten Bootschuppen neben dem Leuchtturm erwartete sie schon ein viertes. Die Tiere schlugen ungebärdig aus und schnupperten angstvoll in die Flut ringsum. Klar und ruhig gab Jochen Ellfeldt die Befehle aus; schnell und willig fügten sich die Fischer.

„Allens parat?"

„Ja, Kaptein."

„Schräg rup naht Kurhus to."

Im Pastorat warf Annemarie sich neugekräftigt den regenschweren Mantel über; aus Gädertz Taschen guckten zwei Flaschenhälse. „Den beiden auf dem Ewer zur Erquickung." Die Pastorin hatte sich fest vermummt.

„Also voran."

In den höher gelegenen Hintergassen des Ortes hatten sie nur mit dem Sturme zu kämpfen; weiterhin plätscherte ihnen das Wasser auf dem niedrigen Fahrdamm entgegen. Der Eingang der Rüsternallee war ein flutender See. In der Mitte, wo das Gelände zum Dünenrücken mit dem Kurhause anstieg, wurde der Weg wieder trocken. Das Getöse der Brandung wuchs, die Luft war mit salzigem Wasserstaub getränkt. Die Silberpappel nahe dem Musikpavillon lag entwurzelt am Boden; das Dach der Blumenhalle war abgedeckt.

Eine schaumige Masse wälzte das Meer sich heran, warf sich mit Krachen auf die Strandpromenade, bäumte hoch auf, brach zusammen, schoß mit letzter Kraft noch ein Stück Weges weiter, ertränkte den Strandhafer, nagte am Rasen, füllte die Mulden. . .

Annemarie achtete nur auf den Zug vor ihr: die acht Gäule zogen mit aller Macht; die Mannschaft marschierte in geschlossenem Zuge; einige der wetterharten Gestalten wurden von ihren Frauen geleitet; Jungen und Mädel liefen voran und zur Seite

Vor dem Kiefernwäldchen hielten sie an, die Gäule verschnauben zu lassen, ehe sie das schwerste Stück der Arbeit begannen. Die Mannschaft legte die Korkwesten um; Jochen Ellfeldt setzte das Ruder ein.

Digitized by Google

Krischan Böbs faßte die Hand seines Vaters. „Sorg för Anna un dat Kind, sull mi wat tostöten."

„Verlat di dorto, Krischan: Anna is nu min Dochter."

Jochen Ellfeldt beugte sich zu Annemarie hinab. „Ich hab schon böseres Wetter erlebt. Brauchst nicht so ängstlich drein zu schauen." Zerhackt kam es ihm über die Lippen; seine Hand drückte gegen das Herz.

Sie dachte an seine Klagen über die schlechte Beschaffenheit des Rettungsbootes; das Naß stieg ihr in die Augen. Und mühsam nur fand die Kraft, ihm eine heitere, zuversichtliche Miene zu zeigen. „Mir ist nicht bange, Onkel."

Die Mannschaft nahm ihre Plätze ein; kein Befehl war nötig: sie hatten gut geübt.

Gädertz trat an den Wagen. Die herum standen, beugten das Knie; die im Rettungsboot neigten das Haupt: so empfingen sie den Segen im Zeichen des Kreuzes.

Worauf Jochen Ellfeldt das Kommando gab: „Los in Gottes Namen."

Hinnerk Böbs packte das Leitpferd am Zügel; sieben andere folgten seinem Beispiel. Tiefer gruben sich die Räder in den Sand, der Gischt fegte herüber, eine erste Woge lief unter dem Wagen hin; die Gäule scheuten und hielten an; mit Peitsche und Stock wurden sie vorwärts getrieben, unbarmherzig. Tiefer wurde das Wasser; höher die Sturzwellen, bis an die Brust reichte den Männern die Flut; Brecher stürzten über sie hin. Die Gäule schnaubten und zitterten. Hochaufgerichtet am Ruder leitete Jochen Ellfeldt durch Winke und Zeichen. Mit angstvoller Spannung verfolgten die auf sicherem Boden das gefährliche Werk.

Ein Blitz zerriß das Gewölk; sein Widerschein blendete; den Donner verschlang das Brüllen der Brandung. Zur Rechten kaum zwanzig Schritt entfernt brach das Borkenhäuschen ein: niemand bemerkte es.

„Durch!" Ein Jubelschrei lief die Reihen entlang. Das Boot schwamm; mit aller Macht legte die Mannschaft sich in die Ruder; langsam nur kamen sie voran: was sie im Wellental gewonnen, büßten sie zum besten Teil durch den Anprall der nächsten Woge ein. Aber sie kamen voran.

Und noch immer stand Jochen Ellfeldt hochaufgerichtet am Ruder.

Die die Gäule geführt hatten, kamen zurück. Der Schweiß perlte ihnen von der Stirne. Selbst Hinnerk Böbs zitterte vor Erregung und Anstrengung.

Auch für sie hatte Gädertz vorgesorgt: von Mund zu Mund ging seine Flasche.

Die Gäule wurden abgerieben und heimgeführt. Für die Menge gab Annemarie die Weisung: „Zu den Klippen über dem Mövenstein." An eine halbe Stunde verbrauchten sie an den Weg, den sie bei gutem Wetter in zehn Minuten bewältigten.

Gelassen im Frohbewußtsein seiner Kraft, ein Held und Recke, stemmte der Mövenstein den blanken Schild gegen den Andrang der Wogenberge, das Land zu schützen, das sich seiner Obhut vertraute, den nährenden Acker, die Wohnstätte fleißiger Arbeit.

Schwarzgrün wälzte die See sich heran; ein Ungeheuer, den Rachen bis zum Schlunde aufgerissen, die blinkenden Krallen weit vorgeworfen, die Hauer zum Zermalmen bereit. Wild flatterte die weiße Mähne voran; furchtbar dröhnte sein Fauchen. Jetzt packte es den Ewer, rüttelte und schüttelte ihn, knickte den Mast wie einen Strohhalm, jagte über die Zackenkrone des Riffs voran, dukte sich zum Sprunge gegen den Riesen, schoß empor, höher und höher, rang Brust an Brust mit dem Recken, spie wütend seinen Geifer gegen ihn, suchte am Steilufer Rache für seine Niederlage, schlug seine Krallen ein, biß und nagte und spaltete und zerfleischte; sank erschöpft zurück, floh davon, sammelte neue Kraft, drängte zum anderen Male herbei. . .

„Sie sind heran."

„Kaptein wirft die Leine."

„Der Schiffer hat sie gepackt. . ."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Der Morgen

Mit leisem Gruße schied die Nacht —
Nun ist der Frühwind auferwacht
Und streift im feuchten Morgentau
Traumselig über Feld und Au;

Ein leises Raunen geht durchs Korn,
Ein Vöglein wispert unterm Dorn,
Und flüsternd regt es sich im Hain;
Auf Blatt und Blüte fällt ein Schein.

Was dunkel war wird rosenrot,
Wird licht und hell und glanzumloht
Und in den Lüften fern, ganz fern,
Singt eine Lerche „lobt den Herrn!"

F. Wagenknecht.

Zwischen Abend und Morgen / Von Joh. Freumbichler

Zwischen Abend und Morgen liegt Freude und Leid, liegt Not und Tod. Das hatte Mütterchen Brigitta erfahren. Wenn ich durchs Dorf spazierte, sah ich sie täglich vor ihrem Häuschen sitzen, immer eifrig beschäftigt, Wäsche auszubessern und Strümpfe zu stopfen. Einmal als ich eben wieder vorbei ging, lief eine Schar Schulkinder die Straße herab. Und als sie des emsig arbeitenden Weibleins ansichtig wurden, riefen sie alle im lustigen Durcheinander: „Für wen strickst du Strümpfe, Brigitta? — Für wen flickst du Hemden, Brigitta?"

Da blickte das weißhaarige Frauchen von ihrer Arbeit auf und sagte mit eigentümlicher Hast und Betonung: „Für Josef, für Georg und Lisa."

— Mutter Brigitta aber hatte niemand, für den zu stricken und zu flicken nötig war, Mutter Brigitta war wahnsinnig. Nie werde ich diesen Anblick vergessen. Ihre leicht gebeugte Gestalt, ihr schlohweißes Haar, ihre großen, blauen, starr ins Leere blickenden Augen flößten mir Schauder ein. Ein Zufall machte mich einige Tage später mit ihrer Geschichte bekannt.

— Nachts wachte ich auf. Böllerschüsse rollen übers Tal. Die Glocken beginnen zu läuten. — Was ist es? — Ich schlüpfe in die Kleider und eile hinaus. Stockdunkle Nacht, Wassermassen strömen vom Himmel, und rings um das Dorf ein Tosen und Brausen. Hie und da Lichter, die sich hin und her bewegen. Dann Rufe, langgezogenes Brüllen des Viehes, Hundegeheul und ängstliches Blöken der Schafherden . . . Hochwassergefahr! —

Noch unschlüssig, was ich tun wollte, trat Nik, der Nachbarbursch, zu mir und sagte: „Herr, wollen Sie mit mir kommen? — Brigittas Häuschen ist immer am meisten gefährdet. Und da heut' alle mit sich selbst zu tun haben vergißt man wohl auf das Mütterchen."

Ich war sofort einverstanden. Nik holte eine Laterne, und wir tappten uns die Dorfstraße entlang. Als wir zu Brigittens Häuschen kamen war es schon rings vom Wasser umspült. Wir konnten nur so ins Innere gelangen, daß wir mittelst einer Leiter in den ersten Stock einstiegen. Hier fanden wir bei dem unsicheren Lichte einer flackernden Kerze die Greisin vor einem Marienbilde in der Ecke knien und Gebete vor sich hinmurmeln. Wir bemühten uns, ihr begreiflich zu machen, daß sie ihr Heim augenblicklich verlassen müsse. Aber es war alles vergebens. So entschlossen wir uns schließlich, einstweilen bei ihr zu wachen . . .

Wir suchten uns in dem ebenerdigen Stübchen, in dem das Wasser schon einen Viertelmeter hoch stand, zurecht zu finden. Wir legten ein Brett derart, daß es zu den Wandbänken eine Art Brücke bildete, machten es uns hier möglichst bequem, und verabredeten abwechselnd zu wachen. Nik streckte sich allsogleich auf die Bank und versicherte, er werde hier herrlich schlafen und nicht wach werden, selbst wenn das Häuschen gegen den See abtriebe. Ich selbst kauerte mich in die Ecke unters rauchgeschwärzte Kruzifix, das verdorrte Blumen schmückten. Draußen tobte der Sturm, rüttelte an den Wänden, ließ das alte Haustor

Digitized by Google

knarren und fuhr, greulich heulend, durch den Schornstein. Auf dem reingescheuerten Tische lagen allerlei Gegenstände, so eine aufgeschlagene Bibel mit wunderlich großen Lettern, eine kleine hölzerne Tabakspfeife mit Silberbeschlag, ein schwarzes Pappfutteral, in dem ein Augenglas stak, und ein angefangener Frauenstrumpf mit den blinkenden Nadeln in den Maschen . . .

Ich fragte Nick: „Wer raucht denn bei Brigitta?"

„Niemand", sagte der Bursch. „Das ist noch alles von ihrem Manne und ihren Kindern. Genau so hat sie es gelassen, wie es an jenem Abende gewesen, als der Fluß ihren Mann, ihre Tochter und deren Verlobten fortriß. Und das Sonderbare: Kein Mensch darf dran rühren!"

„Erzähl' doch! Wie war es denn?"

Nik gähnte. — „Es war ein schöner Abend wie gestern. Brigitta, ihr Mann Josef, ihre Tochter Lisa und der Jäger, den sie heiraten sollte, saßen vorm Häuschen und plauderten. Verschiedene Leute erzählten am nächsten Tage, daß sie die kleine Familie des alten Tischlermeisters selten so lustig gesehen, als an diesem Abende. Na, etwas später erhob sich ein Sturm, und ein Gewitter brach los. Der Jäger lief heim, um nicht in den Regen zu kommen. Lisa lachte noch laut, da ihm der Wind den Hut entführte. Fünf Minuten später setzte ein Wolkenbruch ein, und in weniger als einer Viertelstunde trat der Dorfbach aus seinen Ufern und schloß Brigittens Häuschen ringsum ein. Georg, der Jäger watete um diese Zeit herüber. Er wollte, wie die Leute später aussagten, die Familie bewegen, augenblicklich das Haus zu verlassen. Sie haben sich wohl lange geweigert. Als aber endlich die schmutzigen Wasser bei den Fenstern aus- und einrannen, sahen sie wohl selbst ein, daß es höchste Zeit sei. Andere Leute hatten mittlerweile, die Gefahr erkennend, am jenseitigen Ufer aus Balken und Brettern eine Art Floß zusammengezimmert und ließen es nun, an ein Seil gebunden, zum Häuschen treiben. Auf diese Weise brachte Georg die beiden Alten hinüber. Dann geschah es. Als der Jäger mit dem Mädchen auf dem Flosse kniete, riß das Seil, und das Floß verschwand in den Wogen. Doch der Jäger kam, das Mädchen im Arm, wieder zum Vorschein. Der Alte voran und mehrere andere eilten am Ufer den Ringenden nach. An einer Stelle, wo dichtes Weidengebüsch steht, klammerte sich der Vater an und hielt dem Ertrinkenden eine Stange hin. Der Jäger konnte sie auch wirklich fassen. Plötzlich aber riß eine mächtige Woge alle drei fort . . . Am andern Tage fand man sie als Leichen an einer Stelle, wo der ausgetretene Bach die Wiesen überflutet. Georg und Lisa hielten sich im Tode noch fest umschlungen. Seit jener Nacht ist Mütterchen Brigitta wahnsinnig. Das ist nun gut an die zehn Jahre her." Nik schwieg. Und wenige Sekunden später schnarchte er laut. Draußen aber schlugen die Wellen lauter an die dünnen Wände des Häuschens, als forderten sie wieder ein Opfer. Und von oben aber hörte man die Stimme der Wahnsinnigen, die in monotonem Tonfalle laut das Vaterunser betete. . . .

Nachdenklich gingen meine Blicke durch die trauliche Stube mit dem grünen Herd, der Wanduhr mit den Messinggewichten, der alten, buntbemalten Kommode und den kleinen Gegenständen vor mir auf dem Tische. — Dies Pfeifchen hat wohl der Alte geraucht. . . . Diesen Strumpf die hübsche Lisa gestrickt. . . . In dieser Bibel Mütterchen Brigitta mit der Brille gelesen. . . . Wie die Menschen nur so ruhig leben können, in ihrem Stübchen, beim Schein der Lampe, — rettungslos ringsum, immer und überall furchtbaren Mächten preisgegeben!? —

Ich begab mich vors Haus. Der Regen hatte nachgelassen. Der Vollmond stand am Himmel und spiegelte sich in den sprudelnden Wassern. Hunde bellten. Vieh brüllte. Auf den Dächern sah man Leute, wohl ausspähend ob die Gefahr schon vorüber. Da ich noch stand, trat plötzlich zu meinem Schreck die alte Brigitta zu mir. Ihr weißes Haar hatte sich gelöst und umwallte die hagere Büste. Ich sagte: „Frau Brigitta, es ist kalt im Freien. Geht hinein!"

„Ich warte immer", sagte Brigitta mit tonloser Stimme, und es klang so unheimlich, „bis meine Kinder kommen, bis ich meine Kinder wiedersehen kann. Wißt Ihr nicht, Herr, warum sie so lange fortbleiben und mich immer allein lassen?" Die Greisin hielt die Hand über die Augen und blickte in die mondhelle Nacht hinaus..

„Geht ruhig schlafen, Mütterchen!" sagte ich und führte sie sanft hinein. „Und habt nur noch ein wenig Geduld! Sie werden sie wiedersehen, die Kinder, Sie werden sie sicher wiedersehen..."

*

Sommer

Mach' dir die sonnige Sommerzeit,
Zu einem einzigen herrlichen Fest!
Jauchze und juble in trunkener Lust, —
Ehe der Sommer dich herbstlich verläßt!

Sommer blüht dir in tausend Rosen,
Trag dir die Arme voll ins Haus.
Nimm auch von Blumen des Feldes dir,
Einen bunten, leuchtenden Strauß! —

Gertrud Rothe.

Digitized by Google

Erkennen / Skizze von Hedwig Forstreuter

Die Nelken auf dem großen, runden Tische dufteten betäubend. Eine der Blüten hat sich gelöst und hängt über den Vasenrand herab, ein schwebender, weißer Stern.

Zitternde Finger greifen nach ihm und dann ruht der blaßgrüne Stiel in einer Mädchenhand, der Kelch leuchtet vor dem Blau des Kleides. Als ginge Kraft von der Blüte aus, sucht die junge Stimme nach Worten. Aber sie bricht gleich wieder ab und von neuem ist das Schweigen da, in dem das Duften der Blumen wie eine ferne, süße Melodie schwingt.

Der Mann im grauen Waffenrock neigt sich vor: „Soll mir nicht wenigstens erklärt werden, warum Sie mir nicht glauben können?"

Die leise Stimme setzt wieder ein: „An der Gegenwart zweifle ich nicht, aber an der Zukunft. Das können Sie vielleicht nicht verstehen; es läßt sich schwer erklären — und dürfte auch wenig Interesse für Sie haben."

Das braune Männergesicht wird einen Schein blasser, förmlicher die Haltung. Und die Stimme spricht weiter, ahnungslos, daß vor ihrem Laut ein Glück zusammenstürzt, das köstlich blühen wollte.

„Ich glaube mir fehlt alle Kraft, etwas zu halten. — Nein, lächeln Sie nicht, ich habe es erfahren, früher — ich habe selbst enttäuscht oder bin enttäuscht worden, ich weiß nicht mehr recht. Aber es tut noch weh. Und der Glaube kommt nicht wieder. . ."

Leise verklang es, der gesenkte Kopf mit den schweren Flechten sah so jung aus, daß er die Worte Lügen strafte. Und das Herz, das bebend schlug, auch das Herz widersprach den Worten. Es hoffte, allem bitteren Wissen zum Trotz: W e n n er dich liebt und er l i e b t dich. . .

Der Stuhl des Mannes flog zurück, Absätze klirrten zusammen, Worte klangen gepreßt, halblaut, dann schloß sich die Türe.

Warum fällt nun die weiße Nelke zu Boden? Warum sinkt der flechtenumwundene Kopf wie hingemäht auf den Tisch? — Ließ sie nicht selbst ihr Glück aus der Hand?

Ach, sie wußte ja nicht. . . Sie widersprach, um ihn beredt zu machen, sie mißtraute ihrer Kraft, weil er seine Glut verbarg. Sie wollte ihn ganz zu sich herüberlocken und hatte ihn vertrieben.

Nun ging er und grübelte über das „Früher", von dem sie gesprochen hatte, das nur in ihrer Phantasie ein Dasein führte. . . Er wob Wirklichkeiten um die Gedanken, oh, was glaubte er von ihr!

Sie lief zum Fenster, ihr Gesicht flammte, als sie hinabsah. Niemals ging nun sein Fuß mehr über diese Steine, um sie zu suchen. Bald genug würde er die Stadt fliehen um wieder an der Front zu sein, dort, wo alle seine Gedanken weilten. Selbst heute hatte er von den Kameraden gesprochen, die draußen lagen, vor denen man sich schämen mußte, im Lande zu sein.

Sie faltete die Hände — ach, Hunderttausende beteten — in Frankreich — in England — wen soll Gott hören. Aber ich kann nicht anders, auch ich muß bitten: „Schütze ihn, Herr. Nicht mehr für mich, auch für keine andere, nein, nein! Aber schütze ihn!"

* * *

Gerade unter dem Kronleuchter des weißgoldenen Tanzsaals stand sie und ordnete Bücher, die von vielen flinken Händen für das Feld verpackt wurden. In einer Ecke des Raumes ratterten Nähmaschinen, ganze Berge fertiger Lazarettwäsche türmten sich in den Schränken. Der Wind spielte mit den Prismen des Kronleuchters; durch den Lärm der Maschinen rieselte der Ton wie eine Erinnerung an selige Friedenszeiten. Sonne sah durch die Fenster. Sie blendete.

Das Mädchen am Tisch legte die Hand über die Augen, wer kam da durch den Saal geschritten, hoch und schlank, die geraden Brauen zusammengezogen, daß alle Jugend aus dem Gesicht gewichen schien? — Sie hielt sich am Tischrand, er kam zu ihr? Doch nein, wie konnte sie glauben. Er schritt vorbei, schien sie nicht zu sehen. Die alten Damen an den Wäscheschränken lächelten ihm entgegen. Man kannte ihn ja von damals, aus den Zeiten nach der Mobilmachung her, als die Truppen Tag und Nacht auf den Bahnhöfen verpflegt wurden.

Sie hielt den Blick auf die Bücher gesenkt und fühlte: er sieht jede deiner Bewegungen; jetzt blickt er fort, ein Herr begrüßt ihn, nimmt seinen Arm, sie gehen.

Erleichtert atmet sie auf und fühlte doch ihre Knie zittern; sie setzte sich, der Saal wirbelte im Kreise; sein Weiß und Gold verflocht sich ineinander, der Kristallbehang läutete wie Glocken. Sie schloß die Augen. „Fräulein Maria!" Man rief sie, bebend fuhr sie empor. Einer der Vorstandsherren winkte ihr von der Saaltür her: „Sie müssen uns helfen, der Herr Leutnant soll seiner Truppe Gaben mit ins Feld nehmen, suchen Sie aus, was wir noch haben, das Rote Kreuz der Heimat muß doch in Ehren bestehen vor denen draußen."

Sie neigte den Kopf, schritt voran, schloß die Schränke auf, füllte Körbe, ließ sie von Pfadfindern, den lustigen, kleinen Helfern, fortschaffen. Aber als sie in der Zigarrenkammer stand, allein, denn hierher durfte ihr keiner der Jungen folgen, da hob sie die Hände an die Schläfen — sollte denn die Quälerei kein Ende nehmen? Sie hatte ihn längst fort geglaubt, und nun ging er hier umher mit einem Gesicht voll Vorwurf und Stolz, daß es sie bis ins Innerste traf. Und sie — ausgerechnet sie — mußte die Sachen für seine Leute zusammensuchen, damit er nur ja recht schnell abreisen

Digitized by Google

konnte. Sie fühlte, wie ihr die Tränen kamen. Wenn jemand sie überraschte! Sie tastete nach der Tür, wollte den Schlüssel umdrehen aber da war ein Widerstand, sie drückte kräftiger, doch ein Gegenstoß kam von außen, sie wich zurück, fuhr mit dem Tuch an die Wangen, blutübergossen.

Der Mann sah stumm auf sie nieder. Dann reckte er sich auf: „Sie erlauben", schloß die Türe, drehte den Schlüssel im Schloß. „Meine Gefangene für diesen Augenblick. Denn ich habe eine Frage. Oder soll ich gehen, Fräulein Maria?"

Ein Schütteln und dann ein Aufblick, scheu und kurz. „Was wollen Sie noch?"

Eine der Zigarrenkisten flog zur Seite, so unsanft hatte des Leutnants Hand sie fortgeschoben. „Ich glaube nicht, was Sie damals sagten, und dann überfällt es mich doch und will mich rasend machen. Ich kann so nicht hinaus gehen, Fräulein Maria, ich wäre kein guter Soldat. — Sie können mich fortschicken, Sie können lachen über mich, aber sagen Sie mir, wer hat Sie damals enttäuscht, wer tat Ihnen so weh, daß Sie ihn nicht vergessen können? Ich muß es wissen."

Er hielt ihre Hand und nun konnte sie ihn ansehen. „Es ist anders als Sie denken. Es war niemand Gewisses, es waren alle und keiner. Ich fand mich nicht zurecht, hab' mich nie zurechtgefunden. Immer fühlte ich mich nur so geliftet, zu Gaste. Und wenn man mit mir sprach, war's aus Mitleid oder halber Herablassung. Ich wurde stets nur wie zufällig mitgenommen oder eingeladen; das fühlt man, wenn man ein armes Mädchen ist. Und dann bin ich doch immer häßlich gewesen und auch nicht mehr ganz jung. . . Da war ich fassungslos, als Sie kamen und —"

„Täuschten mich." Des Mannes Lippen zuckten. „Und das ist die Wahrheit? — Nicht diesen Blick. Ich glaube ja. Aber Sie Kind, fühlten Sie denn nicht, daß ich anders an Sie dachte?"

„Ich war ganz irre an mir geworden, denn was konnte Sie auch fesseln?"

Die grauen Augen, die zu ihm aufgeschlagen waren, schienen jetzt wirklich schön in dem Glanz der frischen Tränen und der aufdämmernden Seligkeit.

„Ihr lieben Frager," sanft rührte die Männerhand an die bebenden Lider, „ich will es euch sagen! — Nicht dein Gesicht oder dein Gang, deine Stimme oder dein Wesen haben mich zuerst gefangen, obgleich mir alles, was du häßlich nennst, lieblich erscheint — deine Heftigkeit war's. — Sie nennen dich sanft, die da draußen, vielleicht, weil du leise sprichst und oft ein bißchen schwärmst. Aber du kannst auch ein spitzes Zünglein haben und vor allem — das ist dein Bestes — auch wenn es nicht immer vernünftig scheint: du hast ein Stück vom Rechtsfanatiker in dir; — ein weiblicher Michael Kohlhaas. . . Nun staunst du." Er lachte, jung und froh klang es von den engen Wänden wider. — „Du erinnerst dich gewiß: die alte Kommerzienrätin, die dem Roten Kreuz viel gestiftet hat, die aber allen diesen Segen wieder aufhebt durch ihr eigenmächtiges Schalten, hatte euch geärgert. Irgendwie. Die ausrückenden Soldaten sollten keinen Tabak mehr bekommen oder keine Harmonikas — aus Sparsamkeitsgründen. Was weiß ich. Jedenfalls war es engherzig. Und ihr Mädchen gabt doch. Da sagte sie ein Wort, in dem ihre kleine Seele lag, aber der geldschwere Name stand dahinter und es erging ein förmliches Verbot. Die Soldaten mußten unbeschenkt von euren Tischen gehen. — Du preßtest die Lippen zusammen, du sahst die grauen Gestalten im Vorraum stehen, zwischen den prächtigen Spiegeln und Säulen, an denen die reiche Frau vorüberrauschte sie, deren Sohn Tabak hatte und alle Liebesgaben, die er begehrte, — da warfst du den Bleistift hin, daß er zerbrach und die zornigen Tränen sprangen dir aus den Wimpern. Und dann gingst du und batest bei den übrigen Damen und wurdest so heftig, daß sie verlegen schwiegen. Endlich beschlossen sie, an einem anderen Ende zu sparen. Denn: sie machte gar zu große, ernste Augen, die Kleine. — So fing es an, Maria. Ich mußte ja dann bald fort. Mir gabst du keine Harmonika mit. Aber Zigarren, halb im Scherz, und mir zitterte schon damals — das Herz. — Denn, weißt du, wie man auch über Schönheit denken mag — und sie betört uns immer — am Ende sucht unsere Liebe doch das Wahrhafte, das Seelische, in dem sie wurzeln kann. Dich sah ich in jenem Augenblick wie durchleuchtet von innerem Glanze.

Darum wollte ich auch jetzt wissen, wer dich getrübt hatte. Nun war es nicht einer, sondern alle, nicht ein Mensch, sondern die Welt. Weil mein Aschenbrödelchen ja nicht immer sein Lichtkleid trägt. Aber nun, Maria, glaubst du, daß ich dich um deiner selbst willen liebe? Daß du hier nicht nebenher gehst, sondern der Herzpunkt bist, für mich?"

Er schwieg, sein Gesicht strahlte und sie trank diesen Glanz in sich, sie empfing seine Hände an ihrer Brust. „Wie kann es wahr sein! Dies ist Gnade über Begreifen. Nun können wir nie mehr einsam werden."

Er sprang empor, Zigarrenkisten schwankten, fielen, sie achteten es nicht. Es wurde an die Tür geklopft und sie blieben mäuschenstill, hielten einander den Mund zu, bis sich die Schritte draußen entfernten. Dann flatterte ihr Lachen auf, noch gedämpft, glückselig und sie gingen, zu öffnen.

Digitized by Google

Die Eltern

Und regen wir die Hände
Tagsüber ohne Ruh,
All unsers Sinnens Ende
Und Anfang, Sohn, bist du!

Will sich der Abend senken,
Erglüht der Tagbeginn,
Wir tragen dein Gedenken
Durch alle Stunden hin.

Du sitzt mit uns zu Gaste
Am Tisch, zur Abendzeit.
Es ist, als ob uns faßte
Stumm deine Hand im Leid.

Du bist in mannigfacher
Gestalt am Tag uns nah,
Und stehst zur Nacht als wacher
Traum groß im Schlaf noch da.

Verflüchtigt auch im leisen
Zeitfluß dein Name schon:
Unsere Gedanken kreisen
Um dich nur, Sohn!

Hans Anton Schütt.

Vermischtes

Menschenverluste im Kriege — früher und jetzt. Führt der Krieg, wie wir ihn heutzutage führen, eine größere Vernichtung von Menschenleben herbei, als in früheren Zeiten? Höchst wahrscheinlich würde jeder diese Frage bejahen. Wir haben in der letzten Zeit so viel von den tod- und verderbenbringenden Mitteln der modernen Kriegführung, von der furchtbaren Wirkung unserer Riesengeschütze, von Maschinengewehren, Handgranaten und Schrapnellen, von Lyddit, Cordit, Melinit gehört, daß man fast glauben sollte, das alte Wort: „Eine jede Kugel trifft ja nicht", habe seine Geltung verloren. Von Gelehrten, die sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt haben, wird behauptet, daß der Krieg jetzt so furchtbare Verheerungen anrichte, daß die Menschen sie überhaupt nicht mehr aushalten könnten, und daß der Krieg infolgedessen überhaupt aufhören würde. Wie sehr man sich in dieser Beziehung geirrt hat, beweist der Weltkrieg. Wer hätte es wohl für möglich gehalten, daß unsere Tapferen in ihren Schützengräben einem 72stündigen Trommelfeuer standhalten und sich dann noch den anstürmenden Feinden mutig entgegenstellen könnten?

Der allgemeine Eindruck ist indessen nicht immer der richtige und ehe wir ihn als richtig anerkennen, wollen wir erst kurz untersuchen, wie weit er durch Tatsachen unterstützt wird. Es fragt sich also, ob die Zahl der Toten und Verwundeten in den Kämpfen unserer Tage verhältnismäßig größer ist als die in früheren Zeiten. Zieht man dabei auch Altertum und Mittelalter in Betracht, so muß diese Frage entschieden verneint werden. Einmal steht die Stärke unserer Heere in gar keinem Verhältnisse zu der Zahl der Kämpfer der früheren Zeiten und dann ist auch zu bedenken, daß damals der Krieg ein „Kampf aufs Messer" war, grausam und erbarmungslos. Nur dann galt der Sieg als vollständig, wenn von den Feinden keiner am Leben blieb. Die sich nicht ergaben, wurden kaltblütig niedergemetzelt, und oft wurde Pardon überhaupt nicht gegeben. Das war beispielsweise bei Towton der Fall, einer Schlacht im Kriege der Weißen und der Roten Rose. Das Heer der besiegten Partei soll sich auf 40 000 Mann beziffert haben, und diese ganzen 40 000 blieben auf dem Platze, nur einem winzigen Dutzend Krieger soll es gelungen sein zu entkommen! Wenn wir uns mit unserer Untersuchung jedoch auf die Zeit beschränken wollen, in denen der Krieg nach menschlicheren Grundsätzen geführt wurde, so dürfen wir wohl den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts zum Ausgangspunkt nehmen. Dieses bezeichnet eine neue Epoche in der Kriegsführung. Der gepanzerte Krieger, der mit Speer, Streitaxt oder Keule bewaffnet war, der Bogenschütze, der Hellebardier und der Keulenträger hatten der Kanone, dem Gewehre und dem Bajonette Platz gemacht. Auch Feldscheer und Lazarette treten jetzt auf. Mit einem Wort, Menschen und nicht mehr Wilde kämpfen jetzt miteinander.

Die Namen Karl XII. und Marlborough, zweifellos die beiden größten Feldherren der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sind mit der Geschichte des modernen Krieges eng verknüpft. Im Jahre 1700 bewies der Schwedenkönig in der Schlacht bei Narva, daß ein großes Heer, so tapfer es auch sein mochte, doch keine Aussicht auf Erfolg habe, wenn es einer Truppe gegenüber steht, die ihm an Zahl zwar unterlegen, dafür aber gut disziplíniert ist und geschickt geführt wird. Das 80 000 Mann starke moskowitische Heer wurde von den 10 000 erprobten Soldaten, die Karl XII. befehligte, vollständig geschlagen; 18 000 Mann wurden getötet oder verwundet — das heißt also 23 % der Gesamtzahl — und 30 000 Gefangene fielen mit der gesamten Artillerie in die Hände der Sieger. So kamen also auf jeden Schweden 2 tote oder verwundete Russen und 3 Gefangene. Von den vielen Schlachten, die Marlborough lieferte, gelten die von Blenheim und Malplaquet als die blutigsten. In der ersteren standen sich auf beiden Seiten fast 120 000 Mann gegenüber und die Verluste beliefen sich auf 32 000 Mann — das heißt also auf 27 %; bei Malplaquet betrug die Zahl der Kämpfer 190 000, die Verluste waren aber nicht größer als bei Blenheim, der Prozentsatz der Kampfunfähigen stellt sich somit auf etwa 17 %. Im Siebenjährigen Kriege wurden auch mörderische Schlachten geliefert, in denen das Blut in Strömen floß. An drei Augusttagen des Jahres 1758 kämpfte Friedrich der Große an der Spitze von 30 000 Mann gegen 50 000 Russen. Schon am ersten Tage schien die Schlacht entschieden, aber die Russen, deren Führung recht schlecht war, standen wie die Mauern, obwohl ganze Regimenter von ihnen durch das geschickt geleitete preußische Artilleriefeuer hinweggefegt wurden. Als sie endlich wichen, geschah dies in geschlossenen Reihen. 33 000 Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, also nahe an 40 %! Fast ebenso blutig, trotzdem die Zahl der Kämpfer eine weitaus geringere war, war der berühmte Angriff der

Digitized by Google

englischen Rotröcke auf Bunker's Hill am 17. Juni 1775. Auf 3000 Mann belief sich die Zahl der stürmenden Engländer und 1000 Mann, also ein ganzes Drittel, lag verstreut auf dem Abhange, ehe die amerikanischen Verschanzungen genommen waren.

In der napoleonischen Zeit wurden einige der größten Schlachten, die die Weltgeschichte kennt, geliefert. Viel von seinem großen Erfolge verdankte der geniale Feldherr seinem festen Willen, um jeden Preis zu siegen, und das zeigte er auch auf dem Felde von Arcole in Ober-Italien, wo er den Grund zu seinem großen Ruhme legte. Vier aufeinander folgende Tage kämpfte er mit seinen 30 000 Mann gegen 40 000 Österreicher, die er vernichtend schlug. Der Gesamtverlust der beiden Heere betrug dabei 25 000 Mann — also mehr als der dritte Teil der Kämpfer! Wie Karl XII. und Friedrich der Große fand auch Napoleon in den Russen seine hartnäckigsten Gegner. Bei Eylau, Friedland und Borodino wiederholte sich das Schauspiel von Narva und Zorndorf. — Unerschütterlicher Mut und Tapferkeit auf seiten der Russen, die aber durch ihre schlechte Führung unnütz vergeudet wurden. In den genannten drei schrecklichen Schlachten stieg die Zahl der Toten und Verwundeten auf 45 000, 35 000 und 80 000 Mann. In jedem Falle war sie fast ein Drittel der Kämpfenden überhaupt! Der Zahl der Kämpfer nach war die Schlacht bei Leipzig am 16., 17. und 18. Oktober 1813 die größte, die in der napoleonischen Zeit geschlagen wurde. Von beinahe 500 000 Mann, die sich in der „Völkerschlacht" gegenüberstanden, blieben 100 000 auf dem Platze. So erschreckend diese Zahl an sich auch ist, so bleibt der Verlust doch hinter den bisherigen zurück, er beträgt ja nur 20%. Auch die Entscheidungsschlacht von Belle-Alliance weist hinsichtlich der Verluste einen geringeren Prozentsatz auf als andere Schlachten, deren Folgen nicht so weittragend waren. Der blutigste aller Kämpfe zwischen Franzosen und Engländern in jenem Zeitraum war die Schlacht bei Albuera im Süden Spaniens. Hier setzte 1811 eine kleine englische Abteilung, die von nicht sehr zuverlässigen Spaniern unterstützt wurde, 23 000 erprobte französische Veteranen unter Marschall Soult außer Gefecht. Der Gesamtverlust auf beiden Seiten beziffert sich auf 12 000 Mann oder beinahe 40%!

Im großen amerikanischen Bürgerkriege (1861 bis 1865) war der Verlust an Menschenleben in vielen Schlachten geradezu erschreckend. In den großen Schlachten von Antietam, Gettysburg, Murfreesboro und Chickamauga schwankte der Prozentsatz der Getöteten und Verwundeten zwischen 25 und 30% der Kämpfenden, und bei Grants letztem Sturm auf die konföderierte Festung Richmond verlor seine Armee in einwöchentlichem ununterbrochenem Kampfe über 40 000 von 130 000 Mann. Der größte Fortschritt in der Durchschlagskraft, Tragweite und Treffsicherheit der Feuerwaffen erfolgte mit der Einführung des ersten Hinterladers — des berühmten Zündnadelgewehres — seitens der preußischen Armee, und im Feldzuge 1866 bestand dasselbe seine Feuerprobe. Wenn auch zweifellos sein Erfolg entscheidend war, so scheint doch, merkwürdig genug, seine Einführung die Folge gehabt zu haben, die Verluste zu vermindern. In der furchtbaren Schlacht bei Königgrätz, in der sich fast 500 000 Mann gegenüberstanden, wurden doch in zehnstündiger Dauer des Gefechts nur 27 000 Mann getötet und verwundet — das heißt kaum 6%. Vier Jahre später, im deutsch-französischen Kriege, waren die Kämpfe um Metz am 14., 16. und 18. August wenn vielleicht auch nicht die entscheidendsten, so doch wohl die erbittertsten des ganzen Krieges. Über 400 000 Mann betrug die Stärke der beiden Heere, und 80 000 davon blieben auf dem Platze — das heißt 20%! Keine andere Schlacht dieses Krieges zeigt einen so hohen Prozentsatz von Verlusten. Dieser Prozentsatz ist auch in keiner Schlacht der Kriege der folgenden Jahrzehnte übertroffen worden. Ja, es will scheinen, als ob die Verluste immer geringer würden. Auch im Kampfe der Engländer gegen die Buren in Süd-Afrika weisen die blutigsten Schlachten keine höheren Verlustziffern auf als 20%; sie waren sogar nur selten höher als 10 oder 15%!

Als letztes Beispiel führen wir noch ein paar Schlachten aus dem „fernen Osten", bei Kiuliencheng am Yalu und bei Kintschau oder Nanschau, an. Beide Schlachten hatten wichtige Folgen, und es ging in ihnen heiß her, trotzdem wir von „einem furchtbaren Kugelregen", „einem wahren Höllenfeuer" und „fürchterlichem Gemetzel" lesen, so ergibt eine kühle und leidenschaftslose Prüfung der Tatsachen doch, daß, wenn wir den offiziellen Berichten Glauben schenken dürfen, der Prozentsatz der Getöteten und Verwundeten in der erstgenannten Schlacht nur 5 bis 6%, in der zweitgenannten nur 10% der Kämpfer beträgt.

Über den Prozentsatz der Verluste im Weltkriege läßt sich noch nichts sagen, da es noch eine ganze Zeit dauern wird, ehe die Zahl der Kämpfenden, die am Kriege teilnehmen, und ihre Verluste bekannt gegeben werden. So furchtbar die Verluste aber auch zu sein scheinen, so kann man doch heut schon behaupten, daß, in Prozenten ausgedrückt, sie viel geringer sein werden, als in allen früheren Kriegen, denn solche Riesenheere wie jetzt haben sich noch nie gegenüber gestanden.

J. Cassierer.

Briefkasten

Gefr. H. Zossen. Im Gedanken gut, in der Form mangelhaft. Ob Sie eine Gedichtsammlung herausgeben sollen? Wenn Sie durchaus nicht warten wollen und viel Geld haben, dann können Sie ja die Literatur um ein wertloses Buch vermehren! **B. R. D.** Nichts eigenartiges, aber Sie können gelegentlich neues zur Auswahl senden. **E. Fr. in N.** Ich vermag keinerlei Begabung zu entdecken, Inhalt und Form sind durchaus abgebraucht. **G. B. in Leipzig.** Wenn jemand ein paar Blumen für ein Lazarett kauft wie die Heldin Ihrer „Novelle" und dann glaubt, etwas Besonderes geleistet zu haben, so wirkt das in dieser Zeit fast wie Ironie. Jedenfalls lohnt es sich nicht, daraus eine Erzählung zu machen. Auch läßt der Stil viel zu wünschen übrig. **R. Z. in L.** In Verlauf von fast 2 Jahren sind auch eine Reihe von Kriegsmotiven durchaus erschöpft — ich kann daher Ihren „Angriff auf ein Dorf" nicht bringen. Wir wollen allmählich den Frieden vorbereiten, er wird ja hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen. **Kurt S. in Halle.** Ihre Fragen beantwortet das „Masurenbuch" von Fritz Skowronnek ausführlich auf Seite 80 ff. **Frau Geheimrat D. in Kassel.** Ich will die Frage ihres „Kaffeekränzchens" gern beantworten: ich halte für das „merkwürdigste Ereignis" in diesem langjährigen Kriege die Tatsache, daß die eigentliche Entscheidungsschlacht schon drei Wochen nach Kriegsbeginn, nämlich bei Tannenberg, geschlagen wurde. **Ewald in Köln.** Novellen im angegebenem Umfang kann ich im Beiblatt nicht verwenden.

Inhalt des Heftes 45: Treibholz. Roman von H. Schobert. — Am Mövenstein. Roman von Ludwig Müller-Grimmold. — **Beiblatt:** Der Morgen. Gedicht von F. Wagenknecht. — Zwischen Abend und Morgen. Von Joh Freumbichler. — Sommer. Gedicht von Gertrud Rothe. — Erkennen. Skizze von Hedwig Forstreuter. — Die Eltern. Gedicht von Hans Anton Schütt. — Vermischtes. — Briefkasten

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 5. August 1910. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1916 Heft 46
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode).

11. Fortsetzung.

Er hatte schon jetzt empfindliches Kopfweh, aber als er heimfuhr war es fast unerträglich. In seiner Brieftasche hatte er einen Wisch Papier auf dem sein Name quergeschrieben stand, und außerdem die Zahl 6000 Mark. — Als er 10 000 verlangt — hatte der Wucherer einfach gelächelt. Und dann hatte er noch etwas gesagt:

„Bringen Sie mir erst die Unterschrift Ihres Vetters, des Majoratsherrn Theodor Grafen Spratt auf Kusmin — dann steht Ihnen das Geld sofort zur Verfügung."

Er kannte diesen Vetter gar nicht, — wie käme der wohl dazu?

„Der Graf ist zurzeit in Berlin, Hotel Adlon, — bis heute abend" — — Ja! Das hatte er auch noch in sich aufgenommen. — — Nun stand er vor Adlon — und starrte, blödsinnig vor Kopfschmerz die lange Front entlang. . . Immer wieder mußte er sich besinnen, was er eigentlich hier wollte. . . Und dann mußte er doch den Portier gefragt haben, denn der hatte ganz deutlich gesagt:

„Eben abgereist, — soviel ich weiß, eine Reise ins Ausland."

— Wer so viel Geld hätte! O Gott, wie müßte das sein! Hatte er sich doch schon mit seinem kleinen Erbteil als Nabob gefühlt, und nach seiner Auffassung sein Leben genossen — ja genossen. . . .

Und da kam es plötzlich wie ein körperliches Gefühl über ihn, so ein reicher Mann, für den 6000 Mark kaum so viel bedeuteten wie ihm 60 Pfennige, würde einen Vetter und Namensbruder darum nicht im Stiche lassen, er würde ihm bestimmt geholfen haben, wenn er ihn vorher hätte sprechen können.

Seine Mutter zwar, — die hielt nichts von dieser Stammfamilie, — aber sie war eine Frau. Männer beurteilen solche Dinge im ganzen anders. . . Und er hätte ihn sicher überzeugt, — er würde eingesehen haben, daß jeder sein Maß an Glück vom Leben einzufordern hatte. — Ob reich, ob arm. . .

Sechstausend Mark, — die Unterschrift! — Der Gedanke verfolgte ihn quälend — wie irgendeine Melodie, die sich im Hirn festgesetzt hat. . . Der Vetter mußte und würde ihm helfen. —

Da lag der Wechsel vor ihm, nachdem er ihn schon zwei Tage mit sich herumgetragen, und sah ihn so aufreizend, so verheißungsvoll an. Hinter der Zahl schienen Lus dunkle Augen hervorzublinzeln, die schwarze Locke, der süße Mund. . . Er tauchte plötzlich eine Feder ein und schrieb mit großen, rechteckigen Buchstaben unter seinen Namen eine andere Zeile. . . Teodor Graf Spratt auf Kusmin. . . — Die beiden Unterschriften sahen gut aus und ähnelten sich wenig; er fand das zu seiner eigenen Überraschung: Wie ein Kind, das sich die Folgen einer Tat nicht klar machen konnte, sah er darauf nieder. . . .

Aber dann sprang er jach, mit einem lauten Schrei auf.

Was da lag — war ein Verbrechen; — ein Verbrechen, das mit Zuchthaus bestraft wird und denjenigen, der es begeht, auf immer aus den Reihen der anständigen Menschen ausstößt, —

Digitized by Google

wenn es an den Tag kommt. — Seine Tat konnte nicht verborgen bleiben. Er hatte keine Hilfsmittel, wenn der Vetter etwa versagte. — Da brachte der Bursche eine Karte von Lu und Ele.

„Kleiner Baron! Wir kommen morgen abend zurück und hoffen, daß du unsere Zimmer so schmückst, wie deine Freude uns wiederzusehen ist. Gruß, Kuß. Lu, Ele." —

Und er hatte acht Mark siebzig im Portemonnaie für den Monatsrest. — Was würden die Verwöhnten sagen, wenn er ihrer Aufforderung nicht nachkam? Würden sich die jetzt ohnehin loser gewordenen Beziehungen dann nicht ganz lösen?

Ein Leben ohne Lu war aber unausdenkbar.

Und da lag der Wechsel und verhieß ihm noch eine Spanne Lebenslust . . . eine kurze Spanne nur, denn im Januar war er bereits fällig, aber diese Spanne war köstlich — und er konnte in ihr tausend Möglichkeiten finden um seine Zukunft vorzubereiten — Afrika — Abschied — das alles lag ja in seiner Hand, er brauchte deshalb noch lange kein Fälscher und Betrüger zu sein. Entschlossen ging er mit dem Wechsel in der Tasche zu dem Geldgeber und überreichte ihn. Er fühlte sich dabei ganz ruhig weder Herz noch Hand zitterte ihm. Ein leichter Nebel lag auf den Gegenständen um ihn; das war aber auch alles. Der Mann nahm das Papier, holte umständlich seinen Zwicker hervor und prüfte die Unterschrift, dann sah er dem jungen Offizier fest in das Gesicht.

„Ein Glück, Herr Baron, wenn man so noble und reiche Verwandte besitzt. — Darf ich fragen, ob es das erste mal ist, daß der Herr Graf für Sie eintritt?"

„Ja."

„Für den reichen Herrn eine Bagatelle, — kann mir's denken."

Er zählte Teo Spratt das Geld hin, so weit er nicht Spesen und Prozente für sich abzog, und damit war die Sache erledigt. — Merkwürdig wenig Freude hatte Teo an den knisternden Scheinen, besonders wenn er an die Glückseligkeit dachte, die er empfunden, als man ihm die Erbschaft auszahlte. . . Pläne für seine Mutter hatte er damals geschmiedet bis in die Wolken hinauf, — und war doch kein einziger davon erfüllt worden!

Jetzt dachte er an niemand als an Lu.

Für sie, und durch ihre kleinen Hände würde das Geld rinnen, und so lange es vorhielt, blieb sie sein . . . nachher aber mußte sie ihm folgen, wohin er auch ging, — schon um des Unrechts willen, das er ihretwegen auf sich genommen hatte.

— — — Als Lu bei ihrer Heimkehr ihr sonst recht nüchternes Zimmer betrat, schrie sie auf vor Entzücken. Ein Blumenhain war daraus geworden, und mitten darin prangte ein kostbarer Toilettentisch, geschmückt mit Silber- und Kristallflakons, die wundervolles Parfüm enthielten. Diesen Wunsch von ihr kannte er schon lange.

Auch Ele, selbst Mitzi fanden herrliche Sträuße zu ihrer Begrüßung, und der kleine Baron mit seiner aufmerksamen Freigebigkeit war wieder in aller Munde.

Lu fiel ihm um den Hals.

„Ich danke dir tausendmal, Teo, — ja — so etwas liebe ich, — das ist Schönheit! Sieh nur wie alles blitzt und funkelt."

Sie streichelte den Tisch, das Silber, das Kristall, als wären es lebende Wesen, sie schloß die Augen und atmete den Duft der Parfüms, — vollständig weltentrückt. Ihr Gesicht hatte fast einen ekstatischen Ausdruck.

„Findest du nicht, daß Lu sich eigentümlich freut, kleiner Baron?" fragte Ele und zupfte ihn am Ärmel. „An dich denkt sie am wenigsten."

Er antwortete nicht, — vielleicht empfand auch er eine leise Kränkung. — Aber — daß sie nur wieder da war, daß er sie wieder leibhaftig vor sich sah, war ja schon Glück genug.

„Übermorgen Abend tanze ich nur für dich, Teo", sagte Lu und schlug die Augen zu ihm auf. „Übermorgen ist die erste Vorstellung."

Er aber wußte, daß er nicht da sein würde, — nicht da sein könne, Kysanis wegen. — Nicht eher, als bis er die Sicherheit hatte, der Mensch habe wirklich keinerlei Erinnerung an die Geschehnisse in seiner Trunkenheit . . . . Würde aber auch er rückhaltlos vergessen können? — —

Das ganze Kabarett wunderte sich darüber, daß der kleine Baron jetzt Abend für Abend fehlte. Seinen Entschuldigungen und Ausflüchten glaubte keiner.

Digitized by Google

„Glaubt mir's nur, hochnäsig ist er geworden", behauptete Ele geärgert. „So was müßte man nicht kennen. Er will sich nicht mehr öffentlich mit uns zeigen. — Im Dunkeln — ja, im Dunkeln ist die Geschichte nicht so kompromittierend. Aber das verbäte ich mir nun auch an deiner Stelle, Lu."

Erst wenn das Kabarett aus war, die Mitglieder nach Hause gingen, stand Teo von Spratt Abend für Abend an der nächsten Straßenecke und schloß sich Lu an.

„Warum kommst du denn nicht mehr herauf, — du hast doch dein Passepartout?" fragte Lu ihn öfter, aber jedesmal preßte er ihre Finger und erwiderte:

„Ich werde es dir später sagen, Lu . . ., ganz gewiß — später!" . . . . .

— — — Wie die Zeit verging! — Tag um Tag — Woche auf Woche, Monat um Monat! — Sie raste förmlich, so daß es dem kleinen Baron manchmal den Atem benahm wenn er nachrechnete.

Es half auch nichts, daß er sich straff in die Zügel nahm und nicht an das Kommende denken, jede Minute vielmehr noch leichtsinnig genießen wollte, — die Erinnerung kam doch, — manchmal ganz unerwartet, manchmal sogar mitten im Lachen. Seine Augen wurden dann starr, und mit verzerrten Lippen schwieg er plötzlich.

Lu wußte längst, was ihm von dem Kabarett fern hielt, aber sie lachte dazu. Den Kysani! — — Lieber Gott! Wenn der einen Rausch hatte, nahm ihn doch niemand ernst! Die Blasen, die dann sein Gehirn trieb, waren zerplatzt, sobald er nüchtern wurde. — Lu hätte sich dafür einsetzten mögen, daß er nichts — aber auch nicht das geringste mehr von seiner Begegnung wußte; denn gerade er hatte im Anfang oft nach dem kleinen Baron gefragt.

„Komm wieder, Teo," bat sie ihn schmeichelnd und sah ihn mit ihren funkelnden Augen an, „du fehlst uns! Kannst es glauben! — Du gehörst einfach zu uns."

Da verzog sich sein Kindergesicht.

„Zu dir, Lu! — Zu dir! — Mit den andern will ich nichts gemein haben", sagte er heftig.

Sie zog das Knie hoch und verschränkte darunter die Hände.

„Seit wann, Teo? — Seit wann?" —

Er nahm den Kopf in die Hände. „Quäle mich nicht, Lu, ich bitte dich . . . Gehörst denn du ganz hierher?" — —

Sie schloß ein Weilchen die Augen.

„Ja", — sagte sie nach einer Pause. „Ich muß einfach, — was sollte sonst aus mir werden?"

„Mein! Ganz mein!" stieß er zwischen zusammengebissenen Zähnen heraus. „Das bist du mir einfach schuldig geworden, und ich halte dich auch fest."

Sie stieß ihn zurück.

„Geh, Teo! — Ich mag dich so nicht sehen, —du wirst mir unleidlich", entgegnete sie hart.

Sie sprach im Ernst. Die Stunden mehrten sich, in denen er ihr unbequem, quälend, sogar widerwärtig wurde, mit seiner ewig hungrigen Liebe, die sie nicht erwiderte; Stunden, in denen sie darüber nachsann, was sie tun könne, um ihn von sich zu entfernen. —

Die Zeit rann. — —

Teo von Spratt nahm sich oft vor, an den ungekannten Vetter zu schreiben und ihm eine Beichte abzulegen; vielleicht half er dies eine Mal und schützte ihn dadurch vor den bösen Folgen seiner Tat. Aber so oft er auch über den Brief nachdachte, er fand merkwürdigerweise keine Anrede, — keinen Anfang dazu. Du oder Sie? Fordernd oder bittend, demütig oder kordial? — Er wußte es nicht . . . Und wenn dann der andere nichts tat, wenn er ihm gar nicht antwortete, — was hätte dann die ganze Aufregung und die Beichte genutzt? — Er kannte ihn ja gar nicht, wußte nicht, wie er sich zu der Tat verhalten würde. — Ob er mit Rücksicht auf die Schande auf dem Familiennamen den Wechsel vielleicht doch einlösen würde! — Daß Charakterschwäche und Energielosigkeit ihn an diesem Schritt hinderte, machte er sich kaum klar, er legte eben die Hände in den Schoß und wartete feige ab, nur mit dem Schicksal hadernd und auf ein Wunder hoffend. —

— — In dieser Zeit wuchs in Lu etwas empor, das sie aus ihrem früheren Leben her noch kannte, eine grenzenlose Enttäuschung und Ernüchterung, gegen die sie nicht mehr ankonnte.

Wenn sie an den kleinen Baron, wie er

Digitized by Google

im Anfang ihrer Bekanntschaft war, dachte, an seine kindliche Fröhlichkeit, an seine Anbetung, die sie umschmeichelte, so daß sie an unvergängliche Freundschaft und Herzlichkeit felsenfest geglaubt, sich beglückt darin eingelullt hatte, — und sein jetziges Verhalten damit verglich, glühend, zerrissen, wie ein ewig bettelnder Hund an ihrem Wege stehend, unberechenbar in die extremsten Gefühle umschlagend, — dann seufzte sie unter diesem Joch und fand, daß die Recht hatten, die ihr rieten, — der Sache ein jähes Ende zu machen.

Aber wenn sie ihn dann — schon mit einem bösen Wort auf den Lippen — ansah, sein zerquältes Gesicht beobachtete, das spitz und unruhig geworden, dann tat er ihr wieder leid, und sie schwieg. Aber der Groll grub sich innerlich desto tiefer.

Oft saß sie jetzt trübselig in der Dämmerung allein, die Hände um die hochgezogenen Knie verschränkt und starrte vor sich hin. Der Schimmer, den sie mühselig um ihre jetzige Existenz gewoben, war in der letzten Zeit recht dünn und fadenscheinig geworden, auch ihre Kunstbegeisterung stark verblichen. Was sie allabendlich leistete, war eine Tretmühle ohne Ende, ohne sie mehr zu befriedigen, ohne die Hoffnung auf eine bessere, erfolg- und ruhmreiche, künstlerische Zukunft.

Sie mußte jetzt oft an das Lächeln des Prinzen über die kindlichen Einbildungen in bezug auf ihre künstlerischen Leistungen denken und fühlte mit Bitterkeit, daß er Recht gehabt hatte, besonders in bezug auf das von ihm gebrauchte Wort: „Treibholz".

Ja, Treibholz nur war sie, — im vollsten Sinne des Wortes. Nirgends ein Hafen, nirgends ein Zusammenschluß, eine Aussicht, die ihr Zuversicht auf eine bessere Zukunft gab.

Öfter und öfter dachte sie an den Prinzen, der sie so völlig vergessen hatte. — Vielleicht war ihre Handlungsweise ihm gegenüber töricht gewesen, denn in seiner Gegenwart hatte sie wenigstens jedesmal ein Gefühl sicheren Schutzes gehabt, ein Gefühl des Geborgenseins, — das ihr jetzt völlig fehlte.

Dann feuchteten sich Lus Augen, und sie seufzte schwer. —

Alte Gedanken und Erinnerungen standen wieder in ihr auf und bedrängten sie. — Wozu war das ganze Leben da, wenn es nirgends, aber auch nirgends Befriedigung gab?

An solchen Abenden tanzte sie weniger gut, doch trug ihr Gesichtsausdruck dann den Schimmer einer Melancholie, der sie noch unwiderstehlicher machte.

* * *

Eines Tages, als Teo von Spratt aus dem Dienst kam, bleich, genau wissend, was seiner wartete, und in welcher Lage er sich befand, erwartete ihn sein Bursche schon an der Treppe.

„Es ist Besuch da, Herr Leutnant." Teos Fuß stockte. Eine wilde, wahnsinnige Hoffnung brauste in ihm hoch.

Lu! —

Sie kam zu ihm, um bei ihm zu bleiben. — Als ahnte sie die schwere Stunde, die ihm bevorstand! —

Glühend — kopflos, ohne etwas weiteres zu hören, stürzte er in das Zimmer.

Auf dem Sofa saß — seine Mutter. —

— Wie eisiges Frösteln übergoß es ihn, er fuhr zurück — taumelte — stammelte ....

„Ich wollte dich überraschen, Teochen, wir hören ja gar nichts mehr von dir", sagte die feingliedrige, weißhaarige alte Dame und streckte ihm die Arme entgegen.

Er schluchzte plötzlich laut auf und stürzte vor ihr nieder.

„Mutter! — Mutterchen!"

Leise und unaufhörlich streichelte sie sein weiches, kurzgeschnittenes Haar. Ein Schrecken war in ihr und eine atemraubende Angst. Er sah so blaß und spitz aus, die Augen flackerten so ruhelos. Im Bruchteil einer Sekunde wußte sie, daß er krank war und irgendetwas ihn quälte.

Er hatte sich aber gefaßt und stand jetzt wieder aufrecht vor ihr.

„Die Überraschung! — Und — — die Freude, Mutter!" sagte er, sich über das Gesicht streichend; aber in dem Ton seiner Stimme war von Freude nicht viel zu spüren. „Sag' mal, Muttchen, Kläre ist doch nicht mitgekommen!?"

„Nein, Teochen."

Er setzte sich neben sie und umfaßte ihre Schulter. Ein Gefühl des Geborgenseins überkam ihn, wie als Kind, wenn er sich nach einem törichten Streiche zu ihr flüchtete, und sie ihm

Digitized by Google

half. Diesmal aber konnte sie ihm nicht mehr helfen! —

„Siehst du, mein Jungchen," sagte sie, „für Kläre und mich wäre die Reise und der Aufenthalt hier zu teuer geworden, bei unseren beschränkten Mitteln. Darum kam ich allein. — Ich wußte ja, daß du hier bist . . . Und unser alter Sanitätsrat, — Gott, er ist alt und hängt sehr an uns, — der wollte doch durchaus, daß der Geheimrat hier in der Klinik mich untersuchen soll. . . Du weißt ja, ich kränkle schon lange."

„Nichts weiß ich!" schrie der Sohn auf und umklammerte die Mutter fester.

„Doch! doch! Kläre schrieb es dir ja im Sommer schon. — Du hast nur nicht darauf geachtet."

Kein Tadel konnte ihn härter treffen! Wie ein Peitschenhieb fuhr es über ihn hin. Gewiß, Kläre hatte um Geld gebeten und ihm geschrieben. . . . Er aber kaufte ein Schmuckstück für Lu! —

„Was fehlt dir denn, Mutterchen?" fragte er endlich schamrot und mit klopfendem Herzen.

Sie zögerte etwas. Es wurde ihr so schwer, darüber zu sprechen.

„Eine kleine Operation wird ja wohl notwendig sein, mein Jungchen", sagte sie endlich, aber sie darf nicht so viel kosten; das habe ich schon mit dem Sanitätsrat besprochen. Sieh' mal, um meinetwillen ist es ja weniger, aber, wenn ich sterbe, fällt doch die Pension fort. Dann ist die arme Kläre ganz mittellos, — muß unter fremde Leute. — Darum ist es! — Ihre Verlobung hat sie selbst als aussichtslos gelöst, — — na, und da dachte ich, die Krankenkosten zahlst du am Ende doch von deinem Vermögen."

Sie blickte herunter auf ihre blassen, leicht zitternden Hände. In ihrem Leben hatte sie nie gebeten, jetzt, hier, wurde es ihr doppelt schwer.

Teo schrie auf. — Stürmisch küßte er ihren Scheitel, ihre welken Hände.

„Alles, Mama, kannst du haben! Alles! — Verzeih mir nur, daß ich ein so schlechter Sohn war!"

Frau von Spratt lächelte glücklich.

„Ruhig Blut, Teochen, — so viel wird es ja nicht kosten; ich war doch immer bescheiden, mein Leben lang, werde auch jetzt keine Ausnahme machen. — Sag', kann ich bei dir wohnen, bis ich in die Klinik komme?"

Er nickte; Verzweiflung würgte ihn im Halse, und bittere Vorwürfe drangen wie Raubtiere auf ihn ein. Er hätte sich selber erschlagen mögen.

Ein paar hundert Mark hatte er ja noch, die gehörten ausnahmslos der Mutter. . . Er hatte den Brief des Sanitätsrats an ihn, den die Mutter geschlossen mitgebracht, gelesen, und daraus ersehen, — wie schlecht es um sie stand. Das Herz blutete ihm. . . .

„Nur keine Aufregung", hatte der Arzt gebeten, darum zwang er sich auch zur Ruhe.

„Komm mit mir essen, Mutterchen, du wirst hungrig sein."

Sie lehnte eifrig ab. Auf der langen Reise hatte sie sich nur von Butterbroten genährt, war auch jetzt entschlossen, jede Ausgabe zu beschränken, darum wies sie sein Anerbieten ab.

„Du siehst schlecht aus, mein Jungchen", sagte sie nur immer wieder und wieder. „Dir geht es nicht gut."

All ihre Mutterliebe und Zärtlichkeit lag in dieser unruhigen Besorgnis, die er so qualvoll empfand. Er ertrug es nicht länger. Am Abend führte er sie in das Benzbergsche Kabarett. Nur sehen sollte sie Lu, — ein einziges Mal sehen!

Aber die Mutter verlangte nach Hause, gerade als Lu auftrat.

„Schade," sagte Teo, „daß du die Hauptsache nicht gesehen hast, gerade diese Tänzerin." Seine Stimme klang wie geborsten, noch nie hatte er Lu so geliebt, als in diesem Augenblicke, wo er den Beweis vor Augen hatte, daß er ihretwegen ein schlechter, aus allen moralischen Grundsätzen geglittener Kerl geworden war.

„Das schamlose Frauenzimmer!?" erwiderte Frau von Spratt hart, „gerade derentwegen bin ich gegangen. „Schade, mein Jungchen, daß du gelernt hast, so etwas mit Vergnügen anzusehen."

Teo schwieg. Am liebsten hätte er sich unter irgend eins der dahinrasenden Autos geworfen, um weder mehr denken noch fühlen zu brauchen. Er begriff, daß er dicht am Zusammenbruch war. —

Am nächsten Morgen drängte er darauf,

Digitized by Google

daß die Mutter sich in die Klinik begab und bat sich telephonischen Bescheid aus. Aber während er noch im Dienste war, kam sie schon zurück, da vor morgen kein Platz frei war, und bis dahin mußte die Operation Zeit haben.

Während sie vor seinem Schreibtische saß, um der Tochter ein paar Worte zu schreiben, sah sie Lus Bild wieder und immer wieder vor sich stehen, in allen möglichen Posen und Kostümen — sogar im Badeanzuge am Ostseestrande.

Ein großer Schreck schnürte ihr das Herz zusammen. — So also stand es um ihren geliebten, ach so kinderherzigen Jungen! Kläre hatte leider Recht behalten mit ihrem Mißtrauen, ihrem Pessimismus. — In die Netze einer Person war er gefallen, die ihn vergiftete, die sein Geld nahm, so daß er weder für sich, noch für seine Familie etwas übrig hatte; ja die ihm nur Unglück bringen konnte!

Die Hände der alten Dame zitterten, und der Kopf sank schwer auf die Brust.

Ihr Teo! Ihr Einziger! — Gab es denn keine Rettung mehr für ihn? —

Als sie gestern Abend das tanzende Mädchen gesehen, empfand sie augenblicklich eine starke Abneigung gegen diese, mit allen Verführungskünsten ausgestattete, in ihren Augen schamlose Person, und schon da begann sie für all die jungen Söhne und Brüder in Gedanken zu zittern, die täglich diesen Verführungen und Lockungen ausgesetzt waren. Daß ihr Sohn, ihr lieber, kindlicher Junge daran beteiligt sein könne, hatte sie kaum gedacht. Und nun hier, — der Beweis! —

Frau von Spratt stand auf. Mit zitternden Händen strich sie sich über die eingesunkenen Schläfen. — — Was mochte schon geschehen sein! Und — gab es überhaupt noch etwas zu retten? Wie ein schwarzes, für sie unentwirrbares Chaos lagen die Beziehungen vor ihr, die zwischen Teo und diesem Mädchen bestehen konnten? — Nein! Bestehen m u ß t e n! Woher sonst all diese Bilder. — Sie war eine alte Frau und ahnte wenig von den Irrgängen des Lebens, daher fühlte sie sich ganz ratlos. Mit bangen Augen blickte sie auf die Bilder, — mit spitzen Fingern nahm sie eins und wendete es zögernd um.

Da stand eine Widmung . . . Sie las nur die Unterschrift: Deine treue Lu . . ., unter dem nächsten Bilde: Deine wütende Lu . . .

Tränen rannen aus den alten Augen über das faltige Gesicht und tropften auf ihre Hände.

Vielleicht hatte Gott sie in letzter Stunde hergeführt, um noch größeres Unheil zu verhüten . . ., vielleicht konnte sie ihren Teo noch retten, indem sie die unwürdigen Bande zerriß.

Halb betäubt griff sie nach Mantel und Hut. — Hin zu Lu! — Hören und sehen . . . — Der Bursche wußte die Adresse, und Frau von Spratt machte sich eilig auf den Weg. Etwas Unwiderstehliches trieb sie, — sie konnte nicht anders. —

Lu Dorsay war nicht zu Hause als Frau von Spratt nach ihr fragte, aber die Wirtin, der der Besuch sehr imponierte, nötigte sie in das Zimmer, und versprach Lus baldige Rückkehr, die nur zu einer Bekannten gegangen sei. Im Stillen nahm sie sich vor, sofort zur Ele hinüber zu laufen und ihre Mieterin zu benachrichtigen.

Da saß nun Frau von Spratt auf der äußersten Kante des roten Plüschsofas, die schmalen Hände ineinander gelegt, mit flirrenden Augen ihre Umgebung musternd. Auf die vielen Worte der Wirtin hatte sie kein einziges erwidert. — Nun war sie allein und hatte das Gefühl, als käme ihr Atem nur mühsam aus zusammengepreßter Kehle.

Wie betäubend roch es hier, dazu die vielen hohen Spiegel, die geniale Unordnung eleganter Dinge ringsum, — alles das verursachte ihr Kopfschmerzen.

Stammte das alles von Teos Gelde? — Und wenn sie nun kam, — diese Sünderin und Verführerin, — was wollte sie ihr eigentlich sagen? Ein tosendes Tönen war in ihrem armen Gehirn, aber kein Gedanke wurde ihr klar als nur der eine: „Geben Sie mir meinen Sohn wieder!" —

Starr und stumm, steil aufgerichtet saß sie da und empfand nicht das Schwinden der Zeit, bis endlich die Tür rasch aufgestoßen wurde und Lu über die Schwelle trat. Dort blieb sie erstaunt stehen, keinen Schritt machte sie vorwärts, nur die Blicke beider Frauen kreuzten sich. Instinktive Abneigung sprang sofort von einer zur andern, ohne ein Wort oder eine Gebärde.

Digitized by Google

Zwei Feinde standen sich gegenüber.

— — „Womit kann ich Ihnen dienen?" Lus Stimme klang spröde, hart und abweisend, ihr ganzes Verhalten hatte etwas Beleidigendes. Denn hier in dieser Persönlichkeit sprang ihr — ganz unerwartet — auf einmal wieder das entgegen, woran ihr früheres Leben gescheitert war: die engbegrenzte Kleinlichkeit der Alltäglichkeit, das schnürende, würgende Band der bürgerlichen Selbstgerechtigkeit. Ihr alter, bittergehaßter Feind, dem sie bis hierher entflohen war.

Es stand das alles in den Zügen der andern, lag um den schmallippigen Mund, in dem Ausdruck der sie musternden Augen. — Dieser Geist der Enge, der Hartherzigkeit, des ewigen: Du mußt! Du sollst! Du darfst nicht! Noch war kein Wort gefallen, aber das feindselige Messen hatte längst begonnen, war längst zum hartnäckigen Kampfe geworden.

„Ich bin seine Mutter!" sagte Frau von Spratt dann mit spröder Stimme und zeigte auf Teos Bild, das auf der kostbaren Toilette stand. Lu regte sich noch immer nicht, nur die Falte auf ihrer Stirn grub sich tiefer. Endlich fühlte sie ihre Ungezogenheit. Langsam kam sie näher, — widerwillig, doch getrieben von ihrer Erziehung.

„Womit kann ich dienen?" fragte sie mit spröder Stimme. Und dann gleich hinterdrein: „Er ist nicht hier." —

„Aber er wird kommen. — Und ich will das nicht mehr! — Geben Sie ihn mir wieder. — Er ist arm und kann Ihnen also nichts nutzen."

Lu warf den Kopf auf.

„Ich halte ihn nicht. — Ob arm, ob reich! — Habe ihn nie gehalten."

Frau von Spratt starrte auf das Mädchen in dem einfachen roten Kleide, deren weiße Glieder sie gestern Abend hatte schamlos schimmern sehen; sie kam ihr heute anders vor, aber doch als Feindin! Feindin! Ein Unglück für ihren Sohn, das sie bekämpfen mußte. Hartnäckig fing sie wieder an:

„Sein kleines Erbteil hat er mit Ihnen und Ihresgleichen verpraßt, so daß kein Pfennig für ihn und seine Familie übrig blieb, das sehe und weiß ich jetzt! — Aber nun ist er am Ende. Keinen Groschen wird er mehr haben! Keinen Groschen! — Was wollen Sie mit ihm ohne Geld?"

Ihre Augen hingen starr und verzweifelt an dem jungen, schönen Gesicht. Sie fühlte, daß all ihre Waffen stumpf waren, — wenn Teo dieses Mädchen wirklich liebte.

Ein spöttisches Lächeln zog um Lus Mund.

„Fragen Sie doch die andern, ob ich ihn halte", sagte sie hart.

Dabei dachte sie: „Arm soll er sein, der kleine Baron? Das ist nicht wahr! Das ist nur eine Lüge, um mich zu beeinflussen. Wir wissen ja alle, wie er gelebt hat."

Sie trat langsam ein paar Schritte auf die alte Dame zu.

„Ja," sagte sie mit einer lässigen Handbewegung, „das alles hat er geschenkt, ohne daß ich ihn darum bat oder es nur wollte. Einzig und allein, weil er mich liebt."

Ein Wehlaut! Dann stand Frau von Spratt dicht vor ihr. Ihre hageren langen Finger spreizten sich.

„Das ist nicht wahr! Nicht wahr! — Sein Geld mag er Ihnen gegeben haben, sein Herz nicht. — Das gehört uns und seinem alten Namen. Das halten wir fest!"

Lu lachte auf.

„Sie täuschen sich, gnädige Frau, gerade das gehört mir."

Frau von Spratt ächzte. Wie mit Geierkrallen schlugen sie Schmerzen, die sie bisher in ihrer Aufregung nicht gefühlt hatte. Sie wankte! — Aber mitleidslos kam Lu ihr nicht einmal zur Hilfe, sondern finster setzte sie hinzu: „Warum kommen Sie zu mir? — Warum gehen Sie nicht zu ihm — Ihrem Sohne, damit der Ihnen sagt, was Sie mir nicht glauben."

Der Ton brachte Frau von Spratt außer sich, dieser höhnische, überlegene Ton, den Lu in Gedanken nicht allein gegen sie, nein, gegen alle die Menschen aus ihrer Vergangenheit schleuderte, die richtend und verdammend hinter dieser alten Dame zu stehen schienen. Ein wildes Aufbegehren loderte in Lu gegen diese unverdiente Verurteilung. Immer gab es nur Verdammnis für sie, — nie Gerechtigkeit. Immer nur Schimpf und Schande ohne Prüfung — ob sie wirklich schuldig war. — Hatte sie Teo geheißen, ihretwegen Geld auszugeben? Hatte sie auch nur das kleinste Opfer von ihm

Digitized by Google

verlangt? Nein! — Aber seine Mutter sah ihre Schuld als erwiesen an . . .

Plötzlich hörte sie ein schnelles, scharfes Klingeln. Sie kannte es gut! Ihr Herz tat einen gewaltigen Schlag, als die Türe heftig aufgerissen wurde und Teo hineinstürmte.

Er sah bleich und verstört aus, seine Aufregung war so groß, daß er im ersten Augenblick nicht einmal seine Mutter sah. Das Schicksal war ihm auf den Fersen.

„Nun, gnädige Frau, fragen Sie ihn doch", sagte Lu und trat einen Schritt beiseite.

Da erst sah er die hagere, bebende Gestalt und schrie auf:

„Mutter!" —

Mit den Händen griff er an die Schläfen, keuchte und sah mit gehetzten Augen von einer zur andern. Plötzlich aber umklammerte er Lu wild und leidenschaftlich, — versuchte dann zu sprechen, — es gelang ihm aber nicht, — wenigstens verstand ihn niemand. Und dann — eine Sekunde später — klopfte es kurz und energisch an die Tür. Niemand rief herein, das scharfe Klopfen war wie ein Signal, wie die Ankündigung von etwas Schrecklichem, dem sie alle hilflos preisgegeben waren. Unaufgefordert trat ein älterer Offizier von Teos Regiment ein, grüßte kurz, bat um Entschuldigung der Störung wegen, ging auf den Erblaßten zu und sagte in dem scharfen Ton eines militärischen Kommandos:

„Der Kommandeur erwartet Sie sofort, Herr von Spratt! Wie Sie sind! Ich bin beauftragt, Sie ohne Verzug zu ihm zu führen. Bitte." Sich an die Damen wendend, fügte er erläuternd hinzu:

„Ich komme aus Herrn von Spratts Wohnung, erfuhr dort, daß er hier sei . . ., bitte noch einmal meines Eindringens wegen um Entschuldigung."

Teo war völlig zusammengebrochen, leichenblaß stand er da, kein Wort kam über seine Lippen. Scheu sahen seine Augen auf die Mutter, glitten zu Lu, — kehrten wieder zurück . . . Das böse Gewissen sprach daraus.

Plötzlich richtete sich Frau von Spratt auf, ihr Unterkiefer zitterte, aber die Worte klangen doch deutlich in die augenblickliche Totenstille:

„Das ist — das ist — eine Verhaftung, Herr Hauptmann! — Was hat mein Sohn verbrochen?"

Der Offizier beugte sich mitleidig der bebenden Mutter entgegen.

„Da Sie selbst, meine gnädigste Frau, unserm Stande angehören, werden Sie auch wissen, daß ich nichts verraten darf. Aber — fragen Sie ihn selber. — Bitte!"

Er trat außer Hörweite, sein Blick streifte Lu, die er oft gesehen, die er als den Grund der gegenwärtigen Situation einschätzte, wurde finster und unnachsichtig, so daß sie den Strom von Feindseligkeit darin wie einen Hieb empfand.

Was aber — um Gotteswillen — hatte Teo verbrochen? —

Frau von Spratt zitterte jetzt nicht mehr, sie richtete ihre dürre Gestalt hoch auf, das leichenfahle Gesicht schien unbewegt, so trat sie zu ihrem Sohn.

„Was hast du verbrochen, Teo?" fragte sie mit spröder Stimme. „Was?"

Ihre magere Hand schob sich vor, umkrallte seinen Arm, hielt den Zusammenbrechenden.

„Mutter! Mutter!" Er stöhnte, er wagte nicht ihr in die Augen zu sehen . . . In diesem Augenblicke büßte er seinen Leichtsinn tausendfach. Dann aber stammelte er:

„Ich habe einen Wechsel ausgestellt!"

„Wie hoch?"

„Sechstausend Mark."

„Wie wolltest du ihn decken? Dir mit Königszulage borgt doch niemand."

„Ich — ich hoffte, der Majoratsherr Graf Spratt würde ihn vielleicht decken."

„Hast du ihn gefragt?"

„Nein!"

„Also ein Fälscher! — Mein Sohn ein Fälscher." In ihrem armen, alten Gehirn drehte sich plötzlich alles, sprang wirr durcheinander. — Nur ein fester Punkt in allem . . .

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Am Mövenstein / Roman von Ludwig Müller-Grimmold.

8. Fortsetzung.

Schwarzes Gewölk, zerfetzt und zerrissen, jagte daher; die Sonne verkroch sich; Dunkel umfing das Meer; das Rettungsboot verschwand, der Ewer, der Mövenstein; prasselnd klatschte der Hagel herab. . .

Und gewaltiger noch erhob der Sturm die Stimme, brausend wie Orgelklang, schrill wie Querpfeifen. Furchtbar in mächtiger Synfonie zog er vorüber.

„Wo ist der Ewer?"

„Zerschellt . . ."

„Und Schiffer und Bestmann?"

„Kaptein winkt."

„Gott sei gelobt, der uns den Sieg gegeben hat nach diesem Krieg" . . .

„Was ist mit Onkel Kapitän?"

„Nichts, nichts. Er setzt sich." Hinnerk Böbs stützte Annemarie. „Seien Sie ganz ruhig: nun sind sie in Sicherheit. Und in einer halben Stunde im Hafen."

„Sie geben Onkel zu trinken."

„Hat er reichlich verdient."

„Du erregst dich ohne Not, Annemarie. Sieh doch: er sitzt schon wieder ganz aufrecht."

„Aber ein anderer führt für ihn das Steuer."

„Dats de Schipper; ik kenn em. Un Kaptein het de Hand am Rohr: dat seh ik ganz dütlich." Hinnerk Böbs log, mit klarer Überlegung: sein Krischan saß am Ruder und hielt Jochen Ellfeldt umschlungen. „Wüllt trüg gahn, sünst kamt de noch fröher as wi." Und von neuem sprach er auf Annemarie ein: „Uns Kaptein is so munter as Se und ik."

Da beruhigte sie sich und schritt tüchtig aus, rechtzeitig daheim für Onkel Kapitän eine Erquickung zu bereiten.

Die gute Kunde über die Rettung war ihnen vorangeeilt, drängte die Furcht vor Schaden und Verlust in den Hintergrund und hob den Mut, dem Ungemach zu trotzen.

Das Wasser stand; einige Hoffnungsselige wähnten schon ein Fallen zu bemerken. Die Bazarbude zeigte starke Schlagseite. In der Apotheke tanzten Gläser, Flaschen, Kruken, Schachteln in tollen Wirbeln. Bei Doktor Manners retteten die Mädchen Teppiche und Möbel; von der Straße und vom Garten aus spülte das Wasser in die Stuben. Jetzt war von allem Verkehr abgeschnitten. Noch war die fünfte Stufe trocken; einen Finger breit Steigens und auch sie ertrank. Das Schott war schon in die Tür geschoben.

Wieder füllte eine Menge das obere Ende der Kirchengasse, zuzusehen, wie Hinnerk Böbs mit kundiger Hand Annemarie im Kahne ans Haus drüben stakte. Er mußte sich hart gegen die Flut anstemmen: selbst hier schlug der Strom Wellen, die ihn schnell vor die eigene Haustür brachten.

„Allens in de Reg, Anna: in en Viertelstunn hest du din Krischan wedder." Sie lachte ihm aus einem Fenster des ersten Stockwerks zu. Vom Boden herab grunzten die Ferkel, gackerten die Hühner.

Er fuhr noch eine Strecke weiter, geängstigte Frauen zu beruhigen; dabei kehrte sein Blick immer wieder zur Mole zurück, voll Sorge, die er doch nicht zeigen durfte. Vom Rettungsboot war noch nichts zu sehen.

Annemarie guckte auch beim Umkleiden hinüber. Sie war müde, zum Umsinken erschöpft; die Stirne brannte ihr; vor den Augen tanzten rote und gelbe Flecke. Und dazu ein Durst, die Salzkruste von den Lippen und aus dem Munde wegzuspülen. . .

Die beiden Wärter im Leuchtturm sahen das Rettungsboot: es war weit in See gegangen, glattere Wogen zum Wenden zu erhalten. Jetzt kam es in rasender Fahrt unter eigenem Segel heran, schoß zwischen den Molen hindurch, an der Ratsbrücke vorüber, am „Alten Zoll", bis an den Steg in der Siechenbucht. . .

Jung und Alt lief hin; Hinnerk Böbs war der erste, ihm auf den Hacken folgte Gädertz.

Am Ende des Steges trat Krischan ihnen entgegen. „Vadder, Herr Pastor . . ." Der starke, jugendkräftige Fischer zitterte wie ein altes Weib.

Gädertz dämpfte die Stimme. „Steht es schlecht um unsern lieben Kapitän?"

„Slecht; sihr slecht."

„Het he sik dat all entsegt?"

Digitized by Google

„Ja, Vadder; glik nahdem wie de beiden borgen harn. . .“

Hinnerk Böbs winkte der Menge zurückzubleiben, und ging mit Gädertz an Bord.

Am Ruder lehnte Jochen Ellfeldt, die Augen geschlossen, die Lippen ein wenig geöffnet; ein friedvoller Ausdruck lag über seinen Zügen.

Gädertz entblößte das Haupt; alle, auch die am Ufer folgten. Über sie hin läutete der Sturm die Totenglocke.

* * *

In seiner Koje lag Onkel Kapitän aufgebahrt. Still ruhte der Strom, still ruhte das Meer, still ruhte der Wind. Und still, Hand in Hand, nahmen Jette und Annemarie Abschied. Hinter ihnen stand Gädertz.

Auf der Diele wurden Schritte und Gemurmel laut.

„Komm, Mieken; einmal muß es doch sein.“ Zwei Tränen rannen der guten Alten über die hageren Backen. Sie trocknete sie, fast verschämt über ihre Schwäche, hakte Annemarie unter und führte sie in das Musikzimmer. „Setz dich, Mieken; brauchst noch Kräfte für nachher.“

Für Minuten ward es auf der Diele still dann hallten die Wände einen langsamen schweren Gleichschritt wieder.

„Nun ist es soweit, Mieken.“ Jette reichte ihr das Gesangbuch.

Annemarie stützte sich empor. „Ja, Tante; ich . . . ich will tapfer sein. Nur . . .“ Ein Tränenstrom erstickte das Nur; leidenschaftlich umschlangen ihre Arme die gute Alte.

Draußen erhoben die Kirchenglocken die Stimme.

Entblößten Hauptes stand die Menge da, in ehrerbietigem Schweigen. Die, die im Rettungsboote gerudert, nahmen die Bahre auf; neben Jette und Annemarie ging Gädertz; Doktor Manners, Hinnerk Böbs mit seiner Frau und Anna, Meifert mit seiner Tochter, Ida Ekmann, der Amtsrichter, der Lehrer, der Schiffer mit seinem Bestmann, Fischer, Lotsen, Männer und Frauen folgten. So trugen sie den Sarg die Kirchengasse hinauf vor den Altar.

Der Himmel blaute; in den Kastanien schwellte der Frühling die Knospen; auf den Gräbern blühten Krokus und Hyazinthen.

Der Gesang verstummte; Gädertz löste die gefalteten Hände. Seine Stimme flackerte vor Ergriffenheit. Mählich erst gewann er die Herrschaft über sich zurück, daß er Annemarie anzublicken wagte. Und wie er ihre Augen auf sich gerichtet sah, ernst fragend, und doch voll gläubigen Vertrauens, schweifte sein Sinnen von dem, der da in seinem Schrein von den Mühen seines Tages ruhte, zu ihr hin, die trotz aller Schläge und Enttäuschungen zuversichtlich das Haupt erhob, daß er nur noch für sie sprach, frei aus der Begeisterung heraus, Worte und Gedanken, die er nicht vorbereitet. „Selig die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Seliger noch, die in dem Herrn streben von nun an.“

Eine Bewegung ging durch die Gemeinde; jeder merkte: „Das sagt er für Mieken“; und jeder nahm es hin als gelte es ihm, und gelobte im Herzen danach zu handeln.

Annemarie dachte allein an Onkel Kapitän, wie er sein Leben lang nach allem was recht und gut getrachtet. Ein Vorbild wurde er ihr, ein anspornendes Beispiel, das die Verbürgung des Erfolges in sich trug.

Und er, der da von ihr geschieden, erstand zu neuem Leben in ihrem dankbaren Gedächtnis.

„Und nun, Freunde, laßt uns die irdische Hülle unseres lieben Kapitäns an die letzte Ruhestätte hinaustragen.“

Die Fischer hoben den Sarg auf; die Schüler stimmten die alte Weise an: „Mitten wir im Leben, sind vom Tod umgeben“; die Glocken riefen den Scheidegruß. . .

Der Sarg glitt hinab; Gädertz sprach das Herrengebet. . .

In langer Reihe gingen sie vorüber, warfen jeder drei Hände voll Erde in die Gruft, reichten Jette und Annemarie die Hand. . .

Doktor Manners trat heran. Zum ersten Male seit jenem Januartage sah Annemarie ihm wieder ins Auge. Es ward ihr ganz leicht; sie spürte nichts mehr von Scham und Furcht vor ihm; sie fühlte nur noch Mitleid mit ihm, daß er so grenzenlos unter seines Bruders Tun und Lassen litt, und bot ihm ein freundliches Wort: „Sie haben Onkel Kapitän so oft gut beraten; dafür danke auch ich Ihnen noch einmal in dieser Stunde.“

Über seine Züge legte sich ein Lächeln voll

Digitized by Google

ernster, dankbarer Freude; erleichterten Gemütes nahm er den Weg in sein stilles Haus, zu seinen drückenden Pflichten.

Gädertz geleitete Jette und Annemarie heim.

Still ruhte der Strom, still ruhte das Meer Friedlich glänzte der Mövenstein in den Strahlen der zur Küste neigenden Sonne.

* * *

Hinnerk Böbs betrachtete den Schaden, den das Hochwasser im Hause angerichtet hatte: Dielen waren aufgequollen, Tapeten abgeblättert, Anstrich zerfressen. Eine Moderluft stand in den Stuben. „Ja, Fru; klagen helpt dor nich; makt müt t warn. Ik will de Handwarkers halen. Un du böt god in bi apne Finster, wie de Doktor segt het." Und dann, als sie den Kopf hängen ließ: „Fört Lamentieren bün ik nich. Anner Lüd sünd veel slechter doran: wi künnt dat noch bögen."

Die Sturmflut hatte großen Schaden an Hausrat, Vieh, Netzen, Geräten und Booten angerichtet. Sorge zog in manche Familie. Die aus der Stadt sandten wohl Hilfe: sie genügte nicht. Die Gemeinde selber konnte nicht einspringen: sie mußte aus eigenem Säckel bedeutende Summen aufwenden, die Zerstörungen an der Badeanstalt, der Strandpromenade, den Anlagen und Wegen zu beseitigen.

Da halfen sie sich untereinander, ein jeder mit dem, das er entbehren konnte: Gädertz und Doktor Manners liehen und schenkten aus ihrem Reichtum; die Fischer borgten einander Boote und Fanggeschirr; Meifert gewährte Freiquartier.

Der „Alte Zoll" hatte auch dieses Mal der Flut siegreich widerstanden; selbst den Keller hatten die dicken Mauern geschützt. Nur das Gärtchen war verwüstet und der Zaun völlig eingebrochen.

Jette sprach von einem neuen aus Eisen. Annemarie wehrte entschieden ab: „Zum ‚Alten Zoll' gehört ein Zaun aus Brettern; ein eiserner würde den Eindruck verschandeln"; spielte am Kleide hinab und schloß zögernd: „Überdies: ob wir hier wohnen bleiben. . ." Ihre Stimme schwankte; ihre Augen verloren an Klarheit.

Jette schmunzelte vor sich hin: „Dumme Deern"; horchte hinaus und lenkte ab: „Die Kinder kommen."

An zwanzig Male schrillte die Hausglocke; um den Tisch auf der Diele erhob sich ein Gemurmel, das bald zu ausgelassenem Geschwätz anwuchs. In der Ecke bei der Küche standen zwei, Finger im Munde, die Blicke scheu-gierig auf die Schüsseln mit Reißbrei gerichtet: uneingeladen waren sie gekommen, auf die Ermunterung der Genossen hin: „Tante Jette paßt nich so sharp up un Kaptein sin Mieken irst recht nich." Nach wenigen Minuten schon löffelten sie lustig drauf los; fielen sie in das Lob der Schar ein: „Hüt givt dat wedder wat fins: Offenbraden, Kantüffeln un Plumm." Und als die gehäuften Teller geleert waren, lernten auch sie ihr Eßgeschirr reinigen und die Schulaufgaben erledigen, während die Erwachsenen die Mittagsmahlzeit hielten.

Annemarie kehrte auf die Diele zurück, ließ sich die Arbeiten vorweisen, lobte und tadelte, half aus und verabschiedete endlich die Schar: „Bis morgen".

Sie gingen nicht: sie drängten zusammen, knufften sich, lugten bittend zu Annemarie auf, bis ein Junge sich ein Herz faßte: „Spelen Se uns wat vör, as gistern."

Annemarie weigerte sich: „Tante Jette schläft, da dürfen wir keine Musik machen. Ich will euch eine Geschichte erzählen." Die Treppe diente ihr als Sitz; um sie herum lagerten sich die Kinder; Erwartung stand in ihren Augen; aufmerksam folgten sie, daß sie nicht bemerkten, wie ein Junge, der erst seit Ostern in die Schule klapperte, von Müdigkeit überwältigt wurde: tiefer sank ihm der Kopf auf die Brust, sein Körper pendelte hin und her. . . Ein Sturz, ein kläglicher Schrei. . . Erschreckt brach Annemarie ab: die Backe war dem Jungen aufgerissen, das Blut quoll hervor. Kurz entschlossen trug sie ihn ins Doktorhaus hinüber.

Aus dem war alle Ruhe gewichen: seit Wochen schon hatten Tischler, Maler und Tapezierer vom Erdgeschoß Besitz ergriffen, wieder herzurichten, was Wasser und Schlamm verdorben. Ihr Hämmern und Klopfen begleitete Annemarie die Treppe hinauf in das Fremdenzimmer, das inzwischen als Sprechstube diente.

Doktor Manners schrak aus dem Studium einer Akte empor. Vergeblich suchte er nach einem Worte der Begrüßung: zu unerwartet

Digitized by Google

brach dieses Wiedersehen auf ihn herein. Und heimliche Angst vor der Aussprache, die er jetzt erwartete, verwirrte ihn, daß er weniger geschickt als sonst die Wunde verband. Endlich reichte er dem Kleinen einen stillenden Trank und bettete ihn aufs Sofa. „Nur für ein paar Minuten, Fräulein Annemarie, sich vom Schreck zu erholen."

Sie nickte zustimmend; berichtete, wie der Unfall sich ereignete, und kam unwillkürlich ins Erzählen. „Anfangs hielt die Schar sich scheu zurück; dann lärmte sie dreist und war schwer zu bändigen; jetzt ist sie vergnügt und artig: ich habe allmählich gelernt, mit ihr umzugehen und habe jetzt meine Freude daran. Und eine nützliche Beschäftigung für leere Stunden." Unbefangen lugte sie zu ihm hinüber, bis sie an der tieferen Färbung seiner Backen erriet, wie das, was unausgesprochen zwischen ihnen lag, ihn quälte. Unmut ergriff sie; seine Scheu dünkte ihr so unmännlich.

Er wandte sich dem Fenster zu. Ihre Erzählungen hatten seine Gedanken zu unwillkommenem Vergleich zwischen ihr und der abgelenkt, die ihre Tage in Untätigkeit verträumte, ihm mit Klagen und Vorwürfen das Leben verbitterte und sich gegen jeden freundlichen Zuspruch grollend wie ein verzogenes Kind verschloß. Enger und enger umstrickte ihn aller Abwehr zum Trotz ein Bedauern, daß er vor Jahren seinem übervollen Herzen einmal zu zaghaft Schweigen geboten; ein anderes Mal zu voreilig Gewährung erlaubt habe.

Vom Strome her ertönte ein Ankunftssignal: der Lustdampfer hatte die regelmäßigen Fahrten von der Stadt her wieder aufgenommen. An der Ratsbrücke landete er seine Gäste. Bei dem sommerwarmen Wetter dieser letzten Maitage wuchs ihre Zahl von Tag zu Tag.

In dem Jungen erwachte schon wieder die Lebenslust; er trocknete die Tränen, kletterte vom Sofa herab und bat: „Nu vertellst du de Geschicht to Enn."

Annemarie blieb ihm die Antwort schuldig: sie beschäftigte sich mit dem am Fenster; stachelte ihn im Stillen auf: „Habe für einmal den Mut zu freiem Bekenntnisse, daß ich dir die Bedenken vertreiben kann"; wartete sekundenlang und verabschiedete sich fast geringschätzig: „Vielen Dank für Ihre ärztliche Hilfe. Komm, Junge."

Später, auf dem Spaziergange mit Jette, sprach sie sich frei aus. „Will er nicht, nun gut: zwingen kann ich ihn nicht. Seine Schuld, wenn er grundlos leidet."

„Mieken." Jette wiegte mitleidig den Kopf. „Er ist nun mal so. Und dann das Unglück mit der Frau . . ."

„Warum läßt er ihr den Willen in allem, erzwingt sich nicht sein Recht: beide wären besser daran. Aber ein Mann, der sich nicht einzusetzen wagt . . ." Sie brach ab, nicht von Hans zu reden, wie vor Tagen, und Tante Jette zu Hoffnungen zu verleiten, die niemals Erfüllung finden konnten. Schweigsam pilgerten sie voran.

Die Linden der Vorderreihe prangten im ersten, zarten Grün; die Bazarbude war wieder aufgerichtet und versteckte unter frischem Anstrich ihre wurmstichigen Altersrunzeln; auf dem freien Felde um den Leuchtturm sproßte das Gras schüchtern und spärlich durch den aufgeschwemmten Sand; die Badeanstalt wurde bereits wieder benutzt; der Weg durch die Rüsternallee war mit frischem Kies beschüttet; der Laden des Apothekers von Grund aus hergerichtet . . .

„Mieken, Pastor Gädertz wartet bei uns vor der Tür."

Gädertz hatte sie erkannt, kam auf sie zu und reichte Annemarie einen Brief, den er eben dem Postboten abgenommen.

Sie las die Aufschrift und sagte: „Von Guste. Ich bin neugierig, was sie mir schreibt. In die Koje."

Trotzdem legte sie den Brief beiseite, sobald Gädertz ihr den Zweck seines Besuches ankündigte: „Ich bringe dir die Aufstellung deines Erbes." Er war von Jochen Ellfeldt als Testamentvollstrecker und als Annemaries Berater eingesetzt. Viele Mühe hatte er von dem Amte bisher nicht gehabt: er hatte die Bücher in peinlich genauer Ordnung vorgefunden, und überdies verstand er sich sehr gut auf Rechnen und Verwalten, obwohl er ein Pastor war. Eins überraschte ihn, der sonst ziemlich richtig die Vermögen der Einzelnen im Orte einschätzte: die Höhe von Annemaries Erbe; und

Digitized by Google

er schüttelte nicht mehr den Kopf über die bedeutende Leibrente, die Tante Jette zugefallen war: der Nachlaß trug sie leicht.

Annemarie wog das Schriftstück in der Hand; Furcht kämpfte mit Hoffnung in ihr: „Wie entscheidet es über deinen Wunsch", bis sie sich mit einem: „Nicht feige sein", ermunterte und aufschlug. Größer wuchsen ihre Augen, bis an die Stirne dehnte sich die Röte auf ihren Wangen. Und plötzlich umschlang sie freudeschluchzend Jette: „Wir bleiben wohnen, brauchen nicht zu verkaufen."

Die Alte band ihr Hasenschnäuzchen vor und plinkte Gädertz zu. „Könnt Jochen die Deern hören, wie würd' er sich freuen. Er hat's ja gewünscht, daß wir wohnen bleiben. Ich sollt's nur nicht verraten, damit Mieken frei bestimmte."

Gädertz nickte ihr freudig Beifall: Annemaries Jubel bewies ihm, wie ihr gereizter Drang in die Ferne zu wahrer Heimatliebe gesundet war, die aus jauchzendem Genießen der Fremde die Kraft zu tüchtigem Schaffen daheim schöpfte. Und er riet ihr von neuem zu einer Reise.

Sie lehnte ab: „Später; erst will ich von Ihnen lernen, wie ich mein Erbe verwalte; mit Ihnen beraten, wie ich es mir und andern zum besten nutze." Und sie sprach davon, mit der Begeisterung erster Erregung, die sie über alle Schwierigkeiten hinwegtäuschte, daß er beschwichtigend ihr den Brief aufzwang: „Lies den zuvor."

Ernst legte sich über ihre Züge. Lange schaute sie sinnend zum Fenster hinaus. Endlich befriedigte sie Jettens Neugier: „Ich soll für sie alle Wohnung im Kurhause mieten. Ich besorg's auf der Stelle." Und dann zu Gädertz: „Sie begleiten mich, bitte"; mit einem Unterklang, daß er ihr schnell willfahrte.

Die Vorderreihe entlang ging sie schweigsam voran. Erst kurz vor der Bazarbude entdeckte sie ihm ihre Befürchtungen: „Scholz und Guste erfuhren noch nichts von dem Bruche zwischen Hans und mir. Ich scheute mich, ihnen davon zu schreiben. Nun rühmt Guste das Bild vom Mövenstein, daß alle es bewunderten, und die Kritik es preist, lobt mich, daß ich Hans Modell saß; neckt, sie erwarte eine Anzeige . . . Mir ist bange, daß die beiden mich als leichtsinnig verurteilen werden; als eine, die . . ." Ein Schauder durchrieselte sie.

Gädertz lächelte. „Woher kommt dir die Furcht, Annemarie? Madle, Madle." Unwillkürlich fiel er in den gemütlich-gemütvollen Dialekt des Professors.

Und plötzlich schüttelte Annemarie ihre Angste ab: der Laut stellte ihr Scholz vor Augen, neben ihm Guste, beide durch harte Prüfungen mit einer Güte beschenkt, der nichts menschliches unverständlich blieb. „Ich sorgte töricht: die beiden werden mich nicht verdammen. Ins Kurhaus."

Jetzt hielt Gädertz sie zurück. „Ich hatte heute früh auch einen Brief von Scholz, ob ich übernächsten Sonntag im Dom zu Berlin predigen wollte. Ich habe sofort zugeschrieben und erwarte nun die offizielle Einladung. Es reizt mich, vor einer großstädtischen, hochgebildeten Gemeinde zu reden. Hier werde ich nur von wenigen verstanden, und zuweilen wohl gar mißverstanden." Er lüftete den Hut: die Möglichkeit, der vergeblichen Arbeit hier zu entrinnen, machte ihm den Kopf warm. In seinem Herzen regte sich ein anderes Gefühl: ein Zweifel: „Tätest du recht"; eine sorgende Frage: „Wirst du auch dort den Frieden finden, dessen du hier dich erfreust." Und er entdeckte sich Annemarie.

Ihr Blick glitt zu den Stuben, in denen Scholz krank gelegen. Und seine Worte vom Glücke durch Verzicht erkauft, traten ihr ins Gedächtnis. Auf und ab pilgerten sie durch die Rüsternallee. Endlich verabschiedete Gädertz sich: „Ich will dem nachdenken." Annemarie wandte sich dem Kurhause zu.

Die Musik begann gerade den zweiten Teil des abendlichen Konzertes. Unter der Glasveranda des Kurhauses tafelten an hundert Gäste. Meifert dienerte von Tisch zu Tisch. Bei einem, an dem zwei Damen saßen, wurde er Annemaries ansichtig, wies auf sie hin und sagte ehrerbietig: „Das Modell für die Fischerin auf dem ‚Kirchgang', Frau Gräfin."

Die beiden Damen zogen die langgestielten Lorgnetten hervor und flüsterten sich eine Entdeckung zu: „Nicht nur für den ‚Kirchgang', auch für die ‚Frage' in Berlin. Manners soll uns von dem Mädchen erzählen, so bald wir wieder in Halensee sind."

Digitized by Google

Annemarie stieg in die Veranda empor; der kleine Betreßte riß die Flurtür vor ihr auf. Meifert, der inzwischen mehrmals seinen Spruch wiederholt hatte, begrüßte sie ebenso höflich, wie die Frau Gräfin; beglückwünschte sich laut, daß die Umsitzenden es hören mußten: „Eine besondere Ehre; wir werden die besten Zimmer für Herrn und Frau Professor aussuchen", und überschlug dabei im stillen, wie viel über den festgesetzten Preis er verlangen dürfe.

Er hatte ohne Annemarie gerechnet: sie handelte alles scharf mit ihm aus, wie sie es vordem zuweilen von Onkel Kapitän gehört hatte; auf dem Rückwege durch die Veranda blieb sie nochmals stehen, etwas wegen der Kinder zu ordnen.

Sie merkte, wie sie die Blicke auf sich zog; er ahnte, was ihr diese Aufmerksamkeit eintrug, und hob trotzig das Haupt, diese ärgerliche Neugier abzuweisen, die dreist und rücksichtslos sie zu einem Schaustück erniedrigte.

Schritt um Schritt entfernte sie sich, wie sehr es sie auch weg von hier in die Ruhe des ‚Alten Zolls' trieb.

Am Flügel daheim spielte sie sich den Unmut vom Herzen. Einem Klagesang gleich zog das Adagio grave e sostenuto dahin; ein Schrei nach Leben und Glück stürmte das Presto voran; süßer Schwermut voll verhauchte das Andante; in jubelnden Klängen feierte das Allegro Sieg und Erfolg.

* * *

Am Strande waren neue Burgen emporgewachsen; fröhliches Treiben herrschte im Bade; in der Veranda des Kurhauses brachen die Nachzügler zum Morgenspaziergang auf; den Damensaal hatten Scholz und Guste für sich allein.

Von Gemälde zu Gemälde gingen sie; ihm war Schweigen Bedürfnis; ihr ward es schwer; er vergaß über dem Künstler den Menschen, genau wie in Berlin bei der Zulassung zur Ausstellung, wie bei der entscheidenden Sitzung über die Preisverteilung; ihr trübte Mitleid mit Annemarie das Urteil.

Endlich führte er sie hinaus, zu dem Wege über die hochgelegenen Acker hinterm Orte. Das Korn reifte der Sense entgegen; letzter Vogelsang füllte die Luft. Und wieder pilgerten sie still neben einander dahin, bis er mitten aus seinen Gedanken heraus begann: „Gut sind die Bilder, vorzüglich gesehen, frisch aufgefaßt, voll Tiefenwirkung und Farbenklarheit. Aber das Letzte, Höchste fehlt ihnen; dieses Unwägbare, für das es keine Bezeichnung gibt, das man nur fühlt, entbehrt man es; das Packende, Überzeugende, Fortreißende."

„Sicherlich, Alterchen. Die ‚Frage' in Berlin auf der Ausstellung ist von dem durchtränkt, was du hier vermißt. Als er die malte, liebte er Annemarie, begeisterte sie ihn; beim ‚Kirchgang' war sie ihm nur noch Modell. Und das ‚Kreuz im Eis' hat er einfach runtergehauen, das vergnügte Leben wieder aufzunehmen." Unter ihren Fingern büßten zwei, drei Ähren das Leben; die Körner fielen auf den Weg, den Vögeln zur Speise.

Eine einzelne Buche bot Schatten; die Steinbank war notdürftig vom Moose befreit.

Scholz zeichnete Figuren in den Sand. An Gustes Arm klapperten die Stricknadeln; Arbeit, wie die Flügel der Windmühle, taten sie nicht.

„Er soll schon wieder auf dem Trocknen sitzen, Guste."

„Bewahr nur Annemarie, daß er sie nicht ihres Erbes wegen jetzt noch heiratet."

„In acht Tagen hat er Geld in Hülle und Fülle, geht's, wie es gewöhnlich geht."

„Kommt es mit der großen Goldenen sobald heraus?"

„Früher als gewöhnlich."

Wiederum hatten für eine Weile die Bienen das Wort.

Die Frau Gräfin und ihre Freundin kamen daher, grüßten sehr höflich und raunten sich das wichtige Ereignis zu: „Der Kaiser hat kürzlich wieder sein Atelier besucht."

Guste fragte: „Wer waren die beiden Damen?"

Scholz wies sie ungeduldig ab: „Gräfin Strachwitz mit der Komtesse Hartenberg . . . Birkenberg . . . Na, irgendwas mit Berg", und ging zwischen den Kornfeldern voran, bis er jenseit des Mövenstein auf vielgewundenem Pfade das Steilufer hinabstieg zu der Burg, die er hier, fern vom Getriebe des Badelebens, hatte erbauen helfen.

Digitized by Google

Unbemerkt näherte er sich den Vieren, die, eng um Annemarie geschart, mit Auge und Ohr ihrer Geschichte lauschten. Ein froher Stolz über die kräftigen Enkel sprach aus seinen Zügen, eine stille Bewunderung für die Erzählerin. Und es ergötzte ihn, daß sie eine von Onkel Kapitäns Schnurren zurechtstutzte und sogar in den Tonfall des Verstorbenen glitt. Seine gute Laune kehrte zurück. Wohlgemut streckte er sich in den Sand neben sie hin. „Fortfahren, Annemarie."

Mit leisem Rauschen begleitete das Meer ihre Worte, kicherte gegen die Buhne und koste den Strand. Fast zutraulich trippelten die Möven durch die auflaufenden Wellen, kreuzten über die Burg hin und begehrten mit Schreien die gewohnte Fütterung. Sonnenschein umhüllte Wasser und Erde mit glitzerndem Gewande; am tiefblauen Himmel segelten ein paar Wolken landwärts.

Annemarie beendete die Geschichte; die viere entledigten sich der Schuhe und Strümpfe, zu waten; Guste verständigte sich mit ihrem Alterchen: „Sag' es ihr jetzt"; und wartete ihres Hüteramtes um die Kinder, wie das Huhn um die Enten, die es ausbrütete.

Scholz strich am Barte hinab. „Guste und ich haben noch eine Bitte an Sie, Annemarie. Sobald meine Tochter angekommen ist, reisen wir in die Dolomiten. Seien Sie unser Gast auf die sechs, acht Wochen. Es wird Ihnen gut tun, einmal aus allem hier heraus zu gelangen und neue Eindrücke auf sich wirken zu lassen." Und dann, ihr über die Bewegung erster Überraschung hinweg zu helfen, in einem Ton des Scherzes, der doch einen kräftigen Anflug von Spott in sich barg: „Gegen Doktor Manners schweigen wir lieber: er verbot mir im Herbste sehr strenge und sehr deutlich, Ihnen meinen Dank für Ihr Vorspielen in irgendeiner greifbaren Gestalt darzubringen. Inzwischen sind wir Freunde geworden . . ." Er bot ihr die Hand.

Sie legte ihre hinein. Ihr Mund blieb stumm; ihre Augen sprachen um so klarer, große, blanke Augen voll Freude und Dankbarkeit.

Am Horizonte tauchten drei Mastspitzen auf, die Segel wuchsen aus dem Wasser; schnell trieb der frische Wind das Barkschiff näher.

Scholz holte das Skizzenbuch heraus; das Papier blieb leer: seine Rechte arbeitete nicht ruhig genug.

Annemarie gesellte sich zu Guste; die Stricknadeln stellten ihr Geklapper ein: die Finger hatten bessere Dienste zu leisten: tröstend und ermunternd zu streicheln und die Beschreibung der Schönheiten dort unten zu unterstützen.

Sie gerieten in den Schwarm der Gäste. Von neuem überhörte Annemarie Tuschelreden: „Das ist sie"; fühlte sie neugierige Blicke auf sich ruhen: sie beachtete es kaum noch. „Man stumpft so schnell ab, Herr Professor. Und gegen Gaffer ist Geringschätzung die beste Waffe."

Scholz nickte zustimmend und folgte Guste und den Kindern ins Kurhaus.

Annemarie hastete über das freie Feld heimwärts, Tante Jette die Freudenbotschaft mitzuteilen. „In zehn, zwölf Tagen schon. Nach Tische fahre ich in die Stadt, einzukaufen."

Die gute Alte band ihr Hasenschnäuzchen vor. „Mieken, Deern; ich hatt' solche Angst, dich allein reisen zu lassen. Jetzt bin ich nicht mehr bange. Aber schreib' auch mal, hörst."

* * *

Unter den Vorbereitungen verstrichen die Tage Annemarie schnell, zu schnell; sie kam nur wenig aus dem Hause. Dafür fanden die Viere den Weg in den Alten Zoll und befreundeten sich dort rasch: Tante Jette hatte immer Kuchen.

An diesem Nachmittage verbot Scholz ihnen den Gang in den Ort; sandte sie mit der Pflegerin an den Strand und wies Guste einen Brief. „Heute morgen ist es wegen der großen Goldenen herausgekommen. Jetzt muß ich es Annemarie sagen. Eine schwere Aufgabe für mich. Und eine bittere Stunde für sie: sie hat ihm zu der Auszeichnung verholfen, und er dankt ihr durch Verrat." Zorn furchte seine Stirne.

Guste kreuzte die Arme über der Stuhllehne und ehrte durch Schweigen seine Ergriffenheit. Ihr war sehr bange ums Herz.

Endlich raffte er sich auf. „Ich geh in den

Digitized by Google

Alten Zoll; da hat sie wenigstens Tante Jette, sie zu trösten."

Jette räumte wieder einmal auf. Jetzt machte sie sich an ihres Bruders Schlafstube.

An der Wand hinterm Bett kam eine Kiste zum Vorschein. Jette entsann sich Jochens strengen Gebotes, sie niemals zu rühren, und rief Annemaries Rat an: „Was machen wir. Ich weiß bloß: im Herbst traf sie ein und aus der Stadt kam sie."

Annemarie löste die umhüllenden Decken. Ein aufgeklebter Zettel trug in Jochen Ellfeldts Handschrift die Angabe: „Dieses Bild ist Doktor Manners Eigentum." Sie hob die Achseln. „Einerlei, was für ein Bild es ist, und warum Onkel es hier bewahrte: wir stellen es Doktor Manners zu. Stine soll es sofort hinüber tragen."

Doktor Manners besuchte einen Kranken außerhalb des Ortes. Helene kam aus dem Garten herein; ihr schleppendes Gewand entlud den Erdstaub auf die frischen Dielen. Das Geheimnisvolle weckte ihre Neugier und reizte sie zu ausschweifenden Vermutungen; bis sie es bei sich ausmachte: „Ein Bild von Hans; Georg kaufte es, ihn zu unterstützen, und scheute sich, es einzugestehen." Spott verzog ihren Mund, über ihn, der aus lauterer Vornehmheit zum Betrüger wurde; über den Betrogenen, der sich nun sicherlich in kühne Hoffnungen hineinträumte. Und plötzlich ward es ihr zur Gewißheit: „Auch die Bilder bei Meifert wurden ihm nur auf Georgs Fürsprache bestellt, vielleicht aus Georgs Tasche bezahlt." Breit schob sie die Unterlippe vor; geringschätzig rauschte sie an der Kiste vorüber die Treppe hinauf.

Vom Absatz her glitt ihr Blick von ungefähr zurück; die ungewöhnliche Form der Kiste: lang und schmal, fiel ihr auf; ihr Mißtrauen erwachte: „Ist das ein Bild?" wuchs mit jeder Stufe und quälte sie, daß sie von oben herab kreischend befahl, die Kiste auf ihr Zimmer zu bringen.

Mit Hammer und Brecheisen stürzte sie sich über die Arbeit des Öffnens. Ihr Kleid knirschte unter dem Riß eines Nagels, Schrammen bedeckten ihre Finger: sie achtete nicht darauf unter den Peitschenhieben des Verdachtes: „Wenn er nicht Hans betrogen hätte, sondern dich . . ."

Der Deckel fiel, Stroh und Holzwatte flatterte ins Zimmer, ein getöntes Relief trat ans Licht, drei tanzende Amoretten lachten ihr zu.. Laut aufschluchzend sank sie aufs Sofa.

Auf dem Flure unten nahm das Mädchen eine Depesche entgegen; überzeugte sich, daß sie wirklich für die gnädige Frau bestimmt war, und trug sie hinauf. Zweimal klopfte sie vergebens, beim dritten Male rief ein ungeduldiges „Ja doch", sie herein; trieb ein mürrisches: „Es ist gut", sie schnell wieder hinweg.

Helene riß das Papier auf, erfaßte mit einem Blick den kurzen Inhalt und grub das Haupt von neuem in die Kissen.

Ein erster Strahl der Nachmittagssonne klemmte sich hart am Fensterpfeiler vorüber ins Zimmer; ein zweiter und dritter folgte; eine volle Garbe flutete herein, brennend und blendend . . .

Schwerfällig stützte Helene sich empor; wie ein Reifen lag es ihr um die Stirne; der Kopf schmerzte sie zum Zerspringen; vor ihren Augen wirbelte die Luft in grellen Farbenklecksen, tanzten die Amoretten ihr hohnlachend entgegen: „Er hat die große Goldene errungen; und du? . . ."

Der Hammer sauste; in Scherben zerkrachte, was sie als ihr Meisterstück gerühmt und geliebt. Und nichts als eine Leere blieb ihr, eine entsetzliche, Sinne betörende, Verzweiflung gebärende Leere.

Im Kurhause wartete Meifert ungeduldig am Telephon, wer in Berlin ihn zu sprechen wünsche. Endlich ertönte das Läutewerk, vernahm er Hans Mitteilung von seinem Erfolg und die Bitte: „Machen Sie es sofort durch Aushang bekannt."

Meifert überbot sich in Glückwünschen, verfaßte alsbald eine schreiende Ankündigung: „Höchste Ehrung eines Mitbürgers" ... wobei er kräftig für sich ins Horn stieß: „Bekanntlich stammen auch die vielbewunderten Gemälde im Damensaal von der Meisterhand des Preisgekrönten"; und verfertigte eine Abschrift auch für die Bazarbude, die den Einzelverkauf von Zeitungen betrieb, mit einem für Kauflustige bestimmten Nachsatz: „Die Berliner Zeitungen werden morgen früh eine Abbildung des Ge-

Digitized by Google

mäldes bringen." Worauf er den Oberkellner heranrief: „Eine Flasche Leoville, Weißlack, bekannter Jahrgang, meinen guten Kauf zu begießen: jetzt sind die Bilder im Damensaal mindestens das Doppelte wert."

Der kleine Betreßte eilte zur Bazarbude und heftete die Mitteilung an. Zwei Backfische traten hinzu; ein paar Damen folgten; die Menge wurde aufmerksam; von Mund zu Mund pflanzte sich die Kunde fort.

Auch Guste, die in der Rüsternallee auf ihr Alterchen wartete, war Großstadtkind genug, der Neugier nachzugehen. Ihre Sorge um Annemarie wuchs, daß sie bange Scholz entgegeneilte. „Wie hat sie es aufgenommen?"

„Tapfer." Und noch einmal wiederholte er freudig und verhalten zugleich: „Tapfer"; führte Guste auf die Mole hinaus und sagte nach langem Schweigen aus seinem Sinnen heraus: „So tapfer, wie eine einst, da ich ihr das Verdammungsurteil über ihre Stilleben fällte." Und dann, fast schmerzlich: „Aber das süße Madle, das liable Dirndle hat das Leid vernichtet." Sein Blick schweifte in die Ferne.

„Alterchen; Alterchen." Guste suchte seine Lippen. Es war kein Kuß leidenschaftlicher Hingabe, im Gewähren begehrend: der sanfte Kuß abgeklärter Liebe war es, das Siegel innigsten Verstehens und Mitfühlens.

Die Sonne neigte sich hinab; in milder Dünung streckte das Meer sich zur Ruhe nach heißem Tage voll Arbeit und Unrast.

* * *

Noch niemals hatten so viele den Damensaal besucht als an diesem Morgen. Und vom Damensaal zogen sie zum Mövenstein und zum Kreuz auf der Mole; ein paar Kecke drangen sogar in den Alten Zoll vor, daß Annemarie angewidert die Haustür verriegelte.

Meifert hatte noch eine besondere Aufregung; ihm wurde von einem Kunstliebhaber für den Kirchgang ein Mehrfaches dessen geboten, das er gezahlt hatte. Er lehnte ab, in der Hoffnung eines höheren Erlöses: „Herr Manners und ich sind gute Freunde"; und depeschierte eiligst an Hans: „Wieviel verlangen Sie für eine Kopie?" Am Nachmittage gab Hans durchs Telephon Antwort: „Zwanzigtausend Mark." Meifert verlachte ihn, äugte zum Kunstliebhaber hinüber und erfuhr eine unerwartete Zurechtweisung: „Ich biete fest zehntausend." Nach einigem Hin und Her entschied Hans: „Mündlich läßt sich so was bequemer erledigen. Morgen früh bin ich dort."

Da hatte Meifert wieder eine Neuigkeit für seine Kurgäste. Der eine sagte: „Wie interessant"; der andere bat: „Sie zeigen ihn mir"; und die Gräfin neckte ihre Freundin: „Sollte Manners allein wegen des Geschäftes gekommen sein, wo er weiß, daß du hier bist?"

Die Komtesse vereinsamte sich an den Strand und schwärmte nach dem Rechte ihrer achtzehn Jahre den Mond an.

Hans machte es sich gerade im Schlafwagen erster Klasse bequem. Ruhe fand er nicht: zu lebhaft wirkten die Eindrücke dieser beiden Tage auf ihn; dieser wunderbare Wandel, von dem er einst in bitterer Dezemberkälte wachend geträumt; dieser Umschwung von Armut in Reichtum; von Unbekanntsein in Berühmtheit; von Nichtbeachtung in Gesucht — werden. Verschlafene Orte, stille Wälder zogen an ihm vorüber; der Mond erblaßte, Dämmerung wich dem Morgen; das Wild trat aus den Forsten, auf den Feldern erklang Sensenstrich . . .; er plante noch immer: „Drei Wochen für die Ausführung des Auftrages; bis Mitte September Ausspannung im Hochgebirge; den Herbst in Athen; den Winter in Kairo . . ." Ein Glitzern stach ihm in die Augen; das kam vom Strom und vom Haff unter der Frühsonne. Die Kirche wuchs empor, der Leuchtturm, die Dächer . . . Der Zug verlangsamte die Fahrt; der Strandbahnhof nahe dem Kurhause nahm ihn auf . . .

Die Morgenmusik hatte schon begonnen; der Tennisplatz rüstete sich zum Wettspiel; in der Glasveranda nahmen sie das Frühstück.

Der kleine Betreßte riß die Tür auf; Meifert hastete zu überschwenglichem Willkomm herbei.

Hans beschnitt mit herablassender Liebenswürdigkeit die lauten Glückwünsche, durchflog die Liste der Gäste und reichte seine Besuchskarte. „Für die Frau Gräfin mit einem Rosenstrauße zu fünfzehn, zwanzig Mark. Für mich ein warmes Bad."

Digitized by Google

Meifert dienerte: „Wird sofort besorgt"; sah ihm nach und erboste sich gegen seinen Oberkellner: „Der reine Protz ist er geworden; er verdient zu leicht; erleichtern wir ihn: die beiden Zimmer kosten statt hundertfünfzig zweihundert Mark die Woche." Worauf er in der Veranda von Tisch zu Tisch Hans Ankunft meldete und eigenhändig der Gräfin den Blumenstrauß überbrachte, ein wenig zu spionieren.

Sie schob die Rosen ihrer Freundin zu; flüsterte: „Mir hofiert er, dich meint er"; und verlachte sie über ihren Widerspruch: „Wozu gegen mich die Verstellung."

Durch die Rüsternallee nahte ein Vortrupp der Badegäste, die im Orte wohnten. Scholz führte seine Enkelkinder zum Mövenstein; Guste ging mit ihrer Tochter, die Koffer für die Abreise am Abend zu packen. Ein paar Spätaufsteher nahmen ihren Tisch ein. Ungeduld stürzte die Komtesse in Sorge: „Vergäße er mich . . .?"

Hans prüfte vor dem Spiegel, ob die neue Hochgebirgstracht ihm nach Wunsch sitze. Sie ähnelte im Schnitt der vom Winter; Stoff und Zugaben waren feiner. Befriedigt trat er auf den Balkon hinaus, einen Blick aufs Meer zu werfen, und beachtete allein Scholz, lächelnd, überlegen, fast mitleidig: „Deine Zeit lief ab; jetzt setze ich mich an die Krippe." Summend stieg er hinab und guckte von der Tür aus über die Gäste hin.

Ein Augeln und Tuscheln erhob sich. Er merkte es und verweilte sich, obwohl er gefunden, die er suchte. Seine Haltung nahm etwas gewollt-lässiges an; die Mütze glitt ihm fast vom Hinterkopf.

Bis er sich Schritt um Schritt an den Tisch der beiden Freundinnen begab, sie kameradschaftlich ungezwungen begrüßte und sich zu ihnen setzte, als bedürfe er weder einer Erlaubnis noch einer Aufforderung.

Im Doktorhause trug das Mädchen Kaffee und Eier auf. Die Ruhe war ins Haus zurückgekehrt; die Stuben zeigten wieder das altbekannte Gesicht; nur ein leichter Ölgeruch erinnerte noch an den Schreckensmorgen. Gewohnheitsmäßig zog Doktor Manners die Zeitung heran; die illustrierte Beilage geriet ihm unter die Finger. Und plötzlich erging es ihm wie an einem Septembermorgen vor der Buhne: angstvoll lugte er auf die, die vom Mövenstein aus in die Weite schaute: „Du mußt dich täuschen." Da war keine Täuschung möglich: zu klar boten sich ihm Annemaries bekannte Züge.

Minutenlang saß er gelähmt da; sein Kopf versagte jede Arbeit; stoßweise röchelte sein Atem.

Auch Hinnerk Böbs hatte die Abbildung des preisgekrönten Gemäldes vor sich liegen. Er schalt sich Ärger und Erregung vom Herzen: „S 'n Swinegel: nimmt dat von Mieken an un let ehr sitten. Ik seg di, Fru: dat het Kaptein den Rest geben. Kümmt de Maler mi int Hus, versahl ik em sin Achterdehl, dat he de Engel in hogen Himmel singen hört." Schweigsam verstaute er eine Ladung Kautabak; horchte in das erste Stockwerk hinauf und wandte sich seinen Angelegenheiten zu. „Krischan, ik glöv, dat ward Tid, den Doktor för Anna to halen." Und dann etwas schneller: „Ik kiek eben de Vorderreg entlang." Mit einer gewissen Scheu hastete er davon.

Beim Alten Zoll hielt er über den Gartenzaun mit Jette den ersten Klönschnack. Sie topfte Azaleen ins freie Land, Sonnenschein zu trinken. Das vielgestopfte Tuch war ihr von der Schulter geglitten und diente dem edlen Vierbein als Ruhekissen.

Durch die Nebentür trat Annemarie heraus, in dem schlichten Kleide aus einfarbiger, taubengrauer Wolle, das ihr für die Reise dienen sollte; verabschiedete sich: „Ich will nun den Freunden Lebewohl sagen", und reichte im vorüber Hinnerk Böbs die Hand: „Bis zum Herbste."

Schluß folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Einsam

Ich suche meine Weggenossen
Mir nicht bei Rausch und Spiel und Tanz.
Ach, nicht vom Leben wild umflossen
Will wandern ich durch falschen Glanz.

Mein Traum, der baut in Rosenfernen
Ein sonnig Haus, licht — hell — und weit.
Allein nur unter tausend Sternen
In traumumblühter Einsamkeit.

Und rings voll Duft ein Blütengarten,
Wo nie der Lenz dem Winter weicht.
Ein Märchen spinnt . . . Dort will ich warten
Auf einen Wandrer, der mir gleicht.

M. Diersch.

Volkstrachten / Von Dr. Heinrich Pudor.

Die Ästhetik der Trachten bildet ebenso wie die Geschichte und die Philosophie der Trachten eines der interessantesten Kapitel der Kulturgeschichte. Zweifellos sind die meisten Trachtenattribute ursprünglich in ältester Zeit von Einzelindividuen „vorgetragen" worden, natürlich in erster Linie von Häuptlingen, und zwar in ähnlicher Weise, wie heute noch die Mode von Einzelindividuen ihren Ausgang nimmt. In der Tat sind auch viele Volkstrachtenbestandteile ursprünglich Modeattribute gewesen. Ein einzelner brachte sie auf, sie wurden Mode, und aus der Mode, wenn sie eine gewisse Zeit überdauerte — und im Volkscharakter genügende Resonanz fand — wurde eine Volkstracht. Individuelle Schöpfung ebenso wie Stammesüberlieferung bilden also wesentliche Momente bei der Entstehung der Volkstrachten. Die Stammesüberlieferung bedeutet das nationale Element. Eine Nationaltracht ist eine Tracht, die innerhalb eines Volksstammes Tradition gewesen ist und gewisse Stammeseigentümlichkeiten mehr oder weniger scharf ausspricht.

Als weitere Entstehungsmomente der Volkstrachten kommen in Betracht Klima und Bodenverhältnisse. In einem nördlichen Klima wird sich natürlich eine andere Volkstracht bilden, als in einem südlichen oder in einem gemäßigten Klima. Die Bedürfnisse, die das Leben und die Eigentümlichkeit des Klimas mit sich bringen, schaffen geradezu bestimmte Trachteneigentümlichkeiten, wie den Pelz, um ein besonders prägnantes Beispiel zu wählen, in kalten Ländern. Ebenso wird ein Seevolk andere Trachten haben als ein Bergvolk, ein ackerbautreibendes Volk andere als ein Hirtenvolk und ein Handelsvolk. Also auch die Ernährungsweise spielt eine wichtige Rolle. Und damit wiederum in Zusammenhang steht das Gewerbe, das ein Volk oder ein Volksstamm hauptsächlich treibt. Beispielsweise wird ein Volksstamm, bei dem die Weberei in besonderer Blüte steht, wie es bei den Friesen der Fall war, eine Tracht tragen, bei der dieses Moment zu charakteristischem Ausdruck kommt. Ähnlich bezüglich der Lederindustrie, Leinenweberei, Seidenindustrie u. s. f. Natürlich spielt das Moment des Klimas hier wieder mit hinein. Der Sammet kam aus Byzanz, die Baumwolle aus Indien, Afrika und Vorderasien, die Seide aus dem Orient und Venedig; bei den alten Deutschen stand die Hanf- und Leinenweberei in großer Blüte. Und alle diese Momente geben nicht nur die Landesvolkstrachten, sondern auch die Gautrachten an.

Ferner ist sehr wesentlich in Betracht zu ziehen, daß die Volkstrachten samt und sonders bäuerliche Trachten sind. Als die Städte in Blüte kamen, wurden zugleich die Volkstrachten zurückgedrängt, seitdem fristen sie nur noch in „Inseln" des bäuerlichen Volkstums ihr Dasein. Das hängt mit dem nivellierenden Charakter des Städtelebens zusammen. Die Volkstracht ist, wie wir sahen, eine zur Tradition gewordene indi-

Digitized by Google

viduelle Schöpfung. Die Stadt kümmert sich zwar um Tradition, aber nicht um Individualität. Außerdem wurzelt die Volkstracht, worauf wir ebenfalls hinwiesen, im bäuerlichen Gewerbe. Ja, mehr als dies, die Volkstracht ist zugleich aufs engste mit der Hausindustrie verknüpft, sie wurde ursprünglich fast in allen ihren Teilen im Hause dargestellt. In der Stadt aber fiel die Hausindustrie mehr und mehr weg. Einst wurde im Hause und Hofe die Wolle gewonnen, gefärbt, gewebt, der Flachs gesponnen, das Leinen gebleicht, das Leder gegerbt, das Kleid genäht, gestickt und gesäumt. Alles das fällt in der Stadt fort. Das ganze Mittelalter hindurch erhält sich in Deutschland die Wollstoffzubereitung und das Leinweben als Hausarbeit.

Endlich aber ist ein wesentliches Moment der Entstehung von Volkstrachten das Gemeinsamkeitsgefühl des Stammes. Auf dem Lande hatten wir zu der Zeit, als die Volkstrachten sich bildeten, nicht Stände, sondern nur einen Stand. Die Angehörigen eines Volksstammes waren entweder Ackerbauer oder Hirten oder Fischer usw., und dem entsprechend war ihre Tracht. Jeder trug diese Tracht, ob hoch oder niedrig. In den Städten aber haben wir Klassen und Berufsstände. Das Solidaritätsgefühl fehlt. Ebenso wie an Individualität, die die Volkstracht erzeuge, fehlt es an Gemeinsamkeit, die sie erhielt.

Was nun die Frage einer Neubelebung der Volkstrachten betrifft, so wird nach allem Vorhergegangenen klar sein, daß eine solche in dem Sinne der alten bäuerlichen, auf Hausindustrie fußenden Volkstrachten nicht möglich sein würde. Eine andere Frage ist die, ob sich neue Volkstrachten in Anlehnung und mit teilweiser Benutzung der alten Volkstrachten oder Nationaltrachten bilden könnten. Und diese Frage möchten wir bejahen. Künstlich züchten lassen sich dieselben zwar ebensowenig, als man die alten Volkstrachten den Menschen des 20. Jahrhunderts aufzwingen kann. Aber wir halten es für möglich, daß sich solche Volkstrachten von selbst wieder bilden, daß sie aus dem Nationalleben, wenn dieses wieder an Kraft, an Reichtum des individuellen Lebens und an Stärke des Gemeinsamkeitsgefühls gewinnt, wieder herauswachsen, wie die Blüte aus dem Holze, wie die Farbe an der Blüte. Sahen wir doch, daß ursprünglich die Volkstrachten von Einzelindividuen geschaffen sind oder auf Einzeltrachten zurückgehen. Ähnlich wie in den Zeiten der italienischen und deutschen Renaissance. Obwohl damals die Städte schon blühten, bildeten sich die Grundelemente neuer Volkstrachten in der Gestalt von individuellen Trachten. Möglich war dies nur in dem außerordentlich starken, neu erwachten Persönlichkeitsbewußtsein. Tritt nun dazu ein starkes Solidaritätsgefühl, ein starkes Bewußtsein der Stammeszugehörigkeit, so kann sich so etwas wie eine neue Nationaltracht bilden, weil jeder die Eigentümlichkeiten seines Stammes in der Tracht zum Ausdruck bringen will. Persönlichkeitsbewußtsein in Verbindung mit Stammesbewußtsein würde die neue Volkstracht schaffen. Seither hat die Mode die Art der Kleidung bestimmt. Auch sie wurde von Einzelindividuen geschaffen, aber nicht zu dem Zwecke, um deren Stammesbewußtsein zugleich mit dem Persönlichkeitsbewußtsein zum Ausdruck zu bringen, sondern aus mehr oder weniger äußerlichen Gründen (Eitelkeit, Koketterie, Prahlsucht, Geldstolz und Standesstolz usw.).

Nationale Kraft allein kann nach alledem Volkstrachten schaffen. Nationale, lebendige Kraft wird es verschmähen, alte Volkstrachten, die veränderten Verhältnissen und Umständen ihre Entstehung und Pflege verdanken, aufzunehmen, sondern wird neue Volkstrachten schaffen, wenn auch manche Bestandteile der überlieferten Trachten Verwendung finden mögen.

Man sollte denken, daß der Weltkrieg, der alle Verhältnisse nationalisiert und den internationalen Verkehr lahmlegt, auch auf dem Gebiete der Kleidung der Volkskraft zum Durchbruch verhelfen würde. Aber noch merkt man nichts davon. Noch immer ist es statt der Tracht die Mode, die in den Köpfen und Sinnen der Menschen ihr Spiel treibt. Und gar noch unter der Zucht und Rute der großstädtischen Konfektionshäuser mit Hilfe von Kunstmalern, statt aus dem Kernholz des Volkes selbst hervorwachsend und blühend. Und dabei brauchen wir die Volkskraft so bitter notwendig auch in der Richtung der Belebung der Sympathiegefühle zwischen den Geschlechtern und Trachten als ein wirklich praktisches Mittel der Bekämpfung des Geburtenrückganges. Wer in Dalame in Schweden sich aufgehalten hat und das Volksleben beobachtet hat, weiß, wie dort die Volkstracht eben in dieser Richtung, just wie das bunte Gefieder der Vögel wirksam ist. Trachten wecken Freude, Liebe, Hoffnung und — Treue. Die Mode hat immer etwas vom „Chambre séparée". Als kürzlich die Kleiderfrage sogar im Preußischen Abgeordnetenhause zur Sprache kam, war leider wiederum die Mode das Gesicht, mit dem sie sich zeigte. Man dachte allzusehr an das Wirtschaftliche, an das Geschäft, an die Konfektion. Um des guten Geschäftes willen wollte man das Nationale betont wissen. Umgekehrt muß es kommen. Erst das Nationale, erst muß die Volkskraft auch die Kleidung in ihre Gewalt bringen, erst müssen wirklich deutsche Kleider gewollt und geschaffen werden. Die werden sich dann so gut wie deutsche Kunst und deutsche Musik die Welt erobern. Das „Geschäft" kommt dann von selbst, aber erst muß die Volkskraft die Volkstracht schaffen. Und im übrigen Tracht — nicht Mode. . . . . .

*

Digitized by Google

Nachher

Aus Menschenland komm' ich zurück
In meinen allerblausten Traum,
Der Wolken roter Abendsaum,
Das Morgenrot sind nun mein Glück.

Ein Hornsignal hat mich gerufen,
Ich stand auf meinen Platz gestellt.
Nun schreite ich die blut'gen Stufen
Herab aus der zerfleischten Welt.

Rings herrscht die Ruhe hier, der Frieden,
Vom Kriege fand ich keine Spur . . .
Hier ist der Seele sie beschieden,
Die heil'ge Stille der Natur.

O Einsamkeit, in deinen Räumen
Laß mich noch einmal selig sein,
Dem Kinde gleich in leeren Träumen
Will ich mich dem Vergessen weihn.

Schwätzt, schwätzt, ihr Bächlein meine Seele
Die welt- und lebenswunde müd' . . .
Nun singe mir, o Philomele,
Du Trost der Nacht, dein Lethelied!

Paul Friedrich.

*

Kampf in Galizien / Von Hellmuth Unger

Wir hatten ein galizisches Dorf vor uns.

Es lag still und verlassen, aber noch unversehrt. Aus dem ersten Grün des Frühlings ragten die strohgedeckten Dächer mit ihren verduckten Kaminen. Eine staubige Straße schlängelte sich in das Häusergewirr hinein, über das sich der zwiebelförmige Turm der ruthenischen Kirche erhob.

Kein Lebenszeichen eines menschlichen Wesens.

Auch vom Feinde nichts zu sehen.

Halt!

Kompagnien, die ihre Patrouillen und Aufklärertrupps voraus hatten, lagerten. Eine brandende, feldgraue Welle, die eine flache Küste umspült. Die Stille durfte nicht täuschen.

Durch Überläufer hatte man in Erfahrung gebracht, daß der Feind nicht weiter zurückweichen wollte, sondern hier in günstigerer Stellung von neuem Widerstand bieten.

Man hatte Zeit genug, das Gelände zu betrachten. Felder zur Linken und zur Rechten.

Vor uns in der Mitte des Landschaftsbildes das Dorf. Hinter ihm, es mit seinen Ausläufern noch umfassend, eine Hügelkette, eine Steilküste für die brandenden deutschen Wellen, wenn sie nicht vor der Ortschaft Halt finden sollten.

Ein bayerisches Regiment, das sich bereits eingegraben hatte und seine Schützenstellung eifrig ausbaute. Österreicher neben ihm.

Weiter nach Süden blinkten die Mützen der Bosniaken. Dann wieder Helme.

Keiner wußte das Kommando, das Halt geboten hatte, zu deuten. Aber ein jeder war froh, daß wieder einmal nach vielen Stunden des Marschierens ein Rasten gekommen war.

Ob der Stellungskrieg von neuem begann?

Wir hatten seit Tagen den Feind nicht mehr vor uns gesehen, und Spötter meinten schon, wir würden so weiter bis ans Ende der Welt marschieren müssen, um wieder einen Russenkittel vor die Flinte zu bekommen.

Huiiiiiii! Bumm!! Ein Aufhorchen.

Weit von uns entfernt eine Sandfontäne.

Russische Artillerie!

Und nun Schuß nach Schuß.

Wir brauchten den Feind nicht mehr zu suchen.

Bis zu der Ortschaft betrug die Entfernung noch mindestens vier Kilometer, und hier hatte der Feind neue Stellung ausgehoben und Verhaue gebaut, dahinter auf den Hügelkuppen stand die feindliche Artillerie in Stellung und hatte darauf gewartet, daß wir in ihr Feuer hineingeraten sollten. Das war eine Täuschung geblieben.

Eingraben!

Mit sinkender Nacht zog sich ein frischer Schützengraben durch galizisches Land, und wer schlafen konnte, warf sich in die kühlen Erdlöcher, um zu schlafen. Mit Morgengrauen würde die Ruhe bestimmt vorüber sein.

Ein Zurückweichen gab es nicht. In der Nacht würde auch unsere Artillerie auffahren, um dem Gegner antworten zu können und die Infanterie zu schützen. Vielleicht gab es gar einen Angriff!?

Und das Dreckneſt war es wirklich nicht wert.

Die russischen Geschütze schienen eingeschossen zu sein, denn das Feuer verstummte bald, und feierliche Stille zog über das Land.

Für Stunden war wieder einmal der Krieg vorbei.

Posten wachten. Die andern schliefen. Fest wie irgendwo daheim.

Am Frühmorgen begann der Tanz von neuem.

Die verbündeten Truppen hatten einen übermächtigen Gegner vor sich, der ihnen um Divisionen über war. Sie kannten es gar nicht anders.

Digitized by Google

Wie schnell sich doch eine Landschaft im Kriegsgebiet verändern konnte. Die Russen hatten auch über Nacht emsig geschafft. Deutlich konnte man jetzt die blinkenden Drahtverhaue erkennen, die in den letzten Stunden erst entstanden waren. Das Braun der aufgeworfenen Erdmassen verriet noch die Wirrgänge der Schützenlinien mit ihren Zuführungsschächten.

Dicht um die Ortschaft herum legten sie ihren Erdring.

Die feindlichen Reserven mußten in den niederen Häusern stecken.

Lange sollten sie sich ihres Schutzes darin aber nicht erfreuen können. Dafür würde schon die deutsche Artillerie sorgen.

Geschützkampf flackte auf.

Hüben und drüben.

Während der Russe versuchte, unsere Stellungen einzudecken, um sie im Sturme nehmen zu können, flogen die ersten Brandbomben in die knisternden Strohdächer.

Wieder mußte Menschenbesitztum zerstört werden, um des Krieges willen. Aber keinen kümmerte das mehr, alles war längst Gewohnheit geworden. Von Minute zu Minute steigerte sich das Feuer.

Erst einige Häuser, die Flammen gefangen hatten und ihre Fackeln in den Morgen hinaushoben.

Flammen und schwelender Rauch.

Gelbgrau und stinkend von den schwelenden Strohmassen legte sich ein Feuerkranz um den Kirchturm und beleuchtete grell seine Kuppel.

Und er erglühte lichter als das Morgenlicht der leuchtenden Frühsonne.

Drüben füllten sich die Schützengräben.

Ob der Feind noch unvorbereitet einen Sturmangriff wagen wollte?

Die Kompagnien an der Straße entlang lagen jetzt am weitesten zurück. Die Truppen im Norden und Süden hatten, ohne daß wir es bemerkt hatten, die in der Nacht ausgehobenen Stellungen bereits verlassen und ihre Linie um einige hundert Meter vorgetragen, um den Feind in der Flanke zu fassen.

Das Manöver war bekannt genug geworden.

Eine deutsche Feldhaubitzenbatterie stellte auf die russischen Gräben Sperrfeuer ein. Sie war glänzend eingeschossen. Gruppe nach Gruppe zerbiß die Drahtverhaue oder brach in die Verschanzungen ein, daß Steine und Erde wie Wassermassen in die Luft emporschäumten.

So leicht würden die es mit einem Angriff nicht haben. Und daß sie ihre Reserven nicht heranbekamen, dafür sorgten andere Batterien.

Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht, der den Straßenstaub aufwellte und in leuchtenden Schwaden über die Stellungen hintrug. Drüben im Dorfe fand er die ansteigenden Rauchtürme, die er niederbog und stürzte.

Die Brandbomben hatten ihre Ziele gefunden.

Statt einzelner Häuser brannten jetzt Straßen, und die Flammenherde flochten sich zu Feuerketten ineinander.

Ein unsäglich trauriger Anblick.

Man hatte nun schon so oft gesehen, daß eine Ortschaft in Feuer aufging. Auf deutscher Erde, drunten im Elsaß und in Ostpreußen war es nicht anders gewesen, als dort Franzosen und der Russe Herr des Landes gewesen war. Und keiner war, der das nicht immer wieder empfinden mußte.

Wie, wenn es anders gekommen wäre? Wenn der Feind immer noch in unserem Vaterlande hauste, und wir es erleben müßten, daß er deutsche Häuser und Hütten in Schutt und Asche legte?

Galizien war das Kronland Österreichs. Die Menschen, die hier im Frieden ihrer landwirtschaftlichen Arbeit nachgegangen waren, waren österreichische Untertanen.

Seit Kriegsbeginn war ihre Heimat der Willkür eines habgierigen Feindes preisgegeben gewesen. Hatten sie selbst nach dem Kriege gefragt?

Nein!

Aber sie mußten leiden, bis der Feind aus dem Lande wieder vertrieben war. Ehe diese Häuser nicht niedergelegt waren, würde der Feind den Ort nicht räumen. So wurde manchem Haus und Heimat zerstört.

Ein furchtbarer Zerstörer ist der Krieg. Doppelt empfindet man das aber erst, wenn es um eigenen Besitz geht oder um das Habe unserer Verbündeten.

Wie Wirbelschlag auf einer Riesentrommel bummerte das Eisenspiel der Mörser.

Da! Eine steile Flammengarbe, die himmelan stieß. Der Kirchturm stand in Flammen.

Ein fernes Hurra.

In einem entlegenen Abschnitte des Kampffeldes stürmten sie.

Und hier an der Straße entlang lauerte immer noch eine Kette von Maschinengewehren, stumm, starr, aber eisenbereit, wenn der Feind einen Durchbruch durch die deutschen Linien erzwingen wollte.

Sollte auch hier der Angriff vorgetragen werden, keine friedliche Menschensiedlung würde unser werden, sondern ein Feuerkessel, aus dem kein Dachbalken mehr zu retten war.

Die Eisensperre vor den nahen russischen Gräben fiel plötzlich.

Das Bosniakenregiment ging zum Sturm über.

Von den vielen Angriffsbildern, die man im Kriege zu sehen bekommt, wirkt keines so überwältigend wie ein Infanterieangriff.

Man vergißt solche Bilder nimmer.

Eine galoppierende Husarenpatrouille, die hinter fliehenden Kosaken herjagt.

Oder auffahrende Artillerie mitten im feindlichen Wirkungsfeuer.

Aber im Sturm vorgehende Infanteriekolonnen!

Digitized by Google

Das ist immer wieder unfaßbar mächtig. Wie die einzelnen den Grabenrand erklimmen, sich darüber hinwegsetzen. Gassen durch Drahtverhaue. Umgewendete Kolben. Stürzende und stolpernde Soldaten. Niederschlagende und wieder Aufspringende. Einzelne, die sich mitten im feindlichen Maschinengewehrfeuer ihre Wunden am Arm und am Bein verbinden und dann weiter eilen! Kleine Trupps, die das Maschinengewehr mitschleppen und sich niederwerfen, um den Feind wieder in ein vernichtendes Feuer zu nehmen. Über den Helmen kreiselnde Kolben. Stimmen, die wie Geheul toben. Schreie, Zurufe, Kommandos. Ein Lautwirrwarr, den keiner versteht. Die angreifende Kompagnie selbst eine nimmer anzuhaltende Woge, die in den feindlichen Stellungen niederbrandet und alles vernichtet, zerschlägt, niedertrampelt, was ihr in den Weg kommt. Tausend gellende, kreischende und brausende Stimmen hat diese Welle, die den Sieg mit sich trägt.

In den Russengräben heben sich die ersten Gewehre, zum Zeichen aufgegebenen Widerstandes.

Drahtscheren knirschen und kreischen.

Stacheldraht schwankt und schaukelt wie abgerissenes Weinlaub, das der Wind bewegt.

Spanische Reiter stürzen.

Menschenkörper fallen über Hindernisse.

Die Welle des Angriffs hat den Damm überflutet.

Wieder einige Hundert Meter feindlichen Grabens sind in der Hand der verbündeten Truppen.

Aber der Angriff stößt weiter.

Die zweite Linie.

Die dritte Stellung.

Dort glüht, leuchtet und flammt das Dorf.

Feindliche Reserven werden in Eile herangeführt. Noch haben sie nicht die eigenen Truppen erreicht, da müssen sie schon einen kurzen Kampf mit den Bosniaken aufnehmen, die in ihre Reihen stoßen.

Wieder einige Hundert unverwundeter Gefangener.

Im Süden anschließende Truppen sind in gleicher Linie mit ihnen vorgegangen und haben mit ihnen zusammen den Eingang der Ortschaft erreicht.

In den Straßen wütet der Kampf weiter.

Aus brennenden Häusern springen fliehende Russen und eilen wie Vernarrte in die Feuerfluten hinein.

Zurück! Nur zurück!

Die russische Artillerie hat ein neues Ziel gefunden. Unbekümmert darum, daß sich noch eigene Truppen in dem Dorfe aufhalten, richtet sie die Mündung ihrer Geschütze dorthin und schickt neue Fluten von Granaten in das Brandmeer.

Jeder Aufenthalt in den Gluten ist unmöglich.

Deutsche Regimenter sind aber von der Flanke her vorgestoßen und nehmen hier einen neuen Kampf mit den zurückgehenden Kolonnen des Feindes auf. Eine Stunde nach gelungenem Sturme ist nicht nur die Ortschaft fest in den Händen der Österreicher und Deutschen, sondern eine neue Stellung zieht sich in halber Hügelhöhe entlang, das Dorf jetzt im Rücken.

Und der Artilleriekampf schwillt von neuem an.

Die russischen Geschütze müssen ihre guten Stellungen aufgeben.

Der Vormarsch ist nicht zum Stehen gekommen. Weiter nach Osten führt der Marsch.

— — — — — — — — — —

Am Abend des Schlachttages.

Etappentruppen ebnen die jungen Stellungen wieder ein.

Tote werden begraben. Verwundete werden in die neu eingerichteten Lazarette gebracht.

Autokolonnen rasen auf der Straße entlang, bringen die Verwundeten zurück, eilen an ihnen entgegenkommenden Abteilungen vorbei, die Munition fahren, die Lebensmittel zur vorgeschobenen Front bringen.

Truppen marschieren.

Infanterie. Train. Eine hessische Ulanenskadron.

Wie eine schwebende Krone hängt der Rauch niedergebrannter Gehöfte und Häuser über dem Dorfe, das wie vom Boden verschwunden ist.

Nur die Kamine sind stehen geblieben und starren wie entlaubte Stämme aus dem Wust heraus.

Auf einem Feldstücke geht ein galizischer Bauer hinter seinen kleinen Pferden und leitet seinen Pflug durch die zu bestellende Erde.

Ein verblüffendes Bild.

Wo kommt auf einmal der Bauer her?

Hat er ausgehalten mitten im Artilleriefeuer?

Ich weiß es nicht zu deuten.

Aber mir wird das Bild in seiner Schlichtheit und Größe zum Symbol.

Kaum sind die letzten Eisenvögel verschwirrt, die doch auch sein Anwesen vernichteten, da findet er schon wieder den Mut, seinen Acker zu bestellen, er will keine Zeit verlieren, denn die Ernte muß reifen.

Ob der eine glaubt, daß der Feind nun nimmermehr den Weg zurückfindet?

Daß Menschengläubigkeit nach all dem Unheil und Verderben noch so groß sein kann.

Der Bauer kümmert sich um keinen, er achtet nicht der marschierenden Kolonnen. Er hat keine Zeit, und der verlorene Tag mit seiner Arbeit muß wieder eingebracht werden!

Ich starre seinem Schaffen nach, bis der Abend sein Gespann zur Silhouette gegen den Himmel erhebt, bis das Dunkel das Bild verwischt und aufsaugt.

Ein Soldatenliedlein flattert lustig feldein.

Die hier gekämpft, sind schon weiter nach Osten.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Karola Bassermann: **Fürs Vaterland.** Kriegsskizzen. Berlin, Reichsverlag. Geb. 2 M.

Kriegsskizzen beginnen heute schon etwas Anrüchiges zu haben, vor allem, weil sie fast alle nach der gleichen Schablone gearbeitet sind. Von dieser Schablone hat sich Karola Bassermann, die Tochter des nationalliberalen Parteiführers, frei gemacht. Mit scharfem Verstand und hellem Blick hat sie Eigenes gesehen und in eigener Weise geschildert, spröde manchmal und herb, immer aber ohne Süßlichkeit und Schönfärberei. Und das beste ist, daß auch der Ausdruck des Vaterlandsgefühls bei ihr in den Grenzen des Natürlichen bleibt.

Rosa Weibel: **Seine Wahl.** Erzählung. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 2 M.

„Er" — das ist ein nicht mehr ganz junger Privatdozent in ausgezeichneten äußeren Verhältnissen, und „sie" ist seine Sekretärin, anmutig, mit allen Reizen einer schönen Seele, aber natürlich arm. Wenn sich diese beiden Menschenkinder finden sollten, und das tun sie natürlich, so mußten soziale Gegensätze überbrückt werden, und der Weg, den sie zu gehen hatten, war nicht ganz einfach und kurz. Aber feinfühlig und mit warmherzigem Verständnis für soziale Fragen führt sie Rosa Weibel, das darf man ihr bestätigen, zum Glück. Darstellerisch fällt die Kürze der einzelnen Abschnitte auf, in die, schlicht und ruhig vorgetragen, die Geschichte gegliedert ist: 117 Druckseiten und 27 Kapitel!

Gustav Schlein: **Erziehung zum Glück.** Morgengedanken eines Menschenfreundes. Wien, A. Hartlebens Verlag. 1,50 M.

Systematische Geschlossenheit darf man von diesem Weltanschauungsbuche in Aphorismen nicht erwarten, auch nicht hoffen, auf Schritt und Tritt neuen, überraschenden Gedanken zu begegnen. Einzelne von den dargebotenen Aehren sind sogar leer und taub. Aber dennoch mag das Werkchen als Ganzes gerade in unserer ernsten, ringenden Zeit manchem durch seine befreiende, lichte, mutige, bejahende Art ein gern begrüßter Führer zum persönlichen Glücke sein. Treu seiner innersten Natur zu folgen — das ist das Rezept für diese fröhliche Lebenskunst, und die, denen es Schlein als guter Seelenarzt verschreibt, das sind die großen Scharen der Gequälten, Gehetzten, Verbitterten, Verstumpften, Verdrossenen, Willensschwachen und Nervösen.

Hans Zimmer.

Vermischtes

Passen und verpassen.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaff' ich unter dem Baum

sagt Goethes Schäfer in seinem „Klageliede". Ist ihm dies Verpassen unangenehm? Im Gegenteil: sehr angenehm. Wenn aber dieser Schäfer heute lebte und, im Begriff eine Reise anzutreten, den Zug verpaßt hätte, wäre ihm das auch sehr angenehm? Im Gegenteil: sehr unangenehm. Merkwürdig: Dasselbe Wort und derselbe Sinn so grundverschieden, fast bis zum Gegensatze. Aber dieser Gegensatz ist nur in unserer Empfindung vorhanden, in der Tat liegt er nicht in dem Worte. Verpassen heißt in seiner Herkunft vom französischen passer wie dieses selbst vorüber-, hingehen (lassen), und man kann natürlich ebenso einen Sturm an sich vorübergehen lassen wie einen Zug, nur daß das eine angenehm, das andere unter Umständen sehr unangenehm ist. Auch das Passen beim Kartenspiel ist doch eigentlich ein Hingehenlassen des Spieles, für das auch der Franzose denselben Ausdruck passer hat, während er das Wort im Sinne von versäumen nicht kennt. Auch sonst haben wir mancherlei aus dem fremden Worte gemacht, das wir heute gar nicht mehr entbehren können und wollen. Geht etwas gut hin, so paßt es uns, erscheint es uns passend, und endlich passen wir auch die rechte Zeit zu etwas ab, passen auf etwas und lassen uns einen Paß geben selbst in seiner schlimmsten Bedeutung — als Laufpaß. Ja, wir gehen mit dem Paß über einen Paß! So zeigt unsere schöne deutsche Sprache ihre Gestaltungskraft selbst am fremden Worte. Auch das französische passer le temps (Zeit hinbringen) hat bei uns Eingang gefunden, wenn auch nur in drolliger Entstellung: Wer etwas tut, nur um die Zeit hinzubringen, aus Langeweile, tut es (im Alemannischen) für Basselbang und (am Mittelrhein, in Obersachsen) für Passeltanz, Pusseltanz und endlich sogar für Pasterlatante.

Wegwarte (Zichorie). Nun leuchtet sie wieder mit ihren lichtblauen Augen dem Wanderer draußen entgegen, die schlanke Wegwart — in Wahrheit eine Warte des Weges. Wie hätte die sagenbildende Sinnigkeit des „Volkes der Dichter" nicht auch um sie ihr Geflecht winden sollen! Natürlich geht sie dabei von dem Worte warten aus. Der Volksglaube des 16. Jahrhunderts läßt die Pflanze ursprünglich eine Jungfrau sein, deren Liebster in die Ferne gezogen ist. Sie hat nun Tag für Tag am Wege gestanden und mit ihren großen blauen Augen sehnsüchtig hinausgeschaut, um den Heimkehrenden zu erspähen. Allein nimmer hat er sich zeigen wollen, und zuletzt hat man — wahrscheinlich der unvermeidliche harte Vater — in sie gedrungen, doch endlich dem Weinen, Härmen und Warten ein Ende zu machen und ihr Herz einer neuen Minne zu öffnen. Da aber soll sie in Tränen zerfließend ausgerufen haben:

Eh' ich laß das Weinen stehn,
Will ich lieber auf die Wegscheid gehn,
Ein' Feldblum' dort zu werden.

Und siehe, die Gottheit erbarmt sich ihrer und verwandelt sie in unsere Wegwartblume.

Vergessen hat sie der wilde Knab,
Und wo sie gewartet, da fand sie ihr Grab,
Ein Blümlein sprießet am Wege,
Wegwart, Wegwart!

Auch als Blume schaut sie mit ihren blauen Augen sehnsüchtig die Straße entlang in die Ferne, als ob sie noch immer des Geliebten warte. Denn, sobald er heimkehrt, wird sie entzaubert werden und zu neuem Menschenleben erwachen. Vergebens!

Der Sommer kommt und der Sommer geht,
Der Herbstwind über die Heide weht,
Das Blümlein wartet am Wege —
Wegwart, Wegwart! (Scheffel.)

Söhns (Hannover).

Inhalt des Heftes 46: Treibholz. Roman von H. Schobert. — Am Mövenstein. Roman von Ludwig Müller-Grimmold. — **Beiblatt:** Einsam. Gedicht von M. Diersch. — Volkstrachten. Von Dr. Heinrich Pudor. Nachher. Gedicht von Paul Friedrich. — Kampf in Galizien. Von Hellmuth Unger. — Bücherbesprechungen. Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 12 August 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek
1916 Heft 47
Erscheint wöchentlich * Preis 3½ M. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode).

12. Fortsetzung.

Dieses Weib! Ihr Sohn war ehrlos geworden, verloren, um dieses Weibes Willen, das da scheu und gedrückt in der Ecke stand. Um dieses Weibes willen ehrlos!

Zur Niobe erstarrt stand sie da; man hörte ihren keuchenden Atem.

„Mutter!" wimmerte Teo leise. „Mutter! — Lu! . . — Dann schlug er die Hände vor das Gesicht und verließ mit seinem Begleiter das Zimmer.

Die Mitzi stand schon vor der Türe; sie drängte sich über die Schwelle und stellte sich schützend neben Lu; sie hatte genug gehört, um den Zusammenhang zu begreifen, und sie öffnete gerade den Mund . . . Da richtete sich Frau von Spratt plötzlich auf, das weiße Haar stand unter dem schiefgerutschten Hut wild nach allen Seiten, und ihre Stimme hatte nichts menschliches mehr, als sie, die Fäuste schüttelnd, gegen die beiden schrie:

„Verflucht seid Ihr, Ihr feilen Dirnen, die Ihr uns mit euren Lastern unsere Söhne und Männer raubt, die Ihr unser Herzblut trinkt und nichts dafür gebt, als euren käuflichen, schamlosen Körper; die Ihr gierig aussaugt, was in eure Hände kommt, und nur Gemeinheit und Gift dafür gebt. Verflucht seid Ihr, — dreimal verflucht, — im Namen aller anständigen Frauen, die euch Gesindel weichen müssen!"

Sie hatte die dürren, langen Arme vorgeschnellt, während sie die Worte gellend herausstieß; dann drehte sie sich um sich selbst, — wankte und schwankte, — die bläulichen Lippen zogen sich wie im Krampf nach unten, die starren, glasigen Augen hingen wie saugende Polypen an Lu . . — und so ging sie, langsam rückwärtsschreitend, zum Zimmer hinaus, so über den Flur bis an die Treppe . . . Dann ein polterndes Geräusch . . . ein Körper, der, sich überschlagend, die Stufen herunterfiel und unten liegen blieb.

Ein gellender Schrei, ein tiefes Stöhnen, — dann alles stumm und still.

Zu Stein erstarrt, mit unnatürlich weit geöffneten Augen stand Lu da, — hörte draußen den Fall und schrie hell und schneidend auf. Dann bohrte sie die Fäuste in die Augen und floh — floh bis in die äußerste Ecke des Zimmers, hockte sich dort nieder und begann hilflos und kläglich zu weinen, wie ein kleines Kind. Schauer schüttelten sie.

Ihr kam es vor, als wäre sie zum zweiten Male der Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit schmählich unterlegen, jetzt bis in die tiefste Hölle verbannt! — Keinen Kampf gab es mehr, — keine Hoffnung! —

Sie fragte sich gar nicht, ob Frau von Spratt mit ihren Anschuldigungen recht hatte, sie wußte nur eins, daß sie zum zweiten Mal verdammt worden war. —

„Kindl! Jesus, Kindl!" — hörte sie da die Stimme der Mitzi wie aus weiter Ferne. „Seien Sie doch gescheit! Regen Sie sich doch nicht so auf! Die alte Dame war ja gar nicht bei sich, — der Fluch schadet Ihnen nicht, trifft Sie ja gar nicht!"

Digitized by Google

„Ist sie — ist sie tot?" stammelte Lu wie verzweifelt.

Keiner antwortete. Der Mitzi hatte es die Wirtin zugeflüstert, daß Frau von Spratt das Genick gebrochen, aber es Lu zu sagen, wagte niemand. Die war aber nicht zu beruhigen. Leise vor sich hinwimmernd, die Fäuste in die Augenhöhlen gedrückt, saß sie da, — hörte nichts anderes als die gellende, verfluchende Stimme, sah nichts anderes, als die lang ausgereckten dünnen Arme, mit den fleischlosen, gekrallten Fingern, die nach ihr zu greifen schienen.

„Mich hat sie doch auch gemeint, die alte Hexe," sagte Mitzi endlich wütend, „und ich bin doch das ehrlichste Geschöpf von der Welt! Was hat denn so eine für 'ne Ahnung von uns! — Leid tut mir nur der kleine Baron. — Aber hat ihn jemand geheißen, sein Geld für uns auszugeben? Den Reichen zu spielen? Wir wußten eh nix von ihm! — Jessas, Lu! Wimmern Sie nicht so! Das ist ja scheußlich!" — Und Mitzi preßte die Hände an die Ohren. — Kein Zureden half. Lu war wie von Sinnen. Man brachte sie zu Bett, gab ihr Baldrian, und am Abend sprang die Nelda für sie ein. —

Überall unter den Künstlern hatte die Geschichte mit dem kleinen Baron großes Aufsehen gemacht. Aber es zeigte sich, daß sie ihn alle gern gehabt, daß ihnen sein Schicksal nahe ging, auch gegen Lu hob keiner den geringsten Stein. Selbst Kimmerling begnügte sich mit kurzem Gebrumm.

Wie ein schweigendes Einverständnis war es, daß jeder bei ihrer Wiederkehr sehr nett zu ihr sein wollte. Sie aber, sie machte es den Leuten schwer. Blaß und wortkarg mit angstvollem Flattern der Augen, saß sie da und antwortete kaum.

„Das wird ja langweilig", sagte die Ele und rückte schließlich von ihr ab. — Sie war inzwischen etwas liederlich geworden und mit Erfolg in die Fußtapfen der Pia getreten. Aber das verargte ihr niemand besonders. Sie war jung, — ihr Herzenstraum von einer versorgenden Heirat hatte sich nicht erfüllt, — warum sollte sie ihr Leben nicht genießen? — Auch Mitzi zankte mit Lu.

Wozu dies grübeln und spintisieren, — diese Angst und das Gehabe! Zu ändern war einmal nichts mehr, — und an den Kragen würde es dem kleinen Baron ja nicht gerade gehen. Lu zuckte jedesmal verstört zusammen, wenn dieser Name genannt wurde. Seitdem er fort war, vermißte sie ihn sehr, obgleich er ihr in der letzten Zeit oft eine Last gewesen. Nun machte sie sich deshalb Vorwürfe.

Er würde wohl wiederkommen; ja — aber wie! Ein gebrochener, aus der Bahn geschleuderter Mensch, durch Gefängnishaft zerstört und zermürbt, und von ihr würde er sein Leben zurückverlangen wie es einst gewesen: fürstlich, hoffnungsvoll und rein. — Trug sie wirklich die Schuld?

„Nehmen Sie sich zusammen, Lu! — Sie kommen mit Ihrer lässigen Tänzerei unter die Räder, wenn Sie so weiter machen. Nicht allein Benzberg, sondern auch das Publikum merkt das, der Beifall wird ja immer kläglicher" sagte nach ein paar Wochen die Mitzi schroff und hart. Lu blickte sie empört an.

„Die Nelda hat Ihnen das wohl gesteckt."

Die Mitzi wurde rot.

„Na, und wenn schon, Kindl! Wir meinen es doch nur gut mit Ihnen. Was soll denn daraus werden! Schaden sich und ändern nichts. Sie wissen ja, daß es immer noch glimpflich für den kleinen Baron abgegangen ist; vier Monate Gefängnis unter Berücksichtigung seiner Jugend."

„Sein ganzes Leben ist zerstört." —

„Na ja, den bunten Rock hat es gekostet, sonst aber . . er wird schon durchkommen, der liebe Kerl, darum ist mir nicht bange!"

Lu schwieg. Sie wußte, was ein Herausfallen aus seiner Lebenssphäre für den Betreffenden bedeutete. Von der ganzen Gesellschaft hier — außer Benzberg — sie vielleicht am besten. — Und dann würde er wieder kommen. . Und dann? — Und dann? — Ihre Zähne schlugen zusammen, Angst schüttelte sie; kaum wußte sie recht warum. —

Einmal als sie die Mitzi fortgehen hörte, — ging sie zu Adolf hinüber und setzte sich still neben ihn. — Vielleicht fühlte er, was sie bedrückte.

„Ja, Lu," sagte er nach einer Pause, „da ist nun nichts mehr zu ändern; da heißt es: sich abfinden."

Digitized by Google

Ihre Lippen zitterten, zwei große Tränen rannen über ihr Gesicht.

„Ach, Adolf, ich habe Furcht vor der Zukunft und Entsetzen vor der Vergangenheit. Es ist nicht allein wegen Teo. Es ist mir wirklich, als wäre ich durch den Fluch seiner Mutter bis in alle Ewigkeit verbannt, und keiner könnte mehr den Bann lösen. — Das ist aber eine ungerechte Vergeltung für mein doch elendes Leben, in dem ich so wenig verbrochen habe.

„Ein wenig Schuld haben Sie doch, Lu! Nie waren Sie ganz das, was Sie sein sollten; immer schielte ein Auge zur Seite und suchte nach anderem. Das ist Halbheit; und das rächt sich immer."

„Sollte ich als Kabarettänzerin etwa ein Leben führen wie die Pia?" fragte sie melancholisch.

„Gewiß nicht, Lu! Aber sehen Sie, ich habe das so oft gedacht, Sie durften den kleinen Baron nicht so nahe an sich herankommen lassen, wenn Sie doch gewillt waren, nichts zu geben. So jungen unerfahrenen Leuten verwirrt eine derartige Koketterie Kopf und Gewissen. Im andern Falle wäre es wahrscheinlich nicht so weit mit ihm gekommen."

„Sie meinen, dann wäre ihm bald der Überdruß gekommen."

„Ich weiß es nicht, nehme es aber an, Lu. — Mit der Jugend zu spielen, ist immer gefährlich, weil sie noch keinen Maßstab kennt. Aber nun müssen Sie zu überwinden suchen, was einmal geschehen ist."

„Ich kann nicht", sagte sie und legte ihre gefalteten Hände auf seine Knie. Ach, Adolf, mir ist, als will auch meine Vergangenheit sich an mir rächen und mich hohnlachend in einen Abgrund stürzen. Ich werde das Entsetzen vor meinem Manne nicht mehr los.

Er streichelte ihr Haar.

„Lu, Kind, Sie sind überreizt! Lassen Sie sich nicht so gehen, kämpfen Sie gegen all diese Phantome, arbeiten und erwerben Sie, machen Sie Fortschritte und keine Rückschritte in Ihrer Kunst. Sie leben sich allein, Lu.

Sie richtete sich auf.

„Ach, Adolf, neben Ihnen ist Ruhe und Frieden. Ich verstehe die Mitzi. — Es gibt Menschen von denen nur Gutes und Tröstendes ausgeht . . ., aber leider nur zu wenige, — sehr wenige."

Er nickte ihr herzlich zu.

„Kommen Sie nur öfter, kleine Lu, wenn Ihnen das Herz schwer ist, — ich kenne schwere Herzen." — —

Lu gab sich nun redliche Mühe, wieder die Alte zu werden. Sie lächelte wieder, aber ihr Lächeln blieb schattenhaft, ihr Lachen tonlos. Sie hörte wieder auf Eles Erzählungen, gab auch Antwort, spielte mit Dölfchen, — aber immer wie unter einem steinernen Druck, der ihr kaum das Atmen ermöglichte." Seitdem sie anscheinend wieder wie früher war, kümmerten sich ihre Kollegen auch mehr um sie. Anderer Leid war ihnen langweilig und gleichgültig, unbarmherzig ließen sie jeden damit allein fertig werden, aber tägliches, gemeinsames Leben, Frohsinn und Erfolg waren ein festes Band zwischen ihnen.

Lu fühlte allmählich die gute Einwirkung des Sichbeherrschens, es war, als wollten die Schatten in ihr schwinden. Sie wurde freier und heiterer, obgleich die Erinnerung an Teo von Spratt und den Fluch seiner Mutter niemals ohne Schrecken für sie war.

* * *

So gingen Wochen auf Wochen dahin, der Winter hatte sein strenges Regiment angetreten und brachte überall erhöhte Lust an Vergnügungen. Der Besuch des Kabaretts war stärker als je.

Da kam eines Tages Kimmerling wichtig mit einer geöffneten Zeitung an den Künstlertisch.

„Etwas Neues", sagte er kurz und legte sie breit vor sich hin.

An diesem Abend war auch zufällig die Nelda einmal wieder da, sie sah neugierig zu dem Blatte hin und fragte:

„Etwas, das uns interessiert?"

„Weiß nicht!" Kimmerling zuckte in gewohnter Unliebenswürdigkeit die Achseln.

„Gib's nur schon zum besten, es wurmt dich ja doch." Kysani stieß ihn aufmunternd an, „irgend jemand wird sich schon darüber ärgern."

Digitized by Google

Er lachte laut dabei und rieb sich die Hände. Von Tag zu Tag wurde sein Wesen nervöser, unberechenbarer.

„Ich? Warum ich?" fragte Kimmerling, und ein paar Falten wulsteten sich um seine Augen, aber die Antwort wartete er doch nicht ab, sondern begann zu lesen:

„Ein neuer Stern ist am literarischen Himmel aufgegangen. — Mit seinem Drama: ‚Frauengunst' errang ein junger Dichter Lukas Falkner an unserm geistig so hochstehendem Hoftheater einen glänzenden Erfolg. Sein Name wird nicht mehr vergessen werden können. — Und so weiter, und so weiter! — Dank der Gunst der Frauen, die er wohl überall gefunden haben wird!" sagte Kimmerling kaustisch, gewissermaßen als Epilog zu dem Gelesenen.

„Na, da kann unser Kabarett ja mächtig stolz darauf sein, diesem Stern als Wiege gedient zu haben. Ein geriebener Junge war es ja immer." — Was sagt ihr denn nun??"

Benzberg, der gerade an den Tisch trat, rieb nervös die Hände ineinander. Seine Blicke hafteten auf dem Gesicht seiner Frau. Er hatte diese Notiz auch gelesen, aber darüber zu schweigen beschlossen, wegen der Gret! Eine nachträgliche Eifersucht klopfte bei ihm an.

In das Gesicht der Nelda stieg ein helles Rot, sie fühlte, daß jeder auf sie sah, aber ihre Augen sahen leicht und frei umher.

„Wie mich das freut", sagte sie. — „Ja, er hatte viel in sich, der Falkner, und er wird sich auch behaupten. — Frauengunst! Kimmerling hat recht! — Ihm hat sie auch die Schwingen gelöst, so daß er nun fliegen kann. Und ich bin stolz darauf, die Erste gewesen zu sein, die sein Talent erkannt hat." —

„Der bleibt schon oben!" nickte Kimmerling, „das ist kein Gemüt, das ist ein Ichmensch nach jeder Richtung hin, und die meistern das Leben."

Benzberg war hinter den Stuhl seiner Frau getreten und strich leise über ihre Schulter.

„Tut es noch weh, Gret?"

Sie lächelte zu ihm auf.

„Nein, Lieber. — Aber ich freue mich aufrichtig! Wäre es anders gekommen, hätte ich mir Vorwürfe gemacht. So aber ist es gut!"

Er atmete tief und erlöst auf, und da fuhr die tönende Stimme der Nelda schon laut fort:

„Es wird mir schwer in diesem Augenblick, mir Falkners Züge noch vorzustellen, ist das nicht merkwürdig, Kinder? Es zerflattert mir alles im Nebel, aber ich freue mich herzlich über ihn."

„Wir auch! Wir auch!" riefen sie alle; nur Kimmerling meinte:

„Es ist gut, Nelda, daß Ihnen und uns allen seine Züge nicht mehr geläufig sind. Ich glaube, der junge Herr würde auch keinen von uns mehr kennen. — Aber mit Absicht!" Und halblaut murmelte er ein Wort vor sich hin, das wie „Lausejunge" klang. —

„Gret! Gret!" flüsterte Benzberg seiner Frau zu, „wie glücklich hast du mich eben gemacht!"

Sie sah ihm in das Gesicht und lächelte. Ja, — sie war zufrieden, — die Vergangenheit lag hinter ihr.

„Die Nelda ist aber eine Schlaue", sagte Ele leise zu Lu und betrachtete Frau von Benzberg in ehrlicher Bewunderung. „Ich kann meine Lieben nicht so schnell vergessen. Nach zehn Jahren noch würde ich jeden Einzelnen kennen, und ich gräme mich auch um jeden, wenn es aus ist. Na, und du, Lu? — Ich möchte schon sein wie die Nelda, das imponiert."

Lu schwieg. Auch sie fand die Nelda bewundernswert. So mit allem aufräumen zu können, nichts hinter sich herschleppen . . . wie schön! — Wegen Falkners Treubruch war sie damals beinahe gestorben, und nun lebte sie ruhig und zufrieden als Frau von Benzberg.

Lu wußte noch nicht, wie sehr die Jahre und Erfahrungen das Blut kühlen, und daß die Nelda mit ihrer letzten Liebe Abschied von ihrer Jugend genommen hatte. —

* * *

So kam Weihnachten heran.

Am ersten Feiertage wollten die Kollegen nach Schluß der Vorstellung noch im Saal ein paar Stunden unter sich bleiben. Sie hatten kleine Aufmerksamkeiten für einander besorgt und freuten sich auf das Zusammensein. Benzbergs hatten einen kleinen Baum gestiftet, und es herrschte herzliche Fröhlichkeit.

Kysani, der sonst weder gern noch viel

Digitized by Google

Geld für andere ausgab, so wenig er für sich geizte, reichte Lu, als letzter, ein großes Paket hinüber. Seine Augen lagen dabei auf ihr wie Brandfackeln. Sie hatte niemals für ihn viel übrig gehabt, seine brutale Männlichkeit war ihr unangenehm, und dieses große Paket erregte ihr eher Unbehagen als Freude.

„Schwindel!" sagte Ele vergnügt, nahm es ihr aus der Hand und wog es. „Uns allen hat er ein Paket Seife verehrt . . . Mehr wird hier auch nicht drin sein."

Lu öffnete die Schnüre. Es war viel mehr darin! Zwei große, allerfeinste Flaschen Parfüm und kostbare Toilettengegenstände. Ele taxierte es im Fluge auf hundert Mark. Sie ärgerte sich, denn in letzter Zeit hatte sie es auf Kysani abgesehen.

„Sieh mal an!" sagte sie mit einem langen Gesicht. „Sieh mal an! — da hat er sich ja mächtig nobel gemacht!"

Mitzi warf einen schnellen Blick auf das gedunsene, rötliche Gesicht des Kollegen, dessen Augen an Lu hingen.

„Aha!" dachte sie. —

Lu war rot geworden, man sah ihr an, daß sie die Größe der Gabe peinlich empfand. Sie sah zu ihm hinüber und hob die leeren Hände.

„Ich kann das nicht annehmen, denn ich habe nichts dagegen zu setzen." Er lachte.

„Jedes Weib hat Gegengaben," erwiderte er anzüglich, „darum ist mir also nicht bange."

Lu stellte die wundervoll geschliffenen Flakons auf den Tisch und legte das andere nebenbei.

„Was du für ein Glück hast", maulte die Ele neidisch. „Weißt du, was mir mein Schatz geschenkt hat? — Für fünf Mark eine Brosche, — und ich wollte doch einen Hut für fünfzig. Zu ruppig, nicht?"

„Ich wünschte, Kysani hätte das nicht getan. — Mir ist die Sache sehr peinlich", entgegnete Lu mit gerunzelter Stirn.

Trotzdem wurde es nachher sehr gemütlich; man trennte sich erst spät und recht angeheitert.

Als Lu schon in Käppchen und Mantel dastand, nur noch auf die Mitzi wartend, fühlte sie sich plötzlich von hinten gepackt. Herkulische Kräfte hoben sie hoch, sie wurde unter einen Arm geklemmt wie eine hilflose Puppe. Schreiend strampelte sie mit Händen und Füßen, während alles umher sich vor Lachen wand.

„So trage ich dich nach Hause, Püppchen", sagte Kysani. „Wehren hilft nichts. — Das ist dein Weihnachtsgeschenk."

Leichenblaß, außer sich, mit zusammengebissenen Zähnen, suchte Lu sich aus der eisernen Umklammerung zu befreien.

„Lassen Sie sie los, Kysani", sagte Benzberg beschwichtigend.

„Ich denke nicht daran! Auf diese Gelegenheit habe ich schon lange gewartet. Mein ist, was mir gefällt!"

Indem hatte Lu einen Arm frei bekommen. Stumm, — ihrer Sinne kaum mehr mächtig, schlug sie Kysani mit der geballten Faust in das Gesicht.

In demselben Augenblick stand sie wieder jäh auf den Füßen. Das Gesicht des Mannes, das noch eben in Begierde und Triumph geleuchtet, verwandelte sich, — es wurde steinern. Hohn leuchtete aus blutüberfüllten Augen.

„Keine Sorge, Madame," sagte er, „ich habe noch nie im Leben nötig gehabt, ein Weib gegen ihren Willen zu besitzen. — Ich verzichte!"

Er winkte lässig mit der Hand gegen die Zurückbleibenden und ging. — Schweigen lag auf der Versammlung.

Jeder fand wohl im stillen, daß Lu sich unnötig ungebärdig gegen den verhätschelten Stern des Kabaretts benommen, daß sie immer anders sein wollte wie die andern, eine Ausnahmestellung beanspruchte . . .

Wäre sie fröhlich mitgegangen, — ihm im letzten Moment erst entschlüpft, — schön! — Aber ihm in das Gesicht zu schlagen, — das ging entschieden zu weit . . . Wenn er nun kategorisch erklärte, nach diesem Schimpf nicht mehr mit ihr zusammen auftreten zu wollen, — wer hatte dann den Schaden? Doch nur sie!

Davon sprachen Benzbergs beunruhigt, das sagte auch Mitzi ihrem Manne beim Heimkommen:

„Ich hab's schon lange gemerkt, daß er Schneid auf sie hat, aber die Lu ist doch ein dummes Tierle . . . So grob brauchte sie nun auch nicht zu sein! Käseweiß sah der Kysani aus . . ., das gibt eine böse Suppe." . . .

Digitized by Google

Lu lag schluchzend in ihrem Bette. Die Ele hatte nicht unterlassen, ihr die Folgen ihres Tuns in das gruslichste Licht zu rücken, sie hatte sogar geschimpft, — und da alle es sagten . . . Aber nein! Nein! — Sie war im Recht! — Ihre Persönlichkeit gehörte ihr allein, brauchte sich nicht in einer angetrunkenen Stunde entwürdigen zu lassen. —

Was ging sie Kysani an? — Dann hatte der kleine Baron noch eher ein Anrecht an sie gehabt! —

Sie setzte sich aufrecht, entzündete Licht und stützte den Kopf in die Hand. Ihr gegenüber, der Spiegel gab ihr Bild zurück. Verführerisch sah es aus, und zog allmählich all ihre Gedanken an sich.

Es war ja wahr, — niemand hatte mehr rechte Freude an ihrer Schönheit! — Und was dann, wenn Benzberg ihr nun kündigte? Sie entließ . . . Wovon dann leben?

Seit langer Zeit beschäftigten sich ihre Gedanken einmal wieder mit Prinz Egmont. — Was wohl aus dem geworden war? — Warum war er so plötzlich fortgeblieben? Der hatte sie am besten verstanden, — ihre Schönheit am höchsten bewertet . . . War sie damals nicht dumm gewesen? —

Sie nahm ihren kleinen Handspiegel auf und blickte prüfend hinein. Ja, — hübsch war sie wieder, wie nur je zuvor. Wunderhübsch! — — Die Männer, die sie begehrten, hatten recht.

Wozu hob sie sich eigentlich auf? — Was konnte ihr die Zukunft denn noch Großes bringen? — Nichts! — Sie war eben eine Närrin! — — Aber Kysani — niemals! Den Säufer, den Wüterich . . . Sie ballte die Hand zur Faust. An die Pia mußte sie denken, wie er die behandelt hatte. Nein, — deren Nachfolgerin wollte sie nicht werden.

Blitzartig fuhren die Gedanken durch ihren Kopf . . . Wenn nun der kleine Baron einmal wiederkommen sollte . . . Es war ihr nicht gelungen auch nur das geringste über ihn in Erfahrung zu bringen, obgleich sich auch Benzberg alle Mühe gegeben hatte. Wozu war er verurteilt? Auf wie lange saß er eingekerkert? Dachte er noch an sie? Kam er vielleicht zurück und verlangte gewaltsam seinen Lohn von ihr?

Ein Schauer überrann sie bei dem Gedanken. — Wie in der stillen, schwarzen Nacht doch alles ins Ungeheure wuchs! Grenzenlos! Schwer wie Eisen legte es sich ihr auf die Brust. Wenn nur der morgende Tag erst gekommen und vorüber wäre! —

Er kam — und ging — brachte aber nichts Besonderes. Noch während sie tanzte, fehlte Kysani, und sie fühlte ihre Glieder wie Blei und ihr Hirn leer. Schlecht tanzte sie, — ohne jede Inspiration, und der Beifall schien ihr karger als sonst.

Wie sie aber an den Tisch trat, saß Benja schon da, als wäre nichts geschehen. Lu grüßte, ihr schlug das Herz bis in den Hals, — er dankte ganz gleichgültig. Forschende, neugierige Blicke flogen von einem zum andern.

Lu stützte den Kopf in die Hand, als seine tönende Stimme vom Podium herabklang, während er zur Laute mehr sprach als sang:

„Wir wollen uns den grauen
Tag vergolden — ja vergolden!"

Das war ja auch ihr Streben gewesen, — sie hatte ja niemals mehr gewollt, — aber stets war es ihr mißlungen. Zwei Tropfen rannen ihr heiß die Wange herab, verstohlen wischte sie mit dem Handrücken darüber weg.

„Wir wollen uns den grauen Tag vergolden, — ja vergolden!"

Wie lockend das klang! Hoffnungsfroh, — jubilierend . . . Hätte Benja Kysani am Ende dazu noch Macht und Kraft genug? Unter den Augenlidern blinzelte sie zu ihm hin als er zurückkam und lächelnd die glückwünschend ihm entgegengestreckten Hände schüttelte.

„Famos, Kysani! Ihr Pegasus ist noch nicht spatlahm", knurrte Kimmerling mit essigsaurem Gesicht. „Aber erst vormachen, mein Lieber — erst vormachen!"

Benja reckte sich ein wenig in den Schultern und lächelte blasiert.

„Nicht mehr nötig, Kinder, — ich bin mit dem Vergolden fertig. Der Teufel soll das lausige Leben holen."

Und er saß da, müde und schwer, als wäre er wirklich fertig. Scheu sah Lu zu ihm hin. Ihr war, als hätten seine Worte ein Echo in ihrer Brust hinterlassen, das leise klang und klang. Schwer atmete sie auf. — — —

* * *

Digitized by Google

In Berlin tagte ein internationaler Ärztekongreß; in den Straßen und Lokalen wimmelte es von den Teilnehmern. Auch Benzbergs Kabarett merkte den gewaltigen Zustrom. Das kleinste Plätzchen war besetzt, die Menschen standen sogar an den Längswänden des Saales. In diesem rastlosen Durcheinanderströmen zu Beginn der Vorträge war es Lu plötzlich, als sähe sie ein bekanntes Gesicht.

Prinz Egmont.

Aber das währte nur den Bruchteil einer Sekunde, dann war es wieder verschwunden. Ihr Herz begann zu klopfen, sie richtete sich auf, spähte umher, — nichts! —

„Was haben Sie, Kind!?" fragte Mitzi erstaunt über Lus Unruhe.

„Ich glaubte — glaubte jemand zu sehen .."

„Einbildung! In diesem Gewühl erkennt man keinen."

Wahrscheinlich war es so, — trotzdem aber fieberte sie doch dem Augenblick des Auftretens entgegen und wandte ihre Blicke nicht von der Saalseite, an der sie ihn entdeckt zu haben glaubte. Als sie durch das Publikum ging, schossen ihre Blicke wie Pfeile umher, und richtig, — da entdeckte sie ihn — in der Ecke neben der Treppe zum Podium.

Glühendes Rot schoß in ihr Gesicht, ihre Augen funkelten und blickten zu ihm hin, — er grüßte sie in lächelnder Unauffälligkeit. Sie dankte ebenso. Ein Strom von Freude und Wärme durchrann sie, die Welt schien ihr auf einmal wieder froh und begehrenswert.

Mit ihren Luchsaugen bemerkte sie, daß er stärker, sein Haar etwas lichter geworden war; unzweifelhaft wirkte er älter. Aber das kümmerte sie nicht. Er war da! War wieder in ihr Leben getreten!

Sie fühlte das Blut schneller in ihren Adern kreisen, wollte wieder tanzen, wie sie früher getanzt, ehe der Alltag mit seinem ewigen Kreislauf sie ernüchtert hatte.

Den Kopf in den Nacken geworfen, die Augen halb geschlossen, so daß sie nur noch einen schmalen, roten Streifen des Podiums sah, beschwor sie die Erinnerung an ihren ersten Tanzabend herauf, gedachte der flammenden Leidenschaft, die den Prinzen damals zu ihren Füßen gezwungen, sah im Geiste die kosige Ecke des vornehmen Restaurants und fühlte, daß das Band zwischen ihnen sich in diesem Augenblicke neu knüpfte. Sie lächelte während des Tanzes, hob und senkte die Arme wie in inbrünstigem Verlangen . . .

In den hinteren Reihen des Publikums sprang plötzlich ein Mann geräuschvoll auf, groß, dick, mit krausem schwarzen Vollbart und brutalem Gesicht, gerötet von Wein und Hitze. Ein Laut der Empörung fuhr durch den summenden, halblaut plaudernden Saal, über die Musik hin, daß sie erdrückt schien, und dann ein lauter Schrei:

„Lu!! — Dirne! — Dirne!"

Der Mann stürzte vorwärts, durch das entrüstete, zischende Publikum sich gewaltsam bahnbrechend, den Kopf voran, wie ein wütender Stier.

„Dirne! Dirne! — keuchte er wieder und immer wieder. Lu Dorsay stand indessen wie zu Stein erstarrt auf dem Podium. Wie Nebelschleier nur deckten die dünnen Kleider ihre schlanken Glieder, ohne sie zu verhüllen. Mit schreckhaft weit aufgerissenen Augen sah sie dem Anstürmenden entgegen . . .

Einen hellen Schrei stieß sie plötzlich aus und floh dann die Treppe herab auf den Prinzen zu.

„Retten Sie mich!" flehte sie, sich an ihn klammernd, „er tötet mich."

Die Musik schwieg, — eine dichte Menschenmauer schloß sich im Augenblick um das zitternde Weib.

„Ruhig! Bitte ruhig!" sagte Prinz Egmont und beugte sich zu der am Boden kauernden herab. „Sie sind hier sicher!"

Den wie wahnsinnig wirkenden, noch immer vorwärts drängenden Mann hatten starke Fäuste inzwischen gepackt und zerrten ihn rückwärts. Auch um ihn schloß sich eine lebende Mauer, in die nun auch Benzberg, dringend um Ruhe bittend, trat.

„Um Gotteswillen, Maurer, sind Sie denn verrückt geworden?" fragte plötzlich ein älterer Herr und schüttelte den Unruhestifter, „was heißt denn das?"

Doktor Kristian Maurer wandte langsam seinen starken Kopf, die blutunterlaufenen Augen starrten den Frager an. „Daß das meine verflossene Frau ist, Kollege, die sich hier so schamlos preisgibt, — meine Frau —

Digitized by Google

eine Dirne. Meine Frau, die ich wiederhaben will und muß. — Laßt mich los, schrie er plötzlich laut und drohend.

„Das kommt später, — hier einstweilen mal Ruhe", rief man ihm zu.

„Nein!" Und versuchend, sich gewaltsam zu befreien, schrie er:

„Ich zerbreche jedem die Knochen, der mich hindert."

Ein Schutzmannshelm blinkte plötzlich, und Doktor Maurer wurde mit unwiderstehlicher Gewalt der Türe zugetrieben. Er schäumte, er wehrte sich wie ein Löwe . . . plötzlich aber war er draußen, — die frische Luft strich ihm über das erhitzte Gesicht, brachte ihn wieder zu sich.

„Ich werde sie doch finden, — morgen, — übermorgen, — in Tagen, — Monaten, — Jahren," sagte er mit knirschenden Zähnen, „die Schamlose, — die Dirne, — die . . ."

Er schwieg plötzlich. Es kam ihm zur Besinnung, daß er: „Geliebte" hatte sagen wollen. Ja, — das war wohl der Kern seiner sinnlosen, durch starken Weingenuß geschürten Wut gewesen, — die Geliebte, die da stand, beinahe hüllenlos den Blicken aller derer preisgegeben, die ihr Eintrittsgeld gezahlt hatten. Seine Frau! — — Seine Frau! Die er immer noch nicht vergessen hatte!

Der Kollege, mit dem er in das Kabarett gegangen, begleitete ihn auch zur Wache. Er sprach eindringlich auf ihn ein. Kristian Maurer schwieg; er verstand kein Wort, so jagten sich Gedanken, Gefühle, wilde Leidenschaften in ihm. Endlich kamen ihm doch die Worte des andern zum Bewußtsein.

„Morgen, lieber Freund, lassen Sie sich die Adresse der Dame geben, und dann sprechen Sie sich mit ihr aus — aber unter vier Augen!"

Der Doktor hob den Kopf und sah um sich, allmählich kam ihm die Umwelt zum Bewußtsein. Er war in Berlin, — wurde von einem Schutzmann zur Wache gebracht wegen ruhestörenden Lärms. Lu, seine durchgebrannte Frau, tanzte nackt in einem Lokal — vor der Öffentlichkeit . . . Er faßte mit der Hand nach dem Kopf, — ja — wie war ihm denn? — — Aller Zorn, — alle Wut verflogen. — Lu! Seine kleine Lu! — Er hatte sie wieder! — Sie war sein! Sein Weib! — Ein neues Leben wollte er für sie und sich zimmern und glücklich sein! —

Er blieb plötzlich stehen und lachte laut auf, lachte so gewaltig, daß es Aufsehen erregte, und dann sagte er munter:

„Der Wein war zu stark, Kollège! — Meine Frau? — Nein, das war meine Frau nicht, — nur eine Ähnlichkeit. Lassen Sie uns jetzt nach Hause gehen, wenn wir der bewaffneten Macht Genüge getan haben." —

Heimlich aber dachte er immer wieder: „Morgen! — Nur erst morgen!" — —

Lu war halb bewußtlos, als der Prinz sie an den Künstlertisch zurückbrachte. Die Kollegen hatten ja alles gehört, — sie fragten und sprachen nicht, halfen nur sie ankleiden. Zuletzt sagte Mitzi:

„Nur nicht in ihre Wohnung! — Das arme Hascherl! Da findet er sie ja gleich . . . Irgendwo anders hin, in ein Hotel meinetwegen; aber auch zu keinem von uns."

Benzberg nickte, er wußte, die Mitzi hatte recht, sonst hätte er Lu gern mit sich genommen. Aber wenn der Mann sie da fand, gab es eine böse Szene. Unauffindbar verschwinden mußte sie einstweilen, auch er durfte ihren Aufenthalt nicht kennen.

Am Arm führte er die ganz Zerbrochene die Treppe hinunter an ein Auto und gab ihr flüsternd seinen Rat. Ob sie ihn verstanden, wußte er nicht, denn sie blieb stumm; als er die Tür aber schließen wollte, stand plötzlich Prinz Egmont neben ihm.

„Überlassen Sie bitte mir das weitere", sagte er höflich, stieg ein, und das Auto sauste davon. —

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Am Mövenstein / Roman von Ludwig Müller-Grimmold.

Schluß.

Grinsend zog er den Mund in die Breite: ein Gedanke, den er doch nicht äußern durfte, lähmte ihm die redegewandte Zunge: „De Döskop; so n hübsche Deern mit so veel Geld ut de Finger to laten." Endlich wandte er sich Jette zu. „Freut mich für Mieken, daß sie rauskommt. Bloß ihre Kledasche mißfällt mir. Ich mein, wo uns Kaptein eben erst die Augen zugemacht hat . . ."

Rückenlahm stützte die Alte sich empor. „Das ist nun ein rechter Unverstand von Ihnen, Böbs: findet Mieken das so gut, wird's wohl gut sein. Jochen sagte auch immer: „Die rote Weste schadet nicht, wenns Herz man schwarz geht. Und wegen der Reise . . ." Es stimmte nicht genau, was sie erzählte; das schadete auch nicht: Hinnerk Böbs hatte wie sie Berge nur im Theater und auf Bildern gesehen.

In der Veranda des Kurhauses führte Hans das Wort: die Erfahrungen dieser Tage dienten ihm zu lustiger Spöttelei. „Wunderbar, wie schnell alte Bekannte, die mich schon tot und begraben wähnten, sich meiner wieder entsannen. Der dicke Hofmeier fauchte wie eine Lokomotive in mein Atelier. Ich hatte Angst, mein Sofa würde unter seiner Last zusammenbrechen. Er war empört, daß ich ihm statt des erwarteten Champagners ein Glas Wasser bot. Durfte ich ihn der Gefahr eines Schlagflusses aussetzen, Komtesse?" Wie von ungefähr, legte er die Hand auf die ihre und ließ sie dort liegen.

Ein heißer Glanz trat in ihre Augen; unter zaghaftem Wünschen zerflatterte ihre Zustimmung, daß Hans sie unter dem ersten — besten Vorwand von der Aufpasserin weg in einen unbelauschten Winkel zu vertraulicherem Getändel entführte: „Mein Brüderchen erwartet mich. Begleiten Sie mich ein Stück Weges, eine Segelfahrt für den Nachmittag zu vereinbaren."

Auf dem freien Platze vor dem Kurhause lag die Sonne trotz der frühen Stunde schon glühend heiß. Unter dem Laubdach der Rüsternallee spielten in Schwärmen die Mücken. Die Bänke waren von alten Damen besetzt, die der frische Seewind vom Strande fernhielt. Ihre knochigen Finger strickten ebenso fleißig wie ihre bartgeschmückten Lippen.

„Ein unerfreulicher Anblick, Komtesse; hinter der Zauberinsel haben wir den schönen Morgen für uns allein." Wie um ihr die Richtung zu weisen, schob er den Arm unter ihren und umwarb sie: „Warum plötzlich so schweigsam? Schreckt meine Nähe Sie? Oder verwerfen Sie mich als unempfindlich gegen Schönheit? Oder entzog mein Erfolg mir Ihre Freundschaft? Ruhm und Reichtum hin, morden sie das Feuer im Herzen, das Flamme zur Flamme fügt." Ruhig, seines Sieges gewiß, zog er sie zum Kusse an sich.

Süßes Bangen beengte ihr das Herz, Träume von Liebe und Heirat umgaukelten sie. Lockend spielte ihr Beben an seinem Körper hinab und versprach ihm heimliche Schäferstunde. Ein einsamer Strand jenseit des Stromes bot sich ihm als Weide, dichtes Gestrüpp von Kiefern und stachelichten Dornsträuchern als beglückendes Versteck. „Dort wandert sichs schöner als hier, Hanna." Und er redete ihr ermunternd zu, bis sie über alle Warnungen ihres Herzens hinweg einwilligte: „In einer Stunde bei der Fähre drüben."

Er guckte ihr nach; seine Lippen spitzten sich zu einem Schelmenliede nach alter Vagantenweise. Aufs Geratewohl setzte er den Weg fort, überlegte: „Wie vertreibst du dir die Wartezeit"; und lachte übermütig: „Ja, so: dein Brüderchen erwartet dich. Bereite ihm eine fröhliche Überraschung."

Vor der Bazarbude drängten sich viele um einen neuen Anschlag von Meifert: „Unser berühmter Mitbürger Hans Manners ist heute früh angekommen und hat im Kurhause eine Reihe von Zimmern bezogen, sich mehrerer höchst ehrenvoller Aufträge zu entledigen."

Der Apotheker stand vor seinem Laden, grüßte und sagte zu einem Kunden: „Das ist er." Ein paar Jungen schnappten die Bemerkung auf und folgten, andere schlossen sich an; vor dem Doktorhause sammelte sich eine neugierige Menge.

Im Vorraum standen die Stühle leer. Aus dem Sprechzimmer trug Krischan Böbs ein

Digitized by Google

schweres, sorgsam verschnürtes Paket, und bat von der Schwelle aus noch einmal: „Sie kommen bald, Herr Doktor."

An ihm vorüber trat Hans herausfordernd auf seinen Bruder zu: „Wie gehts dir, Georg? Und wie denkst du jetzt über mich"; hockte auf die Lehne des Großvaterstuhles hin und fuhr fort, seinem Brüderchen Frist zur Formung einer Antwort einzuräumen: „Gestehe: im Winter gabst du mich verloren; fürchtetest du, daß ich dir mein Lebelang auf der Tasche liegen werde. Ich trag's dir nicht nach. Im Gegenteil: ich bin dir dankbar, daß du mir trotzdem liehest. Jetzt hat's keine Not mehr bei mir mit dem Kleingeld: als ich, die Auszeichnung in der Tasche, heimkehrte, wartete bereits Freund Van der Straten vor meinem Atelier. Er platzte vor Liebenswürdigkeit und Anerkennung. Wie seine Börse vor Scheinen. Was er mir nicht abhandelte, nahmen andere. Bis auf ein Dutzend Neuruppiner Bilderbögen aus meinen ersten Jahren habe ich alles zu höchsten Preisen verkauft." Frohgemut guckte er in die Ecke hinter dem Pulte: das spanische Rohr, das dort in Kindertagen gedroht, schreckte ihn nicht mehr.

Doktor Manners hob langsam das Haupt; es war ihm schwer von Gram und Sorgen. Seine Stimme hatte den Klang eingebüßt. „Dein Erfolg überraschte mich. Ich gestehe es ein: in Kunstsachen bin ich ein Laie." Er bemühte sich, zu lächeln; es mißlang ihm: die Lippen verzerrten sich nur in nervösen Zuckungen.

Hans horchte auf: dieser laue Willkomm ohne Glückwunsch beleidigte seine Eitelkeit. Eine häßliche Vermutung beschlich ihn: „Dein Brüderchen fürchtet für sein Darlehn." Nachlässig holte er eine Bankbescheinigung aus der Tasche. „Ich habe dir gestern die zweitausend Mark anweisen lassen."

Ein Aufstöhnen antwortete ihm; ein dumpfes Grollen: „Ich will das Geld nicht: Annemaries Schande klebt an ihm."

Hans Brauen verzogen sich finster; von Satz zu Satz gewann seine Abweisung an Schärfe. „Du schriebst mir schon ein paar sehr liebenswürdige Briefe. Ich hatte gehofft, du hättest dich inzwischen eines besseren besonnen. Es scheint leider nicht der Fall zu sein. Immerhin wäre es zuträglicher für uns beide, du spartest dir diese törichten Vorwürfe. Ich bin wirklich kein dankbarer Empfänger. Und nur zu deiner Aufklärung: ich habe Annemarie niemals ein Heiratsversprechen gegeben. Hat sie sich Hoffnungen hingegeben: bedauerlich für sie; nicht meine Schuld. Und endlich, um dieses scherzhafte Gespräch zu beschließen: gegen Morallehren und Bekehrungsversuche bin ich unbedingt taub." Er wandte sich dem Schranke zu. Die Engelsköpfe entstellten sich ihm zu Fratzen. Und diese Fratzen trugen die Züge von Georg und Helene. Ein Hohnlachen kam ihn an, daß einer ihm da Tugend und Weisheit predigte, der aus Feigheit und Menschenfurcht eine Ehe aufrecht erhielt, die vom ersten Tage an eine Lüge gewesen war.

Doktor Manners hielt den Blick auf das Bildnis seines Vaters gerichtet: Rechtlichkeit, klarer Sinn, Pflichtfreude sprachen aus dem Antlitz und mahnten ihn auf, für seine Wahrheit einzutreten. Zweimal strich er über die Stirne, sie von dem einschnürenden Drucke zu befreien und die rechten Worte zu finden, weder durch Zaghaftigkeit sich mit neuer Schuld zu beladen, noch durch übermäßige Strenge den Bruder vollends abzuschrecken.

In die Stille hinein tönte von oben herab ein kreischender, langgezogener Ruf: „Mein Frühstück!"

Hans griff zur Mütze. „Ich werde mir jetzt von Lenchen einen liebenswürdigen Gruß holen." Herablassend winkte er mit der Hand.

Doktor Manners vertrat ihm den Weg. „So lasse ich dich nicht davon. Du sollst die Wahrheit hören: ob du Annemarie die Ehe ausdrücklich versprachst oder nicht, dein Tun bindet dich. Keine Ausflucht, keine Beschönigung überhebt dich der Verpflichtung gegen sie." Beschwörend hob er die Rechte. Ergriffenheit festigte seine Haltung und Sprache.

Die Wulste über Hans Brauen quollen auf. Spott vergiftete seine Abwehr. „Gemütlich, Georg; gemütlich. So denkst du, aus der Enge und Weltentfernung heraus, in der du haust. Ich sage dir: niemals nehme ich Annemarie zum Weibe. Alles trennt uns: Erziehung, Kenntnisse, Bestrebungen, Lebens-

Digitized by Google

auffassung. Unsere Ehe würde höchst unglücklich; schnelle Scheidung wäre das einzige Mittel, jedem von uns sein Recht wieder zu geben. Du siehst, ich sorge nicht nur für mich: auch für Annemarie."

„Und ich sage dir: du belügst dich und betrügst sie."

Auge im Auge maßen sie sich; der eine von unbeirrbarer Überzeugung getragen, würdevoll trotz aller Erregung; der andere herrisch und geringschätzig im Pochen auf seinen Erfolg.

„Drehen wir den Spieß um, Georg. Wohin treibst du mit deinen Grundsätzen: du opferst dich für andere und verdirbst dir selber das Leben. In der Gemeinde laden sie dir Ämter auf, wie der Müller dem Esel die Säcke, loben dich ins Angesicht und verkleinern dich hinterm Rücken: ‚Ein Ausführer, kein Anführer'. Zu Hause läßt du fünf gerade sein, nach außen den Schein zu wahren, als lebtest du in glücklicher Ehe, wo jedem das Gegenteil bekannt ist; dein Gewissen zu betäuben, daß du dich einmal zu einem unüberlegten Schritte hinreißen ließest. Dein Weg führt zur Vernichtung deiner Persönlichkeit. Erst diene dir selber; nachher, wenns möglich ist, auch andern."

Doktor Manners Gestalt wuchs. Alle kleinlichen Rücksichten fielen von ihm ab. Eine wunderbare Zuversicht verklärte seine Züge. „Hier scheiden sich unsere Wege. Meiner mag härter sein als deiner, unfreundlicher, einsamer: mein Gewissen weist ihn mir. Darin finde ich Frieden." Und dann, wahrhaft herzlich, aus mitsorgender Teilnahme heraus: „Überlege es, lieber Bruder. Ich bitte dich, bei dem Andenken unseres Vaters."

In Hans Augen funkelte der Zorn auf. „Jeder nach seiner Art. Mir die Arbeit als Mittel, das Leben nach meinen Wünschen zu gestalten; dir die Arbeit als Selbstzweck, als grausame Herrin. Mir Freiheit, dir Sklaverei. Mir den Mut der Selbstentscheidung, dir die traurige Fügsamkeit, unter was man so als Sitte und Brauch anpreist. Laß sehen, wer von uns am besten fährt." Die Dielen ächzten unter seinen Tritten. „Adieu; jetzt halte ich im Alten Zoll Wäsche . . ."

Er verstummte: Helene schwankte auf die Schwelle; unordentlich flatterte ihr das Haar in die Stirne; ein Riß spaltete den Ärmel des bauschigen Gewandes bis an den Ellenbogen; ihre Stimme überschlug sich. „Ich habe euch belauscht. Du hast recht, Hans: was bietet dir das Göhr drüben. Verkommen würdest du an ihrer Enge, ihrem Stumpfsinn. Wie ich hier. Und betrogen werden, wie ich. Mein Relief.. Er hatte es heimlich gekauft, drüben verborgen . . ." Ein Tränenstrom erstickte ihre Anklage; Halt suchend, umklammerte sie den Türpfosten.

Doktor Manners stützte sie zum Sofa und schloß, wie bei einem Fieberkranken, die Ohren gegen ihre beleidigende Abweisung seines beruhigenden Zuspruches. Nicht einen Augenblick schreckte ihn ein Bedenken, ihre verletzenden Vorwürfe könnten doch einen Kern von Berechtigung enthalten: wohl überlegt hatte er gehandelt, ihre Arbeitslust zu fördern, ihrer Kunst Anerkennung zu bereiten; ein unglückseliges Vergessen, ein beklagenswerter Zufall allein hatte seine redliche Absicht vereitelt.

Sie ließ es nicht gelten, schrie von Verrat und rief Hans zum Zeugen an: „Hätte ich mich nicht ohne die Heirat durchgerungen wie du; könnte ich nicht noch heute Erfolg haben, fände ich nur Freiheit, Verständnis, Anregung, Förderung?"

Er lugte zum Modell der Brigg empor. Nach Klipperart war sie gebaut: der Rumpf zu schmal für die Länge, der Bug haarscharf geschnitten, die Masten überhoch getakelt. Im freien Wasser wäre der Renner bei der ersten schweren Bö unfehlbar gekentert. „Fühlst du die Kraft in dir, Helene, einem Sturm zu trotzen, dann nimm dir die Freiheit und scheide dich von ihm."

„Scheiden?" Vor ihren Tränen — verschleierten Augen schrumpfte der Raum zu einer engen Stube; auf den Dächern unterm Fenster glitzerte der Schnee; das Feuer im Ofen erlosch; der Korb mit Brennholz war geleert . . . Ihre Finger umkrampften Georgs Arm. „Verstoß mich nicht . . ."

Ein Hohnlachen begrub ihre Bitte. „Gehab dich wohl, Lenchen; iß und trink im sichern Stall, was dir schmeckt, und verkleckse so viele Farben als du willst: er bezahlt. Auf die Kunst verzichte: die verlangt Opfer, die dir zu schwer

Digitized by Google

sind." Geringschätzig streifte sein Blick die beiden am Sofa. „Euch fehlt der Mut zum Wollen, Ihr fürchtet Hieb wie Stich. Kein Gott hilft euch: Ihr wollt euch nicht helfen lassen. Was hab ich mit euch noch zu schaffen." Ohne Gruß trabte er auf die Straße hinaus, quer zum Alten Zoll hinüber.

Das geöffnete Eckfenster des ersten Stockwerkes zog seine Aufmerksamkeit an; der Schatten, der dort zuweilen sichtbar wurde, verführte ihn zu erregenden Erinnerungen . . .

Mitten auf dem Fahrdamm kehrte er um und entschuldigte sich vor sich selber: „Erst mal wieder ruhig werden. Warum sollen Jettchen und ihre Deern unter dem Ärger über die Gefühlsschwelgereien deines Brüderchens leiden. Die beiden sind verständig genug, einzusehen: Vergangen bleibt vergangen."

Hinnerk Böbs, der sich bei den Führern der Lustboote vor Anker gelegt hatte, sah ihn nahen; trat auf die Böschung hinab; wischte die blitzblanken Stiefel am Rasen und fluchte überlaut: „Wo den Dübel bin ik hüt morn in Schiet perrt." Die Fischer grinsten, Hände in den Taschen, Pfeife im Munde. Keiner rührte an der Mütze; wie auf Verabredung hin lugten alle nach dem Genossen aus, der heute die ersten Segellustigen erwischt hatte. Das Boot kam nur langsam voran: es mußte gegen den Wind und den scharf einlaufenden Strom kreuzen, der es stark abtrieb. Es legte sich nur wenig über und schaukelte kaum: es war ein schweres Boot. Die Fahrgäste sahen trotzdem besorgt dorthin voraus, wo Schaumkopf an Schaumkopf drängte.

Die Rennyacht mit dem scharf geschnittenen Bug und der Fülle ihrer Leinewand hatte es leichter; und ihrem Besitzer machte es nichts aus, daß der Ost das Großsegel tief aufs Wasser drückte und die Flut übers Steuerbord fegte: er war's noch schlimmer von vielen stürmischen Fahrten her gewohnt und vertraute auf den festen Bleikiel.

Hans sah den beiden Booten nach. Bewundernd folgten seine Blicke der Rennyacht: Art von seiner Art dünkte sie ihm. Ein lustiger Gedanke kam ihm: „Wie würde Georg sich auf ihr zu Tode ängsten. Kaum dem schwerfälligen Lustboot würde er sich anvertrauen." Und von neuem wurde er sich seiner Übermacht froh bewußt. „Jetzt in den ‚Alten Zoll'."

Vor der Lotsenwache blieb er stehen, las den Wetterbericht und trat endlich ins Häuschen hinein, Gädertz auszuweichen, der vom Bade heimkehrte. „Nur keine neue Erregung."

Die Fischer entblößten vor Gädertz den Kopf. Einer fragte: „Ob dat wohr is, dat he nah Berlin geiht."

Hinnerk Böbs horchte auf. „Will uns Pastor all wedder hen? He is irst eben trüg."

„Se segen, he sall dor anstellt warn."

Über Hinnerk Böbs Stirne legten sich Schatten: es ging ihm gegen den Strich, daß andere eine Neuigkeit vor ihm erfahren hatten. Und noch dazu solche bedeutsame. Nach langem Sinnen gab er die Losung aus: „Dat wir en Unglück för uns. Wat wi an em habt, weet wi all. Bün ik ok manigmal nich ganz inverstahn mit sin Predigten: he is jung und kann sich noch beter belehren. Ik will em dat mal glik richtig utdüden. Blot irst in Hus nahkieken: de Klapperstorch is bi Anna."

Von der Schwelle der Wohnstube aus schon begann er: „Hest dat all hört, Krischan?" Und dann, als er keine Antwort erhielt: „Wo is dat mit Anna?"

Krischan stammelte kaum verständlich: „Ja, Vadder: de Doktor is baben. Dissen Ogenblick is he kamen." Seine Hände zitterten; Backen und Stirne brannten.

Hinnerk Böbs packte ihn an. „Jung; ik glöv, du hest sapen."

„Vadder. . . Anna. . . Hör blot. . . Se schriegt sich noch den Dod ran."

Die Tränen rannen ihm aus den Augen.

Oben wurde es plötzlich still. Auch Hinnerk Böbs lauschte jetzt besorgt hinauf. Bis eine winzige, piepende Stimme ihm Mut und Fröhlichkeit zurückgab.

„Jung, dat Kind is dor."

Krischan hörte nicht; sein Kopf war auf die gekreuzten Arme gesunken und lag da wie ein festvertautes Schiff.

Filzpantoffeln schlichen die Treppe hinab.

„Na, Mudder, wat is dat denn worn?"

„En Jung, un bannig dick un grot. . ." Und dann zu Krischan: „Din Anna is god to Weg; brukst di nich to sorgen."

Digitized by Google

Krischan sorgte nicht: er schnarchte. Hinnerk Böbs grinste: „Lat em slapen: he het sik ut luter Angst sprüttenduhn sapen. Akkrat as sin Vadder, as he in de wide Welt segelt käm. . . Ik gah to uns Pastor."

* * *

Im Pastorate ging es heute wie bei einer Geburtstagsfeier ein und aus. Vor der Schule schon hatte der Lehrer sich dort ein Gewerbe gemacht und beim Abschied halb verschämt gebeten: „Herr Pastor werden doch meinen Jüngsten zu Ostern einsegnen." Nach ihm hatte der Lotsenkommandeur eingekuckt, Mutter Clasen, der Apotheker. . . Ida Ekmann hatte die ersten Rosen gesandt, die Neunzigjährige im Spital einen gedruckten Glückwunsch, den sie mit einem Groschen aus ihrer Kargheit teuer erstanden hatte.

Jetzt löste Annemarie Meiferts Tochter ab und fragte ohne Umschweife: „Haben Sie sich schon entschieden."

Gädertz nickte ihr zu. „Ich bleibe, Annemarie. Was auch mich nach Berlin lockte: ein größeres Feld für meine Tätigkeit, eine hochgebildete Zuhörerschaft, reichlichere Mittel fürs Forschen, bessere Gelegenheiten, für meine Anschauungen zu werben. . . Aber doch: sieh, welche Liebe sie mir beweisen. Unser Mühen bleibt Stückwerk wie unsere Erkenntnis; Glaube wandelt sich einst in Schauen; Hoffnung findet Erfüllung: die Liebe bleibt in Ewigkeit das hehrste und reinste Geschenk Gottes und der Menschen." Er blickte über den Ort hin und flehte im Herzen den Segen auf alle herab, die da fröhlich und tapfer unter Mühsal und Verzicht voranstrebten. Ein Glanz von Frieden und Freude besonnte seine Züge.

Endlich wandte er sich ins Zimmer zurück. „Von mir zu dir." Und sie sprachen von der Reise, bis ein Klopfen an der Tür sie zu fröhlichem Abschied trieb.

An ihr vorüber betrat die Frau Amtsrichter das Zimmer. Nahe dem Kirchturm kreuzte Hinnerk Böbs ihren Weg.

Ihr Blick haftete an Onkel Kapitäns Ruhestatt. Das hohe Kreuz aus poliertem Granit war nun aufgerichtet; eine Inschrift trug es nicht. Sie hatte es so gewollt. „Man soll nicht seine heiligsten Gedanken der Menge zur Schau stellen." Auch die Grabplatte verkündete nur schlicht Namen, Geburt und Sterbetag. Junger Efeu streckte die ersten Schößlinge drüber hin.

Grüßend neigte sie das Haupt; heiterer Ernst glänzte aus ihren Augen und hob sie über alle Weichherzigkeit hinaus.

Hans erreichte gerade den Alten Zoll. Hellster Sonnenschein umflimmerte das Gärtchen; die fünf Stufen glühten in der Hitze.

Von der Diele wehte ein kalter Hauch entgegen; halbe Dämmerung umhüllte sie. Stumpf stand das Gelb der Treppe gegen die schlicht getünchte Wand; an der hohen Decke verschwammen die Umrisse der eichenen Balken. Mißtönig schrillte die Hausglocke durch die Stille.

Oben knarrte eine Tür. Stine kam die Treppe hinab. Auf der vierten Stufe von unten hielt sie erschrocken an, als erschaute sie einen Geist; suchte eine Stütze am Geländer und umfaßte wie eine Waffe Jettens Anschreibebuch.

Hans beugte sich über den neuen Reisekoffer im Winkel zwischen Küche und Fenster: die auf der Treppe rief ihm ein Bild ins Gedächtnis, das besser vergessen blieb. Hart und scharf brach seine Frage nach Jette auf Stine ein; unaufgefordert betrat er das Musikzimmer.

Eine dumpfe Schwüle lastete über dem Raume. Am geschlossenen Fenster welkten drei oder vier empfindsame Kakteenblüten. Der Korb auf dem Nähtisch davor gähnte leer. Die Notenstapel beim Sofa lagen grade geschichtet wie Steine in einer Mauer. Den Flügel umhüllte die Friesdecke bis an die Füße. Der Stuhl war untergeschoben. Die kleine Krone trauerte ohne Kerzen. Es war alles wie vordem, nichts entfernt, nichts hinzugefügt und dennoch atmete das ganze eine Schwermut, als sei die für immer davongezogen, die mit ihrem Frohsinn alles belebte, als bewahre nur noch Liebe, sich zu süß-schmerzlichem Gedenken, die entseelte Hülle. . . „Widerlich".

Er rüttelte am Fenster. Irgend was hinderte ihn, es zu öffnen; die Stirne an der frischen Luft zu kühlen, am frohen Leben dort

Digitized by Google

draußen teilzunehmen. Wie ein Verdammter hinter Kerkerscheiben hervor sah er es nur von ferne, kaum daß ein Widerhall sich zu ihm hereinschwang. „Widerlich. . . Widerlich. . .“

Von der Mole her wogte das Wasser heran. In der Mitte des Stromes bedrängte eine Welle die andere, hüpfte und tanzte und tollte in übermütiger Ausgelassenheit. Hinter dem festen Balkengefüge der Ratsbrücke hob und senkte die Flut sich ruhiger. Nur bei dem Feldstein, der den Bauleuten ins tiefere Wasser entglitten war, zog der Strudel seine Kreise und quälte ans Tageslicht was sich zu ewigem Schlafe in den Grund gebettet hatte. „Widerlich. . . Widerlich. . . Verflucht widerlich. . .“

Er horchte auf und straffte die Haltung: einerlei, wer da die Treppe herabschlich, ob Jettchen oder ihre Deern; ob sie sich willig fügten oder verzweifelt aufschrieen. . . „Kopf hoch, Mut, Selbstvertrauen.“ Seine Finger mißhandelten den Schnurrbart: langsam, quälend langsam schlichen die Schritte über die Diele; kaum vernehmbar ward die Tür geöffnet; weder Gruß noch Klage noch Vorwurf ertönte. . .

Heftig wandte er sich um, zu gewollt-formloser Begrüßung, als habe er noch gestern abend in der Koje beim Grog Onkel Kapitäns alberne Schnurren erduldet. . .

Und verstummte beim ersten Worte: die Alte guckte ihn so eigenartig an, zugleich ernst und freundlich, traurig und zuversichtlich, ermunternd und abweisend. . .

„Heraus mit der Sprache, Jettchen; was hast du gegen mich auf dem Herzen.“

„Das wirst du selber am besten wissen, Hans.“ Sie setzte sich auf den Stuhl vor dem Flügel und ruhte die Hände im Schoße. „Willst du es lieber von mir hören. . .“ Und sie sprach ihm ohne Scheu von allem, das sie bewegte, mit der Abgeklärtheit ihrer Jahre, die doch jugendlicher Wärme und strengen Urteils nicht entbehrte.

Bis sie bemerkte, daß er immer hastiger den Daumen gegen den Ringfinger rieb, wie als Kind, wenn er sein Unrecht schon eingesehen und nur noch ein wenig gebeten sein wollte, und in mütterlicher Liebe das Gericht abbrach: „Wollens man gut sein lassen, Hänschen. Brauchst auch nicht zu fürchten, daß wir es dir nachtragen. Mieken wird wohl recht haben: Not und Überarbeitung verwirrten dich. Kannst ruhig deswegen schlafen. Sagen wollt ichs dir.“ Sie bot ihm die Hand.

Er behielt sie umspannt. Sein Blick irrte unstet um die Kakteen vorm Fenster, wie seine Gedanken um sein Tun und Lassen, Streben und Meiden, seitdem er hier zum erstenmal eingekehrt.

Der Alten öffnete Mitleid die Lippen zum Troste. „Mußt dich nicht grämen, Hänschen: es hat wohl so kommen sollen. Und du hast ja nu, was du dir immer wünschtest. Pastor Gädertz hat dein Bild gesehen und lobt es, aber so. . . Wie hätt Papa sich gefreut, lebte er noch. Er hielt so viel von dir, wenn ers auch nicht zeigte. Akkrat wie von deinem Bruder. Was sagt der denn zu deinem Erfolg?“

Seine Lippen verzerrten sich, schwer fielen seine Fäuste auf den Flügel. Ein Wimmern erhob sich aus den Saiten, zerrissen und voll Mißklang.

„Kann es mir schon denken, Hänschen. Laß ihn man. Mieken hat dir vergeben: das ist die Hauptsache. Sie macht jetzt Abschiedsbesuche: heut abend reist sie mit Professors nach Tirol. Ich mag es ja nun eigentlich gar nicht gerne. Aber wo Professors sie eingeladen haben, und Jochen es ihr auch schon spendieren wollte. . .“ Ein Lächeln huschte über ihre verschrumpelten Wangen. Hinter der Brille hervor plinkten ihre kleinen Augen ihm listig zu. „Weißt noch, Hänschen, wie ich dich früher zum Konditor führte? Das wär dir jetzt wohl genierlich. Und ich weiß was besseres: Jochen hat mir so schön hinterlassen, und du mußt dich doch mal erst erholen. . . Warst du schon mal in den Dolomiten?“

„Jettchen.“ Wie einen Nothelfer gegen die anstürmenden Fragen und Klagen stöhnte er ihren Namen.

Sie faßte ihn an beide Ohren, weich und liebkosend. „Dumm Jung, konnst mir nicht gleich sagen, daß du Geld brauchst. Wozu hab ichs denn.“

Seine Lippen gaben die Zähne frei, sein Atem röchelte wie der eines mit dem Tode Ringenden. . .

Digitized by Google

Bis Trotz und Eigenwille ihn plötzlich ohne Erklärung, ohne Abschied davontrieben.

Hinter ihm blieb die Kirchengasse zurück; der hochgelegene Acker, die klappernde Mühle, der Hammerschlag des Schmiedes. Der Hohlweg umglutete ihn wie mit Schmelzfeuer; das Brachland spie Staub gegen ihn; das Bachbett hemmte seinen Lauf. . .: er jagte voran, ohne Ziel, ohne Rast.

Im Steinkreis der altheiligen Opferstätte sank er nieder, bescherte völlige Erschöpfung ihm Vergessen im Schlafe.

Mittsommersonne umleuchtete den Altar, der auch dem Mörder einst Schutz gewährte; den Quell, daraus Priesterinnenhand das sühnende Wasser schöpfte, die Eichenstämme, an denen Dankbarkeit für Errettung aus Schuld und Tod die Weihgeschenke henkte; warme, Leben spendende, Frucht reifende Mittsommersonne.

* * *

Doktor Manners verließ nach einem Krankenbesuche das Kurhaus. Es war ihm heiß unter dem hohen Seidenhut und dem leichten Überzieher; er sehnte sich aus dem Sonnenschein heraus in den Schatten der Rüsternallee.

Wie aus dem lärmenden Treiben unbeschwerter Ferienfreude in die Zurückgezogenheit seiner Arbeitsstube.

Trotzdem bog er zum freien Felde ab: das neue Rettungsboot war angelangt. Es gebührte ihm als Vorsitzenden des Gemeinderates der Einladung zur Besichtigung zu folgen.

Gegenüber der Zauberinsel redete Tante Jette ihn an: er sollte sich mit ihr über die gute Kunde von Hans freuen. „Was meinen Sie nu: darf Mieken jetzt noch reisen? Ich mein, sie muß bleiben: ich kenn Hans doch. Und ist er auch zu Mittag ausgeblieben: bloß nicht drängen."

Doktor Manners neigte den Kopf zur Seite, nach rechts. Lange sann er schweigsam vor sich hin: er wünschte, der guten Alten glauben zu dürfen, und wagte es doch nicht. Endlich faßte er ihre Hand und preßte alles, was Furcht und Hoffnung ihn bewegte, in ein Wort: „Tante Jette."

Sie schmunzelte: ein einziges Mal vordem hatte er sich so frei, so wahr, so menschlich gegen sie gegeben: in der Sterbestunde seines Vaters. Und wie damals sprach sie sich frei gegen ihn aus, richtete er an ihrer Freundlichkeit seinen Mut auf, daß sie in gehobener Stimmung von einander schieden. Sie trippelte schneller aus, rechtzeitig zum Kaffee und Abendbrot bei Professors anzulangen; er ging Schritt um Schritt zum Bootsschuppen, die andrängenden Gedanken zu klären und zu ordnen.

Vor der Tür trat Annemarie ihm entgegen, sagte ihm ein kurzes Wort des Bedauerns: „Ich verfehlte Sie über Mittag", und schickte sich zum Weitergehen.

Er hielt sie zurück: „Ich hätte gerne noch im Vertrauen mit Ihnen gesprochen"; und lag ihr mit Bitten an, als sie die Zustimmung hinauszögerte: „Sie erweisen mir einen wahren Dienst, befreien mich aus schwerer Bedrängnis. . . Tante Jette erzählte mir eben. . ."

Prüfend hob sie den Blick zu ihm auf. „Also wollen Sie mir von Hans reden. Nun gut. Einmal muß es doch zwischen uns ausgesprochen werden. Darum lieber heute als morgen. Auf der Mole sind wir ungestört." Sie wies ihm den Weg.

Vor ihnen wuchs wogenumspült das Kreuz empor und gemahnte ihn an das Sühnopfer, das ein Reiner einst für seine schuldigen Brüder darbrachte; stachelte sein Verantwortungsgefühl auf und bestärkte ihn in seinem sehnlichen Wunsche, daß Hans durch eine Ehe sein Vergehen tilgen möge. Seine Sprache gewann an Wärme; freier und schneller fügten sich seine Worte.

Ihr sang das Kreuz von einer Liebe und Wahrhaftigkeit, die nicht vor der Hingabe des Lebens zurückschreckte, ihr Recht und ihre Treue gegen sich selber siegreich zu besiegeln, und beseligte sie, sich entgegen seiner falschen, fälschenden Darstellung ungescheut zu ihrem Tun und Lassen zu bekennen. „Freiwillig bot ich mich Hans Pinsel, ihn aus Not und Verzweiflung zum Glauben an sich zurückzuführen. Verurteilen Sie mich deshalb, müssen Sie auch Onkel Kapitän und die acht Fischer im Rettungsboot verurteilen: sie wagten ihr Leben; ich nur meinen Ruf. Was also haben Hans oder ich zu sühnen?: nichts. Und nur um der Ver-

Digitized by Google

leumdung engherziger Klatschsucht vorzubeugen, sollten wir eine Ehe eingehen, die wir beide nicht wollen. Ist das Ihrer Weisheit letzter Schluß. . .“ Die aufspringende Glut in ihren Augen ergänzte das Verdammungswort, vor dem sie aus alter Anhänglichkeit zurückschreckte.

Scharf prägten sich die Linien am Kinn aus. Ihre selbstsichere Haltung forderte seine Verteidigung heraus.

Er fühlte, daß er auch mit ihr an eine Wegscheide geraten sei. Um seine Lippen zuckte in kurzen Stößen bohrender Schmerz und lähmte ihm die Zunge.

So standen sie sich zwei, drei Minuten gegenüber.

Dann neigte sie das Haupt zum Gruße und entfernte sich, hochaufgerichtet im Vertrauen auf ihre Kraft, sicheren Schrittes, mitten hinein in das Gewühl der frohgestimmten Menge auf der Strandpromenade.

Ihn fesselte Verzagen an die Stelle.

Wie vor Jahren, an einem Ostermorgen, am Mövenstein, da sie, halb Kind noch, in der berückenden Schöne ersten Erwachens zum Leben, die vorsichtig verbrämte Frage seiner sehnsüchtigen Wünsche lächelnd abgewiesen: „Ich verstehe Sie nicht. Ob Liebe mir die Freude am Leben zurückgeben könnte? Eins vermöchte es; und das eine bleibt mir versagt: die Kunst.“

Und Vernichtung-drohend flammte die Erkenntnis vor ihm auf, daß er eine für immer verloren, die er sich einst für immer hatte gewinnen wollen.

Müde schleppte er sich heim; die Sonne lugte schon unter die gestutzten Linden der Vorderreihe.

Mit Grabesruhe empfing ihn das Haus, die Sprechstube.

Und aus der Stille schlich versucherisch eine Frage an ihn heran, die Frage, warum ihm trotz aller Treue alles zum Unheil ausschlüge.

Etwas biß ihm in die Augen: unter den Sonnenstrahlen gewann die Darstellung auf dem glasperlen-gestrickten Ofenschirm Leben; strafend erhob der Prophet die Rechte gegen den ehebrecherischen König Judas: „Du sollst nicht begehren . . .“

Die Fragen verstummten, die versucherischen Bilder zerrannen.

Und Pflichterfüllung versprach Frieden . . .

* * *

Auch unter das Laubdach der Eichen über der altheiligen Malstadt drang die Sonne und weckte den, der am Altarstein schlief, aus träumerischem Schlummer.

Die Glieder schmerzten Hans vor Steifheit, sein Magen schrie nach Labung: er reckte und streckte Arme und Beine, daß sie dienstwillig würden; betrog seinen Magen mit Zigarettendunst, löschte aus hohler Hand am Quell den Durst und sprang mit jubelnder Entschlossenheit auf: „Zu Annemarie.“

Querlandein jagte er voran; der Kirchturm diente als Wegweiser. Das Unterholz büßte Grün und Zweige ein; die Wiese trug Narben davon; die Mühle sandte klappernden Gruß; bekannte Wege boten sich dar; ein erstes Haus warf Schatten über die Straße; durch die Kirchengasse blinkte der Strom herauf; lockend rückte der „Alte Zoll“ heran . . .

Die Tür war verschlossen; kein Hämmern mit dem Klopfer brachte jemanden heran. „Weiter.“

Unbeachtet zog das Doktorhaus vorüber; vergeblich schrie der neueste Anschlag bei der Bazarbude; das freie Feld blieb zurück; die Anlagen machten dem Kurhause Platz . . .

„Herr Manners . . . Ich wartete Stunden auf Sie . . .“

„Vergebung, Komtesse. Später.“

In der Ecke der Veranda schwätzte die gute Alte mit Guste.

„Wo ist Annemarie, Jettchen?“

„Herrgott, Hänschen; wie siehst du aus: ganz blau im Gesicht. Setz dich erst mal.“

„Wo ist Annemarie?“

„Mit den Kindern in der Burg hinterm Mövenstein.“

„Zum Mövenstein.“

In der Burg sammelten die viere Schaufeln und Schiffe auf und baten: „Du kommst uns gleich nach, Annemarie.“

Sie nickte, blieb weiter zurück und hielt endlich bei ihrem Freunde vollends an.

Digitized by Google

Mit glitzerndem Schilde ruhte der Riese; wärmte den Rücken und kühlte die Fersen in den Wogen.

Von Norden zogen sie heran, schräge auf das Land zu, mit weißen Spitzenhauben auf dem tiefgrünen Gekräusel ihrer Locken, stießen in neckischem Spiele die Schaumköpfe gegen den Strand, luden die Schätze des Meeres auf ihm ab und schlüpften behende davon.

Milder strahlte die Sonne; in lichteres Blau kleidete sich der Himmel.

Eine wohlige Einsamkeit friedete ringsum; selbst die Leichtbeschwingten schwiegen, müde und satt vom langen Fanggeschäfte.

Mit vollen Segeln kreuzte eine Brigg aufs offene Meer hinaus. Bis an den Ladestrich drückte ihre wertvolle Fracht den festgefügten Rumpf ins Wasser. In stolzer Ruhe zog sie ihre Bahn zu fernen Lande.

„Glückliche Fahrt, fröhliche Heimkehr, dir wie mir." Aus blanken, klaren Augen lugte Annemarie hinüber.

Ein Geräusch schreckte sie auf; wie zur Abwehr reckte sie sich empor: den Oberkörper vorgeneigt, rannte einer daher; seine Brust keuchte, jede Muskel war bis zum äußersten gestrafft. Seine Blicke jauchzten Freude. Die Steine bissen ihm in die Sohlen, die Mütze glitt ihm vom Hinterkopf: er jagte voran, jagte auf sie zu . . .

Von weitem schon streckte Hans ihr die Hände entgegen. Schöner als jemals dünkte sie ihm; liebreizender denn alle, die ihm die Lippen geboten; berückender noch in dieser verhaltenen Ergriffenheit gereifter Erfahrung denn in der kindlichen Hingabe ersten Glückverlangens. Und als habe er nimmer etwas trennend zwischen sie und sich geschoben, jauchzte er ihr seine Siegesbotschaft zu: „Hielt ich Wort?: ich habe mich durchgesetzt; wiedergewonnen, was ich verlor; und mehr noch, viel mehr." Er stemmte die Arme hoch und spreizte die Finger, als wolle er die ganze Welt an sich reißen.

Ein Fragen und Bangen trat in ihre Augen; das Gewaltig-gewaltsame in seinem Wesen scheuchte sie vor ihm zurück und schloß ihr die Lippen.

Glücktrunken folgte er ihr und legte vertraulich, wie in Tagen ungetrübter Gemeinschaft, den Arm um sie. „Schenkst du mir nicht süßen Willkomm, nehme ich ihn mir, nach dem Rechte, das deine Liebe mir zusprach." Er beugte sich zum Kusse gegen sie vor.

Bedrückend, berückend umspann seine Kraft sie; diese Kraft voll heißen Verlangens, voll Begehren weckenden Begehrens. Ungerufen rückte, was vergangen, in greifbarer Klarheit vor ihre Seele: draußen sinkende Oktobernacht, drinnen warmer Kerzenschein; in ihrem Schoß das Haupt eines, der zur Laute ihr süßes Geständnis zusang: „Geendet ist nun meine Qual, geborgen bin ich allzumal in deiner Liebe Glück."

Wie unter einem Zwange hob sie den Blick zu ihm auf, Sehnsucht-befangen, in Furcht hoffend, in ersterbendem Widerstreben gegen die warnenden Gedanken: Leidenschaft glutete ihr aus seinen Augen entgegen, unbeugsamer Herrenwille; spöttelnder Siegertrotz; herablassender Eigendünkel . . .

Und plötzlich drängte sich ein anderes Bild in ihr Gedächtnis: ein Nebelabend; das Kreuz im Dunkel begraben; neben ihr einer, der in unbelehrbarer Erregung freundliche Hülfe in verletzende Beleidigung fälschte und aus eitlem Ehrgefühl das Leben als wertlos von sich werfen wollte . . .

Die Trugbilder zerrissen. Entschlossen löste sie sich von ihm und suchte einen Halt am Schilde ihres Freundes. Hart war der, rauh und kantig, aber stark und bewährt in Sturmesdrang. „Zurück von mir, Hans." Ihre Stimme flackerte; schwere Atemzüge zerstückelten die Absage.

Er lachte ihr zu, mit gutmütiger Spöttelei. „Wozu die Ziererei, Lieb. Wir beide sind doch erhaben über Basenbrauch und Greisenbedenken. Und mich verlangt nach deinen Küssen, nach deiner Pflege: ich bin müde, bis auf den Tod von Arbeit, Hetze und Sorge erschöpft. Bei dir will ich zu neuem Schaffen gesunden." Schmeichelnd woben seine Worte an ihr Ohr.

Sie atmete tief auf. „Was du erbittest, ich kann's dir nicht bieten." Und während sie ihm das darlegte, leise und verhalten, durchlitt sie noch einmal allen Kummer, den er ihr zugefügt; rang sie sich noch einmal durch Schmerz und

Digitized by Google

Verzweiflung zu der Wahrheit hindurch, in der sie nun einen festen Grund gefunden.

Ungeduld packte ihn, und Enttäuschung, daß sie nicht jubelnd seinem Jubel begegnete, ihm weigerte, darum andere ihn anbettelten. Seine Einwürfe mehrten und schärften sich. „Vordem dachtest du freier . . . Hast du dich einspinnen lassen in die Enge hier? . . . Wolltest du mich verdammen um etwas, wozu Not mich verwirrte. Sei verständig: vergangen bleibt vergangen. Den Blick in die Zukunft gerichtet. Leid führte uns zusammen. Glück sollte uns scheiden? nimmer."

„Leid . . . Glück . . . Was können die ausrichten, wo zweie sich wahrhaft lieben . . ."

„Nun also, Annemarie . . ." Von neuem streckte er die Hände nach ihr aus. „Mein wardst du, mein bleibst du. Alles kann ich dir jetzt gewähren, wonach dein Herz sich sehnt: Freiheit, Weite, Genuß, Namen . . . Was mehr verlangst du noch."

„Liebe, die in der Not stand hält. Die kannst du mir nicht schenken: die ist dir nicht gegeben."

„Wer blies dir die Lüge ein?"

„Du bewiesst mir die Wahrheit durch deine Flucht."

Ein Zucken lief über seinen Körper hin; Furchen gruben sich in seine Stirne; sein verzerrter Mund gab die Zähne frei. Wie ein Geschlagener senkte er das Haupt.

Sie trat an ihn heran, ruhig und furchtlos. „Laß' uns ohne Groll von einander scheiden, Hans; aber auch ohne Hoffnungen, die uns beiden zum Heile niemals erfüllt werden dürfen. Wir beide täuschten uns. Deine Welt ist nicht meine; meine nicht deine. Deine Weite schreckt mich; ich würde dir überall hin die Enge des ‚Alten Zolles' bringen. Irrung und Wirrung wäre unser Teil Zeit unseres Lebens . ." Sie brach ab, die Erregung niederzuringen, die sie mit Verlust von Klarheit, Kraft und Entschlossenheit bedrohte.

Er glaubte noch immer nicht an ihren Ernst; es war ihm unfaßbar, daß er sie sollte verloren haben. Mit Bitten und Gelöbnissen stürmte er auf sie ein, verklagte sich selber vor ihr und verschwor sich zu allem. „Richte mich, doch nach deiner Liebe. Um wen nahm ich alle Not auf mich, um wen verleugnete ich mich; rang ich nach der Palme, erfocht ich den Sieg: nur um dich, um dich ganz allein. Du gabst mich dem Leben zurück; ohne dich versinke ich von neuem ins Elend. Gefährtin meiner Schmach warst du; leite du mich im Glück: mein Ruhm ist deiner; du begeistertest mich, ich führte nur aus. Annemarie, nur ein Wort: das Wort Vergebung."

„Ich habe dich einst geliebt, Hans; aus ganzer Seele . . ." Ihre Stimme versagte; Schmerz fraß ihre Selbstbeherrschung. „Jeder an seine Pflicht; und Friede mit uns beiden." Erschüttert wandte sie sich von ihm ab.

Da gab er die Hoffnung, sie umzustimmen, verloren und wankte davon. In der Einsamkeit entlegener Bucht sank er gebrochen in den Sand und verdammte sich selber in ungemessenen Ausbrüchen lebensüberdrüssiger Verzweiflung.

Über ihn hin sang das Meer seine uralte Weise, den Sang von nimmer gestillter Sehnsucht, ewig unsteten Trachtens.

Sie hielt die Hände gefaltet, das Haupt wie beim Segen im Gottesdienste geneigt. Lange verharrte sie so. Dann richtete sie den Blick freudig und zuversichtlich aufs Meer hinaus, dorthin, von wo über allem Wallen und Brausen und Schäumen in strahlender Klare die Sonne einen Abschiedsgruß herüber sandte, eine Verheißung für einen neuen, schöneren Tag.

Gegen den Strand brandeten die Wogen; in blanker Wehr waltete der Mövenstein seines Hüteramtes, ein treuer Bewahrer nährenden Ackers, arbeitsamer Wohnstatt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Reife Sommertage

Wie rotes Gold liegts auf durchsonnten Wegen,
Ein stetes Flimmern hängt in heißer Luft;
Der Wind schlief ein.
Des Sommers Segen
Schwankt schwer am Halm, gehüllt in Glanz und Duft, —
Und irgendwo träumt eine Nachtigall.
Der Feldmohn glüht wie Feuerwein im Kelchkristall.

Blutrote Rosen tropfen über tiefes Grün:
Der hohe Tag heißt sie zur Reife blüh'n
Und sonnentrunken, lichtgesättigt sterben,
Eh' sich die Blätter herbstlich färben ....
Ein sattes Rot verdämmert tief im Buchenschlage,
Um den die Sonne Glitzerfäden spinnt.
Ich liebe diese reifen Sommertage,
Die heiß und rätselvoll wie schöne Frauen sind — — —

Kurt Siemers.

Erziehung zur Lebensmittelkarte / Von Paul Baumann

Wir sind in der Betrachtung wirtschaftlicher Dinge noch viel zu leichtlebig und viel zu oberflächlich; wir nehmen das meiste hin, ohne es in seinem Werte für alle Zeit hinaus genügend zu würdigen, ohne seine weittragende geschichtliche Bedeutung zu erkennen. Sonst müßte unser Staunen über die volkswirtschaftlichen Erlebnisse der Gegenwart schon in ganz anderem Maße aufgelebt sein. In der Friedenszeit, die nun bald wie ein schönes Märchen hinter uns liegt, war das ganz anders. Da hörten wir wohl auch einmal etwas von einem deutschen Merkantilismus — einer Zeit, in der jeder Tote z. B. bei Strafe nur in eine Decke eingewickelt begraben werden durfte (um durch den Deckenverbrauch die deutsche Industrie zu heben), wir hörten auch von der Kontinentalsperre, mit der Napoleon der Erste den englischen Handel treffen wollte, und während derer jahrelanger Dauer es den Deutschen verboten war, Kaffee zu trinken. Unglaublich hohe Strafen — ich glaube sogar Todesstrafen — wurden verhängt, wenn Napoleons Häscher, die überall herumschnüffelten, ein Haus fanden, und war es noch so entlegen, in dem Kaffee gekocht oder gebrannt wurde. Davon hörten wir schon vor dem Kriege und — lächelten staunend im Bewußtsein unserer ungeheuren Überlegenheit über jene vergangenen Wirtschaftsperioden.

Und heute —? Als geradezu selbstverständlich nehmen wir es auf, daß man uns vorschreibt, wieviel Brot, Fleisch, Butter, Zucker und vieles andere ein jeder im Höchstmaße essen darf, ja wir wünschen dringend nähere Bestimmungen auch über andere wichtige Lebensmittel wie Eier u. a. m. Und auf anderen Gebieten ist uns genau abgegrenzt, wieviel Seife wir verseifen dürfen, wieviel Kleider und Wäsche wir nötig haben — der Gemeindevorsteher wird kommen und nachsehen, ob ein neuer Rock, ob ein neues Hemd wirklich vonnöten ist, oder obs im alten nicht auch noch eine Zeitlang geht. — Und eine derartige Bevormundung — mit hoher Gefängnisstrafe im Falle einer mutwilligen Übertretung — ein Kuriosum für die Volkswirtschaft aller Zeiten —, lassen wir uns anstandslos gefallen, wir aufgeklärten Menschen, die seit Jahrzehnten von Freiheit und Persönlichkeit redeten? Haben da nicht am Ende doch die Engländer recht, die uns erzählten, wir hätten Freiheit nie besessen, und das gerade sei einer ihrer Kriegsgründe: uns aus unserer Unfreiheit zu befreien?

Solchem Gerede über die deutsche Unfreiheit hätten sicherlich vor dem Kriege auch in Deutschland viele zugestimmt — besonders einem Engländer; heute aber ist ihre Zahl klein geworden, sehr, sehr klein. Denn die Kriegszeit hat uns die Wahrheit über die englische Freiheit erkennen lassen. Und dabei hat sich gezeigt, daß die Herrschaft der Lebensmittelkarte die wahre Freiheit nicht im entferntesten so sehr bedroht, wie die Herrschaft der Lüge, unter der wir die drüben sich beugen sahen. Ein Land, das eine derartig heuchlerische Politik treibt, wie wir es von England seit

Digitized by Google

Beginn des Krieges gesehen haben, von der „Beschützung der belgischen Neutralität" an bis zur „Beschützung Griechenlands", — ein solches Land kann doch nicht im Ernste annehmen, daß wir es für „frei" halten! Wenn überhaupt, so muß Freiheit sich doch vor allem auf sittlichem Gebiete bemerkbar machen! Da kann man doch bestimmt nicht von Freiheit reden, wo statt eines staatlichen Zwanges auf die Handlungsweisen der viel strengere und härtere Zwang eintritt, den Begierden und Leidenschaften, den der Egoismus jedes einzelnen auf die Menschen ausübt! Freiheit und Individualismus sind gewiß schöne und herrliche Dinge — aber man darf sie doch nicht mit Zügellosigkeit verwechseln und unter Freiheit lediglich die Abwesenheit staatlichen oder überhaupt äußeren Zwanges verstehen!

Schon daraus geht hervor, daß die Lebensmittelkartenfrage mit Freiheit oder Unfreiheit an sich nichts zu tun hat. Und es ist ja auch ganz klar, daß wir uns derartige Beschränkungen, wie sie uns in mancher Hinsicht durch diese Kriegsmaßnahmen auferlegt werden, nicht so ruhig und selbstverständlich gefallen ließen, wenn sie nicht anderen, größeren Ideen in uns entsprächen. Und zwar ist es in erster Linie die Idee der Gerechtigkeit, die jeden, je höher er geistig und sittlich steht, desto mehr zum eifrigen Vorkämpfer dieses Kriegssozialismus macht.

Wer an der Front war, der weiß, daß dort, wo die Not und die Gefahren noch drängender sind als hier zu Lande, noch ein viel grenzenloserer Sozialismus herrscht; der weiß, daß dort, soweit es sich um Lebensmittel, um Kleidung und Gebrauchsgegenstände handelt, eigentlich der Unterschied von Mein und Dein nahezu verschwunden ist. Und das empfindet man dort als natürlich. Wie das Brot in der Familie ist dort nahezu alles zum Leben Notwendige Gesamteigentum. Wir haben dort (über den Sozialismus hinaus) einen Kommunismus, wie er in der Wirtschaftsgeschichte unseres Weltkörpers wahrscheinlich noch nicht existiert hat. Denn man muß bedenken, daß es sich um mehrere Millionen Menschen handelt, die an diesem Kommunismus in freiwilliger Selbstverständlichkeit teilnehmen. Nur scheinbar, gewissermaßen der Ordnung wegen, sind auch dort an der Front die Teilnehmer an dieser großen kommunistischen Organisation in Gruppen zusammengeschlossen, die ihre Erwerbsinteressen für sich haben, gruppenweise für sich in Unterständen Lebensmittel und Bekleidungen ansammeln. Nur scheinbar: denn schon das Wort „Kamerad!" gewährt freien Eintritt in jede dieser Sondergruppen.

Und auch dieser Kommunismus an der Front, genau wie der Sozialismus im Lande, entspricht der Idee der Gerechtigkeit.

Solche Erfahrungen, von der Warte des Erziehers aus betrachtet, zwingen uns zu einer idealeren Auffassung von der Menschennatur, als unsere landläufige Schulpädagogik sie uns lehrt. Ich sage absichtlich „landläufig". Denn die Erziehungswissenschaft im großen, über Jahrhunderte hin betrachtet, kennt recht wohl einen Idealismus auch in der Erziehung. Ja, es geht das sogar so weit, daß wir sagen können: es haben in der ganzen Geschichte der Pädagogik über Jahrtausende hinweg nur solche Männer mit ihren Werken und Taten einen Platz gefunden, die an einen Idealismus geglaubt haben! Unsere größten Pädagogen — was sie unsterblich gemacht hat, ist der unbesiegliche feste Glaube an das natürlich Gute, der in ihren Lehren zum Ausdruck kommt. Von Hunderten nenne ich nur Sokrates, Christus, Salzmann, Pestalozzi.

Dem gegenüber allerdings ist unsere landläufige Schulpädagogik unendlich weit zurück. Ob sie es nun eingesteht oder nicht, aus ihrer Praxis läßt sich jedenfalls beweisen, daß sie keine hohe Auffassung von der Menschennatur und vom Kinde insbesondere hat. Sie glaubt nicht daran, daß das Kind von Natur aus zu höchster geistiger und sittlicher Entwicklung veranlagt ist, sondern sie glaubt an eine gewisse natürliche, „gesunde" Faulheit aller Durchschnittskinder, an eine gewisse moralische Verderbtheit (oder doch einen natürlichen Hang hierzu) — einen Hang zum Lügen und Betrügen, der mit strengen Strafen ausgerottet werden muß, an einen Egoismus, den auch alle Erziehung nicht zu vertilgen vermag. Daher unsere ganze Schulerziehung mit ihren Strafen für Faulheit, Lug und Betrug. Und der Erfolg? —

Nun, seit allen erdenklichen Zeiten war der Erfolg bei Verbot und Strafe der gleiche: Feindschaft. Durch ständiges Strafen und Strafen-Müssen wird ein höchst unerquickliches Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler erreicht. Der Schüler sucht das Verbot zu umgehen, es macht ihm Freude, den Lehrer zu überlisten und es entwickelt sich der allgemeine Schulgrundsatz: „Alles ist erlaubt — nur: laß dich nicht erwischen!"

Ohne nun im übrigen den Schüler mit dem späteren Staatsbürger (zu dem er sich doch entwickelt) vergleichen zu wollen, müssen wir doch unbefangen sagen, daß dieser Grundsatz auch dem Staatsbürger in gewissem Maße anhaften bleibt. Auch zwischen Bürgertum und Polizei besteht bis zu einem gewissen Grade unleugbar ein Feindschaftsverhältnis auf der Grundlage: „Überlisten ist erlaubt; nur: laß dich nicht erwischen!"

Wenn nun dieser Grundsatz auch ein entschiedener Mangel an staatsbürgerlicher Erziehung ist, und moralisch stark anfechtbar sein mag, so ist er doch im Frieden von geringerer praktischer Bedeutung, weil er sich nur auf Kleinigkeiten bezieht. Wirkliche Verbrechen werden durch ihn natürlich ebensowenig entschuldigt wie irgend ehrenrührige Handlungen.

Digitized by Google

Ganz anders aber nimmt sich die Sache schon in der Kriegszeit aus, wo keiner erkennen kann, was für unser Volk Kleinigkeit und was von hoher Bedeutung, ja was Lebensfrage ist. Die ganze Kriegsgesetzgebung, die ganzen Vorschriften über Lebensmittelkarten sind anscheinend Kleinigkeiten; und doch wären wir ohne sie unsern Feinden auf Gnade und Ungnade überliefert gewesen. Wo diese Erkenntnis durchdringt, findet kein ehrlicher Mensch eine Entschuldigung für Übertretungen. Bewußte Übertretungen wären Verbrechen. Das Gefühl hat jeder Unverdorbene ganz von selbst. Auch hier haben wir eine höhere, idealere Auffassung vom Menschen überhaupt. Das „Gewissen" sagt dem Menschen viel eindringlicher, was er soll und was nicht, als die Vorschriften.

Die „sozialen Triebe" stehen im Menschen den egoistischen gegenüber. Das ist von Natur aus schon im Kinde so. Die sozialen Triebe, basiert auf dem Mitgefühl und dem Gefühl für Gerechtigkeit führen uns ganz von Natur aus dazu, die Lebensmittelgebote der Kriegsverordnungen zu beachten. Und je mehr ein Mensch innerlich frei ist, je weniger er von egoistischen Begierden und Leidenschaften beherrscht ist, desto leichter und peinlicher wird er all die Kriegsgebote von selbst befolgen. Der sittlich hochstehende, von Natur aus soziale Mensch wird es, nach Kenntnis der Sachlage, ablehnen, auch nur ein Gramm Brot zu essen, das ihm nicht zukommt. Denn er wird sich des Gedankens nicht erwehren, daß er es einem anderen, hungernden wegißt; und das wird sein Gewissen bedrücken. Der soziale Mensch wird nach Kenntnis der Sachlage es ablehnen, auch wenn ihm die Gelegenheit geboten ist, „einzuhamstern"; denn er weiß, daß nicht nur andere drob darben müssen, sondern er auch Verwirrung in die ganze Volkswirtschaft bringt. Der soziale Mensch wird keinen Lebensmittelwucher (überhaupt keinen Wucher) treiben.

Und all das gilt nicht nur während des Krieges, es gilt auch für später, jeweils natürlich den Verhältnissen entsprechend.

So erfreulich aber nun auch die Höhe unseres sozialen Empfindens sein mag — es ist bekannt, wie stark die Kriegsgebote auch immer und immer wieder übertreten werden. Es sei gar nicht von den krassesten Fällen geredet, wie z. B. aus Kattowitz berichtet wird. „(Niederschlesischer Anzeiger" Nr. 161: „Dem Verderben anheimgefallenes Kleinobst wird jetzt häufig an abgelegenen Plätzen abgelagert. So wurden . . . 100 Liter verdorbene Kirschen weggeschüttet. Die Preise sind so hoch, daß die Ware nicht gekauft wird, und bevor die Händler das Kleinobst billiger hergeben, lassen sie es lieber verderben.") Es sei auch nur gestreift, daß derartige Dinge auf nicht minder unsoziales Verhalten mancher Gemeinden zurückgeht, die sich den vier- bis fünffachen Pachtpreis wie in sonstigen Jahren für ihre Obstalleen haben zahlen lassen, und dadurch zur Obstteuerung wesentlich beigetragen haben. (Unter vielen anderen gehört Glogau hierzu.) Solche Fälle und hunderttausend viel kleinere zeigen, daß doch noch viel soziales Empfinden im Lande fehlt! Und eine Erziehung — jetzt, wie auch jede Zukunftserziehung im Frieden — müßte auch darauf ein ganz besonderes Augenmerk haben! Die Erziehung zur Lebensmittelkarte ist einesteils eine volkswirtschaftliche Belehrung, eine Darlegung einfachster Tatsachen, Verhältniszahlen von Produktion und Konsumption; in ihrem wichtigeren Teil aber ist sie eine Erziehung zu sozialem Verständnis. Gerade das aber (weil es sich um eine Verfeinerung des menschlichen moralischen Empfindens handelt) kann nur einer Pädagogik gelingen, die auf den angeborenen Tugenden als Grundlage weiterbaut mit Hilfe eines Ehrgefühls, das nicht durch Strafen abgestumpft wird! Hier hilft nur der Glaube an das ursprünglich Gute in der Menschennatur. Hier helfen — wie überhaupt im tiefsten Grunde — Strafen nicht. Sie führen uns nur immer wieder zur Herausarbeitung der Feindschaften: Schüler — Lehrer, Bürger — Staat. Und dabei sind das Gegensätze, die in Wahrheit gar nicht da sind. — — —

*

Soldatengrab

Ein Heldengrab, versteckt im Heidekraut,
Verlassen nickt ein Helm von scharfer Klinge,
Ein Vöglein hat sein Nest darin gebaut:
Hör' nur das frohe Zwitschern, das Gesinge!

Der Krieger ruht, wie lange schon, vom Streit,
Ihr, Helm und Säbel, könnt ihm nichts mehr nützen,
Doch würde lächeln er, säh' er euch beid',
Heut' eines Vögleins warmes Nest beschützen!

Julius Haupt.

*

Digitized by Google

Erzerum und Trapezunt / Von Johanna Weiskirch

Auf einem Plateau des kleinasiatischen Hochlandes, nicht weit vom Quellengebiet des westlichen Euphrat, liegt die uralte Stadt Erzerum. Die altarmenische, von einer ragenden Zitadelle gekrönte Festung spielte zu allen Zeiten eine große Rolle in der Verteidigung des Landes, da ihr die Aufgabe zufiel, es vor dem Einfall des russischen Erbfeindes vom Kaukasus her zu schützen. Im russisch-türkischen Kriege haben sich zahllose Moskowiter die Schädel an den starken Festungswällen eingerannt, ehe es dem Belagerungsheer gelang, in Erzerum und die Feste einzudringen.

Bis um das Jahr 415 führte die alte Stadt den Namen Carana. Dann wurde sie vom General Anatolus zu Ehren Theodosius des jüngeren Theodosiopolis getauft. Zu dem heutigen Namen Erzerum kam sie im Jahre 1049. Damals befand sich in ihrer Nähe eine prächtige, reiche Niederlassung „Arzen" genannt, die allein über 800 Kirchen besessen haben soll. Als sie 1049 derartig von den Seldschuken verwüstet wurde, daß für die Einwohner keines Bleibens mehr in ihr war, siedelten sie sich in dem stark verrömerten Theodosiopolis an und nannten es Arzen-er-rum, woraus sich dann später Erzerum bildete.

Erzerum ist seit uralten Tagen der Schauplatz fortdauernder Kämpfe gewesen. Nicht nur äußerer, sondern auch innerer. Letztere nahmen unter der Backschisch-Regierung Abdul Hamids zwischen Türken und Armeniern oft einen die Ruhe des ganzen Landes gefährdenden Charakter an. Ohne diese beständigen Unruhen hätte sich die handelspolitische Bedeutung Erzerums viel höher entwickeln können.

Nächst den Türken bevölkern die Armenier zumeist die Stadt, und man kann diesem hochintelligenten, geschäftstüchtigen Volk seine Verdienste um die allgemeine Hebung Erzerums nicht absprechen. In erster Linie hat es sich um die Verbesserung des Schulwesens verdient gemacht. Es leben sowohl katholische als auch protestantische und orthodoxe Armenier in Erzerum. Abgesehen von dem ihnen allen ausnahmslos innewohnenden Geschäftsgeist und maßlosen Stolz auf ihre alte Kultur, bekämpfen, ja, man kann sagen, hassen sich die einzelnen Religionssekten untereinander.

Erzerum wird auch von einer großen Anzahl Griechen bewohnt, außerdem von Georgiern, Kurden, Lazen und Juden. Von ihnen allen kann man sagen, daß sie dem Handel mit Leib und Seele ergeben sind. Wenn man von den mit einer recht ansehnlichen Besatzung belegten Forts und der sie krönenden Zitadelle auf die alte Stadt herabsieht, macht sie einen geradezu imposanten Eindruck. Leider verliert er, wenn man das Innere Erzerums betritt. Da gähnen einem häufig Armut und Verfall entgegen, die in traurigem Widerspruch zu der ihr von der Natur angewiesenen handelspolitischen Bedeutung der altberühmten Stadt stehen. Nur im eigentlichen Geschäfts- und Handelsviertel pulst echt orientalisches buntes Leben und Treiben. In den malerisch überwölbten Auslagen der Händler kann man nicht nur des Landes und der angrenzenden Gebiete Schätze sehen, sondern auch europäische Fabrikerzeugnisse aller Art. Darunter sehr viel Schund, der durch seine grelle Aufmachung in die Augen fällt, und deshalb gerne von den Orientalen gekauft wird.

Da Erzerum an der nach Persien führenden uralten, großen Handelsstraße liegt, und andere bedeutende Heer- und Handelsstraßen vorüberführen, ist die Stadt das ganze Jahr hindurch mehr oder weniger von Karawanenzügen belebt. Es befinden sich enorme Lager von Büffel-, Schaf- und Ziegenhäuten, Ziegen- und Schafwolle, Wachs, Kupfer und Blei in ihn. Von ganz hervorragendem Umfang ist der Schafhandel Erzerums. Da sich die in der Umgebung angesiedelten kurdischen Stämme fast nur mit der Schafzucht befassen, durchziehen die Unterhändler unablässig das Land, um die Tiere hordenweise aufzukaufen und sie an die in Erzerum lebenden Großhändler weiterabzusetzen. In ungezählten Scharen werden die Schafe dann nach Trapezunt oder anderen Häfen des Schwarzen Meeres getrieben und von dort aus nach ihren Bestimmungsorten eingeschifft. Leider gehen dabei immer viele der Tiere zugrunde. Einen ungleich anderen Eindruck als Erzerum macht Trapezunt. Schon allein der Name der pontischen Meeresbeherrscherin klingt wie eine von uralten Märchen umwundene Heldensage ins Ohr. Wer vom Bosporus kommend, sich ihr nähert, dem nimmt die entzückend gelegene, wie ein Paradies anmutende Stadt die Seele gefangen. Samsun und Sinope haben ihn bereits gegrüßt und Erinnerungen an verrauschte, glanzvolle Zeiten in ihm wachgerufen, haben Männer vor ihm erstehen lassen, die schon in altersgrauer Zeit gestorben, und doch unsterblich sind. Namentlich Sinope! Dort wurden zwei Menschen geboren, deren Namen man nennt, wo Zungen reden, die man, so weltenweit verschieden ihre Lebensanschauungen auch waren, doch beide als Lebenskünstler bezeichnen kann: Mithradates und Diogenes!

Die Lage des von einem imposanten Genueserkastell überragten Sinope, um das Gärten und Zipressenhaine ihre grünenden, blühenden Gürtel schlingen, ist so wunderbar, daß ein begeisterter Grieche von ihr die Worte prägte: Sinope sehen und sterben!"

Ich möchte diese Worte weit eher auf Trapezunt anwenden, das sich, von unsagbarem Reiz umflossen, zu Füßen der pontischen Alpen dehnt, umspült von den nimmerrastenden blauen Meereswogen. Aus dem hellen und dunklen Grün der

Digitized by Google

Obst- und Zipressenbäume, der Rebengärten, Feigen- und Olivenhaine ragen die Häuser, vielfach Schlösser und Villen reizvoll empor. Wohin man schaut, blüht und grünt, duftet und reift es in Hülle und Fülle. Es ist, als ob sich die Natur nicht genug darin tun könnte, Trapezunt, das alte, glänzende Trapezunt, mit ihren Reizen und Wundern zu schmücken.

Uralt und imponierend ist die Geschichte der Stadt. Schwerlich wird sich die pontische Meerbeherrscherin von einst noch einmal zu ihrem alten Glanze und ihrer früheren Bedeutung erheben, aber andererseits ist sie im Laufe der Jahrhunderte auch nicht so heruntergekommen, nicht so verarmt und verödet wie andere berühmte kleinasiatische Städte. Davor bewahrte Trapezunt seine hervorragende Lage: einerseits am Meere, und dann an den großen Meer- und Karawanenstraßen. Niemals wird man bedeutendere Karawanenzüge sehen können, als sie auf dem Wege schreiten, der den Iran mit dem Pontus verbindet. Wie eine unendliche Riesenkette ziehen ihre Kamele auch heute noch, mit großen Reichtümern beladen, von Persien und weiterher zur Meeresküste. Wie in alter Zeit duftet es nach Schirasrosen, Weihrauch, Myrrhen und Gewürzen aus den Zelten, die die Schiffe der Wüste auf ihren Höckern schaukeln.

Niemals werden die Karawansereien Trapezunts leer vom bunten Leben und Treiben eines orientalischen Völkergemischs, wie man es interessanter sonst nirgends finden kann. Im Gewimmel und Getümmel fallen vor allem die Araber und Perser, Kurden und Circassier, Georgier und Lazen in ihren malerischen Trachten auf. Es sind prächtige Männergestalten unter ihnen, namentlich unter den Lazen, die außerordentlich viel Wert auf reiche Kleidung legen. Auch die persischen Handelsherren und Karawaneneigentümer verstehen zu imponieren. Wenn sie an der Spitze ihrer meist nach Hunderten zählenden, prächtig gezäunten und geschmückten Kamele in Trapezunt einziehen, glaubt man die Märchen aus Tausendundeiner Nacht aufleben und einherwandeln zu sehen.

Denselben Weg, den heute noch die Schiffe nach Trapezunt nehmen, zogen schon die Argonauten. Wie eine Vision taucht das Bild des Prometheus vor einem auf, wenn man den Blick zur kaukasischen Küste herüberschweifen läßt. Dort riß dem an die Felsen geschmiedeten Titanensohn ein Adler die Leber aus dem mächtigen Leibe. Man glaubt das Weinen der um ihn klagenden Nymphen zu hören, wenn man Trapezunt entgegenfährt und die Wellen des Pontus das Schiff umrauschen.

Wie blühte die alte Stadt dereinst unter den Griechen in märchenhaftem Glanze auf! Damals war sie erfüllt von der Pracht der Götterfeste. Von den Bergen kamen um jene Zeit die zehntausend Griechenhelden herab, die sich nach dem Verlust ihres großen Feldherrn, des Cyrus, auf dem Wege zur Heimat verraten und schließlich nach unendlichen Leiden von den Göttern zu den Brüdern ihres Volkes nach Trapezunt geführt sahen. Unwillkürlich lauscht man, ob das Meer und die Felsen nicht noch wiederhallen von dem ungeheuren Jubel, der damals durch Trapezunts Mauern und über den Pontus erbrauste. Das war um das Jahr 400 vor Christi. Zwei Jahrhunderte später, da die Griechen ganz Kleinasiens dem großen Mithradates als ihrem Erlöser vom Joch der Römer zujubelten, war bereits das Schicksal der Griechenherrschaft durch die Römer besiegelt. Aber nicht Trapezunt, die zerstörte Stadt, sondern Sinope wurde zur glänzenden Metropole erhoben. Erst unter Nero und Vespasian erhob sich das tiefgebeugte Trapezunt wieder. Im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt hielt das Evangelium seinen sieghaften Einzug am Pontus und hob Trapezunt zu einer bemerkenswerten Kultur empor. Leider wurde die herrliche Stadt bald wieder von den Goten verwüstet. Aber auch von diesem Unglück richtete sie sich wieder auf und brachte es sogar fertig, während der Eroberung Kleinasiens durch den Islam, der auch Sinope sich untertänig machte, dank ihrer geschützten Lage verschont zu bleiben und weiter aufzublühen. Vom Beginn des 13. Jahrhunderts an wurde Trapezunt die Hauptstadt der Komnenen, einer vom Kaiser Alexis begründeten Dynastie. Damit hub die eigentliche, über drei Jahrhunderte andauernde Glanzzeit Trapezunts an. Es soll damals eine Welthandelsstadt allerersten Ranges gewesen sein. Hoch über ihr in der goldenen Burg residierten die komnenischen Fürsten, deren Töchter von den Mächtigsten der Nähe und Ferne begehrt wurden, weil sie, wie die meisten trapezuntischen Frauen, sich durch hervorragende Schönheit auszeichneten. Manche Prinzessin aus dem Geschlecht der Komnenen hat um politischer Vorteile des Landes willen einem ungeliebten Freier folgen müssen, und sich vor Sehnsucht nach der herrlichen Heimatstadt am Pontus zu Tode gegrämt. Unter Mohammed, dem Eroberer, erblich der Glanz Trapezunts. Er ließ alle Angehörigen des Komnenengeschlechts köpfen. Dem blühenden Handel sprach eine gewalttätige Bestimmung von ihm das Todesurteil: er ließ das Schwarze Meer für den Handel mit den Nachbarländern sperren, und damit ging Trapezunt seiner größten Bedeutung verlustig. Erst im 19. Jahrhundert, als zu seinem Beginn die Dampfschiffahrt eingeführt wurde, begann das altberühmte Trapezunt wieder mehr und mehr aufzublühen, und wurde zu der reizvollen, verkehrsreichen Stadt, als die sie heute zu den Füßen der Pontischen Alpen sich ausbreitet.

Digitized by Google

Vermischtes

Turnierfreudigkeit. Die jüngsten Ereignisse zeigen, daß wir gut daran tun werden, uns wieder etwas mehr im „gemeindeutschen Gestech" zu üben, statt in die Schalmei der internationalen Friedensgesellschaft zu blasen, denn wenn es so weiter geht, wird uns nichts anderes übrigbleiben, als den Franzosen wieder einmal „einen Stich auf ihre Tartsche" zu geben, um in der echten Turniersprache zu reden. Es ist weder an der Zeit, den Studenten die Mensuren, noch den Schülern die Turn- und Kampfspiele*), noch den Offizieren die Turniere zu verleiden, und was den Sport betrifft, so wäre es recht sehr am Platze, wenn gewisse verweichlichende Modesitten unserer großstädtischen Tennisplätze härteren Sportübungen, wie dem Polo, Curling, Schneeschuhlaufen, Ruder-, Segel- und Flugsport mehr Raum lassen würden, von den greulichen Auswüchsen unserer Radrennen und Pferderennen ganz zu schweigen. Warum veranstaltet unser Militär nicht, um diesen Geldwettrennen ein Gegengewicht zu bieten, periodisch öffentliche Turnierspiele, die geeignet sind, dem Volk abseits von den Manövern und den etwas dem Frisieren zugeneigten Paraden wieder mehr Lust am Militär einzuflößen? Vor allem sollten an den nationalen Festtagen und an Familienfesten des Hofes militärische Kampfspiele in großem Stil abgehalten werden, bei denen es gelegentlich ganz gut auch etwas ernst zugehen darf. Die Turniere selbst waren freilich seinerzeit entartet. Ursprünglich boten sie das Bild einer großen Reiterschlacht. Jeder suchte seinen Gegner durch einen Stoß mit dem Speer oder mit der Stange, die vorn ein Scharfeisen trug, aus dem Sattel zu werfen. „Und wenn die Speere verstochen sind, kämpfen wir mit dem Schwerte. Und wird uns das Schwert aus der Hand geschlagen, so ringen wir den Gegner nieder." Die Turniere waren anfangs so sehr ein Vorrecht des Adels, daß die Turniergesellschaften die neugeadelten Kaufleute von ihren Kampfspielen ausschlossen. Später aber drängten sich mehr und mehr die „Glücksritter" hinein, die nur deswegen spielten, weil sie im Falle des Sieges nicht nur Pferd und Waffen des Besiegten, sondern auch ein Lösegeld erhielten. Waren die Turniere ursprünglich eine ernsthafte Vorbereitung für den Krieg, so arteten sie später in Geldwettspiele aus und wurden schließlich ganz und gar verboten. Ihre Blüte fällt in die Regierungszeit Maximilians I., und aus dieser Zeit sind uns schöne Turnierbücher erhalten, die jüngst neu herausgekommen sind: Der Sächsischen Kurfürsten Turnierbücher, herausgegeben von Erich Haenel, 1910, Verlag Heinrich Keller, Frankfurt a. M., und Hans Burgkmair des Jüngeren Turnierbuch von 1529, herausgegeben von Dr. Pallmann, Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig. Kaiser Maximilian I. war eifrig bedacht, seine Taten in Krieg und Frieden von den ersten Künstlern der erwachenden Renaissance in neu erblühtem Holzschnitt verherrlichen zu lassen; Albrecht Dürer und Hans Burgkmair den Aelteren nahm er in seine Dienste, die u. a. den „Triumph", einen von Musikanten und Figuranten eingeleiteten Festzug mit dem Kaiser auf dem Triumphwagen im Mittelpunkt, zu zeichnen hatten. Nach diesen Zeichnungen schuf dann der Sohn des Hans die im Turnierbuch veröffentlichten Blätter in aquarellierten Federzeichnungen, deren Wert nicht am wenigsten darin liegt, daß sie die letzte Blütezeit des Rittertums verherrlichen und die zu den Kampfspielen Reitenden in voller Rüstung, sorgfältig und liebevoll gezeichnet und gemalt, dokumentarisch wiedergeben. Die Herausgabe des Werkes, das eine Faksimilereproduktion mit Handkolorit darstellt, darf zugleich als eine Meisterarbeit moderner Reproduktionstechnik angesprochen werden.

Dr. Heinrich Pudor.

*) Es sei z. B. an die alljährlichen Kriegsspiele der Berliner Turnerschaft mit ihren Jugendabteilungen erinnert.

Ein Meisterwort über die Fremdwörter. „Zur Annahme fremder Wörter bewog unser Altertum nicht nur der feste Zusammenhang mit der Ueberlieferung der Kirche und Schule . . . , sondern auch die Zier und Unbeholfenheit oder träge Versäumnis, sich in der eigenen Sprache nach einem ihr entsprechenden Ausdruck umzusehen. Allmählich begann jener Widerwille gegen den fremden Laut sich abzustumpfen und in ein pedantisches Beibehalten seiner vollen Aussprache umzudrehen; auf diesem Standpunkt sank das Gefühl für die eigene Sprache noch mehr, und den fremden Wörtern wurde der Zutritt ohne Not erleichtert: man suchte nun eine Ehre darin, das Heimische aufzugeben und das Fremde an dessen Stelle zu setzen.

Es ist Pflicht der Sprachforschung und zumal eines deutschen Wörterbuchs, dem maßlosen und unberechtigten Vordrang des Fremden Widerstand zu leisten . . . Das deutsche Wörterbuch enthält sich deshalb auch der aus der griechischen, lateinischen, französischen Sprache oder sonsther entlehnten Ausdrücke, deren Gebrauch unter uns überhand genommen hat oder gestattet wurde, ohne daß sie für eingetretene in unsere Sprache gelten können. Sie haben wohl versucht, sich einzunisten und eine Stelle zu besetzen, die noch offen stand, oder aus der sie schon ein heimisches Wort verjagten; doch ist ihnen ungelungen, eigentlich sich anzubauen. Ihr Aufenthalt scheint in vielen Fällen gleichsam ein vorübergehender, und man wird, sobald einmal das natürliche Wort den gebührenden Raum gewonnen hat, sie gar nicht vermissen. Solche fremde Ausdrücke kommen uns zwar täglich in den Mund, gehen aber die deutsche Rede nichts an, insofern sie andere, gleich gute bereits besitzt oder die in ihnen enthaltenen Vorstellungen nicht zu bezeichnen anstrebt . . . Wie der Stolz auf unsere eigene Sprache, der oft noch schlummert, einmal hell erwacht, und die Bekanntschaft mit allen Mitteln wächst, welche sie selbst uns darreicht, um noch bezeichnendere und uns angemessenere Ausdrücke zu gewinnen, wird auch die Anwendung der fremden weichen und beschränkt werden . . . Man darf überhaupt nicht vergessen, daß es keineswegs die Mitte des Volkes ist, die das Fremde in unserer Sprache heranschwemmte, vielmehr daß es ihr zugeführt wurde durch die dem ausländischen Brauch huldigenden Fürstenhöfe, durch den steifen und undeutschen Stil der Behörden, Kanzleien und Gerichte, sowie durch das Bestreben aller Wissenschaften, ihre Kunstausdrücke den fremden zu bequemen oder diesen den Rang vor jedem eigenen Wort zu lassen."

So hat Jakob Grimm schon vor 60 Jahren im Vorwort zu dem ersten Bande seines deutschen Wörterbuchs die einzig würdige Stellung zu Fremdwort und Sprachreinigung gekennzeichnet. Näheres über die Ansichten dieses unvergleichlichen ersten Vertreters einer wissenschaftlichen Deutschkunde findet man in der Schrift von Theodor Matthias, Der deutsche Gedanke bei Jakob Grimm (Leipzig, R. Voigtländer 1915, 134 S., 2 Mark). Man hat sie mit Recht ein wahres deutsches Brevier genannt.

Matthias (Plauen i. V.).

Inhalt des Heftes 47: Treibholz. Roman von H. Schobert. — Am Mövenstein. Roman von Ludwig Müller-Grimmold. — **Beiblatt:** Reife Sommertage. Gedicht von Kurt Siemers. — Erziehung zur Lebensmittelkarte. Von Paul Baumann. — Soldatengrab. Gedicht von Julius Haupt. — Erzerum und Trapezunt. Von Johanna Weiskirch. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 19. August 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 48

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Der Wille zur Flamme / Roman von Erika Riedberg

Renate Rautenberg saß an ihrem Kamin.

Versonnen blickte sie auf ein Zeitungsblatt in ihrem Schoß. Von breitem Trauerrand umgeben stand da unter den Todesanzeigen ein Name.

Frau Renate dachte nach, wie oft sie den Namen in diesen dicken Anzeigelettern gesehen. Viermal war es. Zweimal Verlobung, zweimal Vermählung kündend, dies, das fünfte Mal, war das letzte!

Nun war es aus!

Diese dicken, schwarzen Buchstaben sagten es, daß ein heißes, ruheloses Herz nun stillstand.

Marie Fels war tot.

Die besten Jahre des Lebens waren sie zusammengegangen, sie und die schöne Patriziertochter.

Vom ersten Schultag bis zum Hochzeitstag nicht eine Erinnerung, nicht ein Lachen und Weinen, das nicht gemeinsam gewesen.

Und dann war sie ihres Weges fern von ihr weitergeschritten. Aber Renate Rautenberg war treu.

Sie hatte nie aufgehört, würde nie aufhören, an sie zu denken.

Mehr als einmal hatte der Schicksalswagen Marie Fels' Glück und Hoffnung unter die Räder gerissen.

Ihre Hände hatten die Zügel wieder aufgegriffen, und das heiße Herz stürmte weiter auf neuer Lebensfahrt — begleitet von der Menschheit Gaffen, bewundert, verurteilt — bestraft! Verstanden wohl von keinem.

Und abseits vom Wege, auf dem der Schicksalswagen von Marie Fels dahinrollte, hatte schließlich auch Renate Rautenberg gestanden.

Auch die war nicht die breite Heerstraße gegangen.

Sie gehörte zu den Scheuen, Feinen, aus denen das Leben seine Träumer und manchmal seine Mittler und Dichter macht.

Auch um sie war das helle Lachen jungschöner Mädchenzeit verhallt, und in die Dämmerung ihres stillen Witwenzimmers klangen nur gedämpfte Töne.

Sie hatten beide das Eiland ihrer Sehnsucht nicht erreicht, aber eine von ihnen hatte schon im Leben den Frieden gefunden. — — Leise klopfte es. Die Tür öffnete sich. Die schlanke, etwas gebeugte Gestalt eines Mannes trat zu Frau Renates Kaminplatz.

Sie schaute empor, reichte ihm die Hand und wies schweigend auf den Sessel neben sich.

Und schweigend legte sie dann das Zeitungsblatt auf seinen Schoß.

Er nickte.

„So weißt du es schon, Renate?"

Es zuckte schmerzlich um ihren Mund.

„Daß wir beide es so erfahren mußten!"

„Was willst du, Renate! Sie hat auch im Leben nicht danach gefragt, was uns beide schmerzen konnte."

Sie sahen versonnen in die flackernden Flammen des Kamins. Warmen Schein warf die Lampe über die beiden Menschen, denen ein Name die Tage ihrer Jugend heraufgeholt,

Digitized by Google

aber aus allen Winkeln des weiten, stillen Gemaches wehte es wie dunkle Schleier des Entsagenmüssens, glitten blasse Schatten jener Sehnsuchtssucher, denen nie Erfüllung ward, die Schatten der eigenen Bestimmung, des einst verheißungsvollen Ichs.

Dann sagte der Doktor Ludwig Hart:

„Du solltest ihre Geschichte schreiben, Renate!"

Sie neigte ein wenig das Haupt.

„Es würde unser aller Geschichte werden. Deine und meine — und die der Toten."

„Ja, Renate!"

„In dieser Geschichte würde zuviel Sterben sein, zuviel Leidenschaft atmen, vielgestaltig, herzpressend und traurig."

„Der Wille zur Flamme müßte sie heißen", sagte Doktor Hart langsam.

„Wer von uns hatte den noch außer ihr?"

„Wir alle! Und heute, Renate, sage ich: Laßt ihn mir! Laßt ihn jedem, der ihn haben will."

„Trotz allem, Ludwig Hart?"

„Trotz allem, Renate! Was hilft alle Erkenntnismacht! Vergeblich dämmst du die stürzende Flut. — Der Wille zersplittert Recht und Ehre, Gegenwart und Zukunft — er reißt mit Eisenfäusten an sich, unwiderstehlich, unweigerlich seines Wollens Preis.

Wohl mögen Trümmer dieses Willens Bahn bezeichnen — aber es war Leben in ihm.

Wir lebten doch, Renate, und das Gespenst toter Stunden schleicht nicht zu uns heran, kauert nicht zwischen uns, grau und müde und kalt."

Er wies auf den Namen in dem Zeitungsblatt.

„Sie hat uns viel Schmerz gebracht — aber besser ein tapferer Schmerz, sei er auch rot vom warmen Herzblut, als blasse, wunschlose Kühle, Renate!"

„Wem sagst du das, Ludwig Hart?"

Er beugte sich vor und nahm die weiße, stille Frauenhand.

„Schreibe ihre Geschichte, Renate!"

Das Zeitungsblatt war zur Erde geglitten. Flammenschein flackerte über den Namen: Marie Fels.

Sie starrten schweigend darauf hin.

Dann hob die Frau die Augen zu ihres Jugendfreundes Antlitz.

Lange ruhten ihre Blicke ineinander.

„Noch einmal, Ludwig, es wird unser aller Geschichte."

„Schreibe sie!"

Er stand auf.

„Lebe wohl, Renate! Ich muß nun fort."

Sie schritten zusammen bis zur Tür.

Und dann ging Ludwig Hart zu seiner Frau, die nicht Marie hieß, und zu den Kindern, deren Mutter eine andere war.

Renate Rautenberg blieb groß und still mitten in ihrem Zimmer.

Der Kopf bog sich zurück, weit schauten die Augen — — dann rückte sie den Schreibtischsessel — die Arbeitslampe flammte auf.

„So will ich sie denn schreiben, die Geschichte der Marie Fels."

* * *

Heiß glühte die Sommersonne auf den Marktplatz der alten Handels- und Universitätsstadt hernieder.

Die Giebel der stolzen Patrizierhäuser standen weiß in der zitternden Hitze, dunkel breiteten sich ihre Schatten drunten auf dem Pflaster, und träumerisch plätscherte das Wasser des Brunnens in sein steinernes Becken.

Im Erker des am meisten im Schatten liegenden Hauses steht ein junges Mädchen.

Sie beugt sich weit aus dem geöffneten Fenster und blickt zur Höhe in die flimmernde Luft.

Ihre Augen sind groß aufgeschlagen, und von der Farbe des Meeres, wenn der Abendhimmel über den Wassern dunkelt. Braune Scheitel umrahmen ein schmales, elfenbeingetöntes Gesicht. Edel hebt sich der schlanke Hals aus dem Ausschnitt des lichten Sommerkleides.

Die Blicke folgen den majestätischen Kreisen eines Raubvogels hoch über den Dächern.

In die Meeresfarbe ihrer Augen kommt ein Brennen, ihre scharf umrissenen Lippen öffnen sich in einem Sehnen, das aufwärtsreißt zu den Weiten, die der Vogel dort oben

Digitized by Google

mit der stolzen Sicherheit seiner starken Schwingen durchmißt.

Er schwebt, wie getragen von sonnendurchtränkter Luft, er steigt, steigt, groß, ruhig —. selbstverständlich.

Und die geöffneten, dürstenden Mädchenlippen flüstern:

„In ihm ist die Ruhe des Starken! Der Wille zum Raub!"

Ihre Augen senken sich und ruhen ein paar Sekunden auf den weißgefiederten Tauben drunten am Brunnenrand.

Still sitzen sie und geduckt.

Spüren sie den Feind?

Lähmt sie die Nähe des Starken, des Grausamen?

Oder träumen sie ahnungslos, gedankenlos in blöder Sicherheit?

Der Mund des Mädchens lächelt leise — verächtlich.

Sie hebt die Blicke wieder vom kühlem Schatten zur Sonnenhöhe, wo ruhig der Vogel schwebt in Glut und Blau.

„Fliegend kommt man hinauf — oder nie."

Überschimmert von feuchtem Glanz, aber groß und ungeblendet blickt ihr Auge.

„Vollbringt es der Wille zum Licht, zum Leben allein? Wo sind die Schwingen, die mich dir nachtrügen, du dort oben?"

Ihr Gesicht wird finster. Die Lippen schließen sich und schicken doch tausend brennende Fragen in die geahnte, heißbegehrte Welt.

Zur Höhe steigen! Und von der Höhe aus die Weite messen.

Frei und stark!

Die Seele füllen mit Sonne — mit Glut!"

Die dürstende Seele!

Das Mädchen preßt plötzlich die Lippen. In das farblose Gesicht steigt ein leises Rot.

Ist es denn ihre Seele, die dürstet? Nach Sonnenhöhe?

Ist es nicht vielmehr das Verlangen ihres Herzens nach den roten, roten Rosen in des Lebens blühenden Gärten? Hier, hier auf dieser Erde, die so schön sein könnte — wenn — ja wenn — —!

Was ist in ihr, das sie den Vogel dort oben verstehen — beneiden läßt?

Wer sagt, daß auf dem Flug zur Höhe nicht auch die Alltäglichkeit lastet, wie hier drunten in der Enge?

Das ist es! Eingeengt! Bis das Auge blinzelnd das Sonnenlicht nicht mehr verträgt, bis die Schwingen kraftlos und die Seele leer geworden.

Umgittert! Eingeengt! Das ist es!

Der Vogel droben schießt plötzlich hernieder!

Wie ein Fallen ist es durch Glanz und Blau — —

Das Mädchen sieht ihn nicht mehr — sie senkt die Blicke. Die Zähne schimmern zwischen den Lippen.

Sie ahnt, wie er jetzt auf Wehrloses, Lebendiges stößt. Wie er sein Opfer mit Klauen und Schnabel packt — — Wer ward ihm zur Beute? Wer verblutet jetzt in den Fängen des Starken?

„Was kann er dafür?"

Gott schuf ihn zum Raubvogel."

Marie Fels bleibt noch auf ihrem Platz. In ihre Züge kommt allmählich Ruhe.

Sie sieht geradeaus auf das Erkerfenster des Hauses jenseits des Brunnens. Es ist geöffnet. Glatt hängt der Mullvorhang herab.

„Enge! Enge! Dort wie hier! Aber drüben ist der Friede."

Marie wölbt die Hände um die Lippen.

„Renate!" hallt es klingend hinüber.

Nach einer Weile wird der weiße Vorhang zurückgezogen.

Ein blondes Mädchen steht im Fensterrahmen.

Es ist Renate Herwig, die Tochter des Kreisarztes, der drüben im Hause des Justizrates Hart die beiden oberen Stockwerke bewohnt.

„Was willst du, Marie."

„Komm doch herüber! Es ist so still um mich."

Renate nickt.

„Gleich."

Am Fenster des Erdgeschosses hat sich ein Männerkopf von dem aufgeschlagenen Buche erhoben — blaue, nachdenkliche Augen sehen zum Nachbarerker hinauf — —

Ob Marie Fels es sieht?

Digitized by Google

Und das ist Ludwig Hart, der Sohn des Justizrates. — —

Renate Herwig war in den hohen Flur des Felsschen Hauses getreten.

Das ganze weitgestreckte Erdgeschoß nahmen die Kontorräume der ausgedehnten Verlagshandlung ein.

„Fels & Sohn."

Geborgen der Autor, dessen Werke unter dieser Flagge die heikle Fahrt in die Öffentlichkeit begannen.

Kühl wehte es von den Wänden. Sie sind dunkel gemalt, und die Türen hoch und vom Alter braungebeizt.

Patrizierluft! Stolz, verschlossen! Kalt!

Im Hintergrund führt eine breite Glastür auf den Hof, den hohe, kahle Nebengebäude des Geschäftshauses umschließen.

Die Druckerei, die Räume der lithographischen Anstalt, Kopiersäle, Lagerkeller, Lagerböden — — — Patrizierluft! Solide! Schweigsam — nüchtern!

Über die untere Hälfte der schönen, alten Treppe spielten breite Sonnenstreifen.

Und mitten in diesem Lichte blieb Renate Herwig stehen, denn eine Tür hatte sich geöffnet, und der Chef des Hauses war zu seiner Schwester Freundin herausgetreten.

Karl Markus Fels trug seine hohe Gestalt etwas gebeugt.

In dem schmalen, bartlosen Gesicht standen sehr hellgraue Augen in seltenem Gegensatz zu dunklen Brauen und Wimpern.

Er streckt Renate seine Hand hin.

„Du willst zu Marie?"

Sie nennen sich alle du, die Nachbarskinder um den alten Brunnenplatz, auch Karl Markus, der um etliche Jahre ältere.

Renate nickt. „Sie rief mich eben."

„Ich hörte es."

Markus' Blicke ruhen auf ihrem Gesicht. In seine kurzsichtigen Augen kommt ein tiefer Glanz. Die Linien des herbgeschnittenen Mundes werden weich.

Er nimmt ihre Hand von dem braunpolierten Treppengeländer und hält sie zwischen seinen Händen.

Renate löst leise ihre Finger. Ihre Stirn hat sich gerötet, ihr klarer Blick ist unsicher geworden.

„Geht ihr zum Garten hinaus?" fragt Markus nach einer Weile.

„Ich weiß nicht, was Marie will."

Er beugt sich zu ihr.

„Tut es, ich komme bald nach."

Ein langer liebevoller Blick umfaßt ihre Gestalt, und der Chef des Hauses tritt wieder in sein Arbeitszimmer. — —

Renate steigt langsam treppan.

Wie es mit jeder Stufe höher lichter wird!

Hier oben alle Türen weiß, mit kunstvoll geschnitzten Aufsätzen, die Messingklinken blitzen, und die Spiegel prunken in breiten Goldrahmen — alles hell und glänzend.

Maries Mutter, die schöne Bürgermeistertochter, hatte es so gewollt, als sie ganz jung, ganz lebensfroh in das alte Patrizierhaus eingezogen war.

Nur für zehn Jahre!

Dann wurden hier in der Stadt die hellen Räume verschlossen, und vor dem Lusthäuschen draußen vor dem Tore lagen die Läden.

Kein leichter Schritt kam mehr die Stufen zur Veranda hinauf. In den mit Buchsbaum eingefaßten Wegen wuchs Gras, und die Blumen der toten Frau welkten, von keinem gepflückt.

Der einsame Mann im alten Hause am Markt lebte sein Leben fortan in den dunklen Räumen des Erdgeschosses — an den hellen Türen des Oberstocks ging er mit gesenktem Kopf vorüber.

Die beiden Kinder, Karl Markus und Marie, wohnten mit ihrer Pflegerin und Erzieherin in den Giebelzimmern — weitab vom Vater.

Und weitab von einem Herzen, das ihre Freuden und Leiden verstanden und mit ihnen geteilt hätte, wuchsen sie auf.

Keine glücklichen Kinder!

Einsam waren sie in dem großen Hause, das kein Lächeln und kein heiteres Wort der Mutter mehr erhellte.

Aber sie besaßen etwas, das auszusterben beginnt in dieser modernen Welt: sie hatten eine Nachbarschaft.

Gegenüber das Haus am alten Brunnenplatz war ebenso alt, so stolz und so voller Tradition, wie das von Karl Markus Fels,

Digitized by Google

dessen Firmenschild seit manchem Jahrzehnt das gotische Portal krönte.

Justizrat Hart hatte das Haus von seinem Vater geerbt, der wieder von seinem Vater — bis zurück zum Urgroßvater und darüber hinaus.

Als dritter gehörte, ebenfalls aus alteingesessener Familie, der Kreisarzt Doktor Herwig zur Nachbarschaft.

Der Doktor hatte nach dem Tode seiner Frau das Familienhaus seinem Schwager, dem Senator Rautenberg überlassen und war mit seinem einzigen Kinde zu seinem Jugendfreund Hart am Brunnenplatz gezogen.

„Ist mir bequemer so. Einen Jungen hab ich nicht — und die Renate mal einheiraten lassen — wer weiß, ob sich das mal macht."

So hatte er gesprochen und seine Handlungsweise nicht bereut.

Sie waren alle gute Freunde untereinander gewesen, die Alten, und blieben es im echten Sinne getreuer Nachbarschaft.

Und wie sie selbst vor Jahren, so wuchsen nun ihre Kinder heran in dem Gefühl des Zusammengehörens, und einer selbstverständlichen Anteilnahme des einen am Wohl und Wehe des anderen.

Es war ihnen alles gemeinsam.

Drinnen in der Stadt die Kinderspiele um den Brunnenplatz, die Entdeckungsreisen in geheimnisvollen Winkeln der alten Häuser mit ihren Höfen und Nebengebäuden und draußen vor dem Tor in den aneinandergrenzenden Gärten.

Sie waren unwahrscheinlich altmodisch, diese Gärten.

Heckenwege führten zu ihnen hinaus, in ihren Büschen und Bäumen nisteten die Vögel ungestört von Säge und Schere, und die Rabatten trugen Blumen bunt durcheinander.

In beiden stand ein Lusthäuschen mit einem Vorbau und einer Küche zum nachmittäglichen Kaffee- und Teekochen.

Seit die schöne Mutter die fröhlichen Augen geschlossen, spielten Markus und Marie im Hartschen, nicht im elterlichen Garten.

Denn erst nach Jahren gewann es ihr Vater über sich, die verwachsenen Wege zu betreten und das verrostete Schloß des Häuschens wieder zu öffnen.

Hiernach aber saß er, als ob ihm die langgemiedene Erinnerung wehe und wohl zugleich tue, manche Stunde unter dem Vorbau und sah müde in den Abend, bis der Justizrat an die nachbarliche Hecke trat oder bei dem alten Freunde niedersaß, und mit ihm auch der Doktor Herwig nach getanem Tagewerk zu einem gutnachbarlichen Wort herauskam.

Die Kinder aber hatten sich fortgewöhnt und fanden sich auch nicht zum Vater zurück.

Sie blieben jenseits der Hecke mit ihrem Ärger übereinander wie auch in ihrem gewöhnlichen Zustand des „Zusammenklettens", wie die Justizrätin Hart diese Freundschaft der Nachbarskinder nannte.

Die sanfte Frau war die einzige Autorität, die von den vieren zuweilen anerkannt und bei einer jeweiligen Trennung der Parteien angerufen wurde.

Selbst der Justizrat war machtlos gegenüber den Streichen und Unternehmungen der „Vier". Selbst er mußte an die Autorität seiner Frau appellieren, wenn sie es zu arg getrieben hatten.

„Du mußt dir die Bande mal wieder vornehmen, Frau," pflegte er zu sagen, „namentlich die Marie. Auf den Vater ist ja in Erziehungsfragen nicht zu rechnen, wir müssen eben heran. Täglich irgendeine Dummheit oder Bockigkeit. Und die anderen drei wie hinterm Leithammel hinter ihr her. Und dabei wird die Kröte immer widerhaariger und eigensinniger."

Dann nickte die Rätin ein wenig sorgenvoll.

„Ja, aber auch immer hübscher und besonderer."

Der Justizrat erstaunte.

„Besonderer? Ich finde nur viel Eigenwillen und Übermut in ihr. Aber Besonderes? Dies Gör?"

„Lieber Mann, ich will von Herzen wünschen, daß uns dies Gör nicht noch einmal viel, viel zu schaffen macht."

Der Justizrat lachte herzlich.

„Liebe Frau! Meinst du uns oder unseren Jungen? Laß sie sich doch später mal

Digitized by Google

in Gottes Namen heiraten. Der wird schon mit ihr fertig werden."

Was Ludwigs Mutter bei diesem zuversichtlichen Worte dachte und — verschwieg, hat sie ihrem Manne auch später nicht verraten.

Sicher ist, daß sie allein auf den wirren und verschlungenen Wegen der Vier Bescheid gewußt und ihnen in Liebe und Sorge nachgegangen wäre.

Und immer notwendiger ward ein bißchen Liebe und Sorge.

Denn als Marie Fels zwölf Jahre alt war und ihr die braunen und der gleichalterigen Renate Herwig die blonden Zöpfe lang und schwer über den Rücken hingen, kam noch ein fünfter in ihre Nachbarschaft: Lothar Haller, ein Neffe und Mündel vom Justizrat Hart.

Er kam aus der Großstadt, war der Sohn eines Chirurgen von großem Ruf, hatte Vater und Mutter rasch hintereinander verloren und brachte die ganze Liebenswürdigkeit und Sicherheit eines begabten, ein wenig verwöhnten Jünglings mit.

Die vier Nachbarskinder hatten dem neuen Genossen mißtrauisch entgegengesehen.

Marie sagte verächtlich ablehnend:

„Gewiß wird er sich aufspielen, der Großstadtbengel."

Und Ludwig Hart, sein Vetter, versprach ihm im voraus:

„Na, das wird ihm bald abgewöhnt. Aus dem Urwald sind wir hier auch nicht gerade. Und berühmte Leute, wie sein Vater war, haben wir hier auch.

Unsere Universitätsklinik ist auch nicht von Pappe."

Markus schwieg. Er stand nun vor dem Maturum. Seine Zeit war knapp, aber er brachte es nicht fertig, die drei ohne ihn ihren Sinn und Unsinn, ihre junge Weisheit und alte Torheit hinreden zu lassen.

Er arbeitete manche Nacht hindurch, um nicht zwischen ihnen zu fehlen — um Renates blaue Augen, ihr liebes Wort nicht zu entbehren.

Vor Lothars Ankunft saß ihm eine scheue, verschwiegene Furcht im Herzen.

Vorsichtig und die größte Unbefangenheit heuchelnd, suchte er Renates Meinung über den Zuwachs zu erfahren.

Unbeschreiblich erleichtert war er, als sie ihm etwas ungeduldig antwortete:

„Stellt euch doch nicht so wegen der Geschichte an. Wir Vier werden doch mit so einem Jungen fertig werden, und wenn er nicht will wie wir und am Ende denkt, er kann uns imponieren — na, so lassen wir ihn einfach laufen. Der soll uns nur kommen, uns vieren."

„Der? Der soll uns wenig Schmerzen machen, Kinder", sagte auch Marie mit ihrem hochmütigsten Gesicht.

Markus atmete auf.

Wer sagte ihm denn auch, daß dem „Neuen" gerade Renate gefiel. War Marie nicht die schönere? Und für solchen Großstädter doch auch sicherlich viel interessanter als die stillere Renate.

Ja, er sollte nur kommen. Sie würden sich durch ihn nicht stören lassen. Nein, zwischen den Vieren blieb alles, wie es war.

Und dann eines Tages war der schöne, junge Mensch da — und alles war Lachen und selbstverständlicher Zusammenschluß.

Ein heiterer Blick, ein fester Händedruck — und die neue Nachbarschaft war besiegelt.

Bald danach machte Markus sein Maturum.

Er war nun zwanzig Jahre alt und nahm fortan seinen Platz im Kontor der Firma ein.

Ob er es gern tat? Er hat zu keinem davon gesprochen.

Wozu auch? Er war der Erbe und künftige Chef — — das Bewußtsein steckte im Blut als Lebenszweck und Lebensaufgabe wie eine unerschütterliche Pflicht und Gewißheit.

Nie hätte Karl Markus daran gerüttelt, selbst wenn ihn Neigung und Gaben auf einen anderen Weg gewiesen.

Nicht viel später, so gingen auch die Vettern glatt durchs Examen, um beide als Studierende, Ludwig Hart der Rechte, Lothar Haller der Medizin, in die Register der heimischen Universität eingetragen zu werden.

Und wieder über eine Weile steckten Marie und Renate ihre Zöpfe zu einer Flechtenkrone um den Kopf, und die Justizrätin bestellte ihnen die Einsegnungskleider und alles, was ein Mädelchen zu den langen Kleidern nun nötig hat.

Digitized by Google

Sie krochen jetzt nicht mehr durch Hecken und Büsche, verstiegen sich nicht auf Böden bis unter das Dach auf der Flucht vor den verfolgenden Jungen — sie waren die entzückendsten Backfische, nicht allein des alten Brunnenplatzes, sondern der ganzen Stadt.

Und der Justizrat sagte zu seiner Frau:

„Ja, liebe Alte, an den beiden mutterlosen Gören hast du dir 'nen Gotteslohn verdient. Famose Krabben sind es geworden! Keck und selbständig, aber herzerquickend gesund und — unschuldig. Hat es ihnen geschadet, daß sie mit den Jungen wie Jungen aufgewachsen sind? Sehr im Gegenteil!

Geh' mir mit allen streng behüteten Zimperliesen, die öffentlich die Augen niederschlagen und heimlich ihre Primanerstelldichein haben." — —

Die Justizrätin nickte zu den Ausführungen ihres Mannes.

Ihr sanftes Herz, das so werktätig liebte und so viel zu verschweigen vermochte, hatte es längst gefühlt, daß ihre beiden Mädelchen nicht mehr wie Jungen zu den Jungen standen.

Hätte sie länger, als ihr beschieden war, über dem Wohl und Wehe der Nachbarskinder am Brunnenplatz wachen können, hätte Marie Fels später aus ihrer selbstgewählten Welt noch ein oder das anderemal zurückkehren können an ihren Platz in dem alten Patrizierhaus gegenüber, zu den treuesten Herzen darin, vielleicht hätte sie mit eigenen Händen in die Speichen ihres Schicksalswagens aufhaltend gegriffen — vielleicht! —

Als die Vettern stolz die ersten Schmisse trugen, kam die Tanzstunde.

Wie zwei junge Birken standen sie nebeneinander, die Braune und die Blonde in ihren weißen Kleidern mit den zartgrünen Schärpen.

„Siehst du sie?" fragte Lothar Haller am anderen Ende des Saales und faßte Ludwigs Hand. „Siehst du sie?" Mensch, begreifst du soviel Schönheit, hast du je sowas gesehen wie die Marie?"

Ludwig machte ärgerlich seine Hand los.

„Quatsche keinen Unsinn", sagte er grob. „Ich kenne sie doch wohl länger als du."

Und dann biß er die Zähne zusammen, und seine Blicke trugen alle Not seines Herzens zu ihr hinüber.

Neben ihm sprach Lothar weiter, indes seine heißen Augen sich an Mariens Schönheit satt tranken.

„Sieh sie doch nur an, Mensch! Und zeige mir an der klassischsten der Göttinnen reinere Linien. Wie sie da den schlanken Oberkörper beugt und nun den Kopf zurück in den Nacken biegt —"

„Sei doch still! Das ist ja ekelhaft, wie du sprichst!" unterbrach ihn Ludwig zornig.

Lothar sah ihn ehrlich erstaunt an.

„Ekelhaft? Die Freude an der Schönheit? Armer Junge, wenn du die nicht kennst, mußt du noch viel lernen."

„Und du mußt Respekt lernen vor einem Mädchen, das dich gar nichts angeht. An das du nicht eine Spur von Recht hast. Und das du ansiehst, wie — wie — einfach ekelhaft."

Lothar überhörte die letzten Worte. Seine Augen blitzten.

Laut sagte er:

„Kein Recht? Ich habe auf alles ein Recht, was schön ist. Und was mir gefällt, das nehme ich mir."

„Aber Marie nimmt dich nicht! Nie im Leben! Du hast ja den Rappel vor Eitelkeit."

Sie maßen sich eine Weile schweigend mit Blicken, aus denen die Freundschaft gewichen war, dann sagte Lothar kalt:

„Auch Höflichkeit mußt du noch lernen. Übrigens: ich bin nicht eitel. Es ist meine Natur so und — mein Wille."

Er ließ Ludwig stehen und ging zu den beiden Mädchen hinüber.

Renate blickte ihm forschend entgegen. Sie sah Ludwigs blasses Gesicht, die blitzenden Augen Lothars — und wußte, wer der Gegenstand ihres Wortwechsels gewesen war.

Marie sprach absichtlich abgewandt mit Markus, der Renates Tanzkarte fast ausschließlich mit seinem Namen füllte.

Lothar spürte das Gewollte in Maries Haltung.

Gut! Mochte sie trotzen! Er hatte sie warten lassen und gönnte ihr nun gern die Freude, ihn ihre Ungnade fühlen zu lassen.

Lächelnd streckte er die Hand nach Renates Tanzkarte aus.

„Lieber Markus, läßt du noch was übrig? Ich darf doch Renate?"

Digitized by Google

Er sah nicht das Aufleuchten in ihren Augen, er beobachtete, wie sich in Maries Stirn die bekannte Falte grub.

Immer die Blicke fest auf dies schöne, trotzig abweisende Gesicht gerichtet, nahm er Renates Karte.

„Aber Markus", rief er lachend. „Ausgerechnet zwei Tänze hast du frei gelassen —"

Ludwig war herangetreten. Er zog Lothar das Kärtchen aus den Fingern und sagte schroff:

„Auf die beiden Tänze möchte ich mit deiner Erlaubnis, Renate, Anspruch erheben."

„Bitte sehr", rief Lothar. „Wenigstens wollen wir teilen. Und Renate muß darüber entscheiden."

Ehe Renate antworten konnte, rief Marie spöttisch:

„Laß ihm doch die Tänze, Ludwig! Du bekommst dafür meine beiden letzten. Ich habe sie für dich aufgehoben."

Mit einem Schritt stand Lothar vor ihr.

„Deine letzten Tänze! Für Ludwig aufgehoben! Und für mich — keinen?"

„Für dich? Wieso? Wo steht geschrieben, daß ich für dich Tänze aufheben muß? Brauche ich überhaupt mit dir zu tanzen?"

„Ja! Und du wirst mit mir tanzen, Marie!"

„Ich denke nicht daran! Glaubst du, ich warte demütig, bis du dich zu der Bitte herabläßt? Und du bittest ja nicht mal, du kommandierst einfach. Ich lasse mich nicht kommandieren, und ich brauche nicht auf dich zu warten, verstehst du?"

„Du wirst mit mir tanzen, Marie!"

„Nein!"

„Gut! Wie du willst! Dann aber auch mit keinem anderen! Von dieser Stelle hier bringe ich dich nach Hause und schließe dich ein, wenn es sein muß."

„Bist du verrückt? Was maßt du dir überhaupt an?"

„Ich bringe dich nach Hause, oder du tanzt mit mir! Grundlos beleidigen lasse ich mich nicht."

„Ich dich beleidigen? Was tust du denn? Beleidigst du mich etwa nicht? Und mich wahrhaftig ohne Grund."

„Ich habe eine andere Auffassung. Aber du hast ja die Wahl: entweder du tanzt mit mir, oder ich bringe dich nach Hause."

Als sie ohne zu sprechen ihn nur mit glühenden Augen anfunkelte, wandte er sich zu Markus.

Ehe er aber noch sagen konnte: „Deine Schwester fühlt sich nicht wohl. Ich bringe sie nach Hause —" warf ihm Marie ihre Tanzkarte zu.

„Da! Wenigstens blamieren sollst du mich nicht. Aber vergessen tue ich dir dies nicht. Darauf kannst du dich verlassen."

Lothar schrieb seinen Namen hinter beide Tänze und reichte lächelnd die ihm so wild zugeschleuderte Karte zurück.

„Das weiß ich, Marie, daß du nicht vergißt, wenn du gezwungen wurdest."

Sie ward kreideweiß vor Empörung.

„Ich glaube, ich hasse dich, Lothar! Ja, ganz gewiß, ich hasse dich."

„Sicher glaubst du das, Marie — aber eines Tages wirst du etwas anderes glauben müssen. Und nun laß uns tanzen."

Er zog ihren Arm unter den seinen. Und sie ging mit ihm — wenn sie auch auf diesem festen Jünglingsarm ihre Hand zu einer kleinen Faust ballte. — — —

So zwang damals Lothar Haller die trotzige Marie Fels — — und glaubte so gewiß, sie ein ganzes langes, gemeinsames Leben zwingen zu können zu ihrem und seinem Glück. — —

Damals!

So stritten und versöhnten, haßten und liebten sie sich durch die ersten Jugendjahre, bis für die Mädchen die übliche Pensionszeit kam, Karl Markus als Volontär in eine Leipziger Firma eintrat, und die Vettern in den Examenssemestern steckten.

Und dann kam der Tag, an dem Karl Markus der Ältere die Augen für immer schloß.

Noch einmal versammelten sie sich alle, die ganze gute, alte Nachbarschaft um seine letzte Lagerstatt. — —

Noch einmal — denn wenige Tage danach trugen sie auch die Justizrätin zu Grabe.

Ganz plötzlich stand ihr sanftes Herz still — ganz leise und lind legte der Tod ihre lieben, sorglichen Hände zur Ruhe.

Digitized by Google

Nun waren sie alle mutterlos, die Nachbarskinder — und fester und fester schlossen sich Renate und Marie aneinander.

Karl Markus, der junge Chef des alten Hauses, hatte lange überlegt, ob es nicht nötig sei, der Schwester den Schutz einer älteren Dame zur Seite zu stellen, aber Marie wehrte sich mit ihrem ganzen Eigenwillen gegen seine Absicht.

Sie war außer sich und wiederholte ungezählte Male:

„Renate ist da! Ich will niemand sonst. Ich bin immer allein hier im Hause gewesen. Ich will auch allein bleiben. Ich bitte dich, sei doch aufrichtig: Was hat denn Vaters Tod verändert? Mein Leben doch gewiß nicht. Wann hab ich Vater denn gesehen? Zu den Mahlzeiten. Wann hat er mit mir gesprochen? Keine zehn Worte tagsüber.

Nichts wußte ich von ihm, er nichts von mir. Und nun soll ich plötzlich nicht allein fertig werden können?

Wo doch Renate da ist und die beiden anderen drüben auch.

Einsamer wie wir bei Vater gewesen sind, können wir nicht werden, und wenn wir nicht die Nachbarschaft und Ludwigs gute, gute Mutter gehabt hätten, dann wäre wohl wahrhaftig nichts Gescheites aus uns geworden — — wovon ich mich übrigens auch jetzt noch ausnehme," fügte sie trotzig ein.

„Was noch da ist von der Nachbarschaft das soll zusammen bleiben, und das ist auch genug. Wir, Renates Vater und Ludwigs Vater — Fremde wollen wir nicht. Ich wenigstens nicht"

So blieb sie allein bei ihm in dem großen, düsteren Hause, und Markus fügte sich ihrem kräftigen Willen.

Nur eines setzte ihre Energie auf die Dauer nicht durch: das Fernhalten von Fremden.

Eine Wegstunde von der Stadt, in einer Talsenkung, so malerisch und grün und kühl wie nur ein Eichendorffscher stiller Grund sein kann, hatte der Schwager des alten Karl Markus Fels die Anlage einer mit weit ausgedehntem Sägewerk verbundenen Parkettfabrik unternommen.

Er war dann bald darüber weggestorben und das großangelegte Werk verpachtet worden, bis nun der einzige Sohn sein Erbe antrat und selbst verwaltete.

Es war natürlich, daß Georg Friedrich Bergedorf, der junge Besitzer von Niederstett, die verwandschaftlichen Beziehungen zu Karl Markus und seiner Schwester aufnahm.

Er traf Marie Fels in der Zeit eines wunderlichen seelischen Zwiespaltes.

Neben der trotzigen Abwehr gegen alles von außen Kommende drängte doch ihre leidenschaftliche Natur einem voller rauschenden Lebensstrom entgegen.

Heute wollte sie die Herrin, die Königin ohne Nebenbuhlerschaft, ohne Kritik in dem kleinen, engumhegten Kreise bleiben, der andere Tag fand sie ermattet an dem Langgewohnten, immer Gleichen.

Sie war zu selbstherrlich, fast zu bequem, um sich Neuem anzupassen, vielleicht sogar mit der Verpflichtung, sich diesem Neuen unterordnen zu müssen — und wollte doch heimlich etwas anderes als den ewigen, unausgefochtenen Kampf gegen Lothars siegessicheren Willen und noch mehr gegen Ludwigs bittendes Werben.

Sie glühte in tausend Sehnsüchten und spottete in Trotz und Kälte.

Sie wollte volles, heißes Leben — Leben um jeden Preis — und wagte doch nicht den Damm vor der stürzenden Flut des Geahnten und Ersehnten niederzureißen — — —

Denn noch lebte in ihr neben dem bewußten Willen zur leuchtenden, vollen Flamme des Lebens eine leise, zage Furcht, die Fackel aufzugreifen und an der Glut ihrer verlangenden Seele zu entzünden.

Fremd, kalt und trotzig stand sie jetzt im Kreise der Jugendgenossen — und nur eine, die sanfte Frau, die zu früh für das Glück von Marie Fels gegangen war, hatte den inneren Feuerbrand geahnt. —

Und einer, der kam. —

Georg Friedrich Bergedorf war schon mehrere Male in dem alten Hause am Brunnenplatz gewesen, ohne Marie zu sehen.

Von früherem kurzen Aufenthalt in Niederstett her hatte er sie im Gedächtnis als einen widerborstigen, lang aufgeschossenen Backfisch, der in Unliebenswürdigkeit Hervorragendes leistete und wie ein wilder Bube mit den Nachbarskindern auf dem Brunnenplatz herumtobte.

Digitized by Google

Später hatte er einen anderen, sehr nachhaltigen Eindruck von ihr gehabt, als er sie bei ihrer Rückkehr aus der Pension auf einem Berliner Bahnhof getroffen.

Er war frappiert. Und hatte ihr sein Erstaunen über ihre Erscheinung ziemlich unverhohlen gezeigt.

Und da hatte er gespürt, daß unter seinem Blick während ihres ziemlich banalen Perrongespräches in ihre kühlen, meerfarbenen Augen ein Aufhorchen, ein Fragen und Abwehren gekommen war.

Plötzlich, mitten in seinem lässigen, halb gönnerhaften, halb kurmachenden Sprechen hatte sie sich kurz abgewandt und ohne ein weiteres Wort die Tür ihres Abteiles hinter sich geschlossen.

Er lächelte damals über die unbeholfene Zurückweisung des kleinen Provinzmädels, aber diese Begegnung machte ihn doch jetzt bei seiner Übersiedlung nach Niederstett auf das Wiedersehen mit Marie Fels gespannt.

Jedoch Markus mußte ihm wiederholen:

„Meine Schwester ist gerade drüben bei unseren Freunden."

Und als dann der junge Fabrikherr diesen Freunden einen tadellosen Besuch machte, — war seine Kusine eben fortgegangen.

Aber eines Tages sah er sie doch in ihrer jungen Schönheit.

Auf der Treppe zu den hellen Zimmern des Mittelstocks, die nun wieder geöffnet waren, begegneten sie sich.

Er kam mit Markus hinauf, sie mit Renate herunter.

Ein kühler Händedruck, ein paar Phrasen, schnell und eindruckslos — nur zum Schluß die Einladung zu einem zwanglosen Beisammensein an einem der nächsten Abende — nichts weiter.

Und heute war dieser Abend. — — — —

Renate Herwig hatte den letzten Treppenabsatz erreicht.

Der ganze obere Vorplatz war wie in Helle getaucht, und eine breite Woge Sonnenschein flutete durch die weiße, offene Tür, in der Marie Fels stand.

„Warum kamst du nicht früher, Renate?" sagte sie und zog die Freundin in die große, schöne Stube.

Im Erker, von dem aus Marie dem Raubvogel nachgesehen, saßen sie nieder.

Renate antwortete mit ihrer klaren Stimme:

„Wir sollen doch heute Abend alle hier sein."

Marie lehnte sich lässig zurück. Ihre Blicke schweiften.

„Ja, gewiß! Heute abend! Aber du kommst doch sonst jeden Nachmittag. — Und findest du es nicht auch entsetzlich schwül hier."

Renate lächelte.

„Es sind ja auch alle Fenster offen. Du hast die ganze Sonne hereingelassen."

„Ja, ich habe sie hereingelassen."

„Wir können ja nach dem Garten gehen, wenn es dir hier zu heiß ist." schlug Renate etwas zögernd vor. „Markus wollte es gern."

„Ach lieber Gott, nein! Wenn heute abend der Vetter vom Lande kommt, gibt es doch noch eine sentimentale Wanderung dahin durch Mondenschein und Wiesenduft."

Renate schüttelte den Kopf.

„Sentimental sieht Bergedorf nun nicht gerade aus. Ich glaube auch nicht, daß du das wirklich findest."

Marie verschränkte die Hände im Nacken und setzte ihr gleichgültigstes Gesicht auf.

„Ich finde ihn überhaupt nicht — höchstens fade mit der steifen, ewig gleichen Miene."

Renate sah sie forschend an.

„Ich verstehe nicht, weshalb du deinen Vetter absichtlich falsch schilderst. Du weißt doch sehr genau, daß er nicht fade ist. Eher das Gegenteil. Du bist merkwürdig gereizt — beinahe als hätte er dich irgendwie verletzt."

„Der verletzt? Das könnte mir wahrhaftig nicht passieren. Aber langweilig ist er. Korrekt, zugeknöpft, abgemessen — als müßten wir von ihm Lebensart lernen! Noch schöner!"

„Du bist heute wirklich etwas schwer verständlich, Marie. Wollen wir nicht doch noch in den Garten gehen?" fragte Renate ein wenig ungeduldig.

Marie ward rot. Verdrossen sagte sie:

„Nein! Du hörst doch, daß da heute abend so'n Zauberfest sein soll. Wir können doch nicht zweimal hinauslaufen."

„Früher sind wir zwanzigmal hinausgelaufen," sagte Renate achselzuckend.

Digitized by Google

„Ja! Früher!"

Renate sah sie ernst an.

„Es ist manches anders geworden, Marie! Du bist blaß und unlustig.

Sieh dort — verstaubt und ungebraucht deine Harfe. — Warum spielst du nie mehr?"

„Ach, die Harfe! Überflüssig wie alles hier."

Renate stand vor dem Instrument. Ihre Hand strich über die Saiten.

„Wenn du nur wolltest — Künstlerin könntest du werden. —"

Marie lachte spöttisch.

„Lieber Gott, Renate! Gerade so gut könnte ich dir sagen: Wenn du nur wolltest, Schriftstellerin könntest du werden."

„Nein, es ist etwas ganz anderes. Du hast Talent — Ich plaudere ein wenig mit der Feder. Das ist alles.

Wieviel Freude könntest du von deinem Gesang haben."

„Ich will aber nicht. Vielmehr — ich mag nicht — hier nicht."

Sie schwiegen eine Weile, dann beugte sich Marie plötzlich zu Renate. Ein Lächeln übergoß ihr stolzes Gesicht mit Lieblichkeit.

„Sei nicht böse! Ich fühle selbst, wie abscheulich ich bin. Eine gräßliche Eigenschaft, andere zu plagen, wenn einem selbst nicht wohl ist. Verzeih!"

„Ich brauche dir nicht zu verzeihen, Marie, wir sind doch Freunde. Aber sage mir, was dich so verändert hat. Du quälst dich — ja — und du quälst auch andere."

Das liebliche Lächeln verflog. Sie sah wieder hart und verdrossen aus.

„Andere? Damit meinst du die beiden Vettern?"

„Wenn du fragst — ja! Aber ich meine hauptsächlich Ludwig. —"

„Lothar nicht?"

„Der läßt sich nicht quälen — in dem Sinne selbst nicht von dir."

„So?"

Die wundervoll gezeichneten Lippen umflog ein spöttischer Zug. „Na, dann ist das herzlich gegenseitig — — Will ihm nicht raten, daß er's sich im Ernst herausnimmt."

„Herausnimmt? Lothar ist gerecht und selbstbewußt. . . Er will sich deine zeitweiligen Launen nicht gefallen lassen wie das leider Ludwig tut."

„Ach so! Lothar ist gerecht und selbstbewußt — ist ein Mann — und Ludwig eine Schlafmütze! Er kann sich für dein Urteil bedanken, der gute Junge."

„Marie, laß dies abscheuliches Höhnen. Bedenke, was du sprichst. Du weißt so gut Bescheid über uns alle . . . gegen besseres Wissen redest du . . . dich und unsere Freundschaft setzt du herab."

Marie war aufgestanden. Entfernt von Renate ging sie im Zimmer hin und her. Die Arme verschränkte sie im Rücken.

Die idealen Linien der Gestalt traten prachtvoll hervor.

Sie war ein herrliches Geschöpf in ihrer trotzigen Grazie und blühenden Kraft, die Marie Fels von — damals.

Sie blieb vor Renate stehen.

Du bist nicht sehr freundlich gegen mich. Was habe ich dir getan?"

„Getan nichts, Marie! Ich sehe dich nur am Werk, in wenig verständlicher — und verzeih — auch in wenig edler Weise die alte Kinderfreundschaft zwischen uns allen zu zerstören."

„Wenn die zerstört wird, so tue ich es nicht allein. Kannst du leugnen, daß die beiden drüben die größere Schuld haben? Zerren sie mich nicht beständig hin und her? Der eine mit seiner Herrschsucht, der andere mit seiner Weichheit?

Lothars Mentorart! Die lasse ich mir nicht gefallen. Ich lasse mich nicht beherrschen, von keinem in der Welt! Nicht durch Bitten, nicht durch Anmaßung. — —

Ich will frei sein!"

„Von wem willst du frei sein, Marie? Von — uns?"

Sie stand abgewandt am Fenster. Ihre Blicke flogen hinauf, tauchten wieder in das tiefe Blau, in dem der Raubvogel seine weiten, stolzen Kreise gezogen. . . . Längst war er verschwunden... Drunten am Brunnenrand saßen noch still die weißen Tauben, und die Sonne überschimmerte ihr Gefieder.

Das Bild der Genügsamkeit, der sanften Ruhe — nüchtern, satt, zufrieden.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode).

13. Fortsetzung.

„Lu! Meine arme, kleine Lu!" Der Prinz legte den Arm um das zitternde Weib, und da brach sie in einen halt- und hemmungslosen Tränenstrom aus, drückte sich in seine Arme, preßte ihr Gesicht an seine Brust und schluchzte verzweifelt.

Tröstend streichelte er leise ihr dunkles Haar, von dem das Käppchen geglitten.

„Lu, — arme, kleine Lu!" sagte er beschwichtigend, „beruhige dich doch!" Und nach einer Pause:

„Das war also dein Mann!" —

Vielleicht hatte er früher im geheimen an der Wahrheit mancher ihrer Erzählungen gezweifelt, — nun sah er ein, daß sie doch die Wahrheit gesprochen — und begriff vieles. —

Lu hatte sich aufgerichtet und die Haare aus dem Gesicht gestrichen, ihre Augen waren rot und brannten.

„Kann er mich zwingen, zu ihm zurück zu kommen?" fragte sie hastig. „Dann werfe ich mich lieber vor ein Auto. Ich k a n n nicht! — Ich k a n n einfach nicht."

„Du bist in m e i n e m Schutz, Lu, dir soll nichts geschehen."

Sie klammerte sich an seine Hand, immer wieder stieg verzweifelte Furcht in ihr auf. Wild sah sie um sich, als das Auto hielt.

„Zieh deinen Schleier vor, Lu", mahnte er und half ihr aussteigen.

Dann saßen sie wieder in ihrem kosigen Winkel, wie vor einem Jahre, und Lu blickte scheu um sich. Es war aber alles wie damals, schön und beruhigend.

„Warum habe ich so lange warten müssen?" fragte sie vorwurfsvoll und sah ihren Begleiter an.

„Ja, Kind, wolltest du denn?"

Stumm senkte sie den Kopf.

„Übrigens war ich bis tief in den Sommer hinein schwer krank, dann hielten mich andere Dinge von Berlin fern. Aber nun iß und trink, kleiner verängstigter Vogel."

Sie griff wieder nach seiner Hand.

„Ich könnte n i e, nie wieder zurück zu ihm, — zu seiner Schwester und seinem Schwager, n i e! Hoffa und die Menschen dort würden mich jetzt töten." — Und den Kopf senkend:

„Der Fluch der alten Frau von Spratt wird sich doch an mir erfüllen, — du sollst es sehen."

Sie hatte das Du in Gedanken angewandt, nun erschrak sie und wurde rot; von der Seite sah sie ihn scheu an.

„Was ist denn das nun wieder für eine neue Geschichte", fragte er mit leisem Lächeln.

Da erzählte sie ihm von dem kleinen Baron und seiner Mutter. Stumm hörte er zu, nur zuweilen klirrte das silberne Messer, mit dem er spielte, in seiner Hand. Schließlich faltete Lu mit tropfenden Tränen die Hände und sah ihn jammervoll an:

„Nie in meinem Leben habe ich etwas Unrechtes tun wollen," sagte sie wehmütig, „aber alles ist mir immer zum Bösen ausgeschlagen. Keine Hoffnung hat sich mir jemals erfüllt, kein Wunsch so, wie ich ihn mir erträumte. Was konnte ich für Teos Liebesraserei, — was dafür, daß er sich für reich ausgab — aber arm war. — Ich wollte niemals engere Beziehungen zu Männern, — denn an den Erfahrungen des einen Males hatte ich genug, — nun aber wird man mir auch daraus einen Strick drehen. Kysani wird auch noch seinen Abfall an mir rächen, — und endlich der skandalöse Auftritt mit meinem Manne, nun stehe ich wieder allein und mittellos da . . ."

„Du unterschätzest dich, Lu."

„Ach nein," entgegnete sie naiv, „daß ich als Frau wirke und den Männern gefalle, das weiß ich ja aus Erfahrung, aber das liegt mir immer nur bis zu einem gewissen Grade. Dann steigt mein altes Blut hoch, und mit ihm der Stolz, und der hindert mich, zu nehmen, was sich mir bietet . . ."

„Treibholz, — Lu!" antwortete er ernst.

Sie nickte melancholisch.

„Gut! — Treibholz! — Aber was soll daraus werden?"

Digitized by Google

„Ich habe eine Wohnung von vier Zimmer in der Wilhelmstraße," sagte er eindringlich, „ich bot sie dir schon einmal an, aber unter anderen Verhältnissen. Heute tue ich es wieder, — aber nur zu deiner persönlichen Sicherheit. — Dein Mann wird dich suchen und deine Adresse erfahren. Da ist es besser, du kommst vorläufig nicht in deine Wohnung zurück. Niemand darf wissen, wo du bist, — oder glaubst du, daß deine Kolleginnen auf die Dauer dicht halten würden?"

Sie schüttelte energisch den Kopf.

„Begib dich also in meine Gefangenschaft."

Sie nickte. Ein Aufatmen war in ihr — eine Befreiung. — Ihre Augen trockneten und glänzten wieder, ihre Brust hob sich.

„Ja — ja! — Dank!" — — — —

Prinz Egmont führte sie über die Schwelle und knipste das elektrische Licht an. Ein entzückendes Heim wurde in Glanz getaucht; Lu stieß einen Ruf des Entzückens aus.

„Es hat lange leer gestanden, fast zwei Jahre," sagte Prinz Egmont lächelnd und öffnete ein Fenster, „aber der Duft von damals hat sich noch nicht verflüchtigt. Riechst du ihn, Lu?"

Sie schnupperte umher. Ihr bewegliches Temperament hatte die Verzweiflung schon überwunden und fand sich in die Situation.

„Der Duft gefällt mir", sagte sie schelmisch.

„Dann wirst du die Nacht gut schlafen. Hier stört dich niemand als morgen früh um neun Uhr eine alte Frau, die dir den Kaffee besorgt. — Gute Nacht."

Lu öffnete die Augen weit.

„Allein soll ich hier bleiben?" Ihre Stimme schwankte. „Dann fürchte ich mich wieder."

„Ich habe aber noch eine wichtige Sache zu erledigen, die Zeit drängt, Lu! — Morgen sehen wir uns wieder."

Von der Straße her drangen plötzlich laute erregte Stimmen hinein, irgendwoher erscholl ein Klopfen ... Mit einem Schreckenslaut stürzte Lu auf ihren Beschützer zu und klammerte sich an ihn.

„Er kommt! Er kommt! — Geh nicht von mir! — Ich sterbe vor Angst!" — Ganz eng hielt sie ihn umfaßt, zitterte und bebte. Prinz Egmont ließ den Hut zu Boden fallen. — Er blieb.

— — Seit vielen, vielen Jahren zum ersten Male, daß er wieder eines Weibes wegen seine Pflicht beiseite stellte! Er glaubte mit dieser Schwäche endgültig fertig geworden zu sein, nun überfiel sie ihn wieder wie ein Dieb in der Nacht.

Aber diesmal gab er ihr gerne nach. —

* * *

Lu weinte nicht mehr und fürchtete sich nicht mehr. Mit Entzücken nahm sie von ihrem neuen Reich Besitz. Ihr Traum von Luxus und Schönheit war Wahrheit geworden.

Sie paßte in ihre Umgebung hinein, als wäre sie von der Wiege an nie etwas anderes gewohnt gewesen.

Manchmal dachte sie:

„Wenn die Ele das sieht, dann wird sie mich beneiden! Und auch Mitzi, die sparsame, arbeitskräftige Mitzi!" Aber davon durfte nicht eher die Rede sein, auch nicht von einem Auftreten im Kabarett, als bis Doktor Maurer Berlin verlassen, die Streife nach seiner Frau aufgegeben hatte.

War das der Fall, hielten ihn erst Schwester und Schwager wieder in den Händen, dann würde Lu sicher sein. Niemals gestatteten die eine Wiederannäherung an die Kabarettänzerin, die sie zum Abschaum der Weiblichkeit zählen würden.

Das alles überlegte sich Lu, während sie sehr vergnügt mit den Beinen baumelte und ihre schöne Erscheinung in dem großen Spiegel gegenüber studierte. Dann freilich kamen ihr wieder andere Gedanken, denn so leicht hatte Kristian sich allerdings nie beeinflussen lassen ..

Wie dieser Luxus ringsum ihr Behagen einflößte! Wie sie stündlich mehr und immer mehr begriff, daß er untrennbar zu ihr gehörte!

Mit Schaudern dachte sie zurück an den erborgten Schimmer in ihrem möblierten Zimmer bei Frau Roth, durch den sie sich solange hatte hinwegtäuschen lassen, weil ihr der Maßstab für wirklichen Luxus vollständig fehlte. Nun erst hatte sie ihn kennen gelernt. Ein

Digitized by Google

bißchen langweilig war es ja allerdings, so den ganzen Tag allein . . . Der Prinz kam meist erst abends, oft nur sehr kurze Zeit, denn die Saison stand ja noch auf der Höhe, aber er hatte ihr versprochen, daß, sobald der Frühling gekommen, er mit ihr reisen würde, wohin und unter welchem Namen sie wollte. Das auszudenken, war nun ihr größtes Vergnügen.

Wie toll sie sich auf den Frühling freute! Jeden Tag riß sie ein Blättchen von ihrem Taschenkalender, den ihr noch Kysani zu Weihnachten geschenkt hatte. Wie stets, ging ihre Phantasie mit ihr durch, glaubte in dieser Reise endlich die Erfüllung des Höchsten aller Wünsche zu finden.

Vorläufig hieß es freilich warten. —

Nach acht Tagen konnte Prinz Egmont ihre Frage nach Kristian Maurer dahin beantworten, daß der seit gestern Berlin verlassen habe. Da sprang sie jubelnd auf.

Nun kann ich ja wieder auftreten, Ele und Mitzi bei mir sehen! Ach, wie langweilig war diese Zeit! Und einen neuen Trick habe ich mir auch ausgedacht . . . ich will jetzt in Flammen tanzen — loderndes Feuer rings um mich her! Adolf sprach schon einmal davon. Zu ihm will ich auch, um das Nähere zu verabreden."

Er sah sie lächelnd an. Wie reizend sie doch war. Immer wieder bestätigten ihm das seine Augen.

„Du magst dir Ele und Mitzi einladen wann und wie oft du willst; — zu Adolf aber zu gehen ist nutzlos, — denn auftreten darfst du nicht mehr!"

Sie erblaßte.

„Warum nicht?" fragte sie mit erstickter Stimme. Es kam ihr vor, als drücke ihr jemand die Kehle zusammen.

„Nach dem Skandal, Lu!? — Das leidet weder Benzberg noch die Polizei. — Und wenn selbst, — ich würde es nicht mehr dulden!" —

Er hatte ihre Hände umfaßt und zog sie an sich. Sie aber dachte: „Das ist doch unmöglich, daß ich tagein — tagaus hier still sitze, ohne daß der Tag einen Abend hat? — Das ertrage ich einfach nicht!" Sie machte sich hastig von ihm frei und sah ihn entsetzt an.

„Meine Kunst," stammelte sie, — „ich kann meiner Kunst doch nicht entsagen. — Was habe ich dann?"

„Mich!" sagte er bestimmt.

Sie schwieg noch, aber ihr Körper zitterte. Er drückte sie fester an sich.

„Kleine Lu, sei doch verständig", überredete er sie. „Deine Kunst ist nichts weltbewegendes, nichts um das es schade wäre! Sehr reizend, — sehr graziös, aber doch mehr der Rahmen zu deinen weißen Gliedern, deinem schönen Gesicht."

Sie nahm die Unterlippe zwischen die Zähne, ihre Augen flackerten.

„Und Benzberg?" fragte sie tonlos.

„Er denkt wie ich, — hat deinen Kontrakt gelöst."

Ein weher Schmerzenslaut entfuhr ihr. Wenn es wirklich so war, dann, — ja dann hatte ihr Mann ja recht gehabt, mit dem was er sagte. Alle hatten es wohl so angesehen, nur sie war blind gewesen! —

„Kleine Lu," tröstete Prinz Egmont weiter, „sei nicht traurig, du sollst ja nichts entbehren, komm her!" Er trat an die Wand und zog sie nach. Dort, in ein kaum zu bemerkendes Schlüsselloch, schob er einen kleinen, feinen Schlüssel und zog eine Kassette heraus, bis an den Rand mit blinkenden Goldstücken gefüllt.

„Das ist mehr als deine ganze Jahresgage beträgt, Lu," sagte er lächelnd, „und alles gehört dir! — Du kannst kaufen, ausgeben so viel du willst; — bist du am Ende, erneuert sich der Schatz, ohne Mühe für dich. Ist das nicht besser? Gefällt dir das nicht auch so?"

Lu hatte selbstvergessen auf das blinkende Gold gesehen. Daß es so viel gab! So viel auf einmal! Sie schob den nackten Unterarm in diese kühle, gleißende, leise klirrende Masse, nahm die andere Hand und griff hinein. Einzeln fielen ihr die Münzen durch die Finger auf das weiße Fleisch. Ping! Ping, klang es zuweilen wenn sie herabglitten und sich mit den andern wieder vereinigten. — Das viele, viele Gold! Hübsch und lockend anzusehen war es, wie ein prächtiges Spielzeug, — aber welche namenlosen Schrecken aller Art hingen doch daran! Zum schaudern! — Man sollte es weit wegwerfen. . .

Digitized by Google

Aber sie tat es nicht, — sie spielte unausgesetzt damit und wußte doch, daß das ein Kaufpreis war. — Ihr eigner Kaufpreis! —

Der Prinz sah ihr amüsiert zu. Man konnte sie doch wirklich nicht allzu ernst nehmen, dieses Püppchen, dem Tand über alles ging. — Sie umfassend, zog er sie auf seine Knie.

„Kindskopf!" Und er küßte sie auf die schwarzen Haare hinter dem feinen Ohr. Aber Lu blieb ernst.

„Gibt es einen in unserm Kabarett, den du für einen Künstler hältst?" fragte sie, beugte sich wieder vor und griff aufs neue in das Gold. „Aber einen wirklichen großen, — dann nenne ihn mir."

„Kysani!"

„Also doch einen!" Sie senkte den Kopf. Hätte er alle abgelehnt, dann wäre ihr die Hoffnung geblieben, daß er nur ein summarisches Urteil gefällt, unter dem auch sie leiden mußte. — Daß er aber wirklich Spreu und Weizen sonderte, machte sie ganz mutlos.

„Gib dich drein, Lu — keine Künstlerin, sondern nur ein schönes Weib zu sein. — Es ist so viel", scherzte er. „Manche würde es für das erste hingeben. Auch du, kleine Lu, wenn du die Wahl hättest. Mache dir das Leben nicht unnütz schwer."

Sie nickte und tändelte nachdenklich weiter mit den Goldstücken. Das Geklimper machte ihn schließlich nervös. Er sprang auf.

„Laß es jetzt genug sein! Komm zu mir!"

Er ergriff ihre Handgelenke, löste diese aus der schimmernden Flut und zog sie an sich, um sie zu küssen. — Mit einer kleinen scharfen Bewegung streifte sie seine Finger ab, als entschlüpfe sie Fesseln, mit einem kurzen Sprung saß sie auf einer Ecke des eingelegten Boulettischchens, ihre Füße baumelten in der Luft. Sie lachte. Ihr Gesicht aber war bleich und gespannt.

„Deine Sklavin, — dein Eigentum hat also das Recht, ihre früheren Kolleginnen zu sich zu bitten! — Wann? Heute schon?"

„Aber Lu!" Er war fast betroffen. „Was sind das für Worte? Ich bin kein Kerkermeister, werde nie einer sein! — Natürlich kannst du alles tun was du willst."

Sie sah ihn nachdenklich an. Er war ihr Beschützer, sorgte für sie, hatte sie lieb. . . Wie schlecht und undankbar sie war! — Die Arme um seinen Hals werfend, bat sie: „Verzeih!"

Und er küßte die süßen, roten Lippen. — Als er gegangen, sah sie ihm nach. Mit kleinem, kurzem Ruck sank ihr Kinn auf die Brust. Ein furchtbares Nutzlosigkeits- und Einsamkeitsgefühl überkam sie. Hatte dieser Mann wirklich etwas davon, daß sie an den Rand seines Lebensweges getreten war? Nicht hinein — das wußte sie. Hinein gehörte sie nirgends — und kein Tag hatte fortan für sie einen Abend! —

* * *

Lus größte Freude in ihrer Einsamkeit waren Eles Besuche, die ihr neues Reich für den Himmel auf Erden erklärte und sie nicht genug darum beneiden konnte, die über das nette, aber sehr zurückhaltende Jöschen, über die wundervolle Einrichtung und besonders über den unbeschränkten Besitz so großer Reichtümer, die in Lus Tresor steckten, in Entzücken geriet. Erst bewunderte Ele neidlos, dann aber weinte sie und klagte den Himmel an, daß er es ihr nicht eben so gut ginge. Aber nachdem sie Lu wochenlang zu allerlei Einkäufen begleitet hatte, sagte sie nachdenklich:

„Wozu kaufst du eigentlich das alles? Es sieht dich ja doch keine Menschenseele, Lu. Ich möchte dein Dasein wahrscheinlich doch nicht auf die Dauer! Der Mensch m u ß doch ein Vergnügen haben, sonst versauert er."

„Einmal sprachst du anders, Ele."

„Damals war ich noch dumm! Und was ich ersehnte, erfüllte sich ja auch nicht. Vielleicht wäre ich sehr glücklich geworden. . . Dann aber doch anders wie du; mit Mann und Kind und Arbeit und einem kleinen Freundeskreise. — So wie du — nein — das weiß ich jetzt gewiß."

Lu, in ihre mit großblumiger Seide bezogene Chaiselongue gedrückt, warf ihre nackten Arme hoch und verschränkte sie über dem Kopf. Die matte glänzende Seide ihres Gewandes, die jeden Umriß der schmalen Gestalt abzeichnete, lag in langem Fluß auf dem Boden, das schwarze, dichte Haar schlang sich in loser Fülle um ihren feinen Kopf.

Digitized by Google

Ele starrte sie ganz betroffen an.

„Wie schön du bist, Lu! Viel schöner, als du es je gewesen. Das alles hier gehört um dich. Der Prinz hat einen guten Griff getan?

Lu seufzte schwermütig. Daß Ele recht hatte, wußte sie wohl, aber so ganz glücklich und zufrieden, wie sie sich das früher in ihrer Sehnsucht nach Schönheitskult gedacht hatte, war sie nun doch nicht mehr.

Sie sah der früheren Kollegin plötzlich aufmerksam in das Gesicht. Für ihr Empfinden war jetzt ein fremder Zug darin. — Gröber, ja gewöhnlicher, als sie es je bemerkt, fand sie heute den Untergrund der doch recht niedlichen Züge. Man merkte es aber dem Ausdruck des Gesichtes jetzt doch an, daß das Persönchen auf die schiefe Ebene gekommen war.

Lu konstatierte das nur still bei sich, aber ein Gefühl der Abneigung gegen das Mädchen wachte trotzdem nicht mehr in ihr auf. Ganz deutlich entsann sie sich noch, wie abstoßend ihr der Eindruck bei der Pia damals gewesen war. — Also — hatte sie selbst sich inzwischen auch verändert! Das Empfinden zwischen Gut und Böse hatte sich bei ihr verschoben. — Wie konnte es auch anders sein! — Und Lu seufzte resigniert. —

„Pfeife mir etwas Ele", sagte sie endlich und schloß halb die Augen.

Auf einer Tischecke sitzend, den Oberkörper leicht vorgebeugt und die Hände um die Knie geschlungen, pfiff Ele mit einem gewissen Behagen vor sich hin. Lu hörte regungslos zu. Und zu ihrem eigenen Erstaunen keimte dabei langsam, aber unwiderstehlich die Sehnsucht nach ihrem bisherigen Beruf so stark in ihr auf, daß ein feuchter Schimmer in ihre Augen trat.

Mit einer langen, süß verhallenden Kadenz brach Ele ab.

„Ich muß jetzt noch nach Hause! Höchste Zeit! Dann beginnt ja das Kabarett."

„Und ich bleibe den ganzen langen Abend allein hier", sagte Lu mit einem Seufzer.

„Warum tust du das?" fragte Ele und drehte sich um sich selbst. „Einsperren ließe ich mich nicht, ginge überall hin in die vornehmen Restaurants, machte Bekanntschaften — und käme vor allen Dingen mal zu uns!"

Lu richtete sich auf dem Ellenbogen in die Höhe, ihre Augen funkelten.

„Glaubst du, daß ich das wagen könnte? — Zu euch kommen? — Wird Benzberg es gern sehen?"

„Du hast doch nichts gestohlen, oder sonst etwas entsetzliches begangen", sagte Ele und setzte dabei ihren Hut auf. Was kann er dagegen haben? — Im übrigen will ich gern einmal sondieren — wenn du magst."

Lu holte ein Goldstück hervor und reichte es ihr.

„Tue das, Ele! — Und da kauf dir etwas dafür! — Du glaubst nicht, wie ich mich oft langweile.

Ele pfiff eine schmetternde Fanfare, spuckte auf das Goldstück und steckte es vergnügt ein.

„Ich frage noch heute abend und bringe dir morgen Antwort, damit du ganz sicher bist, daß wir uns alle über dein Kommen freuen! — Auf Wiedersehen, Lu!"

Sie küßte sie innig und lief dann schnell hinaus. —

Der Zurückbleibenden bemächtigte sich ein eignes Gefühl. Sie beneidete Ele im Augenblick wirklich. Ohne Skrupel und Gedanken genoß sie, was ihr das Leben gerade bot, war stets fröhlich und guter Dinge, ohne durch irgend etwas gekränkt zu sein. Ihre Ansprüche waren gerade immer nur so groß, wie sie ihr der Tag befriedigte, darum hatte sie weder Sorgen noch irgendwelche Selbstquälereien. Ihr würde weder Parchentwäsche noch Schmalz zum Brot etwas ausmachen, obgleich sie zeitweise auch an Seide und Sekt gewöhnt war.

Sie kannte weder dies Sehnen nach Schönheit in sich, noch jene starke Selbstachtung, die in Lu trotz allem lebte und so oft der Urgrund ihrer unüberlegten schroffen Handlungen gewesen war, deren Folgen ihr nachher im Licht des Tages besehen oft genug Qualen bereitet hatten. Ele wußte überhaupt nichts von Seelennot und Qual. —

Hurtig sprang Lu auf einmal auf und lief an das Fenster.

Da ging Ele gerade über den Damm, mit einer unmöglichen roten Feder auf dem überkecken

Digitized by Google

Hute, wiegenden Ganges, getragen von unzerstörbarem Gleichmut und Selbstbewußtsein.

Ele und Pia würden sich immer wohl fühlen in ihrer Haut, mochte sie das Leben hinwerfen wohin es wollte. — Mit ihr — Lu — war das etwas anderes. Sie dürstete immer nach dem starken Pulsschlag desjenigen, was sie unter Leben verstand . . nach Erfüllung ihrer Sehnsucht, nach wunschlosem Ausgefülltsein. Allmählich zweifelte sie, daß es eine Erfüllung dafür gab. — Sie dachte an ihre entbehrungsreiche Kindheit und Jugend! . . Mit allen Fibern hatte sie sich da fort in das große Weltgetriebe gesehnt. — Sie dachte an ihre Ehe. . Immer hatte sie auch in der Zeit wartend und sehnend am Wege nach etwas Großem — Besonderem gestanden! — Ihre sogenannte Kunst! — Wie zuwider war ihr mancher Abend gewesen, mit der ewigen banalen Wiederholung des so oft gezeigten, ohne Fortschritt — nur Routine. . . Auch hier hatten ihre Wünsche keine Befriedigung gefunden, trotz mancher frohen Stunde und aufquellender Lebensfreude, die eben ihre Jugend gebar.

Nun stand sie da, in Reichtum wühlend, ihrem Schönheitsdrange nachgeben könnend bis zum Äußersten, die Geliebte eines Prinzen . . . aber glücklich war sie darum doch nicht.

Mit leisem Finger pochte schon der Überdruß an ihre Türe, stand wieder die unbezwingliche Sehnsucht nach dem brausenden, bisher ungekosteten Leben hinter ihr und hob verlangend die Arme.

„Wenn er mich heiratete . . .“ dachte Lu und preßte die Stirn an die Scheiben, „dann . . . ! Vielleicht dann. Wenn ich hinaustreten würde in die große Welt. . . .“

Sie verfolgte den Gedanken bis an das Ende. Und da kam es ihr vor, als stände in grauer Ferne auch dort die Enttäuschung mit mahnend erhobenem Finger! Auch das ist nicht das Wahre, — ist nicht das — was du suchst! — Immer klarer wurde ihr, daß die Erfüllung ihrer Sehnsucht nirgends zu finden sein würde . . . Nirgends!

Lu strich über die feuchten Augen und seufzte.

Auch wenn sie morgen abend in das Kabarett ginge, — würde es nicht dasselbe sein? — Jetzt erschien ihr das wünschenswert, — wenn sie aber wieder nach Hause kam, — stand die graue Enttäuschung sicherlich wieder neben ihr! — — Trotzdem ging sie vergnügt mit, als Ele ihr Benzbergs Aufforderung überbrachte, — machte sorgfältig Toilette — unauffällig, wenn auch außerordentlich elegant — und fiel dann der Mitzi begrüßend um den Hals.

Aber sie fühlte instinktiv eine unsichtbare Mauer zwischen sich und den übrigen, über die sie nicht hinauskam. Das Band der Gemeinsamkeit fehlte. Die neuen Mitglieder betrachteten sie neugierig, und stumm und grußlos saß Kysani ihr mit gespreizten Beinen gegenüber. Sie erschrak vor ihm, denn sie hatte den Eindruck, als wären die sonst so strahlenden Augen blind geworden, und als hätte auch seine sonst so tönende Stimme einen geborstenen Klang, als er dann sprach.

Sah und hörte denn das keiner außer ihr?

Den Kopf in die Hand gestützt, saß sie nachdenklich da. Sagen und fragen mochte sie nicht, aber ein merkwürdiges, kältendes Gefühl rieselte ihr den Nacken herab.

Als er dann von Applaus umbraust an den Künstlertisch zurückkam, wandelte sie vor diesem wuchtigen Manne fast etwas wie Angst an, und sie drückte sich enger an die Mitzi.

Der Künstler! Der einzige Künstler hier, hatte Prinz Egmont behauptet! Einen schnellen, verstohlenen Blick warf sie auf ihn, aber der Eindruck, daß er heute abend anders als sonst war verstärkte sich ihr.

Benzberg trat jetzt zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Kysani, — ich kann es nicht ändern — das Publikum verlangt noch einmal stürmisch nach seinem Liebling, darf ich Sie ankündigen?“

Benja Kysani sah wie abwesend auf. Er preßte wohl die Kinnbacken fest aufeinander, denn die Wangenmuskeln spannten sich. Ein böses Funkeln trat in seine Augen.

„Sie sollen ihren Willen haben!“ sagte er endlich heiser, und es klang brutal.

Dann ging er auf das Podium zurück. Wieder durchtönte seine Stimme den Saal, aber diesmal hatte sie etwas Grelles, Nervenauf-

Digitized by Google

peitschendes. — Am Künstlertisch schwiegen sie alle.

— Und schlüg' ich auch mein Glas
In hunderttausend Trümmer,
So hat sich doch kein Mensch, —
Kein Mensch darum zu kümmern!" —

Wie er dastand! — Die Beine gespreizt, den Kopf etwas gesenkt, das Kinn vorgeschoben, die Fäuste geballt. Die bisher so toten Augen starrten haßfunkelnd in den Saal.

Weiter —

„Und sollt ich auch dereinst
Mal in der Hölle wimmern,
So hat sich doch kein Mensch, —
Kein Mensch darum zu kümmern!" —

Totenstille im Saal.

„Kein Mensch darum zu kümmern!" kreischte der droben noch einmal. Seine Faust packte den Stuhl, der in der Nähe stand und schmetterte ihn zu Boden, daß er krachend in Stücke ging, aus den Winkeln des Mundes quoll Schaum, die Augen starrten irr.

Der Klavierspieler verließ eilig seinen Platz am Flügel und verschwand. Auch das Publikum merkte allmählich, daß dies nicht Kunst andere zu amüsieren war, — sondern schrecklicher Ernst. Es drängte schreiend rückwärts, Stühle fielen dabei krachend zu Boden, Tische sogar wurden mit großem Gepolter umgeworfen; mit Mühe versuchte Benzberg bis zum Podium vorzudringen. Er sah schrecklich erregt aus, die Schläfenadern pulsten ihm.

Eine Phalanx beherzter Männer hatte sich — eine Kette bildend, endlich vor das Podium gestellt, auf dem der Tobsüchtige noch immer wütete. Eine Frau mit eigelben Haaren versuchte die Kette zu durchbrechen und kreischte fortwährend „Benja! Benja!" —

Jemand riß sie zurück. Aber mit der unwiderstehlichen Wucht eines wütenden Stieres warf Kysani sich auf diesen Ruf hin vom Podium in den Saal. Die Kette wankte. Mit übernatürlicher Kraft stürzte er sich auf die ihn umdrängenden Menschen. Ein wildes Ringen entstand, dazwischen Schreien, Wimmern. . . Alles drängte in toller Hast nach dem Ausgange.

Doch da kamen schon Schutzleute herein und Männer der Unfallstation. . . Mit zusammengebundenen Händen, wie ein wildes Tier, nahmen sie den Überwältigten in ihre Mitte. Er schrie und tobte noch immer. Bis zur Unkenntlichkeit war sein Gesicht verzerrt, der Schaum flockte ihm vom Munde. . .

So brachte man den großen — echten Künstler von der Stätte seines Ruhmes in die gepolsterte Zelle der Tobsüchtigen. —

Außer sich, an allen Gliedern zitternd — lehnte Benzberg an der Schulter der Nelda, Tränen rannen über sein Gesicht. Auch die Mitzi weinte heftig. Ele hatte beide Arme auf den Tisch geworfen und das Gesicht darin verborgen, sie wimmerte nur noch. Kimmerling sagte in einem tiefen, weichen Ton:

„Er war ein Mensch!"

Und unter all diesen verstörten Kollegen saß Lu mit weit aufgerissenen Augen, starr, fast atemlos und ließ die Vorgänge wie teilnahmslos an sich vorüberbrausen, aber Entsetzen lähmte sie, und das Gebrüll des Irren schien ihr noch immer von den Wänden des fluchtartig sich leerenden Saales wiederzuklingen, obgleich es jetzt auch schon nicht mehr aus dem Treppenhause hinaufklang. Nur im dünnen Frack, ohne Umhang war Benzberg in die Bärenkälte draußen hinausgestürzt, und die Nelda, die seine erschütterte Gesundheit kannte, sorgte sich recht um ihn. Obgleich das Gaslicht im Saal zu erlöschen begann, rührte sich niemand am Künstlertisch zum Aufbruch. Schweigend, wie erstarrt blieben sie in dem sich verfinsternden Raume sitzen.

Schluß folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Der Tag der Seele

Frühwind trägt auf rosigzarten Schwingen
Meine Seele über Nacht und Dunkel
Lichtwärts, wo die junge Morgensonne
Purpurn sich zu goldnen Höhen hebt — — —

Mittags kreist die Seele, glutgesegnet,
Mit den Wolken und den Wanderwinden
Hoch im Atherblau. In ihre Träume
Leuchtet schon der frühe Abendstern. — — —

Durch die blaue Dämmerung, fern und leise,
Kommt ein weher Klang.. Des Abends Raunen
Ruft die Seele heim. Und schon erwachen
Sternenweit die Melodien der Nacht. — — —

Hans Sturm.

Die Löwenschlucht / Ein Reiseerlebnis von Otfrid von Hanstein

Es war schon etwas spät, als ich in diesem Jahre meine Erholungsreise antreten konnte, und die Blätter begannen sich schon in alle Farben des Herbstes zu kleiden, aber es ist besonders schön, durch die Wälder zu wandern, wenn der große Strom sich verlaufen hat, und ich kenne die klaren Fernsichten, die im September weit schöneren Ausblick in die Weite gestatten. Diesmal hatte ich mir die hohe Rhön zum Ziel gesetzt und war von Fulda aus über die Orte mit den verlockenden Namen: Spare Brot, Wüstensachsen und Kaltennordheim in das Gebirge gestiegen.

Es war wunderbar schön, und die eigenartige Stimmung, die über der Rhön liegt, nahm mich immer mehr gefangen.

Da fand ich dicht unter der Milseburg ein originelles kleines Wirtshaus, das sich im Sommer oft Maler zur Herberge erwählen, die hier genug landschaftliche Schönheiten für ihre Entwürfe finden.

Ein guter Einfall des Wirtes ist es, daß er jeden der einkehrenden Künstler bittet, sich an irgendeiner Stelle zu verewigen, und so sind Türen, Holztäfelungen und Wände von kleinen Malereien überdeckt, unter denen manch ein Name von Ruf und Klang steht.

Ich fühlte mich außerordentlich wohl in dem netten Häuschen und beschloß, hier ein paar Tage zu verweilen.

Das einzige, was mich etwas störte, war, daß ich nicht allein in dem Gasthof blieb, sondern, daß noch ein anderer Herr dort wohnte, der wohl ebenfalls eine spätere Wanderung durch die Berge machte.

Es ist nicht Menschenfeindlichkeit, die in mir jene Abneigung gegen den anderen Gast erzeugte, vielmehr war die Person desselben mir auffallend. Es war ein ziemlich junger Mann mit schmalem Gesicht, braun gebranntem Teint und unruhig flackernden Augen. Meist sah er vor sich hin, wie ein Mensch, der in tiefe, traurige Grübeleien versunken ist, dann sprang er plötzlich ganz unbegründet auf und lief unter tiefen Seufzern im Zimmer auf und nieder, um dann wieder in das alte, schwermütige Brüten zu verfallen.

Der Wirt sagte mir am ersten Abend:

„Das ist ein sehr nervöser Herr, der scheint einen schweren Kummer erlitten zu haben und sucht nun wohl Heilung in der Einsamkeit."

Trotzdem hätte mich die Sache kalt gelassen, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß der Mann mich unausgesetzt beobachtete. Er schien fortwährend eine Gelegenheit zu suchen, um sich an mich heranzumachen. Ging ich spazieren, sicher folgte er mir oder kreuzte meinen Weg. Saß ich abends beim Glase Wein in der Laube, war er in meiner Nähe, und ich fühlte, wie sein flackerndes Auge immer auf mir ruhte. Manchmal kam er direkt auf mich zu, als wolle er mich anreden, aber kurz vor mir drehte er sich ab und ging seufzend zu seinem Platz.

Digitized by Google

Da ich bestimmt wußte, ihn nie vorher gesehen zu haben, war es ausgeschlossen, daß er mich kannte, und sein Benehmen war mir unheimlich. Er war vielleicht wirklich geistig gestört und verwechselte mich mit irgend jemand anders. Das konnte unter Umständen unangenehme Folgen haben.

So war es mir angenehm zu hören, daß er an einem Morgen, als ich in das Gastzimmer trat, nicht da war, und der Wirt mir sagte, daß er seine Rechnung bezahlt habe und, den Rucksack auf dem Rücken, fortgewandert sei.

An diesem herrlichen Herbsttage hatte ich vor, die Milseburg zu besteigen. Auf einem mehr romantischen als bequemen Pfad, über dessen Annehmlichkeiten schon sein Name „Die Kniebrecke", die nötigen Aufschlüsse gibt, war ich hinaufgestanden und saß nun neben der verschlossenen kleinen Wallfahrtskapelle des heiligen Gangolf auf einem Steine und erlabte mich an der wahrhaft wunderbaren Aussicht.

Plötzlich höre ich neben mir Schritte, die eilig auf mich zukommen, und eine Stimme ruft in den Tönen höchster Erleichterung:

„Gott sei Dank, daß ich Sie noch treffe."

Ich wende mich um und sehe mich dem seltsamen Fremden gegenüber, der im höchsten Grade erhitzt schien, sich offenbar in großer Erregung befand, und dessen Augen noch viel unruhiger irrlichterierten als je. Kein Zweifel, der Mann hatte es auf mich abgesehen. Einen Revolver hatte ich nicht bei mir. Ich maß ihn mit den Blicken. Wir waren wohl gleich groß, und schließlich bin ich auch ziemlich kräftig, aber ein Irrer ist doppelt stark, und zudem war ein Kampf hier oben, dicht an den ziemlich steilen Abgründen, eine mißliche Sache.

Ich beschloß also, recht ruhig zu bleiben und ihn, falls er wirklich böse Absichten hatte, durch Liebenswürdigkeit zu entwaffnen.

„Ja, wünschen Sie denn etwas von mir, mein Herr?"

„Ob ich etwas von Ihnen wünsche? Wäre ich sonst die ganze Kniebrecke wie ein Wahnsinniger heraufgesprungen, um Sie zu finden, nachdem man mir gesagt, daß Sie hier wären?"

„Ja, aber womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich muß Sie sprechen! Ich habe Sie ja in all den Tagen schon verfolgt! Haben Sie denn das nicht bemerkt?"

Er schrie fast in seiner Erregung.

„Ja, allerdings, aber — —"

„Ich verliere den Verstand! Sie müssen mir helfen, sonst verliere ich meinen Verstand!"

Unwillkürlich dachte ich, daß dies wohl schon geschehen wäre, aber ich sagte immer noch ruhig:

„Wie kann ich Ihnen denn helfen?"

Er schwieg und schien wieder in tiefes Grübeln zu versinken. Seine Augen nahmen einen todtraurigen Ausdruck an. Nach einer langen Pause faßte er plötzlich meinen Arm.

„Waren Sie einmal in der Wüste Sahara, in der Löwenschlucht bei der Oase Jibbel-el-Ghömora?"

Herrgott, der Mann war wirklich verrückt! Ganz schüchtern und nach einem Rückzugsweg ausschauend, sagte ich:

„Bedaure, leider nein."

Wieder verging einige Zeit, dann griff er in die Rocktasche und reichte mir eine kleine Federzeichnung hin. Sie stellte ein wunderbar schönes Mädchen dar. Offenbar eine Afrikanerin, darauf deutete ihre phantastische Kleidung, der leicht aufgeworfene Mund und der Speer, den sie in der Hand hielt, hin. Die Augen aber hatten einen unendlich tiefen Ausdruck, und die ganze Erscheinung war von zauberhaftem Reiz.

„Wissen Sie, wer das ist?"

„Ein außerordentlich schönes Mädchen."

„Das ist Fatima, die Tochter des Beduinenscheiks Ali Jussuf ben Musa."

Immer noch sah ich ihn verständnislos an.

„Ja, begreifen Sie denn nicht? Mit ihr beschäftigen sich meine Gedanken Tag und Nacht, und Sie müssen mir erlauben, daß ich Ihnen die Geschichte erzähle. Das ist ja alles, was ich von Ihnen will."

Ich atmete auf. Jedenfalls wollte er mir nicht an das Leben. Ich sah ihn an. Seinem braunen Gesicht konnte man schon zutrauen, daß er längere Zeit in Afrika gewesen. Vielleicht hatte er sich unglücklich in eine Beduinin verliebt und darüber den Verstand verloren. Nun, eine Geschichte konnte man ja anhören, wenn es dem armen Kerl Erleichterung gab, sich einmal auszusprechen.

„Bitte, ich bin gespannt auf Ihr Erlebnis."

„Muß ich Ihnen genau erzählen, was Alfred alles erlebte, ehe er nach der Oase kam, in der Ali Jussuf lagerte?"

Wer war denn nun Alfred? Ach so, ich hatte ja im Fremdenbuch gelesen, daß der Mann Alfred Wimmer hieß. Er liebte es augenscheinlich, von sich in der unpersönlichen dritten Form zu reden. Vielleicht wurde es ihm da leichter.

„Nein, bitte, erzählen Sie nur, was Sie in der Oase erlebten."

„Was, ich? — Ach so. Nun gut, wenn Sie wollen, auch ich. Das ist ja ganz gleich. Also es war herrlich. Denken Sie, ein Sonnenuntergang in der Wüste! Langsam versinkt der glutrote Sonnenball. Die Palmen der Oase werfen lange Schatten, der Quell rieselt poetisch murmelnd durch den Sand. Die Kamele liegen am Boden, und die Männer rauchen ihre Tschibuks und lauschen dem Märchenerzähler. Ist es ein Wunder, daß in solcher Nacht die holde Fatima sich in den schönen europäischen Jüngling verliebt?"

„Ein bißchen selbstbewußt ist er ja", dachte ich bei mir, denn ich hatte von übergroßer Schönheit noch nichts an ihm bemerkt, aber die Geschmäcker sind ja verschieden.

Digitized by Google

„Also, sie liebten. Oh, glauben Sie mir, so haben noch nie zwei Menschen einander geliebt, wie die beiden. So voller Glut und Hingebung und Schwärmerei! Aber was sollten sie tun? Dem Scheik alles verraten? Unmöglich, er hätte ihn ermordet, denn Fatima war schon einem anderen mächtigen Scheik bestimmt. So beschlossen sie, oder wenn Sie lieber wollen, wir, zu fliehen.

Mondscheinnacht in der Sahara! Sie kennt jeden Pfad. Sie wandern zu Fuß. Da erhebt sich ein Sandsturm. Sie finden im letzten Augenblick Deckung unter einem Felsen. Dem Tode nah! Dann geht es weiter. Der Tag erwacht. In der Ferne tauchen Reiter auf. Man hat ihre Flucht bemerkt. Es ist der Vater, der sie verfolgt. Wenn er sie einholt, wird nicht nur der Verführer, sondern auch die entlaufene Tochter unrettbar getötet.

Mit beflügelten Schritten eilen sie weiter. Da winkt vor ihnen die Oase Jibbel el Ghömora. Dort ist eine Höhle, die nur Fatima kennt. Darin wollen sie sich verstecken, und das ist die einzige Möglichkeit einer Rettung.

Sie erreichen die Bäume, da ist die Höhle, wir wollen hinein. Zwei gewaltige Löwen erheben sprungbereit ihre Häupter. Sie haben sich dort eingenistet.

Um Gottes willen, denken Sie, die Lage. Dort hinten die Beduinen und mit ihnen der sichere Tod. Da vorn die Löwen, vor denen jedes Entrinnen unmöglich. Und nun — und nun — —"

Er schwieg und sank gänzlich in sich zusammen.

Ich verstand. Das unglückliche Mädchen war zugrunde gegangen und er durch ein Wunder gerettet. Mich erfaßte tiefes Mitleid. Darüber hatte der Arme den Verstand verloren. Aber ich war doch neugierig und fragte:

„Die arme Fatima ist dort gestorben?"

Mit trauriger Grabesstimme antwortete er:

„Sie ist jetzt selbständiger Scheik eines Beduinenstammes."

Also auch sie gerettet? Ja, warum denn die Trauer? Nun verstand ich gar nichts mehr.

„Ja, wie sind sie denn beide gerettet?"

Da senkte er das Haupt.

„Wenn ich das wüßte, wenn ich das wüßte!"

Also das war es, er hatte unzweifelhaft bei der Rettung den Verstand verloren.

„Sie haben es vergessen?"

„Nein, ich habe es nie gewußt! Verstehen Sie mich denn nicht? Ich bin Schriftsteller. Anfänger und habe einen Roman geschrieben. Kolportageroman. Lieferung zehn Pfennig. Zwanzig Lieferungen sind gedruckt. Zwanzig müssen's noch werden. Das Bild, das ich Ihnen zeigte, ist das Titelbild. Der Maler hat was los. Nun sitzen die beiden Hauptpersonen in der Löwenschlucht. Vorn die Löwen, hinten die Beduinen. Sterben dürfen sie nicht. Denken Sie, noch zwanzig Lieferungen, und ich habe dreihundert Mark Vorschuß! Wie kriege ich die glaubhaft wieder raus? Darum bin ich in die Einsamkeit gegangen. Aber mir fällt nichts ein. Um Gottes willen, ich habe im Fremdenbuch gelesen, daß Sie auch Schriftsteller sind. Können Sie mir nicht raten, wie ich die beiden wieder retten kann?"

*

Die Sandbank

An einer Insel fuhr ich vorüber einst im Meer,
Zu ihr hernieder hingen die Wolken grau und schwer,
Rings in der tiefen Öde nur schrilles Mövenklagen,
Dazwischen unablässig das leise Wellenschlagen.

Da fragt' ich unsern ernsten, ergrauten Schiffersmann,
Ob man auf solcher Insel nicht sä'n und pflanzen kann.
Mit überleg'nem Spotte hör' ich ihn heut' noch sagen:
„Was wird auf einer Sandbank wohl je zu blühen wagen!"

Ich kenne eine Seele, die jener Insel gleicht
Die nie im Meer des Lebens der Fuß des Glücks erreicht,
An die des Schicksals Wellen stets unermüdlich schlagen, —
Was wird auf einer Sandbank wohl noch, zu blühen wagen!

Clara Bernhardine Voigt.

*

Digitized by Google

Die Frau in der Friedensbewegung / Von Magda Trott

Kürzlich wurde in Frankreich von einem Frauenausschuß ein Flugblatt verbreitet, das unter dem Titel: „Eine dringende Pflicht der Frauen" das weibliche Geschlecht aufrief, für den Frieden zu arbeiten. Das Flugblatt wurde rasch konfisziert, und somit hatte auch diese Bewegung ihr rasches Ende erreicht.

Es ist durchaus nichts Neues, daß sich die Frauen an den Friedensbewegungen beteiligen, und es nimmt gar nicht wunder, daß sie es tun, ist doch die Frau nun einmal dazu geschaffen, mit weichen Händen Wunden zu heilen, die das Leben schlug. Das Bestreben der Frauen ging von jeher darauf hinaus, im Verkehr der Nationen an Stelle des Nationalhasses den Geist der Versöhnung zu setzen, und die Streitigkeiten zwischen den Völkern anstatt durch blutige Kriege durch friedliche Verhandlungen zu schlichten. Diese Bestrebungen sind fast so alt wie die Zivilisation und sind besonders in der christlichen Zeit häufig aufgetreten. Aber erst im 19. Jahrhundert hat diese Bewegung eine feste Form und eine feste Gestalt angenommen.

Einer der gewaltigsten Vorkämpfer der Friedensbewegung war der große Königsberger Philosoph Kant. Aber sein Aufruf wirkte gerade entgegengesetzt, die kriegsdurchbebte Welt von damals wollte nichts vom Frieden und Friedensverhandlungen wissen. Auch Königin Luise beschäftigte sich viel mit dem Gedanken, die gesamten Frauen Deutschlands für einen Friedensverein zu gewinnen. Durch ihren Einfluß glaubte sie die Gewähr zu erlangen, daß weitere blutige Kriege vermieden werden würden, aber der Tod hinderte die hohe Frau in der Ausführung ihres Planes. 1817 entstand in Nordamerika die erste „Friedensgesellschaft". Ihr Gründer war der bekannte Friedensapostel Elihu Burritt, der alle Länder durchreiste, um die Weltfriedensidee zu verkünden. Seine feurigen Reden und Flugschriften, seine echt christlichen, menschenbeglückenden Ideen trug er über England nach Brüssel, Paris, Wien, Frankfurt, Hamburg, Stockholm und Kopenhagen. Ganz besonders in England und Deutschland fand er unter den Frauen begeisterte Anhängerinnen. Sofort bildete sich in Hamburg und Königsberg eine Friedensgesellschaft, in der meist das weibliche Geschlecht wirkte. Eine der feurigsten Bekennerinnen des Friedensgedankens war die Vorkämpferin der Frauenbewegung Luise Otto-Peters in Leipzig. In ihren „Liedern eines deutschen Mädchens", die im Jahre 1847 erschienen, spricht sie die Überzeugung aus, daß der Tag nicht mehr allzu ferne ist, da der Gott der Liebe seine Auferstehung feiern wird und da sich „vor seinem Throne die Völker neigen, um sich als Bruder und Schwester die Hand zu reichen". Sie war unermüdlich in der Arbeit, Frauen aller Nationen für den Friedensgedanken zu begeistern, und ihre Anhänger nahmen von Jahr zu Jahr zu.

Da trat wenige Jahre später in Schweden eine Frau auf, die sich ebenfalls für den hohen Gedanken des Weltfriedens einsetzte. Wieder einmal forderte der Krimkrieg blutige Opfer, und das Leid, das damit über zahllose Menschen gebracht wurde, erschütterte das Herz der edlen Frau, Friderika Bremer trat mit einem flammenden Artikel an die Öffentlichkeit. Es erschien von ihr ein fein durchdachter „Vorschlag zur Gründung eines Friedensverbandes" in der „Times". Frederika Bremer hoffte, daß jenes Blatt, das von einem großen Teile der Kulturwelt gelesen wurde, diesen Gedanken weit über die Grenzen Englands hinaustragen werde, und tatsächlich erschien dieser Artikel auch in verschiedenen anderen Blättern. Aber die Frau, die sich so markig, mit so flammender Begeisterung für den Gedanken einsetzte, wurde zu den Idealisten geworfen und ihre Phantastereien einfach verlacht. Die Enttäuschung hinderte sie freilich nicht, den einmal beschrittenen Pfad weiter zu wandeln, und bei ihrem Hinscheiden im Jahre 1864 hatte sie die Freude, zahlreiche Frauen aller Länder für den Weltfriedensgedanken geworben zu haben.

Aus ihrer Anregung heraus erstand auch in Genf die „Ligue internationale de la paix", an der sich zahlreiche Frauen beteiligten. Vor allem ist Frau Marie Goegg zu nenen, die in Lausanne in der gleichen Art wie Friderika Bremer wirkte. Sie entsandte ihre Schülerinnen in alle Städte Europas, sie ließ Reden und Vorträge halten, und wenn man auch zum Teil lächelnd jene Idealisten abtat, so blieb doch recht oft ein Wörtlein hängen, und ganz allmählich wuchsen die Friedensvereine und vergrößerten ihren Anhängerkreis. Die Frauenvereine bemächtigten sich dieses Gedankens und nahmen ihn in ihr Programm auf. Auf dem ersten internationalen Friedenskongreß, der 1870 in London stattfand, waren elf Frauen als Rednerinnen vertreten, und was sie sagten, das war oft schöner und wirkungsvoller als das, was von männlicher Seite vorgebracht wurde.

So wuchs und wuchs der Gedanke und fand in Bertha von Suttner eine rege Förderin. Im Jahre 1888 erschien von ihr das Buch „Die Waffen nieder". Mit hinreißender Glut schilderte die Verfasserin die fürchterlichen Schrecken und die unheilvollen Folgen des Krieges an erschütternden Beispielen aus den Feldzügen 1864, 1866 und 1870. Mit flammenden Worten predigte sie der Menschheit das Evangelium des Friedens, und das Buch, das von dem österreichischen Kriegsminister als eine wahrhaft gute und edle Tat gepriesen wurde,

Digitized by Google

hatte eine so große durchgreifende Wirkung, daß in den darauffolgenden Jahren die Friedensvereine ihre Mitgliederzahl fast um das Doppelte vergrößern konnten.

Seit Erscheinen dieses Werkes kann man von einer großen europäischen Friedensbewegung reden. Im Jahre 1890 erfolgte die Gründung der „Gesellschaft österreichischer Friedensfreunde", die schon nach wenigen Jahren 5000 Mitglieder zählte. 1893 gründete man als Schwesternverein die „Deutsche Friedensgesellschaft", an der Spitze beider Vereinigungen standen und stehen bis auf den heutigen Tag Frauen. Vor etwa zwanzig Jahren erstand auch in Frankreich unter dem Namen „Ligue universelle de la paix" eine große Frauenvereinigung, die das gleiche Ziel wie die anderen Friedensvereinigungen hatte, nur mit dem Unterschiede, daß der Verein nur weibliche Mitglieder aufnahm, während bei allen bisher erstandenen Friedensgesellschaften beide Geschlechter vertreten waren.

Natürlich konnte sich die Frauenbewegung dieser gewaltigen Frage nicht verschließen. In der Versammlung des „Bundes deutscher Frauenvereine", die in Hamburg im Jahre 1898 stattfand, stellte Frau Lina Morgenstern den Antrag, daß der Bund von jetzt an in sein Programm auch die Friedensbestrebungen aufnehmen möge. Die Diskussion war äußerst erregt und lebhaft, aber Lina Morgenstern siegte, und seit jener Zeit betrachten die Frauenvereine es als eine ihrer schönsten Pflichten, den Weltfriedensgedanken zu verbreiten und ihn als wichtige Aufgabe für jede Frau zu stellen.

Der jetzt tobende Krieg, der so viel Unheil über die gesamte Welt bringt, wird auch wieder mit neuer Kraft den Weltfriedensgedanken entfachen. Mehr denn je, energischer als bisher, werden die Bestrebungen einsetzen, und die Frauen aller Länder werden ihre ganze Kraft einzusetzen haben, um das sich selbst gesteckte hohe und schöne Ziel zu erreichen. Der Weg ist mühsam und beschwerlich, aber wenn man sich von Ost nach West und von Nord nach Süd in treuer, gemeinschaftlicher Arbeit die Hände reicht, wenn eine ganze Welt von dem gleichen Gedanken beseelt ist, dann darf man vielleicht doch hoffen, daß auch dieser phantastische Traum zur schönen Wahrheit werde.

✱ Bücherbesprechungen ✱

Bertha Hallauer: **Späte Rosen.** Gedichte. 2. Auflage. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. Geb. 3 M.

Bertha Hallauer soll in der Ostschweiz als Dichterin bekannt sein — das mag gelten, aber eine Dichterin ist sie darum noch lange nicht! Ehrliches Empfinden, innige und menschlich ansprechende Gefühle sind ihr zuzugestehen, auch wenn sie uns nur selten Neues, Eigenständiges zu sagen hat, aber diese Gefühle sind oft in bemerkenswerter sprachlicher Unbeholfenheit, in abgeschmackten Bildern und in prosaischsten Wendungen wiedergegeben. Dafür einige Belege!

„. . . Daß mein Pfad auch von euch ferne
Finster möge sein doch nicht!"

„Oft nimmt nachts die Wanderschuhe
Meine Sehnsucht aus der Truhe."

„Lohnt sich auch der kurze Traum?"

„Es darf kein Schmerz zu lange dauern."

„Und täuschen kann dich keine Gnadenfrist,
Daß du um einen Sommer ärmer bist."

„Das schlimmste Los ist nicht von allen,
Im Felde vor dem Feind zu fallen."

Leo Heller: **Das schwarzgelbe Buch.** Ausgewählte Kriegsgedichte. (Bd. 48 der „Zeitbücher"). Konstanz, Reuß & Itta. 0,50 M.

Ich wollte, unsere Kriegslyrik von 1914 bis 1916 hätte lauter solche Gedichtbücher hervorgebracht wie dieses schmächtige, aber so reiche Werkchen von Leo Heller! Dann hätte sie ruhig um mehr als drei Viertel weniger umfänglich zu sein brauchen und wäre doch an Gehalt und Wert um nichts ärmer geworden. Geschmeidigste Wort-, Vers- und Reimtechnik sowie starkes lyrisches Empfinden waren wir an Heller längst gewohnt, aber neu ist uns an ihm, daß er auch für die Geschehnisse und Stimmungen des Krieges so sichere und reine Töne fand. Kleine, feine Bilder epischer Art fast in Balladenform wechseln hier mit zarten Stimmungsmalereien ab, wahrhaft volkstümliche Lieder flattern dazwischen auf, nie stoßen wir an Alltäglichem an, immer ist dieses tiefe Empfinden etwas Eigenes — kurz, ein echter Dichter schuf diese Verse von oftmals prachtvoll herber Knappheit und Gedrängtheit. Realistisch werden auch die trüben Stunden im Soldatenleben geschildert, aber durch das Ganze geht ein frischer, freier, fröhlicher Zug.

Karola Bassermann: **Fürs Vaterland.** Kriegsskizzen. Berlin, Reichsverlag. Geb. 2 M.

Kriegsskizzen beginnen heute schon etwas Anrüchiges zu haben, vor allem, weil sie fast alle nach der gleichen Schablone gearbeitet sind. Von dieser Schablone hat sich Karola Bassermann, die Tochter des nationalliberalen Parteiführers, frei gemacht. Mit scharfem Verstand und hellem Blick hat sie Eigenes gesehen und in eigener Weise geschildert, spröde manchmal und herb, immer aber ohne Süßlichkeit und Schönfärberei. Und das beste ist, daß auch der Ausdruck des Vaterlandsgefühls bei ihr in den Grenzen des Natürlichen bleibt.

Paul Linde: **Hallo, Tommy, komm zur Armee!** Humoristischer Roman. Halle a. S., Richard Mühlmann, Verlagsbuchhandlung (Max Grosse). Geb. 3 M.

Man darf von dem Verfasser eines Buches nicht mehr verlangen, als er hat geben und leisten wollen! Alle die Möglichkeiten zu satirischer, kritischer, volkspsychologischer Vertiefung auszunutzen, die in dem Stoff des englischen Soldaten geboten waren, lag Linde ganz fern: er wollte nichts mehr, aber allerdings auch nichts weniger schaffen als eine launige, humoristische, flott hingeschriebene Erzählung, und das ist ihm gelungen. Ein lustiges Buch also, mit lustigen Bildern von Richard Lehmann — schade nur, daß es sich inhaltlich auf ab- anstatt ansteigender Linie bewegt: die ersten Kapitel über die Drückebergerei der jungen Engländer und das englische Werbesystem sind bei weitem die besten, während die letzten über die Kriegsgefangenschaft Tommys erheblich abfallen.

Hans Zimmer.

Digitized by Google

Vermischtes

Sprachliche Kriegskinder. In den gewaltigen Stürmen dieses Weltkrieges hat unsere uralte Sprache im Hervorbringen von vielen Hunderten neuer Wortbildungen jugendfrische Kraft an den Tag gelegt. Obgleich der im Jahre 1873 herausgegebene Band K unseres Grimmschen Wörterbuches schon 615 Wörter aufzählt, die von dem Worte Krieg abgeleitet sind, so stößt man doch jetzt Tag für Tag auf solche Wörter, die man im Grimm vergeblich sucht. Eine große Zahl solcher Neubildungen zaubert die Fürsorge unserer Zeit hervor: Kriegerheimstätte, Kriegskinderspende, Kriegsnähstube, Kriegsnotspende, Kriegsopferstock, Kriegspate, Kriegsschreibstube, Kriegsmahnzeichen, Kriegswohlfahrt. An unsere wirtschaftliche Einschränkung werden spätere Geschlechter erinnert werden durch die jetzt entstandenen Wörter: Kriegsbrot, Kriegskochbuch, Kriegskochvorschriften, Kriegsküche, Kriegspackung, Kriegsspeisekarte. Auch im Schulleben entstanden solche Kriegskinder unserer Sprache wie Kriegslehrgänge, Kriegsprimaner, Kriegsschüler; das bisher in musikalischem Sinne gebrauchte Wort Kriegsmarsch erhielt neuen Inhalt. Eine besonders große und immer noch anwachsende Zahl neuer Wörter zeigt, wie sich das Gewerbe der Zeit anpaßt: von der bedeutsamen Kriegs-Rohstoff-Abteilung an bis zu den Kriegsspielkarten, den Kriegstassen, Kriegstellern, ja bis zum Kriegskitsch und Kriegsschund. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch auf geldlichem Gebiet neue Wörter in Gebrauch kamen: Kriegsabgabe der Reichsbank, Kriegseinkommen, Kriegsfahrschein, Kriegsgewinnsteuer, Kriegswucher, Kriegszulage, Kriegszuschlag, Kriegsmiete. Dank ihrer Gestaltungskraft konnte unsere Sprache wählerisch sein. Als dem verfeinerten Sinn unserer Zeit das zunächst gebrauchte Wort Kriegskrüppel nicht mehr genügte, schuf sie als Ersatz Kriegsverletzter und Kriegsversehrter; es sieht aber jetzt so aus, als ob beide dem Kriegsbeschädigten weichen müßten. Anstatt der im Grimm gebuchten Kriegsbibliothek prägte völkischer Sinn die Kriegsbücherei; auch der zuweilen gebrauchte Mischling Kriegskombattant weicht dem reindeutschen Kriegsteilnehmer. Es ist jedem Zeitungsleser ein Leichtes, die Liste dieser Kriegskinder zu erweitern. Rau (Zwickau).

Heiratsschau in Bosnien. Wie die Sprache, so ist auch die Religion der in Bosnien ansässigen Volksstämme verschieden. Man rechnet sie der Nationalität nach zu den Südslawen, die die jetzt nur noch im südöstlichen Teile des Landes (zirka 30 000 Mann starken) ansässigen Albanesen oder Illyrier vertrieben. Die Slawen, sowohl Bosniaken als auch Herzegowiner, sprechen als Verkehrssprache das Serbische, die Muttersprache der serbischen Stämme, auch die in der Krajina ansässigen Kroaten. Schwieriger ist die Religionsfrage, die Mohammedaner und die griechisch-orientalischen Christen in verschiedene Lager trennt. Die ersteren nennen sich Turtschin (Türken), die anderen Serben; dazu kommen noch die Katholiken: Latini. Die Hauptunterscheidung ist in Christen und Mohammedaner.

Die Bosnier sind noch ein halbwildes, oft rohes Volk, das aber sittenstreng und gastfreundlich, von trotziger Kühnheit und wieder falsch und grausam sein kann. In religiösen Dingen sind sie strenggläubig, selbst fanatisch und bigott. Ihr Familienleben gilt als tadellos, obwohl die Männer keine Gelegenheit haben, die Erwählten vor der Ehe kennen zu lernen.

Die Serben Bosniens, die griechisch-orientalischen Christen, betrachten die kirchlichen Feste als Gelegenheit, Umschau unter der weiblichen Jugend zu halten, die sich an solchen Tagen reichgeschmückt zu den Kirchplätzen einfindet. Bekannt, besonders durch farbenschöne Wiedergaben österreichischer Maler, die sich ein solch verlockendes Motiv nicht entgehen lassen, ist der Osterbrautmarkt zu Serajewo, der Hauptstadt Bosniens, die durch die verbrecherische Mordtat an dem k. k. österreichischen Thronfolger und seiner Gemahlin in aller Gedächtnis ist. Die jungen Leute stehen um die Kirche, indes die jungendlichen Schönen ihren Umzug halten und die Aufmerksamkeit der Freier fesseln. Daß sich hierbei Schönheit zu Schönheit findet, ist begreiflich, wie denn auch die Bosniaken ein schönes, hochgewachsenes Volk sind. Doch wird auch hier der Heiratsvermittler seine Rolle spielen, und später bei dem großen Bazar (Bezestan) oder auf der Kozja Cuprija, der über die Miljaka führenden Ziegenbrücke, wird auch ein Wort über des Bräutigams Verhältnisse und die Mitgift zu reden sein. Nicht so leicht wird es den Turtschin, den bosnischen Mohammedanern, da die Frauen nach Landes- und Glaubenssitte verschleiert gehen und auf die Frauengemächer angewiesen sind. Da ist es interessant zu hören, daß die Neuzeit darin eine Änderung gebracht hat, als die Bosnierinnen dem Brauche Mohammeds ein Schnippchen schlagen, indem sie sich wohl nicht öffentlich unverhüllt zeigen, aber durch das „Aschiklik" dem Bewerber die Möglichkeit geben, die Auserkorene, wenn auch nur durch einen Türspalt sehen und sprechen zu können.

Der Freitag ist der Tag für die bosnische Brautschau. Die „Turtschin" öffnen am Mittag ihre Türen ein wenig, und die geschmückten Heiratsfähigen erwarten, Blumen in den Händen, die Freier, die sich zu diesem Gange ebenfalls schön machen und meist die Unterstützung eines hilfreichen Kameraden nachsuchen. Dessen Amt ist es denn, wenn der Liebhaber durch den Türspalt, der kaum handbreit offen stehen darf, mit der Liebsten äugelt, in der Nähe zu stehen und zu warten. Ob seine bloße Nähe dem Freunde Mut verleihen soll, oder ob der Sinn des Brauches ist, daß er vor unsichtbaren Gefahren Wache hält, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls gehört der Begleiter des Freiers zum „Aschiklik", das häufig dadurch den Haremscharakter wahrt, als der Türe noch ein eifersüchtig hütendes Gitterfenster vorgesetzt ist. Ist der Bewerber der Schönen wohlgefällig, so überreicht sie ihm den Strauß in ihrer Hand oder läßt ihn durch eine Vertraute überreichen, wie denn auch der feurige Liebhaber nicht mit Blumen und Früchten neben glühenden Liebesworten geizt.

Die Werbung erfolgt in aller Form durch Freunde, wenn der Bewerber sicher ist, nicht mit einem Korbe nach Hause geschickt zu werden. Die Hochzeit wird tagelang mit Bewirtung zahlreicher Gäste gefeiert, für die Gastgeber eine kostspielige Sache. Da geschieht es nicht selten, daß der alte, wilde Brauch der Bosniaken auferstehen, daß der Geliebte die Angebetete aus dem Elternhause entführt und in sein Heim bringt. Aber auch ohne solch wohlerwogene Sparsamkeitsgründe kommt der Brautraub unter den Herzegowinern und ihren bosnischen Nachbarn vor, wenn Herz sich zu Herz gefunden hat, ohne die Zustimmung der abwägenden Eltern.

Jetzt mag manche Türe in den Türkenhäusern offen stehen, ohne daß sich ein Freier zum „Aschiklik" einfindet. M. von Weser.

Inhalt des Heftes 48: Der Wille zur Flamme. Roman von Erika Riedberg. — Treibholz. Roman von H. Schobert. — **Beiblatt:** Der Tag der Seele. Gedicht von Hans Sturm. — Die Löwenschlucht. Reiseerlebnis von Otfried von Hanstein. — Die Sandbank. Gedicht von Clara Bernhardine Voigt. — Die Frau in der Friedensbewegung. Von Magda Trott. — Bücherbesprechungen. — Vermischtes.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 26. August 1916. — Druck von A. Gehbel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 49

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Der Wille zur Flamme / Roman von Erika Riedberg

1. Fortsetzung.

Maries Finger krampften sich auf dem Fensterbrett.

Tonlos sagte sie:

„Vielleicht! Vielleicht — auch von euch."

Renate war langsam aufgestanden. Fein und blaß stand sie hinter ihrem Stuhl.

„Das kannst du ja haben, Marie — du brauchst nur mich nicht mehr zu rufen und zu den anderen zu sagen: Geht!"

Marie wandte sich jäh zu ihr zurück. Sie war blasser als die blasse Renate.

„Du bist hart gegen mich. Du willst mich nicht verstehen. Ihr alle nicht."

„Ach!" Renate lächelte ein wenig spöttisch. „Die Unverstandene! Ich hielt dich für zu gesund für diese Rolle.

Ich glaube auch bis heute, wir hätten uns so gut verstanden, daß wir nur uns und sonst niemand haben wollten.

Es ist also nicht so!

Und um mir das zu sagen, riefst du mich vorhin? Du hast es sehr eilig, von uns frei zu kommen."

„Sei nicht so schroff und ungerecht, Renate! Ich habe dich gerufen, weil ich mich nach dir sehnte.

Ich will dich nicht verlieren! Dich nicht und die anderen auch nicht!

Aber ich bin von anderer Art als ihr. Vielleicht bin ich jetzt erst so geworden .... ich weiß es nicht.

Aber ich fühle, daß ich etwas anderes wollen muß als ihr. Ich muß das ohne meinen Willen."

Sie tat einen raschen Schritt in des Zimmers Mitte.

„Das ist es: Ich muß das Leben haben —!"

Renates klare Augen sahen sie ernst an.

„Wollen wir andern das nicht? Glaubst du, ich hätte kein Glücksverlangen, kein sehnsuchtsvolles Hoffen auf Erfüllung?

Und weißt du wirklich nicht, wie reich an allen Lebensschätzen Lothar und Ludwig sind?

Sie bringen es dir ja entgegen, das, was du haben willst: das ganze Leben selbst. —

Du brauchst nur zuzugreifen und hälst es mit beiden Händen."

Marie unterbrach sie mit gequältem Gesichtsausdruck.

„Liebe, geliebte Renate, versteh mich doch."

Sie schlang beide Arme um sie und preßte den Kopf an ihre Schultern.

Renate erwiderte die Zärtlichkeit nicht.

Mit ruhiger kühler Stimme sagte sie:

„Ich verstehe dich recht gut, Marie! Unser alter Brunnenplatz und unsere Nachbarschaft sind dir zu eng geworden.

Du kämpfst mit Gefühlen herum, die dich teils langweilen, teils unterjochen. —"

„Was? Unterjochen? Mich?"

„Ja! Ludwigs Liebe ist dir ein gewohnter Tribut, die stört dich wenig, denn du erwiderst sie nicht. —

Lothars Gefühle für dich aber unterjochen deinen Willen, weil du ihn liebst. Ja, zucke nur, Marie, — ich weiß es, daß du ihn liebst. —

Aber wie vor mir, so leugnest du es vor ihm in hochmütigem Trotz.

Digitized by Google

Und weil er sich keine Launen von dir gefallen läßt und seinen Willen gegen deinen setzt, glaubst du, dir geschehe Unrecht.

‚Ich lasse mich nicht beherrschen', war als Kind schon dein drittes Wort. Jetzt setzt du nun hinzu: ‚Und erst recht nicht von der Liebe.'

Und doch willst du nichts als Liebe. Und wenn du sagst: ‚Ich will das Leben' so meinst du damit doch nur die Liebe.

Aber du willst eine, die du unter deinen Willen zwingst. — Und meinst, das sei dann die Freiheit und das Leben, das du bei uns nicht findest. — — —"

Marie hatte den Kopf aufgerichtet.

Stumm vor Überraschung sah sie Renate von der Seite an. Dann sagte sie plötzlich und unvermittelt ihr gerade in das sehr blasse, aber ruhige Gesicht hinein:

„Du selbst liebst ja Lothar. — —"

Renate streifte langsam Maries Arme, die noch ihre Schultern umfingen, von sich ab.

Gelassen, wenn auch mit bleichen Lippen, sagte sie:

„Wir sprachen von dir, nicht von mir.

Und du wolltest wissen, ob ich dich verstehen könnte .... ich habe dich immer verstanden, Marie, das kannst du mir glauben. . . . —

Ich weiß ganz genau, was du willst .... und was du einst tun wirst. . .

Und nun muß ich gehen. . . Wir sehen uns ja am Abend noch."

* * *

Georg Friedrich Bergedorf fuhr durch die Sommernacht seinem Hause zu.

Das Verdeck des eleganten Landauers war zurückgeschlagen.

Hell klang der Hufschlag der feurigen, jungen Pferde auf der Landstraße.

Er blickte von seiner bequemen Ecke unverwandt geradeaus. Aber er sah nicht den Mondnachtzauber, fühlte nicht das Weben und Schweben geheimnisvollen Lebens in tiefster, lauschender Stille.

Er hatte kein Auge für den sanften Reiz blau verdämmernder Höhen in der Ferne, noch der vom Mondlicht versilberten, nebelüberwallten Felder ihm zur Seite.

Seine Gedanken, all seine Sinne waren bei Marie Fels — — der jungen, schönen, trotzigen Marie Fels — — —

Und sein Mund lächelte — ein etwas ironisches Lächeln —

Marie Fels!

Es lag etwas in dem Namen. Ein Gemisch . . . beinahe undefinierbar: Weiche Glut, starrer Trotz. . .

Es lag etwas in dem Mädchen selbst —

Das packte und hielt und zog mit allen Sinnen zu sich hin und jagte das Blut auf zum Besitznehmen — — —

Der Hufschlag der Pferde klang jetzt gedämpfter — — das letzte Ende der Straße nach Niederstett führte durch Wald. . . Wie auf einem breiten silbernen Band rollte der Wagen auf ihr dahin.

Steil und schwarz wie Mauern standen zu beiden Seiten die Tannen . . . flimmerndes Mondlicht um die Wipfel, und über ihnen blau und sternenbesät der Himmel.

Leiser Vogelruf und das eintönig melancholische Gurren der Holztaube kam aus dem Dickicht — wie verschlafener Sehnsuchtslaut.

Georg Friedrich hörte es nicht. Er sah nichts vor sich als die lockende, abwehrende, verführerische Mädchengestalt. . .

Marie Fels.

Sie war schweigsam und so rasch, als könne sie nicht schnell genug seiner Gegenwart entfliehen auf den Wegen zwischen den lächerlich altmodischen Blumenrabatten neben ihm gegangen. . . Aber er sah doch im Zwielicht der Sterne und der Windlichter, wie ihre Augen bisweilen heimlich zur Seite irrten, sich flüchtig zu den seinen erhoben und sich sofort wieder senkten.

Er fühlte, wie sie von ihm hinwegstrebte, wie die in ihm lodernde Flamme noch nicht vermochte, sie zu überglühen —; aber er sah ihre Brust sich sehnsuchterregt heben, Nerven und Sinne in seiner Gegenwart wie unter einem elektrischen Strom vibrieren. . . Er sah es — und das leise, ironische Lächeln um seine Lippen ward tiefer, ward ein wenig grausam.

Er kannte seine Macht und handhabte sie mit rücksichtsloser Geschicklichkeit.

Aufspürend schickte er seine bedeutsamen, wissenden Blicke in die Frauenherzen.

Digitized by Google

Mit sicherer Hand hob er Geheimstes ans Tageslicht, riß Hülle um Hülle von tief verschwiegenen Wünschen, bis Seele und Sinne entblößt und wehrlos ihr Wollen im Versagen bekennend, sich seiner meisterhaft umgarnenden Vielerfahrenheit ergaben.

Er wußte es: Auch Marie spürte sein Herantasten zu ihren heimlichsten Gründen . . . und fürchtete, vielleicht nur unklar, das Aufstöbern und Aufjagen dunkler, quälender Triebe . . . sie widerstrebte ihm jetzt noch mit allen Kräften.

Mitten im Gespräch, das er sorgsam und wohlüberlegt für ihre Empfindungen zugeschnitten, hatte sie ihn stehen lassen und war plötzlich den Weg zum Lusthäuschen hinuntergelaufen . . . einem Herrn, der eben erst gekommen sein mußte, fast in die Arme.

Dieser Herr stand auf der Veranda, umringt von allen Gästen, die ihm lachend die Hände schüttelten, neben ihm Marie, deren Arm er unter den seinen geschoben hatte.

Und nun sah Georg Friedrich, langsam, beinahe nachlässig näher kommend, die schönste Männergestalt, die er je erblickte.

Auf einen vollendet gebauten Körper ein blonder, ausdrucksvoller Kopf . . . unter kluger Stirn blaue, leuchtende Augen.

Lothar Haller — — —

Er war im Frack, denn er hatte eben seinen Dr. med. „gebaut" — heimlich, um alle zu überraschen.

Bergedorf hörte ihn mit heller Stimme sagen:

„Ich wäre längst hier, aber die Kerle, die Bundesbrüder, ließen mich nicht früher los."

Fröhlich ließ er sein Glas an das der Freunde klingen . . . und auch Georg Friedrich konnte nicht umhin, auf das Wohl des jungen Doktors zu trinken. . . Über die Gläser hinweg trafen sich ihre Augen . . . die grauen, kalten und die warmstrahlenden, blauen — und fragten und forschten. — —

Bisher war der Abend ziemlich gezwungen in farbloser Unterhaltung verlaufen, plötzlich war alles Scherzen und Lachen; Marie sprühte von Witz und fiebernder Lebendigkeit — —, und alles drehte sich um den schönen, blonden Menschen — um Lothar Haller.

Georg Friedrich preßte die schmalen Lippen aufeinander — —.

„Einfach lächerlich, wenn es nicht so verdrießlich gewesen wäre."

Wie sie die alte Kinderfreundschaft betonten und ausnutzten!

Wie sie ihm strahlende Blicke, betörendes Lächeln zuschickte — wie sie dastand . . . die Hände voll Blumen, die Augen voll Locken — voll wahnsinnigmachender Gebebereitschaft. —

Ja Gebebereitschaft! Aber nicht für ihn, nicht für Georg Friedrich. — —

Immer war der Blonde da, glänzend, hell . . . mit seinem Lachen, in dem es wie Frühling, wie das ganze Glück der Jugend klang. . . Immer dicht neben Marie war er, ein mitreißender Frohsinn, verbunden mit glücksicherer Kraft ging von ihm aus . . . er war ein wilder, übermütiger Knabe und ein gefestigter Mann zugleich.

Auf dem Heimweg hielten sie sich an den Händen — wie Kinder, die gleich davonlaufen und Haschen spielen wollen . . . und dennoch klang in das Tändeln sein Wort männlich, sein helles Auge hatte Macht, und der Arm, der spielend des Mädchens Hand hielt, war stark.

Bergedorf sah Haller und Marie heute zum erstenmal nebeneinander. Aber obwohl beide in dem Hochgefühl dieser freudigen Stunde den Eindruck selbstverständlichen Zusammengehörens machten, so war doch etwas in Mariens Art, das er, der Erfahrene, sich zu deuten verstand und durchschaute: eine kleine Zerstreutheit, ein verstohlenes zu ihm Hinüberblicken, ein wenig Pose: „Sieh, so liebenswürdig kann ich sein — nämlich gegen andere, denn du, mein Bester, bist gänzlich überflüssig."

In ihren Augen war der Glanz nicht ruhig, er war fiebrig, und nervös griff ihre Hand zuweilen in ihr schweres Haar.

Es stand bei Bergedorf fest, ohne seine Gegenwart wäre sie nicht halb so freundlich gegen den Kindheitsgespielen gewesen.

Als sie dann auf dem Brunnenplatz standen, vor dem Auseinandergehen noch mit Wichtigkeit Gleichgültiges sprechend, sagte Haller plötzlich:

„Ich wollte uns den schönen Abend nicht verderben — —, aber ich muß morgen nach

Digitized by Google

Hamburg . . . ich habe mich für unbestimmte Zeit als Schiffsarzt verpflichtet."

Sie schwiegen alle eine Weile. Renate war jäh zurückgetreten, ihre Hand griff in das Gitter am Brunnen — weiß bis in die Lippen umkrampfte sie die kalten Stäbe — nur einer sah ihr Erbleichen — Karl Markus.

Georg Friedrich hatte bei Hallers Worten seine Blicke in Maries Gesicht gebohrt. . . .

Rot und blaß ging es über ihre Züge — die Augen öffneten sich weit in jähem Erschrecken — dann durchrann ihre Gestalt ein Recken . . . ein Aufatmen. —

Täuschte er sich? Trog ihn sein eifersüchtiges Beobachten, daß er sah, was er zu sehen wünschte?

War dieses Zucken der schlanken Glieder schmerzliches Erschrecken, das sich kraftvoll in Selbstbeherrschung zusammenrafft?

Nein — es war wirklich ein Aufatmen gewesen . . . ., wie wenn ein Zwang abfällt —.

Georg Friedrich hatte gelächelt und seine Blicke über den Platz schweifen lassen, den die alten, stolzen Häuser so malerisch umstanden —; er hatte wieder mal Glück gehabt — die Bahn war frei —.

Denn, wenn er auch den blonden Adonis nicht ernstlich fürchtete — gemeinsame Jugenderinnerungen sind ein fester Kitt — besser war es schon, daß er ging. — — —

Der Wagen rollte durch den Niederstetter Park, der das Herrenhaus von den Fabrikanlagen trennte, die Einfahrt hinauf.

Über dem Portal hing die elektrische Ampel wie ein Riesenopal.

Der Diener kam, öffnete den Schlag und hielt seinem Herrn dann die schwere Haustür offen . . . . aus dem vorschriftsmäßig unbeweglichen Bedientengesicht glitt ein taxierender Blick zu Bergedorf hin, ganz kurz nur, aber mit unfehlbarer Sicherheit den Barometerstand feststellend: schlechtes Wetter!

Er war ein vorzüglich dressierter Mensch, der Fritz. Gewandt und gerissen, seit Jahren in Bergedorfs Dienst, aber ohne jede Anhänglichkeit. Pure Berechnung ließ ihn die Launen seines Herrn ertragen . . . hoher Lohn, guter Nebenverdienst aus allerlei Quellen, dafür konnte man sich schon mal hundemäßig behandeln lassen — Gelegenheit zu einer kleinen Rache fand sich immer mal — und Schadenfreude ist die beste Freude.

„Post gekommen?" fragte Georg Friedrich im Vorbeigehen.

„Jawohl! Im Arbeitszimmer des Herrn."

„Gut! Gehen Sie!"

Fritz drückte geräuschlos die Tür zu, drehte das Licht in der Vorhalle aus und verschwand treppauf zu seiner Behausung.

Er lachte pfiffig vor sich hin.

Das gab heute Abend noch ein Donnerwetter. Wegen der Briefe. O je ja! Die Handschrift und das Parfüm kannte er . . . danach gab's Gewitterwolken, tagelang, mit gelegentlichem Blitz und Krach.

Das kurze: „Gehen Sie!" war ihm dann schon das liebste. —

Er hatte richtig taxiert, der schlaue Fritz:

Auf Georg Friedrichs Stirn drohte ein Unwetter.

Er warf den Brief, den parfümierten, wütend auf den Tisch, stäubte sich die Hände ab wie von Schmutz — zog ihn mit spitzen Fingern wieder heran und las ihn nochmals.

Die Unterschrift: „Deine arme Jüliette" wiederholte er verächtlich.

Julchen hieß sie! Ganz einfach Julchen Müller . . . von ihm in schwachen Stunden Jula genannt.

Sie war schlau, das ehemalige Blumenfabrikmädel. Sie verstand sich „aufs Klimpern", wie sie geschmackvoll von sich selbst behauptete.

Sie ließ sich von ihm ein Putzgeschäft einrichten, und damit es besser ziehe, nannte sie den hübschen Laden „Atelier für Pariser Mode von Jüliette Meunier."

„Jüliette" hatte aber doch nicht genügend gezogen. Nach einiger Zeit mußte sie ihre Pariser Schöpfungen, damit sie nicht liegen blieben und verstaubten, selber tragen.

Putz und ein feines Atelier, für das die Miete stets im voraus bezahlt wurde, genügte aber einer so schönen Person wie Julchen Müller nicht.

Noch vielerlei Ansprüche waren zu befriedigen, zu denen Georg Friedrichs Zuschüsse nicht immer langen wollten: Geld für Bedienung, Gehalt für ein Ladenfräulein, das sie sich doch selbstverständlich hielt — — und vor allem

Digitized by Google

wollte sie gut essen und abends mal eine Zerstreuung haben.

Sie mochte nur was Gutes, Bergedorf, hatte sie verwöhnt, denn für ihn selbst kam nur das Feinste von allem in Betracht.

Aber woher nehmen, wenn doch die Kundinnen ausblieben?

Sollte man vielleicht verzichten? Kohl und Kartoffeln essen? Dick werden und fettigen Teint bekommen? Wo man nichts hat als das bißchen Schönheit . . . die paar Jahre lang!

I Gott bewahre, sie wollte was vom Leben haben! Wenigstens einmal in der Woche ein Souper im Monopol, das konnte sie verlangen, wo der Bergedorf sie in seiner Eifersucht beinahe eingesperrt hielt.

So kamen denn die parfümierten Briefe mit der Unterschrift „Deine arme Jüliette" nach Niederstett.

Georg Friedrich ließ das Schreiben an der Kerze seines Rauchtisches verkohlen . . . . und nochmals stäubte er sich die Hände ab wie von etwas Unreinem.

Sie war ein wenig unverschämt geworden, die arme Jüliette!

Pfui Teufel! Und treu war sie auch nicht. Hängen ließ er sich darauf.

Na also . . . hiermit ward Schluß gemacht . . Mochte Jüliette Meunier wieder Julchen Müller werden — und bescheidener.

Er zündete sich eine Zigarette an, warf sich auf den Diwan und — — träumte — —.

Und dieser Traum, der durch Georg Friedrichs Willen einst Leben und Wirklichkeit sein würde, hieß:

Marie Fels!

* * *

Sie wollten ihn alle zur Bahn bringen, die Nachbarskinder vom alten Brunnenplatz.

Die letzten Stunden vor der Abreise verbrachten sie drüben beim Justizrat Hart.

Marie ging erst hinüber, nachdem sie Renate vom Fenster aus schon in den unteren Räumen gesehen hatte.

Sie war blaß und verstört.

Die ganze Nacht hatte sie schlaflos gelegen, ruhelos, zerrissen von dem ewigen Zwiespalt . . . Wer löste endlich, endlich den alten Streit?

Lothar Haller!

In dieser Minute streckte sie, dürstend nach seiner Liebe, die Arme nach ihm aus:

„Nimm mich doch endlich! Reiß mich doch endlich an dein Herz! Ohne Frage! Ohne Bitte! Laß es ein Soll, laß es ein Müssen sein! Zwing mich doch zum Glück!

Sieh nichts von Trotz, von Widerstand!

Ich will ja! Ich will ja!

Spürst du denn nicht das Ja im Verneinen?

Das Wollen im Versagen?

Warum öffnest du deine Arme nicht, daß wir uns an die Brust sinken vor Entzücken?

Du Anbeter der Schönheit . . . bin ich nicht schön?

Wecke ich nicht Liebe? . . . Und liebst du mich nicht?

Ich weiß! Ich weiß!

Es gab Stunden, die wie umschleiert von Glück waren . . ., in denen man nur schweigen und träumen darf . . . mit geschlossenen Augen und leise lächelnden Lippen . . . wunschlos, zeitlos. . . .

Es gab aber auch solche, in denen wie eine blitzgleiche Helle das Wissen, das Wollen zuckte — —

Und wenn dann so blitzgleich hell mein Herz für Sekunden vor dir lag, dann standest du mit Siegesblick und Siegerlächeln daneben . . . und nahmst es nicht, und versichertest dich seiner nicht . . . weil du in deiner Sicherheit glaubtest: „Es ist ja doch mein!"

Aber diese Sicherheit raubt mich dir!

Meine Liebe geht an deiner stummen, selbstverständlichen Zuversicht zugrunde.

Immer hast du mich zwingen wollen und nicht gemerkt, daß sich dir stets nur mein Wille, nicht mein Herz unterwarf, denn mein Herz hast du nie verstanden, obwohl du es für dein einzig eigenes Eigentum hältst.

Und jetzt wirst du fortgehen in der ruhigen Gewißheit: Sie wartet auf mich, bis ich wiederkomme. . .

Und wirst kein Wort von Liebe sagen, keins von Treue, und glaubst in deiner Sicherheit beides entbehren zu können, das bittende Werben und das bedingungslose Besitzergreifen im Sturm der Leidenschaft, die nicht fragt, sondern nimmt.

Digitized by Google

Im Spiel und im Ernst hast du mich dir erziehen wollen, aber du hast die rechte Art versäumt, Lothar Haller.

Denn mein tiefstes Sein und Wollen, alles, was qualvoll unbegriffen in mir strömt und herauf will zur Höhe oder hinunter zu Tiefen — das kanntest du nicht .... und das vor allem hättest du heraufholen und an dich binden müssen mit diamantenen Banden.

Wir haben geglüht und getrotzt .. und nun gehen wir auseinander ... du in die Welt, glücksruhig, zuversichtlich, daß ich auf dich warten werde.

Werde ich das?

Ich weiß es nicht!

Ich weiß nur: du hattest nicht die rechte Art.

Du glaubst, ich wollte mich verschließen... und ich wollte mich so gern mit allem, was ich bin, aus der Hand geben — — —

Wenn du mich nur verstanden hättest — —

Wenn du mich nur einmal in deine Arme gerissen hättest ... auf die rechte Art, Lothar Haller!

Du tatest es nicht — — — und darum ist es gut, daß du gehst — — — —."

Arme trotzige Marie Fels!

Hätte sie diese Erkenntnisse einer ruhelosen Nacht gleich einer Beichte dem Jugendfreund vertraut — vielleicht wäre ihr Schicksal und das der Nachbarskinder vom alten Brunnenplatz ein anderes geworden .... vielleicht war es damals noch Zeit...

Vielleicht! — — — —

Als Marie die Treppe hinunter kam, trat Karl Markus aus seinem Arbeitszimmer, sie gingen zusammen hinüber.

Sie fanden den Justizrat noch im Wohnzimmer.

Lothar preßte ihre Hand ... um seine Lippen lief ein Zittern, er sah sie lange an — — und schwieg.

Für eine halbe Stunde saßen alle noch einmal um den Tisch, an dem sie in der Kinderzeit ihre Spiele gespielt und ihre Schularbeiten gemacht hatten ... mitten in der Stube stand er, gerade unter der großen, tief heruntergezogenen Hängelampe.

Heute trug er weder Lehrbücher noch Lotto noch Damebretter, sondern weißgedeckt das Abschiedsmahl eines der Nachbarskinder.

Sie stießen mit den Gläsern auf viel Glück und frohes Wiedersehen an ... und schwiegen wieder.

Der Justizrat mußte in sein Büro. Er drückte seinem Neffen die Hand und verschwand ... Abschiednehmen war ihm verhaßt — und was gesagt werden mußte, war längst gesagt.

Sie blieben still und nachdenklich zurück.

Trennungsschmerz, eine Ahnung künftigen, bitteren Heimwehs hockte wie graue Schatten zwischen ihnen.

Aus Maries blassem Gesicht sahen die Augen weitgeöffnet, manchmal wie ins Leere.

Renate hielt den Kopf gesenkt, nur Ludwig und Karl Markus schauten frei auf den Scheidenden — freier als seit langem.

Las Lothar in ihren Herzen? Begriff er in dieser Stunde ihr und Renates Geheimnis?

Fühlte er: Ich gehöre hier nicht mehr her, es ist Zeit, daß ich gehe?

Er legte plötzlich seine Zigarette nieder und sagte halblaut:

„Als letzter bin ich zu euch gekommen — als erster gehe ich wieder.

Ich weiß nicht, ob ich einen gleichberechtigten Platz unter euch gehabt habe .... draußen am alten Brunnen und hier am alten Tisch deiner guten Mutter, Ludwig.

Das aber weiß ich: Nichts besseres will ich, als alle Zeit zu euch, den Nachbarskindern am alten Brunnen, gehören.

Laßt mir meinen Platz unter euch! Alle Zeit!

Und nun gebt mir für den neuen Tag einen Morgenwunsch mit .... jeder für sich in seinem Herzen."

Sie standen alle auf und stießen mit den Gläsern an und sahen sich in die Augen ... und schwiegen ....

Und in diesem Schweigen griff es von einem zum andern ... wie mit unsichtbaren Armen — — —gespensterhaft...

Aus der Vergangenheit?

Aus der Zukunft?

— — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Zwischen Ludwig und Markus folgte Renate den beiden, die ihnen vorauf zum Bahnhof gingen.

Ihre Augen brannten. Fieberhaft gespannt suchte sie zu erraten. . . .

Was denn, du armes Herz? Was denn, das du noch nicht wüßtest?

Nichts mehr kannst du aufhalten . . . und wenn auch jetzt das gefürchtete Wort nicht fällt — morgen, übermorgen werden Briefe zwischen ihnen hin und her fliegen, die so viel ruhiger und klarer sagen, was auf ihren Lippen brennt..

Starre nicht auf jede Bewegung, lausche nicht auf ein verwehtes Wort, armes Herz!... Du hältst nichts mehr auf. . .

Sieh für Seite, lies die schmerzliche Frage in deines Jugendfreundes dir zugewandten Gesicht, gib ihm ein liebes Wort, einen guten Blick . . . und dränge deine Tränen ungeweint weit, weit hinab — — — denn du hältst nichts mehr auf, armes Herz, in dem Schicksal der beiden da vor dir — und nichts in euer aller Schicksal — — —.

Weder Marie noch Lothar sprach. Sie trugen nicht wie sonst den Kopf in den Nacken gebogen — aus Lothars blauen Augen blitzte nicht der frohe Mut, mit dem er jede neue Stunde neu gegrüßt — sie schritten gesenkten Hauptes — stumm.

Erst nahe dem Bahnhof wandte er sich ihr zu und sagte leise:

„Schöne, schöne, trotzige Marie!"

Sie hob jäh den Kopf.

„Sag nicht immer trotzig, Lothar!"

„Bist du es nicht mehr, Marie?" fragte er weich.

„Ich kann es nicht hören —".

Seine Augen brannten wie blaues Feuer auf ihrem weißen Gesicht. —

„Also dann: Liebe, liebe Marie! Geliebte Marie!"

Sie wich wankend einen Schritt zur Seite. — —

„Lothar!"

Übers Jahr, Marie, übers Jahr! Meine Marie!"

Er faßte ihre Hand und hielt sie noch auf dem Bahnsteig.

„Übers Jahr, Marie — !"

Sie stand und starrte zu seinem Gesicht am Wagenfenster auf mit wirren, flatternden Sinnen.

Sie hörte nicht, was noch gesprochen wurde, nur das Raunen ihrer eigenen Angst hörte sie:

„Das ist ja Wahnsinn! Was will er von mir? Jetzt? Wo er fortgeht — jetzt will er mich binden? Ohne Frage? Ohne Bitte? Bedingungslos?

Jahr um Jahr waren wir zusammen, und er sprach nicht! Er quälte mich nur mit seinem Willen. . . .

Und nun in der letzten, allerletzten Minute: „Meine, meine Marie!" Nichts weiter als:

„Meine, meine Marie!"

Sie wendet sich und geht die Bahnsteigtreppe hinab, noch ehe der Zug die Halle verlassen hat.

Auf dem Heimweg liegt es wie feine, hellgraue Schleier über ihr . . . dumpf hämmert ihr Herz.

Sie kann nichts klar denken, nichts klar fühlen . . . alles wie durch Nebel. . . .

Aber, wie ihr Herz auch pocht und ihr Ohr sich sträubt . . . aus dem Nebel kommt eine Stimme zu ihr . . . . feingetönten, metallenen Klanges und spricht:

„Jetzt merk auf!

Jetzt! Jetzt rief dich das Leben!"

Sie hebt die Hände, drückt sie an die Schläfen:

„Nein! Nein! Nicht dies! Nicht jetzt!"

Sie fliegt die Treppe hinauf in ihr Zimmer . . . steht vor dem Spiegel und reißt den Hut vom Haar — — unsinnige Angst packt sie — —

„Was soll das?

Meine, meine Marie!"

Sie starrt immerfort in den Spiegel, ihr Gesicht hat eine fahle Bläße, die Nasenflügel beben. . .

„Was ist das? Was will er?"

„Meine, meine Marie!"

„Nein! Nein!"

Sie hebt beide Hände zum Kopf . . . voll Angst! voll Angst!

Warum, Marie Fels?

Jetzt ist es ja da, wonach dein Verlangen ging. . .

Übers Jahr!

Digitized by Google

Übers Jahr, da springen alle Tore des Lebens klirrend vor dir auf — —

Und Hand in Hand mit dem Kindheitsgespielen betrittst du das Eiland deiner Sehnsucht — — —

Weshalb also bist du voll Angst, Marie Fels?

Sie ließ die Hände sinken und blickte müde und freudlos vor sich hin.

Ihr war, als habe er ihr mit diesem einen besitzergreifenden Wort „Mein" alles verschlossen . . . alle Fernen, in die ihre Phantasie funkelnde Märchenpaläste gebaut, in die ihre Träume Paradiesesseligkeiten geträumt.

Die Weite da draußen, in der es etwas geben mußte, das dies zarte, kleine Kinderglück überstrahlte wie die Sonne die Sterne . . . ein Glück mit roteren Rosen und goldenblauernem Himmelslicht . . . . das mußte es geben . . . und das mußte sie haben . . . haben. — — —

Denn sie wollte nicht wissen, daß diese goldenblaue Ferne voll öder, leerer Strecken sein kann . . und daß ein dunkler Weg zu ihr erfüllt sein will.

Sie wollte nicht wissen, daß Lothars Hand sie fest und sicher auf dem Fleck Erde, der ihre Heimat hieß, halten würde, auf daß in ihren Grenzen ihr Kraft und Wille zu lebendiger Tat, zu Sieg und Frieden wachse.

Sie wollte nicht mit ihren beiden wanderfrohen Füßen auf dies enge, armselige Stück Erde gestellt und festgehalten werden — — hinauf wollte sie! hinauf!

Und nicht dulden wollte sie die Fesseln seiner Liebe an Händen und Füßen und an ihrer Seele — jetzt, nun er gegangen war.

Nun er gegangen war!

Wie ein feiner Stich schmerzten die Worte..

Mit heißen Augen starrte sie aus dem Fenster — hinüber nach dem hohen, taubenüberflogenen Giebel — vor wenig Stunden noch grüßte sein vertrautes Antlitz sie von dort in hellem Sonenschein —

Nun matte Dämmerung. — —

Ein Frösteln überlief Marie. .

Eine Ahnung:

Daß diese Tage der Kindheit, der ersten Jugend und der ersten Liebe das wahre morgenleuchtende Glück gewesen — —

Die Ahnung:

„Vielleicht sind es Schatten, ein Wahn, nachdem ich meine heiße, begehrliche Hand hinausrecke in die Zukunft. —

Vielleicht!

Aber noch kreist, wie der Raubvogel in den Lüften, über meinem Leben die Sehnsucht nach Farbe, nach Sonne, nach blauem Meer und süßem Liebeslied, verweht im heißen, jasminduftenden Juliwind. . .

Die Sehnsucht nach weißen Tempelsäulen und freien, schönen Menschen, die, meine Hand nehmend, sprechen:

„Wir wissen, woher du bist. . . Sei willkommen."

Und diese Sehnsucht erfülltest du mir nicht, Lothar Haller!"

Sie starrte hinaus . . . und wieder überlief sie ein Frösteln . . . . als ob es Herbst wäre — mitten im Sommer — in der Zeit der Rosen — Herbst. — —

Sie schaute, schaute. . . .

Da war das Fenster, von dem aus er sie gegrüßt. —

Da war die Straße, die sie zusammen gegangen — wie oft, wie oft. —

Da war der alte Brunnenplatz —

Und plötzlich schlug ein wahnsinniges Heimweh seine Tatze in ihr Herz. — —.

„Lothar! Lothar! Warum hast du mich verlassen!"

Heiße Tränen strömten. . .

Gutes, kinderweiches Gedenken an die Vergangenheit, Gelöbnisse an die Zukunft, Mitleid mit ihm, mit sich selbst füllten ihr Gemüt —

Aber es sollte dir nicht gelingen, Marie Fels, in das Wesen der Liebe und Leidenschaft einzudringen —

Es sollte dir nicht gelingen, die verschlungenen Fäden deiner flatternden Wünsche zu entwirren — und den Zwiespalt deiner Seele zu enträtseln. — —

Noch nicht, Marie Fels!

* * *

Renate war fort.

Klar und deutlich hatte es in ihrem Bewußtsein gestanden: Sie mußte fort.

Ohne Erklärung, nur als Wunsch sagte sie es ihrem Vater . . und er gab um so lieber seine

Digitized by Google

Einwilligung, als sie sich der Familie seines Schwagers, des Senators Rautenberg, für eine Sommerfrische anschließen und später noch einige Wochen bei ihrer in einer Rheinstadt verheirateten Kusine zubringen sollte.

Es wurden nicht viele Worte dieses Planes wegen gemacht.

Doktor Herwig hatte seine blaß und still gewordene Tochter prüfend angesehen und dann kurz gesagt:

„'S ist gut, Mädel! Laß dir mal andern Wind um die Nase wehen. Die Rautenbergs sind die rechten Leute dazu, seelische und körperliche Bleichsucht auszukurieren."

Sie hatten sich beide verstanden. Und stumm dankte Renate ihrem Vater die Zartheit des Schweigens. . . .

Ohne ein Wort des Vorwurfs oder des Zuredens sah er seinen Lieblingswunsch, ihre Heirat mit Karl Markus Fels, zerrinnen.

Renate war das einzige, was ihm aus glücklicher Vergangenheit geblieben — wer wollte ihm verdenken, wenn er dies letzte in seiner Nähe behalten möchte!

Aber früher und sicherer als der Justizrat Hart erkannte er, daß Lothar Hallers blonde Sieghaftigkeit alle Pläne der Väter über den Haufen warf.

Es sollte nun so kommen, wie die stille, kluge Frau des alten Freundes vorausgeahnt: Die Wege der Nachbarskinder würden nicht geradeaus, sondern in vielverschlungenen Linien laufen.

Was half's! Wünschen, raten — und befehlen zerrann vor dem Recht des einzelnen, sein eigenes Leben zu leben.

Jedenfalls war es das nächstliegende, das Mädelchen, die Renate, hier mal herauszubringen . . und als er das beschlossen hatte, sprach er sein „Gottbefohlen" . . und hieß sie die Koffer packen.

Drüben im Nachbarhause ahnten sie nichts von dieser Reise.

Renate traf ihre Vorbereitungen, ohne wie sonst die kleinste Kleinigkeit mit Marie zu besprechen.

Es war die erste Trennung!

Bis auf diese Stunde hatte noch kein Tag, kein Erlebnis sie räumlich auseinander geführt.

Renates Hände, die in Schränken und Schubladen räumten, sanken oft müde nieder. —

War es denn möglich? Konnten sie sich wirklich von einander lösen?

War dies vielleicht, vielleicht der Anfang vom Ende? Oder doch von etwas gefährlich Fremden, nie erwogenem Neuen?

Sie ließ die Sachen aus den Händen gleiten und blickte hinüber.

Drunten am Kontorfenster stand Karl Markus' schlanke, leichtgebeugte Gestalt . . er hielt ein Buch dicht vor seine kurzsichtigen Augen.

In edlen, ruhigen Linien zeichnete sich sein Profil, den herben Mund senkte wie immer eine kaum merkbare Resignation.

Renate sah lange zu ihm hin.

Bei ihm war selbstlose, treueste Liebe, Ruhe und Geborgensein für sie. . . Warum konnte sie ihr Herz nicht zu ihm hinzwingen?

Warum mußte sie ihn dasselbe Leid erdulden lassen, daß auch in ihr brannte?

Verschmäht! Ungeliebt er — wie sie!

Wirr und kraus die Wege, die zur Kinderzeit so glatt und gerade von einem zum anderen geführt.

Nun quälten sie sich mit dichtem Gestrüpp und schweren Steinen ab, um wieder frei ins Leben zu schreiten . ., und begriffen täglich mehr, daß es unmöglich sei, des Herzens Sehnsuchtsglühen zurückzureißen in die altvertraute Bahn.

Und darum, Karl Markus, wenn auch du dein Herz nicht zurückzwingst von der Kindheitsgespielin, wird dein stolzes, einsames Haus einsam bleiben. . .

Ein Ruf ließ Renate auffahren . . drüben im Erker stand Marie. .

„Soll ich kommen?"

Renate nickte nur. . .

Und dann stand Marie im Zimmer und sah mit erschrockenen Augen auf die halb gepackten Koffer.

„Was ist das? Willst du fort?"

„Ja, Marie!"

Renate wand die Hände mit einer müden, trostlosen Gebärde — so, als ob alle Kraft in ihr nur heißes Weh sei. .

„Ja, Marie!"

„O — dann!"

Digitized by Google

Sie schwiegen . . zitternd in Ahnungen, die langsam dunkel schmerzliche Erkenntnisse wurden.

Hinab die Jugendträume — gesprengt das Band, das bestimmt schien, sie für alle Zeit zusammenzuhalten . . verwirrt und hilflos fanden sie sich plötzlich auf neues, fremdes Land gestellt.

Zuerst in zornigem Auflehnen: Warum soll das so kommen? — Dann in schmerzlichem Bescheiden schaut man zurück nach der vertrauten Stätte.

„Es ist wie ein Garten, in dem man nicht mehr hinein darf," sagte Marie.

Ihre Stimme klang bang . . und bang blickten auch ihre Augen.

„Ja, Marie! Wie ein Garten, der hinter Toten verschlossen ward. —"

„Renate!"

Sie schrie es fast. Wild warf sie die Arme um des Mädchens Schultern. —

„Renate, wir leben doch! Wir fangen doch erst an zu leben. —"

„Ja, Marie! Wir leben. Und doch können wir in den Garten unserer Jugend nicht mehr hinein — weil etwas in ihm sterben will —."

Still bestätigend sagte sie es — sanft hielt sie Maries zitternde Gestalt.

„Unmöglich! Unmöglich! Wir können doch nicht auseinander! Niemals! Niemals! Jetzt kommt doch erst das Schöne! das Große!"

„Das Große ist wohl in Auffassung und Streben jedes Menschen ureigenste Sache — und das Schöne haben wir gehabt, Marie . . das liegt hinter uns — mit unseren Tagen hier um den alten Brunnenplatz."

„Liegt hinter uns? Renate! Renate! Du sprichst, als stündest du an einem Grabe —"

„Laß sterben, was sterben will —"

Marie starrte Renate entsetzt an.

„Sterben?" flüsterte sie erschauernd. „Und so ruhig sagst du das?" —

Renate lächelte matt.

„Du selbst sprachst von einem Grabe. — — An Gräbern ist man nicht laut."

„Mein Gott! Mein Gott!"

Marie wandte sich ab. In ihre zitternden Hände barg sie das Gesicht, wie besinnungslos ging sie zum Fensterplatz und sank weinend in einen Sessel.

Renate ließ sie eine lange Weile gewähren, dann trat sie neben sie und legte die Hand auf die schütternden Schultern.

„Komm! Wir wollen uns den Abschied nicht so schwer machen. Wir wollen sagen: „Lebewohl — bis wir uns wiederfinden."

Marie sah sie aus verweinten Augen unglücklich an.

„Das glaubst du doch fest, daß wir uns wiederfinden?"

Renate blickte über sie hinweg weit hinaus . . leise, aber bestimmt sagte sie:

„Du weißt, warum ich fortgehe. Wir brauchen mit Worten nicht daran zu rühren. Wir sind jetzt alle wie aufgestört und aus der Bahn geworfen . . . du, dein Bruder und Ludwig auch.

Wir müssen nun sehen, wie wir zurecht kommen und uns ein neues Ziel schaffen.

Aber daß einer von uns sich jemals ganz aus dem Leben der anderen herauslösen kann, dünkt mich unmöglich.

Ich glaube, daß dein und mein Schicksal mit dem der drei Freunde verschlungen ist. . . Wir werden uns immer wieder begegnen müssen — so oder so."

„Begegnen? Nicht auch wiederfinden?"

„Wir wollen es fest und inbrünstig hoffen, Marie!

Und sage Markus mein Lebewohl! Ich will nicht von ihm Abschied nehmen. Laß ihn nicht kommen." — — —

Er kam doch. . . Gerade als Ludwig Hart von Renates Zimmer herunter kam, trafen sie auf der Treppe zusammen.

Verstört sah Markus ihn an.

„Will sie wirklich fort?"

Ludwig nickte.

„Weshalb? Weißt du es?"

„Wissen wir es nicht alle, Markus? Sie ist die erste . . . wer von uns vieren wird der nächste sein, der geht?

Wie lange noch — und unsere alten Hausgiebel sehen auf einen leeren Brunnenplatz hernieder."

Markus' Hand umklammerte das Treppengeländer.

Im unsicheren Licht des Treppenhauses sah er alt und vergrämt aus — das Gesicht

Digitized by Google

seines Vaters, nachdem sein junges Weib von ihm gegangen war.

„Es soll also kein Glück unter das alte Dach dort einkehren." —

Ludwig legte seine Hand auf die gekrampften Finger:

„Du bist es nicht allein."

Markus hob den schweren Blick zu Ludwigs blassen Zügen.

Tonlos sagte er:

„Ich weiß es. Wir schleppen alle an demselben Leid. Renate, du und ich — — und ob Marie glücklich ist?"

Er wies auf die Tür zu Lothar Hallers ehemaligem Zimmer — —

„Der hätte nicht kommen dürfen."

Ludwig fuhr zusammen. Kaum hörbar wiederholte er:

„Nein — der hätte nicht kommen dürfen."

Markus sagte nach einer Weile, in der sie wie erschrocken zusammengestanden:

„Ich will nun zu ihr gehen."

Ein fester Händedruck — hinter Ludwig fiel die Tür ins Schloß — —.

Nach geraumer Zeit hörte er einen langsamen, schweren Schritt vorübergehen — denselben Schritt, der so unzählige Male leicht und froh den gleichen Weg gegangen.

Ludwig Hart beugte den Kopf tief über sein Buch und murmelte:

„Der hätte nicht kommen dürfen, der andere." — —

Klage ihn nicht an, Ludwig Hart — Wer sagt dir, daß es dann anders gekommen?

* * *

Thea Rautenberg, Renates Kusine, hatte in eine rheinische Fabrikantenfamilie geheiratet.

Wie in eine fremde Welt versetzt, kam sich Renate anfangs im Hause dieser Verwandten vor.

Die Rautenbergs, Hermann und seine Schwester, hatten in der Heimatstadt ziemlich außerhalb des Kreises der Nachbarskinder gestanden.

Bedeutend älter als Renate führte ihr Bildungsgang sie früh aus dem heimischen Nest.

Hermann ging direkt vom Gymnasium ins Ausland, um sich für den kaufmännischen Beruf im großen Stil vorzubereiten, Thea machte ihr Lehrerinnenexamen und unterrichtete danach in einem Schweizer Institut . . . von dort führte Karl Stühmken sie in sein fröhliches Haus am Rhein.

Die Firma: „Seidenweberei von Stühmken & Sohn" war von dem Vater des jetzigen Besitzers gegründet.

Aus kleineren Anfängen wachsend, hatte sie sich weit und blühend ausgedehnt — — fast konkurrenzlos standen sie da, nachdem der alte Stühmken die Augen geschlossen und die Firma durch die Teilhaberschaft Hermann Rautenbergs neue Zufuhr an Intelligenz und Kapital erhalten hatte.

„Wir machen tot und lebendig, wen wir wollen", sagte Karl Stühmken, wenn er besonders gute Abschlüsse gemacht hatte.

Renate kannte bisher ein anderes Arbeiten.

Nicht dieses rastlose Anspannen aller Kräfte vom jüngsten Mädel an den Webstühlen bis hinauf zu den Chefs — es gab kein Mucksen und kein Ausruhen, nicht für eine Minute, und doch beherrschte alle eine Art gelassenen Humors, der, kaum daß die Feierglocke klang, in laute Fröhlichkeit ausbrach ... ein Feiern des Feierabends, wie es den schwerblütigeren Menschen in Renates Heimat fremd war.

Und die Chefs, die eben noch ernst wägend mit einem Federstrich über Tausende disponierten, tollten wie freigelassene Jungen mit Thea und den Kindern umher.

„Jeder Knecht ist seines Lohnes wert", sagten sie, nahmen die hübsche Frau Thea und nun auch Renate an den Arm . . . und dann hinaus, wo die Lichter im Strom sich spiegelten und aus blühenden, erleuchteten Gärten frohe Weisen klangen.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Treibholz / Roman von H. Schobert (Baronin von Bode).

Schluß.

Endlich erhob sich Kimmerling doch, warf seinen Havelock um, stülpte den verbeulten, ausgedienten Kalabreser auf den Kopf und blickte auf das Podium hinüber.

„Treibholz!" sagte er langsam, — und dann: „Vale imperator!" Mit kurzem Kopfnicken ging er.

„Treibholz!" dachte wohl jeder einzelne von ihnen und erinnerte sich des Abends an dem das Wort zuerst gefallen war. Damals im Scherz und Übermut, heute in bitterem Ernst. — Einer von ihnen war in den Strudel geraten und hinabgerissen worden — der Beste — der Größte! — Was würde ihnen einmal blühen?

Nur eine einzige Flamme brannte noch als Benzberg zurückkam. Ein Häufchen stummer Schatten saßen seine Künstler in ihrer Ecke. Die Nelda sprang nun auf, ging ihm entgegen und faßte seine eiskalten Hände.

„Wie unvorsichtig, Julius!" sagte sie besorgt, „du hast dich gewiß erkältet."

Er strich über die schweißfeuchte Stirn.

„Keine Hoffnung, Gret! — Er ist erledigt für immer."

„Nimm dir's um des Himmels willen nicht so zu Herzen, Julius", bat sie und suchte ihn weiter zu beruhigen. Als sie sich dann umwandten, war der Künstlertisch leer, die Kollegen still gegangen. — —

An diesem Abende konnte Lu gar nicht zur Ruhe kommen. Etwas Unfaßbares quälte und verfolgte sie.

Sie fürchtete sich so allein in der großen Wohnung, denn Ele hatte ihre Bitte, die Nacht bei ihr zuzubringen, energisch abgelehnt.

„Es wartet jemand auf mich," gestand sie hastig, „und ich bin froh darum. So schnell es geht, will ich den schauerlichen Eindruck los werden, denn blieben wir beide zusammen, sprächen wir doch von nichts anderem, als von dem armen Kysani. Nein — nein, ich muß etwas anderes hören, es war zu schaurig", sie schüttelte sich und setzte dann mit verhaltener Stimme hinzu: „Was wird einmal aus uns werden, Lu? Wir sind doch auch nur Treibholz!" Aber ehe sie noch eine Antwort abgewartet hatte, stampfte sie, zornig auf sich selbst, mit dem Fuße auf: „Das ist ja Unsinn!" Sie warf den Kopf in den Nacken. „Uns wird es gut gehen! Dir und mir! — Ich heirate doch noch, und du hast ja Geld und deinen Prinzen. Gute Nacht, Lu!" —

Lu lief nun unruhig von einem Zimmer in das andere, drehte alle elektrischen Birnen an, erschrak, wenn sie sich mit dem blassen Gesicht und den dunklen Augen im Spiegel sah, versuchte dann zu essen, ohne daß es ihr gelang, auch nur einen Bissen herunter zu bringen und ging endlich zu Bett. Aber auch hier fand sie keine Ruhe. Aufrecht saß sie, starrte in das Licht und hörte ihr Herz klopfen. Bang und schwer verrannen ihr die Stunden unter der Zwangsvorstellung, daß ihrer noch etwas viel Schrecklicheres und Grausigeres wartete.

Das beklemmende Wort „Treibholz" marterte sie; ihr war, als fühle sie schon die brandenden, wogenden Wasser um sich, die auch sie in die Tiefe reißen sollten.

* * *

Der Frühling kam.

Lu erfuhr, daß Benzberg erkrankt sei und im April sein Kabarett überhaupt zu schließen beabsichtige. Kimmerling machte einstweilen den Konferenzier. Aber es war, als sei mit Kysanis Ende — Erfolg und Besuch geschwunden, der Saal wurde allabendlich leerer und leerer.

Mit Kummer dachten die Mitglieder an die ihnen bevorstehende Trennung, an den Verlust des sicheren Hafens, in dem bis jetzt ihr Lebensschifflein gerastet hatte. Nun hieß es wieder: hinaus in das Ungewisse.

Auch Lu war tieftraurig. Wenn die Ele und die Mitzi gingen, hatte auch sie keinen Menschen mehr in Berlin, war ganz vereinsamt, denn Prinz Egmont hatte doch täglich kaum ein paar Stunden für sie übrig. Einstweilen tröstete sie noch der Gedanke an die bevorstehende Reise; aber dann! —

Eines Tages stürzte die Ele in fliegender Eile in das Zimmer. . . Aufgeregt, — erschreckt.

Digitized by Google

„Lu! Lu! Denke doch wer eben bei mir gewesen ist! — Teo!! Der kleine Baron! — Er ist frei und wollte nun deine Wohnung wissen."

Wie zerschmettert sank Lu in den tiefen Stuhl zurück.

„Du gabst sie ihm?" fragte sie entsetzt, und die Stirn wurde ihr feucht.

„Nein! Aber er quälte mich fürchterlich!"

„Tue es nicht — tue es nie, Ele!" flehte Lu geängstigt. „Ich weiß nicht, — ich fürchte mich so sehr."

„Bei deiner früheren Wirtin und bei der Mitzi war er auch schon," plapperte Ele weiter, „aber gesagt hat sie ihm wohl niemand. Nun weiß ich auch, daß ich mich vorgestern abend nicht geirrt habe, als ich glaubte, ich hätte ihn im Publikum gesehen. Ganz sicher war ich freilich nicht, er sieht so anders aus."

„Wie — ein Sträfling, Ele?"

„Nein! — Aber doch anders — ganz anders als früher."

Lu verbarg das Gesicht in den Händen, sie zitterte. An diese Möglichkeit hatte sie nie mehr gedacht.

„Was kann er mir denn, und warum sollte er mir etwas tun? Was hätte ich zu befürchten?" sagte sie endlich nach einer Weile nachdenklichen Schweigens und hob den Kopf. „Ich war doch nicht an all den Dingen, die seine Existenz vernichteten, schuld?"

„Vielleicht denkt er das aber doch, Lu. Und im Gefängnis sollen alle Menschen schlechter werden, habe ich gehört", meinte Ele nachdenklich.

„Glaubst du das?"

„Beinahe!"

„Erzähle mir alles, Ele."

Lu verbarg wieder das Gesicht in den Händen. Die alte Frau von Spratt fiel ihr ein und deren Fluch.

Aber was Ele zu erzählen hatte, war nicht viel; Teo hatte ihrem Leugnen stumm zugehört, noch ein paar andere Fragen gestellt und war dann gegangen.

„Das Beste ist, du bleibst in der nächsten Zeit still zu Hause, Lu, damit er dich nicht trifft. Sonst gibt es vielleicht doch einen Skandal. Wer kann das wissen!" —

Lu saß regungslos und starrte schweigend vor sich hin.

Teo! — Wie eine warme Welle von Lachen und Fröhlichkeit flutete es über sie hin. — Seitdem er so ein schreckliches Schicksal gefunden, war von Lachen und Fröhlichkeit wenig mehr für sie übrig geblieben! —

Die Zeit war doch schön gewesen! Und dennoch fürchtete sie sich so namenlos vor ihm. Warum nur? —

Es schien, als ob in Ele dieselben Erinnerungen wach geworden seien. Das Knie hochgezogen, das Kinn darauf gestützt sah sie ebenfalls in das Leere, und dann sagte sie rasch und wie auftrotzend:

„Warum soll er eigentlich nicht wissen, unser kleiner Baron, — was aus dir geworden ist, dich nicht einmal sprechen, Lu? — Er war doch so nett, — immer bereit, alles für uns zu tun, und er lachte so gern. — Daß er kein Geld mehr hatte, war doch nicht seine Schuld, und tat er deshalb unrecht, hat er allein es doch büßen müssen! — Ich glaube sogar sehr schwer! — Was fürchtest du eigentlich von ihm? Er hat dich doch sehr geliebt! — Und wenn er vielleicht eine Schuld von dir einfordern will, — weshalb solltest du sie nicht bezahlen? — Am Ende wäre es nur gerecht! — Warum sträubst du allein dich immer gegen das Natürliche? Bist du besser als wir anderen? Wir Frauen müssen doch immer jede Schuld mit unserer Person bezahlen."

Es würgte Lu in der Kehle, ein scharfes Angstgefühl schnürte ihr die Brust zusammen, über den Rücken rieselte es kalt wie Eis.

„Ich will nicht! Ich kann nicht!" preßte sie zwischen den Zähnen heraus.

„Na ja", Ele lachte. „Haben tut er wohl keinen Pfennig mehr, so sieht er wenigstens aus. Er könnte dir lästig werden!"

Lu sprang auf und warf die Arme in die Luft:

„Oh, wenn ich ihm geben könnte! — Geben, was ich habe! Aber nur nicht sehen! Nicht sehen!"

Weggewischt war auf einmal jede freundliche Erinnerung an ihn; sie wußte nur noch, wie er sie in der letzten Zeit mit seiner Liebe, seinem Begehren gepeinigt hatte. Das wollte sie nicht

Digitized by Google

noch einmal erleben, gerade jetzt — wo Prinz Egmont da war, — ihr ganzes zukünftiges Dasein auf dieser einen Karte stand.

Wenn er nur endlich mit ihr reisen wollte! Es schien ihr, als habe sie keine Luft mehr zum Atmen hier in Berlin.

Und endlich sprach er das erlösende Wort: In zwei Tagen mit dem Nachtschnellzug nach Paris.

Lu lebte auf. In fliegender Eile betrieb sie ihre letzten Reisevorbereitungen, immer scheu um sich sehend, ob nicht ein bekanntes, jetzt so gefürchtetes Gesicht sich in ihrer Nähe zeigen würde. Aber sie sah niemand. —

„Also morgen geht es fort, Lu", sagte Ele und sah interessiert und neidisch auf die eleganten Gepäckstücke am Boden. „Tut es dir nicht doch ein bißchen leid? — Willst du nicht diesen letzten Abend im Kabarett zubringen und uns Lebewohl sagen? Manche vom alten Stamm sind ja allerdings nicht mehr da."

Lu schüttelte die schwarze Locke aus der Stirn, ihre Augen leuchteten.

„Ja, das will ich, Ele! Und der Mitzi will ich etwas mitbringen für sich, Adolf und das Dölfchen. Auch Benzberg und Kimmerling. — Du holst dir dein Andenken dann morgen früh bei mir ab. — Ja? — Ihr sollt mich alle in gutem Andenken behalten."

Ele hüpfte von einem Bein auf das andere.

„Das ist recht, Lu, du hast ja so viel Geld! — Und du wirst jetzt eine vornehme Dame, die uns vielleicht nachher nicht einmal mehr kennen mag! So immerfort eine Hoheit neben sich, — das färbt sicher ab."

Lu lachte. Sie war so froh! So froh! Und mit derselben Freude kam sie am Abend in das Kabarett; der Chauffeur trug ihr ein gewaltiges Paket die Treppe hinauf und in den Saal.

Mit gerötеten Wangen und blitzenden Augen setzte sich Lu zwischen Mitzi und Ele. Sie sah wundervoll aus in ihrem eleganten Reisekleid und dem allermodernsten Hut. Aller Augen hingen an ihr.

„Ich lasse Adolf tausendmal grüßen und ihn bitten, an mich zu denken", sagte sie, als sie die kostbaren Sachen, die sie mitgebracht, auspackte. „Ich wäre so schrecklich gern noch einmal gekommen, aber — Sie wissen, ich wage es nicht, Mitzi."

„Ein Furchthase sind Sie, Lu," sagte Mitzi, deren rundes Gesicht blasser und schmaler geworden war, seit sie die Sorge um die Zukunft quälte, „und ich hätt' Sie ja so nicht laufen lassen, wenn Adolf nicht auch abgewinkt hätt'! — Ihr seid halt komische Leut', ihr zwei!"

Lu ließ die Hand sinken und sah der Sprechenden in das Gesicht.

„Es tut mir so leid, von euch allen zu gehen", antwortete sie, und ihre Unterlippe zitterte leicht. „Wenn ich nur erst wüßte wo Sie bleiben, Mitzi!"

„Ja — das möcht' ich selber! . . . Sie wissen ja, um mich wär' mir nit bang'; aber meine zwei daheim . . " Sie seufzte schwer.

„Schreiben Sie mir, Mitzi, und wenn ich kann, — nein, ganz bestimmt helfe ich Ihnen. Eigentlich verdanke ich Ihnen doch alles."

„Schon recht, Kindl! Aber wo soll ich Sie finden, wenn es wirklich einmal not tut. Vorläufig seien Sie aber einmal schön bedankt! Das Dölfchen wird eine Freud' haben!" —

Sie lächelte jetzt doch über die Menge schöner Dinge die sich um sie häuften und klingelte vergnügt mit der Sparbüchse, die sich noch zuletzt fand.

„Ein gutes Tierchen sind Sie doch, Lu! Der Himmel gesegne es Ihnen! — Aber was ist denn für die Ele?"

„Ich hole mir meines morgen früh — weiß schon manches, — damit konnte die Lu sich wirklich nicht schleppen!"

— — Als man schließlich sehr heiter im Auto saß um die Mitzi nach Hause zu bringen, fühlte Lu doch zuletzt ein Rühren. Sie umhalste und küßte die Freundin.

„Ich möchte ihr liebes Gesicht noch oft wiedersehen", flüsterte sie ihr ins Ohr. „Lassen Sie es sich inzwischen gut gehen."

Mitzi wischte sich die feuchten Augen.

„Gut gehen! O mein!" sagte sie kläglich. „Wir sind ja nur Treibholz! Wie es geht, so geht es! Ihnen alles Gute, Lu!"

Die Ele kletterte mit aus dem Auto, Lu hielt sie erstaunt zurück.

Digitized by Google

„Ich bringe dich auch nach Hause, warum willst du gehen?"

Das Mädchen hatte einen scheuen Blick nach rechts und links gleiten lassen, jetzt sagte sie eifrig:

„Ich kann nicht, Lu! Wirklich, ich kann nicht! Binder erwartet mich hier im Kaffee, und der, — ich glaube wahrhaftig — der hat ernste Absichten! Der denkt daran, mich zu heiraten."

Lu lachte.

„Dann allerdings, Ele! Aber morgen kommst du, nicht?"

„Um zehn bin ich bei dir."

Der Schlag schloß sich. In dem hellen Viereck des Fensters sahen die Zurückbleibenden Lus schönes, lachendes Gesicht, wie es sich vorbog. Sie winkte abschiednehmend mit der Hand. — Vor ihrer Wohnung bezahlte sie den Kutscher und wandte sich um. — Da — stand sie Auge in Auge mit Teo von Spratt.

Lu stieß einen kleinen, leisen Schrei aus. Der Schrecken lähmte sie. Seine Hand umklammerte ihr Gelenk, und mit heiserer, kaum verständlicher Stimme stöhnte er:

„Lu!"

Fast hätte sie zum zweitenmal aufgeschrieen. Seine Finger waren eiskalt, ihr Druck eisern.

„Lu!" wiederholte er noch einmal. Und dann, nach einer Pause: „Warum hast du mich geflohen? — Dich wiederzusehen, war der einzige Hoffnungsschimmer in meiner Gefangenschaft. Sieh, was die aus mir gemacht hat."

Er trat breit vor sie hin. Das Licht der Laterne fiel hell auf sein hageres, verwüstetes Gesicht. Sie hätte ihn kaum wiedererkannt. Und nun lachte er schrill und höhnisch auf.

„Ja mein Kind, dir geht es gut! Du kannst leben, — aber ich!! — Ein entlassener Sträfling, ein zerschmetterter Mensch! Überall verstoßen, — kaum fähig, seinen Hunger täglich zu stillen. Ohne Familie, ohne einen einzigen teilnehmenden Menschen in der Welt. . . Ja, liebe Lu, das ist hart und bitter! — Und an alledem bist du schuld — du allein!" —

„Das bin ich nicht, Teo", sagte sie leise.

Ein Zittern war in ihr, so daß die Zunge kaum gehorchte.

„Doch! Doch! Du weißt es auch genau! Dein ständiges Dich-mir-versagen, wenn du mich toll gemacht hattest, dein Locken und Winken ohne Erfüllung — war ein Verbrechen gegen mich, trieb mich immer weiter. Warum bist du auf der Welt, wenn du nur andere verderben kannst, keinen beglücken. — Im Anfange läßt man sich das ja gefallen, — aber später — später wird man zermürbt, — kann schließlich Recht und Unrecht nicht mehr klar unterscheiden, — verdirbt am Ende sich selbst und die Familie... Ja, auch die Familie, Lu!"

Sie hatte wie eine arme Sünderin vor ihm gestanden, jetzt hob sie den Kopf.

„Konnte ich wirklich dafür, Teo? War ich nicht ahnungslos?"

Er sah in das schöne Gesicht, das er mehr wie Ehre und Leben geliebt hatte. Das tolle Begehren, die tolle Verliebtheit überwältigte ihn wieder bis zur Sinnlosigkeit. Ele hatte nicht genug verraten, — nicht, daß Lu jetzt dem Prinzen gehörte, nur von ihrer Zufluchtstätte vor den brutalen Vergewaltigungen ihres plötzlich aufgetauchten Ehemannes gesprochen, als sie in einer Regung von Mitleid, gedankenlos Lus Adresse ihm angegeben. So sah er in ihr noch dieselbe wie vor Monaten.

„Ich hatte mir immer ausgemalt in der schweren Zeit meiner Gefangenschaft, du würdest mich wenigstens freundlich empfangen, Lu," fuhr er traurig fort, „mir wenigstens ein gutes Wort, einen Bissen Brot gönnen — — aber auch darin habe ich mich getäuscht. . ."

„Bist du hungrig?" fragte sie entsetzt, denn auf einmal redete sein mageres, verfallenes Gesicht eine andere, trostlosere Sprache.

„Seit drei Wochen konnte ich mich nicht mehr recht satt essen."

„Komm mit, Teo," sagte sie impulsiv, alles andere vergessend. „Komm mit. Mein Abendessen steht bereit, teilen wir."

Sie stieß den Schlüssel ins Schloß, öffnete und drehte die Beleuchtung an. An nichts dachte sie in diesem Augenblick, nicht an den Prinzen, — nicht an die Zofe, nicht, daß es Nacht war. Nur daß Teo, den sie immer gern gehabt, hungrig und mittellos vor ihr stand! Teo, von dem sie so viel Fröhliches und Gutes genossen. — Weiter kam sie nicht. —

Als sie dann die Wohnung geöffnet und auch hier überall das blendende Licht aufflammte, griff der kleine Baron sich fassungs-

Digitized by Google

los an den Kopf, so überwältigte ihn der Luxus ringsum. Zögernd blieb er stehen.

„Es kommt kein Bettler zu dir, Lu," sagte er heiser, „nur ein Gast. Vergiß das nicht."

Sie warf einen schnellen Blick auf sein fadenscheiniges Sommerzivil, das sie noch kannte. Ohne Paletot stand er vor ihr.

„Komm nur, Teo!" beschwichtigte sie ihn. „Iß."

Er betrachtete einen Augenblick stumm den reich besetzten Abendtisch, auf dem auch eine Flasche Wein nicht fehlte.

„Bist du aber üppig geworden!" sagte er dann aufs höchste erstaunt. „Sonst tat es doch ein Butterbrot."

Sie errötete heftig und wandte sich ab.

„Iß, bitte!" wiederholte sie und setzte sich an die Schmalseite des Tisches. Derselbe Luxus der sie umgab, strömte auch undefinierbar von ihrer Person aus. Der kleine Baron empfand das wohl, aber die Gier sich satt zu essen, überwog zunächst alle weiteren Gedanken.

Und dann — — er saß hier wohl zum ersten und zum letztenmal! Seine brennende, tolle Sehnsucht — Lu wieder zu sehen, war gestillt, nun hatte er nichts mehr auf der Welt zu suchen. Mit ihren Küssen auf den Lippen wollte er sich in dem versteckteften Winkel des Tiergartens verbergen — und noch in dieser Nacht aus dieser Welt fliehen, in der sein Name ausgelöscht werden mußte, ein Name, den er nicht blank und hoch gehalten hatte. —

Das Weib ihm gegenüber war schuld daran! —

Vielleicht absichtslos! Immerhin, — wenn sie nicht gewesen wäre! . . . Seine Mutter lebte dann noch, Kläre verabscheute, die früheren Kameraden verachteten ihn nicht, — und — er trug noch sein Ehrenkleid, seinen bunten Rock, auf den er immer so stolz gewesen war. —

Lu fühlte seinen finsteren Blick, sie wurde unruhig. Eine krankhafte Vorstellung hatte sich ihrer zu gleicher Zeit bemächtigt. . . Wenn nun jetzt die Korridortür klappen würde, wenn der Prinz kam! —

Er hatte das zwar noch nie getan, aber vielleicht heute, — vielleicht g e r a d e heute! Röte und Bläße wechselten auf ihrem Gesicht, sie trank hastig ein Glas Wein.

„Warum ißt du nicht?" fragte Teo.

„Ich mag nicht mehr, — wir aßen schon im Kabarett," log sie und stand auf, um unruhig hin und her zu gehen.

„Bleib sitzen, Lu" bat er. „Ich sehe dich dann doch! Noch sehe ich dich, — und ich liebe dich so sehr! Denke immer daran, Lu!" —

Sie setzte sich wieder.

Aber die Folter wurde unerträglich. Sie sprang wieder auf, sie ging an das Safe und füllte die Hand mit Goldstücken. So kam sie zurück und legte ihren Arm um seinen Nacken.

„Teo, lieber Teo," sagte sie schmeichelnd, „früher nahm ich so viel von dir, — nun nimm auch einmal von mir. — Ich möchte dir so gerne helfen."

Ihre Tränen rannen, aber er stieß empört ihre Hand gewaltsam weg, so daß das Gold auf den Teppich fiel. Hoch reckte er sich auf.

„Ich sagte dir schon einmal, ich bin kein Bettler, und ich nehme kein Geld von einer Frau! Unrecht habe ich getan und gebüßt, aber erbärmlich bin ich nicht! — Außerdem brauche ich kein Geld."

„O Teo!" entgegnete sie traurig.

„Woher hast du übrigens all das Gold?" fragte er plötzlich mißtrauisch. — Er sah sich jetzt, gesättigt, noch einmal aufmerksam und prüfend um. Sah im Nebenzimmer das elegante Gepäck herumstehen, das kostbare Bett an der Querwand mit seidnen Vorhängen und ebensolcher Daunendecke. . . Ein furchtbarer Verdacht schoß ihm jäh hoch.

Was er selber mit der Einsetzung seiner ganzen Person, ja seiner Ehre nicht erreicht hatte, — ein anderer hatte es erkauft mit schnödem Golde. — Seine Lu entwürdigt, — in den Staub gezerrt. . . .

Das Zimmer begann sich um ihn zu drehen.

„Lu!" schrie er röchelnd auf.

„Still! — Daß das Mädchen nichts hört!"

Sie wich erschreckt zurück, weiter — immer weiter. . . Mit einem Sprunge aber hatte er sie erreicht, gepackt . . . sinnlos umklammerte er sie und schrie ihr in das Gesicht:

„Wer? Wer?!!"

Sie wehrte sich zuerst verzweifelt, — und dann wurde sie auf einmal wie aus Eis.

„Prinz Egmont!" sagte sie langsam und deutlich,

Digitized by Google

Er brüllte laut auf, stürzte dann in die Knie und lag nun röchelnd auf dem Teppich. Lu blickte auf ihn nieder.

„Es ist nun mal so", sagte sie beinahe gleichgültig. „Was kann Treibholz denn mehr erwarten, als vom Winde getrieben, endlich zu zerschellen.

Stille war es! Ganz still zwischen den beiden. Eine lange Weile. Dann sagte Lu.

„Nun geh, Teo; ich bitte dich."

Er erhob sich sofort; das feuchte Haar strich er sich aus der Stirn, mit erloschenen Augen sah er sie an.

„Ja, ich gehe! Hier habe ich nichts mehr zu suchen. Meine Lu ist gestorben."

Sie warf die Arme um seinen Hals und wollte ihn zum Abschied küssen, ganz unwirklich kam ihr alles vor was nun geschah. Und sie dachte auch an nichts. Ganz tot waren Seele und Körper.

Er aber schob sie behutsam doch unwiderstehlich fort. Nach ihren Küssen verlangte ihn nicht mehr.

„Lebewohl, Lu!"

„Lebewohl!" Sie sagte es mechanisch, sah auch, daß er sich entfernte. Die Hand auf den Tisch gestützt, blieb sie unbeweglich stehen.

Auf einmal stand er doch wieder vor ihr, mit funkelnden Augen und keuchender Brust. Er riß sie an sich und küßte sie wild, so daß sie das Blut aus ihren Lippen rinnen fühlte und stotterte dazwischen wirres, unverständliches Zeug, auf das sie nicht hörte.

Sie rang sich endlich frei, und ebenfalls schwer atmend, sagte sie mit gerunzelter Stirn:

„Es ist genug. Geh!" —

Aber er packte sie wieder.

„Ich gönne dich ihm nicht — Ich gönne dich keinem! — Wenn ich dich jetzt auch verschmähe, — ich gönne dich auch dem Leben nicht, das dich unter die Füße trampeln wird — wie mich. . ."

Er stieß die Fäuste in die Tasche seines Jakettes, und in dem blendend hellen Lichte der elektrischen Birnen sah Lu plötzlich einen mattglänzenden Gegenstand in seiner Hand.

Mit der Kraft und Gewalt der Todesangst rang sie sich los.

„Komm mit mir, Lu!" hörte sie seine Stimme, halb grollend, halb flehend.

Aber sie floh. Blindlings machte sie ein paar Sprünge ins Zimmer hinein, stieß an einen Stuhl, stolperte, fiel, raffte sich wieder auf und schrie nach ihrer Zofe.

Aber die hatte den freien Abend in eignem Interesse vergeben; sie fürchtete sich nicht vor dem Zorn ihrer Herrin.

Und dann fiel ein Schuß. —

Gleich darauf ein zweiter. —

Lu warf die Arme hoch und stürzte taumelnd auf den Teppich. Teo von Spratt rührte sich nicht mehr Und über der Sterbenden und dem Toten strahlte in gleicher, ungetrübter Helle das weiße Licht! . . .

* * *

Erst am andern Morgen fand das Mädchen, erschreckt von den noch immer brennenden elektrischen Flammen, den toten Körper ihrer Herrin. Sie schrie das Haus wach, in dem niemand die Detonationen gehört oder beachtet hatte, sie lief zur Polizei. . .

Um zehn Uhr kam die ahnungslose Ele und fiel in Ohnmacht, als sie das Geschehene sah. — Gegen Mittag kam Prinz Egmont. . .

Man hatte Lu auf die Chaiselongue gelegt. Ihr wunderschönes blasses Gesicht trug auf der Stirn eine kleine senkrechte Falte, die ihr jede Unbill des Schicksals abnötigte. Dadurch bekam ihr Kindergesicht etwas trotziges — sich auflehnendes.

Der Prinz hieß alle hinausgehen. — Allein mit der Toten beugte er sich langsam, zögernd über sie und küßte ihren jetzt so blassen Mund. Er wußte, die letzte Oase in seinem Herzen hatte zu sein aufgehört. Nun war seine Jugend auch gestorben.

Er hatte sie lieb gehabt! Das erlöschende Feuer seiner Gefühle sich um sie gedrängt, mit aller Kraft deren er noch fähig gewesen war.

Eine tiefe Trauer war in ihm, — so tief, daß sie ihm die Augen feuchtete. Und trotzdem, — er gönnte ihr fast den Tod.

Nichts konnte sie nun noch treffen! — Schlimmeres war ihr vielleicht erspart geblieben. Er allein ahnte in dem schönen Körper die nach Erfüllung ihrer ewig wachen Sehnsucht drängende Seele. Die hätte er ihr auch nicht schaffen können.

Digitized by Google

„Lebwohl, Lu!" sagte er leise und strich über die glänzende schwarze Locke auf ihrer Stirn. „Armes kleines Treibholz — das nun auch zur Ruhe gekommen ist!" —

Dann ging er. Gab draußen Anweisung, daß man „den Andern" auch versorgen möge, wie es notwendig war, und ließ Lu im großen Stil beerdigen.

Kalt, schlank und ruhig, eine Hand in der Tasche, stand er da, als er den Portierleuten seine Anweisungen gab und die Wohnung kündigte. Noch einmal drängte sich die verzweifelte Ele an ihn. Sie gestand ihre Schuld, daß sie Lus Adresse an Teo von Spratt verraten, ahnungslos, was er beabsichtigen könne; daß Lu unschuldig sei. Kühl, wenn auch gütig, wies er sie ab, ordnete nur an, daß Lus ganze Hinterlassenschaft, einschließlich des Schmuckes, an sie und Mitzi fallen sollte.

Trotz des Kummers leuchtete es in Eles Augen auf. Vorerst nahm sie einmal still eine kleine brillantenbesetzte Uhr an sich. War sie doch gestern um Lus Geschenke gekommen, — — Gestern! —

Wie nahe das noch war!

Und dazwischen lag die Vernichtung zweier Menschenleben! —

Freilich nur Treibholz ! —

*

Grauen / Ein Erlebnis, erzählt von Richard Voß

I.

Ich lernte den bedauernswerten Menschen an einem der schönsten Erdenflecke kennen: an der Côte d'Azur in Mentone. Wir waren beide Gäste des Hotel Alexandra, welches unter den mit Olivenwäldern, Bambusstauden und Cannenrohr gefüllten Schluchten des wilden Felsengebirgs in diesem Paradiese ein besonderer Garten Eden umgibt. Orangen und Mandarinen bestreuen die lichtgrünen Rasengründe mit ihren dunkelgoldigen Früchten; Mimosen, Magnolien und Cedern beschatten einen bunten Winterfrühling; Palmen und Eukalypten bilden märchenhafte Haine; das Meer leuchtet herauf und es leuchtet darüber der Himmel des Südens. So gleicht denn diese wunderbare Küste den Gestaden der Insel der Seligen . . .

Zu meinen Absonderlichkeiten gehört, keine Reisebekanntschaften zu machen. Vollends nicht fremde Menschen an der Riviera! Im Alexandrahotel befand sich viel kosmopolitische Welt, mehr vornehm als elegant. Von meinem kleinen Tisch aus mußte ich sie bei den Mahlzeiten mittags und abends erdulden und es blieben mir die meisten Gestalten ebenso gleichgültig, wie ich selbst allen war.

Bei einigen Wenigen versuchte ich, mir aus Mienen und Wesen ihren Charakter und Beruf, ihr Leben und Schicksal, ihre „Geschichte" zu fabulieren. Aber nur eine einzige Erscheinung unter den vielen — sie war freilich auffallend genug — erweckte zunächst ein flüchtiges Interesse, später mein reges Gefühl.

Es war ein Mann in den sogenannten besten Jahren, einsam wie ich, leidend wie ich. Doch schien mir sein Leiden weniger körperlicher, als seelischer Art zu sein: krank am Leben, krank an der Welt, krank an sich selbst, also an der Übel allergrößtem einem. Auf seinem ungemein sympathischen Gesicht — es hatte aristokratisch feine, für einen Mann fast zu feine Züge — lag etwas wie Erstarrung und seine eigentümlich lichten Augen — der Italiener gibt derartigen Augen den bezeichnenden Namen „occhi bianchi" — waren unnatürlich weit geöffnet, mit dem Blick eines Visionärs, als schauten sie Dinge, die nicht waren; Dinge, die Furcht und Entsetzen, die — Grauen einflößten.

Es waren des Mannes Augen, die es mir antaten.

Der Fremde saß mir gegenüber, das Gesicht mir zugewendet und mußte ich ihn beständig ansehen: ihm gerade in die Augen! Ihr von der Wirklichkeit abgekehrter Blick faszinierte mich nach und nach derartig, daß ich mich in Grübeleien darüber verlor, was sie wohl schauen mochten? Eben etwas nicht Wirkliches, das Furcht und Entsetzen, das Grauen einflößte.

Digitized by Google

II.

Entgegen meiner Gewohnheit, erkundigte ich mich bei dem „Herrn Ober" nach dem Namen meines Geistersehers, so hatte ich ihn mir benannt. Es war ein Baron Frederick von X aus Dänemark„ (Damals war das schöne Haus unter dem Mont Agèl noch Eigentum einer dänischen Gesellschaft.) Der Herr Ober wollte mir über den seltsamen Gast des Hotel Alexandra allerlei vertrauliche Mitteilungen machen; doch ließ ich mir nur berichten, daß der blasse Nordländer seine Frau erwartete und deren Ankunft ungeduldig ersehnte. Die Dame mußte ihrem Gatten jeden Tag nicht nur schreiben sondern auch täglich depeschieren. Briefe und Telegramme sollten stets zu bestimmter Zeit eintreffen; aber bereits Stunden vorher befand sich der von seiner Gattin Getrennte in fieberhafter Erregung. Er bewachte den Eingang des Hotels und lief schließlich in seiner Ungeduld dem Boten entgegen. Er schien ein sehr zärtlicher Ehemann zu sein, war also hoffentlich ein sehr glücklicher Gatte.

Mein Anteil an seinem vergeistigten Gesicht und visionärem Blick — ich blieb bei dieser Bezeichnung — war allmählich in einer Weise gewachsen, daß ich seiner ehelichen Zärtlichkeit und seines Glückes mich freute und machte ich bei ihm wiederum die alte Erfahrung: Menschen, die ich lediglich vom Ansehen kannte, die mich nicht das mindeste angingen — einem solchen Unbekannten mit einer Leidenschaftlichkeit ein gutes Geschick zu wünschen, als gehörten sie zu meinen intimsten Freunden. Erfuhr ich über sie das Gegenteil meiner frommen Wünsche, so litt ich darunter. Ich litt um die Wildfremden, die mir schließlich vollkommen gleichgültig sein konnten . . .

Der dänische Herr, der mir vollkommen gleichgültig sein konnte, und dem ich trotzdem ein gutes Geschick wünschte, nahm in Erwartung seiner Gattin ein Quartier mit Salon und zwei Schlafzimmern, deren eine an das meine stieß. Also wurden wir Nachbarn. Er mußte übrigens auch körperlich leidend sein; denn er hatte böse Nächte. Sein Seufzen und Stöhnen weckten mich, und manche Nacht konnte ich nicht einschlafen, bis es nebenan still geworden war. Unsere Zimmer lagen im Erdgeschoß mit Türen, die unmittelbar auf die Terrasse und in den Garten führten. Häufig des Nachts hörte ich meinen Nachbar die Tür öffnen; hörte stundenlang seinen Schritt auf den Steinplatten der Terrasse, den Kieswegen des Gartens; hörte seinen ruhelosen Schritt stundenlang, stundenlang. Er dauerte mich daher mehr und mehr, so daß ich die Ankunft seiner Frau mit wachsender Ungeduld zu erwarten begann. Weshalb hatte sie den kranken Mann allein reisen lassen? Er schien einer Pflegerin dringend zu bedürfen; schien von Tag zu Tag aufgeregter, verstörter, leidender.

In einer Nacht mußte er einem Nervenanfall unterlegen sein. Ich stand auf, kleidete mich hastig an und begab mich hinaus in den Garten um zu sehen, ob er Licht hatte. In demselben Augenblick öffnete er seine Tür. Plötzlich stand ich ihm gegenüber. Da mußte ich ihm denn mein Erscheinen vor seinem Zimmer mitten in der Nacht erklären: „Ich konnte nicht einschlafen und hörte Sie. Sie schienen nicht wohl zu sein. Ich wollte mich erkundigen, ob ich Ihnen als Nachbar irgendwie beistehen könnte?"

„Gewiß weckte ich Sie?"

„Durchaus nicht."

„Und störte Sie sicher schon manche Nacht?"

„Gar nicht."

„Sie sind sehr gütig, mich das glauben machen zu wollen.

„Ich versichere Sie —"

„Nein, nein. Ich hätte mich längst vorstellen und Sie um Entschuldigung bitten müssen.

„Ohne jeden Grund. Kann ich wirklich mit Nichts dienen? Denn Sie scheinen ernstlich zu leiden."

„An Wahnideen. Danke, danke! Ich muß mir selbst helfen und — kann eben nicht. Ohne meine Frau kann ich nicht! Da Sie jedoch so gütig sind und da ich Sie gestört habe . . . Ja, und weil die Nacht so schön ist — — Wenn Sie eine halbe Stunde mit mir auf und ab gehen wollten? Das würde mir nämlich helfen, meiner Wahnidee Herr zu werden, so gut ich es ohne meine Frau vermag. Sie würden mir helfen, das Grauen leichter zu überwinden."

„Welches Grauen?"

„Sie sollen hören."

Und ich hörte.

Digitized by Google

III.

„Ich bin krank. Meine Krankheit ist hoffnungslos. Sie ist — eben das Grauen. Es gibt dagegen keinen Arzt und kein Mittel. So muß ich denn früher oder später daran zugrunde gehen. Meine Frau will mich davor bewahren. Retten will sie mich, ein Engel der Liebe und des Erbarmens. Überhaupt meine Frau —

Wie soll ich zu Ihnen von meiner Frau sprechen? Zu einem Wildfremden? Aber vielleicht — Gerade, weil Sie mir fremd sind. Auch haben Sie etwas in den Augen, etwas so Menschliches.

Doch Sie wollen wissen, was das ist? Ich meine, das Grauen.

Es überfiel mich zum erstenmal, als ich noch ein blutjunger Bursch war, ein sehr fröhliches, sehr glückliches, junges Menschenkind, sage ich Ihnen. Das Leben war für mich eitel Hoffnung, die Welt eitel Glanz, genau so strahlend wie dieser Himmel über uns. Und ich selbst. Man nannte mich einen Sonnenmenschen, einen Baldur. Mein Lachen war gleichsam ein Leuchten. Dann aber überkam mich das Grauen. Es überfiel mich wie ein Straßenräuber, wie ein Meuchelmörder. Es mordete etwas in mir, das ich für unsterblich gehalten: meine Jugend, meine Lebensfreude, mein Glück. Allen Glanz löschte es aus. Den Glanz in der Welt und den Glanz in meiner Seele. Seitdem bin ich krank, hoffnungslos krank, ein Unheilbarer, ein Aufgegebener . . . Bitte, unterbrechen Sie mich nicht.

Wie es zum erstenmal über mich kam —

Ich war, wie gesagt, jung und froh. Und ich war gesund wie ein Eichbaum mit tausend starken Trieben. Eines Frühlingstags machte ich mit Kameraden, jungen, fröhlichen Gesellen, einen Ausflug in das leuchtende Lenzland, welchem unsere Seelen glichen. Wir waren schier überlustig, wie das an solchem Tage das Recht kraftvoller Jugend ist. Vor uns allen lag das Leben gleich einer blumigen Flur: wir brauchten nur darüber hinzuschreiten und uns einen vollen Strauß zu pflücken: jede Blüte eine erfüllte Hoffnung, eine gestillte Sehnsucht.

Unter dem lebensseligen Völkchen befand sich einer, der mir besonders lieb war, ein hellockiger, helläugiger, hellherziger, prächtiger Jüngling. Wir waren seit Sonnenaufgang marschiert, hatten uns müde gesungen; uns müde gelacht und gefreut; waren hungrig und durstig geworden, kehrten in einer bekannten Herberge am Meeresstrand ein, fuhren fort zu singen, zu lachen, das Leben zu genießen, als wäre es unsterbliche Jugend, unendliche Lust.

Ich saß am Tisch meinem blonden Liebling gegenüber, dachte an nichts Anderes als daran, wie schön das Leben doch sei. Da plötzlich — Was war das? Was geschah mir? Plötzlich ein eigentümliches, unheimliches, unbeschreibliches Gefühl, ein eiskalter Schauer. Er lief mir über den Rücken, stieg mir zu Kopf, machte mein Haar sich sträuben, packte mich ärger als Fieberfrost, packte mich wie Geisternähe und plötzlich — Mein Freund mir gegenüber lachte und scherzte, hatte von allen seligen Gesichtern rings um mich das allerseligste — Da plötzlich sah ich sein hübsches Gesicht erbleichen, sich entstellen, sich entgeistern; sah es erstarren.

Plötzlich glich das junge, glückstrahlende Antlitz vor mir einem Totengesicht. — Gleich darauf lachte und leuchtete es wieder; gleich darauf war auch ich von dem geheimnisvollen Schauer befreit . . .

Was diesem folgte? Tags darauf war mein heller, froher Liebling ein bleicher stiller Mann. Am Abend jenes Tages geriet er mit einem der Kollegen in Streit: um ein reines Nichts, daraus Todfeindschaft entstand. Es kam zum Zweikampf. Ich war meines Freundes Sekundant und ich wußte des Kampfes Ausgang.

Es war — Tod.

Mein Grauen hatte es mir voraus gekündigt."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Sommermorgen

Der Morgen steigt nach schwüler Nacht
Herauf, von Glanz umfangen,
Das Heckenröschen grüßt und lacht
Mit frischen, roten Wangen;
Rings Wald und Flur schmückt wie zum Fest
Das Kleid mit Taudemanten,
Noch hängt vom Nebelflor ein Rest
Am See wie Spitzenkanten.

Ein Vogelruf leis hier und dort
Und dann ein jubelnd Singen!
Und feierlich hin überm Ort
Die Morgenglocken klingen.
Da tut das Herz gar frischen Schlag
In all dem frischen Regen:
Sei uns gegrüßt, du junger Tag,
Und gib uns deinen Segen! —

Charlotte Marr.

Kätzchen / Skizze von Hedwig Forstreuter

„Du versprichst mir, dich einmal freizumachen und ein paar Tage zu uns herauszukommen? Denke doch — die Hühnerjagd ohne dich. Das geht ja gar nicht."

Die Freunde gaben sich die Hand, und in den Augen des Jüngeren, der zu dem hochgewachsenen Gefährten hinaufsah, erwachte es wie Sehnsucht: „Die herbstlichen Felder jetzt, die allein locken mich schon. Und wenn ich deine Flinte in der Hand fühle, scheint ja auch stets etwas von der Jagdleidenschaft ihres Besitzers auf mich überzugehen. — Ich komme, sobald ich kann. Das weißt du."

„Na, na, als ob du noch niemals gestreikt hättest! Denke an meinen Geburtstag vor ein paar Jahren, als dein Theaterstück aufgeführt werden sollte, und du — der Spielleiter — fehltest."

Der Zug pfiff und überhob den Beschuldigten der Antwort, aber der Blick, mit dem er den lachenden Augen des Freundes begegnete, rührte den anderen. Trotzdem ließ er nicht von seinem Thema ab: „Warum bist du eigentlich damals nicht gekommen? Du wichst mir immer aus, wenn ich danach fragte. Ich finde das wenig vertrauensvoll. Oder sollte — —"

Neckend blickte er in das Gesicht vor sich und sah, daß es in jähem Schreck erblaßte, daß die Augen sich weiteten und an den Zügen einer jungen Frau hingen, die in einem offenen Abteil saß und ihrem Kinde zeigte, wie es mit der kleinen Hand winken müsse. Das Gesicht der Frau unter dem breitrandigen Hut lächelte in selbstvergessenem Glück. Doch dann hob sie die Augen und fühlte die Blicke der beiden Herren auf sich gerichtet, sah den gequälten Ausdruck des Jüngeren, und ihr Lächeln wurde matt. Für eine Sekunde stand in ihren Augen die gleiche Not wie in denen des Mannes, dann senkte sie die Lider, neigte den Kopf über das Kind. Ein Herr stieg zu ihr ein und schlug die Türe zu.

Der Zug setzte sich ächzend in Bewegung, mit einem Ruck stand der abreisende Freund in seinem Abteil, aber er beugte sich noch einmal herab: „Was ist dir? Erwache doch. Du siehst ja ganz verstört aus."

Der Kamerad starrte nach dem geschlossenen Abteil, als müßten seine Blicke die Frau ans Fenster ziehen. Und während er nun für einen Augenblick dem Freunde das Gesicht zuwandte und ihn beruhigend anlächelte, geschah es, daß wirklich ein Frauenantlitz am Fenster erschien und voll tiefen Ernstes auf den Mann herabsah, der unbeweglich blieb, um nicht einen Zug des Gesichtes zu verlieren. Dann war es vorbei. Die Lokomotive strebte eilfertig aus dem Bahnhofsraum, wie eine ungefüge schwarze Schlange folgte der Zug, Tücher flatterten. Auf dem Bahnsteig schluchzte eine zurückgebliebene Mutter. Das erweckte den, der noch immer stand und dem Zuge nachschaute. Wie ein Frösteln lief es an dem Manne hinab. Ihm war, als entschwände ihm mit diesen eilenden Wagen zum zweitenmal das Glück. Langsam schritt er die Stufen zur Straße hinab. Aber anstatt den Weg zu seiner Wohnung zu nehmen, in der ihn die Arbeit erwartete, wandte er sich zu den Wällen, deren grüne Gürtel, zu Gartenanlagen erweitert, die Stadt nur noch lose umspannten.

Allgemach verwandelte sich über seinem Sinnen das Frauenantlitz, das ihm heute erschienen war, zurück in ein Mädchengesicht. Er brauchte nur den

Digitized by Google

Kopf zu wenden, um in ein Paar goldigglänzende Augen zu sehen, auf einen lachenden, plauderbereiten Mund.

„Kätzchen", — sagte er vor sich hin. Wie der Kosename für sie paßte. Wenn es überhaupt einen Namen gab für die Grazie, die Schelmerei, die schillernde Laune.

„Glaubte ich an Seelenwanderung, ich würde schwören, daß du einstmals ein Kätzchen warst, von der zierlichsten Art, eine Künstlerin im Schmeicheln wie im Schmollen", hatte er ganz im Anfange zu dem Mädchen gesagt, und ihre Augen übersprühten ihn mit Goldfunken, als sie antwortete: „Katzen sind aristokratische Tiere und feinfühlig, wie höchstens noch du es bist. Also war das ein Kompliment — —"

Ihre Zähne blitzten, aber in den Augen stand ein Wissen, daß seine Worte noch tiefer gemeint waren.

Der Mann dachte nach. Immer hatte ein Ahnen zwischen ihnen gelebt, daß ihre Seelen im Grunde einander fremd waren. Aber Jugend läßt sich so gern betören. So tanzten sie zusammen im Hause ihrer Eltern und Freunde, streiften gemeinsam durch die Felder, ruderten auf dem einsamen, blätterumsäumten Stadtteich. Und die Liebe irrlichterte zwischen ihnen hin und her. Bald saß das Mädchen dem Freunde still gegenüber, ließ ihm die Hand, drückte in einer ihrer jähen Aufwallungen die Lippen auf seine Fingerspitzen. Und ihr Blick war voller Angst. Aber wenn er dann in sie drang und flehte, ihm zu sagen, was sie quäle, dann lachte sie und schüttelte ihr Haar zurück: „Nichts quält mich, als vielleicht meine eigene Natur. Laß nur, das Kätzchen findet seine Munterkeit schon wieder."

Und auf dem Rückwege peinigte sie ihn mit allerhand Kleinigkeiten, bis er in wortlosem Zorn von ihr ging. Dann lief sie ihm nach, daß die wenigen Spaziergänger in dem alten Park erstaunt die Köpfe drehten. „Du bist zu gut zu mir," atmete sie hastig, „du müßtest schelten, wenn ich dich quäle. Warum erwiderst du nie etwas? Das ist nicht das richtige für mich."

Ganz ernsthaft sagte sie das, als spräche sie von der Erziehung eines Dritten. Für diesmal waren sie versöhnt. Aber der Mann fühlte, wie ihm das Mädchen nach solchen Stunden mehr und mehr entglitt.

Und dann sah er sie nicht mehr. Die Einladungen zu ihren Eltern blieben aus, seine Besuche wurden nicht angenommen. Die Feste, auf denen er sie treffen konnte, mied er. Wie eine Erstarrung war es über ihn gekommen. Was er immer dunkel gefürchtet hatte, jetzt traf es ein: das Kätzchen suchte sich einen anderen Herrn. Einen, der es hart behandelte und leiden ließ und den es dennoch liebte.

*

Der Herbst prangte in goldenen Farben. Flintenschüsse knallten über die Felder — nie war die Welt so schön gewesen, so feierlich klar. Hochzeitswagen rollten durch die Stadt, und ein Mann stand vor dem Teich im Parke und überlegte, wovon er in diesem Monat leben solle, da er all sein Geld für Blumen ausgegeben hatte. Hochzeitsblumen. Und sie würde nicht einmal wissen, von wem sie kamen, denn er hatte es verschmäht, eine Karte mitzusenden. Er wollte nicht die Komödie des unglücklichen Liebhabers spielen, der das Lächeln der Braut in Tränen des Mitleids wandelt.

Wie das Wasser blinkte und lockte, wie es flüsterte von Erinnerungen. Aber er wollte nicht weich werden, nein, er wollte nicht. Sollte sie bis zuletzt recht behalten, würde er nie ein Mann werden?

Aufrecht ging er zur Stadt zurück — irgendwo wartete heute ein Freund auf ihn. Aber er mußte hier bleiben, bis die letzten Wagen zum Bahnhofe rollten, bis er wußte, jetzt gab es keine goldigen Augen mehr in der Stadt, keine eiligen Füße, die auf der Straße plötzlich neben ihm klangen. — —

Ferner rückte ihm dann ihr Bild, nur nachts sprach er manchmal zu ihm, in den alten Lauben. Aber jeder Herbst weckte neue Sehnsucht. Dann kam dieser Tag, der sie blitzschnell zusammen und auseinander führte. Sein Kätzchen war eine Frau geworden, hatte ein Kind, mit dem es nun spielen konnte, wie einst mit der Liebe. Er dachte an seine geheimsten Träume, die einem kleinen Mädchen gegolten hatten — aufs Haar der Mutter ähnlich — einem zweiten Kätzchen. Das lebte nun, aber es war nicht sein.

Er stand und sah über den Teich hin, der bunte Blätter trieb. — Es wäre zu viel Glück gewesen. Und er versuchte, ein Lied vor sich hin zu pfeifen. Aber es gelang ihm nicht, und stumm ging er unter den herbstlichen Bäumen dahin. Erst jetzt — fühlte sein Herz — hatte er sie ganz verloren.

*

Im Heimatfrieden

Über abenddunkle Ähren
Fließt des Mondes Schimmer hin.
Alles Wünschen und Begehren
Wandelt sich zu stillem Sinn.

Meine Seele kann nun ruhen
Nach des lauten Tags Geschehn — —
Und ich will mit leisen Schuhen
Durch des Friedens Stunde gehn. — — —

Reinhold Braun.

Digitized by Google

Philipp, der Dorfnarr / Von Johannes Freumbichler

Er wohnte im Armenhause, das knapp am Dorfende, nahe dem Bache liegt. Wer ihn gesehen, wie er, die Hände am Rücken und stets etwas vor sich hinmurmelnd, die Dorfstraße hinaufgegangen, wer ihm begegnet und in seine weitgeöffneten, wasserblauen Augen geblickt, hat dem Grauen selber ins Antlitz geschaut. Er hieß allgemein der „Dorfnarr", und nur die älteren Leute wußten den wirklichen Namen und Herkunft. Er stammte aus einer Bauernfamilie der Pfarrei, der die Möglichkeit, daß ihr Sohn Priester würde, stets als das höchste Glück ihres Lebens vorgeschwebt. Und so geschah es. Das Unerhörte wurde Wirklichkeit. Nachdem sie freudig die Hälfte ihres kleinen Besitzes geopfert und dazu tausend sorgenvolle Tage, tausend schlaflose Nächte, kam ihnen der goldene Tag des Triumphes. . . .

Ein Sonntagnachmittag wars, der Himmel blau, und es lachte die Sonne. Über dem Sträßlein, das zum kleinen Hof am Hügel führt, wölbte sich ein Bogen aus grünen Reisern und darinnen las man in großen Buchstaben: Gelobt sei Jesus Christus! — Überall sah man Landleute dem Orte zustreben. Ist ja dem Volke dort ein solch Ereignis das höchste Freudenfest: Einer aus uns ist ein Priester Gottes geworden! — Daher sagen sie auch: Wegen einer Primiz soll man ein Paar Schuhe zerreißen. Und es gibt auch da manch prächtige Feierlichkeit zu sehen. Essen, Trinken und Musik dauern zwei Tage, und ein solches Fest kann wohl an die tausend Gulden kosten. . . . Auf den umliegenden Hügeln standen schon die Schützen, die Ankunft des Primizianten zu melden. . . . Ah! Eben rollt der erste Böllerschuß übers Tal . . . Der zweite . . . Der dritte . . . Er kommt! — Wie ein Lauffeuer geht die Kunde durch das Dorf . . .

Und der junge Gottgeweihte saß aufrecht zwischen Vater und Mutter. Beide etwas müde und gebeugt zwar, aber voll gehaltenen Stolzes und heimlichen Glückes. Und die Glocken läuteten . . .

Zwischen diesem Empfange und der in vierzehn Tagen stattfindenden Primiz geschah das Gräßliche. Es war um die Zeit der Heuernte. Eine unbeschreibliche, heilige Friedlichkeit und Stille lag über dem Tale. Philipp, im schwarzen Rocke, spazierte ein wenig durch die Felder. Zwischen zwei wallenden Kornfeldern kam ihm Hanna, des Nachbars Tochter, die geistliche Braut war, lachend entgegen. Sie waren Schulkameraden, und das Mädchen war denn auch nicht verlegen, als sie nun mit dem jungen Geistlichen plaudernd den Wiesenweg dahinschritt. Immer wieder scholl ihr helles Lachen über die Felder, daß die arbeitenden Landleute aufblickten. Philipp aber ergriff in diesen Minuten ein Gefühl, das sein Herz in einen nie gekannten, furchtbaren Aufruhr versetzte . . .

Am Abend desselben Tages, als Philipps Eltern längst zur Ruhe gegangen, schlich er sich aus dem Hause. In tiefer Nachtruhe lag das Dorf. Über den Kornfeldern flimmerten unzählige Sterne. Ferne Flügelhornklänge, Jauchzen schwärmender Burschen, die zu ihren Liebsten zogen, und dann plötzlich, aus dem Dunkel brechend, helles, übermütiges, sich immer wiederholendes Mädchenlachen. In diesen Minuten bemächtigte sich der Seele des Einsamen ein tiefer, endloser Gram. Es kam über ihn mit einer Überraschung mit einer plötzlich ausbrechenden Wucht, so daß augenblicklich alle Widerstandskraft in ihm zusammenbrach . . .

Schon in den nächsten Tagen zeigten sich die Spuren ausbrechenden Wahnsinns. Das Unglück im Hause der alten Landleute war groß. Schlimme Zeiten kamen. Philipp wurde in eine Anstalt gebracht. Seine Eltern aber erfaßte darüber ein solcher Gram, daß sie in weniger als einem Jahre beide auf dem Friedhofshügel lagen. Das Gut wurde verkauft und der Erlös fiel an die Gemeinde. Philipp kam ins Armenhaus. Anfangs wurde ihm eine gewisse Rücksicht entgegengebracht, aber diese verlor sich allmählich. Im Tale sagte man, die Strafe Gottes habe ihn ob eines geheimen Frevels seines Verstandes beraubt . . .

Im Armenhause mußte er seine Wohnung, eine große, weitläufige Stube, mit einem alten Taglöhner teilen, der die Anwesenheit des Narren als eine Störung empfand. Besonders eine Manie war es, die der Arme nicht lassen konnte und die ihm Schimpfworte, Flüche, ja ab und zu sogar einen Faustschlag ins Gesicht eintrug. Nämlich die Gewohnheit, stundenlang ununterbrochen im Raume auf und ab zu wandeln. Wenn er dies, wie oft an regnerischen Tagen, tat, so fuhr sein Stubengenosse wütend auf und schrie: „Wenn du nicht aufhörst, du Lump, du elendiger, hau' ich dir die Knochen entzwei!"

So war es auch an einem dieser Tage, und da der Taglöhner, den Narren zu schlagen, nach dem Stiefelzieher suchte, verließ dieser fluchtartig das Zimmer und das baufällige Armenhaus. Mehrere Stunden schlenderte er verloren durch den naßkalten, regnerischen Abend. Das Dorf war öde. Schwere, feuchte Regenwolken zogen langsam über die Hügel. Schief und schmutzig standen die hölzernen Häuser. Unrat floß über die Straßen. Hie und da wühlte ein Schwein im Kote. Dem Narren war heute so schreckhaft düster zumute, daß er schließlich, von unbekannten Mächten gehetzt, fluchtartig ins Dorfgasthaus lief. Etwa ein Dutzend Gäste, die das schlechte Wetter und Langeweile hier zu Bier und Pfeife zusammengetrieben, empfingen Philipp, den Dorfnarren, mit einem lustigen „Halloh!", erfreut darüber, sich durch ihn

Digitized by Google

die Zeit vertreiben zu können. Auf ihre Einladung hin setzte sich denn auch der Narr zu ihnen und musterte mit seinen großen, wässerigen Augen die Anwesenden. Unter allgemeinem Gaudium schüttete man mittlerweile abseits Schnaps in ein volles Glas Bier, gab noch Salz und Pfeffer dazu und kredenzte es so dem armen Philipp. Ein Jäger der ein großer Spaßvogel war, sagte: „Philipp, du bist aber dumm, daß du in diesem Lande hier bleibst! — Warum gehst du denn nicht zu den Untersbergern? — Heh? — Dort kann man solche Burschen, wie du, brauchen. Gelt, Männer?"

Natürlich stimmten alle lachend bei.

„Da gibt's Herrlichkeiten!" fuhr der lustige Weidmann fort. „Bin auch einmal acht Tage dort gewesen. Das vergess' ich mein Lebtag nimmer. Wein und Bier rinnt wie Quellenwasser, dann Käs', Schokolade und Limonade. — Alles in Massen! Herrgott! — Und was das Feinste ist: Mädchen nach der Wahl! — Philipp, und gerade die hast' so gern!"

Dieser Schilderung folgte ein lautes Gewieher.

„Wenn ich nur wüßt'," sagte der Narr nachdenklich und stützte den Kopf in die Hände, „welcher Weg hinführt! Heute noch ging ich."

Der Jäger aber meinte: „Wenn du hinreisen willst, müssen wir dich zuerst fein frisieren. So gefällst du den Untersberger Fräulein nicht."

Damit war natürlicherweise der Narr lebhaft einverstanden. Man setzte ihn auf einen Stuhl in die Mitte des Zimmers, und der Jäger schnitt Philipp das Haar in einer solchen Art und Weise, daß des Lachens kein Ende war. Da nun der Arme nach beendeter Prozedur ungestüm verlangte, ihm gleich den Weg zu zeigen sagten sie, er solle einstweilen ruhig nach Hause gehen, man würde die Untersberger schon verständigen. Morgen werde er dann sicher mit einem zweispännigen Wagen abgeholt werden. Damit zufrieden, verließ der Narr das Gasthaus und trottete heim.

Da nun Philipp doch ziemlich viel Bier getrunken und ihm auch wohl die Bilder aus dem Untersberger Wunderlande vorschweben mochten, so erwachte er in dieser Nacht oft, suchtelte mit den Händen, kicherte, lachte . . .

Da fuhr dann der Taglöhner, der im andern Winkel schlief, auf: „Wirst du gleich still sein, du Hund, du elender! — Wart' nur, ich schlag' dich noch tot."

Angstergriffen schwieg der Narr und kroch unter die Decke. Aber die Ruhe währte nicht lange. Wieder mußte ihn ein Traum ins Land der Untersberger Weiber versetzt haben, denn er fing an zu schnauben und mit den Fingern zu schnalzen, bis er schließlich ein Kichern vernehmen ließ, das in ein lautes, endloses, glückseliges Lachen überging . .

Jetzt war seines Stubengenossen Geduld zu Ende. Er langte nach dem Stiefelzieher unterm Bette und warf ihn mit einem gotteslästerlichen Fluche und solcher Wucht gegen die Ecke wo des Narren Lager stand, daß Teile des Kalkanwurfes mit lautem Geräusch zu Boden fielen und Philipp augenblicklich verstummte. Der Taglöhner sann, bevor er wieder einschlief, nach, wie er sich seines lästigen Stubengenossen, wenigstens auf eine Weile, entledigen könnte.

Und wirklich redete er am andern Morgen Philipp zu, er möge doch schnellstens nach Nußdorf wandern, einem etwa drei Stunden entfernten Marktflecken, dort gäbe es reiche Bauern die jeder ein Dutzend mannbare Töchter hätten. Da leuchtete des Narren Gesicht in heimlicher Glückseligkeit. Und der grämliche Alte zeigte ihm noch bereitwillig den Weg, den er zu gehen hatte. Bald hernach marschierte Philipp munter aus dem Dorfe.

Kein Mensch im Orte kümmerte sich an den folgenden Tagen darum, daß man den Narren nimmer sah. Und fragte wohl jemand das Weib, das im Armenhaus Ordnung machte, wo denn Philipp sei, so sagte sie: „Wird wohl irgendwo hineingefallen und ersoffen sein, der Narr!"

Etwa vierzehn Tage nachher aber brachte man ihn per Schub wieder. Er war in einem der umliegenden Dörfer aufgegriffen worden. Der Gendarm, der ihn führte, erzählte, der Narr hätte in einem Gasthause eine ziemliche Zeche gemacht, und da er sie nicht bezahlen gekonnt, habe ihm der Wirt die Schuhe abgenommen. Weiters, daß er sich gesträubt, heimzukehren, weil er ja auf dem Wege zu den Untersbergern sei. — Der Wachtmeister lachte bei dieser letzten Bemerkung aus vollem Halse . . .

In den nächsten Tagen konnte man denn wieder die hagere Gestalt Philipps mit vorgestrecktem Kopfe durch das Dorf wandeln sehen. Aber er war nicht mehr so heiter und freundlich wie früher. Richteten die Leute eine spaßhafte Frage an ihn, so fuhr er sie zornig an und drohte wohl auch mit der geballten Faust. Und es kamen bald Sachen vor, die den Narren zu einer wahren Geißel des Ortes machten. Fast täglich erschien er bei dem Wirte, wo man ihn damals geschoren, und fragte, ob denn die Untersberger immer noch nicht nach ihm geschickt hätten.

„Noch nicht! Noch nicht!" sagte der Wirt dann. „Warte nur, Philipp, sie werden schon kommen."

Schluß folgt.

Inhalt des Heftes 49: Der Wille zur Flamme. Roman von Erika Riedberg. — Treibholz. Roman von H. Schobert (Schluß). — Grauen. Ein Erlebnis, erzählt von Richard Voß. — **Beiblatt:** Sommermorgen Gedicht von Charlotte Marr. — Kätzchen. Skizze von Hedwig Forstreuter. — Im Heimatfrieden. Gedicht von Johannes Braun. — Philipp, der Dorfnarr. Von Johannes Freumbichler.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 2. September 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 50

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Der Wille zur Flamme / Roman von Erika Riedberg

2. Fortsetzung.

Goldener Wein funkelte in den Gläsern, Scherz und Lachen flog von Tisch zu Tisch, und über die Stirne strich sanfter, kosender Windhauch.

„Du solltest bei uns bleiben, Renate", sagte Thea. „Du bist blaß und still in unserem alten Heimatnest geworden. Hier lernst du wieder lachen."

Renate schüttelte den Kopf.

„Ich darf Vater nicht allein lassen . . . und ich passe auch nicht hierher. Ich bin zu steif, ich kann nicht mit, wenn ihr so scherzt und singt."

„Ach, das bißchen Leichtlebigkeit, das lernst du schon. Das macht die ganze Luft hier und vor allem unsere Männer.

Die wollen, wenn sie sich für uns geplagt haben, zum Dank etwas Hübsches, Heiteres, das ihnen gewissermaßen ein Gegengewicht gibt. . . . Denn im Grunde sind sie praktische, nüchtern erwägende — und ich kann dir sagen, riesig rechnende Menschen, mehr vielleicht als wir daheim.

Aber sie verstehen besser die Arbeitsstimmung abzuschütteln . . . das Feiern verstehen sie besser.

Wie leicht man lernt, hierher zu passen, siehst du ja an mir und Hermann."

Renate lächelte.

„Ja, ihr beiden habt euch verändert! Prachtvoll paßt du zu deinem Mann. Du glaubst nicht, wie sehr ich mich über dein frohglückliches Haus freue."

Die hübsche Frau Thea bekam feuchte Augen.

„Ach, weißt du, im Anfang war es nicht so leicht. Da steckte noch zu viel norddeutsche Beamtentochter mit obligatem Lehrerinnenexamen in mir: ein bißchen zu steif, zu korrekt, so'n bißchen ehrpusselig, wie man hier sagt.

Ich war auf dem besten Wege, eine kreuzbrave, aber herzlich langweilige Ehefrau zu werden — denn die Vorbedingungen der weisen Lehre: „Schmücke dich und dein Heim!" als da sind: Schönheit, Talente, kleine Koketterien fehlten mir. . . So ward ich also eine ernste, sparsame, fleißige Ehefrau.

Und mein Mann wollte eine Lebenskameradin!

Er wollte viel lieber eine leichtsinnig hohe Schneiderrechnung bezahlen, als mich im grauen Morgenrock hinterm Kochtopf sehen.

Er sagte:

„Der Schmutz und Ruß der Arbeit ist für mich. An dir und meinem Hause will ich das Schöne und Frohe meines Mühens finden, damit mir das Auge hell und die Hand weich bleibt."

So hab' ich mich denn froh und hübsch gemacht und bin mit ihm durch dick und dünn gegangen und mit meinen Kindern durch alle Torheit und durch alles Jauchzen.

Aber glaube nicht, daß er mich nun für eine geputzte Puppe ansieht, o nein, alles Ernste bespricht er mit mir, ich weiß ganz genau im Geschäft Bescheid. . . Ich bin geworden, was er wollte: Lebenskameradin.

Und das, Renate, ist das Köstlichste, was es gibt."

Digitized by Google

Renate sah vor sich hin. Leise sagte sie:

„Das kann man nur dem Manne sein, den man sehr liebt."

„O ja! Man kann überhaupt nur den geliebten Mann beglücken. Gott behüte dich davor, je einen anderen zu nehmen."

Sie stockte plötzlich — Renates Gesichtsausdruck war gar so müde und gequält —, aber bevor sie sich besinnen und eine Frage tun konnte, stürmten die Kinder herein. — —

„Schlau war das nicht von dir, das mit der lodernden Liebe, mein Kind", sagte abends Karl Stühmken zu seiner Frau, nachdem sie ihm in großen Umrissen ihre und Renates Unterhaltung erzählt. „Hast du Unschuldswurm denn nicht gemerkt, daß der Hermann sterbensverschossen in die Renate ist?"

Frau Thea machte ein verblüfftes Gesicht.

„Daran habe ich im Leben nicht gedacht! Glaubst du, ich hab' da was verdorben?" fragte sie erschrocken.

„Sehr möglich!"

Sie wurde eifrig.

„Aber lieben tut sie ihn nicht! Das merkt man doch. Und dann hätte sie ihn auch nicht genommen. Dazu ist sie viel zu ideal . . . viel mehr als ich . . . du . . .!" Sie faßte ihn am Schnurrbart und gab ihm einen Kuß.

„Außerdem ist ihre und Karl Markus' Heirat eine ausgemachte Sache."

„Ach was, die ausgemachten Sachen! Was ich darauf gebe! Warum sollte sie nicht Hermann heiraten? Aber wenn du kleine, dumme Frau sie mit der Nase auf flammende Liebe stößt —"

Jetzt wurde sie böse.

„Erlaube, ich werde doch keinem Mädchen zu einer Heirat ohne Liebe raten!"

Er nahm ihr frischblühendes Gesicht zwischen seine Hände. Tief blickte er ihr in die Augen.

„Sag mal — du — kommt das Beste nicht erst hinterher?"

Sie strahlte ihn in stetem, ruhigem Feuer an.

„Bei uns ja, Karl, aber sicher nicht bei allen. Ich habe außerdem das Gefühl, als stünde Renate innerlich im Kampf. Und ehe daraus der geklärte Wille zu einem Verstandesglück erwächst, muß wohl noch mancher Tag vergehen."

„Ach nee! Das war ja 'ne halbe Predigt, kleine Frau." Er gähnte. Er war müde. „Na, lassen wir die zwei. . .!

Was zusammen soll, kommt doch zusammen."

Frau Thea lag noch lange wach. Sie dachte an ihren lieben, prächtigen Bruder, an die stille, feine Renate, an Karl Markus Fels . . . und ob wohl wirklich zusammen käme, was zusammen soll —?

— — — — — — — — — — —

Anderntags überglänzte das gesegnete Rheinland ein Morgen von unsagbarer Pracht.

Auf der Terrasse der Stühmkenschen Villa wartete gedeckt der Frühstückstisch.

Als Renate aus dem Garten heraufkam, fand sie, seine Zeitung lesend, Hermann Rautenberg schon dort.

Er ließ das Blatt sinken und schaute ihr halb nachdenklich, halb fragend entgegen.

Es war ein so bedeutungsvoller Ausdruck in seinem Gesicht, daß sie zögerte, näher zu treten — wie ein Schreck durchfuhr es sie: „So sieht mich Karl Markus an!"

Etwas entfernt blieb sie an einer Säule stehen und schaute in die lachende Welt.

„Wie ist das unbeschreiblich schön!"

Rautenberg war neben sie getreten.

„Möchtest du hier bleiben, Renate?"

Der warme Ton gab der einfachen Frage eine schwere Bedeutung.

Renates Wangen wurden weiß . . . das Blut stürzte zum Herzen — zu diesem armen Herzen, das so bitterlich mit seiner einen einzigen Liebe rang.

„Sieh", sprach er neben ihr weiter. „Die Villa dort drüben, noch näher am Rhein als diese, die gehört mir — Möchtest du dort einziehen, Renate?"

Ein volles, starkes Herz klang in dieser Stimme . . . warm und weich umfingen sie die werbenden Worte.

Wie ein Ruf zu neuem Anfang, zu einem Aufblick in Sonne und Freude.

O ja, hier bleiben! In diesem lichtübergossenen, liederdurchklungenen Land — schön, herrlich schön wär's . . . mit ihm, mit dem einen, einen, einzigen!"

Lothar, Lothar! Mit dir! Mit dir!

Wenn du so spräche st! Wenn du so fragtest!

Digitized by Google

Eine unendliche Sehnsucht nach dem Klang seiner Stimme weckten Hermanns warme Worte.

Erst wenn wir lieben, begreifen wir, welch höchstes Glück für uns in eines Menschen Stimme liegen kann.

Und ihr Herz horchte dieser fernen, fernen Stimme nach, die so süß, so lockend sprechen konnten mit jenem Klang verhaltener Leidenschaft . . . zu einer anderen — — nie zu ihr — nie zu ihr!

„Willst du, Renate?"

Sie fuhr verwirrt zusammen — sah auf und in Hermann Rautenbergs treue Augen.

Ein trauriges Lächeln umzog ihre Lippen.

„Ich muß dir wehtun, Hermann — aber ich passe nicht hierher — noch nicht." Und wie eingelernt wiederholte sie, was sie zu Thea gesagt:

„Ich kann Vater nicht allein lassen."

Zaghaft stahl sich ihre Hand zu der seinen hin, die auf das Geländer gestützt, sich unter ihren Worten wie im Schmerz geballt hatte.

„Sei mir nicht böse."

Er blickte nieder in ihr trauriges, bittendes Gesicht.

Wie war sie lieblich und liebenswert!

Welch süßes, friedevolles Glück, mit dieser Frau den Morgen zu beginnen, in dieses sanfte, kluge Herz alles hinein zu sprechen, was durch Kopf und Gemüt zieht, Seite an Seite das Tagewerk zu vollbringen und abends Hand in Hand heimzugehen.

Und das konnte nicht sein?

Auf all dies Feine, Gute, Liebe sollte er verzichten müssen?

Das Herz lag ihm wie Blei in der Brust, und in der Kehle saß es ihm erstickend . . . von Tränen . . . ja wahrhaftig von Tränen. —

Renate streichelte immerfort seine Hand. Fast lautlos wiederholten ihre Lippen die Bitte:

„Sei mir nicht böse."

Er zwang mühsam die bittere Enttäuschung hinunter.

„Wie dürfte ich dir böse sein, Renate? Aber — sag mir ehrlich . . . ist es nur Vaters wegen?"

Sie ward so furchtbar bleich, daß seine Hand zugriff, sie zu stützen.

Tieferschrocken flüsterte er:

„Sprich nicht, wenn es so schmerzt —"

Sie atmete schwer, dann sagte sie fest:

„Doch, es ist besser, wenn du es weißt. Nein . . . es ist nicht Vaters wegen . . . ich hab' einen lieb, dem ich aber nichts bedeute — als höchstens einen Kindheitsgespielen.

Vergessen kann ich den nie. . .

Aber wenn ich jemals. . . Gott mag wissen, in wie langen Jahren — so ruhig geworden sein sollte, daß ich einen anderen Mann heiraten könnte . . . dann würde das Markus Fels sein."

„Hast du ihm das versprochen?"

Sie nickte stumm.

„Dann — ja dann! Ich hab' wohl gespürt, daß dich Leidvolles bedrückte. . . aber ich dachte: Wenn ich sie nur erst habe, nehme ich alles Schwere von ihr, und alles wird hell und glücklich!

Nichts wäre mir für dich zu viel geworden . . . ich hätte für dich gesorgt wie ein Vater für sein Kind . . . und hätte dich lieb gehabt. . ."

„Hermann, lieber Hermann — —"

Ihre Stimme brach in Tränen.

Er strich sanft über ihr Haar.

„Laß gut sein! Ich will dich nicht auch noch quälen. . . Armes, Liebes, du!"

Sie weinte leise vor sich hin.

„Du bist so gut, Hermann! Wenn ich wieder fort bin, werde ich immer Heimweh nach deiner Güte haben."

„Du dummes, kleines Mädchen!" Sein Herz schwoll in Rührung. Wer sie doch nehmen und hegen und pflegen . . . und küssen könnte, bis die zarten Wangen wieder rosig und die Augen hell geworden!

„Ja!" nickte sie. „Ich bin ein dummes, dummes Mädchen!"

Sie standen verwirrt und traurig und sahen gedankenversunken in die Morgenpracht.

Immer blauer leuchtet der Himmel, Schmetterlinge fliegen, Blumen nicken und lachen — vom Rhein her ein fröhlich Lied — — Und über allem die Sonne!

Die Sonne!

Da packt den Mann Weh und Lust unbezwinglich . . . er legt den Arm um des Mädchens Schulter. . .

„Renate, willst du mir einen Kuß geben?"

Sie hebt den Kopf.

„Ja, Hermann . . . gern."

Digitized by Google

Er drückt seinen Mund auf ihre Lippen, fest und stark . . . wie ein Siegel — — —

Und nie sollte Renate Herwig diesen Kuß vergessen. — —

Karl Stühmken mit seiner Frau kam; frisch und ausgelassen liefen die Kinder vor ihnen her.

Als dann alle um den Frühstückstisch saßen, sagte Hermann Rautenberg plötzlich in das Plaudern hinein:

„Ich will selbst nach London fahren. Weshalb die Abschlüsse, die doch persönlich gemacht werden müssen, noch hinausschieben?"

„Nanu?"

Stühmken sah erstaunt von einem zum andern . . . von Renates gesenktem Gesicht las er dann den Grund.

Ach so! Schade! Das dumme Mädel! Warum nahm sie den Prachtmenschen nicht!

Sachlich fragte er nun:

„Wann willst du fahren?"

„Morgen."

Da stand Renate auf und ging zur Tür.

„Ich möchte es schon heute sagen: ich muß nach Hause." — — —

Einige Stunden später hielt sie einen Eilbrief in den Händen. . . Marie Fels schrieb:

„Laß mich zu Dir kommen! Frag' Thea, ob ich darf! Aber gleich! Ich hab' solche Angst hier allein — Ludwig ist auch fort.

Schicke eine Depesche, ob es paßt."

Nun konnte sie nicht fort. Denn Thea stimmte eifrig für den neuen Besuch — schon weil er die ihr sehr liebe Renate nun festhielt. Und Karl Stühmken sagte gutgelaunt:

„Natürlich, laß das Mädel doch antreten. Je mehr Jugend, je besser, sonst rosten meine Alte und ich ein."

So richtete denn Renate in ihrem Zimmer ein Bett für Marie Fels.

Und nun wartete sie . . . wartete zwei, drei Tage vergebens. . .

Am vierten Tag fragte sie telegraphisch an: „Warum kommst du nicht?"

Die Rückantwort blieb unbestellt.

Da — am fünften Tage lag ein großer Brief aus elegantem Büttenpapier auf ihrem Platz. . .

Und als Renate Herwig den gelesen — hatte sie die erste Ohnmacht ihres Lebens. . .

* * *

Es gibt Naturen die eine plötzliche Vereinsamung aufnehmen, sie tragen und sich selbst erst in ihr finden, erstarken und nach den verschiedensten Seiten hin bisher ungeahnte und ungebrauchte Kräfte entwickeln. . .

Aber es gibt auch solche, denen sie eine unverdiente, ihnen persönlich von Menschen zugedachte Grausamkeit bedeutet, die sie nicht etwa als Prüfung und heilsame Entwicklungsgelegenheit, sondern als unberechtigte, unerhörte Vernachlässigung eben dieser Menschen nehmen.

So empfand Marie Fels.

Als wenige Tage später, nachdem Renate das traurige, bedeutungsvolle Lebewohl gesagt, auch Ludwig Hart abschiednehmend vor ihr stand, sprang neben dem Schmerz des Verlassenseins ein unbändiger Trotz, beinahe ein Haß in ihr auf.

Gut so! Mochten sie doch gehen — alle — alle! Sie hielt gewiß keinen und rief auch keinen.

Gerade so hatte sie's gewollt! Ungebunden durch alte ewig hemmende Beziehungen wollte sie ihren Eroberungszug in die Welt beginnen.

Sie wollte nicht verstehen daß die Ketten, von denen sie sich gehalten glaubte, lediglich ihre ungestüme Phantasie schmiedete.

Mit zusammengebissenen Zähnen sprach sie sich hundertmal vor:

„Zu Tode l e b e n will ich mich — — nicht zu Tode r u h e n — wie die anderen."

Und sie sah nicht, daß sie in ihrem ziellosen, planlosen Drang stehen blieb, indes die andern in der Arbeit der Selbstüberwindung als Gewinnende vorwärts gingen.

Die ersten Tage, als die Fenster drüben leer waren, jubelte sie:

„Frei! Endlich frei!"

Nun fort mit dem Halben, dem Träumen!

Mit diesen Anläufen, ihrem kläglichen, schwachen Lebensschifflein Segel aufzusetzen zu seiner Fahrt zwischen engen, sicheren Ufern. . .

Hinaus jetzt . . . und sei es auch ins — Uferlose!

Nun komme Leben! Liebe, Leidenschaft!

Aber nicht so, daß sie selbst diese Dreizahl sich erobern mußte, sondern so, daß sie von ihr genommen ward.

Zwei, drei Tage ging Marie Fels mit Siegerschritt umher. . . In einem innerlichen

Digitized by Google

Jauchzen über das eigene Wollen ihrer Kraft... Keinen wollte sie sehen . . . sie war sich selbst genug . . . sich fast zu viel.

Die Harfe klang und Lieder strömten neu und mühelos.

Dann langsam — verstummte der Jubel in ihr. . . .

Sie hatte sich an ihrer ewig ziellosen Sehnsucht müde gelaufen. . .

Sie war allmählich an sich selbst ermattet...

Nach und nach verklangen die Töne in ihr . . . das Leuchten erlosch, das rauschende Blut schien in den Adern zu stocken — und wehrlos streckte des Schweigens tiefstes Schweigen, die Einsamkeit, sie nieder. . . Bis wieder nach einer Frist sie sich emporriß mit einem Schrei. . .

„Menschen! Menschen! Ich werde verrückt so allein!"

Dann lief sie in den Erker — aber die Fenster drüben waren leer — und von Lothar Haller war lange kein Brief gekommen — er war wohl des Schreibens ohne Antwort müde geworden — vielleicht begann er auch da draußen sie zu vergessen.

Sie wandte sich ab von den leeren Fenstern: müde des erfüllungslosen Greifens in die Zukunft, müde des wehmutvollen Erinnerns an die Vergangenheit, die doch trotz allen Leugnens wie stille, rote Glut auf ihres Herzens Grunde ruhte — — und satt, satt der öden Gegenwart.

Es war niemand da, mit dem sie sprechen konnte.

Ihr Bruder saß drunten im Kontor und suchte in der Arbeit seinen Kummer um Renate zu ersticken. . . Waren sie beisammen, so wogen sie vorsichtig die Worte, bis sie bald wieder verstummten.

Eines Tages lief sie zu ihm in sein düsteres Arbeitszimmer.

„Ich will fort, Markus! Hier ist es wie in einer Gruft. Ich halt's nicht mehr aus! Ich will reisen."

Er nickte.

„Das habe ich kommen sehen. Aber wohin und mit wem?"

„Allein!" sagte sie entschlossen.

„Dazu kann ich nicht raten."

„Warum nicht? Reisen nicht unzählige Damen allein?"

„Gewiß! Studienhalber aus den verschiedensten Gründen, wie ich aber deine Absicht verstehe, so willst du einmal in den Menschenstrom der sogenannten großen Welt tauchen — und das wird kaum möglich sein ohne Anschluß oder vermittelnde Begleitung."

„Eines muß sich aus dem andern ergeben", sagte Marie ungeduldig. „Du irrst übrigens. Ich will nicht allein Zerstreuung und Vergnügen.

Das ist es: Ich will einmal meine eigene Stimme hören!

Ich will sie hineinklingen lassen in die Lebensstimmen der anderen . . . denn ich will wissen, ob sie was zu sagen hat . . . ich will hören, ob sie mitklingen kann."

Markus sah sie nachdenklich an.

„Du glaubst ehrlich, dies sei dein Wunsch und Wille, Marie! Es ist nicht meine Sache zu entscheiden, ob du dich über dich selbst täuschst und nur nicht sahest, wie alles zu einem reichen Leben hier für dich bereit war — ich kann nur raten, Marie, nicht dich halten . . . so mußt du denn draußen suchen, was du hier nicht finden konntest."

Er sprach nach seiner Art ein wenig farblos, aber treu wie ein älterer Bruder — — und zum erstenmal schloß Marie sich ihm auf.

„Ich habe Jahre mit Wünschen und Träumen hingebracht, mich gequält mit unaufhörlichen Vorstellungen und Voraussetzungen .., vielleicht geht es anderen auch so, vielleicht bin ich eine Ausnahme — aber ich muß nun endlich erfahren, ob das, was seit meiner Kindheit Tagen in mir gesteckt und gewühlt hat, zu verwirklichen ist.

Ich bin jetzt auf dem Punkt, wo die Spannung am höchsten ist, meine Phantasie, durch beständige Wünsche erhitzt, läßt sich nicht bändigen — also muß ich sehen, wie draußen das Leben gelebt wird."

„Und mit allen Wünschen und Träumen hat Lothar nichts zu tun, Marie?"

Sie zuckte ein wenig und ward blaß.

Dann sagte sie bestimmt:

„Ich muß wissen, was es draußen außer Lothar Haller gibt."

„Und wenn ihr euch darüber verliert?"

Ihre Züge verhärteten sich.

„So hätte er sich bei Zeiten hüten sollen."

„Kann man sich vor der Liebe hüten?"

Digitized by Google

„Wenn man nicht beständig alle Gedanken zu dem einen Menschen hinjagt, ja."

„Wolltest du, daß er sich hütete? Sei ehrlich, Marie, hast du ihn nicht gewollt?"

„Ja!" Ihre Stimme klang hart. „Ja, ich habe ihn gewollt, jahrelang . . . aber dann hat er selbst das Spiel verspielt."

„Wodurch, Marie?"

„Ich habe ihm das hundertmal gesagt: Ich will erobert, nicht einfach in Besitz genommen werden. Er hat gelächelt, ruhig und sicher und dabei doch lässig, beleidigend lässig, sein Recht betont. — — Nun liegt es wie Abgründe oder wie Berge zwischen uns . . . zuerst habe ich mich schmerzlich gesehnt, hinüber zu kommen — — aber jetzt muß ich aus allem heraus. .

Ich will suchen — und was ich finde, will ich erleben."

„So mußt du deine Erfahrungen machen, Marie! Möchten sie dich nicht enttäuschen — du zahlst hohen Preis für sie, denn du gehst über das Glück von vier Menschen hinweg: über meines und Renates, über Lothars und Ludwigs." —

„Ludwigs?" griff sie heftig das letzte Wort auf. „Der vor allem hätte sich bei Zeiten hüten sollen. Es war gewiß nicht schwer zu merken, daß er mir nie das sein konnte, was zu sein er wünschte . . . trotzdem hat er mich von unseren ersten Kinderjahren an mit seinen Wünschen und Hoffnungen beladen.

Er wie ihr andern habt das Nein nicht hören wollen, das euren Wünschen gegenüberstand . . . ihr habt die Augen zugemacht vor der Wirklichkeit und nur immer blindlings weiter gehofft und gewünscht.

Ich aber will mir die Schuld daran nicht aufbürden lassen . . . es ist eine Ungerechtigkeit, die ich mir nicht gefallen lassen kann," schloß sie heftig.

Ruhig antwortete Markus:

„Niemand beläd dich mit der Verantwortung für unser Geschick . . von Herzen will ich dir wünschen, du möchtest lernen dein eigenes Schicksal zu deinem Glück zu zwingen.

Und nun reise, Marie, damit du endlich zur Ruhe kommst."

„Zur Ruhe? Ich will ja gerade aus der Ruhe heraus."

„Merkst du nicht, wie du fieberst? Nun also . . reise! Draußen wirst du zur Ruhe kommen — so oder so !" — —

Sie reiste nicht.

Denn an dem Tage, als sie sich verdrossen mühte, über Weg und Ziel schlüssig zu werden, als mit der Gewißheit, schon viel von dem Verlangen verblaßt war, kam Georg Friedrich Bergedorff. — —

Er traf sie wahrlich in einer ihm günstigen Stimmung. . .

Es schien, als habe er Spürhunde vor sich her geschickt:

Sucht! Meldet die rechte Zeit!

Und er traf sie mit Sicherheit . . genau die Stunde, in der Maries Sinne willig dem Neuen offen standen, und bevor der durch Verlassenheit weich gelockerte Seelengrund sich in Verbitterung verhärtete.

Wie zufällig kam er — nur im Vorübergehen.

Er saß Marie gegenüber, nüchtern und klug sich bewußt, daß er nicht wie der schöne Lothar Haller ein Frauenliebling sei — aber fest entschlossen zur Anwendung seiner oft erprobten, persönlichen Macht.

Er hatte die Überlegenheit der Erfahrung.

Er übereilte niemals eine Situation. — —

Er konnte warten — — und warten lassen.

Unter liebenswürdigen, oberflächlichen Worten, unter unbefangenem Lächeln beobachtete er mit der kalten Ruhe des Forschers.

Er spürte ein Auffunkeln ihres Wesens . ., ein Sichstrecken wie zum Kampf . . . sah, wie das Bewußtsein sie erfaßte: Der da vor mir ist ein Begehrender. . .

Dann die Erwartung: Was wird geschehen? Die gewappnete Drohung: Hüte dich!

Und schließlich die Betroffenheit . . ein Hinhorchen: Bist du wirklich so kühl, wie du scheinst?

Und er ließ sie lächelnd alle diese Phasen durchlaufen, tat ihr keinen Schritt entgegen . . und hielt sie nur mit dem Blick seiner harten, verschwiegenen Augen. . .

Da ließ sie die abwehrbereite Haltung. . .

Gestattete ihr ihre innere Sicherheit nicht ein spöttisch-kokettes Spiel? Beherrschte sie ihn nicht?

Sie täuschte sich . . sie begriff nicht, daß dieser Wechsel ihres Wesens bereits ein Auf-

Digitized by Google

geben ihrer eigenen Kraft an die Macht dieses Mannes war.

Und er, mit der Seelenruhe der Erfahrung, spürte, wie es unter seinem lächelnden Zwang in ihr zu flackern begann . . und ließ sie warten. —

Und gerade, als sie in der heimlichen Angst vor dem späteren öden Alleinsein sich vergaß und ungeduldig ihm einen Schritt entgegen tat, stand er auf, höflich, liebenswürdig, gleichgültig — und ging.

Von nun an lebte Marie in einem Zustand neugieriger Spannung.

Sie hatte etwas, woran sie denken, womit sie sich innerlich beschäftigen konnte — wenn sie sich auch zehnmal tagsüber vorwarf: Was geht mich der eitle, fade Mensch an?

Etwas Peinigendes war doch fort: die Langeweile!

Und sich langweilen — wahrhaftig, das war das schlimmste. . . die schöne von so hochstrebenden Plänen erfüllte Marie Fels konnte wohl verstehen, wie man zum Verbrecher wurde — aus Langerweile.

Dies graue Gespenst hatte Georg Friedrich verscheucht — also eilte es nicht mit der Reise.

Wer bürgte ihr denn dafür, daß es ihr auch dahin nicht folgte?

Sie hatte plötzlich in der Vorahnung das Gefühl, als würde sie sich sehr schwer anschließen, als könnte eine Einsamkeit zwischen fremden Menschen schwerer als hier zu ertragen sein.

Sie hatte plötzlich keine Eile mehr, verschob und verschob und sagte auf ihres Bruders erstaunte Frage:

„Ich will nichts überstürzen. Für Italien sind die Herbstmonate am schönsten und für Paris ist es viel zu früh. Ich habe Zeit."

Sie holte sich Bücher besprach sie sogar mit Markus, kaufte sich eine Laute, nahm Unterricht und sang mit ihrer dunklen Altstimme schwermütige, selbstgemachte Lieder — droben am geöffneten Fenster und draußen am Lusthäuschen nun auch zur Laute.

Abends aber nahm sie die Harfe aus ihrer Ecke — es war eine Zeit des Singens und Klingens.

Aber über all diesen Beschäftigungen lag die irritierende Spannung:

„Wann kommt er wohl wieder?"

Und das trotzige Selbstversprechen:

„Diesmal schaffe ich die Situation."

Aber Georg Friedrich war klug. .

Er ließ sie warten.

Und dann, als ihre Eitelkeit aufgestachelt, ihre Ungeduld den Höhepunkt erreicht hatte, als sie wieder einmal die Koffer packen wollte — —

Kam er — und kam fortan täglich.

Nach und nach gewannen seine Besuche beinahe den Anstrich eines verwandtschaftlichen Verhältnisses — daß es aber nicht in die gefährliche Ruhe eines solchen hineinglitt, dafür sorgten Georg Friedrichs raffinierte Experimente.

Er hielt Marie beständig im Fieber . . . jetzt ließ er sie seinen Willen fordernd aufflammend fühlen: „Du entgehst mir nicht! Ich weiß, ich kenne und durchschaue dich!" . . In der nächsten Minute lächelte er gleichmütig: „Du kleines Mädel, was liegt mir am Spiel mit dir."

Durch Glutentfachen in Wort und Blick und kaltes Löschen . . . trieb er sie allmählich in Nervosität hinein. . .

Und einmal dann, als er gegangen war, stürzte Marie Fels auf ihr Zimmer und schrieb mit fliegender Hand einen Eilbrief an Renate Herwig: „Laß mich kommen! Ich sterbe hier vor Angst allein."

Und dann vergrub sie ihr heißes Gesicht in den Händen. . . und Schauer um Schauer überrieselte sie.

Was war denn nur gewesen?

Nichts!

Nichts, was man greifen oder nennen konnte.

Nichts hatte sich äußerlich verändert — nicht das Kleinste, irgendwie bedeutungsvolle Ereignis lag vor — und dennoch war alles anders geworden.

Eingesponnen in ein Netz schien sie.

Mit Kopf und Füßen und ihren beiden Händen stieß sie gegen einen fremden, unterjochenden Willen, der ihr lächelnd Kraft und Widerstand von Leib und Seele nahm.

Und doch war nichts geschehen. . .

Nichts als zwischen kühler Gleichgültigkeit ein aufspringender Funke — in dem gelassen blickenden Auge ein plötzliches Entflammen des Begehrens — im lässigen, gewohnheitskühlen Händedruck ein heimliches Zucken nach schmeichelnder Liebkosung. — —

Digitized by Google

Nichts, nichts ist geschehen, Marie Fels, als daß du der schweigenden, lächelnden, dämonischen Beharrlichkeit dieses Mannes verfallen mußt, wenn du nicht bei Zeiten dich rettest zu den Gefilden deiner Kindheitsgespielen, zu dem reinen Feuer junger, unverbrauchter Liebeskraft.

Georg Friedrich! Was will er von dir? Was du von ihm?

Ein zerstreuendes Spiel . . . jetzt noch —

Aber aus der Neugier ward Angst —

Aus dem Siegenwollen — vielleicht Unterliegen.

Es ist Wahnsinn.

Denn du liebst ihn nicht. Du hassest ihn vielmehr. .

Du ringst und kämpfst gegen seine Macht, die deine Nerven aufpeitscht und Gift in deine Adern gießt . . ., die dich schlecht und treulos macht gegen alles, was rein und licht gewesen.

Du rufst alle guten Geister der Vergangenheit zu Hilfe . . du willst fliehen, wie um deiner Seele Seligkeit zu retten. — —

Fliehe!

Aber Eile tut not!

Laß keine Zeit verstreichen, Marie Fels!

Dies, dies ist die Stunde, in der noch einmal die Lenkung deines Schicksalswagens in deine Hand gegeben ist. —

Wende die Räder — noch ist es Zeit!

Fliehe zurück an die Herzen deiner Jugendgespielen —

Birg dich im Land deiner Kindheit!

Es war schon zu spät!

* * *

Sommerheiß ging der Tag zu Ende.

Aller Blumen stärkstes Duften, aller Vögel süßestes Singen war in ihm gewesen.

In Maries Zimmer standen die Koffer gepackt — morgen würde sie bei Renate sein.

Morgen! Dann würden zerstieben die wirren, beklemmenden Träume der letzten Zeit — wie Träume zerstieben, gute und schlimme.

O, die Wohltat, in dieser Gewißheit die Gedanken ausruhen zu lassen!

Weit öffnete sie die Fenster, streifte mit beinahe liebevollem Blick den schon verschlossenen Koffer — — und ging hinaus nach dem Garten.

Um sie klangen die sanfteren Töne des Abends.

Den Steinen entströmte noch des Tages Hitze, in den Straßen kroch noch die Sommerglut — zwischen den Hecken atmete schon Kühle.

Sie ging langsam den Gartenweg entlang. .

Aus dem Lusthäuschen trug sie einen Sessel unter den Vorbau und streckte sich wohlig aus.

Die Laute lag in ihrem Schoß. Lässig griff sie einige Akkorde und sang ein Lied, das ihr eines Abends zur Harfe eingefallen:

„Auf fernen Höhen blau verdämmernd
Steht hoch und still das Schloß des Lichts!
Wie ist der Pilgerzug hinan so lang!
So flehend ausgestreckt sind tausend Hände —
So narrenblind viel tausend Augen betteln —
Um einen Schimmer Glanz vom Schloß des Lichts!
Ihr Narrenträumer! Senkt die Hände!
Hüllt Schleier über eurer Augen Flehen —!
So ihr's erreicht — so stürzt das Schloß des Lichts."

Sie schwieg gedankenversunken.

In den paar Versen lag eigentlich ihr ganzes Wollen und Fürchten.

„So ihr's erreicht — so stürzt das Schloß des Lichts."

Wer konnte sagen, ob es nicht einst so kam?

Ob es nicht ein Traumschloß war, dem sie nachjagte?

Ihre Hände strichen sanft über die Saiten — verschwebendes, süßes Summen durchzog von ihnen die Luft . . wie Grüße des sterbenden Tages — wie Flüstern der kommenden Nacht. .

Marie lehnte die Laute neben sich an eine Säule . . . sie war zu müde, um weiter zu spielen. . .

Schwüle lagerte noch unter dem niedrigen Holzdach. — —

Und Duft!

Der Duft von allen Blüten ringsum schien hier gefangen. — —

Wie seltsam schwer der das Atmen machte. .

Sie legte den Kopf auf die im Nacken gekreuzten Arme und blickte in das Dämmern hinaus.

Wie sonderbar war es doch, hier so allein zu sitzen!

Drüben im Garten kein Schritt kein Laut . . fort alle!

Digitized by Google

So jung war sie . . und sah schon auf so viel Vergangenes zurück!

Würde nie etwas davon wiederkehren?

Für Sekunden hörte sie Lothars Lachen, fühlte seinen Blick durch die geschlossenen Lider — dann riß sie die Augen gewaltsam auf. . .

Nein, nein! Nicht wieder versinken in diesem lauen Strom sanfter und doch quälender Erinnerungen:

Sie nahm die Arme vom Nacken und ruhte nun mit wohlig gelösten Gliedern. .

Wieviel Duft doch da war!

Und wieviel Schwüle!

Gleich zärtlichen Händen strich es über Stirn und Wangen . . wie heimliches Grüßen . .

Ihre Lippen öffneten sich, lächelten — — glühten. . .

Und die Vergangenheit, die noch eben ihr Haupt hatte erheben wollen, verblaßte mit ihrem Unschuldsglück, und die Angst vor der Zukunft, die den Hilferuf an Renate erpreßte, schwand dahin. .

Und nur die Gegenwart war noch da mit ihrer irritierenden Spannung, mit ihrem beklemmenden Reiz, gemischt aus Furcht, Neugier und Erwartung. . .

Nur Duft und Schwüle war da! . .

Nur Sehnen. .

Und Verheißung —!

Marie atmete schwer — —

Verheißung! Das war wie ein Wechsel auf die Zukunft — — würde sie nie Erfüllung in die Gegenwart zwingen?

Welch langen Zug unbenutzter Stunden führte die Vergangenheit mit sich — wie viele Hoffenskraft war zwecklos, unfruchtbar in die Zukunft geschickt — nie aber hatte sie die Gegenwart mit starker, lebendiger Hand genommen — —

Nie?

Ihr Gesicht rötete sich — schneller ging der Atem über die geöffneten Lippen — durstig tranken sie die duftberauschte Luft — seltsam pochend durchrann das Blut die machtlos hingestreckten Glieder. — —

Törin du! Was fieberst du nach der Gegenwart herzpressenden Fülle? Stand sie nicht all diese Tage vor dir?

Und wolltest du nicht fliehen?

Fliehen in der bebenden Angst, dir werde der Schleier von dem Verborgensten genommen . . . und alles verschwiegene Glühen, die heimliche Hingabe, all die geleugnete Bejahung in der Verneinung liege offenbar einem wissenden, harten, spöttischen Auge?

War es nicht die Angst, dies erbarmungslose Auge nehme dir Hülle um Hülle, bis deine Nacktheit dich vor ihm wehrlos gemacht für alle Zeit?

Dieser Schauer, der in der Nähe jenes Mannes deine trotzige Seele ohnmächtig macht, ist die Gegenwart, vor der du fliehen willst, Marie Fels, und der du dennoch verfallen bist —

Denn diese Gegenwart packt zu mit kluger, sicherer Hand — —

Und so wolltest du von ihr genommen sein. Ist es nicht so, Marie Fels?

„Nein, nein! Ich will zu Renate!"

Rief noch einmal die Engelsstimme der Vergangenheit?

Ward noch einmal die Tür aufgetan zu einem Wundergemach, angefüllt von funkelnden Kleinodien aus reinem, unvergänglichem Gold?

Marie öffnete die Augen . . . es war wirklich wie ein spukhaftes Rufen gewesen. — —

Und nun sah sie jemand auf sich zukommen — dort auf dem Wege zwischen den komisch unmodernen Rabatten, auf denen die altmodischen Blumen ihrer toten Mutter wucherten — ihn, der ihr Schicksal werden sollte. . .

Sie machte eine matte Fluchtbewegung zur Seite, stieß an die Laute . . . die Saiten klangen . . ein klagendes Schwirren — dann ein Verschweben. . .

Und in diese hinsterbenden Töne hinein sprach Georg Friedrich Bergedorf:

„Komm!"

Nichts als dies eine Wort — — —

Und Marie Fels erhob sich von ihrem Sessel, stand Auge in Auge —

Und taumelte in seine Arme — — — —

— — — — — — — — — — — —

Markus Fels saß noch in seinem Arbeitszimmer, als Marie zu ihm eintrat.

Die niedrige Schreibtischlampe beleuchtete nur in geringem Umkreis das Manuskript vor ihm, sein Gesicht blieb im dämmernden Zwielicht des grünen Schirmes und des Mondes, der groß und golden hinter dem Nachbargiebel

Digitized by Google

seinen ruhevollen Schein in die stille Stube schickte.

Marie stand eine Weile und sah zu ihres Bruders ernstem Gesicht nieder.

Wie ähnlich machte ihn die hoffnungslose Traurigkeit, das müde Verzichtleisten seinem Vater!

Und sie selbst brachte noch eine Verschärfung seines Schmerzes. . . Jetzt war Lothar wieder frei . . frei für Renate —!

Denn von ihr würde er sich in Zorn und Verachtung abwenden. Konnte dann sein Herz nicht den Weg zu Renate finden?

Hatte Markus Recht? Ging sie wirklich über das Glück von vier Menschen hinweg?

War sie es allein, die die Lebenslose der Nachbarkinder willkürlich durcheinanderwarf?

Ihr Herz klopfte bang.

Gab es Vorahnungen?

Drohte das fahle Gespenst Reue aus ferner Zukunft herüber?

Markus hatte etwas verwundert aufgesehen.

„Was willst du, Marie? Du bist ja totenblaß."

„Ich? So?"

Sie strich mit der Hand über ihr völlig farbloses Gesicht, aus dem die Augen dunkles Feuer sprühten und die Lippen wie Blut schimmerten.

„Ist dir etwas geschehen, Marie?"

„Nein! Nichts! Nur . . . ich habe mich verlobt."

„Verlobt? Wieso? Mit wem?"

Sie stützte die geballten Hände vor sich auf die Schreibtischplatte . . war es ein Haltsuchen? War es trotzige Bestätigung?

Kurz stieß sie hervor:

„Mit Georg Friedrich Bergedorf."

Ein Schweigen folgte.. ein Schweigen so tief, daß man das Klopfen der Herzen und das Rauschen des Blutes hätte hören können.

Dann sagte Markus gedämpft aber mit einem seltsamen, fast prophetischen Nachdruck:

„Nimm dich in Acht, Marie! man spielt nicht ungestraft mit eigenen und fremden Schicksalen.

Du findest eine Liebe wie die Lothar Hallers nicht zweimal im Leben.

Nimm dich in Acht, Marie! daß dieser Treubruch dir nicht Unglück bringt!

Fahre nicht auf — ich weiß, was du sagen willst. Nein, ihr waret nicht durch Ring und Verspruch verlobt — aber durch die Vergangenheit warst du an ihn gebunden, denn durch jede dieser Stunden hast du dich von ihm binden lassen.

Noch einmal sage ich: Nimm dich in Acht, Marie!

Lothar Haller ist nicht der Mann, sich als überflüssig beiseite schieben zu lassen.

Er hat ein Recht auf dich . . daß weißt du wohl. Es hilft dir nichts, es vor dir abzuleugnen.

Und eines Tages wird er kommen und wird dich zur Rechenschaft ziehen."

Sie war bleich wie eine Tote.

„Markus", sagte sie abgebrochen. „Markus, sprich nicht so furchtbare Worte . . es ist ja wie — wie eine Prophezeiung von lauter Unglück . . . fürchterlich ist es . . . wie du mich anklagst. . .

Vergiß doch nicht: ich habe ihm nie, nie mit einem Wort ein Recht gegeben . . ."

Sie verstummte, er hatte abwehrend die Hand erhoben. .

„Mit Worten über ein Wort zu streiten ist ganz und gar zwecklos. Entscheiden kann allein dein Gefühl. Und wie das entschied, beweist deine — Verlobung.

Ich kann und werde dir in dieser Sache nichts mehr sagen."

Er hatte in einem Tone gesprochen, den sie nicht kannte, der sie in seiner Fremdheit streng und beinahe unheimlich berührte.

Sie konnte nichts erwidern und sah stumm und mit erschrockenen Augen, wie er seine Bücher zusammenschob und aufstand.

Vor ihrem verstörten, bleichen Gesicht ward seine Miene weicher.

Er blieb stehen und sagte:

„Glück kann ich dir heute nicht wünschen, Marie . . . aber möge dir Unglück fern bleiben." — — — —

Als Marie lange nach Mitternacht todmüde und zerschlagen zur Ruhe ging, fiel ihr ein, daß ihr Bruder sie mit keinem Wort gefragt, ob sie Georg Friedrich, ihren Verlobten — liebe.

— — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Zur selben Stunde saß der Herr von Niederstett an seinem Schreibtisch und kramte in einem Haufen Briefen.

Wie Marie Fels zu ihrem Bruder, hatte er zu sich selbst gesagt: „Ich bin verlobt."

Die drei Worte, das zäh erstrebte, klug berechnete und erreichte Ziel löste ein gewisses ästhetisches Reinlichkeitsgefühl in ihm aus. . . also glatten Tisch gemacht mit früheren Beziehungen — noch heute wollte er mit der hübschen Jüliette zu Ende kommen — radikaler als bisher.

Ehemann werden!

Er mußte lächeln.

Ein Schauspiel für seine Freunde und Klubgenossen, wie er hier saß und gleich einem sentimentalen, frisch verlobten Mädel mit alten Erinnerungen räumte! So unwahrscheinlich mußte es der Auffassung seines früheren Kreises sein, daß sie's kaum geglaubt haben würden.

Indeß er so ordnete und sichtete und schließlich kurz und präzise ein Schreiben an seinen Bankier betreffs der hübschen Modistin aufsetzte, hatte er ein wohltuendes Gefühl hochgradiger Anständigkeit.

Seine fast zynische Aufrichtigkeit gegen sich selbst flüsterte ihm allerdings sofort zu, es sei wenig Verdienst bei diesem „Aufräumen", in Wirklichkeit waren ihm die engeren Beziehungen zu Julchen Müller längst lästig geworden, so daß das gänzliche Aufhören derselben eigentlich nur zufällig mit seiner Verlobung zusammentraf — sehr unterstützt von seiner Fähigkeit, schnell und endgültig fahren zu lassen was an Reiz verloren.

Ebenso verhehlte er sich nicht, er handle so viel mehr seinet — als Maries wegen, denn zur Offenheit in solchen Sachen oder sogenannten Vertrauensbeweisen würde er sich niemals verpflichtet fühlen, wenngleich er seine Braut für durchaus nicht ganz naiv in dieser Hinsicht hielt.

Als mehrere Briefe fertig gesiegelt und adressiert vor ihm lagen, klingelte er.

Lautlos glitt Fritz durch die ebenso lautlos geöffnete Tür herein.

Georg Friedrich wies auf die Briefschaften.

„Zur Frühpost besorgen."

„Sehr wohl!"

Draußen lachte Fritz spitzbübisch. Seine Kombinationsgabe arbeitete stets untrüglich sicher . . . ein Blick auf die verschiedenen Aufschriften — und die Situation war ihm klar.

Nicht zum erstenmal ging solch ein „Schluß" durch seine Hände. Das ließ ihn riesig kalt — er überlegte nur noch, wie er sich zu der neuen Zeit, die er ebenso sicher witterte als er die alte abgetan sah, stellen würde.

Die Junggesellenzeit ging zu Ende, soviel stand fest, das brachte eben das Verkriechen in diesem gottverlassenen Nest mit sich . . allein hielt man's hier nicht aus. Jedenfalls war es mit der Flottheit vorbei — wenigstens mit der für ihn einträglichen — sobald eine Hausfrau nach Niederstett kam.

Seine, des klugen Fritz, beste Zeiten waren immer die „Episoden" gewesen — o, er verstand sich auf Art und Ausdrücke.

Während Fritz so Gehen oder Bleiben überlegte, und schließlich grinsend zu dem Schluß kam, vielleicht würde er seinem Herrn auch künftig trotz allem nicht ganz entbehrlich sein, hatte er die gleichen Erwägungen.

Sollte er später den gewandten durchtriebenen Burschen behalten?

Konnte er nicht mal lästig werden?

Besser war's schon, er ließ ihn laufen, bevor eine Frau hier einzog.

Aber dann siegte die eigene Bequemlichkeit: er hatte ihn so nett dressiert. Dirigierte ihn fast ohne Worte — warum das entbehren?

Schließlich trat doch die Frau in sein Leben ein, nicht er in ihres . . sie mußte sich in dem Neuen zurecht finden — nicht er . . mithin: Fritz bleibe. . . . .

Lässig zurückgelehnt ging ihm in scharf umrissenen Gedanken noch einmal die letzte Zeit durch den Kopf.

Verrückt, wie es ihn überkommen hatte!

Dies wilde Hingerissensein!

Dies Habenmüssen um jeden Preis!

Nie im Leben hatte er ein Ziel mit so erbitterter Zähigkeit verfolgt.

Es war doch was Gutes um die Selbstdisziplin! Mag sie auch mit zusammengebissenen Zähnen und geballten Fäusten erworben sein!

Es war doch etwas Gutes um die Fähigkeit, die Eisschicht kalter Ruhe über inneres Glühen zu decken. . . .

Es war doch was Gutes, sich zum Herrn

Digitized by Google

machen zu können über stolzen Weibessinn und widerstrebende Herzen . . denn — Georg Friedrich schloß seine lange sehnige Hand um das goldene Zigarettenetui, womit er mechanisch spielte — denn nun hatte er sie, die schöne Marie Fels. . .

Willenlos war sie ihm an die Brust gesunken — betäubt von einer Leidenschaft, die fortriß wie Sturmwind und lohte wie Flammen.

Die Stunde in dem lächerlich altmodischen Garten kam ihm in ihrer ganzen berauschenden Süße zurück.

Er fühlte die wundervolle Gestalt wieder an seiner Brust, spürte ihr Zittern, die pochenden Pulse — sah, wie ihr schönes Gesicht die Herbheit verlor, wie die Züge sich lösten — wie sie unter seinen Küssen bewußter, reifer wurden.

Georg Friedrich schloß die langen, sehnigen Hände fest — fest — — und lächelte. — — —

Nun hatte er sie, die Marie Fels!

Sein war sie — denn die Stunde in dem dämmernden, schwülen, seltsam duftenden Garten — verschwiegen, unbelauscht, diese Stunde hatten ihrem erwachenden Weibtum für immer ihr Gepräge aufgedrückt. . .

Niemals würde sie die Erinnerung daran tilgen können, niemals wieder zurücknehmen und auslöschen die Minuten, in denen Wunsch und Seele hüllenlos vor ihm gelegen, nie wieder fortleugnen sein Wissen — von ihr — —

Sein war sie!

Und in vier Wochen war die Hochzeit. —

Spät abends schrieb er noch die Verlobungsanzeigen im Konzept.

Und einige Tage später lag eine der ersten dieser Anzeigen draußen in der sonnigen Rheinstadt auf Renate Herwigs Platz.

* * *

In Berlin waren sie auf der Rückreise abgestiegen.

Georg Friedrich hatte die Naturgenüsse ihrer bisherigen Reise satt — einige Tage Berlin, obwohl eigentlich noch tote Zeit war, sollte Erholung und zugleich Abschluß sein.

Außerdem behauptete er auch, hier geschäftliche Verbindungen anknüpfen und auffrischen zu müssen . . . Demgemäß führte er seine junge Frau bei verschiedenen Finanzgrößen ein.

Den Besuchen folgten Einladungen, weitere Verabredungen und die Abreise verzögerte sich von Tag zu Tag.

Er hatte seine Frau nicht um ihre Meinung gefragt — er nahm ihr Interesse am Großstadtleben wohl für selbstverständlich an.

Marie sprach sich nicht darüber aus. Sie ging und fuhr in einer etwas gleichgültigen Freundlichkeit mit ihm, wohin er wünschte.

Sie war sehr gelassen geworden, die sonst so ruhelose Marie Fels — und wunderte sich oft selbst, wie sehr sie ein Ende des Umherreisens herbeiwünschte.

Für den heutigen Abend waren sie in das reiche Haus des Kommerzienrates Benning geladen.

Marie hatte mit Hilfe des Stubenmädchens bereits Toilette gemacht und wartete nun in einem ihrer eleganten Hotelzimmer auf ihren Mann.

Sie trug ein mattgrünes Kleid von weichfließendem Stoff, um den Hals eine eigenartig schöne Goldkette, die prachtvoll gearbeitete Nachahmung eines antiken Schmuckstückes — ihr Mann, der sehr wählerisch in diesen Dingen war, hatte sie ihr in Rom geschenkt . . das dunkle Haar, hochfrisiert, ließ des Nackens wundervolle Biegung frei.

Schön ist sie, wie sie da sitzt und gleichmütig in einem Buch blättert — schön, wie ein Bild —.

Jetzt schlug eine Uhr neunmal . . Marie Bergedorf sah flüchtig auf.

„Wir werden zu spät kommen", ging es ihr durch den Kopf.

Sie horchte nach dem Nebenzimmer in dem ihr Mann noch mit Ankleiden beschäftigt war — länger und umständlicher als sie.

Gerade war sie, im Erwägen der Peinlichkeit eines Zuspätkommens im Begriff, ihn zur Eile zu mahnen, als er, noch an Manschetten und Krawatte knüpfend und zupfend, Eleganz, Verfeinerung, und Gepflegtheit ausatmend, eintrat.

„Ist das eine Wirtschaft! Ich werd den Bengel den Fritz nachkommen lassen — aber schleunigst!"

Sie blickte erstaunt.

„Jetzt noch?"

Digitized by Google

„Wieso? Jetzt noch? Willst du etwa abreisen?"

„Ich? Nein!"

„Na also! Für zwei drei Wochen sind wir noch Verpflichtungen eingegangen. Für die Zeit lohnt sich schon die größere Bequemlichkeit mit dem Fritz."

„Ich wußte nicht, daß du so lange fort sein kannst," sagte sie gleichgültig.

„Ich kann, was ich will, mein Kind — und was mir Spaß macht . . . augenblicklich also macht's mir Spaß hierzubleiben. Dir nicht?"

„O doch."

„O doch!" wiederholte er ein wenig spöttisch. „Dein Sprachschatz ist neuerdings nicht sehr umfangreich."

Sie hob die schönen nackten Schultern.

„Ich wüßte nicht, wozu ich mehr Worte machen sollte. Du willst noch hier bleiben — also gut."

Sie stand auf und griff nach ihrem hellen, langen Seidenmantel.

„Meinst du nicht, wir werden uns verspäten?"

„Lieber Himmel, immer noch diese provinzmäßige Eile. Hier in Berlin kommt es auf eine halbe Stunde früher oder später nicht an . . . Du siehst ja ganz erhitzt aus."

„Ich erhitzt? Eher du, mein Lieber, wie du dich im Spiegel überzeugen kannst. Ich bin weder erhitzt noch habe ich Eile. Höflich finde ich überflüssiges Zuspätkommen freilich nicht."

Er biß sich die Lippen, aber half ihr nun doch aufmerksam in den Mantel.

Wie nebenbei sagte er:

„Du wirst deine Überraschung noch früh genug haben."

„Meine Überraschung? Was könnte das sein?"

Er zögerte mit der Antwort . . . für Minuten fühlte er Eifersucht wie eine grimmige Bestie an seinem Herzen zerren — dann blieb nur Schadenfreude — und Ärger.

Wie dumm! Beinahe hätte er sich hinreißen lassen und ihr gesagt: „Du wirst heute abend deinen Freund, den schönen Lothar Haller, treffen!"

Wie töricht! Sie sollte doch durch den plötzlichen Anblick ihrer Jugendliebe überrumpelt werden . . er wollte sie dabei beobachten und endgültig feststellen, was sie für den blonden Adonis gefühlt — und noch fühlte.

Und fast hätte er Tor, die beste Waffe, das Überraschtsein aus der Hand gegeben, indem er sie vorbereitete.

„Du wirst ja sehen", sagte er kurz, schon zur Tür gehend, die er vor ihr öffnete.

Sie schritt an ihm vorüber, ohne die Lider zu heben, ruhig und gleichgültig den langen Korridor hinunter, achtlos zog sie die lange, spitze Schleppe über den roten Sammetläufer.

Verspätet, wenn auch noch nicht zu spät, betraten sie nach kurzer Autofahrt die prunkvollen Räume am Kurfürstendamm.

Die meisten Gäste waren schon versammelt, und so kam es, daß der Eintritt dieser beiden distinguierten Menschen selbst in dieser eleganten Gesellschaft auffiel.

Man beeiferte sich in einer Art Überraschung der ungewöhnlich schönen Frau vorgestellt zu werden — und bald war Marie von einem Kreis Herren umgeben.

Bergedorf hielt sich stets abseits — aber kein Mienenwechsel, keine Bewegung von ihr entging ihm.

So wollte er sie! Überall, wohin er mit ihr kam, sollte sie gesehen, bemerkt und erwähnt werden — als seine Frau.

Sie bewegte sich mit kühler, sicherer Anmut — von ihrem eigensten, impulsiven Temperament brach erst ein Schleier hervor, als sie mit einigen der anwesenden Künstler auf das Thema: Rom und Paris kam.

So trat sie, lebhaft und klug ihre Eindrücke schildernd, im Gespräch über Original und Reproduktion in ein Nebenzimmer, wo gute Bilder und Skulpturen zu einer kleinen Sammlung zusammengestellt waren . . .

Wie versteinert blieb sie am Eingang stehen — dort vor der Kopie eines wundervollen Niederländers stand neben einer blonden, zarten Dame — Lothar Haller.

Also das war die Überraschung!

Ihr erstes Empfinden war heißer Zorn auf ihren Mann.

So kleinlich und unvornehm konnte er handeln!

Dies vollkommen unverhoffte Wiedersehen zu einer wirklich nicht gerade — feinen Komödie zu machen!

Digitized by Google

Denn auch Lothar war offenbar ahnungslos gewesen . . . wie auf eine Geistererscheinung starrte er auf sie hin . . .

Und dann stehen sie plötzlich voreinander . . keiner weiß, wer den ersten Schritt entgegengetan . . . wider ihren Willen verschlingen sich die Hände zu einem zuckenden Druck — eine Minute Blick in Blick — so nah, so tief, so grausam beredt . . ., dann ein entsetztes Zurückweichen: Schrecken und Schamgefühl bei ihr — weißglühender Zorn und Verachtung bei ihm — —

Marie wendet den Kopf — sie weiß genau, ihr Mann ist in der Nähe . . . er wird seine Schlüsse ziehen wollen.

Mit etwas verzerrtem Lächeln sagt sie hochmütig zurückgewandt:

„Du hättest mir die Vorfreude dieses Wiedersehens gönnen sollen — es hätte deine gute Absicht, mich zu erheitern, entschieden vergrößert."

Georg Friedrich kam heran.

Sein lauernder Blick fand auf Lothars Gesicht eisige Ruhe.

In Zeit weniger Sekunden hatten sich die freimütigen, jungen Züge zu steinerner Entschlossenheit verhärtet — war seine größte Schönheit: das wundervolle Strahlen seiner Augen in Kälte erstarrt.

Und aus diesem so plötzlich veränderten, unversöhnlichen, festen Blick lasen Marie Bergedorf und ihr Gatte — der Mann mit der hohnvollen Bestätigung von etwas Vorausgesetztem — die Frau mit dem Schamgefühl eines unfreien Gewissens und rieselndem Schreck, er würde sie nicht aufgeben.

Wie hatte Karl Markus gesagt?

„Lothar Haller ist nicht der Mann, der sich als überflüssig geworden beiseite schieben läßt."

Heute begriff Marie ihres Bruders Worte.

Schnell, von den Unbeteiligten kaum verstanden, hatte sich der kurze, für drei Menschen so bedeutungsvolle Vorgang abgespielt.

Mit einer Ruhe, die ihn zehn Jahre älter erscheinen ließ, wandte sich Lothar der jungen, blonden Dame wieder zu — und das Ehepaar Bergedorf sprach gefaßt und liebenswürdig weiter über Kunst und Reisen.

Und auch diese peinvollen Stunden gingen dahin unter Essen und scheinbar höchst angeregter Unterhaltung.

Die beiden Nachbarskinder wechselten kein Wort mehr — nur einmal zum Abschied flog ein scheuer Blick Maries zu Lothar hin — er traf denselben entschlossenen, ein wenig verächtlichen Ausdruck.

Im Wagen sagte sie kurz:

„Ich möchte morgen nach Hause."

Georg Friedrich zerdrückte gelassen den glimmenden Rest seiner Zigarette, bevor er antwortete.

„Du hast vergessen, wir sind hier noch für zwei bis drei Wochen verpflichtet."

„Mein Wunsch ist berechtigter, als diese sogenannten Verpflichtungen", sagte sie heftig.

„Auch als m e i n Wunsch?"

„Auch das."

„Du würdest also das etwas — drollige Schauspiel geben, allein von der Hochzeitsreise in das Haus deines Mannes zu kommen."

„Ich habe noch einen Bruder", stieß sie hervor.

„Allerdings! Du hast auch noch deine Jugendfreunde, nicht wahr? Aber vor allem hast du einen Mann — und der bleibt hier — und du, denke ich, mit ihm."

Ehe sie ihm antworten konnte, hielt der Wagen.

Georg Friedrich führte seine Frau in das Vestibül . . .

„Ich habe noch eine Verabredung", sagte er kurz und kehrte zum Wagen zurück.

An diesem Abend hatte die hübsche Juliette den lang entbehrten Genuß eines Soupers, wie es nur Georg Friedrich zusammenzustellen verstand.

— — — — — — — — — — —

Marie Bergedorf aber lag wach die ganze Nacht und fragte sich voller Schrecken, wo der schwüle Rausch ihrer ersten Ehetage geblieben — und woher diese unaufhörliche, stumme Kampfbereitschaft gekommen, die jedem Wort, jeder Handlung ein feindliches Gepräge gab . . . und an alle Fragen schloß sich die eine: warum ihr Mann sie hier halten wollte, wo Lothar Haller war.

* * *

Digitized by Google

Es ist ein Vorfrühlingsabend.

Die Sonne schickt im Untergehen ihren letzten roten Schein in die Stube der Hausfrau von Niederstett.

Marie Bergedorf sitzt am Fenster und blickt in die rotbrennenden Wolken.

Über den Dächern der Fabrik kreist ein Flug weißer Tauben, zuerst langsam um dieselbe Stätte, dann verschwindend wie in der Ferne versunken.

Maries Gedanken ziehen ihm nach — bis zum Brunnenbecken auf dem alten Platz in der alten Stadt . . . wie saßen sie dort so licht und so still! . . . Und wenn sie einmal in Angst erschauerten vor einem Räuber hoch über ihnen, dann rückten sie zitternd zusammen und duckten sich wehrlos, und nach überstandener Gefahr waren sie sanft und genügsam wie zuvor. — —

Sie haben nicht mehr das brennende Fragen, die Augen der schönen, trotzigen Marie Fels! Es sind die kühlen Augen einer stolz verschlossenen Frau geworden — und nur ein sehr Tiefblickender sieht auf ihrem Grund ein Leidvolles und ein Suchen — Suchen. —

Sie war draußen gewesen, auf Wegen, die der Stadt zuführten.

Zwischen Feldern war sie dahingegangen .. über ihr der blaue, blaue Himmel, um sie her ein Vogelsingen ohne Ende . . . und all das Drängende, Treibende, Sprießende des ersten Frühlings sich allmählich in Blut und Nerven zusammenballend zu quälend schwellender, wehmutsvoller Sehnsucht . . .

Wozu? Wonach?

Weiß Sehnsucht das?

Wenn sie es wüßte — sie käme wohl sicherer — die Erfüllung. Vor Marie Bergedorf her war auf einem Waldweg Arm in Arm langsam ein junges Paar gegangen, die Köpfe nahe aneinander, plaudernd, wie man plaudert, wenn man jung und zu zweit durch den frühlingsfrohen Wald geht.

Ein scharfer Schmerz durchfuhr Maries Herz.

Es packte sie, wie es den Bettler packt, wenn er hungrig und müde an reichem Tisch vorüber muß . . ., ein paar rasche Schritte machte sie unwillkürlich den ruhig Wandelnden nach.

Was wollte sie?

Von diesem stillen Glück ein Wort erhorchen? Sich erinnern lassen an Tage, wo auch sie so ging? Durch dämmernde Heckenwege heim in ihres Vaters düsteres Haus — am Arm des Kindheitsgespielen?

Was willst du, Marie Fels?

Liegt dort drunten im malerischen Grund nicht dein prunkendes Heim?

Hast du nicht, wenigstens ein paar Stunden, ein paar Tage lang geglaubt, durch den Mann, der dich mit allen Sinnen begehrte, auch selbst das Glück zu erleben?

Was läufst du wie ein Bettler dem törichten, kleinen Liebesgetändel zweier junger Kinder nach, ein Stückchen davon für dich zu erhaschen — sei es auch nur der Erinnerung wegen —?

Was willst du, schöne, reiche, stolze Marie Fels — von diesen?

Sie hatte sich zusammengerafft und kurz umgedreht — zurück auf dem Wege —

Und sitzt nun hier am Fenster und blickt dem in der Ferne versinkenden Flug weißer Tauben nach. — —

Fritz kam herein. Er brachte die Abendpost.

„Jetzt erst?"

Marie konnte den geschmeidigen Menschen nicht leiden. Ihr Ton war stets kurz befehlend und unfreundlich, wenn sie zu ihm sprach. Und Fritz gab ihr Mißtrauen und offenen Widerwillen insgeheim redlich zurück.

Er hatte nicht vierundzwanzig Stunden gebraucht, um über alles Bescheid zu wissen.

Äußerlich anscheinend blind und taub, lachte er innerlich in sich hinein über die freundlichere Behandlung seines Herrn, jemehr die Gnädige ihre ärgerliche Abneigung gegen ihn zeigte.

Gekündigt ward ihm nicht, das stand fest — er war nach wie vor unentbehrlich — mochte die junge Frau ihn auch zehnmal hassen.

Sehr unfreundlich fragte sie auch jetzt:

„Wie kommt das? Warum bringen Sie meine Postsachen so spät?"

Fritz blickte undurchdringlich.

„Der Herr gab sie mir erst eben."

„Der Herr? Seit wann gehen Privatpostsachen ins Kontor?"

Fritz erlaubte sich ein leichtes Achselzucken.

„Ich kann es nicht sagen."

Draußen rieb er sich die Hände.

Ja! Wenn er alles sagen wollte! Wenn

Digitized by Google

die hochmütige Gnädige wüßte, daß ihre ganze Korrespondenz vom Herrn kontrolliert ward.

Ein Heidenspaß! Noch kein Jahr verheiratet und schon wie Hund und Katz!

Mordsdumm fing's aber auch die Gnädige an. Keine Ahnung, wie der Herr genommen sein wollte!

Immer und ewig dasselbe hochmütige Gesicht, das hielt auf die Dauer kein Mensch aus.

Du liebe Zeit, da waren die „andern" klüger gewesen. —

Marie öffnete nachdenklich ihre Briefe — einer von Renate, einer von Markus.

Renate lud zum nächsten Nachmittag zur Teestunde ein. Thea Stühmken war gekommen und wollte sie gern wiedersehen.

Von ihrem Bruder fand sie nur wenige Zeilen, aber sie saß lange über dem kurzen Brief.

Markus schrieb: „Heute war Lothar Haller bei mir. Er will einige Zeit hier in der chirurgischen Klinik arbeiten. Ich halte für gut, dir dies mitzuteilen.

Marie nickte vor sich hin.

Nun begriff sie, weshalb ihre Postsachen zuerst ins Kontor gingen — ihr Mann hatte zweifellos von Lothars Hiersein gewußt.

Sie lächelte verächtlich.

Was dachte er sich?

Glaubte er, sie würde Lust haben, aus ihrer Ehe ein französisches Drama zu machen?

Ach nein! Aus dieser Ehe war nichts, aber auch gar nichts zu machen — und sie verspürte nicht die geringste Lust, ihrer lähmenden Enttäuschung auch noch ihre Selbstachtung nachzuwerfen. Einst hatte sie gesagt:

„Ich will mich zu Tode leben, nicht zu Tode ruhen."

Ach Gott, wie hatte sich dies Wollen erfüllt!

Sie steckte in einem lichtlosen, glanzlosen Grau . . und das, was sie für des Lebens Flügelrauschen gehalten, war nur der verwirrt taumelnden Sinne kurzer Sturm gewesen.

Nun saß sie hier, und alles Beste in ihr lag in toter Ruhe.

Des jungen, gesunden Blutes Pulsieren stockte.

Ihr flammender Lebenswille erlosch in Mattigkeit.

Und sie, die Jahr um Jahr in ungestümen Wünschen hingebracht, hatte das Erwarten verlernt — nicht in dem erlösenden Erkennen: es hilft uns nichts, dem Leben nachzujagen, wir müssen stillsitzen und warten, bis es zu uns kommt . ., dann eines Tages ist es da, ganz von selbst, mit großen, friedensvollen Augen, sie hatte es verlernt in einer stumpfen Gleichgültigkeit an dem eigenen Geschick, der nichts Lichtvolles für die Zukunft aufbewahrt schien.

Daß dieser Tage tote Ruhe nicht ewig dauern würde, wußte sie wohl, jedoch das, was sie beenden oder unterbrechen konnte, war nicht, worauf sie einst gewartet hatte.

Eine gräßliche, graugetönte Gleichgültigkeit kroch durch ihr jetziges Leben, nistete sich in jeden Gedankenwinkel ein und machte sie kalt und leidenschaftslos.

Oh, ihr Gatte konnte sehr sicher sein — sie würde gewiß kein Drama mit Knall und Rauch und Blut aus ihrer Ehe machen — sie nicht.

Markus' Brief in der Hand, blieb sie noch immer sitzen, indes die roten Wolken draußen violett wurden und dann grau und schließlich alle Farbe starb.

Sie hatte den Brief mitten durchgerissen, und als es geschehen, fragte sie sich: warum?

Sie fürchtete Lothar . ., aber anders als ihr Gatte es tat.

Sie wußte, daß alles, was diese Heirat aus ihr gemacht und was sie ihr genommen hatte, offen vor ihm liegen mußte.

Was würde er von dem Mädchen, das er geliebt hatte, noch finden, nachdem sie Georg Friedrich Bergedorfs Frau geworden war?

Sie drückte den Kopf weit zurück in die weichen Kissen ihres Sessels, ihre Arme hingen schlaff über die Seitenlehnen.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Grauen / Ein Erlebnis, erzählt von Richard Voß

1. Fortsetzung.

IV.

Der mit einer Wahnidee Behaftete fuhr fort:

„Das war das erstemal. Es kam dann viele, viele Male wieder. Es wurde mein Leiden, meine Krankheit, mein Todesübel. Den Tod anderer kündigte es mir an: den Tod von Verwandten und Freunden, von Bekannten und auch von Wildfremden. Sie begegnen mir irgendwo, sprechen mit mir und plötzlich — Plötzlich geschieht es. Sie erblassen, ihre Mienen verzerren sich wie im Todeskampf und — Wenn das Grauen mich packt, jenes gräßliche, grausige Etwas, so sehe ich sie, die Lebenden, vor mir als Sterbende, als Tote . . .

Um es nicht sehen zu müssen, zog ich mich von den Lebenden zurück: das Grauen vertrieb mich von den Menschen. Ich verschloß mich in tiefe Einsamkeit, verkroch mich gleich einem verwundeten Tier. Mein Landhaus, das ich damals — bereits in jungen Jahren — bewohnte, liegt in einem Walde, unweit einer Straße, die wiederum nur zu einem einsamen Ort führt. Sie war damals, und sie ist noch heute, der einzige Weg, auf dem ich bisweilen jemand begegnete: Landvolk, das mich kannte und — scheute. Denn ich galt bereits damals als arger Sonderling, als halb Verrückter.

Eines Tages ging ich jene einzige Straße, die mich mit der Welt draußen verband. Ich befand mich in guter Stimmung: mein Übel hatte mich seit längerer Zeit nicht heimgesucht und ich träumte von schönen Sommertagen, von der Möglichkeit, noch einmal zu den Menschen zurückzukehren, unter Menschen wieder zu leben; träumte davon, trotz des Furchtbaren, das auf mir lastete, noch einmal, wenn auch kein Gesunder und Glücklicher — Glück war für mich ausgeschlossen — so doch vielleicht ein nicht ganz unnützes Mitglied der Gesellschaft zu werden. Ein Schimmer von Hoffnung glitt gleich einem Sonnenstrahl durch mein verdüstertes Gemüt. Da plötzlich — plötzlich wiederum das Vorgefühl von etwas Schrecklichem, Schaurigem. Denn der Anfall zeigte sich jedesmal kurz vor seinem Ausbruch mir an, und zwar durch eine Empfindung gleich dem Vorboten einer geheimnisvollen Gewalt, welche keine Vernunft zu fassen vermag, welche alle Vernunft zerstört und den Menschen, der ihr erliegt, allmählich von Sinnen bringt.

Das Grauen! Das Grauen!

Da kam es wieder: Am hellen Tage, unweit meines Hauses. Es packte mich, hemmte meinen Schritt, daß ich stehen bleiben mußte, wie an den Boden gefesselt. Mit einer wilden Heftigkeit, wie niemals zuvor, schüttelte es mich, hielt mich in seinen Krallen, ein Dämon, ein Würgegeist.

Zugleich überkam es mich wie eine Vision.

In dieser sah ich mich selbst und ich sah mich als Toten. Auf der Landstraße lag ich wie durch einen Schlag hingestreckt, wie ein Gemordeter.."

Nach einer Weile sprach der arme Visionär — wie bleich er bei dem Sternenschimmer des Südens war — mit Anstrengung weiter: „Nach einigen Tagen zwang ich mich, wieder die Straße zu gehen. Ich gelangte zu jener Stelle und plötzlich — Plötzlich wiederum die Anmeldung meines Übels; wiederum der Anfall; wiederum das Grauen. Ich wollte es bezwingen, konnte nicht, fühlte mich wie von unsichtbaren Händen festgehalten, mußte warten, bis die Schauer vorüber waren und ich mich von neuem regen konnte. Nun wollte ich meinen Weg fortsetzen, war dazu nicht imstande, kam über die Stelle nicht hinweg, mußte umkehren. Ich mußte!

Genau wie diese beiden Male geschah es mir den ganzen Sommer über, den ganzen Herbst und Winter. Ich nahm allen meinen Willen zusammen, meine ganze Kraft, zwang mich mit fast übermenschlicher Anstrengung, immer wieder jene Straße zu gehen, wurde immer wieder genau an der nämlichen Stelle von dem gleichen Grauen gepackt: genau an der nämlichen Stelle, über die hinaus ich keinen Schritt zu tun vermochte. Unmöglich nur einen einzigen Schritt!

Dann später, wenn ich einmal nicht daran dachte, tief in Gedanken versunken war, plötzlich — Plötzlich war es wiederum da! Nur das eine kehrte nicht mehr zurück: ich hatte keine Vision mehr, sah mich nicht mehr selbst auf der Straße hingestreckt liegen, ein Toter, ein Gemordeter..

Endlich trieb mich das Grauen auch aus

Digitized by Google

meinem geliebten Waldhause, meinem Waldasyl. Ich floh, als könnte ich dadurch dem Gräßlichen entfliehen. Ich ging nach Italien, in der Hoffnung, daß Italiens leuchtende Schönheit die dunklen Gewalten, die mein Leben beherrschten, verscheuchen würden. Auch fand ich in Rom mein Lebensglück, denn ich fand dort meine Frau.

Lieber Herr! Ich will versuchen, Ihnen von meiner Frau zu sprechen.

Nur versuchen will ich."

V.

Er versuchte mir von seiner Frau zu sprechen:

„Solch zartes, feines Geschöpf! Dabei von einer Kraft des Geistes und der Seele, daß es von ihr ausging wie eine Magie. Was schwach und willenlos war, wurde durch sie stark. Ihre Nähe heilte. Kein Zufall führte uns zusammen: es war Vorausbestimmung, Vorsehung. Meine große Lebensstunde war's, die mir mein Lebensglück brachte.

Also doch noch Lebensglück für mich Unglücklichen!

Sie liebte mich. Das Wunder geschah, daß dieses heilige Frauenbild mir sich zuneigte. Ich aber sagte zu ihr: ‚Es darf nicht sein!'

‚Darf nicht?'

‚Ich darf dein Unglück nicht sein.'

‚Du sollst mein Glück werden.'

‚Dein Glück? Doch du weißt ja nicht —'

‚Sage mir's.'

‚Über meinem Haupte schwebt der Wahnsinn; denn über meinem Leben liegt das Grauen.'

‚Das Grauen?'

Ich sagte es ihr . . .

Sie war sehr bleich geworden und blieb lange stumm. Ich nahm ihre Blässe und ihr Schweigen als Antwort. Es galt mir als Urteilsspruch. Nun war ich in Wahrheit ein Aufgegebener, ein Verlorener.

Da sie immer noch schwieg, stieß ich hervor:

‚Du siehst ein, daß ich dein Leben nicht an meines ketten darf? N i c h t d a r f!'

Ich schrie es auf. Dann aber hörte ich sie sagen — mit welcher Stimme, welchem Blick!

‚Damit wollen wir fertig werden. Mit dem, was du, geliebter Märtyrer deiner Fantasie, dein Grauen nennst.'

Ich stammelte ihren Namen. Immer und immer nur ihren Namen. Ein anderes Wort kam nicht über meine Lippen. Ihr Name enthielt alles, was ich sagen konnte; ihr Name bedeutet noch heute für mich die ganze Welt.

Sie faßte meine Hand, hielt sie in der ihren, streichelte sie wie die eines kranken Kindes, lächelte mich an.

Seit jenem Augenblick hörte ich ihre Stimme nie anders, als mit solchem heiteren hellen Ton, mit solcher frohen starken Lebensbejahung. Seit jenem Augenblick sehe ich sie auch dann lächeln, wenn ihr Herz vor Jammer über mich zu brechen droht. Ihr Lächeln verwandelte sich zu meines Daseins Sonnenglanz. . . .

In Rom wurden wir getraut. Heilig ist mir die Stätte, gesegnet der Tag!

Gleich nach unserer Vermählung fuhren wir zu Wagen nach Fraskati, wo ich eine Villa gemietet hatte: mein junges Glück sollte hoch über Roms Campagna thronen; es sollte von erhabener Schönheit umschlossen werden.

Es war ein Novembertag. Aber auf den Terrassen blühten die Rosen wie im Mai. Das ganz große Haus füllte Rosenduft, leuchtete von Rosenglanz, als wäre Roms Frühling mit uns eingezogen. Im weißen Gewande ging Ingeborg an meiner Seite durch den Blütenzauber der Gärten. Wir pflückten von den ‚Souvenir de Malmaison', ließen uns auf dem Rand eines antiken Sarkophags nieder, auf dessen Vorderseite ein Zug Bacchantinnen dargestellt war, in dessen Höhlung, welcher der Leichnam seit Jahrhunderten entrissen worden aus einem Löwenrachen ein Wasserstrahl niederträufelte. Ingeborg wand einen Kranz, für den ich die schönsten Blumen auswählte und ihr zureichte. Sie setzte sich die rosige Krone aufs Haupt, während ich den Überfluß der Blüten in den in eine Blumenschale verwandelten Sarkophag schüttete. Darauf harrten wir Hand in Hand auf das Vergehen des Tages der über dem Land der Aneide mit glutroter Sonnenscheibe ins Meer sank, das Sabinergebirge und die Campagna in Purpur hüllte und Rom, das gewaltige Rom, zu unseren Füßen aufflammen ließ, eine kaiserliche Hochzeitsfackel, die uns ins Brautbett leuchtete. . . .

Herr! Herr! Was soll ich Ihnen sagen? Die Nacht, die meine seligste sein sollte, wurde meine

Digitized by Google

schrecklichste. Mein holdes Weib an meinem Herzen — war ich eingeschlafen. Plötzlich fühlte ich es in meinem tiefen Schlummer: Ich fühlte, daß es wieder kam; daß es von neuem mich überfiel: obgleich an meinem Herzen das Weib lag, welches davor mich schützen, dem Gespenstisch-Gräßlichen mich abringen, mit ihrer heiligen Liebe den Dämon verscheuchen wollte. Und —

Es kam wieder: gleich in der ersten Nacht!

Es war kein Traum, kein Alp. Ich war erwacht, saß, vollkommen wach, aufrecht im Bett, hörte die ruhigen Atemzüge meines Weibes, sah vor mir — Ich sah so deutlich, so wirklich, wie ich das von Mondesglanz erfüllte Zimmer und mein von dem himmlischen Schein verklärtes Weib sah.

Herr, Herr, ich sah: Während das Grauen mich gepackt hatte, kamen sie durch das in der Frühlingsnacht offene Fenster in das Brautgemach geschwebt, auf den Strahlen hereingeglitten: die Frauengestalten des antiken Sarkophags, die Bacchantinnen. Der ganze Reigen kam. Die erste, die zweite, die dritte, die — Ihrer neun waren es, die heilige Zahl der Musen. In hochgeschürztem Gewande, Schultern und Brust entblößt, Eppichkränze um den schimmernden Nacken, Eppichkränze im gelösten schwarzen Haar, den Thyrsosstab schwingend, umkreisten sie lautlos, lautlos das Lager. Sie warfen Haupt und Arme in die Höhe; sie beugten und neigten sich; sie faßten sich an den Händen, und ließen sich nieder; schlossen von neuem den Kreis. Sie wallten und wirbelten, begannen zu rasen: wild und wilder, immer gräßlicher, grauenvoller, gespenstischer.

Jetzt sprachen sie. Die erste sprach, die zweite, die dritte und alle die anderen bis zur neunten. Jede sprach das Nämliche. Ich vernahm es so deutlich, wie den Atem meines Weibes an meinem Herzen.

Jede der Neun sagte: ‚Du wirst mich sehen in deinem Leben. Dein Grauen wird dir künden, daß ich es bin.‘

Als die letzte der Neun gesprochen hatte, ertönte es in geisterhaftem Chorus: ‚Wenn du die letzte von uns neun Schwestern gesehen hast, wirst du sterben. Warte darauf! Erwarte die Neunte!‘

Noch einmal das tolle tosende Bacchanal rings um das Brautbett. Dann, mit einem gellenden Hohnlachen — ich vernahm es so deutlich wie meines Weibes Atem, wie meinen eigenen zuckenden Herzschlag — dann entschwebten sie, wie sie gekommen waren: auf einem leuchtenden Strahl durch das Fenster.

Von draußen tönte es noch einmal zu mir hinein: ‚Warte darauf! Erwarte die Neunte!‘

Sagen Sie nichts. Ich schwöre Ihnen, es war kein Irrtum. Wahrheit war's, Wirklichkeit.

Und aus der Ferne wie Echo zum drittenmal: ‚Warte darauf! Erwarte die Neunte!‘

Sagen Sie kein Wort!“

VI.

Was hätte ich auch sagen sollen? Daß der Unglückliche in Wahrheit das war, was er sich selbst nannte: ein Kranker. In Wahrheit ein hoffnungslos Kranker ein Aufgegebener, Verlorener. Aber seine Frau, diese lichte Gestalt in seinem so tief umschatteten Leben, diese heldenmütige Kämpferin wider die dunklen Gewalten, denen sein Geist mehr und mehr erlag? Ich tat leise die Frage: „Vertrauten Sie Ihrer jungen Frau den furchtbaren Traum an? Ich meine jene Vision?“

„Nicht sogleich. Wie hätte ich können? Bedenken Sie doch! Gleich nach unserer Brautnacht, in unserem Honigmond. Ich war ihr schuldig zu schweigen. Also blieb es mein Geheimnis, darunter ich schwer litt. Keine Worte sind imstande, das zu sagen. Später dann —“

Da er stockte, fuhr ich fort: „Später berichteten Sie Ihrer Gemahlin das unheimliche Begebnis?“

„Ich danke Ihnen, daß Sie es nicht wieder einen Traum, eine Einbildung, eine Fieberfantasie nennen; daß Sie an die Wirklichkeit glauben, an das Erlebte.“

„Jedenfalls glaube ich unbedingt an Ihre Qual. Es muß ein Martyrium sein.“

Er wiederholte mit erstickter Stimme: „Ein Martyrium!“

„Später also?“

„Als ich der ersten Frauenerscheinung begegnete —“

Ich rief aus: „Sie erkannten die Gestalt?“

„Es geschah genau in der Weise, wie es mir in jener Stunde des Entsetzens angekündigt

Digitized by Google

worden war. Plötzlich überfiel mich das Grauen und plötzlich wußte ich —"

„Was? Was?"

„Daß sie es war."

„Die Erste?"

„Ja."

„Wann erfolgte die Begegnung? Sehr bald nach jener Nacht?"

„Erst nach einem Jahr. Bereits begann ich zu vergessen, begann bereits zu hoffen, es sei gewesen, wofür Sie es anfangs hielten: ein Traum, ein Alp, eine Fieberfantasie. Es blieb jedoch Wirklichkeit."

Er seufzte auf, daß es wie ein Stöhnen klang, stand und starrte vor sich hin. In der lichten Nacht, welche selbst die Farben der Blumen nicht auslöschte, konnte ich deutlich seine Gesichtszüge erkennen. Sein Blick hatte wieder den Ausdruck, als schaute er in Wirklichkeit, was wahr war; als sähe er den gespenstischen Reigen von neuem vor sich aufsteigen.

Ich mußte den Mann aus seinem Traum aufrütteln; mußte den mit seinem inneren Blick geschauten Spuk durch meine brutale Wirklichkeit gewaltsam zerstören. An seinen Arm rührend, erinnerte ich ihn daran, daß ich die Frage getan: welche Bewandtnis es mit der Begegnung jener „Ersten" gehabt hat?

Er fuhr bei meiner Berührung zusammen, versuchte sich zu besinnen, bemühte sich, in der Welt der Dinge sich wieder zurecht zu finden, sprach mir mechanisch nach: „Welche Bewandtnis es gehabt? Ich begegnete ihr eben und erkannte sie sogleich Sie war eine der Gestalten des antiken Sarkophages, eine der Bacchantinnen, die erste der neun schrecklichen Schwestern. Eine andere Bewandtnis hatte es damit nicht. Ich lebte auch dann noch weiter und hätte etwas noch Furchtbareres erduldet, um mit meiner Frau weiter leben zu können, und das selbst um den Preis eines körperlichen Märtyrertums. Sie wäre neben mir gestanden, hätte mich angesehen, mir zugelächelt und ich hätte die Marter kaum gefühlt.

Sie mußte fortan also auch das mit mir tragen. Ihr ganzes Leben ward Sorge, Hingabe, Aufopferung. Sie wich nicht von meiner Seite, um immer bereit zu sein, das Unheil zu beschwören. Wenn sie geahnt hätte. — Denn selbst vor dem Engel, dem Seraph, entwich nicht der Dämon. Aber auch meine Liebe war eine Gewalt. Kraft meiner Liebe gelang es mir, sie zu täuschen. Es gelang mir, sie glauben zu machen, daß die Dunkelheiten in meiner Seele in ihrer Gegenwart zu schwinden begännen. Dabei lebte ich in beständiger Furcht, in beständiger Qual: es kommt wieder! Morgen, heute schon! Heute schon kannst du die Zweite sehen.

Wir reisten viel. Denn infolge meines Schicksals blieb es dabei, daß ich keinen Beruf ausüben, kein nützliches Mitglied der Gesellschaft werden konnte. Meine Frau brachte es dahin, daß ich mich mit anderem beschäftigte, als beständig nur mit mir selbst. Sie brachte mich dazu, mich über mich selbst hinauszuheben. Ich studierte Kunstgeschichte, begeisterte mich für das ewig Schöne und Große, hatte mir besonders den geheimnisvollen Leonardi da Vinci als Gegenstand einer ernsthaften Arbeit ausersehen und befand mich in Florenz, um in der Arnostadt den Spuren des Meisters nachzugehen und Forschungen über das Urbild Mona Lisas anzustellen, deren Lächeln mir so schauerlich, so gespenstisch däuchte, daß es mich bis in meine Träume verfolgte.

Es geschah in Florenz, im Palazzo Pitti. Auch an jenem Tage wimmelte es in den Sälen, die eine Welt von Schönheit umschließen, von Fremden aller Nationen. Um diese Pilgerzüge nach dem von allen Nationen geliebten Lande hassen zu lernen, braucht man nur nach Rom und Florenz zu gehen — als ob man nicht selbst einer von der fatalen Menge wäre! Angewidert durch die Bemerkungen, die ich mit anhören mußte, wollte ich mit meiner Frau die ‚Tribuna' gerade verlassen, als uns beim Ausgang eine Dame entgegentrat, eine mir völlig Unbekannte. Ich beachtete sie kaum. Da plötzlich — Plötzlich kam es über mich: Furcht, Angst, Entsetzen vor etwas Schauervollem, Schrecklichem; Grauen vor Geisternähe. Und wiederum plötzlich — Plötzlich erkenne ich sie, die achtlos an mir vorbei geht: Es war von den neun die Zweite. . ."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Deutsche Ernte 1916

Erntewagen, gleich langem Pilgerchor,
Wie zur Kirche ziehen durch's Scheunentor;
Und eine Stimme hell singt und sagt:
„Was will der Feinde Ränkelist und Zorn,
Ist im Volk noch einer, der zittert und zagt?
Wir bergen Korn, goldenes Korn!"

Mühlen auf Hügeln und an Flüssen stehn,
Flügel und Räder wollen sich emsig drehn;
Und eine Stimme hell sagt und singt:
„Ging es bisher oft nach Gramm nur und Lot,
Seht, bald mahlen wir froh und leichtbeschwingt,
Wir bringen Brot, reichliches Brot!"

Und das Volk — wie einst als der Kaiser es rief —
Steht beieinander aufatmend so tief:
„Die ihr haltet weit draußen den eisernen Wall,
Zwischen Felsen und Wassern und Dornengesträuch,
Heimatsegen erreicht euch allüberall, —
Wir sparen, sparen weiter für euch!"

Thielo Kieser.

Philipp, der Dorfnarr / Von Johannes Freumbichler

Schluß.

Alle Abend stand der Narr auf dem Friedhofe, der auf einem Hügel liegt, und blickte lange gegen den südlichen Horizont, wo zwischen den Wolken die feinen Linien des Untersberges schimmerten. Leute, die vorüber kamen, frugen dann wohl: „Na, was guckst du denn immer ins Gebirge, Philipp?"

„Ob denn", fragte dieser dagegen, „hinter jenen Bergen auch Menschen wohnen?"

Da lachten sie: „Nein, Philipp, dort ist die Welt mit Brettern verschlagen."

„Wie schön wäre es," meinte der Narr einmal, „wenn die ganze Umgebung brennen würde!"

Da lachten die Leute nimmer und verwiesen ihm solch gotteslästerliche Rede.

In der folgenden Nacht aber gellte das Feuerhorn durch das Tal. Und als die Einwohner erschreckt vor die Häuser liefen, sahen sie zu ihrem Entsetzen, daß die Kirche des Ortes lichterloh in Flammen stand. Das waren schreckliche Stunden.

Man zieh den Narren der Brandstiftung. Aber es war nichts aus ihm herauszubringen. Der Taglöhner sagte: „Dem soll man mit einem Haselnußstecken zehn aufs Sitzleder geben und dann wieder zehn und so fort, bis er gescheit wird oder hin."

Die Leute im Dorfe aber begannen ihn zu fürchten.

Einmal wieder geschah es, daß über den Dorfplatz ein Leichenzug ging. Es war im Frühling. Die Sonne lachte. Die Bäume blühten. Da riß der Narr, der eben des Weges kam, einen blühenden Fliederzweig vom Strauch, schwenkte ihn gleich einer Fahne und sang, vor dem Zuge einherschreitend, den Psalm Davids, der da beginnt: „Frohlocket mit Händen alle Völker und jauchzet Gott mit fröhlichem Herzen . . ."

Der Dorfwirt aber, an dessen Anwesen der Totenzug eben vorbei kam, zog den singenden Narren ins Haus. „Es ist eine Schande!" sagte er empört.

Digitized by Google

Ähnliche Ärgernisse folgten. Allmählich empfand das Dorf den Narren als etwas Unheimliches, Schreckhaftes, das ihm bei Festen und Feierlichkeiten, bei Kirchgang und Kindstaufe, Hochzeit und Begräbnis gleich einer schauerlichen Erscheinung entgegentrat.

Endlich aber wurde das Dorf von dem Narren befreit. Ein junges Paar heiratete. Ein Bauerssohn war Bräutigam, Hanna Braut. Ein sonniger Wintertag war. Die Schlitten sausten unter Schellengeklingel durchs Tal. Die Hochzeitshörner jubelten hell. Der Sitte gemäß wurde der Brautschlitten mittels blumengeschmückter Stangen, die man gleich Schranken über die Straße hielt, angehalten. Und da eben auf der Dorfbrücke eine Gruppe bändergeschmückter Burschen zu diesem Zwecke wartete, kam der Narr mit einem mächtigen Blumenstrauße gelaufen. Er hatte ihn, wie sich nachträglich herausgestellt, unter nicht geringer Mühe und Gefahr im Glashause einer Gärtnerei entwendet. Die Burschen machten große Augen. Sie wollten das reichliche Trinkgeld, das bei dieser Gelegenheit abfiel, allein haben. Sie umringten daher Philipp und hänselten ihn: „Ei, die schönen Blumen! — Wo wachsen denn die im Winter?" — Und ein vierschrötiger Bursch meinte lachend: „Gib mir die Blumen! — Wenn dich die Pferd' sehen, werden sie scheu."

Und ehe es sich der Narr versah, riß der Bursche den Strauß an sich. Philipp stürzte sich mit einem heiseren Schrei auf den Räuber. Ein Kamerad desselben aber versetzte dem Narren einen derartigen Stoß, daß er eine Böschung hinabrollte und im Schnee fast bis ins Bachbett kollerte.

Das Gelächter der jungen Leute war groß. Philipp aber lag wie besinnungslos und hörte nicht das Geklingel der heransausenden Schlitten, das „Hoch!" der Burschen und das lustige Lachen der Braut . . .

Nachmittags erschien der Narr plötzlich im Hochzeitssaale. Hochaufgerichtet stand er im Eingang. Er war ohne Hut, denn er hatte ihn beim Sturz verloren. Sein Blick flog suchend über die Tanzpaare . . .

Aber schon hatte ihn der dicke Hochzeitsordner und ein paar andere ersehen. Sie rannten auf ihn zu, packten ihn und drängten ihn unter Püffen und Schlägen zur Türe hinaus . . .

Vor dem Gasthause setzte sich Philipp auf die steinernen Stufen und starrte lange vor sich hin. — War es die Musik, die ihn erschütterte? — Die barbarische Behandlung, die er eben erfahren? — Oder erinnerte er sich an jenen Tag wo er mit seiner geistlichen Braut zwischen den reifenden Feldern dahingewandert? An jenen Sonnenglanz? Jenen Lerchenjubel? — Ich weiß es nicht, aber es liefen ihm große Tränen über die eingefallenen Wangen . . .

Da kam ein kleines Blondzöpflein, die Schultasche schwingend, die Straße herabgelaufen. Es war ein Kind, lieblich wie ein Engel, und das einzige Wesen im Dorfe, das mit dem Narren immer, wenn es ihn sah, Mitleid empfand. Auch jetzt blieb sie vor dem weinenden Menschen stehen und fragte: „Philipp, warum weinst du denn?"

„Engelchen," sagte der Narr schluchzend, „ich hatte so schöne Blumen für die geistliche Braut.... Sie haben sie mir genommen . . . Sie haben mich auch aus dem Hochzeitssaale gestoßen . . . Warum denn nur? — O Gott! Mein Gott!"

„Wart' mal, Philipp!" sagte die Kleine mitleidig. „Ich habe Geld, vom Kegelaufsetzen. Ich spare mir nämlich alles zur Kirchweih. Aber dir will ich doch ein Glas Wein kaufen." Sprach's und fort war sie. Flugs kam sie mit einem gefüllten Glase wieder. Der Narr klatschte in die Hände. Gierig trank er es leer.

„Ach, du Engelchen!" sagte er jetzt. „Du liebes Engelchen, weißt du vielleicht den Weg zu den Unkersbergern?"

„Nein, Philipp." Die Kleine schüttelte verwundert den Kopf und blickte dem Narren forschend ins Gesicht, „den weiß ich nicht."

„Es soll nämlich dort", — er wies mit dem Finger gegen den Horizont, wo in den Strahlen der Wintersonne die Felsenberge leuchteten — „ein Land geben, wo lauter Herrlichkeit ist."

„Ja," fiel das Mädchen lebhaft ein, „das hat mir auch schon einmal meine Base erzählt. Dort, über den Bergen soll ein Land sein, wo noch kein Mensch vom Dorf gewesen ist. Niemand wird dort krank, niemand alt, niemand stirbt, wundervolle Quellen springen, herrliche Früchte hängen an den Bäumen und, was das allerschönste ist —"

Da ließ sich vom Gasthaus her lautes Lachen und Tumult vernehmen. Die Burschen, für eine Weile des Tanzes und überheizten Saales müde, schwärmten ins Dorf aus.

„Philipp," sagte das Mädchen und zog ihn an der Hand, „geh' schnell heim! Sie werden kommen und dich wieder quälen."

Der Narr nickte und ging die Straße hinab. Vom Sitzen im Freien fror ihn. Er suchte seine Stube auf. Der Taglöhner lag auf der Bank neben dem warmen Ofen und tat, was er den ganzen Tag über tat, wenn er nicht arbeitete oder schlief, nämlich Pfeife rauchen. Frostgeschüttelt wollte sich auch der Narr ein wenig wärmen.

„Pack' dich, du Schmutzfink!" sagte der Stubengenosse und fuhr von der Bank empor. „Ich heiz' mein Holz, du Hund, du elendiger!"

Der Narr brummte etwas und verließ den Raum. Etwa eine Stunde trottete er die Dorfstraße auf und ab. Burschen, die mit Sträußen

Digitized by Google

geschmückt, von einem Wirtshaus zum andern zogen, begegneten ihm mehrmals und bewarfen ihn jedesmal tüchtig mit Schneeballen. Im Haar, auf Schultern und Rücken, überall hatte er Spuren davon. Endlich, da ihn sehr fror und es Nacht wurde, trat er in das Wirtshaus, wo man ihm damals das Märchen von den Untersbergern erzählt . . .

Hier kam er gerade recht, denn zufällig saßen jene Zechbrüder wieder beisammen. Ist Hochzeit im Dorf, ist überall Hochzeitsstimmung, und Bier fließt ohne Maß. Auch der Hauptmacher, der lustige Jägersmann, war hier. Man gab Philipp Bier zu trinken, um ihn in Stimmung zu bringen. Dann ging das Fragen los: „Warst schon bei den Untersbergern? — Na, und was ist's mit den Mädchen dort?" und dergleichen Narreteien mehr.

Der Narr aber sagte traurig: „Wüßt' ich nur hin, gleich auf der Stelle ging ich!"

„Nichts leichter als das," erklärte unter allgemeiner Belustigung der Jäger, „gehst hinauf zum Kreuzwinkel im Wald, setzt dich dort auf einen Baumstumpf, in den ein Kreuz geschlagen ist — merk' wohl! — und wartest bis um die zwölfte Stunde, das ist die Geisterstund'."

„Und was geschieht dann?" fragte Philipp.

„Dann kommt", sagte der phantasiereiche Jäger, „ein wunderschönes Fräulein, nimmt dich in ihre Arme, mein lieber Philipp, und trägt dich fort ins Untersbergerland."

„Keine Minute wart' ich länger!" sagte der Narr ernst und stand auf.

„Aber kalt ist es jetzt draußen im Wald!" warf jemand ein.

„Wird mir schon warm werden", sagte Philipp, während über sein nicht unschönes Gesicht ein helles Leuchten ging. Und rasch verließ er die Gaststube . . .

Nach etwa einer halben Stunde saß der Narr schon oben im Kreuzwinkel, so genannt, weil ein Kreuz mit einem weißen Heiland dort steht. Er hatte vorher im unsichern Mondlichte eine ziemliche Anzahl Baumstümpfe vom Schnee befreien müssen, denn nicht jede Tanne hatte eine gläubige Holzknechtsseele gefällt und mit der Hacke zwei sich kreuzende Kerben in die harzige Fläche des Stumpfes geschlagen.

Philipp fror, denn er war schlecht gekleidet. Aber er war entschlossen, auszuhalten. Es schlug elf, es schlug halb zwölf. Manchmal war ihm, als kämen ferne Klänge an sein Ohr, da hatte man wohl im Dorfe die Türe des Hochzeitssaales geöffnet oder der großen Hitze durch Lüften eines Fensters abgeholfen. Nach dreiviertel auf zwölf verschwand der Mond hinter den Wolken, und weiße Flocken begannen lautlos hernieder zu wallen . . .

Jetzt aber klangen feierlich durch die Mitternachtsstille die zwölf Glockenschläge vom Dorfkirchturm, selbst in dieser Höhe noch deutlich vernehmbar. Aus unbekannten Fernen kam Musik, Hochzeitsmusik, so überirdisch wunderbar, so selig jubelvoll, weißumwallte Gestalten schwebten heran, hoben Philipp, den armen Dorfnarren, empor und trugen ihn weich und sanft durch die Lüfte, hinauf zu den Sternen zur himmlischen Braut . . .

*

Die Liebe

Im Wirrwar unsrer Menschenseele keimen
Der Liebe Blüten ewig neu hervor,
Wie tausendfältig bunter Wiesenflor
Der Märchen-Au, geschaut in Kindheitsträumen.

Sündlos und rein, vom heiligen Weh durchschauert,
Vollendet sie am ew'gen Thron den Flug —
Von allem, was die reiche Erde trug
Der einz'ge Weltenrest, der überdauert.

Und mag im Wirbel uns die Welt zerschäumen
Und schreckt die Kriegsposaune unser Ohr:
Im Weltsturm schwingt die Liebe sich empor
Der Möwe gleich, zu klaren Himmelsräumen.

Und — in Erinnerung bunter Kindheits-Auen
Hilft sie dem Schöpfer neue Welten bauen!

Paul Baumann.

*

Digitized by Google

Bücherbesprechungen

Erika Grupe-Lörcher: **Zum Rhein, zum deutschen Rhein!** Ein Vogesenroman. Leipzig. Hesse und Becker, Verlag. 3 M.

Erika Grupe-Lörcher hat sich vor dem Kriege als eine gründliche, auf eigener Erfahrung und Anschauung fußende Kennerin des Elsaß erwiesen, und sooft sie Land und Leute dieses Gebietes schilderte, immer hielt sie zugleich die politische Stimmung fest, von der sie die Elsässer beherrscht sah. Auch der Charakter ihres neuen Romans wird durch den politischen Einschlag bestimmt. Die Erzählerin zeigt hier, wie sich die Bevölkerung des Elsaß bei Beginn des Weltkrieges verhielt. Bei manchen regte sich das französische Blut wieder, als die Franzosen diesen und jenen elsässischen Ort besetzten, die breite Menge aber wollte und will nichts von den Franzosen wissen, die es ihren Anhängern selbst recht schwer machen, an die so viel gepriesene Kulturmission des französischen Volkes zu glauben. Im Mittelpunkt der reich bewegten Handlung und all der scharf, aber ohne Gehässigkeit gezeichneten Gestalten steht Bertha Dieffenbach, die, anfangs lau, durch deutsche Treue und deutsche Kraft allmählich für den deutschen Gedanken gewonnen wird. Als Urbild des französischen Wesens ist der Offizier Duchâtel eine recht gut gelungene psychologische Studie.

Gertrud Franke-Schievelbein: **Stilles Heldentum und andere Novellen.** George Westermann, Braunschweig.

Gertrud Franke-Schievelbein, die erstaunlich Vielseitige, ist im Februar 1914 gestorben — für die Kritik ist das ohne Belang; ihr Buch lebt, und vornehme Kritik lobt und tadelt ja stets das Werk, nicht seinen Urheber. Das Dutzend Novellen, das hier als reifster, bester Ertrag aus dem Schaffen der Dichterin zusammengefaßt ist, braucht auch die Kritik nicht zu scheuen: alle sind rasch und ohne Umschweif erzählt, alle enthalten viel Handlung, spannende Handlung, aus allen, mögen sie humorvoll, ernst oder gar tragisch sein, blickt uns das milde Auge eines liebenswerten, grundgütigen, nachdenksamen Menschen entgegen. Eine überquellende Phantasie hat sie ersonnen — aber hier liegt auch ihre Schwäche: gerade der unerschöpfliche Reichtum ihrer Einbildungskraft hat die Verfasserin öfters verführt, zu konstruieren, an die Stelle natürlichen Lebens wirklichkeitsfernes, künstlich zusammengefügtes Geschehen zu setzen.

P. Maurus Carnot: **General Dement.** Erzählung. 2. Auflage. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 2,50 M.

Ein Buch, bei dem einem das Herz aufgeht — und wohl nicht bloß dem, der das Bündner Land kennt und seine Bewohner liebt. Warmherzig, phantasievoll, reich an glänzenden Episoden sind auch viele andere Werke ähnlichen Schlages, und die schlichte, aber dabei so quellfrische Sprache teilt Carnot mit anderen Erzählern von Gottes Gnaden. Aber was seinem prächtigen Buch eigensten Reiz gibt, das ist der Einschlag volkspsychologisch ausgereifter Menschenschilderung, mit der er seine Landsleute in ihrem tiefsten Wesen lebensvoll und greifbar vor uns hinzustellen versteht, wie sie sind, sprechen und handeln. Dazu gehörte nicht nur der vorzügliche Kenner der vaterländischen Geschichte, dazu gehörte — nun eben einer, der die Bündner begriff, weil er selber ein Bündner war.

F. Gebhardt: **Um eine Königskrone.** Drama. Als Manuskript gedruckt.

Ich sage schlicht und kurz mein Urteil über das Werk. Schon früher habe ich an dieser Stelle meiner Meinung Ausdruck gegeben, daß Florentine Gebhardt zu prosaischer Darstellung besser befähigt ist als zu poetischer, und der öfters holperige und ungelenke Bau ihrer Blankverse in diesem Drama bestätigt mir die Richtigkeit meiner Ansicht. Schwung und gewählte Bildersprache sollen indessen der Dichterin damit keineswegs abgesprochen werden. Im dramatischen Gefüge des Stücks, das an anderen Stellen von kleinen Längen nicht frei ist, treffen wir auf Szenen, die auf der Bühne gar wohl von Wirkung sein könnten, aber freilich — alle diese Szenen klingen an andere an, die wir schon irgendwo gelesen haben, bei Gutzkow, bei Wildenbruch u. s. f. Vor allem bei Gothos Tod fühlt man sich immer wieder an die Sterbeszene der Judith im „Uriel Acosta" erinnert.

Arthur Brausewetter: **Wer die Heimat liebt wie du.** Roman. George Westermann. Braunschweig. 5 M.

Aus der bereits unerquicklich stark angeschwollenen Flut von Kriegsromanen und Kriegserzählungen ragt dieses tüchtige Werk wie ein Felsen hervor. Es vereinigt alles, was not tut, um ihm weiteste Verbreitung zu sichern: eine packende Handlung, die Entwirrung seelischer Konflikte, engste Verbindung mit Ereignissen, die uns im Roman nicht minder ergreifen wie im Erleben der jüngsten Vergangenheit, frischen Erdgeruch der heimischen Scholle, einen starken Gemütseinschlag und nicht zuletzt eine kräftige, resolute Art zu erzählen. Aber doch ist das erste Drittel des Romans, sind vor allem die Erlebnisse Hans Warsows mit der russischen Spionin von stärkerem Eindruck auf den Leser als die Schilderung der ostpreußischen Verhältnisse zur Zeit des Russeneinfalls: hier macht sich, bei allem scheinbaren Reichtum an Abwechslung, doch eine leise Eintönigkeit bemerklich, und erst der Schluß des Buches erhebt sich wieder zur gleichen Höhe wie die ersten Kapitel.

F. R. Berger: **Das letzte Werk des Meisters.** Ein Künstlerschicksal. Hannover. Rechts-, Staats- und Sozialwissenschaftlicher Verlag. Geb. 2 M.

Ist es wirklich ein „Künstlerschicksal", das in diesem flott und anschaulich geschriebenen, zum Teil auch von einem feinen, überlegenen Humor getragenen Werkchen vor uns ausgebreitet wird? Gewiß, Hans Brüggemann, der wohlbekannte Meister des Bordesholmer Altars, wird von dem schlauen, übrigens doch wohl mit zu grellen Farben gemalten Abt übertölpelt, und um sein Augenlicht betrogen, aber der innerste Kern der ansprechenden Erzählung ist doch das Schicksal des Mönches, Bruder Martin, seine Liebe, seine Schuld, seine moralische Vernichtung. Besonders hervorzuheben ist der kulturgeschichtliche Einschlag des Buches; die Zeit der Reformation mit ihren Erschütterungen und Gärungen lebt vor uns auf, und Luthers eigene Gestalt taucht für Augenblicke im Hintergrunde empor.

Hans Zimmer.

Inhalt des Heftes 50: Der Wille zur Flamme. Roman von Erika Riedberg. — Grauen. Ein Erlebnis, erzählt von Richard Voß. — **Beiblatt:** Deutsche Ernte 1916. Gedicht von Thilo Rieser. — Philipp, der Dorfnarr. Von Johannes Freumbichler. — Die Liebe. Gedicht von Paul Baumann. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 9. September 1916. — Druck von A. Gehdel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 51

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Der Wille zur Flamme / Roman von Erika Riedberg

3. Fortsetzung.

Es war alles Täuschung gewesen, alles Selbstbetrug, was sie in ihren Tiefen erfüllt, was sie gewollt und getan hatte.

Ihre zu den Sternen greifenden Hände waren leer zurückgekommen — und hatten entmutigt sich mit Erdenstaub gefüllt . . .

Und kein erlösender Sturm hatte diesen Staub hinweggeblasen.

Und die große Stille, die alles trägt, war nicht über sie gekommen.

Im ertötenden Grau einer harten, etwas ironischen Gleichgültigkeit saß sie da und blickte auf die Trümmer ihres noch vor kurzem so verheißungsvollem Ichs — nicht gewillt, sich unter das Joch zu zwingen, und nicht stark genug, sich frei zu machen.

Nie hatte ihre Seele in der eines anderen Menschen einen Gleichklang entdeckt — —

Auch bei Lothar Haller nicht.

Vielleicht war sie zu verschlossen gewesen, vielleicht hatten sie darüber hinweggespielt . . sie im Trotz, er in der Gewißheit der verschwenderischen Jugend: wir haben ja noch so viel Zeit.

Auch bei ihm hatte gefehlt und würde immer fehlen die rechte Antwort auf ihre Fragen — auch von ihm würde sie nie das Beste und Erhebendste im Verkehr der Menschen untereinander erfahren: das Vorauswissen und Vorausantworten auf ungefragte Fragen . . . dies Seelenkundigste, ohne daß sich nie ein Mensch an den andern fortgeben sollte — wenn er sein Heiligstes bewahren will.

Dies Höchste: das Wissen eines edlen Menschen vom Besten in ihr, das Zusammentreffen zweier Seelen im idealsten Streben nach Einklang und Vervollkommnung hatte Marie nicht erfahren können oder — nicht wollen — wohl aber das furchtbare Gegenteil: wie dies Wissen um Geheimstes zum Verhängnis wird, wenn von einem der beiden in klugem Eigennutz mit den niederen Trieben im andern gerechnet und experimentiert wird.

Und diesem Verhängnis war sie verfallen.

Sie hatte den großen Irrtum begriffen — ohne Klage.

Sie beschuldigte keinen, auch nicht sich selbst . . aber klagloses Begreifen schließt noch kein Überwinden und der bloßen Pflicht-genügen-wollen in sich.

Das ist das Tötende: solche Stunden und Tage matt und grau über sich hingehen zu lassen . . . sie halten alles fern . . . auch die Versuchung! —

Und deshalb — sie hob die schlaffen Arme und preßte sie fest an den schlanken Hüften entlang . . wegen Lothar Haller konnte Georg Friedrich Bergedorf ruhig sein.

* * *

Einige Tage später saßen sie alle in Maries Zimmer auf Niederstett zusammen.

Renate mit Thea Stühmken war gekommen, Markus und Lothar Haller.

Draußen ging über die schon frühlingsgrüne Saat ein feines Schneegestöber nieder.

Digitized by Google

Es hätte behaglich sein können, noch einmal so die Traulichkeit des Winters bei flackerndem Kaminfeuer und duftendem Tee zu kosten — jedoch Sonnenschein und Vogelsingen hatten schon hinausgelockt, die Fenster waren schon weit geöffnet gewesen — nun kam man sich eingesperrt vor, und die feinen Spitzenvorhänge konnten nicht verbergen, wie trostlos grau Regen und Schnee an den Scheiben herunterfloß.

Es war Tee getrunken und hin- und hergesprochen worden.

Frau Theas Frische und unbefangene Art belebte die Unterhaltung. Sie verstand sich sehr gut mit Bergedorf, der mit angenehmer, weltmännischer Gewandtheit den Gästen seiner Frau begegnete.

Niemand, der Hausherr am wenigsten, schien die Spannung zu bemerken, unter der die Herzen fast aller Anwesenden schlugen.

Denn dies Zusammensein war ja Wahnsinn!

Lüge und Verstellung jedes Wort! Schmerz jeder Pulsschlag!

Lothar verwandte keinen Blick von Maries Gesicht.

Wie war sie schön! Niemals war sie so schön gewesen! Vertraut jeder Zug, jedes Mienenspiel — und doch ein anderes!

In ihre Bewegungen war eine weiche Lässigkeit gekommen, über die lebensvollen Züge eine gewisse Glätte — aber wenn sie auch ruhte, es war immer, als strecke sie heimlich suchend eine Hand aus . . .

Und das war das Betörende an ihr: niemand konnte an die Leidenschaftslosigkeit dieser Frau glauben . . . Sie stachelte unaufhörlich zum Beobachten, zum Nachspüren.

Über den Mann, der sie in ihrer Mädchenzeit geliebt hatte, kam dies Neue, Aufreizende wie ein Taumel . . . Es zuckte durch jeden Nerv, jagte durch jede Ader . . .

Und die frühere junge, reine Liebe zu dem Nachbarskinde lohte auf zu der Flamme wilden Begehrens . . Und fest und unerschütterlich grub sich der Wille zu dieser Flamme in sein Herz.

Renate hielt dieses stumme Zermartern nicht mehr aus.

Sie zog Thea in das Nebenzimmer an den nagelneuen, scheinbar noch unbenutzten Flügel.

„Komm, laß uns spielen, wie bei dir am Rhein."

„Gern, Kind! Aber deine Hände fliegen, und du bist totenblaß."

„Laß! Laß! Es wird schon gehen."

Sie warf wahllos einen Stoß Noten durcheinander, mehrere Blätter flatterten zur Erde.

Thea hob sie auf.

„Laß mich doch lieber allein, Renate", sagte sie betroffen.

„Nein! Nein! Ich muß etwas tun, das das da drinnen übertönt." —

Markus war ihnen gefolgt. Er lehnte am Flügel und sah in schwere Gedanken versunken zu Renate hin.

Bergedorf trat mit an den Notenschrank. Höflich half er auswählen und stellte dann ein Klavierstück zu vier Händen auf das Pult: es waren Variationen über den Prolog aus dem Bajazzo. —

Sobald die ersten Akkorde angeschlagen wurden, blieb er wie zuhörend in der Nähe der Tür zum Nebenzimmer.

Marie war an ihrem Platz geblieben.

Aber Lothar hatte sich erhoben. Dem Musikzimmer den Rücken zuwendend stand er in einiger Entfernung von ihr — kaum verstand sie, was er zwischen den Zähnen hervorgepreßt zu ihr sprach:

„Wie konntest du das tun, Marie?"

Der rasende Schmerz, sie hier in dieses Mannes Händen zu sehen, fegte seine Selbstbeherrschung hinweg.

Wie ein armseliges Kartenhaus vom leisesten Hauch umgeweht, so ging hier vor ihrem Anblick in die Brüche, was Verstand und Überlegung fern von ihr ausgeklügelt.

Dunkler, dumpfer, fürchterlicher Zorn war in ihm, in dem nur eisern feststand die Überzeugung, daß er von Marie nicht lassen würde.

„Wie konntest du dich fortgeben an diesen Menschen?"

Sie sah ihm gerade ins Gesicht.

„Dieser — Mensch ist mein Mann, Lothar Haller —"

„Ach laß!" sagte er verächtlich. Dann einen Schritt näher zu ihr: „Sage, warum du's getan hast!"

Digitized by Google

In ihre Augen kam das Flimmern grausamer Selbstverspottung.

„Hast du noch nichts von großen Leidenschaften gehört?"

Er zitterte ganz und gar.

„Marie — du wirst mich nicht glauben machen, daß du den da drinnen liebtest —"

Mit plötzlich erstarrter Miene sagte sie:

„Jedenfalls bin ich seine Frau geworden."

Er stand jetzt so nahe vor ihr, daß ihr der Blick auf das Nebenzimmer versperrt war.

Bebend fragte er:

„Konntest du nicht warten?"

Gelassen fragte sie zurück:

„Worauf? Auf einen Mann? O doch! Ich glaube, den bekommt man immer zu früh."

Zornig sagte er:

„Spotte nicht! Du wußtest, daß ich jede Stunde des Glaubens lebte, du würdest auf mich warten."

„Des Glaubens magst du gewesen sein, aber ohne Recht dazu."

Seine Augen sprühten aus einem kalkweißen Gesicht.

„Ich hab ein Recht auf dich — und nie gebe ich es auf."

Sie lehnte den blassen Kopf etwas zurück und blickte ihn aus halbgeschlossenen Lidern hervor an.

Langsam, betont sprach sie:

„Meinst du nicht, ich müßte dir jetzt sagen: Ich bin eine verheiratete Frau, und wir sind hier im Hause meines Mannes?"

Sie richtete sich plötzlich auf, mit zornigem Nachdruck sagte sie:

„Ich will dir eines sagen, Lothar Haller: du hast damals die Zeit verpaßt — nun laß mich zufrieden!"

Als die Worte gefallen waren, überkam ihn plötzlich die Ruhe des ungerecht Beschuldigten.

So also wollte sie die Abrechnung geschlossen sehen.

„Nun laß mich zufrieden! Fertig!

Du hast die Zeit verpaßt."

Er trug die Schuld!

Sie ist verheiratet, somit sind sie fertig miteinander! Ganz glatt! Jede Rechtfertigung erübrigt sich.

O nein, Marie Fels, da ist nicht ein Hauch wegzublasen von all dem, was zwischen uns gewesen.

Vorbei sein sollen ist nicht vorbei sein können.

Und Erinnerungen, wie sie uns verbinden, können nicht plötzlich stumm sein.

Du bist mir schuldig geworden, Marie Fels!

Schuldig die langen Jahre der Anbetung, meiner Seele Kraft, und meines Herzens reinen Willen, die dich auf den Thron eines königlichen Menschen erhöht haben.

Du hast nicht das Recht, auf dies alles, auf eines Menschen Wahrstes und Bestes, auf seines ganzen Lebens Inhalt den Fuß zu setzen und es zu zertreten.

Du bist ihm Schuldnerin geworden dadurch, daß du Jahr um Jahr sein Hab und Gut *genommen* hast."

Sie erblaßte unter diesen Worten, die sein Mund nicht sprach, aber seine Augen ihr ins Herz brannten.

Ihr Lächeln ward unsicher, ein wenig verzerrt — —

„Glaubst du wirklich, Marie, einer von uns könnte den andern aus seinem Leben streichen?"

Sie hatte sich rasch erhoben. Groß, schön und jung standen sie sich nahe gegenüber — ein auserlesenes, für einander bestimmtes Menschenpaar.

„Das glaube ich nicht, Lothar. Wie könnte man weit über ein Jahrzehnt einfach streichen? Aber ebensowenig sollte man Ansprüche an die Vergangenheit erheben, für die jede Berechtigung fehlt.

Laß dir wiederholen: du hast die Zeit verpaßt! Du hattest nicht die rechte Art!

So rufe nun nicht wieder zum Leben, was gestorben sein muß.

Und — — hüte dich vor meinem Mann!"

Fast ohne die Lippen zu bewegen, eindringlich flüsternd sprach sie die letzten Worte, dann etwas forciert, schon auf die Tür zutretend:

„Wir wollen zu den anderen gehen."

Es blieb ihm nur übrig, ihr zu folgen.

Als dann seine Blicke die des Hausherrn trafen, verstand er, was Marie mit ihrem: „Hüte dich!" gemeint.

Digitized by Google

Der Mann, der dort von kaltem Haß funkelnde Blicke in die seinen bohrte, indes der Mund höflichste Worte sprach, war sein Todfeind.

Über Lothars Antlitz ging ein bleiches, stolzes Lächeln. Und seine Augen schickten die Antwort hinüber:

„Ich lasse sie dir nie!"

Und er wußte, daß er verstanden ward, wie auch er verstanden hatte. — — — — — —

Auf dem einsamen Heimweg in der kühlklaren Nacht kam ihm wohl eine Überlegung:

Bergedorf haßte ihn. Das war sicher. Warum dann aber die ausgezeichnete Gastfreundschaft?

Versuchung? Schlau überlegtes Experiment?

Eine Falle? Im gegebenen Augenblick schlug er zu — und hatte seine Rache?

Immerhin! Immerhin! Über alles hinweg — er mußte, er wollte zu ihr — zu ihr.

* * *

Der April war schon vorüber. Es wurde nun der herrlichste Frühling.

Karl Markus Fels stand in seinem Arbeitszimmer am Fenster.

Er wartete auf Lothar Haller.

Schon um die Mittagszeit hatte er ihn zu einer Unterredung hergebeten.

Es mußte Klarheit — nein, es mußte ein Ende werden, wenn sie nicht alle in der unerträglichen Spannung der augenblicklichen Situation ersticken sollten.

Sie begannen den rechten Maßstab zu verlieren — es ging so nicht weiter.

Wie ein Unwetter hing es über ihnen. Wer konnte wissen, wie bald und auf wen ein Blitz aus den immer drohender zusammengeballten Wolken herabzucken werde.

Markus beugte sich vom Fenster zurück, dort um den Brunnen herum kam eben Lothar auf das Haustor zu.

In den nächsten Minuten saßen sie sich gegenüber — Markus in demselben Sessel, in dem er damals Maries Verlobungsmitteilung angehört hatte. . . Lothar stützte, sehr blaß, den Kopf in die Hand.

Nach längerem Schweigen sprach er halblaut:

„Also rede! Oder vielmehr, laß mich sprechen. Ich weiß ja bis auf das Itipfelchen, was du mir sagen willst.

Zunächst wirst du mir die Freundschaft kündigen und dann mit Vorhaltungen kommen. Beides unnötig! Die Kündigung würde ich nicht annehmen und Vorhaltungen mache ich mir selbst."

„Zunächst erfolglos, wie ich sehe", fiel Markus ein. „Wozu das zwecklose Reden. Eine glatte Forderung richte ich an dich."

Obwohl Markus jedes Wort mit möglichster Gelassenheit formte, wuchs seine Erregung. Er mußte gerecht bleiben! Nicht Eigenes in eine Sache mischen, die er als Bruder zu erledigen hatte.

Nachdrücklich sagte er dann:

„Du sollst meine Schwester meiden."

Lothar erwiderte bitter:

„Sage: du sollst nicht mehr atmen! So sagst du dasselbe."

„Es gibt Fälle, wo das Atmen weniger wichtig ist als Gebote der Ehre zu erfüllen."

„Markus!"

Sie waren beide aufgesprungen. Leichenblaß starrten sie sich an. . .

Drüben klappte ein Fenster auf. . . Renate beugte sich heraus, sie fing den flatternden Vorhang.

Windstöße fuhren plötzlich durch die Straße, Staubwolken stiebten gegen die Scheiben. . .

Ein Wetter zog heran — — — —.

Beide Männer hatten die Mädchengestalt drüben erblickt.

In Lothars kochende Aufregung fiel beschwichtigend die Mahnung: kränke ihn nicht! Seines Herzens einziges Gut hat er durch dich verloren.

Und Markus schickte dem immer wieder aufspringenden Wunsch: wäre er doch nie hierhergekommen! sogleich den Ordnungsruf nach: bleibe gerecht! Scheide jedes Persönliche aus dieser Sache!

Das Fenster drüben war geschlossen. Renates liebe Gestalt nicht mehr sichtbar — aus der Ferne grollte das Frühlingsgewitter.

Markus wandte sich Lothar zu.

Digitized by Google

„Du mußt abreisen!"

„Nein!"

„Ich verlange es von dir. Und du wirst nicht hier aus diesem Zimmer gehen, ehe ich dein Wort habe."

Fast wie um Zeit zu gewinnen, sagte Lothar etwas Unkluges:

„Ich dächte, der Beschützer deiner Schwester sei in erster Linie ihr Mann?"

Markus richtete einen festen Blick auf ihn.

„Bist du wirklich so leichtgläubig? Ist dein Urteil in dieser Sache ganz getrübt?

Merkst du nicht, wie euch beiden eine Falle gestellt wird? Ich rate dir, nicht abzuwarten, bis Bergedorfs Rechnung von ihm für richtig befunden wird.

Hast du aber seine scheinbare Toleranz wirklich für Vertrauen genommen, dann ist deine Handlungsweise noch unverantwortlicher — dann ist sie — feige —!"

„Markus! Wenn es nicht Wahnsinn wäre zwischen uns — — Bei Gott . . . ich wüßte nur eine Antwort . . .!"

Sehr gelassen sagte Markus:

„Die obligate Forderung! Natürlich! Übrigens schießen sich moderne Menschen heutzutage nicht mehr einer Frau wegen — höchstens noch drüben die kurischen Barone oder sonstige östliche Despoten . . . das nebenbei bemerkt. Wollte Bergedorf ein Duell, so hättest du längst die Forderung am Halse. Wir beide knallen also aufeinander los und erweisen ihm damit den besten Dienst. Denn ohne selbst einen Finger zu rühren ist ihm sein Experiment glänzend gelungen — vorausgesetzt natürlich, daß du es bist, der erledigt wird."

„Übermäßig anständig taxierst du den Herrn von Niederstett gerade nicht —."

„Ich taxiere die gegenwärtig durch dich geschaffene Situation — die Bezeichnung für sie überlasse ich dir."

„Markus!"

Er stand dicht vor ihm — seine Hand zuckte — eine Minute atmeten beide nicht — dann kämpfte Lothar sein tobendes Blut zur Ruhe — er wandte sich schweigend ab.

Maries Bruder! Und er sprach die Wahrheit!

Gott! Gott! Wie namenlos traurig und wie namenlos erniedrigend war dies alles!

Die Qual seiner Liebe kam nur der Scham gleich, mit der er sich bewußt ward wie täglich von ihm, dem einstmals frohen, aufrechten Menschen, ein Stück Stolz abbröckelte.

Nichts mehr von der emportragenden, reinen, wie Himmelslicht leuchtenden Liebe zu der jungtrotzigen Marie Fels von damals. . .

Ihn hetzte und peitschte jetzt in haltloser Leidenschaft der Wille zur gierigpackenden, gierigverzehrenden Flamme!

Mit Hohnlachen fühlte er den Taumel — mit Hohnlachen ergab er sich ihm — schwach und willenlos. . . Er, der stolze, aufrechte Mann — von damals!

Wer ihm je gesagt hätte, er würde in das Haus eines im Herzen verachteten Mannes eindringen, ihm sein Weib — nicht mit der Pistole in der Faust — nein hinterrücks zu stehlen!

Eine Frau, die sich gar nicht stehlen lassen wollte, an deren Sohlen er sich mit dem höchst anfechtbaren Recht langjähriger Liebe heftete.

Er wußte, daß Bergedorf unter höflich lächelnder Maske in still glühendem Haß den Augenblick der Abrechnung erwartete. . . Er wußte sehr genau, wie richtig jedes Wort von Markus war, und daß er im Begriff war, aus einer anscheinend friedlich bürgerlichen Existenz ein Sensationsstück zu machen. . .

Und dennoch brachte er keine Entsagungskraft auf!

Fand nicht den Mut zur Flucht!

Wenn er den Weg hier vom alten Brunnenplatz hinaus zu ihr nicht mehr gehen sollte! Abend für Abend den nämlichen Weg!

Offen durch den Park geht er zu ihr hin, oder er schleicht bis an ihre Tür, nur um sie zu sehen! Von weitem vielleicht ihre Stimme zu hören!

Gab es die Vorstellung, wie es wäre, wenn er diesen Weg nicht mehr gehen, diese Stimme nicht mehr hören könne?

Er wandte sich Markus wieder zu. Matt und zerquält, aber mit dem alten, ehrlichen Blick sagte er:

„Das vorhin — mit dem Freundschaftaufkündigen — — und mit dem andern — das ist natürlich Wahnsinn — zwischen uns!"

Digitized by Google

Markus wartete eine Weile auf Weiteres; als nichts kam, erwiderte er:

„Das haben wir vorhin schon festgestellt. Aber so kommen wir nicht zu Ende. Du mußt dich entscheiden. Kurz und bündig. Ich warte."

„Ich soll hier fort?"

„Ja!"

„Ich kann nicht! Ich gebe Marie nicht auf! Nie, in alle Ewigkeit nicht!"

„So geh den richtigen, den ehrlichen Weg. Fordere sie Auge in Auge von ihrem Manne — ihr Einverständnis vorausgesetzt. Ich weiß nicht, ob du dessen sicher sein kannst."

„Ich werde sie zwingen."

„Indem du ihren Ruf untergräbst?"

„Ach!" Lothar drückte die geballten Hände auf die Augen. „Du bist grausam offen."

Unerbittlich fuhr Markus fort:

„Du hast sie auch damals nicht zwingen können.

Hier auf demselben Platz hat sie mir ihre Verlobung mitgeteilt . . . und ich habe für dich gesprochen, ehrlich und überzeugt.

Ich habe sie gewarnt, denn ich sah alles Unheil, das nun zu einer Katastrophe drängt, voraus.

Sie hat mir geantwortet: ‚Ich liebe Lothar nicht. Ich würde ihn nie geheiratet haben.'

Was soll es also, wenn du sagst: ‚Ich gebe sie nicht auf?'

Und was hülfe es ferner, du knalltest ihren Mann über den Haufen — vorausgesetzt, er ließe dir Zeit dazu. Nehmen wir jedoch den Fall mal an . . . gewinnst du Marie dadurch? Nein!

Du setzst nur ihre Ehre aufs Spiel — und wirfst die deine hinterher."

Er sagte alle diese harten Dinge mit ruhiger Festigkeit, wartete ein paar Minuten auf Antwort, und als keine kam, sprach er kurz:

„Also reise ab!"

Markus wandte sich um. Er konnte das verstörte Gesicht Lothars nicht ertragen.

Er stellte sich an das Fenster.

Immer rascher folgend hallten Donnerschläge.

Der wirbelnde Staub sank unter strömendem Regen nieder. . . Noch schimmerte fern durch jagende, gelbumsäumte Wolken ein armes Fetzchen Blau. . .

Da — sturmgejagt kommt eine neue Wetterwand herauf — dunkeldrohend steht sie über den Giebeln . . . schwefelgelbe Blitze zucken hernieder —

Des Sturmes Heulen und des Donners Krachen vereinigt sich zu einem tollen, triumphierenden Konzert der Elemente.

Auf dem Nachbargiebel tanzt in rasendem Umherwirbeln kreischend die Wetterfahne.

Oben vom Dachesrand saust ein Wasserspeier, der dort über ein Jahrhundert seinen sagenhaften Rachen aufgerissen hat — in die Tiefe —.

Hinter Markus spricht eine Stimme:

„Ich — gehe — fort!"

Dann fällt eine Tür zu. — — — — —

Es ließ Markus keine Ruhe. Immer hörte er zwischen Blitz und Donner fremd und tonlos, wie zerhackt von zähneknirschendem Schmerz, die Worte:

„Ich — gehe — fort!"

Würde er ohne Abschied gehen? Dieser ganz von Leidenschaft verwirrte Mann?

Bergedorf war nicht zu Haus. Marie hatte erzählt, er reise nach Berlin.

Wenn Lothar in seiner Abwesenheit noch einmal den Weg hinausging — spät abends? Und der Bursche, der Fritz sah ihn — was ja ziemlich sicher war — oder gar Bergedorf selbst — kam unerwartet zurück — oder war vielleicht nicht abgereist —

Ach — Markus verwünschte diese Erwägungen — man steckte wirklich wie im neuesten Sensationsstück.

Narr, der er war, sich zu eigenem Leid noch so viel fremde Torheit aufzubürden.

Er sehnte ein Ende herbei — aber was für ein Ende?

Brachte es dies trostlos hoffnungslose: „Ich gehe fort!"

Wohl kaum! Wohl kaum!

Von Unruhe getrieben ging er auf und ab. Schließlich öffnete er die Tür zu den Kontoren — sämtliche Plätze waren leer, die Bureauzeit längst vorüber.

Auf seinem Schreibtisch lagen unerledigte Sachen noch gehäuft — mochte alles bis morgen warten.

Die unerträgliche Spannung in der Luft

Digitized by Google

machte rastlos, zitterte in den Nerven und peinigte mit hundert Schrecknissen.

Wer will im Bann dunkler Vorstellungen entscheiden, wie weit wir das Schicksal, Gutes und Böses vorausspüren, in welchem Maße so manche unserer Handlungen von einem Ahnungsvermögen diktiert werden!

Markus handelte wie auf einen geheimnisvollen Befehl. Er fühlte deutlich:

Er durfte Lothar nicht allein lassen — er mußte ihn zurückhalten — irgendwo, irgendwie.

Nur den Abschied in Niederstett verhindern. Der verzweifelnde Mann durfte nicht hinaus — nicht so spät, nicht in Bergedorfs Abwesenheit — nicht allein!

Markus wußte jetzt, was er zu tun hatte.

Er mußte zu seiner Schwester!

Eilig klingelte er nach Tee mit kaltem Abendbrot und bestellte einen Wagen.

Kaum hatte er einige Bissen genossen, so sprang er wieder auf.

Er wollte doch lieber im Auto. . . Er ging ans Telephon — ach so — abgestellt wegen Gewitter — er schickte einen Diener: keinen Wagen — Auto — sofort—

Dann, als schon der Motor vor dem Hause surrte, kam noch eine dringende Abhaltung. . . Es war sinkende Nacht, als er endlich auf dem Wege nach Niederstett war.

Es goß noch immer. Der Regen trommelte wie kleine Steinchen auf dem Verdeck.

Im Schein der Wagenlaternen glitzerten die Wasserlachen auf dem Wege. Der Sturm mußte hier draußen arg gehaust haben. Wie gesät lagen größere und kleinere Zweige auf der Landstraße . . . mit Knick-knack sauste das Auto darüber weg.

Markus starrte durch die Scheiben. Es war keine Möglichkeit, weiter als ein paar Schritt zu sehen. . . Und wohl sicher war es ein Irrtum, wenn er meinte, auf dem Feldweg neben der Landstraße sei ein Reiter vorübergesaust.

Er sah auf die Uhr — dicht vor dem Bahnübergang mußten sie sein — noch etwa zehn Minuten rasche Fahrt bis Niederstett.

Er lehnte sich zurück . . . bald war also die Möglichkeit zu irgend welchen ausgleichenden Maßnahmen da — und dann vielleicht endlich — Ruhe . . .

Da — plötzlich ein Ruck — unter rasselndem Surren stoppt die Maschine.

Markus reißt das Fenster herunter, schreit in den Sturm hinaus:

„Was gibt's?"

Der Führer ruft zurück:

„Ein Baum über dem Weg!"

Markus springt heraus. Zunächst sieht er nur eine dunkle, im ungewissen flackernden Lichtschein riesenhaft vergrößerte Masse auf der Straße liegen. . . Und vor dieser tanzt ein helles Fünkchen manchmal im Kreise, manchmal auf und nieder.

Zwischen dem Knattern der Maschine, dem sausenden Wind hört man das Schnauben und Stampfen eines Pferdes.

Ein Sprung über Haufen von herabgebrochenen Zweigen — und Markus sieht —

Vor einem gestürzten Baum, dessen Riesenkrone den Weg versperrt — Lothar Haller, eine Taschenlaterne als Warnungssignal im Kreise schwingend . . . den Zügel des Pferdes hatte er um seinen rechten Arm geschlungen — aufgeregt von den grellen Lampen und dem Surren des Autos sprang das Tier vor- und rückwärts.

Die beiden Männer starrten sich eine Sekunde an. . .

„Du —!"

„Also doch!"

„Hier!" Lothar reichte Markus den kurzgefaßten Zügel. „Hier, halt mal den Gaul! Das Biest ist ja rein des Teufels. Chauffeur, angefaßt, wir müssen das Ding da aus dem Weg schaffen. Kommt noch ein Fuhrwerk oder gar Auto, gibt's 'n Unglück."

Markus wollte rufen:

„Liegen lassen! Es hat so sein sollen! Umkehren —" aber es konnte freilich noch wer nach ihnen kommen —

Er rief:

„Warten! Ich helfe!"

Er band das Pferd an ein Hinterrad des Autos.

Zu dritt zogen, schleppten und zerrten sie — es war ein hartes Stück Arbeit. . .

Endlich hatten sie den alten Riesen so weit. Er versperrte nun nicht mehr die Straße, seitwärts auf einem Feldweg streckte er seine gebrochene Krone zum Nachthimmel hinauf.

Digitized by Google

„So'n Kerl!" bewunderte ihn der Führer. „Wie der bloß stürzen konnte!"

„Blitzschlag!" Lothar wies auf den klaffenden Spalt im braunen Stamm.

„Ja, Herr, und wenn Sie nicht das Signal gaben, hätten wir alle keine heilen Knochen mehr."

Lothar trocknete sich die Stirn. Er war wie benommen.

Von der Sekunde an, wo sein Pferd vor dem Hindernis scheute, wo er dann durch das Lichtsignal die Gefahr von dem hinterherkommenden Auto wendete, von der Sekunde an vermochte er den gestürzten Baum auf seinem Wege nicht für blinden Zufall zu nehmen.

Es durchschauerte ihn wie ein Ahnen von geheimnisvollen Warnungen, die hier Halt geboten, dort vorwärtswiesen.

Sollte er in diesem vom Blitz gefällten Baum die Mahnung: „Kehre um" erkennen?

Sollte er wirklich ohne Abschied fort?

Stand er in dieser Minute an einer Schicksalswende?

Er und auch Markus? Dem er sein Wort gegeben?

Seine Augen suchten die Dunkelheit zu durchdringen . . . dort mußten die Dächer und Schlote von Niederstett ragen —

Nichts! Nichts als schwarze Nacht, durch die der Wind sauste und der Regen goß.

Sein unbedecktes Haar war triefend naß, über Stirn und Hände liefen kleine Bäche, trotzdem glüht es wie Feuer in ihm.

Eine Flamme springt auf in seinem Herzen, willens die jedem Menschen angeborene Krone: die Ehre — zu verzehren.

Wenn er sich jetzt auf sein Pferd wirft — in zehn Minuten kann er dort sein — sieht sie — hört ihre Stimme —

Ein Martyrium hätte er erduldet, nur um ihre Stimme zu hören, um weiter den Weg zu ihr hinauszugehen, sich den armseligen Trost zu holen: ein kurzer Händedruck — ein kurzes, kühles Wort. . .

Er! Er, der einst voll Stolz gewesen!

Einst!

Das Blut stürzt ihm ins Gehirn, nimmt ihm jede Überlegung.

Er will, er kann so nicht fort. . .

Noch einmal will er die ganze Wucht der gemeinsamen Jugendzeit auf ihr Herz werfen. . .

Noch einmal will er alle Töne seines Herzens zusammenklingen lassen zu einem Schrei, der ein Echo finden muß —

Mit zwei Sätzen ist er neben dem Pferde, seine fliegenden Hände lösen den Zügel . . . ein Sprung . . . er ist im Sattel . . .

Schnaubend hebt das Tier den Kopf, drängt in ein paar Sätzen vorwärts — —

Da faßt eine Hand in die Zügel:

„Wohin?"

„Geradeaus —!"

„Nein!"

„Doch!"

„Ich verbiete dir —"

„Los!"

„Niemals —"

„Los — sage ich —"

Beide zerren den Zügel an sich — das geängstigte Pferd springt vorwärts, entsetzt sich vor den grellen Wagenlampen, drängt wieder rückwärts, schleift Markus, der den Zügel fest umklammert hält, mit sich, steigt — Hufe zappeln in der Luft — — Ein dumpfer Schlag — —

Regungslos liegt ein Körper am Boden. —

„Markus! Markus!"

Lothar hat sich vom Pferd geworfen — — der Führer fängt den schleppenden Zügel, bevor das wild ins Gebiß schäumende Tier hinausstürmt ins Dunkle.

Fassungslos bricht Lothar neben dem bewegungslos Hingestreckten in die Knie.

Seine zitternden Hände prüfen den Puls und Herzschlag. . .

„Markus! Markus!

Die Augen bleiben geschlossen, gespenstisch wechseln tiefe Schatten und flackernder Lichtschein über das starre Gesicht. . .

Und der Regen gießt — — —

Der Führer hat das Pferd beruhigt, schreckensvoll kommt er heran. . .

„Ist — er — tot —?"

Nein! Unter Lothars Hand pocht leise, leise das Herz —.

Er richtet sich auf. In sein Antlitz sind Züge gegraben — niemals werden sie wieder weichen.

Seine Stimme klingt zerbrochen.

„Angefaßt. Vorsichtig! Ganz steil halten!"

Digitized by Google

Mit unendlicher Sorgfalt wird es vollbracht. . . Karl Markus ist in die Polster gelegt — pfeilschnell saust das Auto der Stadt — der Klinik zu. . .

Am Ausgang des Waldes kommt ihnen ein leichter, halboffener Wagen entgegen — — Ein Frauenkopf biegt sich unter dem Halbverdeck hervor — schaut nach Auto und Reiter. . . Laternenschein huscht schnell über ein keckes, hübsches Gesicht. . . Juliette Meunier — —.

Für sie also haben die Männer den Weg nach Niederstett freigemacht von dem gestürzten, alten Riesen. —

* * *

Oben in den hellen Räumen der toten Mutter war ihm sein Krankenzimmer eingerichtet.

Zwei Monate später, nachdem er an dem sturmdurchheulten Gewitterabend in die Klinik gebracht ward, konnte er dorthin übersiedeln.

Manchen Tag hatte Gefahr für sein Leben bestanden, und er selbst war überzeugt gewesen, daß er sterben werde.

Vielleicht hatte er es sogar gewünscht, denn nun, da er genesen sollte, konnte er sich nicht freuen und vermochte nicht, die Todesgedanken aufzugeben.

Und war sie nicht schwerer als ein schnelles, kurzes Sterben, diese langsame, kaum merkliche Besserung, die nie ein wirkliches Genesen werden konnte?

Denn nichts anderes als ein Hinschleppen konnten fortan die Tage von Markus Fels sein.

Wenn auch Ärzte und Pfleger und alle Freunde sich zu barmherzigem Verbergen zusammenschlossen, er wußte es doch: er würde ein siecher Mann bleiben.

Als der Krankenstuhl zum erstenmal in sein Zimmer gebracht wurde, und die Freunde dem „Ungetüm" unter etwas zu lautem Lachen einen kleinen Schups gaben und: „nur für'n paar Tage" sagten, — von da an kannte er sein Schicksal.

Er ersparte seinem Arzt die schwere Antwort auf die Frage nach der Wahrheit — er fragte keinen, aber er verlangte fort aus der Klinik in seine Wohnung.

„Denn", sagte er, „ich muß mein Haus bestellen."

So brachten sie ihn heim und hinauf in die hellen Zimmer, die einst seiner Mutter frohherziges Lachen gehört hatten.

Und hierher kamen sie alle.

„Ich habe ja gar nicht gewußt, daß ich so viele Freunde habe", sagte er und sah mit wehmütigem Lächeln umher.

Er rang seiner Schwäche und den nie schlafenden Schmerzen so viel Arbeitskraft ab, bis er wirklich sein Haus bestellt hatte.

Drunten in der Verlagshandlung führte ein bewährter Vertreter die Geschäfte, und das, was man des Menschen letzten Willen nennt, ruhte in den Händen des nachbarlichen Freundes Hart.

Der begann sich zur Ruhe zu setzen. Nach und nach war schon ein Teil der großen Praxis auf Ludwig übergegangen — nun folgte ihm der Sohn, wie er einst seinem Vater, im Amte nach.

Lothar Haller war, sobald Markus außer Lebensgefahr war, abgereist.

Er ging an die Berliner Klinik zurück — an Markus' Leidenslager hielt er's nicht mehr aus. . .

Denn eines Abends, als sie alle um das Bett versammelt waren, hatte sich die Tür geöffnet, und Marie war eingetreten.

Gelassen nickte sie ihnen zu, nahm den Hut vom Haar und indem sie sich, die Handschuhe abstreifend, neben Markus setzte, sagte sie:

„Ich bleibe nun hier. Ich lasse mich scheiden."

Es war fast ebenso, wie sie an einem Sommerabend im Kontor drunten gesagt:

„Ich habe mich verlobt."

Und Markus hatte gefragt:

„Verlobt? Wieso? Mit wem?"

Heute fragte er nicht. . . Sie saßen alle stumm. . . So stumm, daß man, wie auch an jenem Sommerabend, meinte, die Herzen klopfen zu hören.

Noch einmal sprach die gelassene Stimme:

„Ich war schon drüben bei deinem Vater, Ludwig. Ihr übernehmt die Sache."

Wieder blieb es still. . . Nur Renate ging geräuschlos zur Tür. . .

Das leise Zufallen des Schlosses war der einzige Laut. — — — — — — — — — —

Um eine Abendstunde ward Markus' Krankenstuhl wieder in den Erker geschoben.

Digitized by Google

Durch das offene Fenster sieht er der scheidenden Sonne nach.

Spielender Kinder Lärmen dringt herein — Necken, Lachen, der eintönige Gesang eines Ringelreihens . . . dazwischen pfeift ein Junge, ein Mädchen kreischt, hilflos . . . eine derbe Jungenstimme schilt:

„Dumme Deern, warum läufst du denn mit, wenn du doch nicht mit kannst!"

Dann ein Getrappel von schnellen Füßen — es ist alles wie damals. . .

Karl Markus blickt in die Sonne und blickt zurück . . . den kurzen und doch langen Weg vom alten Brunnenplatz bis hier herauf zum Krankenstuhl.

Wie sagte eben der kecke Junge da unten? „Warum läufst du denn mit, wenn du doch nicht mitkannst?"

Ja, freilich! Warum den Sprung versuchen, wenn es allezeit beim Anlauf bleibt?

Er hatte auch nicht mitgekonnt mit den anderen flinkeren Füßen. . . Er mußte sie vorauslassen — und sich bescheiden. —

Doch jetzt, wo die Hand schon erhoben war, die ihm das Tor zu einer anderen Welt auftun sollte, wo er sich der Schwelle dazu näher und näher geführt fühlte, jetzt kamen sie, die ihm vorausgeeilt oder vorbeigegangen waren, in zarter, behutsamer Liebe, in die sich ohne ihren Willen schon so viel Abschiedswehmut mischte... Nun waren sie bei ihm in seines Krankenzimmers Elend, in dem er gefangen liegen mußte.

So sollte er also, wo dies Dasein nicht mehr weit bis zum Ende hatte, seinen Lebenswunsch erfüllt bekommen . . er sah Renate an seiner Seite.

Sie war immer da, bevor sein sehnsüchtiger Blick zum Nachbargiebel ging, ob sie heute auch nicht länger ausbleibe — sie verließ ihn immer später, als er gefürchtet hatte.

Und er verbarg die Wehmut seines Lächelns, verbarg sein Wissen vom nahen Sterben . . . denn sie brachte ihm den tiefen Segen, daß seine Seele nicht arm durch das dunkle Tor hindurchging. . .

Sie gab ihm mit die Erinnerung an einer Heimat Herrlichkeit in eines Weibes Herz, sie gab ihm mit als Fackel auf seinem dunklen Weg den goldenen Abglanz reiner Jugendliebe . . . daß, wenn das Ende kam, ihn der Reichtum dieser letzten Monate in seine Gruft begleitete.

So sitzt Karl Markus und lauscht auf das Leben draußen, mit dessen Klängen er nichts mehr zu tun hat . . .

Und zwingt sich zu der Ruhe und Ergebung des Verurteilten — und trachtet, stärker zu sein als sein Mitleid mit sich selbst und stärker als der Schmerz über sein zu früh zerbrochenes Leben.

Und wenn die Flut des Kummers überschäumend ihn durchjagt, wenn seine Hände sich um den Krankenstuhl krampfen, wenn er in die Decken und Tücher greift, als müsse er aufspringend alles zurückschleudern, um noch einmal volle, neue Lebensluft zu atmen — dann sieht er, hingezaubert von dem barmherzigen Genius der Geduld — Renate an seiner Seite . . ihm geschenkt durch Unglück, Siechtum und nahen Tod . . .

Die Dreizahl, die sein Geschick bedeutete!

Sie hatte ihm gebracht, was dem gesund im Leben stehenden Mann versagt geblieben war.

Und er beißt die Zähne zusammen, wenn seine Pulse den Takt der Verzweiflung schlagen und wenn sie stocken wollen in Schmerzen oder Schwäche . . .

Und allezeit sieht Renate in ein gefaßtes, gütiges Gesicht. —

So kommt Morgen und Abend an Karl Markus' Krankenbett. — — —

Des Himmels letztes Leuchten war verglommen —

Markus' blasse Hand legte ein Buch von seinem Schoß zurück auf den Stapel Bücher neben sich.

Eine Tür schlug, Schritte kamen über den Flur — Ludwig Hart trat ein.

Er zog sich den Stuhl dicht zu Markus heran, und während er ihm liebreich, aber etwas zerstreut über die Hand strich, sagte er halblaut:

„Es ist nun so weit . . . Marie ist wieder frei . . ."

In Markus' hagerem Leidensgesicht sanken sekundenlang die Augen zu.

Nun war sie wieder frei!

Was hatte diese Frau, die seine Schwester war, aus ihnen allen gemacht.

Digitized by Google

Lothar beraubte sie seines Stolzes und seiner Kraft, Ludwigs Dasein rückte sie für immer aus der Sonne in den Schatten, nahm sein Wissen und Können mit kalter Selbstverständlichkeit in Anspruch — und ließ nicht los, — bis er ihr die weggeworfene Freiheit wieder verschafft hatte.

Denn wer konnte wohl hingebungsvoller an dem Lösen ihrer Fesseln arbeiten als er?

Gelassen ließ sie ihn an Zukunftshoffnung sich berauschen —

Der Tor! Was konnte sie dazu?

Und er, der Bruder, lag hier zerbrochen in dem ungeheuren Jammer eines frühzeitigen Endes, zwar ohne ihre direkte Schuld, aber dennoch, wie auch Renate, verstrickt in das Schicksal, das sie alle untrennbar mit ihr verknüpfte.

Sie aber sprach:

„Ich habe ja nichts von euch verlangt! Was bohrt ihr immer in mich hinein? Und drängt mir hunderterlei Ungefordertes auf! Wartet doch, ob i ch was geben kann — und will."

Und sie hatte recht . . . wirklich beschuldigen konnte sie keiner.

Ludwig erzählte weiter:

„Sie heißt nun wieder Marie Fels."

Er ist natürlich als der schuldige Teil erkannt. Es ging ganz glatt.

Fräulein Julchen Müller war von anerkennenswerter Offenheit. Warum auch nicht? Sie hofft aus dem Krach in Niederstett Vorteil zu ziehen.

Sie wird sich vielleicht ebenso täuschen wie der saubere Fritz, den Bergedorf in der ersten Wut zum Teufel gejagt hat — man sagt allerdings mit sehr viel Reisegeld.

Der Kerl hat die Geschichte mit dem famosen Besuch der Müller angezettelt —

Als die Person ankam, hat Bergedorf getobt und wollte sie mitsamt dem Burschen rausfetzen.

In diese widerliche Szene kam dann die Nachricht von eurem — Unfall . . . Und Bergedorf lächelte — und bestellte ihr im Dorf Quartier.

Ich habe ihn sagen hören:

„Doktor Haller hatte unterwegs Pech — Julchen Müller nicht — das ist der ganze Unterschied."

Markus fragte:

„Er war also wirklich an dem Abend nicht verreist?"

„Bewahre! Alles Finte und Falle nach veraltetem Muster.

Aber begriffen habe ich nie, wie er durch die rasende Skandalgeschichte mit der Müller so jeden Vorteil aus der Hand geben konnte.

Er sitzt doch nun selbst in der Falle — kann Lothar nichts, aber auch nichts anhaben, trotz des Herrn Fritz' Spionagedienstes — und muß seine Frau freigeben!

Beides: Vorsicht und Anstandsgefühl warf er beiseite... Er hat gelitten, daß die Person bei Marie eindrang.

An die Kehle hätte ich ihm fahren können!

Unsere Marie!

In welchem Schmutz hat sie gesteckt bei — diesem Menschen!"

„Ja! Ein Reinigungsbedürfnis wird sie nach dieser Ehe wohl empfinden," sagte Markus herbe.

Ludwig war betroffen.

„Du sprichst recht hart."

„Mein lieber Ludwig — durch ein Verbrechen kann man Gott erkennen lernen, und mancher begreift erst im Schmutz, was Reinheit ist . . . Laß jeden seines selbstgewählten Weges weiterziehen. Du aber gewöhne dich daran: Marie bedarf nichts von uns — keine Weichheit, keine Liebe und vor allem kein Mitleid.

Noch mancher Tag wird zur Neige gehen, ehe sie der Jugendfreunde und auch meiner Treue dankbar und vielleicht wehmütig gedenkt . . und ehe sie Verlangen tragen mag nach ihrem Platz in unserer alten Nachbarschaft.

Bis dahin: Laß sie gewähren! Und mische dich nicht ein! Und wenn du kannst, trage ihr nicht Gaben zu, die sie nicht will. Nur müde schleppst du dich heran . . . Und trägst die unerbetene Last verschmäht zurück.

Sie ist nun so!

Ihr müßt es tragen . . .

Tragt es ohne Klage . . .!"

„Markus, kann man denn das: Aufhören zu lieben?"

Ein ergreifendes Lächeln ging über das blasse Leidensgesicht.

„Man kann aufhören zu begehren . . . Und erst dann liebt man wahrhaft."

Digitized by Google

„Ach!" Ludwig preßte die geballten Hände an die Schläfen. — „Wer kann das! Wer kann das!"

„Du mußt es lernen! Du und Lothar! Es stirbt, was sterben muß . . . Und darum — laß es sterben, Freund."

Sie sprachen eine Weile nichts mehr.

Wie Abendfrieden zog es durch das stille Zimmer.

Wie Friedenssegnung einer Seele, die Erdenschwere überwand und sich aufgetan den Strömen der Ewigkeit.

Dann sagte Ludwig halblaut:

„Sie ist nun abgereist."

„Ja! Nach Rom! Die Stätte, zu der so manche pilgern, der Sonne, der Freude und frohen Farben nach.

Dort meinen sie Gesundung für ihr Herz und Mut zu ihrer Arbeit zu holen . . . Und merken meistens nicht, daß hinter ihnen liegt, was sie noch vor sich wähnen." — — — — —

Dann ging wieder leise die Tür. —

Renate kam.

Sie hielt Rosen in den Händen, einen großen, großen Strauß . ., rote und weiße — —

Und Markus faßte mit dem Strauß ihre beiden Hände — und sah zu ihr auf — — und lächelte . . .

„Trag' Rosen . . du . . . trag' immer Rosen . . ."

— — — — — — — — — — —

So ging Tag um Tag . .

Und dann kam der letzte.

In einer späten Sommernacht, die noch einmal allen Entbehrungsschmerz, allen Lebensdurst der Erdenwelt, alle Schönheitssehnsucht nach des Himmels Reichen weinte — und durch die ringende Seele jagte, in solcher späten Sommernacht starb Karl Markus Fels den erlösenden Tod. —

Mit Blumen füllten sie die Gruft. Mit Blumen deckten sie den Hügel . . .

Und gingen zurück in den Tag ihres Leben —.

Dann ward von des stolzen Patrizierhauses gotischem Torbogen das alte Firmenschild gelöst:

Die Firma „Karl Markus Fels & Sohn" hatte aufgehört zu existieren.

Leer stand das alte Haus am alten Brunnenplatz . .

Wie tote Augen lagen die verhängten Fenster in der hohen Giebelfront.

* * *

Und wieder einmal funkelt, blüht und jubelt ein Frühling durch das rheinische Land.

Im Garten der Villa nahe am Strom sitzt eine junge, blonde Frau. Vor ihr auf dem Tisch liegt ein Häufchen Postsachen, Briefe und Kärtchen eine ganze Anzahl, und ihr Platz ist mit Blumen geschmückt, denn heute ist der Geburtstag der Hausfrau.

Mit einem Brief größeren Formats ist ihre Hand in den Schoß gesunken.

Renate Rautenberg rechnet nach: Wie lange ist es her, daß sie fast an dem nämlichen Ort — nur einige Schritte weiter, drüben in der Nachbarvilla ein ähnliches Schreiben erhielt. Damals aus der Heimat — — heute aus Rom?

Vier Jahre sind es!

Und wieder steht da ein Name in großen, schwarzen Lettern:

Marie Fels!

Und wieder ist es eine Anzeige . .

Eine Vermählungsanzeige . .

Sie hat in Rom geheiratet . .

Und hieß nun: Marie von Burg.

Frau Renate sitzt und lauscht der Stimme der Erinnerung.

Vier Jahre! Seit sie Karl Markus zur Ruhe getragen! Marie, die Schwester, war nicht dabei gewesen . . Ein kostbarer Kranz kam — einen Tag zu spät — aus Rom.

Zu dritt hatten die Nachbarskinder um das Grab gestanden, in dem der beste von ihnen ruhte . . Und ihre Herzen schickten ihm die Worte nach und gruben sie in seinen Stein:

„Niemand hat größere Freude, denn daß er sein Leben lasse für seine Freunde."

Und dann waren sie weit und für lange auseinandergegangen.

Lothar beruflich für mehrere Jahre ins Ausland. Ganz plötzlich wandte er der Chirurgie den Rücken, um sich der Serumforschung zu widmen.

Unwiderstehlich lockte ihn dieses weite Gebiet.

Digitized by Google

„Ich muß wissen, ob ich anderswo und anderswie nicht mehr nützen kann. Außerdem muß ich hier heraus," sagte er — und nahm Abschied — blaß und zermürbt.

Renate verbrachte den Sommerrest mit Thea Stühmken an der See. So blieb nur Ludwig allein in der alten Stadt und schickte seine Liebe und Treue und seine Not hinaus zu der Frau, der die gemeinsame Jugendzeit kaum noch eine Erinnerung war . . .

Und dann, als Renate sich vom Meeresstrande rotere Wangen und hellere Augen heimgebracht, als wiederum der Winter mit aller Traulichkeit und Stille gekommen und gegangen war — stand eines Tages Hermann Rautenberg vor ihr . . .

„Kannst du mir jetzt deine Hand geben, Renate?"

Noch einmal zuckte ihrer Jugendliebe Glück und Schmerz auf — und schwand dahin unter dem guten Blick seiner Augen, vor der warmen Innigkeit seiner Stimme . . . Blitzschnell durchlebte sie abermals jene Stunde am Rhein — fühlte seinen Kuß wie ein Siegel auf ihren Lippen — —

Ausatmende Ruhe, die die Augen schließen läßt in wundersamem Geborgensein durchzog ihr Herz —

Friedensvoll hob sie die Augen zu ihm auf.

„Ja Hermann!" — — — — — — —

Als der Sommer kam, führte er sie in das Haus am Rhein.

Und sie ist eine glückliche Frau geworden.

Zu jeder Stunde fühlte sie sich warm eingehüllt in die Liebe ihres Mannes. Was nur ein Mensch dem andern sein kann durch tiefe Güte, das war Hermann Rautenberg seiner Frau.

Nichts konnte der Zartheit gleichkommen, mit der er verstand, alles um sie hell zu machen, wenn er ein wehmütiges Lächeln um ihre Lippen und einen sehnsüchtigen Ausdruck in ihren Augen zu finden glaubte.

Sie hatten kein ragendes Glücksschloß in die Wolken gezaubert — licht und voll Sonne war ihr Haus auf dem festen Grund von Edelsinn und Wahrhaftigkeit gebaut . . .

Und wenn einmal einer am Garten hinging und ein Lied sang vom Scheiden und Meiden und einem, der in die Welt hinausgezogen und nimmermehr kam, weil ihm sein Lieb die Treue gebrochen . . .

Oder wenn die Lichter vom Strom gar so lockend glänzten und das Lachen gar so jubelnd klang —

Wenn sie wie einen feinen Stich im Herzen fühlte: der Freude hellstes Jauchzen ist nicht für dich —

Dann brauchte sie nur die Hand ihres Mannes zu fassen, und friedestill legte sehnendes Erinnern — unbewußtes Wünschen die Flügel zusammen.

Dazu Frau Thea, die Frohherzige, Gütige und ihr lebenskluger, tüchtiger Gatte — es war beinahe wieder eine Nachbarschaft — beinahe! Denn ganz in rheinisch Wesen konnte sich Renate innerlich nicht finden.

Es blieb ein leises Außenstehen. Das Gefühl: ich freue mich an eurer Art — aber mittun kann ich nicht . . .

Die feinsten Fasern ihres Seins wurzelten daheim am alten Brunnenplatz . . und Hermann Rautenberg ahnte das. —

Durch ihren Vater und Ludwig Hart hörte sie von der Heimat und von denen, die einst zu ihr gehört hatten.

Lothar war wie verschollen, draußen überm Meer.

Marie lebte noch immer in Rom, gefeiert nicht allein als schöne, interessante Frau — noch mehr als Künstlerin.

Sie hatte nun doch ihre Stimme und ihr eigenartiges und großes Talent des Improvisierens von Liedern zur Harfe ausgebildet — und fügte so zu der Dreizahl: Jugend, Schönheit und Reichtum — noch den Ruhm.

Ludwig Hart war ihr Vermögensverwalter geblieben; zu ihm kam manchmal kurze Kunde von ihr, die er getreulich an Renate weiterberichtete.

Aus solchen Bruchstücken suchten sie sich Maries Leben zusammenzustellen und herauszubuchstabieren, was nun in ihr Lebensbuch geschrieben ward.

Jedoch eine große Lücke blieb unausgefüllt. Sie konnten nicht erfahren, ob und wie Lothar Haller abermals mit Maries Schicksal verknüpft wurde — sie wußten nur, daß auch er in Rom gewesen war . . dann tiefes Schweigen — bis heute. —

Digitized by Google

Renate Rautenberg schob die dicke, großgedruckte Anzeige zurück in den Umschlag, hielt den Brief noch eine Weile nachdenklich in der Hand und legte ihn dann aufatmend nieder.

Heute würde sie von Lothar Haller hören, denn heute, zu ihrem Geburtstag, kam Ludwig Hart.

Er war auf einer Amtsreise in Berlin gewesen — und dort hatte er den Jugendfreund getroffen.

Wie es wohl sein würde, wenn auch er gekommen! Sie sann vor sich hin, bis ein heller Ruf von drüben sie aufsehen ließ . .

Auf dem Altan der Villa Stühmken stand Frau Thea.

„Träumerin", rief sie. „Siehst du denn nicht dort?"

Sie wies zur Straße hinüber.

Und wirklich, durch die Pforte des Vorgartens sind sie eben eingetreten . . Ludwig Hart und ihr Mann!

„Ludwig!"

„Renate!"

Sie stehen voreinander und geben sich die Hände, und ihre Augen fragen:

„Was ward aus dir?"

Und von dem friedensvollen Antlitz der Jugendfreundin geht Ludwigs etwas verschleierter Blick zu dem Mann an ihrer Seite mit den grundgütigen Augen und dem lieben Lächeln um den kräftigen Mund — und impulsiv reicht er ihm noch einmal die Hand — wie zum Dank.

Und Hermann Rautenberg faßt diese blasse, ein wenig matte Hand — und versteht. — — —

Abends nach der Teezeit saßen sie in Renates Zimmer.

Rautenberg war in seinen Klub gegangen — er wollte ihnen von den vierundzwanzig Stunden, die Ludwig bleiben konnte, einige ungestörte der Erinnerung lassen.

Sie hatten von den alten Tagen gesprochen, dann sagte Ludwig:

„Ich wollte es dir nicht schreiben, Renate, so was muß Auge in Auge gesagt werden, wenn es nicht mißverstanden werden soll . . ."

Er wies auf die Vermählungsanzeige aus Rom, die noch auf Renates Schreibtisch lag . .

„Ich wußte es schon früher. Sie schrieb es mir. Sie brauchte Papiere, die ich für sie verwaltete. Ich hatte es ja kommen sehen. Eine Frau wie sie kann nicht lange frei bleiben.

Aber ich mußte warten, bis es so weit war, früher konnte ich's nicht. Nun ist es geschehen: Ich habe mich verlobt."

Er nannte den Namen einer früheren Schulgenossin von Marie und Renate.

„Wie mich das freut! Wie unsagbar mich das freut."

Herzlich streckte ihm Renate die Hand hin.

„Ja!" sagte er. „Es ist gut so. Sie wird mir eine liebe Frau sein und Vater eine Tochter."

Es entstand eine Pause, die zu unterbrechen keiner von ihnen den Mut hatte.

Schließlich sagte Ludwig:

„Wir müssen nun auch davon sprechen."

Er nahm ein versiegeltes Päckchen aus seiner Brusttasche und legte es vor Renate hin.

„Er ist nun fort! Für immer! Das da ist sein Vermächtnis. Du sollst daraus erfahren, wie alles so gekommen ist.

Er nennt es auch eine Rechtfertigung, denn es sei nicht von ungefähr, wenn um ein Haar ein sonst aufrechter Mann zugrunde geht an einem Weib."

Renate hatte sich in den Schatten zurückgebogen. Ihr aufwärts gerichtetes Gesicht war sehr blaß. Ihre ausgestreckte Hand lag auf dem versiegelten Päckchen. Sehr langsam, mit verhaltenem Atem fragte sie:

„Er ist zugrunde gegangen?"

Nach langem Schweigen antwortete Ludwig in dem Tonfall, in dem man von Toten spricht:

„Von dem Lothar, wie wir ihn kannten, ist wohl nichts mehr da. Der Mann, der jetzt unserer alten Welt für immer valet sagt, ist ein ganz anderer . . Und ich, Renate, kann dir nicht sagen, was er aus sich noch herausarbeiten wird.

Einsam, verschlossen trägt er eine Last von bitterer Erfahrung, Schmerz und Enttäuschung in sich. Das schließt ihn ab. Die ganze andere Welt scheint an ihm vorbei zu leben.

Aber wir wollen getrost hoffen, Renate, und ich glaube es bestimmt, eines Tages wird er frei sein von der Last und wird besiegen, was verheerend über ihn hingestürmt ist."

„Aufgeschlossen hat er sich dir nicht?" fragte sie zaghaft.

Digitized by Google

Er stützte den Kopf in die Hand. Langsam sagte er:

„Es war ein Sonderbares, wie wir so zusammensaßen.

Zwei Schicksalsgenossen . . Gefährten gemeinsamer Erinnerungen — und gemeinsamen Schweigens.

Denn es ist ja so: wir wollen einmal beichten, gewissermaßen uns rechtfertigen, und doch ertragen wir nicht den Klang der Worte und hoffen insgeheim, der andere werde sie kaum gehört, wieder vergessen — so daß das Schweigen nicht gebrochen scheine.

Wir sind uns früher im Wege gewesen — vielleicht habe ich ihn sogar einmal gehaßt — nun saßen wir zusammen wie gute Kameraden für denselben Kampf, der für jeden von uns dieselbe Niederlage geworden.

Wir konnten uns die Hand geben und sagen:

‚Was uns bis heute trennte, ist ja nun vorbei —‘

Aber das muß ohne Worte von einem zum andern gehen — Worte hinterlassen Scham.

Sieh, deshalb wollte er dich auch nicht besuchen — aus dem Gefühl heraus schickt er dir diese Blätter.

Das ist das bleibende Schöne zwischen uns, wir können stets und ständig auf innigstes Verstehen rechnen, denn das gleiche Wort des Schicksals ist uns erklungen . . Wir haben alle den gleichen Ruf an das Glück hinausgesandt, und unerhört ist er uns zurückgekommen.

Du und ich, wir haben uns wieder zurecht gefunden — du zum Frieden, ich zwar nur mühselig — auch Lothar muß es gelingen.

Ich glaube, er wird jetzt, wo er nichts mehr träumen und erwarten kann, keine Zeit weiter mit ohnmächtiger Zähigkeit an ein auf immer entrücktes Ziel vergeuden.

Er wird in Wort und Tat sich selbst besiegen und am letzten Ende das Lebensspiel gewinnen.

Ohne einen Genossen, nur mit dem Willen zur Flamme wird er es schaffen.

Zu dieser Flamme: Leben, Liebe, Leidenschaft — die lohen und leuchten muß, und nicht sich in jämmerlichem Flackerfeuer verzehren kann. — — — —“

Es war spät geworden, dicht vor Mitternacht.

Und gerade, als Renates hübsche Kaminuhr anhub, zwölf zu schlagen, trat Hermann Rautenberg ein . . .

Renates Geburtstag war da . . .

Ihr Gatte schob ihr keine kostbaren Schmuckstücke in die Hand, er überschüttete sie nicht mit Blumen — er legte den Arm um ihre Schultern und sagte:

„Was ich dir schenke, ist die Rückkehr in die alte Heimat.

Von heute an gehört das alte Handlungshaus ‚Karl Markus Fels & Sohn‘ uns.

Ich trenne mich von Stühmken und gründe dort ein Bankhaus.

Renate Rautenberg kehrt an den alten Brunnenplatz zurück.“

Sie antwortete nichts. Sie drückte ihr von Glückstränen überflutetes Gesicht an seine Brust — und verstohlen zog sie seine liebe Hand an ihre Lippen.

* * *

Dies aber sind die Blätter, die Lothar Haller seiner Jugendfreundin sandte:

„Nun war Marie Fels wieder frei!

Und sie war fort!

Ich mußte alle Kraft zusammennehmen, um ihr nicht nachzureisen.

Wochenlang kämpfte ich zwischen Verlangen und Vernunft.

Ich wollte sie nicht wiedersehen — ich durfte sie nicht wiedersehen.

Markus' Tod hatte gemacht daß ich mich wieder auf mich selbst besann — Markus stand warnend zwischen uns — und noch einmal siegte der Verstand —

Ich reiste ihr nicht nach!

Ich brachte es sogar fertig, viele hundert Meilen zwischen uns zu legen — ich ging übers Meer.

Ich habe in meinem Beruf gearbeitet und die selbstgewählte Mission zu erfüllen gesucht von früh bis spät.

Ich hatte das Vertrauen unserer ersten Gelehrten. Ihr wohlwollendes Interesse ebnete mir wie von selbst den Weg — meine ganze Kraft setzte ich ein, ich wäre sonst verrückt geworden —

Digitized by Google

oder ich hätte gleich getan, was nach langer Zeit unerhörten Kampfes doch geschah: ich wäre zu ihr gegangen.

Dann eines Tages konnte ich nicht mehr!

Sie hatte mir geschrieben . . nichts Wichtiges . . ein paar Worte . . eine Anfrage wegen der Sanatorien in Kairo . . . aber mein Name stand darin . . das Du stand darin . . und ihr Name darunter:

Marie Fels!

Sie hatte an mich geschrieben — also hatte sie an mich gedacht . . .

Und sie war frei!

Fortan konnte ich nicht mehr arbeiten.

Wenn ich morgens aus schwerem Traum erwachte, mußte ich mich mühsam aus halber Betäubung aufrütteln.

„Du mußt arbeiten!

Du mußt arbeiten k ö n n e n!"

Ich ziehe mich an, ich stürze schwarzen Kaffee hinunter . . .

Und gehe ins Laboratorium . .

Ich kämpfe . . . verzweifelt jage ich die Gedanken zusammen, suche sie folgerichtig aus meinem Hirn herauszuziehen, in meine Arbeit hineinzubohren —

Ich kann nicht. Nicht heute! Nicht morgen!

Auf jedem leeren Blatt steht ihr Name, zwischen jede Arbeit schiebt sich ihr Bild!

Ich kann nicht!

Ich muß zu ihr!

Also ging ich nach Rom!

Ich war nun so weit, daß ich auch meinen Beruf auf die große Trümmerstätte meiner Jugendhoffnungen warf.

Sie war nicht überrascht. Ob sie mich erwartet hatte? Ich weiß es nicht. Sie sagte nichts, und ich fragte nichts.

Sie empfing mich kühl und freundlich, ohne jedes sentimentale Erinnern.

Sie ist so sehr und so vollendet Weltdame geworden, daß man die schöne Frau fast darüber vergißt.

Und sie ist Künstlerin — eine eigenartige, große Künstlerin geworden . . keine Diva des Podiums oder der Bühne . . sie singt zur Harfe! Ihre Improvisationen und manchmal ein Lied — ein paar Verse, von denen zuvor niemand etwas wußte.

Sie singt sie mit einer Stimme, die so einzigartig geschult ist, daß man nichts von Schulung merkt.

Sie singt nur vor Auserwählten, in einem ganz intimen Kreis . .

Und zuweilen, ganz zuweilen kündet sie ein Konzert an, dessen Riesseneinnahme sie dann verschenkt.

Die darauf folgenden glühenden Dankesbezeugungen lehnt sie kühl ab mit den Worten:

„O bitte, es ist so mein eigener Vorteil. Behielte ich das Geld so machte ich mich persönlich von größeren oder kleineren Einnahmen abhängig. Ich will keine Fessel, deshalb verschenke ich das Geld."

Sie ist die Verzweiflung aller Impresarii. Sie stürmen ihre Wohnung, bestürmen sie, wo sie ihrer habhaft werden:

„Eine! Eine Tournee!"

Man bietet Engagements mit Riesengagen. Sie lehnt sie kühl ab.

„Ich werde mich niemals binden! Ich will niemals singen m ü s s e n."

Also sang sie, wenn sie wollte — —

Es war nicht oft, daß sie wollte.

Als ich sie zum erstenmal hörte, habe ich an meinen Kopf gegriffen und mich gefragt:

„Ist das das Nachbarskind vom alten Brunnenplatz?"

Und ich habe mit beiden Händen an mein Herz gegriffen und es gepreßt und gehalten, auf daß ich nicht durch die tolle, jubelnde, huldigende Menschenschar zu ihr hinstürmte, sie an mich riß und die dunkle, verrücktmachende Stimme erstickte mit Küssen:

„Mein bist du, Marie!"

— — — — — — — — — — — —

Schluß folgt.

Digitized by Google

Grauen / Ein Erlebnis, erzählt von Richard Voß

2. Fortsetzung.

Neues Schweigen des Erzählers erfolgte; neues Erstarren seines gefolterten Geistes und jener Blick, der Dinge schaute, die nicht waren. Sein Wahn begann anzustecken. Ich konnte mir plötzlich vorstellen, wie furchtbar es sein mußte, an derartigen Einbildungen zu kranken und sie als Wirklichkeit zu empfinden. Mich überkam eine Ahnung jenes von Sinnen bringenden Grauens. Es war freilich Grund genug, um den Verstand zu verwirren, mußte zum Wahnsinn führen. Dazu die verblassende Sternennacht, die allmählich in leichenhafte Dämmerung überging. „Wann kam die Dritte?"

Ich bemühte mich einen möglichst leichten Ton anzuschlagen und erschrak vor dem Klange meiner eigenen Stimme: es war darin etwas von dem Erbeben, das mich durchschauerte. Ich erhielt zur Antwort: „Der zweiten folgte die Dritte; folgte die Vierte."

„Diese alle begegneten Ihnen?"

„Begegneten mir!"

„Wie? Wo?"

„Irgendwo. In der Gesellschaft, auf der Reise, im Theater, auf der Straße Ganz gleich, wo. Sie kamen."

„Frauen, die Sie niemals zuvor gesehen hatten?"

„Und die ich sogleich erkannte."

„An dem Grauen?"

„An dem Furchtbaren."

„Und Ihre Frau?"

„Wußte auch das; litt mit mir auch das."

Unwillkürlich rief ich aus: „Die Arme!"

— Die Herrliche, die Heilige! Nur die heilige Liebe einer Frau vermag das Leben zu ertragen, das sie seitdem mit mir führt. Denn so sehr ich auch bemüht war, sie zu täuschen und ihr meine grimmige Qual zu verschweigen, wußte sie genug, ahnte wohl auch alles. Doch behielt ihre Stimme den Silberton, ihr Mund sein Lächeln, ihr Blick den Glanz. Ohne ihre machtvolle Liebe — mir ist, als könnte sie Wunder tun und Tote erwecken — ohne sie wäre ich längst dorthin gekommen — Sie wissen, wohin. Nicht ins Grab. An einen viel schrecklicheren Ort. Ihre Liebe bewahrt mich vor dem Irrenhause. Denn Sie müssen auch das noch wissen —

Er verstummte. Ich wartete auf das, was ich n o c h wissen mußte.

Endlich zwang er sich, fortzufahren. Mich beim Arm fassend, als wollte er sich an mich klammern, mit einem irrsinnigen Blick mir in die Augen starrend, raunte er mir zu:

„Sie müssen wissen: ich sah bereits nicht nur die Dritte und Vierte, sondern auch die Fünfte, Sechste, Siebente. I c h s a h d i e A c h t e. Habe ich die Neunte gesehen so muß ich sterben, so muß ich fort von meiner Frau. Sie erinnern sich, daß die neunte der schrecklichen Schwestern mir meinen Tod anzeigen soll."

„Ihre Frau weiß —"

Er stöhnte: „Auch das!"

„Ihre Frau weiß, daß Sie glauben, sterben zu müssen, wenn Ihnen die Neunte sich zeigt?"

„Sie weiß es."

„Und daß Sie bereits die Achte sahen?

„Sie entlockte es mir."

Wiederum rief ich unwillkürlich aus:

„Die Arme! O, die Arme!"

„Was, glauben Sie wohl, tut meine Frau?"

„Gewiß gelang ihr, das Wahnbild aus Ihren Sinnen zu bannen?"

„Mit ihrer hellen Stimme, ihrem süßen Lächeln, ihrer wunderbaren Kraft, ihrer himmlischen Liebe.

„Gott sei Dank!"

„Sie gelobte mir, nicht vor mir zu sterben. Sie gelobte mir. Es ist unmöglich, daß sie ihr Gelöbnis nicht hält. Einfach unmöglich! Also wird die Neunte noch lange nicht kommen; denn meine Frau ist das Leben und die Lebenskraft selbst. Ihr feierliches Gelöbnis hat mich denn auch wunderbar beruhigt."

Er sah mich an und lächelte . . .

Ehe wir in dieser mir unvergeßlichen Nacht auseinandergingen, tat ich eine letzte Frage: „Wie kommt es, daß Sie von Ihrer Gemahlin sich trennten, da Sie doch immerhin etwas leidend sind und sich hier recht einsam fühlen müssen?"

„Nicht wahr? Auch ist es das erstemal, daß ich ohne sie bin. Seit unserer Heirat das allererstemal! Aber an dem Tage unserer Ab-

Digitized by Google

reise erkrankte die einzige Schwester meiner Frau, die von ihr zärtlich geliebt wird. Sie erkrankte auf den Tod und sehnte sich nach ihr. Also mußte sie das Opfer bringen, mich allein reisen zu lassen; mußte ich mich darein fügen. Nun ist die Todkranke noch immer eine Sterbende und es dauert lange, bis der große Wohltäter zu ihr kommt. Meine Frau muß auf ihn warten. Ich hoffe von Tag zu Tag, daß sie nicht mehr lange zu warten braucht. Weder sie und die Todkranke, noch ich."

Dann sagte er noch:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich geduldig anhörten; danke Ihnen, daß nicht auch Sie mich für einen Halbverrückten halten. Noch niemals habe ich zu einem Menschen gesprochen, wie diese Nacht zu Ihnen. Es hat mir wohlgetan. Verzeihen Sie, wenn ich Sie mit meinem Grauen — es ist ein Dämon, sage ich Ihnen, ein Totschläger, ein Meuchelmörder! — verzeihen Sie, wenn ich Sie erschreckte. Lassen Sie nur erst meine Frau wieder bei mir sein, dann wird es mit mir gleich besser werden. Sie sollen sie kennen lernen und Sie werden sehen. Oh, Sie werden sehen! Sie ist die himmlische Liebe in irdischer Gestalt, sage ich Ihnen. Und sie hat mir gelobt, mich zu überleben. Ich kann also ruhig sein: die Neunte kommt nicht so bald. Erst wenn —"

VII.

Am nächsten Vormittag besuchte mich der unglückliche Geisterseher. Er tat dann gleich die Frage: „Darf ich Ihnen das Porträt meiner Frau zeigen?"

„Gewiß."

Voll ernstlicher Teilnahme erkundigte ich mich: „Erhielten Sie heute schon Nachricht?"

„Noch nicht. Noch ist dafür nicht die Stunde. Sie schreibt und depeschiert mir jeden Tag. Ich wüßte nicht, was anfangen, täte sie das nicht. Auch schreiben muß sie mir täglich; denn ich muß täglich ihre Schrift sehen. An ihrer Handschrift erkenne ich, wie es ihr geht. Jedes ihrer Worte wird von mir studiert. Sie würde mir freilich selbst auf dem Sterbebette welches ich, ihrem Gelöbnis zu Folge, freilich nicht erleben kann, mit fester Hand schreiben, daß es ihr gut geht und wir uns bald wiedersehen werden — solche Liebesgewalt wohnt in ihr. Es ist eine Kraft, stärker als der Tod. Ihre Liebe würde den Tod besiegen. . . Aber kommen Sie zu mir herüber und sehen Sie ihr Bild."

Er führte mich in den Salon, den er für das noch ganz unbestimmte Eintreffen der Baronin schon jetzt gemietet hatte und den er — für den Fall, daß sie ihn überraschen sollte — jeden Tag mit frischen Blumen schmückte: mit großen Sträußen weißer Nelken und Kallas, ihren Lieblingsblumen, die eigentlich Totenblumen waren. Es war ein reizender Raum, in einem der Rundtürme des Hauses gelegen, mit einer wie Silber schimmernden Wandbekleidung in welche blaßblaue und rosige Blumen eingewirkt waren. Silberfarbener Sammt mit bunten zierlichen Blumenmedaillons bildete die Bezüge der Möbel, dazu kamen ein leuchtendblauer Teppich und Vorhänge von demselben tiefen Glanz. Die Bewohner dieses anmutigen Gemaches traten aus den Fenstertüren unmittelbar in den Garten. Durch Gruppen mächtiger Gummibäume, Magnolien und Palmen sahen sie über frühlingsgrünem Rasen, blühenden Rosenhecken und Blumenrabatten das Meer aufleuchten; sahen sie jenseits der Bucht von Mentone Cap Martin mit seinem hochaufragenden Hotel und den vielen hellen Landhäusern zwischen den dunklen Waldungen von Aleppokiefern. So konnte denn das Wohnen in dieser hesperischen Umgebung für zwei glückliche Menschen zu einer Reihe von Festtagen werden.

Wie der Mann sich freute, der geliebten Frau solchen wonnigen Aufenthalt bereitet zu haben! Ich mußte mich mit ihm freuen. . .

Das „Porträt" der Baronin bestand in einer ganzen Galerie von Photographien, davon jede einzelne einem Künstler zu einem Vorwurf hätte dienen können. Sie zeigten mir eine hohe, schlanke Frau mit den Zügen einer Madonna. Die Bildnisse aus früheren Zeiten sprachen von einer geradezu leuchtenden Schönheit; die späteren schienen einer Mater Dolorosa anzugehören. Das hatte aus dem jungen holdseligen Frauenantlitz das Grauen des Gatten gemacht: des Mannes Dämon, gegen den die heilige Liebe seiner Frau den Kampf aufgenommen hatte. So vergeblich, so ganz vergeblich!

Schweigend sah ich in das einstmals so strahlende, jetzt so schmerzliche Antlitz, welches mir die Geschichte ihrer Liebe sowohl, wie die ihrer

Digitized by Google

Leiden erzählte und das mit einer erschütternden Beredtsamkeit.

Der Baron mochte den starken Eindruck, den die rührende Frauengestalt auf mich machte, merken; denn er ergriff meine Hand und drückte sie schweigend. Vor den Bildern seiner Frau sprach er dann von neuem von ihr, in einer Weise, die mich ihn lieben lehrte. Dabei erschloß er sich mir mehr und mehr. Ich konnte nicht umhin, ihn ebenso liebenswürdig, wie bemitleidenswert zu finden. Hier war nun ein Mann, hochgebildet, vornehm, von edelstem Sinn und Streben, reich und unabhängig, geliebt von einer angebeteten Frau; ein Mann der sein Leben hätte frei und groß gestalten, der ein froher, tätiger Mensch hätte sein können und der sein Leben und sein Glück — Leben und Glück seiner Frau — durch eine geradezu grauenvolle, fixe Idee selbst zerstörte. Den teilnahmsvollen Betrachter alles Menschlichen konnte in diesem Falle wahrlich ein Grauen anwandeln. . .

Nun ich den Gast des Alexandra-Hotels mit dem blassen, regungslosen Gesicht, den weitoffenen, hellsehenden Augen und der kranken Seele so seltsam kennen gelernt, seine unselige Geschichte vernommen; nun ich von seiner edlen Frau gehört und ihr Bild gesehen hatte, wuchs mit der Erwartung dieses guten, aber ach, so machtlosen Engels ihres Gatten meine Erregung über das lange Ausbleiben der Baronin. Endlich starb die Schwester und sollte Frau Ingeborg gleich nach der Beisetzung von dem Landsitze der Verblichenen abreisen. Bereits konnte sie Tag und Stunde bestimmen: am vierundzwanzigsten März, über Berlin—München mit dem Südexpreß, der in der Frühe in Mentone eintraf.

Von der Stunde an, da der Baron diese Nachricht erhielt, war er ein verwandelter Mensch. Die Erstarrung wich aus seinem Gesicht, sein Blick ward natürlich; er schien plötzlich ein gesunder Mensch geworden zu sein, für den ich beide Hände hätte aufheben mögen: „Unerfaßliche Allmacht dort oben, lasse diesen Kranken gesunden, diesen Unglücklichen glücklich sein! Und wäre es nur um der heiligen Liebe seiner Gattin willen."

In einer Seligkeit, als erwarte ein leidenschaftlicher Jüngling die Geliebte — seine freudige Empfindung verjüngte ihn förmlich — traf Baron Frederick für die Ankunft seiner Gemahlin die letzten Vorbereitungen. Der kleine runde Salon in dem Turm von Mentones am schönsten gelegenem Hotel verwandelte sich in ein wahres Blütennest; für die Türen wurden bei dem jungen, immer lustigen Gärtner — er hauste mit einer jungen, immer lustigen Frau und einer Schar immer lachender, jauchzender Kinder auf einem an die Gärten des Hotels anstoßenden, mit Blumen bepflanzten Berge — Gewinde weißer Nelken und Kallas bestellt: bei dem berühmten „Rumpelmayer", der Zuflucht ganzer Heerscharen von Rivierareisenden, die auserlesensten kandierten Früchte eingekauft und in „Monte" für die geliebte Frau Perlen erworben, einer Königin würdig.

Am Morgen des nächsten Tages sollte die so sehnlichst Erwartete eintreffen.

VIII.

Mitten in der Nacht wurde ich durch heftiges Pochen an meiner Türe geweckt. Ich fuhr aus tiefem Schlaf empor, erkannte die Stimme meines Nachbarn, erschrak über den Ton von Angst und Entsetzen, rief ihm zu: „Sind Sie erkrankt?"

„Kommen Sie! Kommen Sie!"

„Sofort!"

Einen Mantel überwerfend, eilte ich zu meinem Freunde. Ich fand ihn in seinen Kleidern in dem wie zu einem Fest geschmückten Salon. Mit dem Ausdruck aufsteigenden Wahnsinns in Mienen und Blick stand er mitten im Zimmer. Er schien unfähig, sich zu regen; schien Sprache und Besinnung verloren zu haben.

Nach langen Bemühungen, ihn aus seinem qualvollen Zustand zu reißen, begann er stammelnd:

„Das Grauen, das Grauen! Wieder kam es über mich, in dieser Nacht, im Schlaf. Es weckte mich, zeigte mir — Aber es ist Wahnsinn! Sagen auch Sie mir, daß es Wahnsinn ist; daß ich über Nacht den Verstand verlor.

Ich rief ihn an: „Besinnen Sie sich! Denken Sie an Ihre Frau! In wenigen Stunden ist sie bei Ihnen, Ihr guter Engel, Ihr Schutzgeist, ihre himmlische Liebe.

Er aber mit einem Blick, dessen Jammer ich niemals vergessen werde; mit einer Stimme,

Digitized by Google

deren herzzerreißender Ton noch heute durch meine Seele gellt, schrie auf: „Ich sah sie!"

„Ihre Frau sahen Sie?"

„Ich sah sie in einer schrecklichen, schwarzen Finsternis; sah sie unter Trümmern am Boden liegen, in einer roten Lache mit zerquetschten Gliedern; sah sie tot, tot — tot!"

„Welche furchtbare Phantasie! Lieber Herr, bester Freund! Kommen Sie zu sich, beruhigen Sie sich! In wenigen Stunden werden Sie Ihre Gattin lebend und gesund in den Armen halten. Denken Sie doch: schon in wenigen Stunden!"

Er aber rief — immer noch mit stierem Blick, mit fast erstickter Stimme: „Ein Unglück geschah! Sie kam dabei um! Sie ist tot — tot — tot!"

In meiner Angst fiel mir zum Glück das richtige Wort ein: „Wie kann Ihre Frau tot sein? Sie wissen ja doch, daß sie Ihnen gelobte, nicht vor Ihnen zu sterben. Also kann sie gar nicht tot sein; denn ihre Liebe ist eine Macht, die selbst den Tod bezwingen wird; ist stärker als der Tod. Sie wollte heute zu Ihnen kommen und sie kommt zu Ihnen. Also ruhig, ruhig, Ihrer Frau zuliebe, die Sie in diesem Zustand nicht finden darf. Hören Sie wohl: nicht darf! . . Sehen Sie wohl! Jetzt beruhigen Sie sich etwas; jetzt werden Sie auch erkennen, daß ein Traum Sie quälte, ein Alp Sie drückte. Und jetzt — Es ist kaum Mitternacht vorbei. Sie müssen sich wieder niederlegen und mir gestatten, bei Ihnen zu bleiben, bis es Zeit ist, aufzustehen und Ihre Frau von der Bahn abzuholen. Sie haben den Wagen viel zu früh bestellt: schon um sieben! Und der Süd-Expreß trifft erst sieben Uhr vierzig ein."

Mein Argument, daß seine Frau ihm gelobt hatte, nicht vor ihm zu sterben, hatte ihn in der Tat etwas beruhigt; doch war er nicht zu bewegen, noch einmal zu Bett zu gehen. Auch jetzt noch von der Vorstellung eines Eisenbahnunglücks gemartert, wollte er mitten in der Nacht auf den Bahnhof. Dort würde er erfahren, ob seine Vision wirklich nur ein gräßliches Traumbild gewesen.

Ich hielt es für das Beste, ihm den Willen zu lassen; bat nur, ihn begleiten zu dürfen.

Wir gingen durch die dunkle, totenstille Stadt, gelangten zum Bahnhof, fanden auch hier alles dunkel und still, kehrten zurück nach dem Hotel, wo ich mich, ermüdet und angegriffen, in den Kleidern aufs Bett warf, nachdem ich den einigermaßen zur Vernunft Gebrachten glücklich bewogen hatte, zu versuchen, einige Stunden zu ruhen.

IX

Aber noch ein zweites Mal wurde ich durch meines ruhelosen Nachbarn Pochen geweckt. Doch hatte seine Stimme dieses Mal einen ganz anderen Ton: einen aufgeregt freudigen, geradezu extatischen, mit einem, nach dem Vorgefallenen mich unheimlich berührenden Klang glückseligen Jubels.

Was war geschehen? Welche Vision hatte der Selbstquäler dieses Mal gehabt?

Noch immer war's tiefe Nacht. Ich entzündete das elektrische Licht, erhob mich in einer Art von Traumzustand, hörte mich durch die Tür ansprechen: „Darf ich auf einen Augenblick eintreten?"

„Gewiß."

Er kam. Sein Gesicht war das eines Verzückten.

Ich sagte ihm, was ich dachte: „Sicher hatten Sie wieder einen Traum? Dieses Mal jedoch einen leuchtenden."

Er jubelte mir zu: „Keinen Traum! Keinen Traum! Meine Frau kam an!

Augenblicklich war ich ganz wach. Seine Frau angekommen? Mitten in der Nacht? Wo der Süd-Expreß erst am Morgen eintraf? Nun schien mir's gewiß: der Wahnsinn war bei dem Unseligen ausgebrochen! Und seine Frau mußte in einigen Stunden hier sein. Alles, wozu ich mich imstande fühlte war, ihm nachzusprechen: „Ihre Frau kam an?"

„Stellen Sie sich vor! Kaum hatten wir uns getrennt, als sie da war. Ich hatte mich, wie Sie wissen, niedergelegt, als sie plötzlich vor meinem Bett stand: in Reisekleid und Hut, Kleid und Hut schwarz, das Kleid mit Krepp besetzt, der Hut mit langem Schleier. Sie können sich mein Staunen, können sich mein Glück denken."

„Ja, ja!"

„Ich fragte, wie sie schon jetzt da sein könnte? Es sei ja noch Nacht und ihr Zug käme erst am Morgen."

Schluß folgt.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Requiem

Wie denkst du mein, wenn dir in stiller Stunde
Erinnerung die bleichen Hände reicht?
Brennt's noch wie Schmerz in jener alten Wunde?
Ist es noch Heimweh, das dein Herz beschleicht?
— — — — — — — — — — —
Ich denke dein, wie man am Frühlingsabend
An märchenstillen, weiten Seen träumt,
Wie an ein Lied das wir gesungen haben,
Und dessen Klang uns noch im Ohre säumt.
Ich denke dein, wie man in Sternennächten
Den Himmel sucht mit andachtsvollem Blick,
Und wo man aufhört kleinlich noch zu rechten,
Mit seinem Schicksal um verlornes Glück. —

Alice Maria Heinevetter.

Wenn der Bismarck das Zwölfuhrläuten hört / Von Fritz Müller

Der Peter war ein Hamburger Junge, einer aus der St. Pauli-Vorstadt. Sein Vater war dort Schreiner, natürlich auch ein Peter. Und dessen Vater war wieder ein Schreiner in St. Pauli und abermals ein Peter. Und so ging das weiter zurück, immer weiter. Und wenn mich nicht alles täuscht, und wenn sich einer die Mühe genommen hätte, genealogisch nachzuforschen: ich lasse mir den Bart ausraufen, hätte der nicht schon zur Hansazeit diese drei Dinge beisammen gefunden, den Schreiner, den Peter und St. Pauli. Peter und Pauli, das war ein Ganzes, wie das Hobelholz und das Hobeleisen erst ein Ganzes bildet.

Peters Vater war jetzt gut ein Jahr im Krieg. Und ebenso lange hat der junge Peter immer wieder von Zeit zu Zeit gefragt:

„Mutter, wann kommt der Vater wieder heim?"

So unveränderlich die Frage war, so veränderlich die Antwort. Erst hieß es:

„Sei zufrieden, Peter, wenn das Laub fällt, kommt der Vater."

Aber das Laub fiel, und Vater war noch immer im Krieg.

„Mutter," sagte der kleine Peter, „auf der Elbhöhe beim Bismarckdenkmal ist das Laub schon auf dem Boden."

„Das von den Eichen auch?"

„Ich — ich weiß nicht, Mutter."

„Aber hast du das nicht in der Schule gelernt, Peter, daß das Eichenlaub erst im Frühjahr darauf herabfällt?"

Nein, das hatte er nicht gelernt. Aber jetzt wußte er's, und jetzt wartete er tapfer durch den ersten Kriegswinter durch bis zum ersten Kriegsfrühling.

„Mutter, morgen oder übermorgen muß Vater kommen!" kam er einmal von einem Spielnachmittag auf der Elbhöhe nach Hause gestürmt.

„Ei, Junge, woher willst du denn das wissen?"

„An der letzten Eiche hängt nur mehr ein Handbüschel voll Laub, vielleicht fällt das heute nacht schon runter, Mutter." Es half nichts, der Junge ließ nicht nach, man mußte einen neuen Termin ausfindig machen.

„Also höre, Junge, Vater hat da draußen mehr Arbeit, als wir alle dachten. Aber wenn die letzte Blume in St. Pauli abgeblüht hat, muß er wieder da sein."

So viel hatte sich der Peter noch nie um die Blumen gekümmert, wie in diesem Jahr. Da standen Dahlien in voller Blüte an einem Fenstersims des Herrschaftshauses gegenüber. Und was sich der Peter sonst nie getraut hätte, jetzt tat er es wie selbstverständlich: über die Straße schoß er, die feinen Teppichläufer lief er wie ein Wiesel hinauf, an der Wohnung des hanseatischen Oberlandesgerichtsrates läutete er:

„Bitte, Fräulein, wann haben eure Dahlien ausgeblüht?"

Was das ihn anginge, und was er überhaupt für ein Naseweis sei —

„Bitte, Fräulein, wann haben eure Dahlien ausgeblüht?"

Ob er denn verrückt sei, und das sei schon mehr eine Unverschämtheit und —

„Bitte, Fräulein, wann haben eure —"

„Was will der Junge eigentlich?" Es war der hanseatische Oberlandesgerichtsrat selber.

„Bitte, wann haben eure Dahlien ausgeblüht?"

„Anfang September, Junge, aber warum willst du denn —"

Digitized by Google

Da war aber der Paul mit einem geschwinden Dank die Treppe hinuntergerannt. „Also Anfang September — also Anfang September — also Anfang September . . .“ orgelte er die Straße entlang, bis ein richtiger Takt hereinkam.

Der Takt kam schon herein, aber nicht der Vater. Denn gerade Anfang September fing vor einem anderen Fenster ein wildes Blühen von Herbstrosen an, das gar nicht mehr aufhören wollte. Nun gehörten diese Rosen einer Näherin, deren Töchterlein dann und wann mit dem Peter und anderen Jungen um den Elbhügel herum spielte. Anfang Oktober fing der Peter einen Straßenfluch auf, und Mitte Oktober überraschte er die kleine Nähkläre mitten im Blindekuhspiel mit der Frage:

„Wann hören denn eure verdammten Rosen auf zu blühen?“

Kläre beklagte sich zu Hause.

„Aber Kläre,“ sagte die Näherin, „da mußt du dich verhört haben, Peter ist doch sonst ein solch netter Junge.“

Gegen Ende Oktober hatte der Peter was von späten Astern gehört. Beunruhigt lief er zum Lehrer:

„Herr Lehrer, wann hören denn die Herbstastern auf zu blühen?“

„Aber Junge, bist du denn verdreht? Wann sie anfangen zu blühen, das wäre eine vernünftige Frage. Wann Blumen zu blühen aufhören, das frägt kein ordentlicher Junge.“

Aber Peter blieb beim Aufhören. Lieber wollte er auf den ordentlichen Jungen verzichten. Da gab der Lehrer nach:

„Nun, Peter, bis spät in den November hinein können sie blühen, deine Astern, aber sag' mal, warum —“ Wupp, war der Peter schon wieder aus dem Schulzimmer. Denn der Zusammenhang zwischen Blumen und seinem Vater, der ging niemanden außer dem Peter etwas an.

Endlich hatten auch die letzten Astern abgeblüht. Soweit Peter sehen konnte, war's jetzt endlich aus mit der Blüherei. Und Vater war immer noch nicht da. Aber er beklagte sich nicht zu Hause. Er wartete. In das Warten fiel ein Gespräch von Onkel Klaus mit Peters Mutter.

„Klaus, Klaus“, hörte er die Mutter sagen, „wird dieser Krieg denn nie mehr gar?“

Onkel Klaus schob seine Pfeife von dem linken Mundwinkel in den rechten, dann vom rechten in den linken, und wollte die Mutter mit einem Scherzwort trösten:

„Freilich wird er aus, freilich — wenn der Bismarck auf der Elbhöh zwölf Uhr läuten hört in der Nacht, dann — dann ist er aus und gar.“

Peter hatte es von der Küche aus gehört. Mit beiden Händen preßte er den Satz an sein ungeduldiges Jungenherz, lief damit hinaus auf die Straßen, in einem Sauser zur Elbhöhe und verschnaufte erst wieder am Sockel des eisernen Reckens, der da droben die Wacht hielt elbabwärts. Er schaute an ihm hinauf und verrenkte fast den kleinen Hals. Nein, so konnte man nicht sehen, ob der Bismarck Ohren hatte. So, ein wenig weiter weg — natürlich hatte er Ohren, tüchtige sogar. So, jetzt fragte sich nur noch, ob man von hier aus die Michaelisglocke oder die Nikolaiglocke hören konnte. Ha, eben schlug es. Also war ja alles in bester Ordnung. Also würde Vater —

Aber da fiel ihm ein, daß dann ja Vater schon längst zurück sein müßte, denn das Zwölfuhrläuten mußte doch der Bismarck schon im letzten Monat vernommen haben. Aha, da war irgendein Haken. Sicher konnte der Bismarck das Zwölfuhrläuten nur unter ganz bestimmten Umständen hören. . .

Ein halbes Dutzendmal lief der Peter um den Bismarck herum. Das Schwert beäugte er, die Rüstung. Keine Falte war an diesem Riesen, die der Peter nicht mit der stummen Frage bestürmt hätte, die ihm schier die kleine Brust zersprengte. Und als er jetzt keinen Menschen weit und breit sah, stampfte er gar mit dem Fuß auf den Kies, daß der knirschte, machte die Händchen hohl und schrie hinauf zum Recken:

„He, du, Bismarck, wann wirst du endlich das Zwölfuhrläuten hören können?!“

Aber Bismarck hatte kein Ohr für den Peter. Unverwandt sah er ins Weite, meerwärts, unverrückt lag die schwere Hand am Schwertknauf. Da — hatte er nicht mit den Schultern gezuckt? War nicht eben blitzschnell ein Lächeln übers starre Antlitz hingefahren, ein Lächeln für den Peter?

„Sei kein Dummkopf, Peter, komm doch selber, wenn es Zeit ist!“

Ei, hatte das jetzt der Bismarck heruntergerufen, oder war es mit dem tiefen Tuten einer Schiffssirene vom Elbstrom herübergeflattert? Gleichviel, Peter wußte jetzt Bescheid.

Wer war es, der diese Nacht nicht schlafen konnte? Wer stand mitten in der Nacht kerzengerade in seinem Bettchen auf und stand eine ganze Weile starr im Bett, wie Bismarck auf dem Sockel? Wer horchte in dieser Stellung durch die offene Oberlichte seines Fensters, durch die der Nachtwind ferne leise Glockentöne trug: . . . acht, neun, zehn, elf Uhr! Ei, das war der Peter.

Und derselbe Peter war es, der Strümpfe und Höschen sachte über sein bettwarmes Körperchen aufstreifte, der flink wie ein Eichhörnchen in sein Röckchen schlüpfte, der klug wie ein Schlänglein die Schuhe in der Hand trug, als er den Gang entlangschlich, den Schlüssel herzhaft drehte, und sich erst im Hofe die Schuhe anzog.

Als er jetzt vom Bücken aufsah, schaute er in die mondglänzenden Fensterscheiben von Vaters verwaister Schreinerwerkstatt. Verwaist? Bscht, klang da nicht der alte, liebvertraute Hobelstrich? Ha, vielleicht war Vater gar in der Nacht zurückgekommen und arbeitete heimlich das Extrasesselchen fertig, das er vor dem Krieg für den kleinen

Digitized by Google

Peter angefangen hatte. Das „Schulaufgabensesselchen", von dem der Krieg ihn Knall und Fall weggerufen hatte, als er gerade das zierliche Lehnchen einpassen wollte.

Peter stand auf den Zehenspitzen und lugte in die mondübergossene Werkstatt. Die Hobel standen aufgeräumt in Reihe. Die Sägen hingen alle in der gleichen Richtung ordentlich an der Wand. Kein Spänchen lag am blanken Boden. Unordentlich stand einzig das Sesselchen mitten auf dem Arbeitsplatz, und die zierliche Lehne lag uneingepaßt und hoffnungslos daneben, als würde auch sie das Zwölfuhrläuten niemals hören, so wenig wie bis jetzt der Bismarck. . . .

Der verschlafene Polizist von St. Pauli rieb sich die Augen: War dort vorne nicht ein kleiner Junge zur nachtschlafenden Zeit über den Grabenweg gelaufen, wo der abgekürzte Weg zur Elbhöhe hinaufgeht? Ach was, dummes Zeug, kleine Jungen liegen jetzt im Bett.

Peter war flink durch die lockere Absperrung geschlüpft, Peter stand beim mitternächtigen Bismarck: Na, warte, Bismarck, nun will ich doch mal sehen, warum du das Zwölfuhrläuten nicht solltest hören können. Schau, lieber Bismarck, ein klein wenig wenn du es nur hören wolltest, weißt du, mir zuliebe, damit mein Vater endlich —

Ha, schlug das schon zwölf? Nein, nur drei Töne rauschten durch die Nacht und dröhnten in Peters Körperchen, daß es zitterte. Aha, man zittert, wenn man richtig hört. Jetzt hab' ich's womit ich dich fange, Bismarck. Jetzt werde ich's in einer Viertelstunde sicher wissen, ob du das Zwölfuhrläuten hörst, oder ob du dich nur verstellst. . .

Ei, waren das große Sockelstufen, bis man an die erzenen Füße vom Bismarck kam. Kein Klimmzug wollte nützen. Halt, dort lag ein ausgerissener Umzäunungspfahl, für den man einen neuen eingesetzt hatte. Her damit. Kunstgerecht stellte Peter das Holz schief an eine Stufe und hatte die nächste Stufe wie ein Wiesel erklettert. So — jetzt das Holz nachgezogen, für die nächste Stufe eingestemmt. . . Es dauerte doch länger, als er gedacht hatte, der Peter. Aber jetzt noch ein letztes Mal eingestemmt und noch ein kleines Schwünglein, dann saß der Peter auf Bismarcks Fuß, von dem die Riesengestalt in der Mondnacht dunkelglänzend endlos aufzuragen schien bis hinein in alle Himmel des Krieges und des Friedens.

Oh, da schlug es schon. Geisterhaft kamen die Töne von einer Kirche herübergeweht — eins, zwei, drei, vier . . . ha, jetzt der Schwung. — Unter dem heftig atmenden Körper brach das morsche Holzstück — sechs, sieben, acht — Peters Köpfchen schlug hart auf Bismarcks Fuß, daß es dröhnte — neun, zehn zählte Peter durch allen Schmerz durch — ha, Bismarck zitterte vom Zwölfuhrschlagen, also hörte er es auch — also würde Peters Vater — elf, zwölf, konnte er noch triumphierend denken. —

„Ha, Bismarck", konnte er noch mit seiner hellen Knabenstimme in die stille Nacht hinunterschreien, „mein Vater kommt, mein Vater kommt zurück!" dann schwanden ihm die Sinne.

Der Kopf des Polizisten, der ihm von St. Pauli doch langsam nachgegangen war, tauchte über dem Sockel auf:

„Es war also doch ein kleiner Junge — o weh, der hat sich tüchtig angeschlagen — was zum Teufel der nur da heroben vom Bismarck wollte . . ."

Drei böse Fiebertage kreisten um das Bettchen, worin der kleine Peter lag. Am ersten Tag hörte das Phantasieren gar nicht auf: „Du, Bismarck, jetzt hab' ich dich, jetzt weiß ich endlich. . ."

Am zweiten Tage wurde es etwas lichter. Das war zur selben Zeit, als unvermutet ein feldgrauer Mann über den Hof hereinkam, einen Augenblick an den Werkstattfenstern stehen blieb und hineinschaute, um von dem unaufgeräumten Sesselchen zuerst begrüßt zu werden: „Du, mich hast du noch nicht fertig gemacht für deinen Peter."

Und am dritten Tage sagte der Doktor zu zwei aufatmenden Elternherzen, daß die Krisis vorüber sei, und daß in einer Stunde oder zwei ein wieder klarer Kinderkopf sich aus den Kissen heben würde.

Hui, ging da der Feldgraue geschwind in seine Werkstatt und werkelte und bastelte, als ob er gar nicht auf Urlaub wäre, nein, als ob e r jetzt das Fieber bekommen sollte.

„So, jetzt ist es endlich fertig", brummte er glückselig, als auch die Mutter schon über den Hof winkte und flüsterte:

„Bscht, Vater, ich glaub', jetzt ist der Peter aufgewacht!"

Das war er. Mit großen, hellen Augen hatte er sich im Bettchen aufgerichtet und starrte die längsterträumte Dreiheit an: Die Mutter, den Vater, das fertige Sesselchen. Und aus einer vierfachen Umschlingung heraus stotterte er den Vater an:

„Meinst vielleicht, ich hätte es nicht gewußt, Vater, daß du kommst?"

„Aber, Peterchen", war doch selbst die Mutter überrascht. „Woher willst du denn —"

„Vom Bismarck", sagte Peter fest und zuversichtlich, wie ein großer Peter.

Digitized by Google

Herbstdämmerung

Es ist schon spät im Jahr, die Ernte ruht,
Ich schreite durch die herbstlich stillen Lande;
Aus fernen Wäldern leuchtet grelle Glut
Bunt, wie von einem Harlekingewande.

Ein feuchter Hauch weht von den Wiesen her,
So schwelt der Rauch bei einer Opferfeier;
Ringsum der Himmel hängt tiefschwarz und schwer,
Um schlanke Birken wie ein Witwenschleier.

Mein Herz tut müde, müde Schlag um Schlag,
Der größte Schmerz war ihm ja längst beschieden;
Und wunschlos, wie er kam, geht mir der Tag
Hinüber in die Nacht, — die Nacht voll Frieden.

Thilo Kieser.

Bücherbesprechungen

Eduard Mellinghoff: **Der letzte Philosoph.** Berlin. Fussingers Verlag.

Die tierische Nachahmung ist das Kindesalter der menschlichen Sympathie, das eigentliche Wesen des Menschen ist das ausschließliche Ergebnis von Vor- und Nachahmung, den Weg zur Vollkommenheit des Individuums vermag der Mensch innerhalb der Zivilisation wohl nicht zu gehen, ohne den Horizont seiner Person durch Sympathie zu erweitern — das sind Grundgedanken des seltsamen, darstellerisch gewiß nicht unbeholfenen Buches, und mit Hilfe der experimentellen Psychologie scheinen sie, den Ansätzen im ersten Kapitel nach, erwiesen werden zu sollen. Das letztere kann man nicht zugeben: es wird nicht experimentiert, sondern philosophiert und monologisiert, und damit ist dem Buche zugleich als Kunstwerk der Stab gebrochen: es ist ein Trugschluß, zu glauben, die Wissenschaft müsse in der Überzuckerung des Romans schmackhafter sein — o nein! Die Wissenschaft verliert den Ernst der Sachlichkeit, der Roman den Reiz lebendigsten Geschehens, und das Ganze wird ein Zwitter. Die Vermischung verschiedener literarischer Gattungen ist i m m e r vom Übel!

Hans Zimmer.

Zeichnet die fünfte Kriegsanleihe!

Der Krieg ist in ein entscheidendes Stadium getreten. Die Anstrengungen der Feinde haben ihr Höchstmaß erreicht. Ihre Zahl ist noch größer geworden. Weniger als je dürfen Deutschlands Kämpfer, draußen wie drinnen, jetzt nachlassen. Noch müssen alle Kräfte, angespannt bis aufs Aeußerste, eingesetzt werden, um unerschüttert festzustehen, wie bisher, so auch im Toben des nahenden Endkampfes. Ungeheuer sind die Ansprüche, die an Deutschland gestellt werden, in jeglicher Hinsicht, aber ihnen muß genügt werden. Wir **müssen** Sieger bleiben, **schlechthin, auf jedem Gebiet,** mit den Waffen, mit der Technik, mit der Organisation, nicht zuletzt auch mit dem Gelde!

Darum darf hinter dem gewaltigen Erfolg der früheren Kriegsanleihen der der fünften nicht zurückbleiben. Mehr als die bisherigen wird sie maßgebend sein für die fernere Dauer des Krieges; auf ein finanzielles Erschlaffen Deutschlands setzt der Feind große Erwartungen. Jedes Zeichen der Erschöpfung bei uns würde seinen Mut beleben, den Krieg verlängern. Zeigen wir ihm unsere unverminderte Stärke und Entschlossenheit, an ihr müssen seine Hoffnungen zuschanden werden.

Mit Ränken und Kniffen, mit Rechtsbrüchen und Plackereien führt der Feind den Krieg, Heuchelei und Lüge sind seine Waffen. Mit harten Schlägen antwortet der Deutsche. Die Zeit ist wieder da zu neuer Tat, zu neuem Schlag. Wieder wird ganz Deutschlands Kraft und Wille aufgeboten. Keiner darf fehlen, jeder muß beitragen mit allem, was er hat und geben kann, daß die neue Kriegsanleihe werde, was sie unbedingt werden muß:

Für uns ein glorreicher Sieg, für den Feind ein vernichtender Schlag!

Inhalt des Heftes 51: Der Wille zur Flamme. Roman von Erika Riedberg — Grauen. Ein Erlebnis, erzählt von Richard Voß. — **Beiblatt:** Requiem. Gedicht von Alice Maria Heinevetter. — Wenn der Bismarck das Zwölfuhrläuten hört. Von Fritz Müller. — Herbstdämmerung. Gedicht von Thilo Kieser. Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke's Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 16. September 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Deutsche Romanzeitung
Romanbibliothek

1916 Heft 52

Erscheint wöchentlich * Preis 3½ Mk. vierteljährlich * Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen entgegen
Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober * Schriftleitung des Romanteils: Otto Jankes Verlag * Nachdruck verboten

Der Wille zur Flamme / Roman von Erika Riedberg

Schluß.

Sie ging viel aus.

Wie zu Hause war sie in der Gesellschaft. Ich habe nie so absolutes Fußfassen in verhältnismäßig kurzer Zeit beobachtet.

Ich mache Besuche. Beim Konsulat, bei der Gesandtschaft — auch ich gehe aus . . Ihretwegen . .

Ich bewege mich unter diesen vielen, fremden Menschen, die mir so gleichgültig sind, daß ich Mühe habe, mir ihre Namen zu merken.

Aber überall, wo ich eingeladen werde, gehe ich hin — treffe ich doch fast immer Marie Fels dort.

Wir begrüßen uns dann freundlich-kühl.

Und obwohl nicht die geringste Vertraulichkeit uns anzumerken ist, werden wir von vielen Augen beobachtet, denn etliche Ohren haben erlauscht, daß ich zu der schönen Frau „Du" sage.

Das Beobachten ist gegenseitig. Wie ein Spürhund wittere ich überall umher . .

Nach einem, der ihr gefährlich werden könnte.

Jedem sehe ich in das Gesicht: „Bist du es? Bist du vornehm, geistreich, seelenstark genug für sie . .?

Für Marie Fels?"

Ich tue das! Ich, der ich viele Jahre wähnte — ich allein sei der Rechte!

Ich spüre und wittere also umher, denn eines Tages mag zwischen den Bewerbern einer sein, den sie vielleicht erhört — —

Und den würde ich hassen, wie ich Georg Friedrich Bergedorf gehaßt habe.

Denn meine Liebe zu Marie ist zu meinem Leben geworden . . . Manchmal glaube ich eines andern Gefühls als dieses einen nicht mehr fähig zu sein . . Also, daß ich den Mann, dem sie sich, und diesmal wohl in Liebe, geben würde — hassen müßte.

— — — — — — — — — — —

Ich bin nun schon lange hier. Marie bleibt auf den Ton höflicher Freundlichkeit gestimmt.

Ich kann nicht viel mit ihr zusammen sein. Sie ist nachmittags da — abends dort.

Zweimal in der langen Zeit gingen wir zusammen in die Museen.

Ich war längst nicht ruhig genug, um die Weihe dieser Stätten voll auf mich wirken zu lassen.

Wir hatten viele Bekannte getroffen, und mir kam so recht zum Bewußtsein, wie berühmt sie ist.

Es ist ganz etwas anderes als sonst die Berühmtheit einer Sängerin: ganz Feines, Eigenartiges Intimes, etwas, das man so nie und nirgends sonst hören kann.

Ich leide — leide, wenn ich die Huldigungen in Männeraugen lese, ich gönne niemandem einen Blick in ihr Antlitz, einen Kuß auf ihre Hand.

Ich, der einst die Eifersucht als Merkmal einer kleinen Leidenschaft verachtete, der einst sprach: ‚Ich weiß es wohl, daß du nicht vergißt, wenn du gezwungen wurdest, Marie.'

Sie hat es nicht vergessen, mir nicht — und Bergedorf nicht.

Digitized by Google

Und was noch weiter sprach einst ich siegessicherer Tor?

‚Gewiß glaubst du, Marie, du hassest mich — aber eines Tages wirst du etwas anderes glauben müssen.‘

So ähnlich war es!

Wird dieser Tag je kommen?!

Wie gegen eine Mauer renne ich wieder und wieder gegen diese unbegreifliche, ungeheure, verrücktmachende Wandlung, die mit ihr vorgegangen ist.

Wie kann sich ein Mensch und mit ihm alle Zustände um ihn her so gegen jede Voraussetzung entwickeln?

Wie ist das möglich?

Was hat diese Frau aus sich — aus mir — aus den anderen allen gemacht!

Ich komme nicht darüber weg.

— — — — — — — — — — —

Wenn ich nur einmal einen Ton aus früherer Zeit von ihr hörte!

Es wäre Erlösung!

Wenn nur für eine halbe Stunde dies nervenzerreißende Fremdsein aufhörte!

Einmal das Lachen, das über den alten Brunnenplatz klang!

Wie früher ein Sprung auf mich zu:

‚O du gräßlicher Junge, willst du mich wohl lassen!‘

Einmal ihre Augen in funkelnden Tränen des Trotzes oder leuchtend, wie in den seltenen Minuten der schönen Sehnsucht.

Jetzt weiß ich es: In diesen seltenen Minuten hätte ich mich ihrer bemächtigen müssen!

Wäre ich zu rechter Zeit Herr in diesem verschwiegenen Gebiet geworden, so konnte sie mir nie wieder entgleiten.

Zu spät!

Ich starre die zwei Worte an . . Ja, sie müssen stehen bleiben — denn sie sind wahr, die beiden kleinen Worte!

Noch einmal also will ich es schreiben: Zu spät suche ich in ihr Wesen einzudringen — sie macht mit ruhiger Hand alle Tore vor mir zu. —

Manchmal faßt mich eine wehe Sehnsucht nach ihrer Heimat.

Ich möchte durch die alten Straßen gehen, mich auf das Becken des alten Brunnens setzen — und so zu ihrem Hause aufsehen, zu dem leeren Hause, das sie nie mehr betreten will.

Dann möchte ich die steinernen Stufen hinangehen, das Tor öffnen wie früher, die Treppe ersteigen —

Nun bin ich in ihrem Zimmer —

Ich setze mich in ihren Stuhl und blicke hinüber zu den Fenstern, wo ich einst wohnte und höher hinauf, wo Renates liebes Gesicht zu uns herblickte, wenn ich bei Marie war.

Vor ihrem kleinen Mädchenschreibtisch sitze ich und streiche kosend über jeden Gegenstand, der ihr gehörte.

Dann gehe ich wieder treppab, schaue einen Augenblick zu Markus' Arbeitszimmer hinein . . Markus, der sterben mußte, als er mich und sie vor sicherem Verderben bewahrte . . . Wirklich vor dem Verderben, denn Bergedorf und sein sauberer Diener haben an jenem Gewitterabend auf der Lauer gestanden: der eine im Park, ob ich käme, der andere drinnen: was wird die Frau tun? O pfui! Pfui!

Und dann, wenn ich in Markus' leerem Zimmer umhergeschaut habe, gehe ich auch noch durch den Heckengang zum Garten — — — Und dort — werde ich mich wohl in die lieben, altmodischen, bunten Blumen werfen — und werde weinen — weinen um Marie Fels — — die uns Nachbarkindern allen — gestorben ist.

* * *

Heute ging ich zu ihr.
Sie war allein.
Schon im Vorzimmer hörte ich ihre Harfe.
Ich blieb unter der Tür —
Und sah sie . . .
Auf einem Stuhl von Weiß und Gold saß sie . . .
In unbeschreiblich edlen Bewegungen glitten ihre Hände über die Saiten.
Sie sang:

Flatternde Schleier und Rosenduft,
Augen voll Traum und voll Märchen —
Bist du es, mein Glück?

Lächelndes Antlitz voll Götterglanz,
Botin aus sel'gen Gefilden —
Du bist es, mein Glück!

Digitized by Google

Graue Gewänder im Wegestaub,
Fliehender Schritt von der Schwelle —
Du warst es, mein Glück!

Immer dunkler, immer tiefer aus Tiefen herausholend war ihre Stimme geworden.

Niemals wieder konnte es ein so wunderbar verhauchendes und doch noch klingend klares Verschweben geben.

Ich stand und starrte und lauschte, und zitternd kam über meine Lippen ihr Name! Nur ihr Name!

„Marie! Marie!"

Es war, als könnte ich nichts anderes sagen.

„Marie! Marie!"

Sie sah mich an, nicht erstaunt. Sie mußte wohl gewußt haben, daß ich dort gestanden.

Und wie sie mich so ansah, war es mit einem Male das geliebte, vertraute Gesicht.

Ich stürze zu ihr hin, ich fasse ihre Hände — und sie gibt dem beschwörenden Druck nach — steht auf — und steht vor mir — in ihrem weißen, losen, beinahe griechischen Gewande — schön — oh — schön —!

„Marie! Marie!"

Ich bringe nichts anderes über die Lippen —

Sie lächelt — lieb und gütig, wie ich meinte — —

Erst als diese Stunde hinter mir lag, vergangen, ohne je eine Wiederholung zu finden, begriff ich, daß ihr Lächeln das schmerzliche Lächeln verglühender Leidenschaft gewesen war. —

Jetzt aber ziehe ich sie nahe an mich, sie muß den Kopf zurückbiegen, und wir sehen Auge in Auge . .

Und all meine Qual stürzt mir aus dem Herzen herauf über die Lippen . . Ich spreche, spreche und beschwöre sie:

„Marie! Marie!"

Sie hört mir zu — immer Auge in Auge.

Da frage ich:

„Sage mir, wie du so singen lerntest.

Sage mir:

Was war dein Glück?"

Da machte sie sich los, wandte sich ab und entgegnete sehr langsam:

„Zwei Fragen auf einmal — und keine werde ich beantworten."

„Du mußt! Begreife doch! Ist unser Verhältnis zueinander so zu ertragen? Es erniedrigt, foltert!

Gib mir die Hand! Laß dich zurückführen zur Vergangenheit —"

Sie unterbrach mich.

„Die Vergangenheit hat kein Glück für mich, Lothar!"

Ich bestürmte sie neu.

„So laß die Gegenwart eins sein! Laß uns jetzt, wo wir reife Menschen sind, aus Vergangenheit und Gegenwart die Zukunft schmieden."

Sie schüttelte den Kopf.

„Mit meiner Zukunft kann die Vergangenheit nichts zu tun haben. Ganz neu habe ich angefangen, ganz neue Wege gefunden.

Herrgott" — sie streckte plötzlich die nackten, schönen Arme von sich — „wie war ich froh, als ich den alten Kram endlich los war."

Ich zuckte wie unter einem Schlag, aber ich fragte ruhig:

„Und doch singst du von einem Glück, das dein gewesen. Ich will es wissen, Marie! Was war es? Und wo ist es geblieben."

Sie sah mich fest an.

„Nirgendwo war es! Und nirgendwo ist es geblieben."

„Also — daß —?"

„Also daß, was du mich singen und sagen hörst, nichts ist — als Phantasie." Ein wenig spöttisch fügte sie hinzu: „Die macht ja wohl den Künstler — die Phantasie?"

„So ist deine durch die Phantasie geschaffene Kunst dein Glück?"

„Augenblicklich bilde ich mir ein, sie füllte mich aus — das ist alles."

Sie ging fort von mir. In einem Sessel am Fenster setzte sie sich nieder.

Die weißen Falten ihres Gewandes lagen fließend auf dem Blumenteppich.

Mich packte eine Angst! Wenn auch dieses Zusammensein wieder ohne Entscheidung verging!

Wenn ich in einer Stunde, vielleicht schon in einer halben, fortgehen mußte — fester und hilfloser als je in ihren Banden.

Wenn die Qualen der Sehnsucht, der Eifer-

Digitized by Google

sucht wieder über mich herfallen würden! Keine Gewißheit! Keine Aussicht auf Befreiung!

Ich trat hart auf sie zu. Sicher war ich in diesem Augenblick fast brutal.

Ich faßte ihren herabhängenden Arm — ich glaube, ich schüttelte ihn.

„Marie, jetzt klar und bündig: Hast du mich je geliebt?"

Unter wahnsinnigem Herzklopfen wartete ich auf ihre Antwort.

Endlich kam sie — gelassen, aber doch in tieferem Ernst.

„Wenn ich es jemals tat — oder mir einbildete, es zu tun, so ist das lange her —."

Ich hielt still, ohne zu zucken ließ ich ihre Worte mein Herz zerfetzen.

Ich tat noch eine zweite Frage — ich hätte sie unterlassen sollen — sie war so gänzlich überflüssig.

Denn ich bedachte nicht die Fähigkeit der Frau, in einer Stunde den Inhalt vieler Jahre auszulöschen —

Bedachte nicht, daß ihrer Liebe das Gleichmaß fehlt, daß sie nie etwas von aller Glut gewußt hat — wenn ein Neues kommt . . .

Ich bedachte das noch nicht, denn ich liebte diese Frau zu sehr, um auch nur den Hauch eines verkleinernden Gedankens zu hegen — ich wagte nicht, sie mit dem Maß der andern zu messen....

Also fragte ich:

„Du wirst mich auch in Zukunft niemals lieben?"

Kaum waren die Worte gesprochen, so begriff ich die Torheit! Was sich noch irgendwie als Hoffnung hätte zusammenflicken lassen, war nun zerrissen.

Ich hätte warten, die Ungewißheit weiterschleppen sollen —

Alles, nur nicht fragen —

Das Fragen in der Liebe, das Herumtasten an ihr — o wie oft ist sie daran zerbrochen. . . . Und der unselige fragende Tor mit ihr.

Diese Weisheit kam mir zu spät — aber wenn ich sie auch vorher erkannt hätte, wäre wahrscheinlich die brennende Begierde, endlich meines Schicksals Gewißheit zu haben, mächtiger gewesen.

Marie hatte den Kopf in die Hand gestützt. Sie sah mich nicht an, während sie die Antwort gab.

„Nein! Auch in der Zukunft werde ich dich nicht lieben."

Als sie das gesagt hatte, blickte sie wie abwesenden Geistes vor sich hin.

Horchte sie noch einmal auf meinen Ruf aus ferner Zeit?

Fühlte sie sich noch einmal an einem Wendepunkt des Lebens? Nicht ihres Lebens allein? Ermaß sie, wie sie am Werke war, zum zweitenmal eines andern Menschen Schicksal zu zerbrechen?

Ich weiß es nicht! Denn die Frau da vor mir war mir fremd geworden — so, als wären wir nie Hand in Hand durch Straßen und Gärten der alten Stadt gegangen.

Ich weiß es nicht, aber wie sie so kühl sagte: „Auch in Zukunft werde ich dich nicht lieben —" fuhr es wie ein Blitzstrahl in mein Erkennen:

Sie liebt einen andern!

In diesen Minuten erlebte ich, was es heißt, um Fassung kämpfen und sie erringen.

Ich bändigte den wahnsinnigen Herzschlag — ich konnte sie fragen:

„Du wirst einen andern lieben können?"

Sie sprach wie versunken:

„Das glaube ich nicht."

„So wirst du dich nicht wieder verheiraten?"

„Das — glaube — ich — doch —"

„Ohne Liebe?"

„Vielleicht — ohne Liebe —"

„Mit wem?"

„Mit einem oder dem andern —"

„Und unsere Wege, Marie? Deiner und meiner?"

„Die laufen nicht zusammen, Lothar Haller."

Ich gab es noch nicht auf. Ich stand so nahe vor ihr, sie mußte den Blick zu mir heben oder ihn tief senken. . . . Sie schlug die Augen zu mir auf. . . . Meine Hand lag auf ihrer Schulter — ich beugte mich zu ihr nieder. . . .

„Marie, diese Stunde kommt nicht wieder. . . . Kein zweitesmal frage ich dich — wäge die Antwort, Marie! Rufe noch einmal alles, was war, zurück. . . . Und wenn du dann vermagst, mich gehen zu lassen und dich heute oder morgen einem andern — ohne Liebe gibst, wenn du nach deiner unglückseligen Ehe und nach dem, was du mir damit angetan hast, das vermagst, Marie, so nimmst du damit alles, was in deinem Leben gut und rein war, zurück.

Digitized by Google

Du raubst uns andern die Freude an dir. Du verdunkelst und trübst unsere ganze Vergangenheit und du wirfst unfilgbare Schatten in die Zukunft, denn du zerstörst unsere Hoffnung auf dich als auf einen verheißungsvollen Menschen."

Sie unterbrach mich:

„Kann ich was dafür, wenn ich euch verheißungsvoller erschien als ich bin? Warum seid ihr zeitlebens mit Gott weiß welchen Voraussetzungen an mich herangegangen? Verpflichten die? Ich lehne das ab.

Jedem ist das Recht auf den Zuschnitt seines Lebens gegeben — ob er das Recht sich nimmt und ausnutzt, ist seine und seiner Naturanlage Sache . . ich habe es getan, habe meine Lebensform auf meine Weise gewählt . . Eure Vorwürfe und eure Ansprüche an mich muß ich zurückweisen."

„Also daß —?" fragte ich wie zuvor — und sie antwortete gleicherweise:

„Also daß unsere Wege sich scheiden müssen. Ich kann nichts dafür, wenn ihr mich überschätzt habt."

Ganz glatt und leicht fielen die Worte von ihren Lippen . . der schöne Mund schloß sich weich und ein wenig überlegen . .

In dem Augenblick erkannte ich es: wir hatten Marie Fels tatsächlich immer überschätzt.

Niemals fand diese Frau den Weg in die Vergangenheit zurück — auch nicht den kleinsten Fetzen von ihrem schlichten, weißen Mädchenkleid wollte sie — trug doch die Gegenwart ein Prachtgewand — ein selbstgewebtes . . .

Sie ließ uns hinter sich! Wer wollte ihr das Recht dazu bestreiten?

Gewißheit! Den billigen Trost konnte ich mir aus dieser Unterredung mit heimnehmen.

Ich durfte nicht fragen!

Nun war jede Hoffnung abgeschnitten. Durch ihren endgültigen Bescheid blieb ihr volle Freiheit des Handelns: sie hatte sich ja klar und ehrlich ausgesprochen . .

Ich hatte einfach zu entsagen . .

Bis dahin ist der Weg noch weit. —

* * *

Sie hat von einer zweiten Ehe gesprochen!

Seitdem umlauere ich sie. Beobachte jeden Mann . . Es ist aufreibend und unwürdig.

Ich versuche zu arbeiten. Anfragen von wissenschaftlichen Zeitschriften kommen täglich . . ich kann nicht . . auch dieser feste Grund der Selbstachtung und Manneswürde wankt: meine Arbeitskraft ist zu Ende.

Ich beobachte also!

Seit einiger Zeit ist in der Deutschen Gesellschaft hier jemand aufgetaucht, der, glaube ich, eine Veränderung in Maries Wesen hervorgerufen hat.

Der Mann ist hübsch, in den besten Jahren, reich und heißt:

Herr von Burg.

Darüber, was er weiter noch ist, wäre nichts zu sagen — — doch: er hat einen ersten Schneider und ein wunderbar diskretes Parfüm.

Manchmal, in einer meist etwas lässig geführten Unterhaltung erwähnt er einige Semester Jura, die er studiert hat . . . Examina scheint er sich geschenkt zu haben . . Sport und Reisen waren schon zeitraubend genug . .

Dieser Mann, der etwas verschleierte, runde, braune Augen, breite Schultern und weiche, weiße Hände besitzt, der mit mehrköpfiger Dienerschaft im teuersten Hotel lebt, seine Reisen meistens im eigenen Auto macht, die Umgangsformen nicht gerade des großen, sicher aber des sehr reichen Herrn zeigt — dieser Mann bemüht sich um Marie Fels.

Und sie beachtet ihn . .

Nein! Sie bevorzugt ihn!

Ich muß ehrlich sein! Fort die Scheuklappen!

Stellung nehmen zu der neuen Wendung!

Zunächst suche ich herauszubringen, was ihr an — diesem Menschen gefallen haben kann.

Da entdecke ich denn das Merkwürdige: er hatte ihr zuerst absolut keine Aufmerksamkeit erwiesen . . Er soll sogar, als man ihm ihre Schönheit und ihr Talent gepriesen, blasiert geäußert haben:

„Was weiter! Typ geschiedene Frau!"

Das haben empörte Verehrer ihr hinterbracht!

Gewiß lächelte sie gleichgültig dazu, aber sie vergaß ihm es nicht . . Aufgehorcht hat sie —

Digitized by Google

und seine Beachtung gesucht. So kam Bedeutungsvolles in ihr Zusammentreffen.

Er war längst aufmerksam geworden.

Maries stummes Spiel sagte: „Ich werde dir schon zeigen, ob ich nur der bekannte Typ bin!"

Und er gab zurück: „Bemühen Sie sich nicht, Gnädigste — Sie sind mir wirklich nichts Neues!"

Das Gesellschaftsleben stand auf seinem Höhepunkt. Man sah sich fast allabendlich. Ich hatte wahrlich Gelegenheit zum Beobachten . . Ich tat es ehrlich — grub mir Tag für Tag, Stunde für Stunde den Dolch tiefer ins Herz.

Vieles in Maries Benehmen ward allmählich anders . . Ihre Stimme lebhafter, ihr Blick glänzender . . Sie hatte etwas vor — und was sie unternehmen wollte — galt Herrn von Burg.

Der stille Kampf zwischen ihnen war bei ihm nur noch ein leichtes Wehren, bei ihr bereits Siegesgewißheit.

Und Abend für Abend sah ich dem Spiel zu!

Dann — nachdem sie mehrere Wochen zuvor einen Ansturm von Bitten abgeschlagen hatte — gab sie ein Konzert — —

Am andern Tage war sie verlobt.

* * *

Marie Fels soll nun also Frau von Burg werden!

Ich bin ihr Jugendgenosse! Müßte ich nicht ihr Freund und Bruder werden können? Ihr Glück wünschen können? In lammfrommer Selbstlosigkeit! In heroischer Entsagung?

Man hat doch seine Ideale, seine nach den Sternen greifenden, welterobernden Vorsätze gehabt . . . Gewiß, die schönste Gelegenheit, das ewige Dichterwort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" zu verwirklichen.

Ich kann mich noch aus meiner Jugend erinnern, wie mich dieser erhabene, groß fordernde Mahnruf zu höchster Willensbereitschaft entflammte . . . Jetzt müßten einstmals beschworene Versprechungen Tat werden . . .

Denn bald wird eine irregegangene Menschenseele Hilfe nötig haben . . Und dann wird sie vielleicht — mich rufen!

Soll ich also wie ihr guter Geist bis dahin in ihrer Nähe bleiben?

Nein!

Ich habe noch Blut in den Adern . . und Willen im Herzen . .

Ich gehe!

* * *

Alles ist geordnet.

Noch einmal also: Ich gehe!

Gott sei gedankt! Ich kann es noch.

Es ist Flucht — aber eine tapfere Flucht.

Wäre ich schon damals geflohen! Markus lebte noch — und — —

Halt!

Nicht rückwärtsblicken —

Ich will nur ein Vorwärts haben. —

Ich war auf dem Wege, diese Frau zu meinem Götzen zu machen — diese schöne — nur schöne Frau! Ich war auf dem Wege zur Selbsterniedrigung —

Jetzt gehe ich!

Ich habe keine Vorwürfe für dich, Marie! Du konntest nicht anders — so sagst du . . Gleite nun hinein in dein neues Leben mit deinem kühlen Lächeln — und — das soll mein Wunsch für dich sein: auch mit einem kühlen Herzen.

Versuche es, mit diesem hübschen, leeren Mann, mit dieser lebendigen Reklame eines ersten Schneiders und moderner Körperpflege — ein Glück zu finden . .

Du hast es so gewollt —!

Ich weiche zum zweiten Male einem andern. — —

Es hat Tage gegeben an denen ich glaubte, du habest mich vom Leben abgeschnitten.

Warst du schuldlos daran?

War alles mein Versehen? Mein Irrtum?

Weil ich dich nicht lassen konnte? Oder trifft uns beide keine Schuld?

Mußten wir durch dies alles hindurch, weil unser vorherbestimmtes Schicksal es so wollte — unabänderlich aus längst gelebten Zeiten herauf gebietend?

War es der Wille zur Flamme, der uns trieb?

Dich fort von uns?

Mich dir nach?

Digitized by Google

Was soll das Grübeln!

Ich gehe!

Und ohne Groll, Marie!

So ohne Groll, daß ich kommen könnte, wenn du mich einmal rufst, Marie!

Jugend, Glück, Leidenschaft hat gelodert — und ist verzehrt —

Die Schuld hat ihren dunklen Mantel und die Reue ihr Stachelgewand um mich geworfen.

Aber den Zusammenhang mit dem Leben habe ich nicht verloren . . Gerettet habe ich die Kraft, den Willen zur Flamme zu wandeln in den Willen zur Pflicht.

Schuld ist Unglück! Was sonst noch Unglück heißt — ist Schickung.

Nimm es! Und trage es, liebe Seele!

Nie fühlte ich sicherer: Kein Ding ist ohne Sinn.

Und immer, früh oder spät kommt die Stunde, wo ich sagen werde:

Es war gut!

Ich will: dem Ganzen mich wieder angliedern —

Ich will: der Menschheit dienen mit nie ermüdender Kraft zur Hilfsbereitschaft — zum Gutsein— zum Guttun —

Die zuckende, lodernde Flamme: Leben, Liebe, Leidenschaft soll werden:

Ein stetig glühendes Feuer:

Der Wille zur Pflicht!

Zur Arbeit für die Menschheit.

Ich habe es zweimal geschrieben! Und viel häufiger muß ich es mir versprechen — denn noch muß ich mein Herz mit beiden Händen halten —

Dein Herz aber, Marie, habe ich aus meinen Händen gelassen —.

Und ohne Groll!

Denn ich liebe dich nicht mehr!

Seit du Frau von Burg werden konntest, Marie Fels, liebe ich dich nicht mehr. —

Habe ich je gewußt, welche Stärke der Entsagungsentschluß geben kann?

Hier steht es:

Ich bin wieder ein aufrechter Mensch!

Lebe wohl, Marie Fels!

Soll ich noch sagen:

Habe Dank!?"

* * *

Nun hatte es wieder offene, freundliche Fenster, das alte Haus am alten Brunnenplatz.

Drunten in den Kontorräumen beugten sich wieder die Köpfe fleißiger Männer über die Geschäftsbücher.

Im Privatarbeitszimmer der Fels saß wieder ein Chef am klobigen, vielgebrauchten Schreibtisch.

Und wie die alte Firma geblüht, so blühte nun die neue.

Die breite, schöne Treppe schreitet wieder eine junge Frau herab, und wenn ihr leichter Schritt auf dem Steinboden der Halle klingt, öffnet sich wohl die Tür zum Privatkontor — ein blonder Mann tritt auf die junge Frau zu — sie blicken sich an, stehen ein paar Herzschläge lang Hand in Hand — —

So ist noch einmal das Glück in das düstere Haus eingekehrt . . Daß es ein leises, stilles Glück ist, das ist wohl so Frau Renates Art.

Drüben im Nachbarhause ist lauteres Leben.

Nicht drunten im Bureau, wo Ludwig Hart viele Stunden des Tages einsam bei seiner Arbeit sitzt — aber droben in den Zimmern seiner guten Mutter lachen und spielen fröhliche Kinder — und mit ihnen eine Frau, der die braunen Flechten noch ganz kindlich um den hübschen Kopf liegen.

Manchmal, wenn Renate im Erker steht, sieht Ludwig von seiner Arbeit auf — und ihre Blicke begegnen sich und reden — reden —.

Und manchmal ruft dazwischen eine helle Kinderstimme:

„Tante Renate, darf ich hinüberkommen?"

Und das ist Marie Hart — Ludwigs älteste Tochter.

Es ist ein frisches, einfaches Kind. Kein Zug des Antlitzes, keine Regung ihres Wesens hat mit ihrer Namensschwester Gemeinsames — aber es ist nun dennoch eine Marie Hart drüben im Nachbarhause.

Ob Ludwig sich mit seinem Lebenslose abgefunden hat?

Wenn die Jugendfreunde zusammen sind, sprechen sie nicht davon.

Es ist wohl so, daß beide erfahren haben: Mit festem Willen und viel Verzicht kann man dem Glück eine weite Strecke entgegengehen.

Digitized by Google

Sie haben sich beide gesagt:

„Du mußt verbannen den Traum der Vergangenheit und den der Zukunft. Und dann, wenn du willst, mit geschlossenen Augen, greife hinein in die Güter der Gegenwart. Und wenn du sie so, noch mit geschlossenen Augen, hältst, fasse sie fester und fester — zwinge dich, gib dir einen Ruck — steigere dich in die Freude eines Beschenkten, Besitzenden hinein . . Wolle! Wolle!

Und wenn du dann die Augen öffnest, hältst du:

Nicht den Traum der Vergangenheit und nicht den der Zukunft — aber dennoch ein freundliches, lebenswertes Gut als Gegenwart und sicheren Besitz in deiner Hand.

Ludwig war nach und nach zu solchem Wollen erstarkt.

Seine Frau ist jung! Eine liebe, kleine Frau mit hellen, freundlichen Augen.

Wenn sie mit ihren Kindern lacht, blitzen ihre Zähne, und die Lippen sind weich und rot.

Manchmal kommt sie gelaufen und setzt sich auf seinen Schoß.

„Du! Was hast du wieder für traurige Augen? Du arbeitest zu viel! Komm mit, wir wollen hinaus! Wir und die Kinder!"

Er ließ sich wohl bereden . . Und — das Jüngste noch im Wagen, zogen sie hinaus aus der Stadt . . .

Sie ist eine liebe, kleine Frau! Und gut sorgt sie für Mann und Kinder.

So fand denn Ludwigs Herz den Frieden — wie jedes, das ehrlich an sich gearbeitet hat.

Nur manchmal im Mai, wenn das Jauchzen und Vogelsingen nicht enden will — wenn das Drängen und Blühen das Herz zum Zerspringen füllen und wie ein Rausch zu Kopf jagen will —

Wenn das Mondlicht golden vom Himmel taut, die ganze, im Werden und Vollenden fiebernde Welt in unirdischer Schönheit verklärt ist — dann fliegt wohl seine Seele auf zitternden Schwingen einmal zurück ins Märchenland der Wünsche und Verheißungen . .

Und trinkt noch einmal am Erinnerungsquell ein Glück, das Schmerz ist, und einen Schmerz, der Glück ist . . Und hört noch einmal die hehren Töne, auf die er einst sein Leben gestimmt wähnte.

Aber es ist nicht lange Mai — Nicht immer taut das Mondlicht golden vom Himmel—

Und das ist gut für Herzen, die den Frieden nicht in Erfüllung, die ihn durch Resignation fanden.

In Ludwigs Leben klingen nur schlichte Weisen . . Lieder von der Frau mit den braunen Flechten, abends voll Einfalt und Unschuld ihren Kindern gesungen — mit den verhallenden Tönen die Kleinen schon hinübergleitend in den heiligen Kinderschlaf.

Fromm und schlicht klingen die Weisen um ihn — aber Markus Fels sprach wahr: Marie hatte sein Leben in den Schatten gerückt . . . Jedoch der Frieden mag auch im Schatten wachsen. —

Sie reden beide nicht davon die Nachbarskinder, die allein noch da sind . . aber nicht ein Stückchen ihres Jugendlandes möchten sie missen, wenngleich über ihrer beider Leben nicht der Sonne strahlendste Strahlen stehen.

— — — — — — — — — — —

Den altmodischen Garten hatte Hermann Rautenberg unverändert gelassen, in der sicheren Voraussetzung, damit einen stillen Wunsch seiner Frau zu erfüllen.

Es war das Schicksal dieses Gartens, immer wieder ungepflegt und gemieden zu verwildern.

Als Renate zum erstenmal wieder mit dem rostigen Schlüssel die alte Pforte öffnete, war ihr beklommen zu Mute . .

„Ein Garten der Vergangenheit."

Auf dem breiten Mittelweg ging sie dahin; ihre Schritte waren fast lautlos, so hatte wucherndes Gras den Kies überwachsen.

Sie ging vorbei an den Hunderten von wild und kräftig blühenden bunten Blumen, vorbei an dem aus grünem Kraut glühend hervorleuchtenden Rosen . .

Die dufterfüllte Luft durchsummten zahllose Insekten — hoch oben Vogelsingen . .

Von dem Dach des Lusthäuschens hing, weit über den Vorbau herab, ein Mantel von Klematis und Glyzinien — als Renate die Stufen hinanging, schossen aus dem rankenden, blumendurchsponnenen Vorhang pfeilschnell Schwalben in das Himmelsblau hinauf.

Digitized by Google

Renate schloß auch dieses rostige Schloß auf . . Kreischend öffnete sich die Tür . . .

Alles Gerät noch auf demselben Platz . . die bunten Tassen auf den Borten . . die altmodischen Bilder an den Wänden — —

Und dort in einer Ecke an verstaubtem, verblichenem Band — Maries Laute!

Vergessen!

Wie sie alles vergessen hatte!

Heißer Schmerz durchzuckte Renates Herz. Bittere Tränen füllten ihre Augen.

Warum? Warum mußte das alles vergehen?

War es zu schön gewesen? Mußten ihre Jugendwünsche verwehen, auf daß sie an Entsagung zu starken Menschen reiften?

Lernen nur mit Tränen gefüllte Augen sich nach oben richten?

Zeigen sich dem so erhobenem Blick die Dinge dieser Welt dann erst im wahren Wert und Licht?

Wie eine Antwort auf Renates stummes Fragen trat nun durch die kreischende, langgeschlossene Pforte Hermann Rautenberg.

Und sie trocknete ihre Tränen und schritt ihm entgegen —

In tiefem Verstehen ruhten seine Augen auf ihr. Er fragte nichts . . Er schloß sie an sein Herz —

Und so in seinem Arm ging sie in Frieden und Genügen durch den Garten der Vergangenheit. — — — — — — — — — —

Gegen Abend tritt Ludwig Hart von drüben an die Hecke.

Er ist vorausgegangen — seine Frau hat noch mit den Kindern zu tun.

Fragend sieht er Renate an.

Sie versteht und nickt ihm zu.

„Nein! Es soll alles so bleiben im Garten von Marie Fels." —

Ludwig ist sehr blaß. Er hat einen schweren Tag draußen in Niederstett hinter sich.

Georg Friedrich Bergedorf hat die gesamte Fabrikanlage an eine Aktiengesellschaft verkauft, deren Interessen Ludwig Hart zu vertreten hatte.

Niederstett wird Bergedorf nicht wiedersehen. Es wird sein, als sei er dort nie Besitzer und Marie Fels die Herrin gewesen. — — — Sie stehen noch an der Hecke und sprechen hinüber — — ein wenig langsam, ein wenig versunken . .

Dann kommt die kleine, geschäftige Frau und bereitet ihrem Mann den Tee drinnen im Lusthäuschen an dem Herd seiner guten Mutter.

Und abends gehen sie zusammen heim — friedlich und ein wenig versunken.

* * *

Und friedlich geht Tag und Jahr dahin.

Alles Glück und alle Wärme, die ein guter Mensch in das Leben eines andern tragen kann, hat Renate in tiefstem Danken von ihrem Manne empfangen.

Er tat ihr wahrlich nur Liebes und kein Leides sein Leben lang — — Ja! Sein Leben lang —

Bis zu dem furchtbaren Abend, an dem Hermann Rautenberg tot in sein Haus getragen ward . .

Bei der Rettung eines Kindes vor den Rädern eines Lastwagens hatte er selbst sein Leben lassen müssen. — — —

Wer einmal den Weg von einem frischen Grabe in das nun leere Haus zurück gemacht hat, der weiß, wie schwer und lang er ist, und welche Kraft des Willens und des Herzens jeder Schritt auf ihm verlangt —

Aber was hilft es, arme Seele — er muß gegangen werden . . .

Auch Renate lernte ihn gehen, langsamen — stillen Schrittes. —

Sie blieb in dem alten Hause am alten Brunnenplatz, aus dem nun wieder das Glück gewichen war.

Sie ward dem Leben nicht fremd. Bücher und allmählich immer mehr auch die Feder wurden ihre stummen und doch beredten Freunde.

Eine zarte Schönheit ist in ihr und um sie her . . . Erlösende Töne von Leid, das leise die Augen schloß —

Digitized by Google

Bis alles wieder erwachte . . Bis der Abend kam, an dem Renate Rautenberg an ihrem Kamin sitzt und in ihrem Schoß ein Zeitungsblatt hält — —

Und die Flammen werfen flackernden Schein über einen mit breitem Trauerrand umgebenen Namen:

Marie Fels.

Und die Tür öffnet sich, und zu der sinnenden Frau tritt ihr Jugendfreund und spricht:

„Schreibe ihre Geschichte, Renate!" — —

Auch der schwere Abend ist gegangen.

Und ein anderer Abend kam . . .

Sie sitzt vor ihrem Schreibtisch. Vor ihr liegen viele engbeschriebene Blätter . . Eben hat Renate das letzte Blatt, noch frisch von Tinte, hinzugetan:

Die Geschichte der Marie Fels.

Hier in ihrem Vaterhause, in dem Zimmer ihrer Mutter ist sie geschrieben.

Was Renate miterlebte, was sie, als Marie sich von ihnen gewandt, an Geschehnissen durch die Jugendfreunde erfuhr, das hat sie aufgezeichnet —

Das letzte Wort aber gehört der Toten —

Nur sie selbst kann es sprechen.

Ihr Recht allein ist es, kund zu tun, wie sich der Wille zur Flamme im Laufe des Lebens wandelte. —

Renate nimmt ein dünnes Büchlein . . Es ist von Maries Hand geschrieben . .

Die Verstorbene hat gewünscht, daß Lothar Haller es der Jugendfreundin sende.

Renate fügt dieses Buch den vielen geschriebenen Blättern hinzu:

Und dies ist der Schluß der Geschichte der Marie Fels:

„Ein Bekenntnis."

Da steht das Wort! Sehr anspruchsvoll steht es da!

Ich könnte für die kleine Niederschrift ein schlichteres wählen — aber jemand, der nicht mehr weit bis zum Tode hat, kann noch einmal anspruchsvoll sein — sei es auch nur in der Bezeichnung dessen, was allein er noch zu sagen hat.

Ich habe heute mit einem Arzt gesprochen . .

Er ist keiner von denen, die mit beschwichtigendem Lächeln lange Rezepte verschreiben und mit liebenswürdigen, diplomatischen Worten alles verschweigen.

Man kann ihn fragen, und er spürt, ob Ehrlichkeit — und Kraft hinter der Frage steht:

„Sagen Sie mir die Wahrheit!"

Ich habe gefragt —

Und er hat geantwortet . . .

Ich weiß es also . . .

Weiß, daß mein krankes Herz nicht lange mehr mitttun wird auf dieser Welt . . .!

„So weit im Leben ist zu nah dem Tod."

Ich wollte, ich dürfte mir auch die erste Hälfte des Dichterwortes aneignen . . Ich muß mich mit der letzten begnügen:

„Zu nah dem Tod."

Ich darf nicht vorausschicken:

„So weit im Leben."

Und deshalb, weil ich verspielt habe in allem — ja — in allem, deshalb sollen diese Aufzeichnungen ein Bekenntnis heißen . .

Ich will bekennen vor meinen Jugendfreunden . .

Möchten sie's recht verstehen! Und meiner in Frieden gedenken.

Ich sehe dich, Lothar, während du diese Blätter liest: Eine Weile wirst du deinen Kopf mit beiden Händen halten, doch dann richtest du ihn empor — —. Und deine gefestigten, ein wenig harten Züge, dein herber Mund und deine ruhig blickenden Augen sagen es:

„Ich habe das nun alles hinter mir, was einst Marie Fels mir angetan."

Und du, Renate? Du Liebe, Feine, Stille?

Ich sehe Tränen in deinen sanften Augen —

Aber dann sagst du wie ein heimlich Dankgebet:

„Es ist noch alles gut geworden — mit der trotzigen Marie Fels!"

Freundin! Könntest du noch einmal hinzufügen: „Der lieben Marie Fels!"

Wirst auch du im Verstehen verzeihen, Ludwig Hart?

Wenn euch vorbeiging, was ihr für euer Glück hieltet — glaubt mir, auch die besaß es nie, die einst zu euch gehörte. — — —

Heute also, wo ich diese Blätter zu schreiben beginne, habe ich erfahren, daß ich krank — sterbenskrank bin.

Digitized by Google

Fürchte ich den Tod?

Es würde ein Kokettieren mit Seelenstärke sein, wollte ich „nein" sagen.

Ja! Ich fürchte mich durch das dunkle Tor zu schreiten, denn ich lasse hinter mir ein unbebautes Feld.

Das ist ein schlimmes Wort!

Denn mir war alles zum Pflanzen und Säen gegeben . . Ich hätte reiche Ernte halten können!

Nun ist die Zeit zur Aussaat zu kurz.

Nur einen Mahnruf kann ich hinausschicken:

„Seht an mir, wie ihr's nicht machen dürft!"

Und eine Bitte an meine Jugendfreunde:

„Vergebt . . ., daß ich euch Schmerzen bereitete."

Ob ich anders war als ihr? Ich glaube. Sicher weiß ich es nicht. Ich weiß nur: Die Dinge kommen und gehen, wie sie wollen, nicht wie sie sollen — — und sehr töricht ist es, sich als Herr seines Schicksals zu fühlen. — — — — —

Ich will da anfangen, wo Lothar Haller nach Rom kam und mich verließ — geheilt von mir, weil ich Frau von Burg geworden war!

Von dem Tag aus muß ich zurückgehen — begleitet mich, Freunde, damit ihr versteht, wie alles so kam.

Ich war zerfetzt, von Ekel bis zum Ersticken erfüllt aus meiner Ehe mit Bergedorf herausgekommen.

Ich verzweifelte und klagte nicht. Glatt, kalt und hart war ich geworden . . und wahr — gegen mich selbst.

Ich mußte mir eingestehen: Bergedorf war dem Unedlen in mir nachgegangen. Nicht mit dem Besten in meiner Natur hatte er gerechnet. Die Spekulation war geglückt — folglich mußte da sein, was er vermutet und gesucht hatte.

Gerechterweise konnte ich nicht ihm allein die Schuld zusprechen.

Nachdem die unausbleibliche Enttäuschung bald nach der Hochzeit sich in Schrecken und Ekel und dann in ein stumpfes Nichtsmehrerwarten gewandelt hatte, geriet ich in einen Zustand spöttischer Abwehr — namentlich gegen den Einfluß der früheren Freunde . . Keiner sollte wissen, wie es in mir aussah . .

Ich verstellte mich, preßte meine Natur in fremde Form . . Solch ein Zustand mußte tötend sein!

Ich floh die alte Stadt, den alten Kreis im vollen Egoismus des Selbsterhaltungstriebes . . Ich bekam keine Luft mehr! Ich erstickte! Ertrug die stumme Mahnung von Markus' Krankenlager nicht.

Wenn ich selbst weiterleben wollte, mußte ich mein Ohr dem vorwurfslosen, klagelosen Heldentum dieses Todgeweihten verschließen.

Ich stand an seinem Bett und machte mich hart: „Was kann ich dazu? Habe ich nicht gewarnt? Hüte dich, Lothar Haller!"

Was sucht ihr mich? Was quält ihr mich? Ich will euch nicht!"

So floh ich — und machte mich immer härter gegen jede Freundlichkeit, gegen jedes Erinnern.

Ich lebte in der Gesellschaft, tat befriedigt, paßte mich ihr an in einem heimlichen, spöttischen Überlegenheitsgefühl.

Ich trottete in einer bunten, schwatzenden Herde — und war herzbrechend einsam.

Hinaus war ich nun . . Wie aber kam ich hinauf?

Gab es überhaupt einen Aufstieg für mich? Nichts hatte ich geleistet, nur mich in unfruchtbarem Sehnen und bewußter Überhebung abgeschlossen — nie andern Freude — immer nur Leid gebracht.

Alles war so zwecklos — so wirr . .

Ich verlangte nach etwas, das den Tag klar machte . .

Nach etwas, das endlich aus mir herausholt, was gebunden in mir liegt und nie mich zur Ruhe kommen läßt.

Mein Ziel, ja überhaupt den Zweck meines Daseins endlich einmal scharf umrissen vor mir zu sehen, wer mir das geben könnte!

Mein Herz ward oft so weit! Ich meinte so vieles zu verstehen! Aber es ist regellos, planlos — unfruchtbar.

Und das eine: wie aus Schmerz Sünde und aus Sünde Schmerz werden, und wie dann aus beiden ein Großes: die Entsühnung von der Sünde — die Versöhnung mit dem Schmerz

Digitized by Google

hervorgehen kann — das lebte erst in meiner Vorstellung — verstanden und erfahren sollte es viel später werden.

Ich blieb also eine Dame der Gesellschaft und ließ mich feiern. —

Und die Leere gähnte! Und die Sehnsucht brannte —.

Da eines Abends zittert unter meinem Fenster Gesang durch die Nacht.

Ich horchte wie auf nie Gehörtes! Hier im Süden, wo doch die Mandolinen nicht schweigen die ganze Nacht . . wo das Singen wirbt und lockt und schluchzt und fleht die ganze Nacht . .

Dies war ein Ton, so seltsam dunkel, sehnsuchtsschwer — und ruft — und ruft—

Wie vermag eine Stimme so zu rufen?

Ich stehe verzaubert — und lausche —

Wie Wellen überwallt es mich . . Wie Licht durchströmt es mich . . In meine geöffnete, dürstende Seele gießen die Wundertöne selige Schaffenshoffnung.

Im Nebenzimmer lehnt die Harfe an der Wand — stumm seit langem —

Ich nehme sie — reiße sie an mich.

Unter meinen Händen zittern die Saiten, und aus meiner Seele zittert ein Lied — —

Und es quillt wie aus Quellen, voll und voller . .

Und es klingt wie vom Himmel goldenhell und heller . . Vielhundert hundert Töne rufen, rufen . . .

Und ich singe, singe die ganze Nacht — —

Es war eine schöne Nacht —!

Am andern Morgen war die Prosa wieder da.

Ich faßte die Sache in einer gewissen, nüchternen Energie praktisch an . . In einer fürchterlichen, von Schmutz starrenden Höhle stöberte ich einen ehemaligen Sänger auf . . verlumpt und vergessen ist er ein Lehrer ohne Gleichen.

Für etliche Lire ward er einigermaßen menschlich hergestellt — und nun ging das Arbeiten an.

Ich lernte — und ward berühmt!

Ob ich eine Künstlerin war?

Ich habe es die Menschen sagen und mich bewundern lassen — aber ich selbst wußte es besser.

Ich muß ehrlich sein im Bekennen — denn ich bin zu nah dem Tod:

Nein! Ich bin nicht weit im Leben gekommen.

Ich hatte Talent! Und zwar für etwas Besonderes. Das blendete, entzückte, ward Mode — und machte berühmt.

Erlösung brachte es nicht!

Gebunden in tiefster Seele, arm im Herzen, blieb ich ewig auf der Suche — Wonach? Ja, mein Gott, wonach habe ich denn ewig gesucht?

Wenn man das wüßte! Zur rechten Zeit! eine rechte Antwort könnte schon fast das Finden sein.

Keiner gab sie mir, und um sie aus meinem Innern zu schöpfen, war alles viel zu unklar in mir.

Niemand stand mir nahe. Ich lebte nur mir selbst. Heute mache ich mich in eitlem Selbstgenügen zu meinem eigenen Götzen — morgen steigerte sich eine leere, gräßliche Gleichgültigkeit bis zum Selbstvernichtungstrieb.

Nichts von diesen Schwankungen kam an die Oberfläche. Ich spielte die kühl reservierte, stolzbefriedigte Frau — und allmählich brauchte ich mich nicht mehr zu verstellen: ich ward wirklich, was ich zu sein schien.

Die Impulse meiner Natur bändigten Zaum und Zügel — mit etwas spöttischer, wissender Überlegenheit hielt ich sie fest in meiner Hand. Sie ruckten und zuckten nur selten; und als Lothar Haller kam, war mein ganzes äußeres Wesen wie geglättet.

Er fand eine Frau, die in nichts mehr an Marie Fels erinnerte — und eine Künstlerin.

Und abermals begann der alte Kampf.

Wie weit hier mich eine Schuld treffen kann, weiß ich nicht. Oft spreche ich mich frei.

Denn ich habe ihn nie gerufen. Ich habe ihm keine Treue gebrochen — mich band nichts an ihn, als sein eigener Wille. . . .

Wer darf mir vorwerfen, daß ich mich nicht knebeln ließ?

Ich konnte nicht die Hausfrau des Jugendgespielen in der alten, kleinen Stadt werden.

Was mich in meiner Entwicklung hemmte, mußte ich abschütteln, selbst die Menschen, die mich liebten.

Digitized by Google

Es war viel ehrliches Wollen und Streben in mir —

Aber — ich habe das Leben verspielt!

Es ward alles totgeschlagen!

Von Georg Friedrich Bergedorf!

Was ich über diese Ehe sagen kann, ist gesagt.

Sie hat mich zu der Frau gemacht, die Lothar Haller in Rom fand. —

Und sie hat mich zu Frau von Burg gemacht!

Wie das geschehen konnte?

Sehr einfach!

Herr von Burg war das vollkommene Gegenteil von allen Männern, die mich bisher umworben hatten.

Er besaß nicht Lothars anspruchsvolle, sieghafte Jugend —

Nicht Bergedorfs teuflische Schlauheit. — Wer aus dessen Händen kommt, haßt nichts so sehr als brutales Aufspüren, als verhüllte, berechnende Sinnlichkeit, versteckte Begierde. . . . Zu diesen allen stand Herr von Burg im Gegensatz.

Außerdem war er von vielen Frauen begehrt — und begehrte m i c h n i c h t!

Das stachelte! Denn ich war sehr verwöhnt, sehr gefeiert!

Man überbrachte mir seine Äußerungen über mich.

Auch die stachelten! Ich konnte sie nicht vergessen.

Nun wollte ich dem Mann, den ich sonst kaum beachtet hätte, zeigen: „So ohne weiteres als ‚Typ' bin ich nicht abzutun!"

Ich sang. —

Wir verlobten — heirateten uns!

Wir reisten. . . .

Von Land zu Land! Von Ort zu Ort.

Die Harfe mit. — —

Und wenn mein Mann mit mir prunken wollte — mußte ich singen.

Mußte?

Ja!

Habe ich je geahnt, wie absolute Seelenlosigkeit zwingen kann?

Ich habe es erfahren!

Wäre ich eine echte, vom Genius begnadete Künstlerin gewesen, so hätte mich diese Schaustellung zur Verzweiflung treiben müssen.

Ich sang also —!

Ich ließ mich hetzen. . . . Im Expreß, zu Schiff, im Auto — ich ließ mich hetzen —

Durch die halbe Welt — —

Durch die unsägliche Öde und Leere solchen Lebens. . . . Jahrelang! Jahrelang!

Dann konnte ich nicht mehr.

In Paris blieb ich buchstäblich liegen.

Mein Herz versagte.

Die Kraft zu diesem Dasein war verbraucht.

Ich lag nun still und dachte:

„Komm nur, du, mit der gesenkten Fackel!

Ich werfe dir nichts aufhaltend in den Weg.

Ich nicht — und kein anderer! Denn niemand ist um mich, der dich, du Unerbittlicher, bitten würde um eine kurze Frist —

Und ich wehre dir nicht. . . .

Erloschen ist der Wille zur Flamme: Leben! Liebe! Leidenschaft!

Komm nur, du!

Du Kühler! Du Ruhebringer!"

Allein die lebenverlängernde Wissenschaft hat es weit gebracht.

Spezialisten von Weltruf, Pillen und Pülverchen peitschten Herz, Puls und Nerven noch einmal auf.

Ich erholte mich.

In dieser Zeit fiel es meinem Gatten ein, mich malen zu lassen.

Ich widersprach nicht. Ich war in eine grenzenlose Gleichgültigkeit gesunken.

Der Künstler, dem der Auftrag gegeben wurde, war ein Deutscher.

Er kam, heftete seine Blicke auf mein Gesicht — nie im Leben habe ich eine gleiche Tiefe im Menschenauge gesehen — bestimmte, ohne auf Einsprüche zu hören, die Auffassung und die Stunde der ersten Sitzung.

Ich fand mich schweigend drein.

Als er fort war, strich ich über meine Wangen, strich an mir herunter — wie nackt kam ich mir vor. . . .

Nackt und leer. . . . Dieser Mensch mit seinen unbarmherzigen Blicken hatte mir nichts gelassen, er hatte alles aus mir herausgeholt.

Digitized by Google

Anderntags ging ich zu ihm. Eine wunderschöne Person öffnete mir die Tür.

Mit leiser, tiefer Stimme bat sie, etwas zu warten.

Lautlos ging sie hin und her, ordnete, rückte den Sessel für mich, schien genau Bescheid zu wissen.

Zuweilen streifte mich ein kurzer Blick.

Die Jugendblüte lag hinter ihr. In das bewundernde Wort: „Wie schön ist sie", mischte sich wohl schon das wehmütige: „Wie schön muß sie gewesen sein."

Ich mußte sie immerfort ansehen!

Viel Erleben! Viel Überwinden!

Wie sie jetzt die breiten Lider gesenkt, das Profil mir zugewandt, dastand, fand ich um Augen und Mund die tragischen Züge der sterbenden Meduse.

Ich konnte die Augen nicht von ihr wenden.

Ihr Leben muß Erschütterndes bergen! Es muß eine Frau sein — die — — —

Ich konnte nicht anders — ich fragte nicht eben höflich:

„Sind Sie die Frau oder — ein Modell?"

Sie sah mich aus weiten, antik geschnittenen Augenhöhlen dunkel an.

„Der Meister ist mein Jugendfreund!"

Überquellende Innigkeit, herzklopfende Dankbarkeit in dem Ton!

Seltsam klangen die Worte in meine Seele.

„Mein Jugendfreund!"

Wie ein Duft wehte es mir vorüber! Von bunten, altmodischen Blumen. . . .

Wie ein Klang von Brunnenrauschen — weit fort auf einem alten Platz — — Wie Beben! Und Klage! Und ferne, ferne Liebe!

„Mein Jugendfreund!"

Es war wie Zauberei . . .

Visionen zogen an mir vorüber — schnell und doch in durchsichtiger Klarheit, in lebendiger Wirklichkeit — —

Ein Vorhang schien zurückgezogen — ich schaute — schaute Geschehnisse — —

Ich sah auf die Frau — die fremde Frau — die das Antlitz der sterbenden Meduse trug — —

Und sah mein Spiegelbild —!

Wie war das möglich?

Bin ich so nah dem Tod, daß ich hellseherisch das Leben . . anderer Leben überblicke?

Diese Frau und ich standen in geheimnisvollem Zusammenhang . . Irgendwo, irgendwann mußten wir uns begegnet sein — —

Ich tat noch einen Schritt auf sie zu . . Fast hätte ich die Hand ausgestreckt:

„Schwester! Ich weiß — —!"

Ich brauchte nichts zu sagen — — Denn sie, die den gleichen Weg mit mir gegangen sein muß, hatte schon alles verstanden.

Nahe, nahe blickten wir uns an . .

Von den tragisch geschürzten Lippen fielen verhalten die Worte:

„Er hat mich gerettet . . Aus dem Elend . . Einst hatte ich ihn verraten —"

„Und — jetzt?"

„Diene ich ihm!"

Sie sprach das demutsvolle Wort so königlich . . .

Ich stand und starrte sie an . . Und mein krankes Herz tat harte, wehe Schläge . . .

Was brachte ihr Wort „Mein Jugendfreund" herauf!

Bäume rauschen herüber aus fernem, fernem Kinderland . .

Eine Zauberhand malt Bild um Bild . .

Im kühlen Schatten eine Bank. — Ein ganz, ganz junges Menschenpaar sitzt darauf . . Der Jüngling hält das Mädchen umfaßt . . und dann kniet er vor ihr und sagt:

„Komm, ich ziehe dir die Schuhe aus . . deine Füße sind heiß und müde. Zu weit bist du gelaufen."

Ja, mein Jugendfreund, viel, viel zu weit! Müde und heiß sind die Füße vom Weg . . und finden nimmermehr heim. —

Ich konnte die Frau mit dem tragisch-schönen Antlitz nichts mehr fragen — es war ja auch wohl alles in den paar Worten gesagt —

Der Maler trat ein.

Wie er uns so nahe beieinander fand, ging lächelndes Verstehen über seine ausdrucksvollen Züge.

Er sagte nur:

„Wir wollen anfangen."

Die Frau ging still hinaus. —

Nach Tagen fragte ich:

„Wie wird das Bild?"

„Wie das Leben Sie gemacht hat", antwortete er.

Digitized by Google

Er durchblättert meine Seele wie ein Buch —

Ich leide — und halte still . .

Und wenn ich einmal zucke und nach verhüllenden Schleiern greife, heftet er seine Augen auf mich — und ich stehe wehrlos — —

Dieses Bild wird ein Bekenntnis!

Dieses Bild wird niemals Herr von Burg bekommen —

Dieses Bild gehört meinen Jugendfreunden.

Lothar Haller gehört es . .

Mein Freispruch soll es sein!

Als die letzte Sitzung war, kam die Frau wieder herein.

Ich faßte ihre Hand und führte sie vor die Staffelei.

„Wer dazu saß — ob Sie oder ich — es ist das gleiche Schicksal da gezeichnet."

Der Maler stand neben uns.

„Nein!" sprach er. „Sie ist durch tieferes Elend gegangen . . und hat früher den Frieden gefunden."

Ich wandte mich ihm zu.

„Durch Sie?"

Er schüttelte den Kopf.

„Man kann nur den Weg zeigen, gehen muß ihn jeder allein — bis ans Ziel."

„Und wenn die Spanne Zeit nur noch — sehr kurz ist?"

Seine Augen strahlten in heiligem Feuer . .

„Sei es nur noch ein einziger Schritt — ein paar Herzschläge nur noch: Erkenntnis kommt wie ein Blitz — denn Erkenntnis kommt von Gott."

Ich habe nicht mehr gefragt.

Mir war, als müsse ich das Haupt neigen — wie damals am Einsegnungstag, als ich des alten Pfarrers Hand auf meinen Flechten fühlte.

Und er sprach:

„Gott segne und behüte dich! Gehe hin in Frieden!"

* * *

„Gehe hin in Frieden!"

Das Bild war fertig — — Und ich kränker.

Die Ärzte drängten:

„Mehr Sonne! Mehr Ruhe!"

Also Kairo!

Dort ist Lothar Haller!

Ich werde meinen Jugendfreund noch einmal sehen — —

Ich reise allein, mit einer Pflegerin.

Ich habe es so gewünscht.

Herr von Burg — mein Mann — bleibt hier . . .

Er wird meine Rückkehr hier erwarten.

Von niemandem nehme ich Abschied — nur der Freundin des Malers habe ich noch einmal die Hand gegeben — —

Sie sagte nichts — als:

„Nun gehen Sie zu ihm!"

Woher weiß sie alles?

Sie von mir?

Ich von ihr?

* * *

Glaubt mir, ihr Freunde:

Das Beste von meinem Leben ist das Sterben!

Es ist so friedensvoll, sich in der Hand eines Stärkeren — des Allerstärksten in dieser Welt zu fühlen.

Der eigene Wille und alles, was ich für Leid und Glück gehalten, fällt ab . . .

Die Sonne sinkt —

Die Schatten wachsen — .

Selig kühl nach heißer Glut!

Sterben müssen!

Es ist ein Donnerruf!

Er fällt auf das stärkste Herz wie Hammerschlag!

Er zerbricht den eisernsten Trotz!

Er schmilzt das härteste Eis!

Er macht den Wildesten demütig — und macht den Weichsten stark.

Er leuchtet mit Fackelschein über der Vergangenheit Täler und Höhen.

Und zwingt die Augen hinauf zur Ewigkeit . . .

Und lehrt Gott erkennen!

* * *

Lothar ist bei mir!

Gott, wie danke ich dir, daß meine Torheit dieses Mannes Leben nicht zerstören konnte!

Voll Größe und voll von heiligem Ernst ist er die Hoffnung und Zuflucht von jenen, die ihrer kranken Körper und ihrer wunden Seelen Not zu ihm tragen: Arzt und Priester!

Digitized by Google

Wir sprechen viel miteinander.

Oft sitzen wir auch lange schweigend . .

Hand in Hand.

Unter Ägyptens Sonne haben zwei der Nachbarskinder sich wiedergefunden . .

Kurz vor dem letzten Schritt —!

Ich habe ihm alles gesagt!

Auch von dem Maler und der tragisch-schönen Frau habe ich erzählt — und wie ich durch sie den Weg zu ihm zurückgefunden . .

In mein Jugendland.

Es war eine lange Beichte.

Denn:

Ich habe alles verkehrt gemacht.

Ich hatte viel gute Gaben empfangen . .

Und ich habe nicht eine verwandt zu eigenem und anderer Gewinn.

Ich habe verschwendet, was vielleicht die Güter der Menschheit hätte mehren können —

Ich bin über das Glück der Besten eigensüchtig hinweggegangen. —

Ich habe geblüht —

Aber keine Frucht getragen —

Ich habe keine Verantwortungspflicht erkannt und keine Hoffnung gehabt —

Ich habe Gott vergessen!

Nun liege ich still und bitte:

„So nimm denn meine Hände und führe mich —"

Durch das dunkle Tor zu dir.

Und wenn meinem Glauben an deine Verheißung Erfüllung wird — wenn ich eingehen darf zu neuem Leben —

Dort will ich's besser machen, lieber Gott!

* * *

Eines Abends hab ich noch einmal gesungen.

Sehr leise —

Lothar mußte sich nahe zu mir neigen:

„Die Dämm'rung kommt! Noch einmal lege
In meine Hand der Rose Purpurglut!
Eh' es zu spät!

Noch einmal tauche deine Seele
In tiefstem Gluten in mein Herz —
Eh' es zu spät!

Noch einmal laß zusammenlodern
All unsres Glühens Flammenschein —
Denn — es ist spät . . ."

Lothar hat alles gehört und hat alles verstanden.

Wir wissen es beide — er hat es längst erkannt, ich erst in dem letzten Schauern dieses Lebens:

Wir gehörten zusammen!

Wir mußten uns suchen durch alle Wirren und alles Irren.

Wir konnten uns verlieren eine Strecke weit . . Aber wir mußten uns wiederfinden . . Sei es auch nur, daß der eine des andern Hand im Sterben fasse — und ein Geleitwort mitgebe.

Der Ausgang ist wie der Anfang . . .

Am alten Brunnenplatz ist es —

Nur — so viel — friedensvoller — —

Eine große Stille — —

Nur fern — fern — ein Flügelrauschen.

Hoch oben in Glut und Blau — —

Ein Raubvogel?

Mit starken Schwingen zieht er stolze Kreise —

Ängstlich ducken sich die weißen Tauben am Brunnenrand — —

Jetzt fällt er herab — — durch Blau und Glut — — — Und stößt auf Lebendiges . . .

R a u b v o g e l! Was kann er dafür? — —

Ich fasse meines Jugendfreundes Hand —

Er nimmt meinen Kopf an sein Herz und sagt:

„Liebe, liebe Marie!"

Nie mehr:

„Schöne, trotzige Marie!"

Nur noch:

„Liebe, liebe Marie!"

Es ist wie ein Segnen —

So laßt — mich — einschlafen — — —

Der Wille zur Flamme ist erloschen —

Ich breite meine Hände nach dem Frieden."

* * *

Auf die letzte Seite dieses Bekenntnisses hatte Lothars Hand die Worte geschrieben:

„Durch ihr Sterben habe ich das gegenwärtige und zukünftige Leben begriffen."

Digitized by Google

Grauen / Ein Erlebnis, erzählt von Richard Voß

Schluß.

Mühsam brachte ich über die Lippen: „Was antwortete Ihre Gattin?"

„Sie sagte: ‚Das werde ich dir später erklären.'"

Und ich: „Später?"

‚Liebster Mann, ich bin bei dir!'

‚In diesem schwarzen Kleide, mit diesem schwarzen Schleier?'

‚Mein Trauerkleid.'

‚Wo du doch zu mir kamst!'

‚Bester Mann, meine Schwester starb.'

‚Verzeih. Ich bin so verwirrt, daß ich ganz vergaß. Ich bin unfähig zu denken. Deine plötzliche Erscheinung — Das ist ein dummes Wort! Dein seltsam frühes Eintreffen macht mich ganz — —' Sie können sich vorstellen, daß ich ganz benommen war, daß ich mich wie im Traum befand. Wiederum konnte ich nur stammelnd sagen: „Wie im Traum."

Zu mir selbst sagte ich: „Also hat er die Vision seiner Frau im Traum gehabt. Doch mußt du ihn bei seinem Glauben lassen. Gott sei Dank, daß er nur träumte. Ich dachte wahrhaftig schon, es sei etwas anderes, etwas Schrecklicheres. Solche Träume sind jedoch gefährlich; sie können einen Menschen wirklich um den Verstand bringen. Vollends solchen Menschen! Wäre nur erst Tag; wäre nur erst seine Frau hier! Sie wird eine traurige Ankunft haben."

Laut sagte ich: „Sie hätten, um mir diese Nachricht zu bringen, Ihre Gattin nicht verlassen sollen."

„Sie mußten es gleich hören. . . Lieber Herr, bester Freund: wir sind wieder beisammen! Keinen Tag meines Lebens trenne ich mich mehr von ihr. Das sagte ich ihr auch. Sie lächelte mich an. Auf der ganzen Welt kann nur sie so lächeln. Aber Sie werden selbst sehen. O, Sie werden sehen!"

„Und Sie, mein Teuerer, werden einsehen, wie selbstquälerisch vorhin Ihre Einbildung von dem Tode Ihrer Gattin war."

Und er voll Eifers: „Freilich, freilich! Da sie mir gelobt hatte, nicht vor mir zu sterben, so war es freilich eine ganz tolle Phantasie. Sie hatten recht, mich daran zu erinnern, daß sie gar nicht tot sein konnte. Noch dazu durch solchen brutalen Zufall: eine Katastrophe auf der Eisenbahn! Auf dem Wege zu mir! Es war von mir unglaublich töricht, mitten in der Nacht auf die Bahn zu laufen; war von Ihnen unendlich gütig, mich mitten in der Nacht zu begleiten, wirklich ein Beweis großer Freundschaft. Ich danke Ihnen von Herzen."

„Freunde haben einander nichts zu danken. Jetzt schicke ich Sie aber zu Ihrer Frau."

„Sie zog sich in ihr Schlafzimmer zurück — todmüde wie sie ist von der langen Reise. Auch ich will noch etwas ruhen. Jetzt kann ich's, da sie hier ist. Auch ich bin müde, todmüde. Das ist ein garstiges Wort. Gute Nacht, und — trotz Ihres freundschaftlichen Protestes, Dank und abermals Dank!"

Noch immer mit dem Antlitz eines Verzückten verließ er mich.

Mich aber drohte jenes gespenstische Grauen zu überfallen, welches den Mann, der soeben von mir ging, sicher sehr bald ins Irrenhaus bringen mußte, trotz der Gestalt der himmlischen Liebe an seiner Seite.

X

Viel zu erregt, um mich ein zweites Mal niederzulegen, begab ich mich hinaus in den Garten und suchte Befreiung von den sinnverwirrenden Eindrücken dieser Nacht in der Natur. Noch schimmerten an einem blassen Himmel die Sterne; noch vermochte ich Meer und Land voneinander nicht zu unterscheiden; noch herrschte jene feierliche Stille, die wir pathetisch den Frieden der Nacht nennen. Als düstere Schattenmassen erhoben sich die Bäume des Parks, der sich hinter dem Hause den Berg hinanzieht. Aber von den Bollwerken hoher, weißer Chrysanthemen längs der Wege ging ein Schein aus, daß ein fieberndes Hirn die Menge blasser Blumen für Prozessionen von, in Leichentücher gehüllter Grabentstiegener hätte halten können. So war ich denn durch den Kranken in meiner Einbildung gleichfalls erkrankt.

Durch das schwere Schweigen, das mich umfing, hörte ich von Zeit zu Zeit das Dröhnen und Donnern der Züge von Ventimiglia nach Nizza. Wie dumpfe Meeresbrandung rollte es aus der

Digitized by Google

Ferne heran. Das Brausen kam näher und näher, wurde stärker und stärker; wurde zum Getöse, entfernte sich verklang — —

Einer der nächsten Züge von der italienischen Grenze her würde die Frau des verlorenen Mannes bringen. Um ihn zu retten, hätte allerdings ihre Liebe ein Wunder vollbringen müssen. Es war dafür höchste Zeit. . .

Endlich begannen die Schatten zu schwinden Im Osten flammte eine Röte auf, dunklem Scharlach gleich. Ihr Wiederschein machte das graue Felsengestein auflodern, ließ das schwärzliche Meer erglühen, bedeckte den wolkigen Himmel mit unirdischem Glanz. Selten hatte ich das Licht, hatte ich den Tag mit solcher Erleichterung begrüßt. Er kam zu diesen wonnigen Gestaden wie ein göttlicher Sieger über die Finsternis: im Triumph ihrer himmlischen Herrlichkeit stieg die Sonne auf und leuchtete über einer Schönheit ohne Gleichen.

Gab es auf dieser hesperischen Welt wirklich Krankheit, Unglück, Sorge, Elend und den ganzen Jammer der Menschheit?

Ich hörte den Wagen, der den Baron nach der Bahn bringen sollte, durch die Allee von Ölbäumen und Palmen zum Hotel hinauffahren. Der kranke Mann schlief noch und mußte geweckt werden. Ich kehrte ins Haus zurück, pochte an seine Tür, wurde nicht gehört, öffnete leise, fand ihn fest schlafend. Bei dem Dämmer der geschlossenen Läden sah er so blaß und leidend aus, daß ich mich nicht entschließen konnte, ihn zu wecken. Also verließ ich ihn, kleidete mich zum Ausgehen an, begab mich durch das noch ruhende Haus zum Portier, dem ich mitteilte: ich wollte die Dame empfangen. Der Baron wäre in der Nacht nicht ganz wohl gewesen, man möchte ihn daher nicht stören. Dann sollte geschehen wie er geträumt hatte: er würde erwachen und an seinem Lager seinen guten Engel stehen sehen, ihn anlächelnd wie nur heilige Frauenliebe lächeln kann. Sein Erwachen würde ein so glückliches sein, daß er mir meine eigenmächtige Handlungsweise sicher verzieh.

Statt des Gatten fuhr also dessen guter Freund auf die Bahn. Ich fühlte in diesem Augenblick, daß ich in Wahrheit des Unglücklichen guter Freund war und immer bleiben würde. Unterwegs überlegte ich, was ich der Ankommenden — ich würde sie sofort erkennen — sagen wollte: Erschrecken Sie nicht, Ihr Mann ist wohl. Er wollte Sie nicht unter den vielen Menschen empfangen und schickte mich. Ich bin der und der und ich bin —"

Als dann würde ich vorbereiten, daß ihr Gatte — doch nicht so ganz wohl sei.

Auch sie würde verzeihen, daß ich den Erschöpften ruhen und erst von ihr ihn wecken ließ.

— — — — — — — — — — —

Ich war zu früh, viel zu früh, war der Erste, der kam, um einen Reisenden des Expreßzuges zu erwarten. Aber — was war das? Welche Unruhe, Verwirrung, Erregung auf der Station? Ich erkundigte mich bei einem Angestellten: — Wird der Zug Verspätung haben?

Welcher Zug?

Der Süd-Expreß von Genua her? Ein anderer Zug kommt jetzt ja nicht.

Erwartet der Herr jemand mit dem Süd-Expreß?

Eine Dame. Weshalb fragen Sie?

Weil — —

Was haben Sie? Sprechen Sie! Was ist Ihnen?

Weil der Herr mit dem Süd-Expreß jemand erwartet.

Ich schrie den Mann an:

Sprechen Sie! . . . Sie sollen sprechen!

Hoffentlich ist der Dame, die der Herr erwartet, nichts zugestoßen.

Was sollte ihr zugestoßen sein?

Es sind nämlich zwanzig Tote und sehr viel Schwerverletzte.

Ich rang nach Fassung, nach Worten:

Eine Katastrophe?

In einem Tunnel zwischen Genua und —

Das Grauen, das Grauen! Da war es, da packte es mich. Auch mich packte es.

— — — — — — — — — — —

Zwanzig Tote!

Ich wußte, daß sie darunter war. Plötzlich wußte ich's. Eine geisterhafte Stimme raunte es mir zu: Sie ist tot — tot — tot!

Ihr Gatte, der Unglückliche, der Unselige! Dieselben Worte hatte er vor wenigen Stunden zu mir gesagt: „Sie ist tot — tot — tot!"

Der Tod seiner Frau bedeutete sein Todesurteil. Aber erst nach welcher Qual an ihm vollstreckt!

Und ich würde es ihm sagen müssen: „Dein

Digitized by Google

guter Engel, dein Schutzgeist, deine Helferin und Retterin — Sie ist tot — tot — tot!"

Sein Grauen hatte es ihm angekündigt. Er hatte sie gesehen: in einer schrecklichen Finsternis am Boden liegen, in einer roten Lache mit zerquetschten Gliedmaßen. Ich hatte es für einen Traum, einen Alp, eine Fieberfantasie gehalten.

Kaum fand ich noch die Kraft, mich zu erkundigen, wann das Unglück geschehen sei? Man nannte mir die Stunde: „Kurz nach Mitternacht."

Kurz nach Mitternacht hatte er mich das erstemal geweckt.

XI.

Seit jenem Erlebnis, dafür ich keine Erklärung weiß, dafür ich keine Erklärung wissen will, welches ich lediglich mitteilte, sind Jahre verflossen. Dieses niederschreibend, befinde ich mich wieder an der Azurküste in Mentone, wieder im Hotel Alexandra. Ein Zufall fügte es, daß ich mit meiner Frau in dem Rundturm des weit über Land und Meer hinausleuchtenden Hauses Quartier fand. Wir bewohnen also jenen kleinen, kreisförmigen Salon, dessen Wände wie mit Silber überzogen sind, darin blaßblaue und rosige Blumen eingewirkt scheinen und den ich einstmal zu einem Fest mit Gewinden weißer Rosen und Kallas, diesen Totenblumen, geschmückt sah. In dem reizenden Gemach hausend, erlebe ich in der Erinnerung das damals Erlebte von neuem, und zwar mit solcher Eindringlichkeit, daß mir die Vergangenheit zur Gegenwart wurde. Um ihre Schauer zu bekämpfen, schreibe ich diese Geschichte nieder, für mich die einzige Art, die Geister, die mich bedrängen, zu bannen.

Ich erlebe wieder die Bekanntschaft mit dem Manne, mit dem durchgeistigten Leidensgesicht und den weitoffenen, hellseherischen Augen, die Entsetzen über etwas Gräßliches, Grauenvolles so unnatürlich aufgerissen zu haben scheint; erlebe wieder die helle Sternennacht, in der er mir von seinem ins Irrenhaus führenden „Grauen" sprach; erlebe wieder jene andere furchtbare Nacht, wo das Unbegreifliche, das Ungeheuerliche geschah: die Eisenbahnkatastrophe in einem Tunnel zwischen Genua und Mentone, des Kranken Vision und die Erscheinung der Verunglückten, der Toten. Wieder erlebe ich im Geist den Morgen des strahlenden Tages, an dem das Grauen auch mich packte. Und in dem nämlichen Raum, den damals zur Ankunft der geliebten Frau, die nicht mehr kommen konnte, ein Blütenfrühling erfüllte, sitze ich und schreibe dieses nieder. . .

Wie ward es hernach? . . . Ich meine, wie es ward, als ich vom Bahnhof nach dem Hotel zurückkehrte und dem Manne sagen sollte: „Sie ist tot — tot — tot!"

Mir wurde die Botschaft erspart.

Zurückkehrend fand ich das ganze Haus in Erregung. Mir wurde erzählt: „Der dänische Herr verlor den Verstand! Kaum waren Sie zur Bahn gefahren, als er mit irren Blicken, mit verzerrten Zügen gestürzt kam: wo seine Frau sei? Wir verstanden ihn nicht. Er hörte nicht auf nach seiner Frau zu fragen. Wir sagten ihm: Sie hätten ihn nicht wecken wollen und wären statt seiner auf die Bahn gefahren, um die Frau Baronin abzuholen. Er rief: seine Frau sei bereits angekommen. Sie habe mit ihm gesprochen; habe sich dann in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, weil sie von der Reise angegriffen war und ruhen wollte. Nun aber sei sie nicht da, ihr Bett unberührt. Es sei von ihr keine Spur vorhanden!

Dann brach es bei dem armen Herrn aus: Raserei, Tobsucht, eben Wahnsinn."

So sagte man mir.

— — — — — — — — — — —

Zwei Ärzte waren bei ihm. Er erkannte niemand, tobte, raste, rief beständig nach seiner Frau, schien von der ganzen Welt nichts zu wissen, als nur von seiner Frau: sie sollte zu ihm kommen! Weshalb kam sie nicht? Da sie ja doch angekommen war, wie sie ihm versprochen hatte.

Man ließ mich zu ihm. Auch mich erkannte er nicht. Nur fort und fort den Namen seiner Frau. Immer nur den einen Namen im Tone leidenschaftlicher Liebe, inbrünstigen Flehens, schmerzlichsten Sehnens, bald flüsternd, bald voller Verzweiflung im Toben des Wahnsinns. Inzwischen wurde von fremden, rohen Händen ihr blutiger Leichnam geborgen. . .

Während Wärter und Ärzte den Wahnsinnigen fortschafften, mußte ich mich um die Tote kümmern. Ich mußte mich nach der Unglücks-

Digitized by Google

stätte begeben; mußte sie nach Mentone bringen, den Blütenfrühling über ihren zermalmten Leib streuen und mit den weißen Gewinden ihren Sarg kränzen. Ich mußte mich wegen des Leichenbegängnisses mit den Verwandten in Verbindung setzen: war doch der Gatte schlimmer als tot.

Ein Bruder des Unglücklichen traf ein. Er brachte die in ihre lichte Sphäre zurückgekehrte Gestalt nach ihrer irdischen Heimat; brachte den Mann, der schlimmer als tot war, in ein Irrenhaus seines Vaterlands.

Ein einziges Mal hörte ich später von ihm. Er war noch immer schlimmer als tot.

XII.

Ich hörte jetzt von ihm: hier in Mentone, im Hotel Alexandra.

In dem damals von ihm bewohnten Zimmer las ich seinen Brief.

Seit kurzem befand er sich nicht mehr in dem Hause der lebendig Gestorbenen, war aus dieser geistigen Gruft auferstanden und bewohnte als „vollkommen Geheilter" sein einsames Waldgut. In einer deutschen Zeitung las er: ich sei in Mentone.

Gewiß wohnte ich damals in „Alexandra", wo er damals —

Wo ich damals sein Freund geworden war; ein Freund, dessen er sich nun wieder erinnerte.

Diesem guten Freunde teilte er mit, daß er mit der Toten bald vereinigt sein würde: bald vereinigt mit der geliebten Frau, die ihr Versprechen gehalten hatte und damals zu ihm nach Mentone gekommen war; bald vereinigt mit seinem angebeteten Weibe, das, durch seine heilige Liebe bereits auf Erden verklärt, sein Gelöbnis nicht gehalten hatte und vor ihm gestorben war.

Aber jetzt — obgleich ein vollkommen Geheilter — kam bald, bald die Vereinigung; denn: Vor einigen Tagen hatte er sie gesehen: Sie, die „Neunte" die letzte der gespenstischen Schwestern auf dem antiken Sarkophage in den Gärten der Villa Muti in Fraskati.

— — — — — — — — — — —

Nach Empfang dieses Briefes setzte ich mich hin und schrieb meinem Freunde. Ich schrieb bis tief in die Nacht hinein, konnte mich nicht niederlegen, fand keine Ruhe, ging hinaus, um in der sternenhellen, friedlichen, feierlichen Nacht Beruhigung meines aufgeregten Empfindens zu suchen

Es war eine Nacht, genau wie damals. Wie damals erkannte ich die Farbe der Blumen; wie damals glichen die Rabatten der hohen, weißen Crysanthemenbüsche einer Geisterprozession; wie damals stiegen die Wipfel der Eukalypten und Palmen regungslos zu dem leuchtenden Himmel des Südens empor. Und auch wie damals hörte ich das Dröhnen und Donnern der Züge von Nizza her und nach Nizza hin, aus der Richtung, aus der s i e damals eintreffen sollte. Es kam näher und näher, wurde stärker und stärker; wurde zum Sausen und Brausen wie stürmische Meeresflut, erklang ferner und ferner, schwächer und schwächer, verhallte, schwand hin.

Da plötzlich — plötzlich ein Schauer gleich dem Furchtbaren von damals, gleich dem Grauen.

Und in dem nämlichen Augenblick die Empfindung, wie Wissen so klar: „Schicke den Brief nicht ab! Der Mann, an den er gerichtet ist, erhält deinen Brief nicht mehr, kann ihn nicht mehr erhalten: Du schreibst an einen Toten.

An einen mit seiner heiligen Liebe Vereinigten."

— — — — — — — — — — —

Gleich am nächsten Morgen depeschierte ich nach Dänemark an seinen Bruder und erhielt die Mitteilung: Mein Freund war tot. In der nämlichen Nacht, da ich ihm schrieb, war er ermordet worden: auf einem nächtlichen Spaziergang, von einem entsprungenen Tollhäusler. Die Untat geschah nahe seinem Landhause auf offener Straße, an einer Stelle, wo der so schrecklich Geendete vor vielen Jahren einen Anfall seines von Sinnen bringenden Grauens gehabt hatte.

— — — — — — — — — — —

Ich habe erzählt, was geschehen ist und wofür ich keine Erklärung weiß, keine Erklärung wissen will.

Digitized by Google

Beiblatt

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Erich Janke

Wenn man an der Grenze wohnt

Das geht seit Monden so — geht Jahrelang!
Es rollt ein Zug und rollt ein Zug und weiter,
So Zug an Zug, und Menschen, Menschen,
Menschen,
Millionen Menschen fahren hin zur Front.
Das rollt und rollt die ganze Nacht hindurch
Und rast gen Westen polternd und in Hast.
Maschinen pfeifen, Räder rasseln laut.
Erregte Menschen steh'n an hellen Fenstern,
Lehnen sich weit hinaus ins dunkle Land
Und winken, winken. — Ach, wer wüßte wem!
Deutschland, gilt dirs? Oh, Leben, dir? —
Und ab und zu ertönt ein wilder Lärm,
— Tönt lauter als das Stampfen und Gerassel —
„Hurra — — Hurra!" — — Es klingt durchs
Land wie Schrein,
Von stolzen Tieren, die man eingefangen
Im Käfig hält und die ein dumpfes Ahnen
Des nahen Todes quält. Halb Jauchzen klingts,
Halb Stöhnen — die ganze Welt ein
Schrei. — — —
So rasselt Zug um Zug nach Westen
hin!

Es rollt ein Zug und rollt von Westen her
Die ganze Nacht hindurch, langsam und still.
Vorsichtig puffen die Maschinen. Gespannt
Die Bremsen sind. Verhängt die Fenster.
Dunkel der ganze Zug. Im Sternenlicht
Glänzt matt auf weißem Grund ein rotes
Kreuz. —
Das sind sie, die von Westen wiederkommen,
Das sind die Wunden, die zerschoss'nen Kranken,
Die Toten sind's, die Sterbenden! Ganz still.
Ganz still. — —
Das geht seit Monden so, geht Jahre lang:
Das rollt und rollt die ganze Nacht hindurch
Und Zug an Zug — und will nie enden!

Suse Pfeilstücker.

Blumen im Schutt / Skizze von Marie Pego

„Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
Mit schwerem Herzen, traurig und beklommen —"

Lenau, der Sänger der Wehmut, hat also fragend ein Lied begonnen, und ich glaube, es ist keiner unter uns, der nicht mit einem stillen „Ja" hat antworten müssen. Denn wer kennt sie nicht, diese namenlose, würgende Schwermut, die von der ersten Tagesstunde an, wohl als Nachwirkung eines nicht mehr im Bewußtsein haftenden Traumes, mit uns geht, über uns lagert wie ein unzerreißbarer Mantel, uns engt und drückt, unsern Blick verschleiert, unsere Tatkraft lähmt! —

Auch ich war heute zu solch einem grauen Leidenstage erwacht. Ein erschütternder Brief,

Digitized by Google

der schon während des Ankleidens bei mir eintraf, ein grauer Regenhimmel draußen, unliebsame Geschäftspapiere auf meinem Schreibtisch und dazu ein am gestrigen Abend begonnenes, im Halbschlaf noch weiter verarbeitetes Buch über das Elend in der Hausindustrie, das alles lag sich zusammen und lastete auf mir wie eine niederziehende Kette. —

Also nach dem Kaffeetrinken, das heute kaum seine sonstige erfrischende Wirkung auszuüben vermocht, zuerst ans Erledigen der Geschäftssachen. Widerstrebend nur arbeitet die Feder, ungeschickt, mißlaunig, aber am Ende liegt dieser Berg doch als überwunden hinter mir. Adresse, Marke, Stempel darauf, — und fertig, fertig. — —

Aufatmend greife ich nun zum Buche. Ich lese, blättere, vergleiche; ist es denn möglich? Kann es in nämlicher Stadt mit mir, vielleicht nur ein paar Straßen weiterhin, so namenloses, himmelschreiendes Elend geben, von dem ich nichts wußte, an dem ich täglich ahnungslos vorübergegangen bin, und mit mir Tausende?

Und doch war dieses ahnungslose Vorbeigehen leichter, schuldloser, verzeihlicher, als es von nun an mein Wissendes sein wird. Ich weiß fortan nur, um unglücklich zu sein, mitschuldig und trotzdem machtlos, denn was kann mein Scherflein nützen dem unermeßlichen Jammer gegenüber? Zu meinen entsetzten Augen reden die Zahlen der Statistiken, und das Hirn will nicht begreifen, was diese Zahlenreihen ihm sagen. Stöhnend verberge ich das Gesicht in den Händen, stehe endlich langsam auf und trete an's Fenster. Ablenkung will ich suchen bei den Bildern der Straße.

Aber selbst in dieser Vormittagsstunde des regsten Verkehrs liegt der Fußsteig fast verödet. Aus grauem Himmel rieselt es fein und unablässig hernieder in die schon vom Regen der Nacht gebildeten Pfützen. Die Dachrinnen plaudern und brodeln von Überfluß, der Wind schlägt den Bäumen das tropfende Naß von den noch laublosen Zweigen, und das arme Federvolk der Spatzen plustert und schüttelt sich, schimpft ein Weniges, hüpft, und pickt hier und dort, ohne doch recht etwas für den hungrigen Magen zu finden.

Alles wird mir heute zum vergleichenden Bild, der übellaunige Sperling zum murrenden Proletarier, der die Ungerechtigkeit des Reichen anklagt, die ihn darben und frieren lasse, und nur die bunten, belustigenden Ziervögel zum eigenen Vergnügen mit Trank und Speis' und Wohnung labt.

Jetzt rattert schwerfällig, Haus bei Haus stille haltend, der Aschenwagen heran. Ein magerer Gaul, sorgsam mit einer verschossenen Decke überbreitet, zieht das Gefährt steifbeinig, stumpfsinnig durch den spritzenden Kot. Ihm zur Seite schreitet der junge Knecht, in blauem Kittel und Stulpenstiefeln, bis auf die Haut durchnäßt. Bei jedem Hause greift er nach dem am Straßenrand aufgestellten Abfalleimer, schwingt sie hoch empor und stürzt den staubenden Kehricht auf seinen schon halb gefüllten Wagen.

Kopfschüttelnd betrachte ich mir den jugendlichen Menschen. Menschen? Ach, ist denn das ein menschenwürdiges Werk? So in der Kraft frischer Jugend dahinschlendern neben dem trottenden Gaul, Straße hin, Straße her, und als Ergebnis den Abhub der Häuser mit sich führen? Aufgeweckt und munter scheint mir des Mannes Gesicht. Warum lernte er nichts Besseres, warum ließ man es ihn nicht lernen? Sicher, wenn er in einem Erdgeschoß geboren worden wäre, anstatt unter dem Dach, er säße heute auf einer Universität, oder in einem sauberen, behaglichen Kontor, oder, wenn er eben Freiluft und Sonne liebte, in irgendeinem wirtschaftlichen Betriebe.

Jetzt ist er an meinem Hause angelangt, nimmt meinen eigenen Eimer zur Hand. Mit gewohnheitsmäßigem Schwung entleert er ihn, stellt ihn zurück, will seinem Pferde das ermunternde „Hü-o" zurufen, da hält er inne, stutzt, tritt ganz nahe an den Wagen heran.

Mit spitzen Fingern zieht er etwas halb unter dem Kehricht Begrabenes hervor, etwas blau oder lila Farbenes, — eine Blume. Und sofort weiß ich auch, was es ist: Zwei Fliederdolden sind's, die ich heute früh als welk und nicht mehr des Aufstellens wert in's Abfallfaß geworfen.

Er aber, der junge Mensch, mit dem munterpfiffigen Gesicht, hält sie zwischen den Fingern wie eine Kostbarkeit, staubt sie sorgsam ab mit seinem groben, roten Taschentuch und steckt dann den einen Büschel seinem Pferd, der alten, gramvollen Mähre, liebevoll zuredend hinter das rechte Ohr. Wohin aber jetzt mit dem zweiten? Doch er weiß schon Rat. Geschwind den Hut herunter, den regendurchweichten, schäbigen Filz und die Dolde unter das Band geschoben.

Stolz hält er sein Werk einen Augenblick bewundernd vor sich hin, dann, seiner Pflicht gedenkend, stülpt er den Hut wieder auf, schnalzt antreibend mit der Zunge und stapfend geht's weiter, stapfend und pfeifend. Der helle Ton dringt vernehmlich zu mir herauf, der eine Fliederbüschel nickt hinter des Pferdes Ohr, der andere auf seines Herrn Hut, und ich schaue dem Gespann nach, lächle und schüttle wiederum den Kopf; diesmal jedoch über mich selber.

Da hab' ich nun bemitleidet, Pläne entworfen, dem Schicksal gegrollt, und unterdessen zeigt mir der, dem mein Mitleid galt, wie Unverwöhntheit und schlichter Sinn Blumen findet im Schutt, — Blumen, die der Überfluß verworfen.

Digitized by Google

Meine Träume

Meiner Träume stolze Scharen,
Flogen mutig himmelan.
Zu der Ferne seliger Sterne,
Segelte ihr bunter Kahn.

Eine Insel, ernst und düster,
Liegt im weiten Ozean,
Still, verlassen . . . Felsenmassen,
Ragen drohend himmelan.

Ach, und meiner bunten Träume
Leichte Schar ward dort gebannt.
Aus der Tiefe klangs, als riefe
Selige Sehnsucht sie ans Land.

Die Sirenenlieder schwiegen.
Grauen wohnt im düstern Hain
Und Vergessen . . . die Zypressen,
Wiegen tote Liebe ein.

Meiner Träume blasse Schatten,
Schauen einsam himmelan.
In der Ferne seliger Sterne,
Landet nimmermehr ihr Kahn.

Gg. Ph. Pfeiffer.

Vermischtes

Die Heimat der Eisenindustrie. Wer jemals tiefer in das indische Dschungel einzudringen Gelegenheit haben sollte, dem werden häufig genug gewaltige Schlackenhalden auffallen, die oft quadratkilometerweit den Boden decken und sich wohl schon Jahrtausende in diesem Zustande befinden mögen. Der geradezu unheimliche Tropenwuchs hat sie überwuchert. Die Stille des Todes brütet über ihnen. Und nur Tiger und Schlangen bewegen sich nun über die Stellen, da einst zahlreiche, längst vermoderte Hände tätig waren. Dennoch sprechen diese Schlackenhalden, in denen man bei näherem Zusehen Rückstände einer uralten Eisenindustrie feststellen kann, eine gar beredte Sprache. Es ist schon so: „Wenn Menschen schweigen, werden die Steine schreien!"

Es gab eine Zeit, in der man die Anfänge aller und jeder Kultur nach Ägypten und China verlegen zu müssen glaubte. Neuere Forschungen aber haben ergeben, daß das nicht richtig ist. Und bei der Eisenindustrie nun schon ganz und gar nicht! Die ersten Inschriften, die sich mit dieser befassen, stammen aus der Zeit Thutmosis III. Es sind das mit Eisen gefüllte Gefäße, die die Feldherren dieses Herrschers als „Kriegsbeute" heimbrachten. Das gibt zu denken! Als Kriegsbeute ist das erste Eisen nach Ägypten gelangt. Nicht im Lande gewonnen. Kann es auch nicht sein! Denn Ägypten war von je ein eisenarmes Land. Und daher stellte auch gerade diese Kriegsbeute eine besondere Kostbarkeit dar.

Auch China kann als Ursprungland der Eisenindustrie nicht in Frage kommen. Denn es steht fest, daß hier das Eisen etwa zu derselben Zeit wie in Ägypten Eingang fand.

Zweifellos ist nun Indien die Heimat aller und jeder Eisenindustrie. Hier ist sie unbedingt uralt. Schon die Gesänge der Rigveda, die einer Zeit entstammen, da die Arier noch in dem Fünfstromlande siedelten, berichten, daß diese das Eisen bereits zu Waffen benutzten. (Indras Speer und Donnerkeil.) Das setzt aber bereits eine hochentwickelte Industrie voraus. Und schon der Umstand, daß das Sanskritwort „Ajas" unzweifelhaft mit dem altgothischen „Ais", woraus später „Eisen" wurde, zusammenhängt, bestätigt die Annahme, daß die indogermanischen Stämme schon vor ihrer Trennung das Eisen benutzt haben.

Von den alten Ariern gelangte dann die Kenntnis der Eisenbearbeitung zu den Ägyptern, nach China, zu den Babyloniern, Assyrern, Medern und Persern. Von diesen Völkern sind sowohl Funde, als auch Inschriften auf uns gekommen, die da bezeugen, wie das Eisen auch zum Palastbau und zu der Anfertigung der Streitwagen diente. Wohl durch die Vermittlung der Phönizier gelangte das Eisen schließlich auch zu den europäischen Kulturstaaten und zunächst nach Griechenland.

Am bewunderungswürdigsten ist an der alten indischen Eisenindustrie aber der Umstand, daß auch Schmiedestücke von derartig ungeheuren, staunenswerten Dimensionen geschaffen wurden, wie sie heute, im Zeitalter des Dampfes nur in ganz großen Werken unter Benutzung von Dampfhämmern hergestellt werden können.

Den größten, bis auf unsere Zeit erhaltenen Überrest altindischer Eisenindustrie stellt die Kutubsäule in der Nähe von Delhi dar. Bei einem Gewicht von 6000 Kilogramm besteht sie, wie die Analyse ergab, noch dazu aus fast chemisch reinem Eisen, also aus einer Eisensorte, die wir, trotz unserer bedeutenden, chemischen Kenntnisse, heute nicht mehr hüttenmäßig herzustellen vermögen.

Um heute chemisch reines Eisen herzustellen, bleibt uns nur der Weg des Niederschlages aus einer Eisensalzlösung mit Hilfe des elektrischen Stromes. Derartig chemisch reines Eisen widersteht der Luft durchaus und oxydiert (rostet) daher niemals. In Übereinstimmung mit dieser in der Neuzeit gemachten Erfahrung zeigt denn auch die alte Säule, die laut einer alten Inschrift aus dem 9. Jahrhundert v. Chr. stammt, noch heute keine Spur von Rost.

Auch die Herstellung des Gußstahles war den alten Indern gut genug bekannt, derselben Metallform, die heute bei der Geschützfabrikation eine so große Rolle spielt. Indische Grabstätten, die ein Alter von 3000 Jahren aufweisen, enthalten Geräte aus derartigem Stoff.

Bis in das Mittelalter hinein blühte die indische Eisenindustrie. Dann geriet sie mehr und mehr in Verfall, bis endlich heute nur noch ein spärlicher Rest der einstigen Größe übrig geblieben ist. Immerhin machten sich Anzeichen bemerkbar, daß man die noch ungehobenen Millionen, die sozusagen auf der Straße liegen, nicht länger unverwendet lassen will. An Eisen ist in Indien wahrlich kein Mangel, selbst nicht an gutem, leicht verhüttbarem Erz. Und es klingt sonderbar, daß dieses fast zu Tage liegende Erz billiger zu haben ist als Kalkstein, den man erst brechen muß. Aber es ist so! Da nun auch die Kohle billig ist, und mehr als ge-

Digitized by Google

nügend Arbeitskräfte vorhanden sind, haben gut geleitete Eisen- und Stahlwerke in Indien eine große Zukunft.

Bei all ihrer Piratenschlauheit sind die Engländer dennoch furchtbare Esel gewesen. Ansonsten hätten sie vor allen Dingen einmal den heimischen Industrien aufgeholfen. Und es gibt deren noch andere, als lediglich die Eisenindustrie. Milliarden wären zu verdienen gewesen. Nun, vielleicht bleibt deutschem Kapital vorbehalten, gut zu machen, was England sündigte.

Im Kleinen hat ja die Eisenindustrie in Indien nie aufgehört. Dafür sorgt schon die Nachfrage nach eisernen Spitzen, die, wie zu Zeiten Akbar Johans, des Großmoguls, auch heute noch für die Hauptwaffe der Inder, den Pfeil, benötigt werden. Aber auch Messer und vor allen Dingen „Tigeräxte" werden in ganz vorzüglicher Ausführung hergestellt, sowohl was die Güte des von einfachen Schmieden hergestellten Stahles, als auch, was die Bearbeitung anbetrifft.

Jeder Schmied in Indien schmilzt sein Eisen selbst und stellt auch selbst seinen Stahl her. Die Einrichtung seines Schmelzofens ist mehr als primitiv. Ein ganz einfaches, zylindrisches Gemäuer von etwa 1¼ Meter Höhe mit einem unteren Durchmesser von 70 Zentimetern ist von einem schornsteinartigen 10 bis 15 Zentimeter weiten Schacht durchzogen, der seitwärts am Boden mündet. Holzkohle, selbstgebrannter Kalk, Dolomit, Mangan und das zu schmelzende Eisenerz stehen dem Schmied jederzeit zur Verfügung. Der Ofen wird beschickt, bleibt sich einige Tage selber überlassen. Und fertig ist die Geschichte.

Zu einer weiteren Bearbeitung des gewonnenen Produktes braucht der Schmied ein Gebläse. Auch das stellt er selber her. Zwei dünne, gabelförmig liegende Balken dienen als Trittbretter für die Füße irgendeines Sprößlings des Schmiedes, egal, ob Knabe oder Mädchen. Wo die Balken zusammenlaufen, werden sie von kunstlosen Scharnieren gehalten. An ihren anderen Enden sind Schnüre befestigt, die über eine Rolle laufen und ein Steingewicht tragen, daß, je nachdem der Junge einen Balken niedertritt, den korrespondierenden hochzieht. Unter den Balken lagern Schweinsblasen, deren Blasrohre in ein meist aus einem gerollten Stück Blech hergestelltes Rohr münden und so abwechselnd — je nachdem rechts oder links getreten wird, — dort Luft hineintreiben, die die glimmenden Kohlen anbläst.

Das ist Indiens heutige Eisenindustrie!

Man lache aber nun nicht etwa! Mit diesen primitivsten Werkzeugen fertigen die Dschungelschmiede Messer und Säbelklingen, daß einem das Herz im Leibe lacht, so man sie verwendet!

Hut ab vor diesen Schmieden!

Also: Kapital nach Indien. Das Genie befindet sich längst an Ort und Stelle! Albert G. Krüger.

✱ Bücherbesprechungen ✱

Ulrich Amstutz: **Hintergaß-Lente im Kriegsjahr 1914.** Zürich. Art. Institut. Orell Füßli. 2 M.

Amstutz bezeichnet die drei Novellen, die er zu diesem uns vom Verlag in einladend handlichem Format dargebotenen Buche zusammengefaßt hat, selbst als „anspruchslose Geschichten". In der Tat sind die Schicksale, die hier geschildert werden, wenigstens an dem großen Weltgeschehen gemessen, dem sie entspringen, oder mit dem sie in Zusammenhang stehen, nicht eben allzu belangvoll, aber das raubt dem Werkchen nichts von seinem beträchtlichen Werte. Dieser Wert liegt, kurz ausgedrückt, darin, daß der Verfasser eine Persönlichkeit ist. Nicht bloß darin spricht sich das aus, daß er selbst da, wo die Ereignisse dunkle Schatten werfen, durch einen tröstlich klärenden Humor einen künstlerischen Ausgleich herbeizuführen weiß, sondern mehr noch darin, daß er überall seine schweizerische Eigenart knorrig und herb, aber auch urfrisch und mit kecker Bestimmtheit zur Geltung bringt. Am ehesten wäre ihm in dieser Beziehung vielleicht nur in Rücksicht auf die sprachliche Eigenart seiner Darstellung ein größeres Maßhalten anzuraten; Ausdrücke wie: sie „beinelte" in die Kammer, er „schlarperte" nähen, werden wenigstens reichsdeutsche Leser einigermaßen befremden.

Zur freundlichen Beachtung!

Unseren verehrlichen Abonnenten zur gefälligen Nachricht, daß mit Heft 52 das vierte Vierteljahr des 53. Jahrgangs der „Deutschen Romanzeitung" schließt.

Für das erste Vierteljahr des 54. Jahrgangs (Oktober — Dezember) sind unter anderem folgende neue Romane vorgesehen:

Herd und Schwert von Fritz Skowronnek.
Der Walzerkönig von Frhr. v. Schlicht.

Auf diese zeitgemäßen und höchst spannenden Romane möchten wir unsere verehrten Leser besonders hinweisen.

Neu hinzutretenden Abonnenten werden die Nummern der bereits begonnenen Romane auf Wunsch kostenfrei nachgeliefert.

Verlag der Deutschen Romanzeitung.

Inhalt des Heftes 52: Der Wille zur Flamme. Roman von Erika Riedberg. (Schluß). — Grauen. Ein Erlebnis, erzählt von Richard Voß. (Schluß). — **Beiblatt:** Wenn man an der Grenze wohnt. Gedicht von Suse Pfeilstücker. — Blumen im Schutt. Skizze von Marie Pego. — Meine Träume. Gedicht von Gg. Ph. Pfeiffer. Vermischtes. — Bücherbesprechungen.

Verantwortlich für die Leitung des Romanteils: Otto Janke Verlag, Berlin; für das Beiblatt: Dr. Erich Janke, Berlin; Verlag v. Otto Janke. Ausgegeben am 23. September 1916. — Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H., Berlin SW 61.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 128 962 672

AP30
D378
53
pt.3-4

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google